THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
805
MAG
V.153-54

The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

JUL - 8 1971

L161—O-1096

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Gegründet von Joseph Lehmann 1831.

Erscheint am Anfange eines jeden Monats.
Abonnementspreis 6 Mk. pro Jahr

Zugleich Fortsetzung der Monatsblätter für deutsche Literatur.
Verlag von OTTO DREYER. Redigiert von Dr. EDUARD LOEWENTHAL.
BERLIN W. 57, KURFÜRSTENSTRASSE 19. — FERNSPRECHER AMT VI, No. 8883 und 9895.

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile o. deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt

Nummer 1 | Oktober 1906 | 77. Jahrgang

Auf den Pfaden von Jules Verne.

Die wissenschaftlich-didaktischen Romane bezw. Phantasie-Produkte des französischen Romanciers Jules Verne haben neuerdings auch in Deutschland eine Nachahmung oder in gewissem Sinne eine Weiterentwickelung aufzuweisen, und zwar in den neueren Schriften von Paul Scheerbart.

Jules Verne's Schriften „Voyage à la lune“ (Reise nach dem Mond), „Autour de la lune“ (Rings um den Mond), „Voyage au centre de la terre“ (Reise nach dem Mittelpunkt der Erde), „Vingt mille lieues sous les mers“ (Zwanzigtausend Meilen unter den Meerestiefen) — alle diese Schriften beschäftigen sich trotz ihrer phantastischen Einkleidung zumeist mit mathematisch-physikalischen Fragen von nicht allzu grosser Tragweite.

Ganz anders ist dies bei Paul Scheerbart. Dieser gewährt einerseits der Phantasie womöglich noch mehr Spielraum, als Jules Verne, hat aber dabei mehr philosophische kosmologische und ethische Ziele im Auge, wie dies dem deutschen Charakter entspricht. Von den bezüglichen Scheerbart'schen Schriften ist hier zu erwähnen: „Die wilde Jagd“, worin der Tanz von Tausenden von Sonnen und Kometen geschildert wird, was auch in der astralen Pantomime „Kometentanz“ (Leipzig, Insel-Verlag) der Fall ist. Die Hauptpersonen irdischer Art in dieser astralen Pantomime sind ein König und seine zweite Gemahlin, eine Zofe, ein Dichter, eine lustige Person und ein Scharfrichter. Es ist dabei im wesentlichen auf eine Persiflage gewisser irdischer Verhältnisse abgesehen. — Sehr interessant ist der Scheerbart'sche Mondroman „Die grosse Revolution“ (Leipzig, Insel-Verlag). Das Wesen der Mondbewohner, ihre wissenschaftlichen und kulturellen Anschauungen, sowie besonders ihre Stellungnahme zur Erde und ihren Lebensverhältnissen sind recht anziehend dargestellt. Die grosse Revolution besteht darin, dass die einseitigen Erdfreunde von den Weltfreunden energisch bekämpft und schliesslich besiegt werden. Die Erweiterung ihres Wissens erwarten die Mondbewohner hauptsächlich von Erlangung möglichst grosser Teleskope. Einer ihrer fortschrittlichen Redner lässt sich in dieser Hinsicht wie folgt vernehmen: „Wir haben einen Blick in kosmische Verhältnisse getan, die unserem Vorstellungsvermögen kaum näher zu bringen sind. . . . Wir sehen, dass sich die Sternmasse des Lanzennebels gewöhnlich als etwas Einheitliches und Ganzes präsentiert. Und mit fabelhafter Geschwindigkeit gelingt es diesem Ganzen sich plötzlich in Millionen — ja wohl auch in Billionen und mehr Teile zu teilen. Hieraus erkennen wir, dass dieser Nebelfleck noch mehr als ein Doppelleben führen kann, — er kann plötzlich ein trillionenfaches Leben führen. . . . Hier bietet sich uns die höchst komplizierte Natur der astralen Lebewesen in den allergrössten Dimensionen dar. . . Wir hätten allenfalls zu beklagen, dass uns nicht viel, viel grössere Teleskope zur Verfügung stehen. Ich erhebe daher noch einmal meine Stimme und bitte die Versammelten, mit Ernst und Eifer an das grosse Teleskop der Zukunft zu denken, das die Länge des Monddurchmessers erhalten soll.“

Ein näheres Eingehen auf den Scheerbart'schen Mondroman müssen wir uns hier versagen. Was aber den Wert dieser und anderer Arbeiten des genannten Autors betrifft, so verdient er weit besser eingeschätzt zu werden, als es bisher seitens der kritischen Pressorgane geschehen ist. Scheerbart führt die deutsche Belletristik über den Rahmen abgedroschenen Gesellschaftsklatsches, sowie über die Kleinlichkeiten und Kläglichkeiten des Erdenlebens mit seinen erotischen Abwegen und Illusionen weit hinaus auf die Bahnen des kosmisch-intermundanen Lebens. Hier winken unserem Dichten und Denken die neuen Ideale, denen wir zuzustreben haben, wie solches von dem Unterzeichneten bereits in seiner Schrift „Die Fulgurogenesis und die Kulturziele der Menschheit (Berlin, E. Ebering, 1902) betont worden ist.

Mit intermundanen Beziehungen beschäftigt sich auch ein bei C. J. E. Volckmann in Rostock erschienenes Buch, welches betitelt ist: „Passyrion über Deutschland, Beobachtungen und Kritiken eines Marsbewohners“. Aus dem Marsischen übersetzt von Intrus. — Hier lernen wir allerdings nichts von fremden Weltkörpern kennen, sondern nur das Urteil eines angeblichen Marsbewohners über Deutschland. Dieses Urteil ist niedergelegt in Vorlesungen, welche Professor Passyrion im Jahre 3220 der marsischen Zeitrechnung (1901 der unserigen) in der grossen Vortragshalle zu Espatoli auf dem Mars gehalten hat. Die Vorträge dieses Professors vom Mars enthalten für uns Erdenmenschen viel Anregendes und wir Deutsche insbesondere werden die Ausführungen Passyrions mit Interesse lesen, wenn sie auch nicht im Mars ihren Ausgangspunkt haben.

In der Einleitung zu seinen Vorlesungen sagt Passyrion: „Dort auf Zooris (auf der Erde) radebrechen viele Leute bei ihren sog. Vorträgen ihr Zeug hervor, quälen sich unter sichtlich schmerzhaften Körperverrenkungen und peinvoller Nonchalance zu einem Fluss der Rede, der naturgemäss bei wissenschaftlichen Dingen in freiem Vortrag kein Fluss sein kann, wenn sich das Vorgetragene aus dem ganz niedrigen Niveau einer leeren Wortmacherei oder alltäglichster Gemeinplätze erheben soll. Nicht der Vortragende, sondern der Zuhörer sollte sich für derartige Darbietungen bezahlen lassen, denn man lebt beim Anhören derselben in permanenter Angst und Sorge, dass der Redner stecken bleiben könne. . . . Ein richtiges

Zuhören und Verstehen kann da schon aus diesem äusserlichen Grunde nicht aufkommen. Und nun der Text des Vortrages selbst! Plattheiten, Selbstverständlichkeiten, Witzworte etc. müssen gewöhnlich über die Hohlheit der Redewendungen hinwegtäuschen."

Passyrion berichtet weiterhin über seine Reise vom Mars nach der Erde und seinen auf dieser gemachten Wahrnehmungen. Die irdischen Zustände werden dabei in unbefangenster Weise kritisiert. Die Markierung dieser Unbefangenheit ist es selbstverständlich, die den Autor veranlasste, durch den Mund eines Marsbewohners zu sprechen. Er spricht von Menschentum und Tierheit, von der Rückständigkeit der Erdmenschen, von ihrem Wohnungswesen, ihrem Reisen, von Sittlichkeit und Frauenrecht, von den Grossstädten, ihren Strassen und ihrem Verkehr, von Kleidung und Mode, von Fleischnahrung und Gesundheit, von sozialer Not und Sozialdemokratie, von Erziehung zum Recht, von Misère und Kapitalismus, von Wahrheit und Kulturfortschritt etc. Besonders charakteristisch und treffend sind die Auslassungen Passyrions über Fr. Nietzsche, den er offenbar im Auge hat in dem Abschnitt „Philosophastra und Kulturziel". Da heisst es: „Es ist dort (in Deutschland) ein Schriftsteller aufgetreten, welcher in möglichst origineller, prophetenhafter Sprechweise und in Anlehnung an menschenfeindliche Vorläufer folgende Verkehrtheiten und ebenso religions- wie kulturwidrige Ausgeburten einer rückständigen Philosophie lehrte: Die religiöse Moral ist die Moral der Schwachen; sie liegt in deren Interesse. Aber aus Gründen der Fortentwicklung der Menschlichkeit müsse sie bekämpft und ausgerottet werden, sie ist den Starken hinderlich. Das Ziel der Entwicklung wie auch ihr Weg ist die Herausbildung von Uebermenschen, von Riesen, von rücksichtslosen Ungeheuern. Soll die Kultur wachsen, so muss der Mensch wieder barbarisch werden. . . . Dass es ausser der Welt des tierischen Kampfes ums Dasein eine spezifisch menschliche Entwicklung, ein schönes, von besonderen geistigen Kräften getragenes Menschheitsziel, ein Reich des Rechtes gibt, ist Unsinn. — Also sprachen Philosophastra und seine Anhänger . . . . und die gemeine Utilar-Gesinnung, der niedrigste Nutzen wurde bei vielen Tonangebenden die herrschende Parole."

Nachdem Passyrion die „modernen" Torheiten zur Genüge gegeisselt hat, sagt er am Schlusse: „Der lichte Tag der neuen Schöpfung, an welchem die Menschheit die Schlacken des Tierwesens abstreift und sie sich das Reich des eigentlichen echten Daseins konstituiert, ist noch nicht angebrochen. Das schöne Blütenalter der Menschennatur zeigt sich erst an fernen Horizonten, dort, wohin die grossen Vertreter der künftigen zoorischen (irdischen) Kultur vorausgegangen sind, wo sie untertauchten im Rosenlichte der Zukunft, nicht in der Vergangenheit, wie es scheinen möchte."

Wie man sieht, ist der Geist, in dem das in Rede stehende Buch geschrieben ist, der Geist wahren Fortschrittes, der sich durch die Trugbilder der modernen Scheinkultur nicht beirren lässt. Dr. Ed. Loewenthal.

Zu unserer Umfrage

bezüglich des Unterschiedes der modernen Dichtung von der unserer klassischen Dichter erhalten wir von Carl Poll (Dr. L. Scheiner)-Wien, als weitere Antwort das nachfolgende Gedicht:

Die Moderne.

> Alles wiederholt sich nur im Leben,
> Ewig jung ist nur die Phantasie.
> Was sich nie und nirgends hat begeben,
> Das allein veraltet nie!
> Schiller.

Ob die Schule auch der Neologen,
Auf des Augenblicks Erfolg bedacht,
Unsrer Muse völlig sich entzogen,
Wohl als abgetan sie auch verlacht;
Was der Herren souveränes Schalten
Uns geboten nun so manches Jahr,
Nur ein Abklatsch ist es von Gestalten,
Die da sind und waren immerdar;
Neues werden nimmer sie uns geben,
Alles wiederholt sich nur im Leben.

Wie der Trinker, Lust sich zu erregen,
Voll Begier zum Fusel endlich greift,
Lassen wir die Sinne uns bewegen
Durch Gebilde, die der Brodem reift.
Doch wie unser Anteil leicht erkaltet
An dem Werke, das die Mode schuf,
Heisst auch die Moderne einst veraltet,
Tönt auch noch so schrill ihr Werberuf.
Wenn der Kunst sie auch Natur verlieh,
Ewig jung ist nur die Phantasie.

Und wie nach der Hände Müh'n und Schaffen
Wir vertauschen unser Werktagskleid,
Muss der Geist auch, soll er nicht erschlaffen,
Läutern sich zu neuer Tätigkeit.
Was uns widerfährt mit jedem Tage
Tausendfältig uns zu Boden drückt;
Nur im Reich der Fabel wie der Sage
Süsse Dämmerung uns der Welt entrückt.
Immer wird den Geist uns ja erheben,
Was sich nie und nirgends hat begeben.

Nur des Dichters schimmernde Gedanken
Nehmen uns die ganze Seele ein,
Ohne Zeitenmass wie ohne Schranken
Zeigt er uns der Menschheit Lust und Pein.
Führt die Pfade uns der lichten Sphären,
Schildert uns des Vorwurfs bittre Qual,
Will zu seinen Göttern uns bekehren,
Die da thronen hoch im Wolkensaal.
Anfang ist's und Ruhm der Poesie —
Dies allein veraltet nie.

Carl Poll (Wien).

Heinrich Heine und Alexander v. Humboldt.

Von **Dr. Adolf Kohut.**

(Nachdruck verboten.)

Eine der schönsten Perlen in der Ruhmeskrone Alexander von Humboldt's bildet die Herzensgüte, mit welcher er jedem zu helfen suchte, der sich ihm mit einer Bitte nahte. Bei den intimen Beziehungen, die er zu Friedrich Wilhelm III. und IV. von Preussen hatte, wurde in unzähligen Fällen seine Vermittlung angerufen, wenn es galt, bei Hofe etwas durchzusetzen. So weit ging dies, dass z. B. Fürst Pückler von Muskau sich an ihn wandte, um für einen Schützling einen Orden zu erlangen, und wo er nur konnte, verteilte er auch Orden und Empfehlungsschreiben, kurz, er war die Verkörperung der Liebenswürdigkeit, der allezeit bereite Helfer in der Not, ein Genie der Humanität. Obschon Exzellenz und Kammerherr, blieb er doch stets ein demokratischer Berliner, der sich, besonders derjenigen annahm, die ihrer freisinnigen Ueberzeugung wegen flüchten und das bittere Brod des Exils essen mussten. Der grosse Chemiker Justus v. Liebig sagte, dass er der Förderung Humboldts seine Zukunft verdanke; ohne ihn wäre er, wie so viele andere, vielleicht in dem grossen Haufen unbemerkt geblieben und — vielleicht untergegangen. „Wie viele kenne ich,“ sagte der berühmte Forscher, „welche, gleich mir, die Erreichung ihrer wissenschaftlichen Zwecke Humboldts Schutz und Wohlwollen verdanken. Der Chemiker, Botaniker, Physiker, der Orientalist, der Reisende nach Palästina, Persien und Indien, der Künstler, alle erfreuten sich gleicher Rechte, gleichen Schutzes; vor Humboldt war kein Unterschied der Nationen, der Länder. Was die Wissenschaft ihm in dieser Beziehung schuldig ist, das ist nicht zur Kunde der Welt gekommen, allein es ist in unserer aller Herzen zu lesen.“

Zu den unsterblichen Flüchtlingen, die sich an Alexander Humboldt wandten, gehörte auch Heinrich Heine, der ungezogene Liebling der Grazien. Seit dem Erscheinen seines Wintermärchens „Deutschland“ — im September 1844 — durfte Heinrich Heine den Boden des preussischen Staates nicht betreten. Da man das geniale Tendenzpoem nicht ausweisen konnte, hielt man sich wenigstens an den Dichter, der aber in Paris vor allen Chikanen gesichert war. An jedem preussischen Grenzorte harrten seiner die gemessensten Haftbefehle, welche alljährlich erneuert wurden. „Wegen der Unsicherheit der Wege“, scherzte er in der Vorrede zu „Atta Troll“, als er diesen mit einigen Zusätzen und Aenderungen 1847 im Buchhandel herausgab, „wird mir das Reisen in den deutschen Gauen schier verleidet, ich feiere deshalb mein Weihnachten in der Fremde, im Exil, wo ich meine Tage beschliesse. Die wackeren Kämpen für Licht und Freiheit, die mich des Wankelmutes und des Knechtsinnes beschuldigen, gehen unterdessen im Vaterlande sehr sicher umher, als wohlbestallte Staatsdiener oder als Würdenträger einer Gilde oder als Stamm eines Klubs, wo sie sich des Abends patriotisch erquicken am Rebensafte des Vater Rhein und an den meerumschlungenen schleswig-holstein'schen Austern. . . .“ Aber ach, die Zeiten kamen, wo der kranke Dichter nach Preussen zurückkehren musste. Er wollte noch einmal seine über alles geliebte Mutter sehen, bevor sein Rückenmarkleiden das Schlimmste befürchten liess, gleichzeitig aber wollte er seinen Jugendfreund, den berühmten Arzt Professor Dr. Dieffenbach in Berlin konsultieren. Wie aber durfte er es wagen, nach Preussen zurückzukehren? Ohne Protektion war ihm die Verhaftung gewiss. In seiner Herzensangst wandte er sich an Alexander von Humboldt.

Er schrieb am 11. Januar 1846 folgenden interessanten Brief an den berühmten Forscher: „Herr Baron! Das Wohlwollen, womit Sie mich seit Jahren beehren, ermutigt mich, Sie heute um einen Dienst anzugehen. Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Jahr nach Hamburg und ich möchte, alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einige Tage nach Berlin machen, um alte Freunde teils wiederzusehen, teils auch Berliner Aerzte über ein sehr bedenkliches Uebel zu konsultieren. Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich von keiner atra cura beängstigt werden, und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren Hohen Einfluss mir von den respektiven Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, dass ich von denselben während meiner Reise durch die königlich preussischen Staaten, wegen keinerBeschuldigungen, die auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. . . . Ich weis wohl, dass ein solches Gesuch keineswegs im Einklang steht mit den dortigen administrativen Bränchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exzeptionell ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, die alte Registratur mit einer Rubrik für exzeptionelle Zeitgenossen zu bereichern. Empfangen Sie, Herr Baron, im voraus Meinen Tiefgefühlten Dank, und betrachten Sie meine Bitte selbst als einen Beweis der Verehrung, damit ich verharre Herr Baron, Ihr ergebener und gehorsamer Heinrich Heine.“

Aber Heine kannte die damalige Berliner Polizei schlecht. Was lag ihr an Heine? Ihm behilflich zu sein, nach Berlin zur Herstellung seiner Gesundheit zurückzukehren, — dazu wollte sie nicht die Hand bieten! — Selbst Humboldt holte sich einen Korb, denn gegen die Allmacht der Polizei konnte er nicht ankommen. So antwortete er denn dem unglücklichen Poeten das folgende:

„Wenn nach einer Reihe von so langen Jahren Sie mir wieder einmal das Zeichen des Lebens geben, wenn Sie sich meiner alten Bewunderung Ihres herrlichen, ein frohes Naturgefühl atmenden „Buches der Lieder“ erinnern, so darf ich nicht besorgen, dass Sie an der Aufrichtigkeit meines Dankes zweifeln, der Ihrem Vertrauen in einer so menschlichen Angelegenheit gebührt. Noch ehe ich Ihren Brief vom 11. Januar erhielt, hatte ich durch meinen geistreichen Freund Dieffenbach Kunde von Ihrem schweren physischen Leiden erhalten. Ihr Wunsch beschränkte sich auf die Erlaubnis, ohne Gefahr auf Ihre persönliche Sicherheit, Berlin von Hamburg aus dieses Frühjahr auf einige Tage besuchen zu können, zu Ihrer Erholung, um hiesige Freunde einmal wiederzusehen und Berliner Aerzte einmal zu konsultieren. Da mir nicht unbekannt sein konnte, dass in dem, was Sie als die „alte Registratur“ bezeichneten, viele sehr bittere Anklagen gegen Sie liegen, so habe ich gehofft, Ihrem Wunsche zu entsprechen, wenn ich auf das zweite Motiv Ihrer Reise den grössten Wert legte. Ich habe mit Wärme gehandelt und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen, aber es ist mir gar nicht geglückt. Die Verweigerung ist gar so bestimmt gewesen, dass ich Ihrer persönlichen Ruhe wegen, Sie ja bitten muss, den preussischen Boden nicht zu berühren. Ich glaube gegen Sie die Pflicht erfüllen zu müssen, Ihnen ganz mit der Offenheit zu schreiben, die Schriftsteller sich gegeneinander schuldig sind. Empfangen Sie den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung und die innigsten Wünsche für die Wiederherstellung Ihrer so tief erschütterten Gesundheit.“

Der zurückgehaltenen Kopie dieses Briefes fügte Humboldt die bezeichnenden Worte bei: „Meine Antwort ist eine vorsichtige. Der König, der für die Dichter unverwüstliche Vorliebe hegt, fand es hart, trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preussen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, dass sich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz kümmerte. Die Polizei wusste dem fremden Zartgefühl zu widerstehen.“ Das genügt.

Heinrich Heine lernte Alexander von Humboldt in den Salons der Rahel von Varnhagen kennen; er war es auch, der Ferdinand Lassalle bei ihm einführte. Lassalle, von Humboldt stets „das Wunderkind“ genannt, hielt sich bekanntlich wegen der Gräfin Hatzfeld und ihres Prozesses lange Zeit in Düsseldorf, der Geburtsstadt Heinrich Heines, auf. Als er nach Berlin übersiedeln wollte, überbrachte er

295501

er einen Empfehlungsbrief Heines.*) Als Fuhrmann verkleidet begab er sich zu Humboldt, und durch dessen Fürsprache erhielt er beim König Friedrich Wilhelm IV. die Erlaubnis zum ungehinderten Aufenthalt in Berlin. Denn unter Manteuffels Regime war es feststehende Regel, dass den irgendwie hervorragenden Demokraten des Jahres 1848, wenn sie nicht ins Regierungslager übergegangen waren, die Niederlassung in Berlin nicht gestattet wurde.

Humboldt schwärmte für das „Buch der Lieder", und nahm, während er in Paris war, oft Veranlassung Heine zu besuchen. Bekanntlich wohnte der Dichter in Paris lange Zeit im Faubourg Poissonnière. Eines Tages, so erzählt die Anekdote, kehrt er aus dem Lesekabinet zurück; seine Frau empfängt ihn schon an der Tür und erzählt ihm im Tone des Vorwurfs, ein ganz alter Herr sei dagewesen, und habe ihn sprechen wollen; sie habe den alten Mann sehr bedauert, dass er ganz umsonst so hoch habe steigen müssen. Heine besieht die Visitenkarte „Tröste dich, mein Kind, der Mann ist schon höher gestiegen als zu uns." . . . . Es war die Karte Alexander von Humboldts.

Ein Anonymus hat bald nach dem Tode des grossen Forschers die Schrift „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldts mit einem Freunde aus den Jahren 1848—1856" herausgegeben; dort lesen wir, dass Humboldt sich über Heine wiederholt ungünstig geäussert habe; er sei zwar während seines zehnjährigen Aufenthalts in Paris öfter mit Heine in persönliche Berührung gekommen, aber seine Persönlichkeit habe für ihn immer etwas Zurückstossendes gehabt: „Was seine Schriften betrifft, so leiden sie trotz aller Brillanz des Styls an einer seltsamen Gebrochenheit der Behandlung. Von Moralität kann von Vornherein bei ihm nicht die Rede sein; allein man ist auch niemals sicher über das letzte Stadium seiner Meinungen." Wer Humboldts freiheitliche Anschauung kennt, wird bald herausfinden, dass diese Aeusserungen durchaus aus der Luft gegriffen sind.

Humboldt liebte Heine schon wegen seiner glühenden Freiheitsliebe. Heinrich Laube berichtet aus eigener Kenntnis, dass Humboldt inmitten all der wissenschaftlichen Fragen, die ihn beschäftigten, inmitten all der äusserlichen Hofpflichten, welche ihn in Anspruch nahmen, ein liberales Regierungssystem in seinen Anforderungen unwandelbar festhielt. Man kann auch nicht sagen, dass er schüchtern damit zurückgehalten: bei jeder illiberalen Massregel äusserte er absprechend seine Meinung. Er tat es oft sarkastisch und witzig und fragte nicht darnach, ob und wie ungnädig seine Aeusserungen aufgenommen wurden. Seine Stellung war gefeit durch sein wissenschaftliches Ansehn.

Es war Heine nicht mehr vergönnt, fürder preussischen Boden zu betreten. Gerade ein Jahrzehnt litt er qualvoll auf seiner entsetzlichen Matrazengruft zu Paris, ohne Linderung in seinen schrecklichen Leiden zu finden. Er starb bekanntlich vor einem halben Jahrhundert in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar 1856. Die preussische Polizei brauchte die Grenze nicht mehr zu bewachen!

Charlotte von Schiller.

Von Amanda Sonnenfels.

(Fortsetzung statt Schluss)

Karoline war zunächst, wenn auch in einem andern Hause einlogiert, in Jena geblieben, musste aber, als kurze Zeit darauf Herr v. Beulwitz heimkehrte, nach Rudolstadt zurückgehen. Und was keine noch so schön konstruierte Moralpredigt vermocht hätte, das vollzog sich jetzt in Schillers Seele durch die sittenreinigende Kraft einer wahrhaftigen Liebe. Er empfand die, jede dritte Person ausschliessende Heiligkeit der Ehe und diese Erkenntnis scheint schnell genug auch in seinem äusseren Benehmen gegen Karoline in Erscheinung getreten zu sein. In einem Briefe Wilhelm von Humboldt's an Karoline v. Beulwitz, welcher vom 6. Juli 1790, also kaum ein halbes Jahr nach Schillers Hochzeit datiert ist, finden sich Aeusserungen, welche das veränderte Verhältnis Schillers zu seiner Schwägerin ausser allen Zweifel stellen. Dort heisst es unter anderem:

„Aber nichts hat mich so tief ergriffen, als was Du von Dir und Schiller sagst", „Kein alter Ton erklingt unter uns, ich verhüte es und er sucht es nicht — — die himmlische Freiheit ist entflohen!"

Damit hatte Karoline allerdings recht, dafür aber war ein reines irdisches Glück endlich zu seiner ungehinderten Entfaltung gekommen.

„Ich lebe die glücklichsten Tage" berichtete Schiller an seine Eltern, „und noch nie war mir so wohl wie jetzt in meinem häuslichen Kreise." Und an seine Schwester Christophine schrieb er:

„Anstatt alles Erzählens und Versicherns schreibe ich Dir also kurz, dass ich glücklich bin mit meiner Lotte, dass alle meine Wünsche von häuslicher Freude in ihre schönste Erfüllung gegangen sind. Wir führen miteinander das herzlichste Leben und ich kenne mich in meiner vorigen Lage nicht mehr. Jetzt erst kann ich sagen, dass ich lebe, weil ich mich jetzt erst meines Lebens freue." 16. Mai. —

Ebenso heisst es in einem Brief an Wolzogen: „Du wirst mich glücklich finden, teurer Freund, wenn Du kommst. Meine Lotte wird mir mit jedem Tage teurer, ich kann sagen, dass ich jetzt erst mein Leben lieb habe, seitdem das häusliche Glück es mir verschönt."

Und auch in Schillers Briefen an Körner klingt immer wieder der Grundton seiner jetzigen ganzen Existenz durch, das Glück seiner Ehe, das er nicht beredt genug zu preisen weiss:

„Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein. — Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust. — — Mir macht es, wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, dass Lotte um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre."

Das schönste Zeugnis aber stellte Schiller seiner Lotte aus, als er 11 Jahre nach seiner Verheiratung die denkwürdigen Worte sprach:

„Selig der Mann, der ein solches Kleinod zu schätzen weiss und die Freundin seines Herzens bei Arbeiten und häuslichen Beschäftigungen sucht, um sich an ihrem anspruchslosen Talent von seinem mühevollen Streben zu erheitern."

---

*) Ich hatte Gelegenheit bei der verstorbenen Ludmilla Assing diesen Empfehlungsbrief zu lesen. Er enthielt folgende Worte:

„Dem grossen Alexander sendet seine letzten Grüsse der sterbende Heine."

Ganz ebenso sind Lottes Briefe erfüllt von einem ihr ganzes Dasein verklärenden Glücksgefühl, und vor allem ist ein Schreiben an ihren Vetter Wolzogen bemerkenswert.

„Du musst nun wissen," heisst es dort, „dass ich seit vierzehn Tagen Schillers Frau bin. Da uns die herzlichste und innigste Liebe verbindet, kannst Du denken, dass wir glücklich sind und es immer bleiben werden. Ich ahnte nie so viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet sich bei der Liebe zu Schiller mit tausend starken Banden an ihn geknüpft; ich hätte in keiner anderen Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden; und auch ihm werde ich durch meine Liebe das Leben freundlich erhellen, er ist glücklich, sagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken sollen, dass es so werden würde, als Du uns meinen Schiller, zum ersten Mal vorführtest? Dank Dir, dank dem Schicksal, das mir meine liebsten Freunde durch Dich gab."

Und eines andern Briefes sei hier auch noch Erwähnung getan, den Lotte an ihre liebste Jugendfreundin richtete und zwar an Friedericke v. Gleichen, die Mutter des Freiherrn von Gleichen-Russwurm, der später Lottes Schwiegersohn ward.

„Dass ich glücklich bin," schrieb Lotte an ihre Freundin, „fühlst Du, meine Liebe, ich ahnte nicht, dass noch so viel Glück meiner wartete. — In einer schönen Ruhe sehe ich der Zukunft entgegen, die mich jeden Tag fester und inniger an meinen Geliebten knüpft."

Und das war wirklich der Fall! Während der ganzen Dauer jener Ehe gab es keinen Zeitpunkt, in dem ein Erkalten der beiderseitigen Empfindungen, oder auch nur eine augenblickliche Indifferenz eingetreten wäre. Lotte wusste in tausend kleinen Liebesdiensten dem Manne, den sie vergötterte, ihre Nähe wohltätig fühlbar zu machen. Sie stellte ihm, wenn er Nachts arbeitete, alle ihm erwünschten Erfrischungen bereit, sie füllte ihm die Schublade seines Arbeitstisches mit faulen Aepfeln, deren Geruch bekanntlich Schillers Nerven wohltuend anregte, auch die karmoisinroten Vorhänge, die er an den Fenstern seines Zimmers liebte, musste sie eigenhändig befestigen. Sie nahm noch als Frau Klavierstunden, weil Schiller es liebte, sie während der Arbeit mitunter im Nebenzimmer spielen und singen zu hören und trotz all ihrer schöngeistigen Interessen, welche durch die literarische Bedeutung des Gatten noch gesteigert wurden, besass sie alle Hausfrauentugenden, welche in materiell so eng begrenzten Verhältnissen doppelt wünschenswert waren.

„Ich halte dafür," schrieb sie an Schillers Schwester Christophine, „man muss nie daran erinnert werden und man muss sich und andere nicht merken lassen, was man sich versagt, weil man das Leben sonst weniger rein geniesst, wenn man sich immer von Entbehrungen vorspricht."

Das anschaulichste Bild ihres von Glück und Liebe erfüllten Eheidylls, welches in der ersten Zeit auch noch nicht von Krankheit getrübt wurde, gibt aber der Briefwechsel zwischen den jungen Eheleuten selbst, welcher sich schon wenige Monate nach der Hochzeit, gelegentlich einer Besuchsreise Lottes nach Rudolstadt entspann.

„Was wird die liebe kleine Frau jetzt machen?" schrieb Schiller damals einen Tag nach ihrer Abreise. „Ich kann es mir noch immer nicht recht glauben, dass sie fort ist, und suche sie in jedem Zimmer. Aber alles ist leer und ich finde sie nur in den Sachen, die sie mir zurückgelassen hat. Was ich von ihr sehe, alles was mich an sie erinnert, gibt mir unbeschreiblich viel Freude."

Und Lotte schrieb gleichzeitig von Rudolstadt:

„Alles schläft um mich her, aber ich kann nicht eher ruhn, bis ich Dir, teurer Liebster, einen Guten Abend gesagt habe. Jetzt schläfst Du wohl, ach mir ist's immer als müsste ich Dich aufsuchen, als hörte ich den Laut Deiner Stimme, ohne Dich ist das Leben mir nur ein Traum. Mir war es gestern so bang, eine lange Trennung trüge ich nicht. — Gute Nacht, mein Alles, ich möchte nur Namen finden, Dich zu nennen, es drückt keiner aus, was Du mir bist."

Und drei Monate später, als Lotte wiederum in Rudolstadt weilte, richtete Schiller folgenden Brief an sie:

„Ich muss, ehe ich zu Bette gehe, die kleine Frau noch grüssen. Man hat sie wohl längst schon zu Bette gejagt und die Nachtmütze fängt schon an schief zu sitzen. — — Die Königliche Tochter (Lottes Katze) habe ich gewissenhaft gepflegt und ehrerbietig behandelt. Nichtsdestoweniger ist sie heut den ganzen Tag auf den Dächern herumgestreift. Sie muss eine asiatische Prinzessin sein, wo man auf den Dächern promeniert." —

Darauf Lottes Antwort: „Du denkst wohl jetzt, Liebster, Deine kleine Frau schläft schon, aber spasse Du sachte, hier jagt sie niemand zu Bette. — — Komm ja Sonntag, ach ich sehne mich so! Wie wird alles schöner sein, wenn Du da bist; ich habe den Abend die Arie gesungen „Quand le bien aimé reviendra" und an meinen „bien aimé" gedacht." —

So wenig Schiller und Lotte aber auch nach fremder Gesellschaft verlangten, es schaarte sich doch bald ein auserlesener Freundekreis um sie, der zum Teil aus jungen Männern bestand, die eigens, um Schillers Vorlesungen zu hören, nach Jena gekommen waren und von denen verschiedene dann auch an einem gemeinschaftlichen Mittagstisch in der Schrammei teilnehmen durften, So z. B. Fischenich, Göritz, v. Fichard, Niethammer, Fritz v. Stein, Bartholomäus, Friedrich v. Hardenberg (Novalis), Hufeland, Paulus und Starke, welcher letztere noch besonders erwähnt zu werden verdient, weil er sich als Schillers Arzt als ein treuer aufopfernder Freund bewährt hat, der auch, als Schiller später nach Weimar übergesiedelt war, in allen ernsten Fällen dorthin berufen wurde. Ebenso bewährten sich der Kirchenrat Griesbach und seine Gattin in Jena als treue, ausdauernde Freunde.

eLider aber traten nur allzuschnell jene ernsten Fälle ein, in denen Stark als Arzt zur Seite stehen musste! Schon im Januar 1791 erkrankte Schiller während eines mehrtägigen Aufenthaltes in Erfurt an einem Katarrhfieber, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Und aus allen Himmeln ihres jungen Glückes gerissen, bewährte sich Lotte in jener schweren Leidenszeit als eine so aufopfernde Pflegerin, dass Körner damals an Schiller schrieb:

„Wohl Dir, dass Du eine so brave Gattin hast. Ohne ihre grosse Sorgfalt hättest Du schwerlich gerettet werden können."

Und noch rührender klingen die Worte, die der alte Vater Schillers an Lotte richtete: „Teuerste Frau Tochter, ich wende mich jetzt an Sie und danke Ihnen mit dem wärmsten Gefühl eines Vaters für alle Ihre Liebe und Sorgfalt, die Sie ihrem lieben Gatten, unserm Sohne, erwiesen und die Sie auch für uns haben. Gott segner Sie mit aller Fülle seines Segens."

Um jene Zeit brachte auch das bekannte Ehrengeschenk des Herzogs Friedrich Christian v. Holstein und des Dänischen Staatsministers, Grafen v. Schimmelmann, welches in einer Pension auf drei Jahre, von jährlich 1000 Talern bestand, einen erfreulichen Umschwung in Schillers materielle Lage. Nun war im Frühjahr 1793 die Schrammei mit der schon oben erwähnten Gartenwohnung vertauscht und im Spätsommer wurde eine lang geplante Reise in die Heimat Schillers angetreten. Dort ward kurz nach der Ankunft Schillers erster Sohn, sein Goldsohn, Karlgen, geboren, welcher nicht nur seinen Eltern, sondern auch den ehrwürdige Grosseltern durch sein Erscheinen überglücklich machte. Nach einem neunmonatlichen Aufenthalt, der sich durch die reiche Liebe und Freundschaft, die Schiller in der alten Heimat umgab, zu einem äusserst glücklichen staltet hatte, traf dann die kleine Familie im Mai des folgenden Jahres erfrischt an Leib und Seele wieder in der Heimat ein.

Dem ersten Söhnchen folgte später noch ein zweites, der kleine Ernst, und endlich hielt auch ein Töchterchen seinen feierlichen Einzug. Damit hatte das Eheglück des Schillerschen Paares seinen Gipfel erreicht und es sind viele Schilderungen erhalten, in welcher Weise Schiller mit seinen Kindern zu spielen pflegte, wie er selbst unter der kleinen Schar auf der Erde herumkroch und, ohne sich zu rühren, die Kleinen an sich emporklettern liess, bis sie seinen Mund erreicht hatten, um ihn zu küssen.

„Die Kinder machen mir viel Freude,“ schrieb er dann an seine, wieder einmal in Rudolstadt bei der Mutter weilende Gattin. „Das Karlinchen ist allerliebst und äusserst erfinderisch in Tournüren, wenn sie gern etwas haben möchte und nicht fordern darf. Sie erzählt viel von der Mama, die in Nudelstadt sei und Sachen mitbringen werde. Bei Tische stösst sie jeden Tag ihr Glas an und lässt Mama leben. Ernst hat seine grosse Not mit den Gewittern und sucht durch Fragen aus mir herauszulocken, ob er für seine Haut etwas dabei zu fürchten habe. Er hat mir einen Brief an die Mama diktiert, dem Du es ansehen wirst, dass er gewissenhaft aus seinem Munde nachgeschrieben ist.“

Ebenso erzählt Lotte ein andermal dem abwesenden Gatten:

„Das kleine Liebchen ist wohl, — — Es hat grosse Fortschritte im Gehen gemacht und geht an einer Reihe Stühle ganz allein. Auch sagst es Papa. Wenn Du wiederkommst, so wird es Dir hoffentlich entgegengehen können.

Neben diesem inneren Familienglück gestaltete der stetig steigende Dichterruhm Schillers auch seine äussere Lage immer behaglicher. Als ich endlich dann auch das starre Eis in seinen Beziehungen zu Goethe löste und sich das Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden grössten Genies unserer Literatur schnell entwickelte, da war es, wie Hermann Grimm ausdrücklich hervorhebt, auch Lotte, welche wie ein sanfter Genius des Friedens ausgleichend wirkte und ihr Haus auch für Goethe zu einer Städte werden liess, an der er sich heimlich fühlte.

Die wirklich feinsinnige und geistvolle Auffassung aber, welche Lotte in der vergleichenden Gegenüberstellung des Schillerschen- und des Goetheschen Genies an den Tag legt, ist nicht nur ein Beweis dafür, wie tief eindringend sie das Wesen ihres grossen Gatten erfasst hatte, sondern, wie sehr sie überhaupt die Fähigkeit besass, den oft labyrinthischem Wegen des Genies zu folgen.

„Nur Menschen, die den Reichtum solcher Naturen nicht zu fassen vermögen,“ sagte sie, „können behaupten, Schiller habe sich nach Goethe gebildet. Ein vereinigtes Streben grosser Kräfte kann mehr Wirkungen hervorbringen, aber zwei solche genialen Naturen können sich nicht nacheinander bilden. — — Wenn man Goethes und Schillers Gespräche hörte, so bewunderte man immer an Goethe den Reichtum, die Tiefe und die Kraft seiner Natur, aber an Schiller immer die hohe geistige Kraft, die Resultate der Natur in eine geistige Form zu bringen. (S. Urlichs.)

Im Dezember 1799 siedelte Schiller mit seiner Familie ganz nach Weimar über. Dort entfaltete sich der Genius des Dichters zu seiner herrlichsten Blüte, doch sein Gesundheitszustand bedeutete leider nur noch eine langsam, aber stetig fortschreitende Auflösung, deren trauriges Ende nur durch Lottes unermüdliche Sorge aufgehalten wurde. Sie wusste dem, durch seine körperliche Leiden doch wohl leicht reizbaren Manne jeden unangenehmen Eindruck aus dem Wege zu räumen und die inspirierende Kraft ihrer Liebe machte ihr leicht, was viele andere an ihrer Stelle gewiss als schwer empfunden hätten.

„Es ist kein so grosses Verdienst, sich in Schillers Launen zu fügen,“ sagte sie. Erstlich hat er doch im ganzen genommen, nicht so viele, dann ersetzten auch wieder seine heiteren freien Momente die trüben leichter.“

(Schluss folgt.)

Handschriftenfunde altdeutscher Literatur.

Von **Hans Ellenberg.**

(Schluss.)

Gewöhnlich führte der Umstand zur Entdeckung solch wertvoller Ueberbleibsel, dass die durch den langen Gebrauch mitgenommenen Membranenstückchen sich von der Bücherdeckel lösten und die buntverzierten eckigen Minuskeln zu tage treten liessen, oder dass ein Kennerauge sie merkte und kundige Hände sie abtrennten, weil man erfahrungsgemäss kostbare literarische Ueberreste vermutete. Erst kürzlich wurde in Ochsenfurt auf diese Weise ein wertvoller Fund gemacht. Der Finder untersuchte eine Handschrift des dortigen Stadtarchivs, dieselbe bestand aus mehreren hundert Papierblättern und enthielt Einträge des Ochsenfurter Stadtgerichts aus dem 16. Jahrhundert. Den Einband der Handschrift bildeten zwei aufeinander geklebte Pergamentblätter, auf denen liturgische Texte und eine Notiz über die Konsekration eines Altars eingetragen waren. Als der Finder den Pergamentumschlag abgelöst hatte, fielen ihm sofort die auf dem Rücken der Handschrift aufgeklebten drei Fragmente in die Augen, deren Schrift dem 13. Jahrhundert angehörte und die zum Teil noch gut lesbar sind. Die genauere Untersuchung ergab, dass man es mit Bruchstücken des Alexanderliedes, einer phantastischen Lebensgeschichte des berühmten Macedonierkönigs, zu tun hatte. Auch die Fragmente, welche Graff von dem altdeutschen Heldengedicht König Rother entdeckte, bestanden aus schmalen Pergamentstreifen, die durch Beschneiden der Blätter beim Einbinden noch erheblich verstümmelt worden und so einem Bücherdeckel aufgeklebt waren. Als der Germanist Mone einst auf der Reise die Bücher der Klosterbibliothek St. Peter im Schwarzwalde prüfte, fiel ihm eine auf der Aussenseite eines Handschriftdeckels aufgeleimte Membrane auf, welche er löste und so ein Marienlied des Wernher entdeckte.

In ähnlicher Weise wurden auch Fragmente von Tristan- und Parzival-Dichtungen, dem jüngeren Titurel und zahllosen andern alten Schriftwerken aufgefunden, abgelöst und so dem gänzlichen Untergange entrissen. Mit Recht mahnte daher der treffliche Germanist und Literarhistoriker Massmann, dessen eifrigem Spüren in den handschriftlichen Büchersammlungen Deutschlands die literäre Wissenschaft eine recht beträchtliche Anzahl wertvoller Ueberbleibsel der altdeutschen Dichtkunst verdankt, nach dem Satze: Colligite fragmenta ne pereant: „Achte doch jeder auf die pergamentnen Bücherdeckel der Klöster und Kirchen! Hier liegt noch eine Welt (eine terra incognita) zerschnitten!“

Selbst zum Einbande von Inkunabeln und mancher in neuerer Zeit gedruckten Bücher sind noch zerstückelte Teile alter Handschriften verwendet worden, wie z. B. die vom Kustos Helldobler in Münschen in einem solchen aufgefundenen mittelalterlichen Predigtbruchstücke, sowie die von Barack auf dem Einbande eines Wiegendrucks der fürstlichen Hofbibliothek zu Donaueschingen entdeckten pergamentnen Fragmente eines Heldengedichtes aus dem 13. Jahrhundert zeigen. —

Wie aber kamen Buchbinder dazu, Handschriften beim Einbinden zu verwenden? — Die wahrscheinlichste Erklärung dafür ist die, dass man einesteils für den Wert der also verbrauchten Manuskripte kein Verständnis besass, andernteils bei der Knappheit des Schreibmaterials in alten Zeiten möglichst jedes Stückchen zu benutzen trachtete. Von den Professoren des Klosters St. Matthäi bei Trier wird auch nachdrücklich berichtet, dass sie ihren Buchbindern Handschriften als Zahlung zu geben pflegten, welche diese dann — oft genug wohl mit Wissen des Auftraggebers — beim Einbinden der Bücher verwendeten. Was dann nach Jahrhunderten von der Schere und dem Kleister des Buchbinders in gleicher Weise mitgenommen, wieder ans Tageslicht kommt, sind oft nur winzige, unzusammenhängende Ueberbleibsel eines herrlichen literarischen Produkts. Die Entzifferung dieser vergilbten und vermoderten, stockfleckigen und von Motten und Würmern zerfressenen oft von dem langen Gebrauche gänzlich abgeschlissenen Handschriftenreste ist häufig eine unsäglich mühevolle und grosse Geduld erfordernde Aufgabe; die bräunliche Tinte ist verblasst, das Pergament hat sich durch die verschiedenen Behandlungen mit dem aus dem Mehl der Rosskastanie bereiteten Kleister ungleich gedehnt, oder ist auch mehrfach zusammengeschrumpft, die anklebenden Papier- oder Lederreste müssen erst entfernt sein. Oft gelingt es nur durch Anwendung chemischer Mittel, einen Teil der aufgefundenen Membranenreste einigermassen lesbar zu machen. Dies bietet noch besondere Schwierigkeiten bei Palimpsesten, d. h. solchen Pergamenten, von welchen, um an Schreibmaterial zu sparen, die Schrift, mit welcher dasselbe ursprünglich beschrieben war, abgekratzt, weggewischt oder sonst unlesbar gemacht wurde, damit man Neues darauf schreiben konnte. Durch chemisches Verfahren gelingt es, die spätere Schrift zu tilgen und die jüngere, für uns bedeutsamere, wieder hervorzurufen. Auf diese Weise wurde z. B. ein Teil der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas in der Wolfenbüttler Bibliothek entdeckt. — —

Als Hoffmann von Fallersleben im Frühling 1834 verschiedene Büchersammlungen Prags durchsuchte, machte er eines Tages in der fürstlichen Fürstenbergischen Bibliothek einen höchst wertvollen Fund: Merigarto, Bruchstücke einer bisher unbekannten Weltbeschreibung in Versen aus dem 11. Jahrhundert. Dieser Fund bestand nur aus zwei lose zusammenhängenden Pergamentblättern, und leider waren diese noch dazu in einem Zustande erhalten, wodurch auch leicht der beharrlichste Herausgeber abgeschreckt werden konnte. Die Kehrseiten hatten nämlich ausserordentlich gelitten. Einst angeklebt an dem Holzdeckel einer lateinischen Handschrift, hatten sie später, nachdem diese Hülle zerstört war, dessen Dienste versehen. Die Schrift war infolgedessen dermassen abgerieben, dass man auf den ersten Blick nichts davon zu lesen vermochte. Erst mit Hilfe von Gallusäpfeltinktur gelang es nach unsäglicher Mühe $^5/_6$ des Ganzen herauszubringen; der Rest war nicht zu entziffern. — Auch die auf einigen Pergamentstreifen des Klosters Muri, im schweizer Kanton Aarau, von K. Oehler aufgefundenen und von Karl Bartsch herausgegebenen Bruchstücke des ältesten deutschen Passionsspielers waren zum Teil so verwischt und verblichen, dass sie nur mit Hilfe besonders scharfer Reagenzien, wie Schwefelwasserstoff-Ammoniak, wenigstens einigermassen wieder lesbar gemacht werden konnten. Derartig stark beschädigt aufgefundene und durch das chemische Verfahren ausserdem noch mehr mitgenommene Membranenreste können bisweilen nur dadurch erhalten werden, dass man sie auf Wachspapier aufklebt und so unter Glas legt. Bei manchen besonders stark abgeriebenen Handschriften ist überhaupt nur auf der Negativplatte einer photographischen Aufnahme etwas zu unterscheiden. Ist beim Lösen der aufgeklebten Pergamentstreifen vom Bücherdeckel, wie es öfters geschieht, die Schrift in einzelnen Teilen an diesem haften geblieben, so gelingt es doch manchmal noch, nach dem Spiegelbild des Buchdeckels die Ergänzungen vorzunehmen.

Merkwürdig sind mitunter die Fundorte, an denen solch längst verschollene Schriftwerke wieder an das Tageslicht gelangen. So fanden sich zwei ziemlich gut erhaltene Bruchteile eines Gedichts aus dem 10. oder 11. Jahrhundert in einer Handschrift aus Benediktbeuren in Oktavformat unter einem Haufen lateinischer Predigten versteckt. Auf der Schusterzunft zu Kolmar im Elsass wurden im Sommer 1790 über tausend Lieder von Minne- und Meistersängern des 14. bis 16. Jahrhunderts aufgefunden; ein Pergamentblättchen aus dem 11. Jahrhundert, welches den sogenannten Münchener Ausfahrtssegen enthält, wurde gar in dem Gebälk eines alten Basler Gefängnisses entdeckt. Von dem niederländischen Archivar de Ram ward ein Manuskript religiösen Inhalts aus dem 14. Jahrhundert stammend, vom Untergange aus einem Kramladen gerettet, wo es lange unerkannt, bestaubt und halb vermodert zur Vernichtung bestimmt unter allerlei Trödel gelegen hatte. In der Sakristei der Kirche zu Lautlingen bei Ebingen wurden auf einem Doppelblatt einer Papierhandschrift aus dem 16. Jahrhundert, welches zur Decke des dortigen alten Taufbuches benutzt worden war, Bruchstücke eines prosaischen Tristan-Romans gefunden. Der Literarhistoriker Eschenburg erstand auf der Fabrizischen Auktion in Helmstädt eine überaus kostbare und schön erhaltene Handschrift des Gedichtes von Flos und Blankflos; desgleichen wurden von F. K. Grieshaber vier Pergamentblätter, die zu den Innenseiten eines gedruckten Buches Verwendung gefunden hatten, aus einem augsburger Antiquariatsladen stammend, auf einer öffentlichen Versteigerung erstanden.

Häufig ereignet es sich, dass aufgefundene Handschriften wieder verloren gehen und dann wieder entdeckt werden. Sie machen so vielfach weite Wanderungen, bleiben lange Zeit verborgen, während man um ihre Existenz weiss und auf sie fahndet, und werden zuletzt durch den Zufall wieder ans Licht gezogen. Habent sua fata libelli! — —

Fragmente altdeutscher Dichtungen fanden sich in italienischen und französischen Klöstern, in Archiven Dänemarks, Hollands und Belgiens, wie z. B. im flandrischen Kloster St. Amand sur l'Elnon bei Valenciennes das lange gesuchte Ludwigslied aus dem 9. Jahrhundert zum Vorschein kam und Bruchstücke eines gereimten altdeutschen des auf einer Kopenhagener Bibliothek, und wiederholt Ueberreste unsrer alten Literatur in den Büchersammlungen Brüssels entdeckt wurden.

Wie wundersam sich oft lange und weit Getrenntes wieder zusammenfindet, haben die wolfenbüttler, mailändischen und römischen Bruchstücke von Ulfilas Bibelübersetzung bewiesen. Die von dem eingangs erwähnten Beatus Rhenanus in der Freisinger Dombibliothek aufgefundene Handschrift der Evangelienharmonie des Otfried war bald nach der Entdeckung wieder verloren gegangen. Auch das Manuskript des Trithenius, welcher schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus einem vollständig erhaltenen Werke des Otfried geschöpft hatte, erfuhr wahrscheinlich beim Verkauf der sponheimischen Büchersammlung ein ähnliches Schicksal. Endlich entdeckte der umsichtige augsburger Arzt Achilles Pirminius-Gassar eine Handschrift desselben Evangelienbuches in der reichen Bibliothek des Ullrich Fugger. Dazu fand noch der bekannte Entdecker der gothischen Bruchstücke von Ulfilas Bibelübertragung in der wolfenbüttler Bibliothek eine Quaternion einer sehr schönen Handschrift des Otfried, Bruchstücke aus dem dritten Bande enthaltend. Unterdessen war die nach 1530 verloren gegangene freisinger Handschrift 1585 vom Bischof Ernst in einer alten Kiste unter allerlei Gerümpel wieder aufgefunden worden, ging dann abermals verloren und blieb seit der Zeit im verborgenen, bis sie 1804 wieder entdeckt wurde. Schliesslich entdeckten Hoffmann von Fallersleben und Diez noch weitere Bruchstücke von dem in Rede stehenden Werke.

Im Jahre 1807 erwähnte der Germanist und Literat B. F. Docen in seinen „Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Literatur“ ein von ihm entdecktes Fragment aus einem lateinischen Rittergedicht, dem Ruodlieb. Seitdem aber hörte man nichts mehr von diesem. Erst als nach 22 Jahren, nach Docens Tode, sein Nachlass versteigert wurde, fanden sich in einem Handexemplar des Museums für altdeutsche Literatur, welches Schmeller erstand, unter einer Menge eingelegter Papiere mit lateinischen Versen beschriebene Blätter und Streifen Pergaments, auf deren einigen sogleich der Name Ruodlieb auffiel, und welche als die wieder verloren geglaubte Handschrift erkannt wurden. — Nicht minder seltsam war das Schicksal der schon eingangs erwähnten Bruchstücke des Muspilli, welche Schmeller in einem Kodex des Reichsstiftes St. Emmerau zu Regensburg entdeckte. Er machte Jakob Grimm von seinem Funde Mitteilung und versprach, die Fragmente zu veröffentlichen. Dies geschah jedoch nicht. Er löste vielmehr die Blätter, die das von ihm entdeckte Gedicht neben ihrem lateinischen Texte enthielten, aus der Handschrift, zu der sie gehörten, und versteckte sie. So ward das Gedicht wiederum begraben, und die Bemühungen, die Docen'schen Blätter, in seinen hinterlassenen Papieren wiederholt erwähnt, aber nirgends mit der Angabe des Ortes, wiederzufinden, blieben erfolglos. Erst 1810 war es, dass Massmann einem Bibliothekbeamten, der in einer Mappe Docens eine Menge Faksimiles, Steinzeichnungen etc. von seiner Hand, vorbeitrug, diese zufällig abverlangte und beim Blättern auf die gesuchte Handschrift stiess. Er eilte sogleich mit seinem kostbaren Funde zu Schmeller, welcher denselben dann offiziell in der Sitzung der bayerischen Akademie veröffentlichte. —

Durch Vergleichen der Handschriften-Bruchstücke miteinander und gegenseitige Ergänzungen versucht man die literarischen Ueberbleibsel zu einem grosszügigen, natürlich nur unvollständigen Bilde zusammenzufügen. Die altdeutsche Literatur ist, wie in mancher Hinsicht, so besonders hierin in einer ungünstigen Lage; daher der ungemeine Wert, den die Funde aller Bruchstücke altdeutscher Dichtung für uns haben. Freilich werden solche immer seltener — schon Docen klagte darüber — und man sollte glauben, dass nach dem bisherigen Forschen kaum etwas Wichtiges zurückgeblieben sei. Und doch — wer weiss, wie mancher Schatz noch im Verborgenen liegen mag, bis irgend ein Zufall ihn zu Tage fördert. Eine gründliche Nachlese dürfte vielleicht noch Einiges ans Licht ziehen.

Pippa ...

Von **Hans Franck** (Hamburg).

Nun erleben wir es schon seit einer ganzen Reihe von Jahren, dass bei jedem neuen Werke Gerhart Hauptmanns der Chor der Enttäuschten anschwillt, während bei dem der Begeisterten hörbar Schwung und Stimmkraft nachlässt. Sieht man genauer zu, so gewahrt man dass es sich gar nicht um zwei feststehende Chormassen handelt, sondern — je nach dem Gewande, das Hauptmann über sein neues Werk warf, nicht nach seiner Lebenskraft und Schönheit — sozusagen um Wechselchöre. Ertönt hier das Hosiannah und Halleluja, dann schreit der andere Zeter und Mordio; im nächsten Jahre ist's umgekehrt. Der Chor der Enttäuschten aber, wo er auch steht, schwillt unaufhörlich an.

Stammt die Enttäuschung aus eigener schmerzlicher Erfahrung? Es gibt ja so viele unter den öffentlich Urteilenden, die nicht allein davon abhängig sind, die ahnend vorweg empfinden, was die ganze Menge morgen empfindet. — Gibt es nicht zu denken, dass mit dem Nachlassen des äusseren Theatererfolges die Zahl der Aburteiler in gleicher Weise wuchs, so dass ein so tiefes, schönheitstrotzendes Werk wie Michael Kramer — es gibt Leute, die den letzten Akt dem Besten zuzählen, was Hauptmann allüberall geschrieben hat — nicht nur unter der Erfolglosigkeit auf der Bühne, sondern auch unter dem Unverständnis der Beurteilenden zu leiden gehabt hat? Wer will den vielen, feinverzweigten Regungen mit Sicherheit nachgehen?

Und liegt nichtselbst bei denen, die wirklich auf Grund eigener Erlebnisse und Erfahrungen enttäuscht sind, die Ursache dazu noch vielfach in ihnen selber und nicht im Schaffen Gerhart Hauptmann? Sie verlangten von ihm Stetigkeit, sie wollten endlich einmal wissen, woran sie wären, ihn halten, ihn haben. Er aber entwickelte sich nicht so, wie sie vermeinten. Ihre Prophezeiungen wurden nicht zur Wahrheit. Das macht bitter. Er ist immer seine eigenen Wege gezogen. Sinnend, träumend schauten seine Augen in blaue Ferne. Was dort gaukelte, suchte er zu erhaschen. Was kümmerte es ihn, dass er das vorige Mal nur auf die Erde geschaut hatte, und die klugen Leute vermeinten, er würde es immer tun und nimmer den Blick erheben? So ist, abgesehen von der Anfangszeit, sein Weg — scheinbar — ein stetes Zickzack geworden, jedes nachfolgende Werk — scheinbar — eine Verleugnung des voraufgehenden. Nach dem Biberpelz des Hannele, das zwar seinen naturalistischen Hintergrund hat, aber nichtsdestoweniger ein entzückendes Märchen ist, zurück zum Naturalismus: das grosse Experiment, ihn dem Geschichtsdrama dienstbar zu machen, ein gewaltiges Ringen, wenn auch kein Krieg. Wieder hinein ins Land der Gefühle und der Träume; Märchengestalten umgaukeln den Meister Heinrich, der Höhepunkt des Erfolges, sicher nicht der Kraft. Die grosse Menge, der es um die Lieblichkeit und Sinnigkeit zu tun ist, — das andere, das Tiefe darin braucht sie ja nicht zu verstehen, sie müht sich auch nicht darum, — ist voller Wonne und Entzücken. Nun haben sie ihn wirklich? Nein, wieder geht's aus dem Traumbild hinein in die schlesische Enge. Krankheit, Niedrigkeit, Gemeinheit umgeben den schwachen Fuhrmannsriesen. Der Streit das Ende. Wie schnell haben die beiden Chöre Stimmung und Text gewechselt! Im Schluck und Jeu ein Intermezzo, ein Spiel zu Scherz und Schimpf, wieder Märchenland. Die Enttäuschten sind schon so stark geworden, dass die Erfolglosigkeit, wie's sich auch wendet nahezu permanent wird. Abermals zurück in die Enge. In Michael Kramer erlangt Hauptmann vielleicht die grösste, herzergreifendste Tiefe seines ganzen Schaffens. Aber es ist alles so hässlich, so dumpf, so peinigend, so verworren sagen die Vielzuvielen und wenden sich weg. Sie tun es in noch höherem Masse, als Hauptmann mit dem roten Hahn auf ein früheres, einst viel bewundertes Werk zurückgreift. Doch noch einmal, fast wie früher, kommt der rauschende Erfolg. Begeistert jauchzt man ihm zu, als er das alte Lied von Hartmann von der Aue aufgreift. Der prächtige Rahmen macht's. Den sieht man. Das erschütternde Bild weniger oder gar nicht. Und noch ein Mal — zum letzten Mal? — hinein in die schlesische Enge! Das erschütternde Schicksal der Kindesmörderin wird aufs neue Gestalt, Gestalt wie noch nie. Mit dem Fragment, mit Elga, geht's dann wieder hinein in die blaue Ferne.

Welch ein Weg! Ein ewiges Zickzack? Aeusserlich, ja und doch immer nur einem Ziele nach. Vorauf tanzte ein flüchtig Wesen mit schillernden Flügeln, ihr nach ging der Weg, immer nur ihr nach. Sie galt es zu erhaschen: die Schönheit. Doch wer erhascht sie je? Aber geschaut hat Hauptmann sie so deutlich, wie kaum ein Zweiter unserer Tage. Und nun — noch abgewandten Auges — erzählt er uns von dem, was er schaute. Es klingt wie ein wundersames, wunderliches Märchen. Ist das Schicksal der Schönheit nicht allzeit tieftraurig gewesen auf dieser elenden Erde? Die Menschen sehen die Schönheit, fühlen ihre Macht. Und doch vergeht sie nur zu schnell, sobald sie leibhaftig unter uns wandelt. Denn alle, nur der Weise nicht, wollen sie für sich, und die Zarte wird gar bald von der Kraft zerbrochen. Die Schönheit stirbt. Pippa stirbt. Denn Pippa ist ein Symbol der Schönheit. Pippa ist die Schönheit.

* * *

„Und Pippa tanzt!“ (Ein Glashüttenmärchen in vier Akten. Sechste Auflage. S. Fischer, Verlag, Berlin 1906, 109 Seiten) hat viele Kommentare über sich ergehen lassen müssen, begeisterte und nüchterne, tiefsinnige und oberflächliche, ehrliche und unehrliche, verständige und unverständige; aber das Unverständnis, das Missverständnis, das Kopfschütteln überwog. Es überwog so sehr, dass Gerhart Hauptmann genötigt war, sich selber zu kommentieren. Durch den Mund Alfred Holzbocks gab er diesen Kommentar. Ihn habe ich in allem Folgenden zur Unterstützung, Kontrollierung, Berichtigung und Festigung der eigenen Meinungen und Eindrücke zu Rate gezogen. Es wäre billig zu sagen, jedes echte Kunstwerk soll seine Erklärung in sich selber tragen und tut das auch. Gewiss, die Regel ist das; auch ich bin gegen die Leute, die vorher und nachher ihrem Werke allerlei Erklärungen mit auf den Weg geben zu müssen glauben, sehr misstrauisch. Aber ist das immer so? Wie vielen ist das Verständnis der Werke Hebbels über dem Lesen der Tagebücher und Briefe gekommen! Da ist wohl nicht einer, dem die einschlägigen Stellen aus beiden auch noch nach der Lektüre vieles geben. Und wenn es mir auch nicht einfällt, Hauptmanns Werk an Tiefsinn neben das Werk Hebbels zu stellen — wie könnte ich das? Hauptmann ist kein Denker, ist nur Grübler — so meine ich doch, dass niemand an dem Kommentar, den Hauptmann selber gab, achtlos vorübergehen darf.

* * *

Nun zur Einzelbetrachtung des Werkes!

Hauptmann wollte, nach seinen eigenen Worten, die sinnlich schöne Welt Venedigs mit der ernsten, rauhen Gebirgswelt seiner Heimat in Verbindung setzen, denn schon längst hatten sich in seinem Geiste die Herrlichkeiten Venedigs und die Glaskunst Muranos mit den heimatlichen Bergen und Künsten vereint. So wurzelt das Werk im heimischen Boden, ist aus der gleichen Heimatsliebe hervorgegangen, wie schon so viele seiner Werke. Aber auf diesen heimischen Boden sind ein paar fremdländische Gewächse verpflanzt, nach denen aller Augen staunend, misstrauisch, begehrlich ausblicken! Sie bringen Bewegung in das Ganze hinein, geben dem Werke seinen schillernden Glanz, seinen feinen Duft, freilich auch eine gewisse Zwiespältigkeit und Unausgeglichenheit.

Löst man das einfache, dramatische Geschehen, ohne Rücksicht auf den tieferen Sinn, von dem Ganzen los — und man kann das nicht nur, soll es sogar nach Hauptmanns Anweisung — so stellt es sich wie folgt dar: Pippa ist die Tochter eines aus Italien eingewanderten Glaskünstlers. Er ist ein wüster Mann, dem sie gehorchen muss, den sie aber nimmer lieben kann. Als der Vater wegen Falschspiels von den empörten Schlesiern erschlagen wird, ist sie ganz hilflos, und da sie in ihrer seltsamen Schönheit alle anzieht, dem Begehren wehrlos ausgesetzt. Noch als ihr Vater lebte, hatte der reiche Glashüttendirektor ein Auge auf sie geworfen. In dem Trubel, der ob dem Tode des Vaters entsteht, raubt sie der alte Huhn ein robuster Glasbläser, und entführt sie in seine Hütte. Doch Michel Hellriegel, ein reisender Handwerksbursche, befreit die Zitternde aus dem verfallenen Gemäuer. Ihm schenkt Pippa — ob völlig, bleibt unaufgeklärt, jedenfalls mehr als den anderen — ihr Herz. — Er will mit ihr über das Gebirge wandern, wird aber durch Erschöpfung gezwungen, in die Hütte des greisen Wann einer „mythischen“ Persönlichkeit, einzukehren. Auch des Weisen Herz wird für einen Augenblick von der Schönheit Pippas gerührt. Zu retten vermag auch er, obwohl er mit Zaubermächten im Bund steht, sie nicht. Der gewaltsame Huhn dringt ein. Sie erliegt seinem fanatischen Begehren: sie muss tanzen, bis sie sich zu Tode tanzt. Michel Hellriegel aber erblindet im Schmerz. Der Blinde sieht die lachenden Schönheiten Italiens im Geiste, nach denen er sich so lange sehnte, während sein Fuss durch den schlesischen Schnee wandert. Zurück bleibt, da auch Huhn gestorben ist, beim Auskosten seines Triumphes, der alte, greise Wann, schmerzlich entsagend. Fahr hin! Fahr hin! seine letzten Worte.

* * *

Das wären die äusseren Vorgänge. Nun aber ihr tieferer Sinn! Ich wollte, sagt Hauptmann, das Symbol der Schönheit in seiner Macht und Vergänglichkeit in den Mittelpunkt stellen. Pippa ist das Symbol der Schönheit, das geheimnisvolle Etwas, dem wir alle nachjagen, so lange uns die Erde trägt; alle, abgesehen von denen, die in der Not, der Arbeit und den gemeinen Freuden des Lebens ganz untergehen.

Und wir sehen in der Tat die allesbezwingende Macht der Schönheit. Jedem ist sie etwas anderes, jeder begehrt sie für sich. Hauptmann hat die Schönheitsbegehrer stufenförmig aufgebaut.

Da ist zunächst der alte Huhn, ein ehemaliger Glasbläser. Er ist der Repräsentant der vergangenen Generationen, mehr noch jener Wesen, die der Natur noch näher standen denn wir. Er scheint in seiner Robustheit, seiner Wildheit, seiner Kraft aus vormenschlichen Zeiten hereinzuragen. Etwas Cyklopisches haftet ihm an. Ihm ist Pippa das letzte Fünklein, das aus seinem erkalteten, nun längst verfallenen Glasofen sprang. Er will weiter nichts von ihr, als dass sie tanzt, tanzt, tanzt. Dann will er, der Täppische, Riesenhafte mit seinen langen, schlaff herabbaumelnden Gorillaarmen den bunten Schmetterling, die Schöne, die Flinke haschen. Was kümmerts ihn, wenn sie in seinen Armen zerbricht?

Der Glashüttendirektor ist der Repräsentant des verdienenden, geniessenden Gegenwartsmenschen. Er träumt und redet von Tizian, wie er von Paris schwärmt und redet. Er begehrt die Schönheit und die Augen, er will seine Sinne kitzeln und befriedigen. Als ein anderer sie ihm raubt, da ist er schnell getröstet. Er wird Ersatz finden genug, übergenug. Tief sass es ja keineswegs bei ihm.

Viel, allzuviel hat Hauptmann in den reisenden Handwerksburschen Michel Hellriegel hineingelegt er soll nicht nur den Künstler mit seinen hellsehenden Augen und seinem schönheitsdurstigen Herzen repräsentieren, sondern am liebsten ein Symbol für alles das sein, was de facto und auch der Sage nach nur immer an Gutem, Schönen und Edlem in der deutschen Volksseele lebte und lebt. Ihm hat sichtlich die ganze Liebe Gerhart Hauptmanns gehört; er ist daher auch, wie so viele Lieblingsgestalten der Dichter, allzu sehr beschwert und am wenigsten gut geraten. Mit einem Mal spaziert so in die Welt, in der schlesische Dumpfheit und italienische Sinneslust sich seltsam mischen, die deutsche Romantik hinein von Schwaben, vom Rhein her oder vielmehr aus den Werken Eichendorfs und Brentanos. Dem Michel Hellriegel ist die Schönheit schlechtweg das Einzige, das Göttliche, das Langgesuchte. Er fragt nicht, er denkt nicht, er schaut nur verzückten Auges und klopfenden Herzens. Und ihm, dem armen, sehnsüchtigen Wanderer, dem reinen Toren, neigt sich die Schönheit und begleitet ihn auf seinem mühseligen Erdenwege. Als er sie dann verliert, da löscht das Licht seines Lebens aus. Und doch ist er nicht ärmer geworden. Im Innern besitzt er sie noch immer. Ja, er besitzt noch mehr denn vorher. Seinem Geiste stellt sich lebendig dar, was die Füsse nicht erwandern konnten. Die toten Augen aber schauen nicht die Oede rings umher.

Noch eine Stufe höher gilt es zu steigen. So viel wie der alte Huhn unter dem gegenwärtigen Durchschnittsmenschen steht (das „unter“ soll kein Werturteil sein, denn Huhn besitzt manches in höherem Masse als der Gegenwartsmensch, sondern sich nur auf die Zeitfolge der Entwicklung beziehen), so viel überragt Wann, die mythische Persönlichkeit, ihn. Auch in das Leben dieses Alten, Einsamen, Weisen tritt die Schönheit. Auch er wird einen Augenblick von ihrem Glanze geblendet. Er nimmt sie bei sich auf, will sie schützen, kann es aber nicht, da die Kraft sie verfolgt. Sobald sie dahin ist, findet der Einsame sich wieder. Ein schmerzliches Fahr hin! Fahr hin! ist alles, und er wird wieder seinem Sinnen, seinem Forschen, seiner Wissenschaft leben in alter, abgeklärter Ruhe.

Ein Lied von der Macht der Schönheit wollte Hauptmann singen, wahrlich, er hat es gesungen. Der Naturmensch, der Genussmensch, der Künstler, der Forscher spüren ihre Macht. Sie tritt in aller Leben; ist jedem etwas nach seiner Weise, seinem Wünschen, seinem Wollen.

Ein Lied von der Macht der Schönheit ist es; ein Lied von ihrer Vergänglichkeit gleicherweise.

Pippa flieht vor der rohen Kraft, dem alten Huhn, sie steht dem Sinnen des Genussmenschen verständnislos, unberührt gegenüber, ob sie schon vor seinen Augen tanzt, ihre Gunst schenkt sie dem reinen Toren, ihm folgt sie auf dem beschwerlichen Lebenswege, ihn zu retten, flüchtet sie zu dem alten Wissenschaftsmanne. Dann aber erliegt sie dem brutalen Kraftmenschen, wie unter einer Suggestion stehend folgt sie seinem Willen und tanzt, tanzt, tanzt, bis sie zusammenbricht.

So wird das Lied von der Macht der Schönheit auch zum Liede von ihrer Vergänglichkeit.

Das wäre etwa der Sinn, der dem Ganzen zu Grunde liegt. Ich habe mich gehütet, es jenen blöden Schulmeistern gleichzutun, die die Märchen, die Jesus einst seinem aufhorchenden Volke vom Himmelreiche erzählte, Zug um Zug bis ins kleinste hinein deuten und so zu den albernsten Dingen kommen. Ich habe nur auf das Ganze gesehen und die Hauptzüge im Auge behalten. Dass manche Unklarheiten, manches Verworrene, manches mehr Gedachte darin ist, weiss ich sehr wohl. Aber muss sich denn alles dem ersten flüchtigen Blick erschliessen? Macht es denn etwas aus, wenn Dunkelheiten bleiben, wo ringsherum freies Licht ist?

* * *

Nun müsste ich, nach dieser umfassenden Darstellung ja wohl anfangen zu kritisieren. Ich kann es nicht. kann man an einem Märchen Kritik üben? Man öffnet oder verschliesst ihm sein Herz. Und ich bin sicher, wem es nicht darum zu tun ist, schnell fertig zu sein, wer sich nicht scheut, das Märchen mehrmals sinnend, nach Schönheit suchend in Einsamkeit in sich aufzunehmen, dem wird sich sein Sinn im ganzen und seine Schönheit im einzelnen (die Schwächen ruhig zugegeben) je länger desto mehr erschliessen. Es sind wahrhaft orphische Klänge darin.

Als ich zum letzten Male das: „Fahhre hin, fahre hin, kleines Gondelschiffchen“, im Innern tönen hörte, da glitten meine Augen hinauf zu der herrlichen Radierung Hermann Strucks, die über meinem Schreibtisch hängt und ein Bild von dem Künstler Hauptmann gibt, wie kein anderes Porträt. Wie ich den wehen Mund, die sinnend in die blaue Ferne gerichteten Augen, die gramdurchfurchte hohe Stirn sah, da da hellte sich auch das Letzte auf.

Das ist einer, der nicht rechts, nicht links schaut, der nie beruhigt sich mit dem Erreichten zufrieden gibt, der weiter sinnt, weiter grübelt. Vor ihm auf tanzt die Schönheit. Oft erhaschte er den Saum ihres Kleides. Immer wieder entwand sie sich ihm. Er folgt ihr unentwegt, wohin sie auch ihre Schritte lenkt. Er folgt ihr rechts, folgt ihr links, folgt ihr in die Irre.

Er wandert weiter.

Und Pippa tanzt!

Franz Carl Ginzkey.

Von **Josef Schicht** (Wien).

Sein erstes Buch führt den stolzen Titel „Ergebnisse“ und erschien vor vier Jahren im Verlage von Karl Stetter in Wien. Es soll bereits vergriffen sein. Dieses „Buch Lyrik“ wird durch eine „Dichterregel“ eingeleitet, die folgendermassen ausklingt:

Kommt ein Lob, so halte still
Und es wird dir frommen.
Doch, wenn es nicht kommen will,
Braucht es nicht zu kommen.

Wer da buhlend singen kann,
Um die Gunst der Menge,
Steht als Leierkastenmann
Bettelnd im Gedränge.

Schon aus diesen Versen ersehen wir, dass wir es hier mit einer Persönlichkeit zu tun haben, die beflissen ist, ihre eigenen Wege zu gehen, unbekümmert darum, ob diese Wege gutgeheissen werden oder nicht; mit einer Persönlichkeit, die von eigener Fülle spenden kann und muss. Nun allerdings wurden Ginzkeys Wege sogar sehr warm gebilligt, aber ich kann mir ganz gut vorstellen, dass er sich allenfalls Anerkennung ertrotzt hätte.

Soeben legt der Verlag L. Staackmann in Leipzig neue Verse von diesem Dichter unter dem Titel „Das heimliche Läuten" auf. Ein sehr geschmackvoll ausgestatteter Band, zu dem Alfred Keller die Vignetten gezeichnet hat.

Drei Abteilungen weist das Buch auf: „Fahrt ins Glück", „Groteskes Intermezzo" und „Wandrer sind wir alle". Ihnen voran steht das Motto aus Maeterlinck: „Glücklich sein, das ist, die Ungeduld nach dem Glücke hinter sich haben." Das Buch ist eine zartsinnige Paraphrase hiervon. Manchmal weht ein liebvertrauter Klang wie aus „Des Knaben Wunderhorn" herüber — „Seliges Ende", „Das Mädchen am See" — oder wir ahnen die Nähe Goethes — in „Avalun". — Mehr noch als in den „Ergebnissen" können wir uns hier überzeugen, wie innig Ginzkey der deutschen Volksseele verschwistert ist und ihr geheimstes, eigenstes Empfinden zum Ausdruck zu bringen vermag. Aufmerksam lauscht er den Stimmen der Tiefe nach und deutet sie. Seine Motive sind dabei höchst einfach, niemals dunkel oder gesucht, so dass man sich oft unwillkürlich fragt: wie konnte er nur aus einer an sich so geringfügigen Begegnung etwas so allgemein Wertvolles und Liebliches gewinnen? Ein Beispiel:

Lied und Wanderer.

Eines Wandrers Stimme jubelt durch den Tann.
Frohgemute Lieder singt der Wandersmann.
Nah und immer näher tönen sie mir zu.
Tief ins Moos gebettet freut mich meine Ruh.
Heb ich eine Spanne nur das Haupt empor,
Seh ich wohl den Wandrer, wie er tritt hervor,
Wie er mir vorüberpilgert auf dem Pfad,
Wanderfroh entschwindend, wie er froh genaht.
Aber kein Verlangen treibt mich, ihn zu sehn,
Der da kommt gegangen mit des Windes Wehn.
Staunend spricht die Seele, ganz im Rausch des Lichts:
Ist das Lied nicht alles und der Wandrer nichts?

Oder: „Das Leuchten". Eine Wolke gleitet wie ein segel stolzes Boot über den Abendhimmel und taucht die einsame, dunkle Stube des Dichters in Sonnenwiderschein; auf Buch und Hand spielt der rosige Glanz — „dieses Leuchten vor dem Dunkeln, wie beseligend das war"! Er denkt an die die grosse ewige Nacht, die einmal uns alle in ihren Schattenmantel hüllen wird. Wenn tief ein Frauenauge in seines blickt, ist ihm, als grüsse die tote Mutter, die ihn so frühe schon allein gelassen hat — und so fühlt er sich niemals verwaist.

Eines seiner tiefsten Bekenntnisse lautet: „Gott ist immer, wo die Liebe ist!" Ginzkey ist von einer Frömmigkeit, die oft etwas geradezu Rührendes an sich hat, er ist Christ im Sinne des Angelus Silesius — Esoteriker. Es findet sich keine Spur von Kirchenglauben in ihm — sein Lied klingt wie ein De profundis jeder menschlichen Seele, die sehnsuchtsvoll und doch wieder ergeben in ihre Schicksale, aus den Tiefen ruft. In den wundervollen Strophen „Die tiefen Worte" wendet er sich an Alle:

Lass deine tiefsten Worte
Nicht über der Seele Rand
Hinströmen in den Sand
Aus lässig offener Pforte.
Einst wird in stiller Stunde
Aufblühn ihr zarter Samen,
Wie tief im Waldesgrunde
Das Wunder der Cyklamen.
In herbstlich reifer Zeit
Wirst du die Blüten pflücken,
Mit ihnen dir zu schmücken
Den Becher Einsamkeit.

Welch überraschende Effekte er durch Rhythmus und Reimfolge zu erzielen weiss, werden wir am besten an dem Liede „Singende Schlange" inne. Der wiederkehrende zweite Reim stimmt jede Strophe gleichsam auf einen einzigen Ton und prägt ihn dem Gehör ein — die Strophe ist wie die Schlange in sich zusammengerollt —

Lieg ich so im Lichtgefunkel
In der stillen Mittagsglut,
Füllt sich meiner Seele Dunkel
Mit verschwiegnem stolzem Mut.
Preisen will ich — zsch! zsch!
Meines Daseins hohes Gut!
Hochgefühl, gehasst von allen,
Ganz in Einsamkeit zu sein,
Keinem als mir selbst gefallen,
Freund zu sein nur mir allein!
Wer auf Erden — zsch! zsch!
Führte je ein stolzres Sein?
Menschenhass und Sonnenglühen,
Hei, wie selig mich das trifft!
Wo die zwei sich redlich mühen,
Da gedeiht mein bestes Gift!
Weh' dir, Wandrer — zsch! zsch!
Ziehst du heut durch diese Trift! —

In diesem wunderbar tiefen Buch nimmt sich das „groteske Intermezzo" sonderbar genug aus. Ginzkey drang darin auf neuen Boden vor, aber er hat sein neues Reich noch nicht ganz bereist. Vielleicht sieht er sich noch genauer darin um und entdeckt noch ein paar starke, kernige Gestalten. Diesem lyrischen Neuland fehlt vorläufig noch der Gipfel.

Gedichte.

Das letzte Lied.

Mir will ein Lied nicht aus dem Sinn,
Das ich vor langer Zeit gehört.
Es klingt im Ohr mir, wo ich bin,
Und hat mich oft im Schlaf gestört.

Es war ein Sang so voll und weich,
Als wenn in warmer Juninacht
Die Nachtigall, an Tönen reich,
Das Herz zu reiner Glut entfacht.

Und die es sang, sie war so schön,
Ihr Auge blitzte sternenklar.
Es wob des Liedes Lichtgetön
Ihr einen Strahlenkranz ums Haar.

Sie schwebte mit dem Ton empor,
Wie wenn der Aar zur Sonne zieht,
Und vor ihr riss der Wolken Flor.
— Es war der Freundin letztes Lied. —

Wilhelm Kunze.

Der Greis.

Als kaum ich auf den Beinen stand
Ein spielend Kindlein ohne Sorgen,
Verdross michs, dass zu langsam schwand
Die Zeit von heute bis zu morgen.

Ich trieb die Uhr, weil sie gedehnt
Zu lang den Tag mit ihrem Säumen.
Und heute? — Ach, wie hat ihr Schlag
Mich schnell entrückt den Kindesträumen!

Bernhard Lösche.

Auf einen toten Künstler.

Seine Seele war ein flammendes Feuer;
Die Nebel des Jenseits schreckten sie nicht.
Das Leben war ihm ein Abenteuer,
Ein buntes, lockendes Ungeheuer. . . . .
Und manchmal ein liebes, holdes Gedicht.

Er stürmte mit rosenumwundenen Locken,
Ein fröhlicher Held, auf den klirrenden Plan:
Evoe! — da traf ihn im Siegesfrohlocken
Des tückischen Untiers giftiger Zahn.

Da schlug auf die Erde die schimmernde Stirne —
Gefallen! und weiter lärmte der Tross.
Des Weges kam eine singende Dirne,
Die nahm sein Haupt in den sündigen Schoss.

Sein Auge lächelte schmerzlich im Sterben:
Neige dich zu mir, Barmherzige du!
Dirnen und Künstler müssen verderben,
Am Wege sterben . . . . . . sie weinte dazu.

So sah ich ein schönheittrunkenes Leben
Mit meinen Augen im Sande verwehn.
Die andern, die dürftig am Kleinlichen kleben,
Die sahen in ihrem Hasten und Streben
Ein Leben wie andere Leben vergehn.

Leon Holly.

Bücher - Besprechungen.

Für das internationale Schiedsgericht. Rektoratsrede an die Studierenden der schottischen Universität St. Andrews Von Andrew Carnegie. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Moritz Fürst. Mit einer Vorrede von Senator d'Estounelles de Constant (Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1906).

Das Ueberraschendste an dieser Schrift ist der Vermerk „Rektoratsrede . . . von Andrew Carnegie“ auf dem Titelblatte. Man erfährt daraus, dass der Gross-Industrielle Carnegie, der sog. Stahlkönig auch Rektor der schottischen Universität St. Andrews ist, — einer Universität, die im Jahre 1412 gegründet wurde, jetzt aber nur noch aus einem theologischen und philosophischen Kollegium besteht. Für ein derartiges Faktum besitzt man in Deutschland glücklicherweise kein Verständnis. Allerdings gibt es in Deutschland auch keine Millionäre und Milliardäre, die für ideale Zwecke auch nur annähernd die Opfer bringen würden, die Andrew Carnegie zur Gründung von Bibliotheken und für gewisse Institutionen der Friedensbewegung gebracht hat. In dieser Hinsicht kann man nicht umhin, dem schottischen Universitätsrektor und dem amerikanischen Stahlkönig Carnegie alle Anerkennung zu zollen, wie es auch der französische Senator d'Estournelles de Constant in seiner Vorrede zu vorliegender Schrift tut. — Wenn Carnegie in seiner „Rektoratsrede“ von der Haager Friedenskonferenz als von einem „epochalen“ Ereignis spricht, so bekundet er damit allerdings eine Naivität, die man bei einem Gross-Industriellen kaum für möglich halten sollte. Das Ergebnis dieser Konferenz ist bekanntlich die Aufstellung einer Liste von Schiedsmännern, die man das Haager Schiedsgericht nennt und die keinerlei Befugnis haben, sich in politische Konflikte einzumischen, wenn sie nicht von den streitenden Parteien darum gebeten werden. Und für dieses Schiedsgericht, das ohnedies nur für Bagatellsachen kompetent ist, hat Andrew Carnegie einen Palast bauen lassen, dessen enorme Baukosten sicher zu besseren Zwecken hätten verwendet werden können, wie z. B. zu Propogandazwecken für das von dem Welt-Wohlfahrtskomitee angeregte und in Vorbereitung begriffene Welt-Friedens-Plebiscit, welches das Zustandekommen eines Welt-Staaten-Bundes mit einer obligatorischen Friedensjustiz zum Ziele hat. — Carnegie fordert die Studenten von St. Andrews auf, gegen den verfluchten, schrecklichen Krieg zu kämpfen, bis er aus der gesitteten Welt getilgt sei.“ Sehr schön! Aber durch die Haager Missgeburt, bezw. durch das fakultative Haager Schiedsgericht, wird trotz des pompösen Palastes, den ihm Carnegie bauen liess, nicht einmal ein einziger Krieg vermieden werden, wenn es sich um ernste Konflikte handelt, geschweige denn, dass durch dasselbe der Krieg überhaupt aus der Welt getilgt werden sollte. Das werden sogar die Studenten von St. Andrews begreifen und man darf wohl hoffen, dass auch Carnegie sich einer besseren Einsicht auf die Dauer nicht verschliessen wird.

Dr. Ed. Loewenthal.

Rechtspflege, Richter und Publikum in Deutschland. Betrachtungen unter Zugrundelegung von Dr. Adickes „Grundlinien durchgreifender Justizreform“ und Vorschläge von Dr. jur. Paul Winter, Landrichter in Halle a. S. (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher, 1906).

Der selbst dem Richterstande angehörende Verfasser beginnt seine Ausführungen mit den Worten: „Eine starke, vom Vertrauen des Volkes getragene Rechtspflege ist eines der höchsten nationalen Güter!“ Dass unsere heutige deutsche Rechtspflege vom Vertrauen des Volkes getragen sei, das wird kein Wahrheitsliebender behaupten wollen, auch nicht der Verfasser des vorliegenden Buches und ebenso wenig oder noch weniger sein Gewährsmann Dr. Adickes. Beide suchen nach Mitteln zur Abhilfe und nach Ratschlägen für die Reichs-Justiz-Kommission, die solange mit der Vorbereitung einer Reform des deutschen Strafrechts und Strafprozesses beschäftigt war, ohne dass bis jetzt ein ernster Fortschritt des bezüglichen Reformwerkes zu verzeichnen wäre. Dr. Adickes findet den Hauptmangel unserer Rechtspflege in der Gerichtsorganisation und in der Belastung der Richter mit untergeordneten Arbeiten. Er verlangt nach englischem Muster weniger, aber um so tüchtigere Richter, sodann die Beseitigung der Beamtenkarriere für die höheren Richter, die aus hervorragenden Anwälten und sonstigen bewährten Personen gewählt werden sollen. Endlich verlangt Dr. Adickes auch die Verlegung des Schwerpunktes in die ersten Instanzen — unter möglichster Einschränkung der Rechtsmittel. Dr. Winter spricht sich mit Recht gegen die Einschränkung der Rechtsmittel aus. Anderseits meint er, es stehe nicht so schlimm um unsere Rechtspflege, wie man es, besonders in der Presse, darzustellen suche. Immerhin gibt auch der Landrichter Dr. Winter zu, dass bei der Rekrutierung der Richter überwiegend nur aus den Reihen der Assessoren, und bei der weitgehenden Verwendung von Assessoren als Hilfsrichter mancher in Anbetracht des zu entscheidenden Rechtshandels allzu junge und unerfahrene Richter seiner Aufgabe nicht voll gerecht wird und dass unter jungen, wie alten Richtern oberflächliche, engherzige Naturen vorhanden sind, die ihres hohen Amtes als juristische Automaten handeln.“ Aehnliches finde sich aber in allen Berufszweigen. Im Irrtum befindet sich der Verfasser des vorliegenden Buches jedenfalls, wenn er für die Unzufriedenheit mit unserer heutigen Rechtspflege zum Teil geradezu die Presse verantwortlich zu machen sucht, indem sie Ausnahmefälle als typisch hinstelle und alle Fehler aufzubauschen geneigt sei. Gerade im Hinblick auf die grosse Bedeutung einer gesunden Rechtspflege muss die Presse derselben die grösste Aufmerksamkeit zuwenden und Missgriffe rügen. Denn die öffentliche Meinung ist in dieser Hinsicht offenbar kein geringer Faktor. — Im allgemeinen sei hier noch bemerkt, dass die Reformbedürftigkeit der deutschen Justiz ihren Hauptgrund überhaupt nicht in der Gerichtsorganisation hat, wie Dr. Adickes und zum Teil auch Dr. Winter meint, sondern in unserem Strafrecht und in unserer Strafprozessordnung an sich. Ueber die Hauptgebrechen der betreffenden Gesetze findet man die entsprechende Aufklärung in den „Grundzügen zur Reform des deutschen Strafrechts und Strafprozesses“ von Dr. Ed. Loewenthal (Berlin, H. Muskalla, 1905, II. Aufl.). ***

Die Willensfreiheit und ihre Gegner. Von W. v. Rohland, Professor der Rechte in Freiburg i. B. (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1905).

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, sagt der Verfasser dieses Buches, dass die Richtung, welche die Behandlung des Freiheitsproblems (inbetreff des menschlichen Willens) in neuester Zeit genommen hat, eine der Freiheit immer ungünstigere geworden ist. Nicht allein Naturforscher und Mediziner, auch Philosophen, Juristen und Theologen stehen heutzutage der menschlichen Willensfreiheit skeptisch gegenüber. . . Um so beachtenswerter ist es, dass gerade in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Schriftstellern ihre Stimmen gegen den Determinismus erhoben haben, indem sie entweder die Streitfrage als eine offene, durch logische Beweise nicht zu lösende betrachten und unter diesen Umständen dem Indeterminismus den Vorzug geben, oder eine „Determination des Menschen zum Indeterminismus“ annehmen, oder endlich sich für den Indeterminismus aussprechen. Sie sind erfreuliche Zeichen der Zeit, welche darauf hinweisen, dass die Freiheit in der Wissenschaft zu ihrem Recht kommen wird. — Der wahre Gegensatz des Indeterminismus und des Determinismus besteht in dem Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit. Der Verfasser des vorliegenden Buches behandelt sein Thema mit äusserster Gründlichkeit und Klarheit unter Bezugnahme auf die gesamte dafür in Betracht kommende Literatur. Im allgemeinen kommt er zu dem Schlusse, „dass die menschliche Willensfreiheit die unentbehrliche Voraussetzung zum Verständnis der Gesetze und Tatsachen des menschlichen Lebens darstellt und dass ihre Wirklichkeit in unserem Bewusstsein uns gegeben ist. So wird denn, sagt Prof. v. Rohland, allen Angriffen siegreich widerstehend, im Reiche des Willens Freiheit die Herrscherin bleiben, dem Menschen sein wahres Wesen kündend, zugleich aber ihn mahnend, dass mit den Rechten, die sie ihm gewährt, er auch die Verantwortung für ihren Missbrauch trägt.“ — Diesen Ausführungen kann man bloss beipflichten und es ist zu hoffen, dass das v. Rohland'sche Buch die Gegner der Willensfreiheit, in welchem Lager sie sich auch befinden mögen, endlich zum Schweigen bringen werde. Ed. L.

Grundriss der Philosophie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht von Ernst Hermann, Professor am Grossherzogl. Gymnasium in Baden-Baden. (Verlag von Gross u. Schauenburg, Lahr i. B., 1906.)

Dieses kleine Handbuch möchte den philosophischen Unterricht an unseren höheren Schulen, und damit unter den Gebildeten überhaupt, wieder zu Ehren bringen. In den weitesten Kreisen beginnt man einzusehen, dass es nicht wohlgetan ist, die Antwort auf die letzten und wichtigsten Lebensfragen, ausschliesslich dem konfessionellen Religionsunterricht zu überlassen. Hermanns Grundriss möchte dagegen dem Schüler ein Handbuch bieten, das er gern von der Schule mit ins Leben nimmt. Er baut überall auf dem Grund fort, den man auf der oberen Stufe unserer höheren Schulen als gegeben ansehen darf. Er beginnt nicht mit einer weitschweifigen Begriffserklärung, sondern führt durch eine anziehende Skizze der Geschichte der Philosophie im klassischen Altertum in das Studium ein. Die schwierige Lehre vom menschlichen Intellekt wird im Anschluss an den naturwissenschaftlichen Unterricht so deutlich zu machen gesucht, als es eben in der Schule möglich ist. Weiterhin wird die Lehre vom richtigen Denken (Logik), von der Empfindung des Schönen (Aesthetik) und vom Wollen des Guten (Ethik) mit stetigem Hinweis auf die dem Schüler wohlbekannten Gebiete der Literatur, der Weltgeschichte, der eigenen Erfahrung vorgetragen. Die äussere Ausstattung entspricht in ihrer Gediegenheit und Eleganz dem Inhalt.

Ed. L.

Singen und Ringen. Lieder und andere von Adolf Hochenegg. (Leipzig, Max Altmann, 1906.)

Innige Naturfreude atmet die erste Abteilung des Buches: „Aus Wald und Leben“. Namentlich der deutsche Wald ist es, dessen bald stilles, bald sturmgeborenes Rauschen seinem Sänger die Lieder eingegeben hat. Auch gelungene Fabeln oder Lehrgedichte, Balladen und Romanzen fehlen unter den vielen reifen Früchten dieser Abteilung nicht. Ihr folgt die Liebeslyrik unter dem Gesamttitel: „Finden — Verschwinden“ und den Untertiteln: „Sinnen und Sehnen“, „Schneiden und Meiden“, „Ausklingen und Erinnern“. Schönes und Eigenartiges ist auch hier vereint. Die Abteilung „Eichenblätter“ umfasst nationale Gedichte aller Art. An diese reihen sich die „Einsiedelmannslieder“. Tiefgründige Gedanken im Gewande einer auf den Höhen edlen Menschentums schreitenden kristallreinen Lyrik von erhebender Gewalt sind es, die uns hier entgegentreten und man wird diesem Abschnitte edelste Erbauung verdanken. In der Abteilung „Lustig und krustig“ werden heitere und drollige Geschichten in grosser Anzahl zum Besten gegeben. Mit Sinnsprüchen und mehr oder minder gelungenen Gedichten vermischter Art in der Abteilung „Blinke und Winke“ findet das Hochenegg'sche Liederbuch seinen Abschluss. Man kann von dessen Inhalt im allgemeinen sagen, dass er frei von falscher Sentimentalität ist und dass der Dichter in „Singen und Ringen“ Ernst und Frohsinn in ein harmonisches Ganzes zu verschmelzen wusste. —*—

Grüne Wildnis. Gedichte aus vergangenen Tagen und aus jüngerer Zeit. Von Edmund Bayer. (Magdeburg, N., R. Zacharias, 1906.)

Die Bayer'schen Gedichte sind augenscheinlich das Ergebnis reicher und tief empfundener Lebenserfahrung, die auch da und dort einen gesunden Humor im Gefolge hat. Der 261 Textseiten umfassende Band hat folgende Abteilungsüberschriften: „Leben und Leiden“, „Frühling des Lebens“, „Im Wechsel der Zeit“, „Zwei Kaiser“, „Epigramme“. Unter den sehr zahlreichen Gedichten sind zwar nicht alle gleichwertig, aber schwerlich wird ein Leser das Buch aus der Hand legen, ohne gar manches Interessante darin gefunden zu haben. —*—

Heinrich Laubes Leben und Schaffen. Von Heinrich Hubert Houben. Mit 2 Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. (Leipzig, Max Hesses Verlag.)

Am 18 September vollendeten sich hundert Jahre seit Heinrich Laubes Geburt. Die Möglichkeit, dem vielfach verschlungenen, an Kämpfen und Mühen reichen Weg H. Laubes zu folgen, bietet die Biographie Laubes aus H. H. Houbens Feder, die als Einleitung zu des Verfassers demnächst bei Max Hesse (Leipzig) erscheinender Ausgabe von Laubes Werken (in 10 Bänden) auch in einem handlichen Sonderdruck vorliegt. Houben ist ein genauer Kenner der Zeit, in welche Laubes Wirksamkeit fällt, und war ohne Zweifel zu seiner Arbeit berufen. Die beiden Bildnisse und der im Facsimile beigefügte Brief Laubes werden zur Veranschaulichung der Biographie willkommen sein.

Lieder auf der G- und E-Saite. Von Jenny Boese. (Stuttgart, Axel Juncker, 1906.)

Von der jungen Dichterin ist bereits im vorigen Jahr im gleichen Verlag ein Bändchen „Vestalieder“ erschienen, das seitens der Kritik wohlverdiente Beachtung fand. Diese Lieder auf der G- und E-Saite sind ihr zweites Gedichtbuch. Es hat gegen das erste seinen besonderen Reiz, der sich freilich bereits in den „Vestaliedern“ andeutete. Diese neuen Gedichte berichten auch ihrerseits die Schicksale und Empfindungen einer suchenden Liebe; aber sie sind weniger durch plastisch-deutliche Medien gegangen. Sie sind mehr Empfindung schlechthin. Sie sind jenes ursprüngliche, innere Erleben — das sicher in diesem Falle eine festere Beziehung nicht vermissen lässt, das aber doch mehr in grossen dunklen Gefühlskomplexen besteht, die in die tiefere Mystik der Seele verlaufen. Es übt eine eigene Wirkung aus, wenn sich aus solchen Stimmungen oft sehr prächtig und eindrucksvoll, hier und da immer wieder bestimmte Farben, Lichter, Töne, Gestalten, Gedanken hervorheben, die mit einem Mal das Leben und Geheimnis, den Sinn solch einer Stimmung enthüllen. Das Talent der Dichterin scheint sich nach solcher Richtung entwickeln zu wollen. Das hat freilich auch wieder seine Gefahren, was sie zu bedenken hat. Jedenfalls aber ist Jenny Boese eine unserer begabtesten Dichterinnen. Sie hat ihren Ton und weiss etwas damit zu sagen. —

Johannes Schlaf.

„Liebes, Loses und Lustiges vom kleinen Volk.“ Von Pauline Rennecke. (Dresden 1906, E. Piersons Verlag.)

Diese kleine Sammlung kindlicher Gedichte, welche die Verfasserin zur Freude der Erwachsenen zusammengestellt hat, gibt uns eine ganze Blütenlese kindlicher Aussprüche in anmutigen Versen, lässt den Leser an dem Leben und Treiben der kleinen Welt teilnehmen und sowohl die Freuden als auch die Leiden der Kinderseele mitempfinden. Die Verfasserin führt in ihrem Vorwort aus, dass sie nur wirkliche Handlungen und Aussprüche von Kindern gesammelt habe, die daher dem Verständnis der Kinder nahe gerückt sind. Dieses niedliche Werk, das mit einem reizenden Kinderbildchen verziert und nebenbei gesagt, auch in hohem Grade erziehlich für die Erzieher selbst ist, kann bestens empfohlen werden. Möchten die Aeusserungen des „kleinen Volks“ viele dankbare Leser finden!

Theater.

Bernhard Shaws Komödie, „Man kann nie wissen“, die bereits im vergangenen Theaterjahre im Wiener Burgtheater zur Aufführung gelangt ist, wurde am 21. September zum ersten Male im Berliner Kleinen Theater dargestellt. Ueber die Persönlichkeit Shaws brauche ich wohl an dieser Stelle nicht zu reden; der fünfzigjährige Dramatiker ist unzweifelhaft die interessanteste Erscheinung unter den Modernen. Wenn er gelegentlich von sich selbst sagt: „Ich bin kein untüchtiger Debatter, stellt mich eurem besten Kritiker gegenüber, und ich will ihm den Kopf herunterkritisieren“, so darf man ihm aufs Wort glauben, denn Schaffen und Zerstören, Selbstverleugnung und Naivetät, Gemüt und Ironie sind in seinem Werke so gleichmässig verteilt, dass der Bewunderer sich der dichterischen Kraft beugen, und der Tadler kaum zu gerechtem Vorwurf Grund finden wird. — Die Frage freilich, ob Shaw mit regem Anteil dem Schicksal seiner Helden gegenübersteht, muss man unbedingt verneinen. Wie er die Gesetze der Bühne vernichtet, so spottet er auch der Satzungen des Lebens. — Der Reeder Fergus Mc. Naughtan hat sich vor achtzehn Jahren von seiner Frau getrennt, die mit ihren Emanzipationsideen und ihrer Lieblosigkeit sein Leben vergällte. Die Reformatorin der Ethik hat ihre drei Kinder in den modernen Grundsätzen erzogen. Ein Zufall führt die Familie in einem englischen Seebade mit dem verlorenen Vater zusammen. Durch die Vermittlung zweier Advokaten kommt eine Aussöhnung zustande, und ein ländliches Tanzvergnügen vereint die so lange Getrennten. Man wird zugeben, dass die Handlung, gelinde ausgedrückt, banal ist; allein bei den geistreichen Einfällen und dem glitzernden Dialog kommt einem dieser Umstand (bei Shaw durchaus nicht Mangel) garnicht zum Bewusstsein. Ein Liebesabenteuer der ältesten Tochter mit einem 5 Schilling-Zahnarzt, bei dem die angelesenen und angelernten Probleme der Frauenrechtlerinnen dem gerechten Spotte Preis gegeben werden, soll nichts anderes zeigen, als dass Shaw gegenüber der Narrheit des Alltags sich ein mildes Verstehen bewahrt hat, und sein überlegener Humor scheidet ihn von dem gelegentlich allzu verbitterten Ibsen, dessen Vorkämpfer er in England geworden ist. Der Humor freilich spottet all der Ideale und Illusionen des Lebens. Die moderne Erziehung, die an Stelle der Verehrung kritischen Spott gesetzt hat, erweist sich als verfehlt, die Verächterin der Liebe sinkt dem erstbesten Don Juan an den Hals und die hehre, alles versöhnende Gerechtigkeit wird durch einen Justizrat im Maskenkostüm vertreten, der mit aufgesetzter Nase und rotem Radmantel das Leben als einen Faschingstanz symbolisiert. Das ist das groteske Werk eines wunderlich Schaffenden, der von sich selbst sagt: „Ich bin wie alle Dramatiker und Mimen von natürlichem Beruf ein geborener Marktschreier. Ich schäme mich weder meines Werkes, noch der Art, wie ich es schaffe!“ — Die Aufführung am Kleinen Theater gehört zu den besten Vorstellungen, die uns diese Bühne bisher geboten hat; die Regie hat sich des schwer darzustellenden Werkes mit feinstem Verständnis angenommen.

Max Kirschstein.

Dies und Das.

* „Paris-Berlin“ — das einzige in Deutschland erscheinende, von Henri Romain herausgegebene französische Journal, — das sich durch die Reichhaltigkeit

seiner Informationen, durch seine unparteiische politische Haltung und seinen frischen Unterhaltungsstoff auszeichnet, bringt in seiner Nummer vom 16. September eine Abbildung des Denkmals, welches dem deutschen Nationalökonomen Friedrich List, dem geistigen Urheber der Gründung des deutschen Zollvereins, in seiner Vaterstadt Kufstein (Tirol) neulich errichtet worden ist. Der Erbauer des Denkmals ist der Bildhauer Norbert Pfretzschner in Charlottenburg.

* Max Kretzer lässt nun seinen Roman „Der Millionenbauer“, der ihn mit einem Schlage in die erste Reihe unserer Romanschriftsteller stellte, bei Oskar Hellmann in Jauer (Schlesien) in einer billigen Volksausgabe für 1 Mark erscheinen. Der Erfolg wird sicher ein grosser sein, da nun auch den minder bemittelten Klassen der Erwerb des Buches möglich ist.

* Wilhelm Raabe, bekanntlich einer der gediegensten Erzähler des vorigen Jahrhunderts, Verfasser der Bücher „Die Chronik der Sperlingsgasse“, „Horacker“, „Unseres Herrgotts Kanzlei“, „Der Hungerpastor“ etc. feierte am 8. September seinen 75. Geburtstag.

* Wolfgang Kirchbach, der bekannte Schriftsteller, ist im Alter von 49 Jahren in Nauheim gestorben. Von seinen Dramen wurden „Der sommerreiche Untergang“, „Gordon Pascha“, „Eginhardt und Emma“, „Die letzten Menschen“, „Jung Gefreit“ aufgeführt. Seine Romane „Das Leben auf der Walze“, und der „Leiermann von Berlin“ fanden lebhaften Beifall. In den letzten Jahren seines Lebens wandte er sich religionsphilosophischen Studien zu, deren Früchte seine Schriften „Was lehrte Jesus?“ und „Das Buch Jesus“ waren. Von 1888 bis 1889 war Kirchbach auch Redakteur des „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“.

* Johann Anton Leisewitz. Am 10. September 1806 starb in Braunschweig J. A. Leisewitz, der Dichter der Tragödie „Julius von Tarent“. Derselbe war Mitglied des Hainbundes (vergl. Kürschner Deutsche Nationallitteratur Bd. 79). Die 100jährige Wiederkehr seines Todestages fand in der Tagespresse auffallender Weise nur geringe Beachtung.

*Andreas Streicher, dem Freunde Schillers auf seiner Flucht von Stuttgart, der auf dieser in Mannheim, Frankfurt und Oggersheim alle Gefahren und Entbehrungen mit dem jungen Flüchtling teilte, ist jetzt — wie aus Weimar gemeldet wird — die von dem Wiener Zweigverein der deutschen Schillerstiftung schon seit längerer Zeit in Aussicht gestellte Gedenktafel für das Schillerhaus in Weimar zuteil geworden. Kürzlich haben wiener Herren in Gegenwart einiger Vertreter des Weimarschen Gemeinderats die Tafel anbringen lassen. Sie befindet sich im Vorraum zu Schillers Wohnzimmer im zweiten Stock über der Tür, die in die beiden von der Erinnerung geweihten Räume führt. Das Material ist schwarzer Marmor, auf dem in goldenen Buchstaben zu lesen ist: „Andreas Streicher (Stuttgart 1761 — Wien 1833), dem Helfer in der Not, dem auf jeder Probe ausharrenden treuen Freunde Schillers. Der Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung. 1905.“

* Ihr hundertjähriges Bestehen (1806—1906) feierte am 1. September eine der angesehensten Verlagsbuchhandlungen Leipzigs, die Firma C. F. Amelangs Verlag. Sie gehört zu den wenigen Firmen, welche die ihnen bei ihrer Begründung vorgezeichnete Verlagsrichtung im grossen und ganzen unverändert innegehalten haben und, unbekümmert um die Gunst oder Ungunst der Zeiten und den Wechsel des literarischen Geschmacks, der Pflege der gediegenen Belletristik treu geblieben sind.

* Die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde setzt aus der Mevissen-Stiftung für folgende Aufgaben neue Preise aus: 1. Begründung und Ausbau der brandenburgisch-preussischen Herrschaft am Niederrhein. Zur Feier ihres 300jährigen Bestehens. Preis 3000 Mk. Frist: 1. Oktober 1908. 2. Konrad von Heresbach, mit besonderer Rücksicht auf seine Bedeutung als Pädagoge. Preis 2000 Mk. Frist: 1. Juli 1909. Die Schriften sind an den Vorsitzenden, Archivdirektor Professor Dr. Hansen (Köln) einzusenden.

* Der belgische Senator, Advokat und Literat Edmond Pirard hat 25000 Franken als Preise für belgische Dramatiker ausgeschrieben. Nur ungedruckte und unaufgeführte Werke kommen in Betracht, die „die Phänomene des Lebens in ihren pathetischen und erhabenen Offenbarungen schildern, speciell die des öffentlichen, des privaten, des historischen und des sozialen Lebens.“ Nur ein Gebiet ist ausgeschlossen: das Ehebruchsproblem.

* Bei dem internationalen Wettbewerb um ein Drama, der vor einigen Monaten von dem römischen Theaterjournal „Tirfo“ erlassen worden war, hat ein französisches Stück „Le Maître d'école“ von Raymond und Camilla Antona Traversi den ersten Preis erhalten. Das Stück wird demnächst ins Italienische übersetzt und in Rom aufgeführt werden.

* Die italienischen Theaterschriftsteller haben eine Genossenschaft (Societá Italiana degli autori) gebildet, die sich mit dem Schutz ihrer Werke und der Erhebung der Tantiemen befasst. Da man es in Italien fast nur mit wandernden Schauspiel-Gesellschaften zu tun hat, so ist die Kontrolle der Tageseinnahme sehr schwierig. Doch hat die Autorengesellschaft, die unter der energischen Leitung des Schriftstellers Marco Praga steht, dieses Problem in befriedigender Weise gelöst. Im vergangenen Jahre nahm sie an Tantiemen für Theaterstücke 428000 Lire ein, 90000 Lire mehr als im Vorjahre. Von dieser Summe entfallen etwa drei Fünftel auf französische Stücke in italienischer Uebersetzung, ein Fünftel auf italienische Stücke und das letzte Fünftel auf deutsche und englische Stücke. Die höchsten Tantiemen (74000 Lire) zahlte Mailand, dann folgten Rom (40000 Lire), Neapel (24000 Lire), Genua, Florenz, Triest, Bologna und Venedig. Gute Theaterstädte für italienische Aufführungen sind auch Madrid (6300 Lire Tantiemen) und Kairo (3400 Lire Tantiemen).

* Bibliothèque nationale in Paris. Aus einem Bericht des M. Henry Marcel, Generalverwalters der Bibliothèque nationale in Paris, ist zu ersehen, dass im Jahre 1905 der Arbeitssaal von 163719 und der öffentliche Lesesaal von 44812 Lesern benutzt worden ist. Die Zahl der im Umlauf gewesenen Bände betrug 531169 resp. 63849. Die Neuerwerbungen setzen sich folgendermassen zusammen: 19483 Pflichtexemplare (dépôt légal; jeder Buchdrucker in Frankreich ist verpflichtet, bei Erscheinen eines Buches zwei Exemplare für die nationalen Sammlungen einzuliefern), 9800 Ankäufe, 4152 Schenkungen, 463000 als Pflichtexemplare eingelieferte französische Zeitschriftennummern und 72000 Nummern angekaufte ausländische Zeitschriften. Die geographische Abteilung hat ihrerseits als Zuwachs erhalten 848 Karten als Pflichtexemplare und 841 Karten oder Bände aus Schenkungen oder Ankäufen herstammend. Die fremdländischen Erscheinungen figurieren mit neun Zehnteln unter den 9800 angekauften Büchern.

* Die Nationalbibliothek von Siam. Die Pflege der Wissenschaften macht in Siam deutliche Fortschritte. Treibende Kraft ist, wie in den kulturverwandten Ländern Birma, Ceylon und Japan, der Buddhismus, dessen

reformatorisches Streben sich weit über diese Gebiete hinaus energisch zu betätigen sucht. Der König von Siam ist schon wiederholt als Protektor solcher Bestrebungen hervorgetreten, im klaren Bewusstsein der Rolle, die ihm als einzigem unabhängigen Herrscher eines buddhistischen Landes zufällt. Auf seine Veranlassung wurde unter Beiziehung der gelehrten Elemente des Klerus die erste siamesische Ausgabe der heiligen Schriften besorgt; sie wurde 1893 zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des Königs im Druck vollendet, und in liberalster Weise stellte man die 39 Textbände auch ausländischen Bibliotheken zur Verfügung. Schon 1881 war in Bangkok vom König im Verein mit seinen Geschwistern die Vajiarajan-Bibliothek gegründet worden. Zum Oberbibliothekar ist ein deutscher, schon lange Jahre in Bangkok als Legationsrat im Auswärtigen Amte tätiger Gelehrter ernannt worden, Dr. Oskar Frankfurter, dem auch die ostasiatische Philologie mehrere Beiträge verdankt.

Eingegangene Bücher.

Philipp Kniest, Ebbe und Flut (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock, 1906.).

Max Kretzer, Der Millionenbauer, Roman. (Jauer, Oskar Hellmann.)

A. v. d. Elbe, Harriets Ehe. (Bremerhaven und Leipzig, L. von Vangerow.)

Wilhelm Büring, Vom Wege — Stein und Staub. (Dortmund, Loki-Verlag, Dr. F. Lütgenau, 1906.)

Hans Eschelbach, Sommersänge, Gedichte. II. Aufl. (Paderborn, Ferd. Schöning, 1906.)

C. Spielmann, Das Testament von Weilburg, Historisches Festspiel zur Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg. (Wiesbaden, Rud. Bechthold u. Co., 1906.)

Bronsard von Dingelingelei, Allerlei Dideldumdei und Anderes. (München, Literaturverlag, F. Hinsmann.)

Frhr. v. Schlicht, König Eduards Testament und andere Humoresken. (Berlin, Otto Janke.)

Paul Scheerbart, Die grosse Revolution. Ein Mondroman. (Leipzig, Insel-Verlag.)

Derselbe, Kometentanz. (Leipzig, Insel-Verlag.)

Hugo Marcus, Musikästhetische Probleme. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock, 1906.)

W. Debogory-Mekriewitsch, Erinnerungen eines Nihilisten. (Stuttgart, Robert Lutz, 1905.)

Fürst Krapotkin, Memoiren eines russischen Revolutionärs. (Stuttgart, Robert Lutz, 1906.)

Andrew Carnegie, Für das internationale Schiedsgericht. Deutsch von Dr. Moritz Fürst. (Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss, 1906.)

Rothenbücher, Geschichte der Philosophie für Gebildete und Studierende. (Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.)

Ernst Hermann, Grundriss der Philosophie. (Lahr i. B., Gross u. Schauenburg, 1906.)

Siegmund Kublin, Weltraum, Erdplanet und Lebewesen. 3. Aufl. (Dresden, E. Pierson's Verlag.)

W. v. Rohland, Die Willensfreiheit und ihre Gegner. (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1905.)

Passyrion über Deutschland, Beobachtungen und Kritiken eines Marsbewohners. Aus dem Marsischen übersetzt von Intrus. (Rostock i. M., C. J. L. Volckmann, 1905.)

Berichte Literarischer Vereinigungen.

* Die Literarische Gesellschaft zu Dresden. (Geschäftsführender Ausschuss: Major Nicolai, 1. Vorsitzender; Dr. Stössel, 2. Vorsitzender; Frau Adele Osterloh, 3. Vorsitzende; Fräulein Marie Millenet, Schriftführerin; Dr. phil. Chr. Gähde, stellvertr. Schriftführer; Hofbuchhändler Lehmann, Kassierer; Fräulein v. Buchholz, Bibliothekarin.) Programm für den Winter 1906/07. Es werden an Vorträgen geplant: 15. Oktober: Gedenkfeier für Henrik Ibsen. Redner: Dr. Alfred Kerr (Berlin). 29. Oktober: Hugo v. Hoffmannsthal (Wien): Eigene Dichtungen. 12. November: Frank Wedekind (München): Eigene Dichtungen. 26. November: Michael Georg Conrad (München): Heinrich Heine im Lichte unserer Zeit. 10. Dezember: Felix Holländer (Berlin): Der deutsche Erziehungs-Roman. 7. Januar: Dr. Helene Stöcker (Berlin): Bettina v. Arnim. 21. Januar: Theaterdirektor Max Martersteig (Köln): Moderne Bühne. 18. Februar: Dr. Arthur Pakscher (Berlin): Giosue Carducci. 11. März: Dr. Margarete Siebert (München): Persönlichkeit und künstlerischer Stil. 25. März: Professor Dr. Oskar Bie (Berlin): Berlin und die Kunst. Sämtliche Vorträge (mit Ausnahme der Ibsen-Gedenkfeier am 15. Oktober im Vereinshause) finden im Musenhaus statt. Ausserdem sind noch folgende theatralische Vorstellungen vorgesehen: Sonntag, den 21. Oktober, vormittags ½12 Uhr im Residenztheater: Frau Warrens Gewerbe, Drama von Benard Ssaw. Dargestellt durch die Truppe des Intimen Theaters in Nürnberg. Im Januar 1907 (Tag der Vorstellung wird später noch bekannt gegeben) vormittags ½12 Uhr: Der Andere, tragische Komödie von Julius Bab. Dargestellt durch Berliner Künstler unter Leitung von Dr. Martin Zickel.

* Die „Literarische Vereinigung“, Berlin, Künstlerhaus. (begründet 1893), eröffnete ihren Vortragscyklus nach den Sommerferien mit einem Rembrandt-Abend. Herr Professor Dr. Althaus begrüsste zunächst Mitglieder und Gäste und widmete dann zwei geschätzten Mitgliedern, die kürzlich ihren 70. Geburtstag begingen (Frau Professor Boettideer geb. Leyden, unter dem Namen „Clarissa Lohde weiten Kreisen als Schriftstellerin bekannt und Herr Robert Loewicke, Verfasser der „Knackmandeln“ und langjähriger Mitarbeiter am Daheim) eine beglückwünschende Ansprache. Herr Dr. Georg Malkawsky hielt darauf seinen hochinteressanten Vortrag: Rembrandt und die Poesie des Lichts, der durch Lichtbilder ergänzt wurde und zu dem die Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunstwerke eine grosse Anzahl vorzüglicher Kunstblätter desselben Meisters ausgestellt hatte. Den musikalischen Teil füllte Frau Prof. Felix Schmidt-Köhne mit dem meisterhaften Vortrag einer Reihe Lieder aus dem Zeitalter Rembrandts. Das Publikum, das den grossen Saal bis zum letzten Platz gefüllt hatte, spendete den Vortragenden stürmischen Beifall. Nächster Vortragsabend: 15. Oktober.

Berichtigung.

In dem Artikel von Victor Blüthgen musste es S. 32, Sp. 2, Zeile 13 von unten heissen: vom Vorstehenden aus angesehen statt „abgesehen“; — S. 33, Sp. 1, Z. 1 von oben keiner statt „einer“; — Z. 13 von oben falls statt „dass“; — Z. 15 von unten feminin statt „familiär“; — und intimerem Sehen statt „Sachen“; — Z. 9 von oben des Geschenen statt „des Geschehenen“.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Gegründet von Joseph Lehmann 1831.

Zugleich Fortsetzung der Monatsblätter für deutsche Literatur.

Verlag von OTTO DREYER. Redigiert von Dr. EDUARD LOEWENTHAL.
BERLIN W. 57, KURFÜRSTENSTRASSE 19. — FERNSPRECHER AMT VI, No. 8883 und 9895.

Erscheint am Anfange eines jeden Monats.
Abonnementspreis 6 Mk. pro Jahr

ANZEIGEN-PREIS: Die 4 gespaltene Petitzeile o. deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt.

Nummer 2 | **November 1906** | **77. Jahrgang**

Die moderne Dichtung und die unserer Klassiker.

Schlusswort zu unserer Umfrage.

Auf unsere Umfrage, welche den Unterschied zwischen der modernen Dichtung von der unserer klassischen Dichter ihrem Wert und ihrem Wesen nach festgestellt wissen wollte, erhielten wir verschiedene ablehnende Antworten, in denen die Ablehnung meistens damit begründet wurde, dass die Beantwortung unserer Frage eine zu umfassende Arbeit erfordere, zu welcher den betr. Autoren die nötige Zeit fehle. Ernst v. Wildenbruch war der Einzige, der seine Ablehnung in einer auf die Frage selbst eingehenden Weise begründete, derart, dass die Motivierung seiner Ablehnung einer Beantwortung unserer Frage gleichkam. Seine Haupt-Einwendung gegen unsere Fragestellung bestand darin, dass „die Geschichte einer Epoche nicht von den Altersgenossen bezw. Zeitgenossen, sondern von späteren Generationen zu schreiben sei.“ Wir bezweckten aber mit unserer Umfrage keineswegs eine Geschichte unserer Epoche zustande zu bringen, sondern lediglich der in der modernen Dichtung herrschenden Ziellosigkeit und Unklarheit ein Ende zu machen und eine gewisse Sammlung um ein zeitgemässes Programm, — um ein von neuen Lebensidealen getragenes Banner herbeizuführen.

Gegenüber der Unklarheit, die sich in verschiedenen Antworten besonders inbetreff des Begriffes des „Klassischen“ bemerklich machte, ist festzustellen, dass man unter klassisch in literarischer Hinsicht das zu verstehen hat, was künstlerisch müstergültig und von bleibendem ideellen Werte ist.

Victor Blüthgen rechnet es der modernen Dichtung zum Verdienst an, dass sie den „Mut zu einer grösseren Bewegungsfreiheit“ zu Tage gefördert habe. Er hofft, dass sie der Klassizität entgegenreifen und dass ihr Gehalt dann Wirklichkeitsoffenbarung von erheblich grösserer Echtheit und Feinheit bieten werde, als die Werke irgend eines älteren Dichters, Goethe ausgenommen. — Hierauf ist zu erwidern, dass unsere klassischen Dichter bei geringerer Bewegungsfreiheit im Sinne der Modernen Grösseres als die letzteren geschaffen haben. — Woran das liegt, das ergibt sich aus obiger Begriffsbestimmung des „Klassischen“. Das Erfordernis des bleibenden ideellen Wertes ist es, welches von den modernen Dichtern mit wenigen Ausnahmen zu wenig berücksichtigt wird, zum Teil natürlich unfreiwilligerweise, indem nicht Jeder von ihnen das Zeug hat, um besagtem Erfordernis zu genügen.

Als eine treffende Antwort auf unsere Umfrage können indirekt auch verschiedene Stellen aus dem Artikel „An der Wende“ von Hugo Alt im Septemberheft unseres Blattes angesehen werden. Da heisst es u. A.: „Die modernen Dramatiker nannten und nennen sich modern, — modern à tout prix — ohne aber einem einzigen modernen Gedanken Gestalten und Worte zu leihen, ohne in den Helden und Heldinnen ihrer Dichtungen eine einzige Idee zu verkörpern, die dem Fühlen des Volkes, seiner Sehnsucht und seinen Idealen entsprungen wäre.“

„Ein einziges Drama,“ meinte H. Alt, „liesse sich nennen, Hauptmanns „Weber“. Was er aber in diesem Stück versprochen, ist uns der Dichter schuldig geblieben. Mit ihm aber auch seine Mitläufer.“

Hierher gehören auch die Worte Paul Goldmanns in seiner von H. Alt zitierten Schrift „Aus dem dramatischen Irrgarten“: „Nicht ein einziges von den neuen deutschen Stücken zeigt in dramatischen Bildern, denen dichterische Kraft Leben und Grösse verliehen hat, das Deutschland der Gegenwart, Menschen und Ideen, auf der Bühne.“

Auch die Antwort von Carl Poll (Dr. L. Scheiner) besagt im wesentlichen, dass die wahre Dichtung ein Emporschwingen des Geistes in das Reich der Phantasie oder unverwirklichter Ideale zur Voraussetzung und zum Inhalt haben muss.

Aus alledem ergibt sich, dass unsere modernen Dichter, wenn sie die Stufe der Klassizität, d. h. des bleibenden künstlerischen und ideellen Wertes ihrer Erzeugnisse erreichen wollen, soweit ihnen die Kraft dazu innewohnt, auch die Wege der Klassiker beschreiten müssen, statt sich auf blosse Wiedergabe dessen zu beschränken, was sich den fünf Sinnen aufdrängt. Was ihnen grösstenteils fehlt, ist die geistige Tiefe und der geistige Fernblick, welche unerlässlich sind, um die geistigen Werte der Gegenwart belebend in die Zukunft leuchten zu lassen und um die Ideale der Gegenwart ihrer Verwirklichung näher zu bringen.

Eduard Loewenthal.

Das deutsche Volkslied.

Ein Beitrag zu seiner Würdigung und Neubelebung.

Von A. Gotzes.

> Es schwinden jedes Kummers Falten
> Solang des Liedes Zauber walten,
> Es führt zu seiner Jugend Hütten
> Zu seiner Unschuld reinem Glück,
> Vom fernen Ausland fremder Sitten
> Den Flüchtling der Gesang zurück.
>
> Schiller.

Dieses glänzende Zeugnis stellt unser grosser Dichterheros dem Gesange aus und seine Worte lassen sich in besonderer Weise auf das deutsche Volkslied anwenden. Doch leider ist es in unserer Zeit, in der Zeit des nervösen Hastens und Treibens, um das Volkslied sehr traurig bestellt. Zwar hat es in den letzten Jahren nicht an Aufmunterungen zur Wiederbelebung desselben gefehlt. Es sei an erster Stelle auf die Hinweise unseres Kaisers aufmerksam gemacht. Wie eindringlich hat er den Gesangvereinen die Pflege des volkstümlichen Liedes ans Herz gelegt. Aber auch unsere Dichter, wie Liliencron, Eschelbach etc. haben sich des Volksliedes mit grossem Eifer angenommen. Auch an wissenschaftlichen Abhandlungen, die sich mit dem deutschen Volksliede befassen, hat es nicht gefehlt. Jüngst ist noch ein Werkchen von Prof. Sahr in der Sammlung Göschen erschienen, welches uns in trefflicher Weise in das Volkslied einführt und an Hand vieler Proben uns seine Bedeutung klar vor Augen stellt. In literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften hat man über das deutsche Volkslied in letzter Zeit manche schöne Abhandlung geschrieben und deshalb sei auch in unsern Spalten von ihm die Rede.

Welch' trefflichen Lieder haben uns die ältern Dichter geschenkt! Clemens von Brentano gab in „des Knaben Wunderhorn" die erste deutsche Volksliedersammlung heraus. Welche Fülle von Schönheit und Volkspoesie offenbart sich in den Liedern eines Goethe, Eichendorff, Mörike, Uhland etc. Und soll diese ganze Welt von Schönheit und Poesie dem Untergange geweiht sein? Freilich, wenn wir uns den Zug, den unser modernes Zeitalter durchweht, näher ansehen, dann müssen wir leider mit einem „ja" antworten. Wo sind sie die romantischen und poesieumwobenen Zeiten, wo an strengen Wintertagen sich die Familie um den Herd scharte und wo zur Guitarre oder Zither frohe, liebe Volksweisen abwechselten mit munterm Geplauder. Und, wenn dann der Frühling in Berge und Thäler zog, wenn Flur und Hain von Segen trieften und unter Silberwölkchen die Sonne lächelte, wie war da so recht die Zeit des Gesanges. Die Burschen zogen durch Wald und Flur und allüberall ertönte der muntere Volkssang. Auf dem Heimwege kommen ihnen auch wohl die Mädchen entgegen, sinnig geschmückt mit den Gaben des Lenzes. Dann gings Arm in Arm ins Dorf zurück. Unter der grossen Linde am Brunnen versammelte sich alles zu munterm Reigen und es erklangen Zither und Fiedel und manch lustiges Liedel! Hoch oben im Baume aber lockte die Nachtigall in schmelzenden Tönen. Das waren selige Zeiten, so voller Volkspoesie, voller Anmut und lieblichem Reiz. Doch auch bei der Arbeit war der Gesang stets zu Gast. Gewiss, damals gab es noch keine rauchenden Schloten, kein unaufhörliches Rädergeknarre. Da schnurrte noch das Rädchen und von der Hände Arbeit hing des Werkes Gelingen ab. Und bei traulichem Sang gelang es stets; ein Liedchen half über alle Unannehmlichkeiten hinweg. Und noch ein anderes Bild: Am Abend besuchten sich auch wohl befreundete Familien. Der Sohn des Hauses nahm die Geige zur Hand, und sein Freund spielte die Zither. Der Vater aber begleitete beide auf der Guitarre. Ach, war das eine prächtige Begleitung zu den Volksliedern, die nun alle sangen. Wie sich jeder freute, wie Herz und Gemüt auflebten, wie das Band der Zusammengehörigkeit sich fester schlang und wie da die Liebe Königin war!

Ja, diese romantischen Zeiten, sie sind dahin. Die Guitarre, obwohl eines der klangvollsten Begleitinstrumente, ist längst aus dem häuslichen Kreise verbannt, und der Zither, dem zum Herzen sprechendsten Instrumente droht dasselbe Geschick. Und wo sind die Volkslieder geblieben, für die unsere grössten deutschen Dichterhelden ihr bestes Können eingesetzt haben? Dahin — erstickt im Strome der Neuzeit, hinweggespült von der Welle der sogenannten Aufklärung, beschmutzt vom Schlamme der gewöhnlichen Gassenhauer. Das ist eine schmerzliche Tatsache, doppelt schmerzlich und traurig für unser deutsches Volksleben und für unser liebes Vaterland, für unser schönes Land der Poesie und grossen Dichter. Wenn im deutschen Volksliede sich nicht eine so grosse Fülle echt deutscher Kultur, ein so mächtiges Mass deutschen Fühlens und Denkens wiederspiegelte, wahrhaftig, man brauchte nicht so viel zu seiner Wiederbelebung und Erhaltung zu tun. Welchen Schatz echter Poesie enthält dasselbe und welch' köstlicher, kerniger Humor verbirgt oftmals das einfache Lied. Wie findet man da die herrlichsten Bilder aus der Natur, aus dem Wechsel der Jahreszeiten, aus dem Entstehen und Vergehen in anmutige Verse gekleidet. Die Seelenstimmungen des Menschen werden vielfach in den Rahmen dieser Umgebung gebracht, und so entstehen manche Lieder von kostbarem, balladenähnlichem Inhalte. Aber auch die Tier- und Pflanzenwelt wird besungen und so manches lustige, kecke Liedlein zeugt von einem schalkhaften, aber nicht bös gemeinten Humor. Wie mancher in der Fremde weilende würde seiner lieben Heimat näher gebracht, wie mancher Greis im Silberhaar an seine wonnige Kindheit erinnert, wenn er dem Klange eines echten deutschen Volksliedes lauschen könnte. Sie würden neu aufleben und bewundernd ausrufen: Wie schön ist das deutsche Lied! Das erkannte auch Schiller schon in seinem eingangs erwähnten Verse.

Doch was lässt sich für die Neubelebung des Volksliedes tun? Diese Frage tritt nach dem Gesagten mit Gewalt an uns heran. Alle Klagen können nichts helfen, wenn die praktische Arbeit fehlt. Wir haben keinen Mangel an Schriften, die sich mit dem Werte und der Erforschung des Volksliedes befassen. Auch fehlt es nicht an wirklich guten Volkliedersammlungen, ja wir haben sogar gross angelegte Werke wie, dasjenige von Erk und Böhme, welches an die 3000 Volkslieder mit Melodien und Texte enthält. Auch für den minder Bemittelten gibt es kleinere Sammlungen. Wir erinnern z. B. an Stürmer's „Kleinen Volkssänger", das Büchlein enthält 188 Lieder und kostet nur 30 Pfg. Erwähnt seien auch die Tonger'schen Liederbücher, die mit Text und Noten ausgestattet und sehr wohlfeil sind. Daneben haben wir auch ältere Sammlungen, die zu empfehlen sind. Es mangelt also nicht an dem nötigen gedruckten Material. Leider dient dieses Material heutzutage fast nur noch der Wissenschaft, aber an praktischer Verwertung desselben fehlt es. Und doch sind in erster Linie die Familie und die Schule die berufensten Kräfte, die am meisten zur Belebung des volkstümlichen Gesanges beitragen können. Wir meinen mit der Schule nicht allein die Volksschule, nein auch die höheren Lehranstalten. Wenn in Familie und Schule das schlichte, schöne Lied mehr gepflegt und eingebürgert wird, so wird es um das Volkslied bald besser bestellt sein. Bei der Jugend wird es nicht an der nötigen Liebe und Empfänglichkeit für das echte deutsche Lied fehlen, wenn nur in der rechten Weise vorgegangen wird. Auch in Vereinen und Gesellschaften soll man das Volkslied niemals isolieren. Es kommt nicht immer darauf an wo das Lied erklingt, es braucht nicht immer unter den Hallen des Waldes oder auf schwellender Frühlingsflur zu sein, die Hauptsache ist und bleibt, dass es wieder gesungen wird; denn das ist dem deutschen Liede eigen: Wo es erklingt, da erzeugt es die rechte Stimmung und frohe Herzen.

Frauenlyrik

von **Max Mayer** (— Lechenich bei Köln).

Klara Müller: Mit roten Kressen. 2. Auflage. Baumert und Ronge, Grossenhain.

Marie Madeleine: Auf Kypros. 25. Auflage. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Marie Luise Becker: Sonnenkinder. Seemann Nachfolger, Leipzig.

Helene Rekittke: Aus einsamen Stunden. Harich, Allenstein.

Anna Ritter: Gedichte. 21. Aufl. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger, Stuttgart.

Anna Ritter: Befreiung. J. G. Cotta'sche Buchhdlg., Nachfolger, Stuttgart.

Alberta von Puttkamer: Offenbarungen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhdlg., Stuttgart.

Maria Janitschek: Gesammelte Gedichte. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

M. E. delle Grazie: Gedichte. Breitkopf und Härtel, Leipzig.

Marie Stona: Lieder einer jungen Frau. Konegen, Wien.

Bertha von Woisky: Aus dunkeln und hellen Stunden. Pierson, Dresden.

E. von Lieven-Swiderska: Bismarck, Deutschlands Hort. Pierson, Dresden.

Eugenie von Soden: Haidekraut. Max Kielmann, Stuttgart.

Prusska von Bagienski: Aus den Tiefen. W. Schäfer, Berlin.

Margarethe Matthes: Gedichte. Preuss u. Jünger, Breslau.

Kein Gebiet der lyrischen Kunst ist so schnell gewachsen, wie das der Frauenlyrik, aber auch keines war von Anfang an so dem Gespötte und Zweifel der Kritik ausgesetzt. Das war man nicht gewohnt bei uns, aus scheuem, zaghaften Frauenmunde selber solche Ausrufe seligster Ekstase, der Verzweiflung und des Begehrens, solche glühende Wünsche und Schwüre in allen möglichen Tonarten, die sich oft zu den widerlichsten Gefühlsausbrüchen steigerten, zu vernehmen. Man denke nur an die Sammlung: „Liebeslieder moderner Frauen" (verlegt von Costenoble, Berlin) und ganz besonders an die Uebertreibungen einer Dolorosa und an ihre Nachahmerin Else Galen-Gube. Mit diesen neuen Erscheinungen aufdringlichster Art wusste man anfänglich noch nicht viel anzufangen. Man stand da wie vor einem Rätsel. Einerseits die alte, bekannte weibliche Scheu, Zurückhaltung und andererseits jetzt dieses tolle Gebahren einiger freiheitsgelüstenden Weiber. Die meisten Kritiker nun machten sich anfangs darüber lustig und stellten „diese revolutionären Gefühle als harmlose Scherze einiger Damen" hin wie früher einmal Julius Philipp in einem geistreichen, witzsprühenden Essay, in den nun entschlafenen ‚Stimmen der Gegenwart", und noch etwas drastischer über Madeleine bemerkte ein anderer seiner Zeit in der „N. d. Rundschau": „Die jungen Mädchen werden sie bewundern und ihre Kühnheit schaudernd preisen, die wissenden Frauen, die die Liebe verstehen, werden mitleidig sagen: „Arme Demivierge!" Nun hat aber diese „Sturm- und Drangperiode" in der Entwickelung der Frauenlyrik mit der Zeit auch Gutes und Reifes gezeitigt.

Auf eine Hedwig Lachmann, Beutler, Else Lasker-Schüler u. a. darf die Frauenlyrik stolz sein. Zu den bekannteren Namen gehören schon die Janitschek, Ritter, Puttkamer, Stona und Delle Grazie. Die Gedichtsammlung „Offenbarungen" von Alberta von Puttkamer zeigt wenig Ausgeglichenheit. In ihren leidenschaftsvollen „Herbst und Liebesterzinen" trifft sie am reinsten den Ton der Sehnsucht. Die „Charakterlandschaften" sind von einer sicheren Hand gezeichnet, gross gedacht und gut geschaut. Eine stille Vornehmheit liegt über all ihren Gedichten. Von der M. E. delle Grazie liegt ein starker Band „Gedichte" vor. Sie ist ja längst keine Unbekannte mehr. Sie bleibt aber in ihren Gedichten weit hinter der Entfaltung unserer heutigen Lyrik zurück. Um so schärfer aber tritt sie als Persönlichkeit hervor. Ihre Kunst ist trotz aller und höchster Leidenschaftlichkeit frei von Uebertreibungen. Ihr Können liegt mehr auf epischem, als lyrischem Gebiete. Trotzdem hat sie in dem Abschnitt: „Zigeunermusik" einige kleine Gedichte geschaffen, die an das Beste heutiger Lyrik heranreichen:

„Was zucken die braunen Geigen
so seltsam in eurer Hand?
„Wir haben darüber als Saite
ein Menschenherz gespannt!

Ein armes, närrisches Herze
zergeigen wir Stück für Stück —
Das lacht in seinem Schmerze
und weint in seinem Glück!"

Von der Maria Janitschek las ich einmal früher irgendwo die schlicht-ergreifenden Verse:

„Tiefblau der Himmel,
hell glänzt der Firn,
Da fällt ein Tropfen
auf meine Stirn.

Ich wende mich um
und spähe, spähe . . . .
Nicht Wolken, nicht Menschen
in meiner Nähe.

Du schöner Himmel
Von Glanz umwoben,
Sag, weinen denn
Die auch dort oben?"

In ihren „Gesammelten Gedichten" suchte ich vergebens nach solcher Kürze, Schlichtheit und Bildlichkeit. Doch weiss sie in langen Gedichten viel Interessantes und Seltsames aus dem Leben fremder und seltsamer Menschen in klangvollen, lebendigen Rythmen zu erzählen. Eine gewisse Eigenart und tiefe Gedanken verleihen den Gedichten der M. Janitschek einen besonderen Reiz. Mehr eigentliche Frauenlyrik im engern Sinne bieten die Gedichte der Anna Ritter und Maria Stona. Zwei Gedichtbändchen sind bisher von Anna Ritter erschienen. „Gedichte" und „Befreiung". Was mir an dieser Dichterin besonders gefällt, ist der muntere, sprudelnde Quell ihrer Empfindungen. Es ist ja kein grosser Kreis, in dem sich ihre Kunst bewegt, aber sie weiss ihren Empfindungen oft einen sichern und treffenden Ausdruck zu geben. Ihre Verse überraschen nicht, aber sie unterhalten und wissen unser Mitgefühl lebhaft anzuregen. Ihre Kunst wirkt ehrlich und überzeugend. Dasselbe gilt auch in mancher Hinsicht von den Liedern einer jungen Frau der Maria Stona. Nicht alles darin ist von gleichem Werte, neben Unbedeutendem findet man nicht selten einen künstlerischreinen Klang, einen schlicht-ergreifenden Ton, der unsere nächsten Erwartungen höher spannt. Weniger bekannt scheint noch immer die vorlängst verstorbene Klara Müller zu sein, deren Buch: „Mit roten Kressen" mir in 2. Auflage vorliegt. Es offenbart eine starke, gefestigte Kunst, ohne Pose und Aufdringlichkeit. Ich fand Verse darin, die mich wie schlichte, ergreifende Volkslieder anmuteten und wieder andere, die sich gleichsam überboten an Bilderkühnheiten und Wortschönheiten. Klänge wie schweres Flügelrauschen — und vor allen Dingen: es steckt eine Persönlichkeit hinter ihrer Kunst

„Vom Meere braust der Wind,
die sieben Birken schwanken —
durch mein gequältes Haupt
hinflattern irre Gedanken . . . . .

Die Sonne sank zu Grab.
ihr Glühn, es hat gelogen,
ein windverwehtes Blatt
treibt über die dunklen Wogen“

Das Buch der Maria Madeleine gibt sich in vornehmer Ausstattung. (25. Aufl.) Ihre Kunst wirkt aber nicht so echt, verinnerlicht, nachhaltig und überzeugend wie die der Klara Müller. Es ist zu viel Spielerei darin mit prunkenden Worten und Heine'scher Rythmik. Gewiss, — auch hier gewinnen wir den Eindruck einer sonst eigenartig-talentierten Persönlichkeit. Ihre geniale Ausgelassenheit macht oft die heitersten Sprünge und Kapriolen. Das ergötzt, ergreift, spottet, wirbelt und wogt in einem fort. — Weit weniger begabt erscheint Marie Luise Becker. Hier und da ein echter Klang, ein gutes Bild und sonst — — nichts. Zum Schluss aber noch möchte ich auf das bescheidene Bändchen der Helene Rekittka hinweisen. Nicht alles darin steht auf gleicher Höhe, — aber die guten Verse überwiegen weit die schlechteren. Ein feines, inniges Naturempfinden gibt sich oft in den anmutigsten Tönen kund. Sie wird uns vielleicht nie ein grosszügiges, überraschendes Buch, aber doch einmal ein stilles, vornehmes und gemütliches Buch schenken. Was sonst noch vorliegt, gehört grösstenteils in das Gebiet des krassesten Dilettantismus.

Charlotte von Schiller.

Von Amanda Sonnenfels.

(Schluss.)

Ein Freund des Schillerschen Hauses Ludwig Friedrich Göritz, berichtet eine kleine Szene, welche die ganze liebenswürdige Sanftmut Lottes ihrem Gatten gegenüber beleuchtet.

„Sie tanzte nicht,“ erzählt Göritz, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle. Es konnten Jahre vergehen, ehe sich etwas derart wiederholte. ‚Gros‘ und ich hatten uns abends nach Tisch mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesetzt und spielten fort bis sie kam. Es war morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den missbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. — — Sie nahm ihren Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz.“

Trotzdem diese kleine Szene Schiller als den gestrengen Eheherrn zeichnet, bedeutete seine „liebe Maus“, wie er Lotte meist nannte, für ihn doch bis zum letzten Augenblick sein letztes Lebensglück.

„Alles Leiden, was ich in diesem Momente fühle,“ schrieb er einmal während seiner Krankheit an Körner, „verursachte der Anblick, der Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überstanden haben.“

Im Mai 1804 unternahm Schiller mit Lotte und den beiden Knaben noch eine Reise nach Berlin, wo sie mit stolzer Freude erfahren durften, welche weitverbreitete, enthusiastische Verehrung dem Dichter gewidmet wurde. Iffland, der damalige Leiter des Berliner Hoftheaters, setzte seinen Stolz darein, ihm seine herrlichsten Werke vorzuführen. Das Königspaar selbst beteiligte sich an den glänzenden Huldigungen, mit denen Schiller überschüttet wurde und man war so eifrig bemüht, ihn ganz an Berlin zu fesseln, dass er nahe daran war, die überaus günstigen Anerbietungen anzunehmen. Als aber Herzog Karl August Schillers bisherigen Gehalt verdoppelte, da war eine Entscheidung zu Gunsten Weimars getroffen. Drei Monate später wurde ihm, während er selbst wieder schwer krank darniederlag, sein jüngstes Töchterchen Emilie, geboren. Er erholte sich damals ziemlich schnell, doch ehe die Kleine ihr erstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, war die Lebensbahn ihres grossen Vaters vollendet.

Im Februar 1805 machte er zwar, nachdem er von einem erneuten Anfall zum letzten Mal genesen war, noch Reisepläne, aber er äusserte doch zugleich: ‚Alle Projekte, die Ihr für mich macht, lasst nur nicht über zwei Jahre hinaus sich erstrecken.‘*) Seine Lebenskräfte hielten indessen nur noch zwei Monate aus. Den 29. April überfiel ihn im Theater ein heftiges Fieber, von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Charlotte wich nicht von seinem Bette und in letzten Augenblicken sorgte er sich noch zärtlich um ihre angegriffene Gesundheit, aber schon den 9. Mai verschied er in ihren Armen, als sie seinen Kopf besser betten wollte, mit einem letzten Lächeln und einem Kuss, den noch sein letzter Hauch für die treue Gefährtin seiner glücklichsten Lebenszeit hatte.

Und mit dem Leben des heissgeliebten Mannes war auch Lottes persönlicher Anteil am Leben für immer erloschen.

„Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt“, schrieb sie an Schillers Schwester, „da ich das einzige Wesen musste sterben sehen und leben muss. Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. Bei meinem Leiden ist mir der Rückblick auf mein Leben mit ihm ein Trost, denn ich suchte mit allem, was in meinen menschlichen Kräften stand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachteilig sein können. Ohne mich wäre er vielleicht nicht so lange der Welt geblieben. — — Ich muss meine Kinder an mein Herz drücken und fühlen, warum ich lebe, wenn mir mein ganzer Verlust einfällt.“

Weit über Deutschlands Grenzen hinaus ward dieser Verlust betrauert! Zahllose Worte der Verehrung suchten den Weg zu Lottes Herzen, um ihren Schmerz zu sänftigen, aber keines unter ihnen allen fand wohl Töne, welche in ihrer einfachen Innigkeit das aussprachen, was ihr allein Trost bieten konnte, wie die rührend schlichten Worte der Mutter:

„Einen guten Teil Deines Lebens, die Gattin eines Schiller gewesen zu sein“, schrieb ihr diese zu ihrem ersten Geburtstag nach Schillers Tod, ‚sich sagen können, diesen Teil seines Lebens ihm verschönert und durch Deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fortzuleben — o gewiss, beste Lollo, das ist noch immer ein schönes, beneidenswertes Los.“

Und dieses Loses zeigte sich Lotte würdig! Ihr ganzes Leben teilte sie fortan in die Erziehung ihrer Kinder und in das Andenken an den Unvergesslichen, der ihr noch über das Grab hinaus der glänzende Leitstern ihres Lebens blieb. Um Schiller's Andenken in dem ganzen Glorienschein, in dem er sie selbst im Herzen trug, auch in den Herzen der Kinder lebendig zu erhalten, unternahm sie es, in ihren „Fragmenten über Schiller" sein Leben zu schildern und sie zeichnete sein Bild, wie es nur die Hand der nimmer aufhörenden Liebe vermochte. Das spricht sie auch ausdrücklich in den, an ihre Kinder gerichteten Aufzeichnungen aus:

---

*) Vergl. Mosapp.

„Meine Liebe zu ihm soll Euch sein Bild entwerfen", heisst es dort, „denn niemand kannte ihn wie ich, kannte den Reichtum seines Herzens. — — Schwer wird es jedem werden, Schiller's Wesen auszusprechen. Im Aeusseren die höchste Einfachheit, Ruhe, Würde und doch die leuchtende Fackel des Genius schwingend. — — — Kein anderer Dichter, obwohl die meisten sich frei selbst bekennen müssen, dass sie mühevoll durch das Leben sich drängen mussten, war doch so frei und gross geboren als er, trotz der gewöhnlichsten Umgebungen. — — — Ich konnte über alle Bedürfnisse hinwegblicken, in den Stunden, wo sein Geist zu mir sprach, und fühlte in den ersten Jahren unserer Verbindung, wie in den letzten, das gleiche Glück. Mit mehr Bewusstsein meiner selbst in späteren, denn ich hatte mich durch ihn gebildet, empfänglicher gefunden und genoss reiner den Anblick seines Geistes." —

Jene Aufzeichnungen über Schiller enthalten aber nicht nur eine Würdigung seiner Persönlichkeit, sondern auch eine Reihe von Einzelheiten aus seinem Leben, die Lotte genauer kannte als irgend jemand anders. Und ihre Schwester Karoline benützte sie deshalb vielfach als Quelle für ihre Schiller-Biographie, die noch immer eine der wertvollsten ist, welche wir besitzen. So verflocht Lotte das Andenken des toten Gatten mit ihrer Liebe für die lebenden Kinder, die sie nach seinem Ebenbilde zu erziehen bemüht war. Hochherzige Freunde kamen ihr dabei werktätig zu Hilfe, indem z. B. die Erbprinzessin, Maria Paulowna, die Kosten für die Ausbildung der Söhne übernahm und Kotta ihr so ausgiebige Honorare für Schillers Werke zahlte, dass sie in ihren äusseren Verhältnissen vor jeder Sorge sicher gestellt war. Ohne, dass eines ihrer Kinder die Genialität des Vaters geerbt hätte, haben sie in ihrer Entwickelung doch alle der fürsorglichen Mutter das rühmlichste Zeugnis ausgestellt und ein jedes von ihnen wusste seinen Platz im Leben auszufüllen.

Der älteste Sohn Karl wählte das Forstfach, Ernst wurde ein hochgeschätzter Jurist und Karoline hatte einer hervortretenden Neigung und Begabung folgend, sich zur Erzieherin ausgebildet. Erst spät vermählte sie sich mit dem Bergrat Junot, während die jüngste, Emilie, wie schon oben gesagt, die Freiin von Gleichen-Russwurm ward, der wir die wertvollsten literarischen Dokumente über die Beziehungen ihrer Eltern zu einander und insbesondere über Charlottens Leben danken. In dem, von ihr zuerst herausgegebenen Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte ebenso wie in dem umfangreichen Werk „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde", das Professor Urlichs mit Frau v. Gleichen gemeinsam herausgab, tritt Charlottens Bild so lebenswarm hervor, dass es die lebendigste Anschauung ihres ganzen Daseins gibt.

Nach Schillers Tod hatte sich Charlotte zwar auf einen engen Kreis beschränkt, aber mit einzelnen ihrer Freunde blieb sie bis an ihr Lebensende verbunden. So z. B. mit Knebel, der einst um sie geworben hatte, mit Frau v. Stein, welche einst die Vertraute ihrer jungen Liebe gewesen und mit Goethe vor allem, der für sie immer der Meister blieb, zu dem sie verehrungsvoll emporschaute, obgleich sie sich niemals damit aussöhnen konnte, dass Christiane Vulpius die Herrin seines Hauses geworden. Deshalb hatte sie sich auch wenn sie besuchsweise von Jena aus, in Weimar geweilt, niemals dazu überwinden können, Goethes Gastfreundschaft für ihre Person anzunehmen, während Schiller oft tagelang in seinem Hause wohnte. Eine besonders innige Freundschaft verband Lotte mit der Weimarischen Prinzessin Karoline Luise und als diese den Erbgrossherzog von Mecklenburg-Schwerin heiratete, hielt ein lebhafter Briefwechsel, der noch vorhanden ist, die herzlichen Beziehungen aufrecht und gibt ein beredtes Zeugnis für die Liebenswürdigkeit beider Briefschreiberinnen. Ebenso blieb sie mit ihrer Schwester Karoline innig verbunden.

Obgleich Charlotte den literarischen Erscheinungen ihrer Zeit ein dauerndes Interesse bewahrte, sie las auch als Witwe noch sehr viel, so fand sie doch keine rechte Befriedigung mehr an den damaligen Neuerscheinungen. Zum Teil waren diese in der Tat nicht wertvoll genug, zum andern Teil aber wurzelte Lotte zu sehr in der Vergangenheit, um an ihnen Gefallen finden zu können. Und diese Vergangenheit hielt sie auch in Weimar fest, trotzdem ihre Söhne dort keine Anstellung hatten finden können und sie wohl gern in der Nähe ihrer Kinder gelebt hätte.

„Ich liebe mein Haus als Schillers heiliges Andenken," sagte sie. „Ich habe es vor Gewalttätigkeiten (während der Kriegszeiten) bewahrt und bin unter Schillers Bild wie an einen Altar geflüchtet. Alle Nationen sind zu mir gekommen, um das Haus zu sehen." — — —

Und in diesem Sinne lautet auch eine andere Niederschrift:

„Es haften jetzt schreckensvolle Erinnerungen an den äusseren Gegenständen und der Tod hat auf fürchterliche Weise Denkmale aufgerichtet in dem glücklichen Tal, wo wir liebten und lebten. Aber es sei dieser Platz dem Herzen meiner geliebten Kinder immer heilig und gern mögen sie sich einst, wenn das Schicksal sie auch nicht ungekränkt entlässt, zu dem Ruheplatz ihrer Eltern flüchten.

Wenn einst die Welt Euch herzlos kalt verstösst,
So flüchtet Liebe zu dem stillen Grab,
Dort rufet Eurer Eltern Gottheit an,
Denn Götter sind wir dann und schützen Euch."

Die ihr von frühester Kindheit an eigene Religiosität hatte sich durch ihr Trostbedürfnis noch vertieft und ihre Anschauung, die sie vom Gebet hatte, ist so schön und ergreifend, dass sie es wohl verdient, hier mitgeteilt zu werden.

„Sollte ich nicht ihnen (den Kindern) selbst klar machen können, was es ist, ein gläubiges vertrauendes Gemüt zu dem Schöpfer der Welt zu richten, so möchte ich sie in diesem Blatt dazu anhalten, die Bibel zu lesen im reinen Sinn die Lehre, die Christus gab, sich einzuprägen. Alsdann werden sie auch fühlen, dass es nichts Höheres gibt, als das Gebet, welches er uns lehrte; Vater unser, der Du bist im Himmel. In den Momenten meines Lebens, wo keine andere Stimme zu mir Eingang finden konnte, wo ich deutlich fühlte, nur Gott kann helfen, betete ich das Gebet. Ich kann es nicht vertragen, wenn man zu viel von seinen religiösen Gefühlen spricht. — — — Ich glaube, dass es Fälle gibt, wo auch unsere Bedürfnisse durch das Gebet gestillt werden, wo eine unsichtbare Hilfe nahe ist. Ich habe sie im Laufe meines Lebens auch erfahren und es ist mir daher schmerzlich, wenn man über diesen Glauben spotten kann."

Die Hoffnung, dereinst neben ihrem geliebten Gatten zu ruhen, ging ihr nicht in Erfüllung. Im Sommer 1826 reiste sie zu ihrem Sohne Ernst nach Köln und unterzog sich in Bonn, um der Gefahr der Erblindung zu entgehen, einer Augenoperation. Nachdem diese glücklich vollzogen war und die Kranke zu ihrer grossen Freude wieder ihr Augenlicht zurückgewonnen hatte, trat am 6. Tage ein Nervenschlag ein und sie verschied am Morgen des 9. Juli 1826.

„Heiter und ohne Schmerzen“, schrieb ihre Tochter Emilie, „war ihr Ende, ihres herrlichen Lebens würdig. — — Ein solcher Tod ist so viel wert wie ein glückliches Leben!“ —

Charlotte v. Schiller ruht auf dem alten Friedhofe zu Bonn und fünfzehn Jahre später ward im selben Grabe auf seinen letztwilligen Wunsch auch ihr Sohn Ernst zur letzten Ruhe gebracht.

Weiteres über Gustav Renners „Ahasver“.

Nachdem im Augustheft des „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“ Renners Ahasverdichtung einer eingehenden, feinsinnigen Analyse unterzogen worden, scheint es fast überflüssig, weitere Erläuterungen zu geben. Da das Werk vieldeutig ist, darf es uns indessen nicht wundern, wenn man gleichwohl da und dort noch Auffassungen begegnet, die sich einer genaueren Betrachtung der Dichtung gegenüber als unhaltbar erweisen. So ist es gewiss eine verfehlte Auffassung, wenn behauptet wird, dass Ahasver am Ende „sich unter das Dogma beuge“. Vielmehr will Renners „Ahasver“ uns gerade das zeigen, dass es unmöglich ist, das ewig flutende Leben der Welt in ein Dogma zu fassen oder an ein Dogma als an eine Welterklärung zu glauben. Nur als ein Symbol kann das Dogma gelten; es muss daher einem beständigen Wechsel unterworfen sein; denn sonst könnte es uns das wechselnde Leben der Welt nicht andeuten. Es ist mit dem Verändern der Symbole und der Ideale wie mit den Aussichten, die sich einem Wanderer bieten, wenn sein Weg sich (wie bei Dantes Fegefeuerberg) spiralförmig um einen Berg hinaufwindet: immer wieder kommt er an eine Stelle, unterhalb welcher er früher schon einmal gestanden, und das Bild, das sich ihm jedesmal bietet, ist im Grunde dasselbe — nur wird es mit jeder neuen Windung, jeder höheren Kurve weiter und freier, und kleinliche Einzelheiten verschwinden mehr und mehr.

Was „Ahasver“ uns lehrt, ist u. a. somit das, dass es mit einer einmaligen Erkenntnis, einer einmaligen Erlösung nicht getan ist, sondern dass der einzelne wie die Menschheit immer wieder eine Erkenntnis durch die andere erweitern oder überwinden muss, wie er immer wieder sich selbst überwinden muss. Beruhigt sich Goethes Faust mit dem Wirken für andre, und findet er darin sein Heil, so zeigt Renner, dass auch dieses altruistische Ideal nur ein Uebergang ist, dass das ewige Sehnen der Menschheit damit nicht zur Ruhe gelangt ist und nicht zur Ruhe gelangen kann.

Der Mangel an Einheitlichkeit, der dadurch zutage treten soll, dass der Held bald Lazarus, bald Ahasver heisst und ist, ist nur ein scheinbarer: Der Held ist die Menschheit; und die Menschheit ist eben sowohl Lazarus als auch Ahasver; sie ist das ewige Leiden — und das ewige Streben, von diesem Leiden loszukommen, es zu überwinden; und daher steckt auch im entschiedensten Altruismus als Hauptbestandteil ein kräftiger Egoismus: denn auch der hingebendste Menschheitsbeglücker sucht bei seinen Beglückungsversuchen seine eigene Befriedigung. Dies veranschaulicht auch Ahasvers Gestalt aufs deutlichste. Ja, ich möchte noch einen Schritt weiter gehen: nicht nur Lazarus-Ahasver ist eine und dieselbe Person, sondern auch Ahasver und Judas. Wohl tritt Judas als der Vertreter des bösen Prinzips auch in der Gestalt des „Fremden“ (des Teufels) und nachher in der Gestalt des Sprechers aus dem Volke anscheinend nur von aussen an Ahasver heran und lässt uns erkennen, dass das Böse in seiner Form genau so wechselvoll ist wie die Form, unter welcher der Kampf mit ihm geführt wird, dass auch das Böse eine Art wechselnden Symbolums hat wie das Losungswort der den Streit aufnehmenden Guten — aber im letzten Grunde ist Judas-Teufel nicht nur in die Geschichte, sondern auch in das Wesen Ahasvers verwoben; denn Lazarus-Ahasver-Judas ist die Menschheit und ist der einzelne Mensch.

Aber wir können die Bedeutung auch noch enger fassen: der Dichter selbst ist Ahasver, und immer wieder drängen sich uns Schlüsse auf von des Dichters Werk auf des Dichters Wesen, dessen Entwickelung wir Schritt für Schritt darin verfolgen können.

Unwillkürlich muss man, wenn man im „Ahasver“ von jenen Forderungen liest, die an den Genius der Menschheit gestellt werden, auch an die Forderungen denken, die an den Genius, an das Genie gestellt werden. Zeigt doch Renner in seinem Ahasver, wie die Himmelsbotschaften, die Himmelsgaben weggestossen oder missbraucht werden, weil sie das nicht sind, was die Menschheit erwartete oder begehrt. Ist's nicht so auch mit dem Genius? Nach seinem Gesetz muss er schaffen, wenn er das Göttliche schaffen will; aber — das Göttliche will man wohl, doch soll es nach den Formeln der kleinen Menschlein geschaffen sein, und sie sind zugleich Richter und Vollstrecker des Urteils:

„Ans Kreuz, ans Kreuz mit ihm!“ denn wohl „rufen sie den Geist an in der Not, doch grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt.“ M. Springer (Stuttgart).

Aus der Sagenwelt eines untergehenden Volkes

(Keltische Sagen)

Von **Hans Benzmann.**

Die keltische Literatur hat zweimal im Laufe der Weltgeschichte die ganze abendländische in epochemachender Weise beeinflusst, im Mittelalter zur Zeit Christian von Troyes und Wolfram von Eschenbachs durch die Sagen vom heiligen Gral und vom König Artus und im 18. Jahrhundert durch die Lieder des Ossian. So geringfügig an Menge die keltische Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit war, ihre ganz erdgeborene Eigenart war doch so lebenskräftig und fruchtbar, dass sie in Zeiten einer bereits reifen und allgemeinen Kultur im höchsten Grade anregend und schöpferisch wirkte. Es ist bekannt, dass die Artussage und die vom heiligen Gral erst in Deutschland vertieft wurde und eine ganz und gar charakteristische deutsche Auslegung erfuhr. Diese eigenartigen Ideen lagen jedoch als Keime bereits im keltischen Urstoff; die Deutschen haben sie eben nur verinnerlicht. Man kann ähnliches über die Lieder des Ossian sagen, die bekanntlich in der deutschen Werther-Poesie eine Rolle spielen.

An diesen beiden literarischen Vorgängen kann man ungefähr ermessen, was für eine starke und originale poetische Kraft in diesem von einem schweren Geschick seit Jahrhunderten niedergedrückten und mehr und mehr zusammenschmelzenden Volke (jetzt kaum noch 3½ Millionen) gelebt hat.

Die heutigen Kelten leben in der Verborgenheit, sie sind für uns ein geheimnisvolles, stilles Volk von Fischern, Hirten und Bauern. Sie weben ihr Leben hin in den grossen einsamen Haiden und Mooren Irlands, auf dem unwirtlichen Meere, und an den Gestaden der Hebriden. Ihr Leben ist ganz der Natur und der Beschäftigung mit ihr, dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Fischfang hingegeben. Sie selbst sind ganz und gar Kinder der Natur geblieben, sie fühlen sich ganz abhängig von ihr; jene mystischen Beziehungen, die zwischen der Natur und der Menschenseele sich in der Einsamkeit ergeben, verbinden ihre Seelen aufs innigste mit den Seelen von Feld und Haide, Blume und Strauch, mit den Geistern und Genien der Luft, des Meeres, der Nebel und der Flammen. Die Poesie eines derartigen Volkes kann auch heute nur eine wahrhaft originale, seelisch tiefe und mystische sein.

Die ersten Nachrichten über Britannien nehmen wir von den Phöniziern, die bereits um das Jahr 1000 vor Chr. mit ihren Schiffen bis an die Küsten des heutigen Cornwall getrieben wurden. Unter den handeltreibenden Völkern, namentlich auch bei den Karthagern, war Britannien seit dem 5. Jahrhundert v. Chr., als das Zinnland berühmt. Bekanntlich wurde die Insel — zum Teil wenigstens — unter Cäsar römische Provinz (54 v. Chr.). Kämpfe mit den Britanniern führte später namentlich Kaiser Claudius (c. 40 n. Chr.); eigentlich romanisiert wurde die Provinz erst durch den Statthalter Cnejus Julius Agricola (77—84). Der Kaiser Hadrian errichtete gegen die Einfälle der Pikten und Schotten die bekannte Hadriansmauer, die längs der Grenze des heutigen England sich hinzog und von der heute noch Stücke vorhanden sind. Der Wohlstand des Landes entfaltete sich mächtig unter dem Nachfolger Hadrians, Antoninus Pius. Später litt Britannien unter den Kämpfen der Gegenkaiser und unter neuen Einfällen der Pikten. Auch die deutschen Seeräuber trieben seit dem 3. Jahrhundert an den Küsten ihr Unwesen. Bald konnten die von den Germanen bedrängten römischen Kaiser den Briten keine Hilfe mehr zukommen lassen und seit dem Anfang des 5. Jahrhunderts ist das Land von der römischen Herrschaft frei. —

Nach der Sage hat vor den Kelten ein Urvolk in Britannien gewohnt, das vielleicht ein den in Spanien und Südfrankreich hausenden Iberern verwandter Volksstamm war. Der Name Britannia hängt zusammen mit dem Namen Brut. Nach keltischen Sagen soll Brutus, ein Urenkel des Aeneas, nach vielen Abenteuern in Albion gelandet sein, dort ein Riesengeschlecht besiegt und das Land sich zu eigen gemacht haben.

Die Kelten zerfielen in zwei Hauptstämme, einen nördlichen, den gälischen, und einen südlichen, den britannischen (kymrischen). Wer sich über die Eigenart der beiden Stämme unterrichten will, den möchte ich auf Richard Wülkers „Geschichte der englischen Literatur" (Leipzig. Bibliographisches Institut) verweisen. Auf allgemeine Stammeseigentümlichkeiten und Gepflogenheiten der Kelten komme ich selbst noch später zu sprechen.

Die nordkeltische Poesie zerfällt wie die fast aller Völker in eine volkstümliche und kunstmässige. Freilich wurde die volkstümliche Poesie (Lieder- und Sagenpoesie), namentlich später, auch von kunstmässigen Dichtern vorgetragen und verarbeitet. — Die keltischen Sagen umfassen zwei Gruppen. Ein älterer Kreis spielt vorzugsweise in Ulster und Connaught, seine Sagenwelt gruppiert sich um eine Kernsage, die von dem Raube eines unschätzbaren Stieres handelt. (Diesem Kreise gehören auch die neuerdings von Thurneysen übersetzten Sagen an, auf die ich später ausführlich zu sprechen komme.) — Der jüngere Sagenkreis beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Sänger Ossian und dessen Vater Finn. „Dieser Kreis wurde seit dem 13. Jahrhundert zu neuen Dichtungen umgestaltet und märchenhaft ausgeschmückt" (Wülker). Aus diesen Ueberlieferungen schöpfte auch der Schotte Macpherson, dessen Lieder des Ossian 1760 bezw. 1762, 63 und 65 erschienen. Ich möchte hier auf die Ossianfrage nicht näher eingehen, zumal ich dieselbe später noch mehrfach berühre: jedenfalls hat Macpherson alte Sagen, wenn auch in sehr willkürlicher Weise, umgedichtet, wodurch der volkstümlich geniale und originale Charakter seiner Gesänge erzielt wurde.

Alle diese Sagen stammen aus vorchristlicher Zeit. Das Christentum fand im 5. Jahrhundert in Britannien Eingang und breitete sich dort bekanntlich durch die Tätigkeit eines Columban, Gallus, Wendelin u. a. schnell aus. Berühmt sind die irischen Abschriften der lateinischen Evangelien.

Von Bedeutung für die keltische Literatur wurde in dieser spätern christlichen Zeit auch die südbritannische (-keltische) kymrische Poesie. Im Süden blühte neben dem volkstümlichen Märchen eine sehr gekünstelte Bardendichtung, deren ältere Periode in das 6. Jahrhundert fällt. Der Barde Aneurin dichtete temperamentvolle Schlachtgesänge, ebenfalls Taliessin (z. B. „die Schlacht im Ulmenwald"). Diese Schlachtgesänge verherrlichen die Taten der kleinen keltischen Fürsten. Didaktische Dichtungen lieferte Llywarck Hen. Durch die Artussage wurde später bekannt der Barde Merddin (Merlin), von dem jedoch keine Lieder erhalten zu sein scheinen. Sehr gekünstelt und schablonenmässig wirkt die Liebes- und Naturstimmungspoesie der jüngern Barden (1100 bis 1400). Von dieser Poesie teilt Wülker einige Proben in Uebersetzung mit.

Die Sage von König Artus wird in den ältesten britischen Geschichtsquellen noch nicht erwähnt. Erst Nennius (um 850) erwähnt den tapferen Arthurus und seine Kämpfe mit den Angelsachsen. Die Hauptquelle für die Sagenwelt Arturs ist dann die „Geschichte der Könige von Britannien", die um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein unter dem Namen Gottfried von Monmouth bekannter Archidiakonus, ein Kelte, in lateinischer Sprache schrieb. Ich will auf diese komplizierte Geschichte nicht näher eingehen, zumal sie in den von mir zu besprechenden keltischen Poesien nicht berührt wird. Nur so viel sei gesagt, dass das Werk Gottfried von Monmouth's durchaus noch nicht alle Sagen vom König Artus, die uns durch mittelalterliche Dichtungen bekannt geworden sind, enthält, dass vielmehr erst spätere englische, französische und deutsche Dichter, wie schon angedeutet, die Sage weiter entwickelt, vertieft und mit andern in Beziehung gebracht haben.

Der Einfluss keltischen Geistes lässt sich nicht nur in den mittelalterlichen Dichtungen und in den Dichtungen Macphersons und seiner Nachahmer erkennen, sondern natürlich auch im Verlaufe der ganzen englischen Literatur, namentlich in der englischen Volksballade, in den Liedern eines Thomas Moor und Robert Bruns.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Deutsche Dramen.

Von **Hans Franck** (Hamburg).

I.

Mit der Besprechung eines Dramas, das Peter den Grossen zum Helden hat, mit Otto Erlers prachtvollem Zar Peter, schloss ich meinen vorigen Bericht (Monatsbl. März ds. Js.) mit der Würdigung eines Stückes, das den gleichen Stoff behandelt, mag dieser beginnen, mit Samuel Lublinskis: Peter von Russland, Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel mit einer Einleitung der Weg zur Tragödie (München und Leipzig bei Georg Müller 1906, 239 Seiten). Jch will mich nicht auf eine Vergleichung beider Dramen einlassen. Beide Autoren stellen sich die Aufgaben zu verschieden. Erler stellt Einzelgestalten einander gegenüber, den tüchtigen Vater dem schwächlichen Sohne und lässt aus dieser Grundsituation alle andern mit souveräner Kunst hervorwachsen. Samuel Lublinski stellt das Individuum in Gegensatz zur Gesamtheit. Er muss es, denn er kennt nach seinem Vorwort nur eine einzige Situation für die Tragödie: den Kampf eines gewaltigen Einzelnen „gegen ein Schicksal, das sowohl in der Aussenwelt wie in der eigenen Brust wider ihn in Waffen steht“ oder wie er es an einer anderen Stelle ausdrückt, „Der Beauftragte der Gesellschaft, der als solcher von ihr gehindert wird, seinen Auftrag zu vollenden, obwohl er ihm nicht entsagen kann, ohne sich selbst zu verstümmeln“. Das Individuum steht im Kampf mit der Masse, der Held ist ihr Beauftragter und ihr Opfer. Ich lasse mich hier auf eine Kritik dieser Anschauungen nicht ein. In anderem Zusammenhange denke ich darauf zurückzukommen, denn Lublinski gehört mit Wilhelm von Scholz, mit Paul Ernst und Julius Bab zu den bedeutendsten Theoretikern des modernen Dramas. Hier aber interessieren mich heute nicht Theorien sondern Kunstwerke. Ich führte jene Worte nur an, um zu zeigen, wie Lublinski zur Stellung seiner Aufgabe kommt. Sein Zar Peter will aus den Barbaren, die ihn umgeben, Europäer machen und wird eben durch seine Mission ein Opfer der Gesamtheit, er erlebt äusserlich und innerlich eine Tragödie oder, wie Lublinski bemerkt, eine Tragödie persönlicher und gesellschaftlicher Art. Man muss die Grösse der Problemstellung unumwunden anerkennen; darin geht diese Zarentragödie über die Erlers weit hinaus, und doch wiegt sie nicht halb so schwer wie diese. Es ist nun einmal so, bei jedem Kunstwerk handelt es sich im letzten Grunde um eine Kraftfrage. Die Kraft Lubinskis aber ist — es ist das die Tragik in dem Leben manches grossen Erkenners nur gering, sehr gering. Das Geistige verlangt im Kunstwerke gebieterische Sinnlichkeit, Körperlichkeit — Lublinski war und ist nicht imstande, ihm diese in erforderlichem Masse zu geben. Den Gestalten fehlt Blut und Leben. Man sieht sie nicht. Die Worte, die man hört, kommen nicht aus ihrem Munde, sondern aus dem des Autors. Bildlichkeit, Durchschlagskraft, sinnliche wie charakteristische Schönheit fehlt ihnen durchaus. Kurz: Lublinski fehlt in meinen Augen die Gestaltungskraft des wirklichen, des grossen Künstlers. Er selber rechnet mit diesem Drama den Beginn seiner Produktion und betrachtet seine früheren Stücke nur als Gehversuche. Ich kenne davon nur sein Drama Hannibal, das er demnächst unter neuem Titel völlig umgearbeitet erscheinen lassen will. Gewiss, von den hohlen, schwülstigen Jamben dieses Hannibal zu der schmucklosen Prosa des Peter von Russland ist ein Fortschritt unverkennbar, und doch ist er wiederum nicht so gross, dass ich von dem Dramatiker, von dem Dichter Lublinski etwas erhoffe; von dem Theoretiker manches, von dem Künstler nichts. Bei Lublinski vermisse ich die Gestaltungskraft und all sein Geist, die Erkenntnis der Aufgabe, die Findung eines tieftragischen Stoffes, die scharfe Stellung des Problems haben nicht vermocht, mich darüber hinwegzutrösten. Weil Erler Gestalter ist, ist er mir lieber als Lublinski, auch wenn dieser mir nachweist, dass Erlers Zar Peter in strengem Sinne keine Tragödie ist, dass sie, geistig und kompositorisch, grosse Mängel, grössere als die seine hat.

Auch Franz Servaes' Lustspiel „Jungfer Ambrosia“ (München und Leipzig, R. Pieper u. Co. 1905, 194) ist ein Beweis für etwas Aehnliches, dafür nämlich, dass jemand ein feinfühliger Kunstkenner, ein geistvoller Kopf, ein guter Kritiker, ein gewinnender Schilderer sein kann, ohne darum doch auch nur im Entferntesten das Zeug zu einem schaffenden Künstler oder ich will vorsichtiger sein: zu einem beachtenswerten Dramatiker zu haben. Ich schätze gewiss Servaes' Werk über Giovanni Segantini, bewahre den Eindruck einiger seiner Essays aus dem Sammelbande (Präludien) als unauslöschliche Erinnerung und seine kleinen Biographien über Klinger (in dem Sammelwerke Die Kunst), Theodor Fontane und neuerdings sein Büchlein über Shakespeare (beide in der Remerschen Dichtung) gehören sicherlich zu den nicht gewöhnlichen Leistungen, aber sein Lustspiel Jungfer Ambrosia lässt ein mildes Urteil nicht zu, weil ihm zu einem wirklichen Kunstwerke so gut wie alles fehlt. In der Hauptgestalt Ludmilla Ambrosias, genannt Jungfer Ambrosia mag Servaes so etwas vorgeschwebt haben, wie eine Verkörperung der rheinischen Heiterkeit, gelungen ist ihm diese Menschwerdung nicht. Die Versöhnung besagter Jungfer Ambrosia mit ihrem einstigen Geliebten Hellmuth Rothe, einem ebenso reizbaren, wie hochfahrenden, selbstverständlich auch hochtalentierten Violinvirtuosen und Komponisten, reicht als tragender Stoff bei weitem nicht aus für ein vieraktiges Lustspiel. Doch das würde man gern vergeben, wenn dem ganzen Mummenscherz die mit einem Worte Nietzsches auf dem Titelblatte erflehte „goldene Heiterkeit“ innewohnte. Ich habe nicht gespürt, dass sie auf mich überstrahlte. Dazu ist das ganze zu zweck- und ziellos, zu oberflächlich, dazu sind die Gestalten viel zu schattenhaft. Auch die kleine Neckerei, die sich Jungfer Ambrosia bei dem Kostümfest auf der Drachenwiese mit der Baronin von Krummsattel erlaubt; die die Jungfer gerne zur Schwiegertochter genommen hätte und erleben muss, dass alle sorgfältigen Vorbereitungen zwar zur Verlobung, doch mit einem anderen als ihrem Sohne führen, ist doch zu harmlos, als dass das Herz auch nur einen Augenblick höher schlüge. Die Gestalten fehlen, die tiefgegründete Heiterkeit gleicherweise. So löst die Lektüre statt des erstrebten Lächelns ein kräftiges Gähnen aus. Gern will ich die Möglichkeit zugestehen, dass die Jungfer Ambrosia auf der Bühne bei gutem Spiel zumal in der für ihre Zwecke vorgenommenen dreiaktigen, also offenbar gekürzten Bearbeitung weit eher die beabsichtigte Wirkung erreichen mag. Ein Kunstwerk aber vermag auch die Bühne aus dem Werke nicht zu machen.

Auch Hoffmannsthals „Oedipus und die Sphinx“ (Tragödie in drei Aufzügen, S. Fischer, Verlag, Berlin 1906, 176 Seiten), hat mich, so sehr mich seine Elektra bis ins Innerste bewegte, kalt gelassen. Wohl war ich mir bewusst, dass das meiste, was die Elektra über mich vermochte, reine Wortwirkung war, dass kein Leben herüberflutete. Aber kann man von einem Manne, dem nach eigenem Bekenntnisse die Worte alles sind, der mit seinen Gedichten nicht mehr als „gewichtlose Gewebe aus Worten“ geben will der da meint, dass „gewichtloses Gewebe aus Worten“

das wundervollste Geschenk für die Seele und nicht geringer ist als ein Standbild des Knaben Antonius oder eine grosse gewölbte Pforte", kann man von einem solchen Manne mehr verlangen, als dass er aus immer vollen Schalen Wortfluten über uns ausgiesst, die unsern Leib erzittern, erbeben machen, ihn wohllüstig peitschen, ihn kühlend überrieseln? Aber das verlange ich auch von ihm, wenn er mich für all das Grössere das er gewollt, entschädigen soll. Mit der Elektra hat er es über mich vermocht, mit Oedipus und Die Sphinx nicht. Und ich habe geschmachtet nach einem Wortbad! Am Ende des Weges hatte mich nichts erquickt. Das ist das Schlimme, die Worte, das einzige, grosse Machtmittel Hoffmannsthals, haben ihn hier verlassen, sie tun in diesem Drama ihren Dienst nicht. Das ist doppelt schlimm, da all das Andere, dessen man sich um ihretwillen freudig begeben hätte, nun anklagend aufsteht, so dass ihn nichts vor dem vernichtenden Urteil retten kann. Es wird mir schwer das auszusprechen, so schwer, dass ich die Leser bitte, mir eine ausführliche Begründung des Urteils zu erlassen. Es würde mir zu wehe tun. Denn ich liebe Hoffmannsthal. In mir stehen Erinnerungen auf, die für ihn bitten. Darum mags mit diesem kurzen Spruch genug sein.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

Spätherbst.

Es schwillt die Nuss am Haselstrauch,
Vom Felde steigt Kartoffelrauch.

Was frisch war, muss sich grau verfärben;
Es liegt die weite Welt im Sterben.

Noch ein paar Früchte an den Wegen . . . .
Der letzte Gruss — der letzte Segen!

Rot trieft der Laubwald. Rot wie Blut.
Es stirbt sich nicht so leicht und gut!

Und Krähen krächzen weit und breit —
Der Winter wirkt das Totenkleid.

Fritz Alfred Zimmer.

Uebermacht.

Wisset: alles bess're Hoffen
Hält ein Stärkstes grob geknechtet.
Nicht die Knute ist geächtet,
Aber alles, was getroffen.

Und des Willens mut'ge Zeugen
Röcheln unter starren Jochen,
Die auf immer ungebrochen
Ehern eure Nacken beugen.

Otto Born (Wien).

Geselle wohin?

Geselle, wohin? Geselle, wohin?
Ins Weltengetriebe, ins Wogengebraus,
Zur Höhe empor, in die Weite hinaus!
Den Preis zu erringen mit männlichem Mut,
Den Feind zu bezwingen, und gilt es das Blut,
Dahin, dahin, dahin!

Geselle, wohin? Geselle, wohin? —
Wo heller am Himmel die Sonne erglänzt,
Wo Glück mir den goldenen Becher kredenzt!
Wo warm es und wohlig mir spricht zum Gemüt,
Ein Herz mir am Herzen in Wonne erglüht,
Dahin, dahin, dahin!

Geselle, wohin? Geselle, wohin?
Im Herbst, wenn die Traube am Weinstock gereift,
Wenn müde der Fuss, der die Erde durchstreift,
Zur Heimat, zum Herde der Mutter, zu Haus,
Wo ruhet in Frieden der Wanderer aus,
Dahin, dahin, dahin!

Ida Klokow.

Bücher-Besprechungen.

Geschichte der Philosophie. Leitfaden für Gebildete und Studierende. Von Prof. Dr. Adolf Rothenbücher. (Berlin, Hermann Walther, 1904.)

Die vorliegende 236 Seiten umfassende Geschichte der Philosophie entspricht ihrem Zwecke, ein Leitfaden für Gebildete und Studierende zu sein, vollständig und in ziemlich umfassender Weise. Ungeschichtlich, weil einseitig, erscheint es, dass Rothenbücher ziemlich eingehend von Darwin, Haeckel und anderen modernen Naturforschern spricht, ohne ihrer Gegner zu gedenken. Dazu wäre er objektiv um so mehr verpflichtet gewesen, als die modernste Philosophie die Darwin-Haeckelsche Entwickelungstheorie als einen überwundenen Standpunkt ansieht, da dieselbe über die Ursache der Erst-Entstehung des Lebens keine Auskunft gibt. Und doch liegt darin gerade die Hauptaufgabe der Philosophie. Ein besonderes Interesse bekundet der Verfasser der vorliegenden Geschichte der Philosophie für den Professor der Chemie Ostwald in Leipzig. Auf Seite 229 sagt er von demselben: „Ostwald ist nicht nur ein grosser Chemiker, er ist auch ein scharfer philosophischer Denker. Er stützt sich auf den durchaus richtigen Gedanken: die letzten Ursachen kann man nie und nimmer erklären." — Um zu erklären, dass man die letzten Ursachen nicht erklären könne, dazu bedarf es doch wohl keines scharf denkenden Philosophen, dazu reicht auch schon ein oberflächlich denkender Halb-Philosoph aus. Auffallenderweise pflichtet Prof. Rothenbücher seinem Leipziger Kollegen bei. Tant pis pour lui! Ed. L.

Erinnerungen eines Nihilisten. Von W. Debogory-Mokriewitsch. Mit einem Vorwort von Alexander Ular. (Stuttgart, R. Lutz 1905.)

Memoiren eines russischen Revolutionärs. Von Fürst Krapotkin. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. (Stuttgart, R. Lutz 1906.)

Die in Russland herrschenden, aller Kultur hohnsprechenden Zustände werden in vorstehend bezeichneten Werken in beredter Weise geschildert. Als Napoleon I. einst auf die zertretenen Völker Europas schaute, äusserte er in zynischer Menschenverachtung, dass ein Volk doch Vieles aushalten könne, aber auch die Geduld des Volkes hat ihre Grenzen. Und wie es dazu kam, dass diese Grenzen in Russland jetzt erreicht sind, zeigen in fesselnder, ergreifender Darstellung die beiden genannten Werke. In kleinen Verhältnissen wuchs Debogory auf; der Groll der Studenten und bürgerlichen Kreise, das Leben der Bauern auf dem Lande ist in seinem Werke niedergelegt, während Krapotkin, aus altrussischem Fürstengeschlechte stammend, seit seiner Kindheit auf den Höhen der Gesellschaft lebte. Als Page des Zaren Alexander II. sah er den Glanz und die innere Verworfenheit der Hofkreise und der vornehmsten Familien Russlands; er sah wie diese Verkommenheit mit buntem Flitter bedeckt war und wandte sich mit Widerwillen davon ab. Die hohe Bedeutung Krapotkins, der auch als Naturforscher zu den grössten Geistern Russlands gehört, ist in der Vorrede zu seinem Buche von Georg Brandes in treffender Weise gewürdigt worden.

und im zweiten Teile hält sie schon ihren siegreichen Einzug. Magnus siegt nicht nur durch seine Kraft, sondern auch als Repräsentant der neuen, der Ritterzeit, die er mit seiner überlegenen Intelligenz wie eine Bewegung das Land überziehen hiess. Dieser Gesichtspunkt ist es, von dem aus man Heidenstams Schilderungskunst verstehen muss. Man hat, insbesondere bei Magnus, eine gewisse Kälte und Gedankenschwere gerügt, die nicht vereinbar mit dem Phantasiebild ist, welches man sich von einem Menschen aus jener fernen Zeit macht. Eher scheint es mir, als ob gewisse Reflexionen des alternden Folke Filbyter und des Heidenkönigs Blot-Sven ausserhalb der Grenzen der Möglichkeit lägen. Denn wohl entwickelte Kummer und Alter den Geist des einsamen Bauern, aber man möchte ihn stammeln und nicht sprechen hören, wenn er endlich seine dröhnende Stimme erschallen lässt. Und Blot-Sven denke ich mir nicht als einen Philosophen, sondern als einen vor einer einzigen rücksichtslosen LeidenLschaft für Macht und Opferfeuer erfüllten Fanatiker. Er ist das Element, das zu Füssen der bleichen Christusfigur Schiffbruch leidet.

In allem übrigen aber, wie grossartig hat nicht der Dichter in dieser Adamssage des Folkungergeschlechtes ein Bild der unbewussten Monumentalität des Heidentums errichtet. Es bildet den Vordergrund mit all seiner mürrischen Einfachheit und selbstvertrauenden Sicherheit — der heidnische Stammvater glaubt im Grunde nur an sich selbst. Obwohl er sämtlichen Göttern, die er kennt, mit der Schlauheit eines Bauerndiplomaten opfert. — Aber schon erhebt sich über dem Horizont der Arm der christlichen Kirche, der grossen Mutter, die alle zu ihren Füssen niederzwingt, die Blutsbande auslöscht und sich zum höchsten Richter über die Priester macht.

Viele Jahre sind über die Erde dahingerollt, als Magnus Ladulos (Scheunenschloss) endlich das Schloss an die Kiste des Bauern hängt. Die Denkungsart hat ein anderes und verfeinertes Gewand erhalten. Die Ritterkultur, die singend ihre Feinde tötet, aber Greise verschont und Frauen huldigt, hat mit Magnus an der Spitze ihren glänzenden Einzug gehalten.

Magnus spricht eine andere Sprache als Ulf Ulfsson. Die Reflexion ist über die Menschheit hereingebrochen. Sie spricht aus den Strophen der ritterlichen Lyrik, aus den Irrgängen der Scholastik, sie löst sich in die kunstvollen Spitzbogen der Gotik auf. Magnus umfasst das neue Ideal mit aufrichtiger Frömmigkeit, während Valdemar Religion und Reich mit denselben sorglosen Augen des heidnischen Sonntagskindes betrachtet. Es folgt der letzte Todeskampf des Heidentums, die berühmte Schlacht bei Hofva. Von allen Seiten strömen Waldmänner und wilde Gesellen zu Valdemars Hilfe herbei. Magnus aber hat seine ausländische Reiterei, und es ist hier wie überall in letzter Reihe eine neue Kriegstechnik, die den Sieg entscheidet.

Die Schilderung dieser Schlacht liefert einen grandiosen Hintergrund zu der ganzen Zeit. Heidenstams Phantasie arbeitet hier mit einer fast mystischen Kraft. Dieselbe inspizierte Breite kennzeichnet auch andere grosse Szenen: wo die Zwergin mit dem dunkeln Wald verschmilzt und verschwindet; oder wo die Sklaven die tote Holmdis, Ulf Ulfssons unglückliche Tochter, in dem Hügel beisetzen. Heidenstams letztes Ziel ist es nicht, Personenschilderungen zu geben, sondern eine ganze Zeit darzustellen, aus der die einzelnen Menschenstimmen nur mehr oder minder stark ertönen. Und nachdem Birger Jarls laute Stimme verstummt ist, wird es still, bis Birgitta da steht in all ihrer fanatischen Kraft, sie, die die alte Weissagung erfüllte, „einen Wachstropfen mehr zu lieben als eine Perle“. Seither sind die Menschen weicher und milder geworden, die Frauenbetung beginnt und es dämmert die grosse Wahrheit, die Jutta in der herrlichen Sterbeszene ausspricht:

„Was zwei Menschen einander aus gutem Herzen geben, ist vielleicht das letzte kleine Sandkorn, das zurückbleibt, wenn die Wogen wie Berge gegangen“.

So allgemein menschlich schön ist mir die Heidenstamsche Persondichtung bisher nicht erschienen. Das Allgemeinmenschliche scheint bis zu einem gewissen Grade uns zu Häupten zu liegen und eine poetische Darstellung vermag es mit leichter Hand in ein stilisiertes Gewand zu bringen. Man erinnere sich, was Wagner schuf, er, der vor allem das allgemeinmenschliche Kunstwerk und eine typische Grösse bei seinen Helden erstrebte.

Die naturalistische Kunst, die überall von der Masse und dem Milieu ausging, erbaute ihre Dichtung auf dem unendlichen Felde der Details. In geradem Gegensatz hierzu sucht Heidenstams epische Kunst das Wesentliche, die Bewegungen, Worte und Handlungen, die bestimmend und kennzeichnend für Personen und Situationen sind und, dank der Inspiration, mit der der Dichter sie ursprünglich geschaut hat, in unserer Phantasie weiterleben. Heidenstams Epos ist plastisch im Gegensatz zu dem älteren romantischen Epos, das musikalisch ist. Es nähert sich darum mehr der Antike, aber es ist nicht in Marmor gemeisselt, sondern in Granit gehauen. In seiner begrenzten Auswahl aus der Mannigfaltigkeit des Lebens liegt ein aristokratisches Stilgefühl, das jeder grossen Kunst unentbehrlich ist. Es würde uns kalt lassen, wenn es nicht wie bei Heidenstam von einer stets gesteigerten demokratischen Anschauung des Volkes und der Geschichte getragen würde. Seine ganze Dichtung zeigt die beherrschte Haltung und geschmeidige Modellierung seiner eigenen Erscheinung, aber des Auges dunkle Tiefe kündet unablässig die ewige Menschensehnsucht nach dem Unmöglichen. Und in letzter Linie ist es sein Tonfall, der uns so mächtig ergreift. Seine intensiven Gedichte entzünden überall ein Bild an dem Feuerschwamm der Phantasie, und sicherlich hat die Bildersprache seit Tégner keinem schwedischen Dichter soviel bedeutet. Hier aber zeigt es sich, wie rasch die Sprache sich seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt hat. In dieser Prosa steht das Bild nicht mehr da, um ein anderes zu erschlagen. Seine Aufgabe ist vielmehr, mit der bewunderungswertesten Realistik das Leben zu veranschaulichen, und ein Bild wie beispielsweise Visingö, auf dem Wasser des Vätter schwimmend, besitzt eine homerische Schönheit und Unvergänglichkeit.

Wenn man in den schwedischen Repräsentationssälen Klage führt über das Niedrige und Ungesunde unserer heutigen Literatur, läge wohl die laute Frage nahe, ob in diesen Räumen nicht Heidenstams „Folkungerstamm“ bekannt sei.

Denn mehr als jedes andere ist dies Werk geeignet zu zeigen, wie schön und stark der Wald der schwedischen Dichtung emporschiesst. Viele Wipfel grünen da und manche sterben nach kurzem Leben; möge die üppige Krone des Folkungerstamms rauschen, solange das schwedische Volk lebt!

Carl David Marcus-Gothenburg
Deutsch von Emilie Stein

Fortsetzung und Schluss einer Abhandlung aus Nummer 3. Von der vorigen Redaktion angenommen.

Alle in der Rundschau besprochenen Bücher und Tonwerke sind in der weiter unten folgenden Rubrik mit Angabe des Verlags aufgeführt

Glossen

Ich liebe Albert Langen, weil er Heinrich Mann verlegt hat und Knut Hamsun und die Lagerlöf. Und weil seine Bücher schön gedruckt sind. Und wenn man den „Simplicissimus“ noch hinzunimmt, so darf dieser Verlag sich getrost „für Literatur und Kunst“ nennen. Ein Heilemann-Album ist neu erschienen „Die Berliner Pflanze“. Eigentlich darf ich nicht darüber schreiben, denn bildende Kunst ist sozusagen nicht meine „Branche“. Und ich habe doppelt Furcht, nachdem ich heute einen Artikel des Doktor Hans Landsberg gelesen habe, desselben Doktors, der bekanntlich vor Jahren Gerhart Hauptmann vernichtete und anscheinend soeben im Begriff steht, dasselbe mit Maximilian Harden zu tun. Auch dem Dr. Landsberg scheint jetzt der günstige Moment gekommen, auf Harden sein Kieselsteinchen zu werfen. Der schreibt ihm nicht einfach genug, citiert ihm zu viel, schmeisst mit erlesenen Kenntnissen um sich. Landsberg schreibt einfach, das muss man ihm lassen. Ich kann es beim besten Willen auch nicht so schmählich finden, Vieles gelesen zu haben. Denn das muss schon geschehen sein, damit man im gegebenen Moment „zitieren“ kann. Vielleicht findet Landsberg, was er braucht, im „Kleinen Meyer“. So primitiv arbeitet nicht jeder. Aber davon abgesehen: man mag über Harden denken, was man will. Fest steht, er ist ein Kultureller. Und wer sich als solcher fühlt, darf nicht, vor allen in dieser Zeit, an der allgemeinen Hatz teilnehmen. Man sieht in diesem Treiben zu deutlich den instinktiven Hass der Masse gegen die Persönlichkeit. Die kleinbürgerliche Moral triumphiert. Und darum freue ich mich über Heilemann, weil auch seine Blätter dazu beitragen, etwas Luft in die guten Stuben zu bringen. Es sind keine Höhepunkte zeichnerischer Kunst. Die „Luft“ liegt mehr im Sujet und in der Tendenz, als dass sie im Bilde festgehalten ist. Heilemann hat nicht die Grazie des Freiherrn von Reznicek. Die Berliner Pflanze auch nicht. Aber in der Kunst hat auch die Plumpheit ihre Grazie. Einzelheiten sind oft vorzüglich. Jedenfalls macht es Vergnügen, das Album zu durchblättern und das kann man nicht oft sagen. — Erwähnt sei noch das „Trierische Jahrbuch für ästhetische Kultur“, herausgegeben von Johannes Mumbauer. Das künstlerisch geformte Buch enthält u. a. Beiträge von Karl Scheffler und Hermann Muthesius. —

Ein „Stilist“ leistete sich folgenden Satz: „Es traf sich nämlich, dass seine persönliche Art zu sprechen, ihm schon durch die merkwürdige Stellung seiner Zähne, durch seine bei jeder Empfindung unwillkürlich mitspielenden Lippen angeboren, sachlich notwendig wurde, als ein unvermeidliches, ja das einzige Mittel, den Verlauf unseres sozusagen im Sprechen entstehenden, zunächst noch ganz unbewussten, nur seiner Willensrichtung sicheren, erst allmählich von Wort zu Wort sich einfindenden, an den Worten sich erst selbst erkennenden und jetzt erst, wenn es sich in der Sprache so seine Bahn ausgeschaufelt hat, ungehemmt schöpferischen Denkens darzustellen.“

Ich will seinen Namen nicht nennen. Aber interessant wäre es, festzustellen, welchem berühmten Autor dieser Satz zugeschrieben würde. Dieser Literat schreibt hinreichend sachlich, eine Reichsgerichtsentscheidung könnte nicht „entsprechender“ abgefasst sein. Da ist doch der Staatsanwalt ein Poet, der sich also vernehmen lässt:

„Solche Aeusserungen kann nur jemand machen, der die Tür aufgemacht hat, die Tür, die zu dem schmählichen Dunkel eines Ehegemachs führt, aus dem Fetzen herausgerissen worden sind, mit welchen der Angeklagte versucht hat, einem Ehrenmanne das Gewand eines Lotterbuben anzuhängen.“

O! O! O! Das sind doch wenigstens gesehene Bilder.

H. W.

Verein für Kunst zu Berlin

Oeffentliche Abende des vierten Winters:

Donnerstag, den 9. Januar, im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35
Oskar A. H. Schmitz
Vortrag: Don Juan und Casanova

Donnerstag, den 16. Januar, im Künstlerhaus, Bellevuestr. 3
Richard Dehmel
Vorlesung eigener Dichtungen

Donnerstag, den 23. Januar, im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35
Henrik Ibsen
Vorlesung aus seinem Nachlass
Einleitende Worte: Julius Elias

Donnerstag, den 30. Januar, im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35
Felix Holländer
Vorlesung aus einem unveröffentlichten Roman

Donnerstag, den 6. Februar, im Chorationsaal, Bellevuestr. 4
Paul Juon
Eigene Tondichtungen Kammermusik

Beginn aller Abende 8 Uhr

Eintrittskarten für Nichtmitglieder sind erhältlich im Warenhaus Wertheim, Leipzigerstr., in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstr. 164, S[illegible]n Cassirer, Viktoriastr. 35

man kann es. Wie sparsam auch des Dichters Worte für sie sind und wie zart die Umrisse, mit welchen er sie zeichnet. Aber aus allen Handlungen — und alle andern prächtigen Figuren scheinen ihr zur Folie dienen zu sollen — und insbesondere aus dem landschaftlichen Hintergrunde, in den sie lebensvoll verwoben ist, lernt man Karin erkennen. Denn einsame Menschen kommen der Natur am nächsten, weil diese ein notwendiger Faktor in ihrem Leben ist. Also auch dies Kind, dessen Traum sich wiegt im Brausen der See und im Raunen des Waldes. Geijerstams Meisterhand hat hier das Leben mit vollen Händen geschöpft, wenn auch dies Menschenleben das eines kleinen Mädchens ist. Aber gerade hier vermochte er seine tiefe Schöpferliebe und Gestalterfreude wirken zu lassen, indem er aus einer unscheinbaren Schale ein kostbares Kleinod löste.

Hugo Alt.

Vom Wege Stein und Staub. Von Wilhelm Büring. (Dortmund, Loki-Verlag, Dr. F. Lütgenau, 1906.)

Eigenartige, herzerfrischende Weisen tönen uns aus den Büringschen Gedichten entgegen. Tiefes Empfinden und gesunde Lebensanschauungen sind in denselben niedergelegt. Das hier Gesagte gilt besonders von den Gedichten „Das Volkslied“, „Allerseelen“, Das Gesicht der Zeit“, „Maimorgen,“ „Menschenrechte“, „Ueber Ziel und Zeit“. Das letztere lautet:

Es mag wohl wenige, wenige geben,
Die zweimal leben und zweimal sterben.
Viele, die sich selbst überleben, —
Einzelne, die sich selbst beerben.
Wer aber aus seinen sterbenden Tagen
Ein neues Dasein zusammengeschlagen,
Der lebt es für eine Ewigkeit
Und ist erhaben über Ziel und Zeit.

—*—

Ebbe und Flut. Von Philipp Kniest. Bilder aus dem Seeleben. (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.)

Der zur Weihnachtszeit vorigen Jahres verstorbene Volksschriftsteller Philipp Kniest hat sich mit seinen früher erschienenen Geschichten aus dem Seeleben sehr erfolgreich in die Literatur eingeführt und jeder, der seine frischen, lebenstrotzenden Seemannsgeschichten gelesen, wird mit Spannung nach den neuen greifen, die unter dem Titel „Ebbe und Flut“ vor Kurzem veröffentlicht worden sind. Zwar ist es nur ein beschränktes, abgegrenztes Gebiet, welches Philipp Kniest bearbeitet, aber wenn irgendwo, so ist hier das Wort von der Beschränkung und dem Meister zutreffend. Kniest führt uns in jene von wunderbarem Zauber umwobenen Kaufhäuser der alten Hansastädte, die längst, ehe wir eine deutsche Flotte hatten, ihre Schiffe hinaussandten über alle Meere. Er führt uns in die kleinen, äusserlich unscheinbaren und doch so merkwürdig anheimelnden Häuschen am Strande der Weser, Elbe und Trave und lässt uns hineinsehen in das so eigenartige Leben und Treiben jener Bevölkerung, aus der Schiffsjungen, Matrosen, Steuerleute und Kapitäne herauswachsen. Es sind herrliche Charakterfiguren, die uns da entgegentreten: Diese kernigen, derben Männer mit oft eckigen Manieren und doch mit einer so tiefen, zarten Empfindung, mit einem so gesunden, urwüchsigen Taktgefühl — diese Frauen, im Kampf des Lebens zu wahrhaft männlicher Tatkraft erstarkt, aber auch Heldinnen im Lieben und in der Treue und in der Geduld geworden, — diese Jungfrauen, denen alles fehlt, was an Verweichlichung und Verzärtelung und Verbildung streift, die aber gern gesund an Leib und Seele der Schiffer Herzen gewinnen und ihnen die Herzen schenken für das oft so sorgenvolle und entbehrungsvolle Leben. — Kurz es ist eine frische und gesunde Lektüre, die Kniest, wie in allen seinen Schriften, so auch in „Ebbe und Flut“ bietet. -*-

Menschenopfer. Drama in drei Akten von Wilhelm Henzen. (Leipzig, Oskar Leiner, 1906.)

Der bekannte Verfasser des Martin Luther, der Heiligen Elisabeth und der Lustspiele Schiller und Lotte, Im Reiche der Mütter, Meisterschüssel, Im Eskorial entwirft in diesem Drama ein farbenreiches Gemälde der gewalttätigen und leidenschaftlichen Renaissancezeit. Ein hochsinniges, selbstbewusstes Weib, die Gräfin Vittoria Canedoli, soll dem Staatsinteresse geopfert werden. Dem ungeliebten Gewaltherrn Giovanni Bentivogli von Bologna muss sie zugleich Gattin und Geisel werden. Alles empört sich in ihr über die Entwürdigung ihres Menschentums. Da kommt der Mann, für den sie in glühendster Liebe entbrennt, der philosophische Graf Pico von Mirandola. Nun gibt es für sie keine Schranke und kein Bedenken mehr: sie ist zu jeder Befreiungstat bereit. Aber der Herzog hält sie mit ehernen Klammern gefesselt: es kommt für sie keine Flucht in Betracht, und der Geliebte ist der Freund ihres Gatten, hat diesem alles zu verdanken und weigert sich deshalb, an ihm zum Verräter zu werden. Da beschliesst sie, selbständig vorzugehen. Der Herzog hat ihr erklärt, er werde sie freigeben, wenn sie seiner Ehre öffentlich zu nahe treten würde. Sie entschliesst sich zu diesem Aeussersten und treibt mit dem kaum dem Knabenalter entwachsenen, für sie erglühenden Serafino ein falsches Spiel. Aber der Herzog, anstatt sie freizugeben, ersticht im Jähzorn den vermeintlichen Nebenbuhler. Und nun wird ihr die furchtbare Schuld, die sie auf sich geladen, offenbar. Sie erkennt, dass sie dasselbe Verbrechen begangen, das man an ihr verübte: auch sie hat ein Menschenopfer gebracht. Der wahre Geliebte, Graf Pico von Mirandola, wird vom Herzog als solcher erkannt und in die Verbannung geschickt. Aber trotzdem kann mit dem Gatten eine innerliche Aussöhnung erfolgen: weiss sie sich doch ebenso schuldig, wie ihn. Sterbend gelingt es ihr den Frieden des Landes zu sichern, um den es ihrem Gatten einzig zu tun gewesen war; es kommt über sie eine letzte grosse Klarheit. Ihre letzten Worte lauteten: „Ewiger Vater im Himmel! Führe dein Erdenvolk aufwärts — zu jenem Altar der Liebe, auf dem keine Menschenopfer mehr bluten.“

„Ironie des Lebens“. Roman von Carl Saxer. (Dresden, E. Pierson's Verlag, 1906.)

Ein interessantes, packendes Problem hat sich der Autor für seinen Roman gewählt. In dem gewandt geschriebenen Buche handelt es sich um das Schicksal eines Offiziers und der Seinen, die an der Ironie des Lebens zugrunde gehen. Seiner Liebe bringt Géza Flammberg seinen Beruf zum Opfer, und wendet sich dem Zivilstande zu, aber die zahllosen Kämpfe um eine neue Existenz untergraben das Leben seiner Braut; zu spät für ihn wirft ihm das Schicksal fürstlichen Reichtum in den Schoss. Der Verfasser hat in dem Helden nicht nur den Einzelnen gezeichnet, sondern er wollte in dem Offiziersroman ein Bild der Schattenseiten dieses Standes geben.

Musikästhetische Probleme auf vergleichend-ästhetischer Grundlage nebst Bemerkungen über die grossen Figuren in der Musikgeschichte. Von Hugo Marcus, (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, 1906.)

In dem alten Streit um die formalen und nachahmenden Künste versucht diese Arbeit die tieferen psychologischen Grundlagen auszugraben, und auf deren Boden hofft sie das Problem von der Gruppierung der Künste nicht nur gefördert, sondern in der Hauptsache auch gelöst zu haben.

Resultat: es gibt keine rein formalen und rein nachahmenden Künste; alle Künste sind sowohl formal als nachahmend — aber sie sind es in verschiedenem Grade. Es werden graduelle Gesetze aufgestellt. Nach Ueberwindung dieses Anfangspunktes sind dann die Wege geebnet für die Behandlung der allgemeinen Probleme der Musikästhetik: des Ursprungs der Musik und ihres Verhältnisses zu den anderen Künsten insbesondere zu Dichtung und Text. Die besonderen Probleme der Musikästhetik verbreiten sich über Harmonie, Melodie, Dynamik, Tempo, Rhythmus, Komposition, Faktur im einzelnen und in ihren innerlich notwendigen Wechselbeziehungen. Für dieselben ergeben sich allgemeine Gesetze, die durch die musikgeschichtliche Betrachtung reichlich unterstützt werden. — Die Arbeit will nach alle dem ein einleitender Ueberblick über das Gebiet der Musikästhetik sein, der jedem, der sich ernst mit der Lektüre befasst, gedankliche Klärung und Bereicherung auf dem behandelten Gebiete versprechen zu können glaubt. Das Ganze aber soll eine neue Brücke darstellen, die zwischen musikalischer und philosophisch-psychologischer Betrachtung geschlagen wird.

Der Kunstschatz. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa, em. Direktor des Museums in Aachen. (Berlin und Stuttgart, Wilh. Spemann.)

Dieses glänzend ausgestattete Werk entspricht sowohl dem Text, wie den Illustrationen nach seinem Titel in vollem Masse. Folgende Künstler sind u. a. in ihren Hauptwerken im „Kunstschatz“ vertreten: Antike: Myron, Phidias, Polyklet, Praxiteles, Lysipp. — Mittelalter und Renaissance: Stephan Lochner, Schongauer, Burgkmair, Dürer, Beham, Holbein, Kranach, Veit Stoss, Ad. Krafft, Riemenschneider, P. Vischer, Mantegna, Ghirlandajo, Fr. Francia, Filippo Lippi, Giov. Bellini, Antonello da Messina, Lionardo da Vinci, Michelangelo, Raphael, Seb. del Piombo, Andrea del Sarto, Pontormo, Bronzino, Correggio, Tizian, Palma Vecchio, Moretto, Moroni, Lotto, Bordone, Paul Veronese, Allori, Sodoma, Ghiberti, Brunellesco, Andrea Pisano, Donatello, Luca della Robbia, Verrocchio, Sansovino, Cellini, Ribera, Murillo, Velasquez. — 16. bis 19. Jahrhundert: Jan van Eyck, Memling, Rubens, A. v. Dyck, Lukas v. Leyden, Bouts, A. Mor, Rembrandt, Fr. Hals, v. d. Helst, P. Potter, de Keyser, Ruysdael, Wouwerman, Ostade, Dow, Terborch, P. de Hoogh, Metsu, Netscher, Claude Lorrain, Lebrun, Watteau, David, Angelika Kauffmann, Chodowiecki, Reynolds, Gainsborough, Tiepolo, Goya, Schlüter, Donner, Houdon, Canova, Cornelius, Schwind, Rethel, Richter, Führich etc. — Schon diese Inhaltsangabe macht jede weitere Empfehlung überflüssig. Der „Kunstschatz“ erscheint in 50 Lieferungen grossen Folio-Formates. Jede Lieferung enthält 8 Seiten reichillustrierten Text und 1 Vollbild. Der Preis der Lieferung ist auf nur 40 Pfennig gestellt.

Theater.

Der hervorragende englische Kritiker William Archer hat vor einigen Tagen in der Londoner Zeitung „The Tribune“ einen Artikel über die Theater Berlins veröffentlicht. „Durch die erstaunliche Aufnahmefähigkeit deutscher Kultur (so führt er aus), ist Berlin der Brennpunkt des germanischen Dramas geworden. Auf einem oder zwei Theatern spielt man noch französische Schwänke, aber es sind Theater geringeren Ranges.“ So hat es gewissermassen eine Berechtigung, das dramatische Leben Berlins, das sich auch im Auslande bewundernde Anerkennung errungen hat, von hoher Warte zu überschauen und entsprechender Kritik zu unterziehen.

Wenn Grabbe gelegentlich die Ansicht kundgibt, dass in der Kunst die Deutschen den grössten Mut haben, so muss uns seine Ansicht als veraltet erscheinen. Denn wenn wir die Dramen betrachten, die uns das neue Theaterjahr bisher gebracht hat, so werden wir in diesen keine kraftvollen Gedanken, sondern nur phrasenhafte Romantik und sentimentale Empfindungen ausgedrückt sehen. Karlot Gottfried Reulings Schwank „Das Friedensdorf“ (Lustspielhaus) will eine Satire auf die Vorzüge des Landlebens geben. Der Verfasser zeigt uns ein paar abgefeimte Bauern, die ihre Berliner Sommergäste nach allen Regeln der Diebeskunst bestehlen und betrügen. Während der Grossstädter sich an Blatt und Blume, an Sang und Sonnenschein erfreut und schwärmerischen Gefühlen Raum gibt, hat der Bauer nur Sinn für die materielle Seite des Lebens, für die Ausbeutung der Fremden. Die Romantik soll hier offenbar bekämpft werden. Allein die Typen sind allzu schablonenhaft gesehen, und die Technik eine zu genaue Nachahmung von der in Hauptmanns Biberpelz, um uns irgend welches Interesse abringen zu können.

Einen ebenso fruchtlosen Kampf gegen die Romantik unternimmt Hermann Sudermann in seinem Schauspiel „Das Blumenboot“ (Lessing-Theater). Hier handelt es sich ja natürlich um die Romantik der Liebe, wie es bei einem im Geiste und nach den Gesetzen der französischen Dramatik schaffenden Autor nicht verwunderlich ist. Eine im Dienste der Liebe ergraute Baronin, die ihre Töchter nach leichten Grundsätzen erzogen, sieht die ältere mit einer gewissen Verachtung glücklich in einer bürgerlichen Philisterehe. Die jüngere Tochter weiss aber im Verein mit ihrer Mutter den Ehefrieden zu stören und der betrogene Ehemann, der den Liebhaber erschlägt, flieht, da er sein Glück, das eine Laune zerbrach, verloren glaubt. Worin aber sein Glück bestanden hat, das er im Kampf um die materiellen Güter nie genossen, ist nicht recht ersichtlich. In der jüngeren Schwester, die einen Vetter, einen flotten Lebejüngling geheiratet, vollzieht sich nun eine Umwandlung. Einst war es ihr Stolz, in den Kreis der Verkommenen unterzutauchen, hat sie doch ihre Hochzeitnacht in einer Artistenkneipe gefeiert — nun wird sie am Ende doch zur ehrsamen Bürgerfrau, nicht weil sie die Romantik der Boheme und der Liebeständeleien als falsch und trügerisch erkennt, sondern aus Furcht und Bequemlichkeit. — Kurz, man hat hier die schwächste Leistung Sudermanns vor sich.

Wie anders besingt Leo Greiner in seinem Drama „Der Liebeskönig“ die Romantik der Liebe. (Deutsches Theater.) König Wladimir von Polen wirbt um die Hand der schönen Kaisertochter Isabella. Aber den missgestalteten Mann flieht die Frauenliebe. Die arglistige Isabelle sendet den Freier auf gefährliche Abenteuer aus, damit er sein Leben aufs Spiel setze; sie lässt den tollkühnen Werber im Gewandte der Frau Venus mit Dirnen und Faunen durch die Lande streichen, damit er der Lächerlichkeit zum Opfer falle. Aber seine Liebe ist stark. Aus Mord und Schmach kehrt Wladimir siegreich heim, um die Tragödie seiner Hässlichkeit weiter zu durchleben. Denn Isabella wählt nicht ihn, dem sie ihr Versprechen gegeben, sondern einen jungen Prinzen, dessen Blick verführerischer ist als der trauerumflorte des Polenkönigs, und dessen Wort so scharf ist wie das Schwert seines Nebenbuhlers. Am Hochzeitstage fällt der Prinz der Rache Wladimirs anheim. Dieser aber erwählt zur Liebsten die schwarze Marianna, ein fahrendes Fräulein, die ihre Liebe gar oft für Gold verkauft und die weint und sich härmt, da der schöne Prinz für immer ihrer liebenden Sehnsucht entrissen. Die goldene Krone, die glänzenden Feste, Tanz und Spiel und die schönen, hofierenden Ritter locken ihren buhlerischen Sinn, und wenn der sternblaue Himmel in die dunklen Königszimmer schaut, wo in schwermütigen Worten ein krankes Königsherz ihr von Liebe spricht, wenn in güldenen Bechern sie das Blut der königlichen Seele trinkt, dann sehnt sie sich weit hinweg zu dem Lichterglanz der fröhlichen Gelage, wo Polens Söhne zechen, während ihr armes Vaterland aus tausend Wunden blutet. Der Krieg hat das Land aufgewühlt, brennend und mordend haben es raubgierige Schaaren durchzogen — nun steht die rachgierige Isabella vor den Toren Warschaus, während der König von Liebe träumt an der Seite eines Weibes, die sein Lager mit anderen teilt. Der Aufruhr bricht aus, und die empörten Edlen und das gereizte Volk fordern den Tod der Königin. Sie hat des Königs Sinn betört und gebrochen, sie hat das Land zu Grunde gerichtet! Der um seine heilig-sehnende Liebe Betrogene hält selbst das Totengericht. Seine Liebe und seine Seele opfert er dem Volk, dem Vaterland. — Und das Symbol? — Gerhart Hauptmann sagt in seiner Tragödie der Hässlichkeit, im ‚Michael Kramer“: Die Liebe ist stark wie der Tod, der Tod ist auch mild wie die Liebe. Der Tod ist die mildeste Form des Lebens: der ewigen Liebe Meisterstück. — Einen Blick in die Hallen der Ewigkeit war dem Dichter vergönnt. Er erblickte die ewige Schönheit, ohne aber die Kraft zu haben, ihr Bild in seiner Seele festzuhalten. So entstand ein Dichtwerk, voll herrlicher Bilder und Worte, doch unbeseelt. Immerhin hat der Dichter den Weg gefunden, der zum Ziele führt.“

Als gewissenhafter Chronist muss ich hier noch zwei Dramen erwähnen, die im Neuen Theater zur Aufführung gelangten: Das eine ist eine religiöse Tragödie, Walter Bloems „Jubiläumsbrunnen“, das zweite eine soziale Satire, Georg Engels ‚Hochzeit von Poel“. Beide Werke sind mit romantischen Episoden gesättigt. Im „Jubiläumsbrunnen“ wird ein Kampf um die Kunst zwischen dem orthodoxen und dem liberalen Geistlichen geschildert. Aber die hausbackene Alltagsweisheit der Kämpfer, die Enge des Kleinstadtlebens, die dem Werk jeden höheren Gesichtspunkt raubt und nur pastorale Bigotterie schildert, wo wir ein seelisches Problem geklärt sehen wollen, eine alltägliche Liebesgeschichte und eine Fülle nichtssagender Bibelverse können nur verstimmen und die Aeusserlichkeit und Leerheit der Tragödie nimmer verbergen. Der moderne Mensch ist eben über die mittelalterliche Macht der Kirche hinausgewachsen, und die Romantik der Busspsalmen und dergleichen können einem Kunstwerk in unseren Augen kein Fürsprecher sein.

Aehnlich verhält es sich mit der „Hochzeit von Poel“. Dem Verfasser mag hier wie ein schönes Genrebild die reiche Fischerfamilie Stöffe Bibows vorgeschwebt haben. Aber nun, wo er ihn mit seinen Freunden im Kampf um das Fischrecht mit der armen Bevölkerung zeigen wollte, nun wo es galt, die ganze bäurische Verschlagenheit zu schildern, die den Vertreter der Regierung, Regierungsassessor von Thümler überlistet, wo der von der Biederkeit der Dörfler überzeugte Städter in die Falle geht, da versagte die Kraft Engels genau wie die Reulings, der im Friedensfest Aehnliches versucht hatte. Eine Verspottung der romantischen Liebe und der romantischen Seele scheint unseren Dichtern am Herzen zu liegen. Aber sie vermögen es nicht, sich über die Alltäglichkeiten des Lebens zu erheben. Nur wer mit ernsten Augen in das Leben blickt, vermag unser Interesse zu gewinnen. Und darum steht mir das, wenn auch misslungene Werk Greiners so unendlich viel höher als die feinen technischen Künste Sudermanns und ähnlicher Künstler.“

Max Kirschstein.

Dies und Das.

* Das Werden des Poeten. Ueber das Werden des Dichters plaudert J. C. Heer in den „Süddeutschen Monatsheften“. Jn jedem Menschen steckt ein Stück Dichter. Nur erstickt meist der Funke der göttlichen Begabung im Alltagsleben. Und wo er den ganzen Mann dauernd in Flammen setzt, da fehlt so oft die Gestaltungskraft, das vor dem geistigen Auge Geschaute in greifbare Bilder zu fassen. Ein grosses Werk reift auch in der Seele des mächtigsten Geistes nur unter starken Erschütterungen. Das Dichten ist stets ein Widerspiel gegen die rauhe Wirklichkeit, die Auflösung der Lebenswidersprüche in Gleichklang, die Befreiung der Seele aus innerster Herzensnot. Eine grosse Leidenschaft schafft den Dichter, zunächst als Lyriker. Die wenigsten ringen sich indes zu objektiver Lebensbetrachtung durch in Epos, Roman und Drama. Den Stil bildet sich jeder Schriftsteller selber in jahrelanger Arbeit. „Siebzig Jährchen, in der Feder noch ein Härchen“, bekennt Gottfried Keller. Den Stoff sieht das Dichterauge überall, wo der Alltagsmensch nichts sieht. Das erste Entdecken und Gestalten des Stoffs gehört zu den grössten Geheimnissen der menschlichen Seele. Oft kommt es wie im Traum; unter den sonderbarsten Umständen, mitten im Gewühl der Massen, im rasenden Blitzzug oder in tiefster Einsamkeit; nicht selten schlägt eine tiefe seelische Erschütterung um in die höchste dichterische Gestaltungskraft. Das Werden einer Dichtung ist also eine Gärung, eine Krankheit, von der der Dichter erst frei wird, wenn er sie sich, wie Goethe den Werther, vom Leibe geschrieben hat. Aber Befriedigung und Lust zu neuem bringt nur der Erfolg, das grosse Geheimnis für Schriftsteller und Verleger. Viele tüchtige Geister gehen zugrunde, weil ihr ganzes Leben lang der Erfolg ausbleibt. Viele überleben ihren Ruhm, weil sie die Wirkung ihres ersten, reifsten Werkes nie mehr erreichen. Die beste Stütze im Widerspiel des Lebens ist auch dem Dichter die Frau. . . . . Die Frauen sind die natürlichen Verbündeten des Schriftstellers. Sie haben den feinern Spürsinn für das Schöne. Wenn ihnen aber ein Buch gefällt, greifen auch die Männer danach. Die Anerkennung des Dichters geht durch das Frauengemüt, die Männer bestätigen sie nur.

* Max Hesses Volksbücherei Nr. 301—315. Die erst vor wenigen Jahren begründete Volksbücherei des Hessischen Klassikerverlages verfolgt besonders zwei Ziele: Einmal das, weniger begüterten Kreisen die Schöpfungen deutscher Dichter um ein Wohlfeiles zugänglich zu machen; sodann das nicht minder wichtige, auch Gebildete in die Welt eines ihnen noch unbekannten Poeten an Hand einer Probe seines Besten einzuführen. So brachte sie Novellen von Liliencron, Viebig, Voigts-Diederichs, Böhlau, Strauss-Torney etc. Nun schliesst sich ein bemerkenswerter Erzähzählungsband von Wilh. Holzamer an: „Am Fenster und andere Erzählungen“. Von Frida Schanz enthält die neue Reihe die Erzählung „Die Alte“, von Victor Blüthgen die Humoreske „Mama kommt!“ Ausser C. Vogt's Novellenbändchen ‚Der lange Christian und andere Novellen‘ und der vollständigen Ausgabe von Spitta's „Psalter und Harfe“, die keiner Empfehlung bedarf, bringt diese Serie noch ein Werk, das vornehmlich vielen Freunden wertvoller Erzählungskunst willkommen sein wird: Johannes Scherr's historische Novelle „Die Pilger der Wildnis“.

Ausser dem einzigen Spitta sind alle diese Werke — die ja meist solche Lebender sind — noch auf viele Jahre gegen Nachdruck geschützt; auch Scherr noch für länger als ein Jahrzehnt.

* „Das Fremdenbuch" betitelt sich eine in zwanglosen Heften erscheinende kleine Zeitschrift, welche Hermann Kiehne in Nordhausen a. H. herausgibt und welche den Zweck verfolgt, die Poesie des Wanderns zu beleben, den Naturgenuss durch die Dichtung zu erhöhen und der auf Reisen als Ausdruck ursprünglichen, frischen Empfindens reich sprudelnden Poesie einen literarishen Mittelpunkt zu schaffen. Wir finden in dem Fremdenbuch u. a. folgendes Gedicht von Hermann Lingg, datiert „Lindau i. B. Villa Seewarte, 11. August 1895":

Folgerung.

Dass Edles unterliegt,
Gemeines aber siegt,
Das ist die Sonnenwende
Von allem, was geschieht,
Und wer nicht tiefer sieht,
Erblickt hierin das Ende.
Die Tragik ist am Ziel,
Sobald der Heros fiel.
Was weiter wird geschehen?
Wir ahnen kaum die Spur;
Die Wahrheit können nur
Vollkommn're Wesen sehen.

Dr. H. von Lingg.

* Eine Goethe-Festschrift. Aus Anlass der Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad ist eine im Auftrag des Denkmalkomitees von Alois John herausgegebene Festschrift erschienen. Die „Neue Freie Presse" schreibt darüber: Die Schrift gewinnt mehr als ephemeren Wert dadurch, dass hier zum erstenmal ein erschöpfendes Bild der Beziehungen Goethes zu dem jüngsten der vier böhmischen Weltbäder geboten wird. Der einleitende Aufsatz der reich illustrierten Festschrift erzählt die Geschichte des Franzensbader Goethe-Denkmals, für das seit 23 Jahren ein Komitee eifrig bemüht war. Dass John unter den berühmten Besuchern Franzensbads, dessen Geschichte ein Abschnitt des Besuchs skizziert, Fichte nicht anführt, ist das einzige, was dem emsigen Verfasser, dessen Feder flammende Begeisterung für Goethe geführt hat, vermerkt werden könnte.

* Dichterische Arbeit und Alkohol. Der Dalldorfer Psychiater Dr. van Vleuten hat im „Lit. Echo" eine Rundfrage über den Einfluss des Alkohols auf dichterische Arbeit erlassen. Ueber hundert deutsche Dichter und Schriftsteller antworteten, der Alkohol übe mehr hemmende als fördernde Wirkung auf das geistige Schaffen aus. Paul Scheerbart antwortete sehr treffend: „Von einer Wechselwirkung zwischen Alkohol und Dichtung sollte man nach meiner Meinung nicht sprechen, eine solche Wechselwirkung würde ja die Dichtung kompromitieren."

* Novalis in Italien. Giuseppe Prezzolini hat die Fragmente und ausgewählten Bruchstücke von Novalis Schriften in italienischer Uebersetzung veröffentlicht. Novalis besitzt südlich der Alpen bereits Schüler, unter welchen Federico Amiel hervorgehoben wird. Besonders befriedigt zeigt sich die italienische Kritik von der inneren Heiterkeit und dem starken Staatsgefühl des neuentdeckten deutschen Romantikers und von seiner begeisterten Anerkennung für den altrömischen Staatsgedanken.

* Goldoni-Gedenkfeier. Wie der „National-Zeitung" aus Mailand berichtet wird, soll der zweihundertste Jahrestag der Geburt Carlo Goldonis am 25. Februar 1907 in Mailand mit besonderen Feierlichkeiten begangen werden. Im Manzoni-Theater wird ein Schauspiel von Goldoni, das in der letzten Zeit nicht mehr aufgeführt wurde, in einer Festvorstellung gegeben werden; dazu wird Gabriele d'Annunzio eine Gedenkrede auf Goldoni halten. Eine Festschrift, in der unveröffentlichte Aeusserungen der bedeutendsten Dramatiker Italiens und des Auslands über Goldoni zusammengetragen sind, soll unentgeltlich verteilt werden. Die „Comédie Française" wird aus ihrem Besitz verschiedene Kostbarkeiten, die an Goldoni erinnern, für diese Veröffentlichung abbilden lassen.

* Ein Denkmal für Lamartine, den berühmten französischen Dichter, soll demnächst am Bourget-See in Savoyen, wo er seine schönsten Lieder geschaffen hat, errichtet werden. Dies wird das vierte Monument sein, das dem grossen Poeten in Frankreich gesetzt wird. Das erste steht in Beley, wo er seine Studien begann, das zweite in Mâcon, der Stadt, deren Abgeordneter der Dichter war, das dritte in Paris, wo er starb. Die Ausführung des Denkmals ist den savoyischen Bildhauern Vallet und Werthmann übertragen.

* Ein Rousseau-Museum ist in dem neuerbauten Rathaus von Montmorency errichtet und in Gegenwart des französischen Kammerpräsidenten Brisson, sowie des Präfekten des Departements Seine et Oise und anderer Notabilitäten am 7. Oktober eingeweiht worden.

* Eine neue politisch-literarische Revue erscheint in Paris unter dem Titel „Le Censeur", herausgegeben von J. Ernest Charles, einem rühmlichst bekannten Kritiker.

* Das Cogitantentum in Japan. Vor einiger Zeit richtete der Vorsitzende der Cogitanten-Allianz an die japanische Regierung ein Schreiben, worin diese aufgefordert wurde, das Cogitantentum, oder die Religion des Wissens und der Wissenserweiterung zur Staatsreligion zu erheben. Wie nun aus Japan berichtet wird, ist diese Angelegenheit in der Presse von Yokohama und Tokio in sympathischer Weise besprochen worden.

* Die „Latter-Day-Pamphlets" von Thomas Carlyle sind von Edmond Barthèlemy ins Französische übersetzt worden und als „Pamphlets du dernier jour" im Verlag der Société du Mercure de France in Paris erschienen. Barthèlemy meint, dass unsere oberflächliche, schwachmütige demokratische Epoche von dem englischen „Absolutisten" noch etwas lernen könne.

Aus den Literarischen Vereinen.

* „Literarische Vereinigung", Berlin, Künstlerhaus. Begründet 1893. Der zweite Vortragsabend des neuen Vereinsjahrs fand am 15. Oktober statt und verlief in anregendster Weise. Paul Oscar Hödrer bestritt den literarischen Teil und gab aus dem reichen Füllhorn seiner schöpferischen Muse Humorvolles und Sinniges: die Novelle: „Der Sterngucker und die Pensionsmama", ebenso die Plauderei: „Im Wartezimmer" fanden verdient reichen Beifall und fesselten das zahlreich erschienene Publikum bis zum Ende.

Den musikalischen Teil hatte Fräulein Ina Guder, eine jugendliche Konzertsängerin, übernommen, deren hohe musikalische Begabung und klangschöne Stimme für die Zuknull noch viel mehr erwarten lässt, als schon jetzt geboten wurde. Auch diese Künstlerin erntete ungeteilten Beifall.

Nächster Vortrag: 26. November.

*Literarische Gesellschaft zu Halle a. S. Programm der Veranstaltungen für den Winter 1906/07: Montag, den 15. Oktober 1906: Zum Gedächtnis Henrik Ibsens: Dr. Leo Berg (Berlin): „Ibsen und die Entwickelung des modernen Dramas“. Sonnabend, den 20. Oktober: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Freiherr v. Wilamowitz-Moellendorff (Berlin): „Der griechische Sternhimmel“. Montag, den 5. November: Dr. Ludwig Fulda (Berlin): Vorlesung aus eigenen Werken. Montag, den 19. November: Konrad Nies (St. Louis): „Amerikas deutsche Dichter“. Montag, den 3. Dezember: Prof. Dr. Max Friedländer (Berlin): „Das deutsche Volkslied“ (mit Erläuterungen am Klavier). Montag, den 17. Dezember: Frau Helene Voigt-Diederichs (Jena): Eigene Dichtungen. Dienstag, den 15. Januar 1907: Dr. Ludwig Ganghofer (München): Vorlesung aus eigenen Werken. Montag, den 28. Januar: Dr. Rud. Presber (Berlin): Eigene Dichtungen. Montag, den 4. Februar: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. von Oettingen (Reichenberg b. St. Goarshausen a. Rh.): „Der Münchner Simplicissimus“. Montag, den 18. Februar: Dr. Wilhelm von Scholz (Weimar): Eigene Dichtungen. Montag, den 4. März: Dr. Paul Remer (Neumühle b. Altruppin): „Moderne Frauendichtung“. Rezitation: Frau Alwine Wiecke (Berliner Schillertheater). Montag, den 18. März: Dr. Michael Georg Conrad (München): „Heinrich Heine im Lichte der Modernen“. — Die Vorträge finden im grossen Saale der „Loge zu den 3 Degen“ (Paradeplatz) statt und beginnen pünktlich 8¼ Uhr.

*Die literarische Gesellschaft in Köln ladet die deutschen Dichter und Dichterinnen ein, sich an dem am 5. Mai 1907 in Köln stattfindenden poetischen Turnier, den sog. Kölner Blumenspielen, zu beteiligen. Die Einsendungen sind bis zum 15. Dezember an den Stifter und Leiter der Kölner Blumenspiele, Hofrat Dr. jur. Joh. Fastenrath, Neumarkt 3 in Köln, zu richten. Die Manuskripte werden nicht zurückgegeben. Sie dürfen nicht von der Hand des Verfassers geschrieben sein. Keine der einzusendenden Arbeiten darf bereits gedruckt oder sonst bekannt sein. Beteiligung an allen Preisaufgaben, aber nur mit je einer Arbeit, ist zulässig. Jede Einsendung muss ein Kennwort haben, das auch auf einem den Namen und Wohnort des Verfassers enthaltenden verschlossenen Briefumschlag anzubringen ist. Als Preisrichter fungieren die Herren: Gust. Delpy, Redakteur des Kölner Tageblatt, Dr. Otto Dreesemann, Redakteur der Kölnischen Volkszeitung, Hofrat Dr. jur. Joh. Fastenrath, Stadtschulrat, Dr. Th. Herolt (Düsseldorf), Karl Frhr. v. Perfall, Redakteur der Kölnischen Zeitung, Dr. A. Schröer, Professor an der Handelshochschule in Köln, Geheimrat Prof. Dr. jur. E. Zitelmann (Bonn). Die fünf Stiftungspreise bestehen aus verschiedenen goldenen Blumen. Der von Dr. Ernst Henrici (Leipzig) gestiftete silberne Becher ist für ein sangbares Lied im Volkston bestimmt. Die Stadt Köln hat wieder einen silbernen Ehrenpokal für das beste Gedicht über einen Stoff aus der kölnischen Geschichte oder Legende ausgesetzt. Voraussichtlich wird der König von Spanien einen ausserordentlichen Preis (silbervergoldete Lilie) für den Verfasser der besten zwölf Sprüche in gereimten Vierzeilern spenden.

*Am 15. Oktober veranstaltete die Dresdner Literarische Gesellschaft eine Gedenkfeier für Henrik Ibsen. Alfred Kerr hielt die Festrede. In seiner geistreich-spielerischen Art, die mehr ihn selbst als die zu erhellenden Dinge beleuchtet, sprach er von dem Wesen und der Kunst des grossen Norwegers, warf einzelne scharf den Menschen und Dichter charakterisierende Streiflichter auf seine Persönlichkeit, versuchte die »Seele von Ibsens Dichten« sichtbar zu machen, erklärte ihn als eine »Macht im Sittlichen« und pries ihn als den »Gestalter dramatischer Symbole«, den »grössten dramatischen Entlarver seiner selbst.«

Eingegangene Bücher.

Peter Johann Thiel, Jena-Jahrhundert-Weckruf 1806-1906. Louise Germanias Mutterherz. (Elberfeld, Lebensheimer Verlag.)

Wilhelm Henzen, Menschenopfer. Drama in drei Akten. (Leipzig, Oskar Leiner 1906.)

Hermann Unbescheid, Die Störche. Ein Tierepos in 12 Gesängen. (Papiermühle S.-A., Gebr. Vogt, 1906.)

Elisabeth Kolbe, Weisse Lilien. Stille Weisen. II. Aufl. (Leipzig, W. G. Wallmann, 1905.)

Marie Müller-Wunderlich, Ein glückliches Jahr. (Berlin, L. Oehmigkes Verlag, R. Appelius, 1906.)

H. G. Wells, Der Krieg der Welten. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. G. A. Crüwell. (Wien, k. k. Hofbuchhandlung von Moritz Perles, 1901.)

Dr. W. E. v. Adolfi, Juristisches Konversations-Lexikon für Jedermann. (Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.)

Eduard Engel, Geschichte der deutschen Literatur. Mit Handschriften und zahlreichen Bildnissen. Zwei Bände in Quart. (Leipzig, G. Freytag und Wien, F. Tempsky, 1906.)

Dr. Albert Daiber, Wissenschaft oder Glaube? (Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1906.)

O. Steinzänger, Goethes Faust — ein Geheimbuch. (Hamburg, C. Boysen, 1906.)

Julius Constantin v. Hoesslin, Gottesbewusstsein und die letzten Ziele der seelischen Triebe. (Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1906.)

Tim Moser, Los! Werdephantasien. (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906.)

Carl Hagemann, Worte Ruskins. (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.)

J. M. Vargas Vila, Flor del fango. — Eine Blume aus dem Morast. Aus dem Spanischen übersetzt von Emil Roth. (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906.)

Maria Deutschmann, Sonnenstrahl. Novelle. (Paderborn, Ferd. Schöningh, 1906.)

Presber, Rudolf, Von Kindern und jungen Hunden. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock.)

Robert Oechsler, Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt. Neue Dichtungen. (Stuttgart, Max Kielmann.)

Dem heutigen Heft liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Gustav Schloessmann (Gustav Fick) in Hamburg bei, auf welchen besonders hingewiesen sei.

Auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Verlagsbuchhandlung Otto Wigand in Leipzig machen wir hiermit besonders aufmerksam.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. [illegible] Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats.
Abonnementspreis 6 Mk. pro Jahr

Gegründet von Joseph Lehmann 1831.

Zugleich Fortsetzung der Monatsblätter für deutsche Literatur.

Verlag von OTTO DREYER. Redigiert von Dr. EDUARD LOEWENTHAL.
BERLIN W. 57, KURFÜRSTENSTRASSE 19. — FERNSPRECHER AMT VI. No. 8883 und 9895.

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile o. deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt

Nummer 3 | Dezember 1906 | 77. Jahrgang

Zur literarischen Bewegung in Italien.

Fast will es scheinen, als ob die literarische Entwickelung Italiens sich freimachen wollte vom öden Kopieren der französischen Schwesterliteratur. Es gab eine Zeit, und sie liegt gar nicht weit zurück, wo jede neue „Richtung“, die in Frankreich aufkam, in Italien getreue Nachbilder fand, wo jeder grössere und oft sogar kleinere Stern am literarischen Himmel Frankreichs seine Bewunderer und Nachahmer fand. Deutschland hat zum grössten Teile dem Entwickelungsgange der italienischen Literatur kühl und beobachtend gegenübergestanden, obgleich eine ganze Reihe von Herolden, an der Spitze Paul Heyse, immer aufs neue auf die Schönheiten der Lyrik und Dramatik Italiens Jahrzehnte lang mit recht geringem Erfolge aufmerksam machten. Aber die Anzeichen mehren sich, dass das Interesse für italienische Dichtung Jahr für Jahr in Deutschland an Boden gewinnt.

In der Gegenwart nimmt, ebenso wie in den andern Literaturen, der Roman den breitesten Raum ein, und wenn Lyrik und Drama in Italien immer mehr nach Selbständigkeit ringen, so zeigt sich bei den Romanschriftstellern noch ein gut Stück Abhängigkeit von Frankreich in Sprache und Stil sowohl, wie vor allem in der Wahl und Behandlung der Probleme. Hier finden nur wenige von den „Neueren“ den Mut und die Kraft, in die Tiefe des Menschenherzens hinabzusteigen und Wertvolleres zu bieten als Nachbildungen des französischen Durchschnittsromans.

Wir wollen aus der grossen Flut der Neuerscheinungen, die die erste Hälfte des Jahres gebracht hat, nur einiges Wichtige herausgreifen. Beginnen wir mit dem hinterlassenen Romane des vor Jahresfrist verstorbenen Alberto Cantoni, dessen Werke in Italien von einer kleinen Schar von Anhängern mit unentwegter Hingabe gelesen werden. In dem von dem Humoristen Luigi Pirandello geschriebenen Vorworte wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass das Ausland dem grossen Toten mehr Anerkennung zollen möge, wie sein Heimatsland. Aber wir glauben nicht, dass diese Hoffnung in Erfüllung geht. Illustrissimo ist ohne Zweifel nicht der bedeutendste Roman des feinsinnigen Dichters, der sich mehr durch psychologische Feinarbeit als Grosszügigkeit auszeichnet. Aber man erhält bei dessen Lektüre ein treffliches Bild vom oberitalienischen Landleben mit seinem Zwiespalt zwischen Bauer und Grossgrundbesitzer. Cantoni hat eine eigene Art einzuführen in das tiefste, innerste Leben des Volkes. Nur die Technik des Erzählens ist seine schwache Seite. Da gibt es bisweilen recht sonderbare Seitensprünge, und dadurch wird an Einheitlichkeit, an Straffheit wieder zerstört, was erst mühsam errichtet war. Die Laune einer jungen Schönen ist das unsichere Fundament, auf dem sich die auch sonst an Unwahrscheinlichkeiten reiche Handlung aufbaut. Die energische Dame will den Illustrissimo, den jungen, flotten, reichen, aber sehr gutmütigen Edelmann und Grundbesitzer nur dann erhören, wenn er bei einem seiner Bauern als Knecht dienen würde. Er tut es und lernt dabei die einfachen bäuerlichen Verhältnisse kennen und schätzen. Wer also mit der Handlung nicht allzustreng ins Gericht geht, wird nicht enttäuscht sein. Die Menschen sind nach Anlage und Charakter scharf herausgearbeitet und geben in ihrer Gesamtheit ein packendes Kulturbild.

Der Sizilianer Luigi Capuana, früher, neben seinem ungleich bedeutenderen Landsmann Verga einer der unentwegtesten Veristen hat in seinem Re Bracalone eine gute Probe eines starken satyrischen Talents gegeben. Der Verfasser, der sein Buch selbst als „Fabelroman“ bezeichnet, schildert darin die Zustände im Reich des Königs Bracalone, dessen Volk noch in den Anfängen der Kultur steckt. Als der König mit seinem Zauberstabe dem Volk alles zuteil werden lässt, was die letzten Jahrhunderte an Errungenschaften gebracht haben, ergibt sich ein so tolles Durcheinander, dass sich der König bald entschliesst, zu den früheren Zuständen zurückzukehren. In dem Romane werden kräftige Hiebe gegen die moderne Ueberkultur ausgeteilt.

Mit Capuana hat Antonio Beltramelli, der heissblütige Romagnole, manche Aehnlichkeit, vor allem darin, dass auch bei ihm die satyrische Ader nur selten fliesst. In seinem neuesten Romane „Il Cantico“, entwirft er ebenso wie in seiner vorhergehenden Schöpfung „Primogeniti“ sieben prächtige Bilder aus der Romagna. Darin erblicken wir den Hauptreiz des Buches. Die Handlung ist überaus kompliziert und verliert sich in Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten gröbster Art.

Guglielmo Anastasis neuer Roman La toga bringt Szenen aus dem italienischen Gerichtswesen. Nach unserer Meinung bedeutet er gegenüber La sconfitta und L'ineluttabile einen entschieden Rückschritt.

Noch mehr als in Deutschland wimmelt es in Italien auf allen Pfaden des Parnass von Frauen, aber dort wie hier gelingt es aus der grossen Zahl der schriftstellernden Damen nur wenigen, sich zu Anerkennung durchzuringen. In Deutschland sind am bekanntesten Ada Negri, Grazie Deledda und Mathilde Serao, die vorwiegend Romanschriftstellerin ist. Von ihr ist in der „Nuova Antologia“ ein neuer Roman erschienen mit dem Titel: Dopo il perdono. Sie begann mit Romanen, worin sie Zola mit grossem Geschick nachahmte. Seit ihrer Reise nach Palästina klang ein religiöser Unterton durch ihre Werke. In ihrer letzten Schöpfung scheint sie wieder eingelenkt zu haben, denn sie bringt darin eine Ehebruchsgeschichte, aber keine von der Art, wie sie in der gegenwärtigen französischen Literatur so zahlreich sind. Dazu ist sie viel zu sehr Künstlerin von ausgesucht feinem Geschmack. Sie kennt die weibliche Seele wie wenige und entdeckt darin mit scharfem Auge immer neue Züge, die ihren Gestalten den Charakter eine unanfechtbare Wahrheit verleihen.

Noch bekannter in Deutschland ist Grazia Deledda, die treffliche Darstellerin des sardinischen Volkslebens mit seinen wenigen Licht- und seinen vielen Schattenseiten. Zum grossen Bedauern ihrer Bewunderer hatte sie in Nostalgia, der verjährigen Gabe ihrer Muse, den Boden ihrer Heimat verlassen und mit weniger Erfolg römisches Familienleben zum Hintergrunde ihres Bildes gewählt. In ihrem letzten Novellenbande: J Ginochi della Vita ist sie in den Kreis ihrer Landsleute zurückgekehrt, denn die grösste Anzahl von den zwölf Novellen des Buches bietet wiederum sehr interessante Ausschnitte aus dem Leben des sardinischen Volks, mit seinem Fühlen und Denken. Es steckt ein gut Stück Volkskunde in ihren Büchern.

Von den Novellensammlungen verdienen die Ultime Novelli des greisen Enrico Castelnuovo besondere Beachtung. Sie sollen sein Abschiedsgeschenk an seine Leser sein, von denen er eine treue und anhängliche Gemeinde besitzt. Roberto Bracco, der auch in Deutschland geschätzte Dramatiker, hat unter dem Titel: Smorfie umane einen Band Erzählungen erscheinen lassen, ein witziges, fesselndes Büchlein, das die novellistische Hochflut in Italien bedeutend überragt. Eine besondere Erwähnung verdient auch Piero Giacosa, ein berühmter Arzt und Universitätsprofessor, dessen Novellenbande A. Jogazzaro einleitende Worte auf den Weg gegeben hat. Von den neun Erzählungen, die das prächtige Buch enthält, hat uns Noli me tangere und La mula bianca am besten gefallen. Das Buch hat in Italien überall begeisterte Anerkennung gefunden.

Die Lyrik weist zur Zeit nur eine geringe Zahl von Neuerscheinungen auf, die eine besondere Erwähnung verdienen. Cesare Pascarella hat ein Bändchen Sonette erscheinen lassen, die von glühender Empfindung und seltener Innigkeit sind. Vorwiegend Sonette enthält auch die Sammlung Sonetti voluttuosi ed altre poesie, von Francesco Gaeta. Das Bändchen zeigt kein einheitliches Gepräge, aber das soll kein Vorwurf sein. Gerade in dem bunten Wechsel liegt für den Leser von Geschmack ein seltener Genuss. Hübsche Naturschilderungen von ungewöhnlichem Farbenreichtum sind gepaart mit frischen Stimmungsbildern aus dem klassischen Altertume von starker suggestiver Wirkung.

Zwei neue lyrische Talente hat Istrien aufzuweisen. Riccardo Pitteri, von dem schon 1902 ein kleines Bändchen Gedichte mit dem Titel Patria terra erschienen war, das die Schönheiten dieses Landes und seine geschichtlichen Erinnerungen pries, veröffentlicht jetzt eine neue Sammlung, die der ersten dem Inhalt und auch dem Titel nach ähnlich ist: Dal mio paese. Pitteri verfügt über innige, lautere Herzenstöne, so dass man noch grosse Hoffnungen auf ihn setzen darf. Seine Landsmännin Ada Sestani aus Triest, schlägt in ihren Canti dell' Istria dieselben Töne an. Sie liebt ihre Heimat mit heisser Leidenschaft und singt in tiefen, warmen Akzenten ihr Lob. Ihr fehlt, vor allem in der Form, noch manches zur echten Künstlerin, immerhin darf man sich von ihrem schönen Talente noch manche wertvolle Gabe versprechen.

Von dem bekannten Turiner Literarhistoriker und Dichter Arturo Graf liegen diesmal zwei Bändchen vor: Per una fede und Rime della selva. Beiden gemeinsam ist ein konsequenter Pessimismus, der von Schopenhauer und Eduard v. Hartmann genährt, sich auch in allen früheren Werken Grafs recht breit macht, so dass in Italien die Zahl seiner Verehrer nicht allzugross ist.

In der dramatischen Dichtung ist die Ernte noch dürftiger, dafür verspricht der kommende Winter um so mehr. Die bedeutendsten Dramatiker haben geschwiegen, und was sonst geschaffen wurde, ist kaum der Erwähnung wert. Von Edmondo de Amicis liegt ein Einakter vor: Sulla Scala del Cielo, soviel wir wissen der erste dramatische Versuch des berühmten Romanschriftstellers. Der Schauplatz des an technischen Mängeln reichen Stückes ist die Schweiz, und zwar der Kreis der Sommergäste. Wenn auch dieser erste Versuch, auf der Bühne festen Fuss zu fassen, nicht geglückt ist, so ist doch bei des Dichters seltener Begabung, begründete Hoffnung vorhanden, dass er noch stärkere Wirkungen erzielen wird. Dafür sind seine Erfolge als Romanschriftsteller um so grösser. Sein Knabenbuch Il cuore, das vor zwanzig Jahren erschien, ist jetzt in 360 000 Exemplaren in Italien verbreitet.

Von Gabriele d'Anunzio, dem zweifelsohne in Deutschland bekanntesten dramatischen Dichter Italiens, liegt eine Auswahl aus seiner Prosa vor: Prose scelte, die aus seinen besten Romanen und Novellen die schönsten Stellen vereinigt. Die meisten von seinen Prosaschöpfungen sind ins deutsche übersetzt worden, und doch wird der Leser bei der Lektüre dieser Auswahl einen interessanten Einblick tun in die Werkstätte dieses vielseitigsten der modernen Dichter Italiens.

Schliesslich sei noch auf den Verlust hingewiesen, den die dramatische Dichtung Italiens vor kurzem durch den Tod des auch in Deutschland geschätzten Piemontesen Giuseppe Giacosa erlitten hat.

Dr. Arno Schneider.

Der richtige Weg zu einem deutsch-französischen Bündnis.

Ein Fingerzeig für den Fürsten Bülow.*)

Von Dr. Eduard Loewenthal.

Offener und ehrlicher kann man sich über die derzeitige internationale politische Lage nicht aussprechen, als Fürst Bülow es in der Sitzung des deutschen Reichstags vom 14. November getan hat. Auch als Lektion in der modernen Staatskunst war besagte Rede nicht ohne Interesse, sofern sich daraus ergab, dass dieselbe am Ende ihres Lateins angekommen ist. — Die Schilderung unserer Beziehungen zu Frankreich, England etc. war geradezu rührend.

Der Herr Reichskanzler zeigte, dass er die politischen Faktoren des In- und Auslandes richtig einzuschätzen und sich selbst in seinem Milieu korrekt zu bewegen weiss. Unter den von ihm geschilderten Verhältnissen genügt es aber nicht, dass man sich in der Welt korrekt zu be-

---

*) Da unser Chefredakteur Dr. Eduard Loewenthal nach Verlautbarungen aus Christiania in diesem Jahre mit dem Nobel'schen Friedenspreis bedacht werden soll, so ersuchten wir ihn, an dieser Stelle seine Ansicht über die neuliche Rede des Fürsten Bülow speziell im Hinblick auf unser Verhältnis zu Frankreich und zur politischen Weltlage zum Ausdruck zu bringen, **die ja auf die Welt-Literatur nicht ohne Einfluss ist.** Auf diesen unseren besonderen Wunsch ist die Veröffentlichung obigen Artikels in unserer Zeitschrift zurückzuführen.

Der Verlag des „Magazin für Literatur des In- und Auslandes."

wegen weiss. Vielmehr gilt es hier, die Welt selbst zu bewegen oder, um mich eines vulgären Ausdruckes zu bedienen, zu schieben, statt sich schieben zu lassen.

Um die Welt selbst in Bewegung zu setzen, ist allerdings etwas mehr erforderlich, als mit Freund und Feind gentlemanlike zu verkehren und jede Brüskerie zu vermeiden. Um die Welt selbst in zielbewusster Weise in Bewegung zu setzen, — dazu bedarf es vor Allem eines geistigen Fernblickes, welcher unseren sogen. Realpolitikern gänzlich zu fehlen scheint, — dem Fürsten Bülow ebenso, wie seiner Zeit dem Fürsten Bismarck.

Dieser geistige Fernblick muss sich besonders auf die Hauptbedürfnisse der nächsten Zukunft erstrecken. Um sich diesen Fernblick anzueignen, möchte ich dem Fürsten Bülow anraten, meine Geschichte der Friedensbewegung (Berlin, E. Ebering 1903) durchzulesen. Durch diese Lektüre würde er den Weg kennen lernen, auf dem der Abschluss eines Bündnisses mit Frankreich sich nicht nur als möglich, sondern als selbstverständlich erweisen würde und zwar ohne jegliches Opfer von deutscher Seite. Das Gleiche gilt für ein Bündnis mit England.

Der angedeutete Weg ist der von mir seit mehreren Jahrzehnten vorgezeichnete, der in der Gründung eines Welt-Staatenbundes mit einer obligatorischen internationalen Friedensjustiz besteht.

Wie viele Sorgen und Mühen blieben unserem Reichskanzler erspart, wenn er diesen Weg beschreiten möchte!

Aber auch für Frankreich wäre das Beschreiten des gleichen Weges weit nützlicher und ehrenvoller, als das Bündnis mit Russland, diesem Lande der Rechtlosigkeit und der blutigsten, aller Kultur Hohn sprechenden Greueltaten, — diesem Lande, das auch als Bundesgenosse Frankreich nur Opfer auferlegen, niemals aber Vorteil bringen kann.

Ein Welt-Staatenbund mit einer obligatorischen Friedensjustiz ist übrigens nicht bloss das einzig wirksame Mittel zur Beseitigung der eigenmächtigen Selbsthilfe der Einzelstaaten oder des Krieges, sondern auch die sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des Friedens und normaler Kulturzustände im Innern der Einzelstaaten. Daraus ergibt sich von selbst die Berechtigung ja sogar die Notwendigkeit der Geltendmachung des Interventionsprinzips von Seiten des Welt-Staatenbundes in spe.

Das Prinzip der Nicht-Intervention, an das sich die Diplomatie der Gegenwart so krampfhaft anklammert, lässt sich mit der unbestreitbaren Interessengemeinschaft der Völker oder, wie Kaiser Wilhelm II. neuerdings ganz in dem von mir seit vier Jahrzehnten betonten Sinne sagte, mit der „Solidarität der Kulturvölker“ und den zivilisatorischen Ansprüchen der letzteren durchaus nicht mehr in Einklang bringen.

Ich verweise in dieser Hinsicht auf einen Passus meiner schon im Jahre 1874 erschienenen „Grundzüge zur Reform und Kodifikation des Völkerrechts“, der dahin lautet:

> § 5. Da bei dem lebhaften materiellen und geistigen Völkerverkehr der Gegenwart gewisse Vorgänge in dem einen Staate auf die Verhältnisse der anderen Staaten nicht ohne Einfluss bleiben können, so sind letztere ausser Stande, sich solchen, das Gesamtinteresse berührenden Vorgängen gegenüber gleichgültig zu verhalten und die Intervention seitens des Konvents der Staatsoberhäupter resp. des internationalen Friedensgerichts wird zur internationalen Pflicht, z. B. beim Ausbruch eines Bürgerkrieges in einem der völkerrechtlich verbündeten Staaten, oder gegenüber gemeingefährlichen Willkürakten und Verletzungen des Rechtsgefühls von Seiten einer einzelnen Regierung*). Das internationale laisser faire et laisser aller ist Angesichts der immer intensiver werdenden Interessengemeinschaft der modernen Völker nicht mehr statthaft.
>
> § 6. Einseitige und eigenmächtige Interventionen einzelner Staaten in die Angelegenheiten eines andern Staates sind künftighin unter keinen Umständen mehr zulässig. Die Intervention darf vielmehr nur durch die Organe der Handhabung des Völkerrechts erfolgen, derart, dass die dem obligatorischen internationalen Friedensgericht beizugebende Friedens-Anwaltschaft ex officio eine Entscheidung des ersteren herbeiführt und durch die Friedens-Exekutivgewalt zur Vollstreckung bringen lässt oder, wenn es sich um Bestimmung der Regierungsform und Verfassungskonflikte handelt, ein Plebiszit provoziert wobei ein konstitutionelles Régime für jeden zivilisierten Staat als obligatorisch zu gelten hat.“

Die Intervention im vorstehendem Sinne hat, wie schon bemerkt, die Einsetzung eines obligatorischen internationalen Friedensgerichtes zur Voraussetzung, und es ist ein grosser Irrtum, anzunehmen, dass die Souveränität der einzelnen Staatsoberhäupter, soweit sie ihre Berechtigung hat, durch die Errichtung einer obligatorischen Friedensjustiz irgendwie beeinträchtigt werde. Im Gegenteil wird diese Souveränität in der absoluten Herrschaft des Rechtes ihre sicherste Garantie finden.

Durch die Errichtung eines Welt-Staatenbundes mit der Institution einer obligatorischen internationalen Friedensjustiz würde nach alledem nicht bloss die Barbarei des Krieges aus der Welt geschafft, sondern auch der innere Frieden und die normale Kulturentwickelung der Einzelstaaten wäre danach auf Grund des Interventionsrechtes des Welt-Staatenbundes für alle Zukunft gesichert.

Wäre die von mir schon so lange angestrebte Reform schon verwirklicht, so wäre es beispielshalber ganz ausgeschlossen, dass gegenüber den barbarischen Zuständen in Russland unsere grossen Kulturmächte trotz ihrer „Solidarität“ die traurige Rolle des untätigen Zuschauers spielen würden, wie es tatsächlich der Fall ist.

Um die so bedeutsame Errichtung eines Welt-Staatenbundes mit einer obligatorischen Friedensjustiz zu verwirklichen, hätten die Regierungen nur den guten Willen dazu sich anzueignen, was ihnen bei richtigem Verständnis des Zeitgeistes und der Zeitbedürfnisse nicht schwer fallen könnte.

Fehlt es ihnen aber an diesem Verständnis und dem guten Willen, — nun dann kann es nicht ausbleiben, dass die Völker selbst ihr Verständnis und ihren bezüglichen

---

*) In dieser Hinsicht sagt auch Bluntschli: Wenn die Zustände eines Staates dem europäischen Frieden Gefahr bringen oder seine Handlungen die allgemeine Sicherheit der europäischen Staaten bedrohen oder die Leiden seiner Bevölkerung der Zivilisation Europa's unwürdig und unerträglich erscheinen, so sind das nicht mehr besondere Angelegenheiten nur dieses Staates sondern ist die europäische Staatsgenossenschaft berechtigt, auf Besserung hinzuwirken.“ — In welcher Weise die europäische Staatsgemeinschaft von dieser „Berechtigung“ Gebrauch machen soll, das berührt Bluntschli nicht Nach dem oben Gesagten handelt es sich dabei um eine Verpflichtung, für deren Erfüllung die Organe des künftig kodifizierten Völkerrechts Sorge zu tragen haben.

Willen bekunden und zwar auf dem Wege des Welt-Friedens-Plebiscites, das ich gleichfalls seit geraumer Zeit in Anregung brachte und neuerdings in bestimmter Form vorschlug, indem ich nachstehenden Aufruf veröffentlichte und der Presse aller Kulturländer unterbreitete.

Aufruf zu dem ersten Welt-Friedens-Plebiscit.

Angesichts der offenbaren Erfolglosigkeit der bisherigen Bestrebungen zur Gründung eines gesetzlich gesicherten, bleibenden Friedens fordert der Unterzeichnete namens des Welt-Wohlfahrts-Comités hierdurch die liberalen und philanthropischen Vereine und Korporationen sowie die Presse aller Länder auf, in grösstmöglichem Umfange die mit Unterschrift zu versehende schriftliche Beantwortung folgender Frage seitens der Bewohner der bezüglichen Städte oder Bezirke zu erlangen.

Ist es wünschenswert, dass auch in der Politik das Selbsthilfe-Prinzip dem Prinzip einer ordentlichen Rechtspflege Platz mache und dass zu diesem Zwecke alle zivilisierten Staaten der Welt sich zu einem Welt-Staatenbund mit einer die eigenmächtige Selbsthilfe ausschliessenden obligatorischen internationalen Friedensjustiz vereinigen. — Ja oder nein?

Den Frauen besonders ist hier eine glänzende Gelegenheit geboten, um das Stimmrecht, das sie beanspruchen, tatsächlich zur Geltung zu bringen.

Die betr. Vereine und Korporationen werden gebeten, die Gesamtergebnisse des Plebiscits in ihrem Bezirke längstens bis 1. Juli 1907 an den Unterzeichneten einzusenden.

Nach Beseitigung der Kriegsbarbarei werden die Parlamente der zivilisierten Staaten sicher nicht zögern, im ersten Jahre der bleibenden Friedensära ein Viertel des bisherigen Militär-Etats zur Verteilung von Preisen an diejenigen zu bestimmen, welche sich um das Zustandekommen und den Erfolg des ersten Welt-Friedens-Plebiscits nachweisbare hervorragende Verdienste erworben haben, speziell durch Sammlung von Unterschriften im Sinne der Errichtung einer obligatorischen Friedensjustiz.

Geldbeiträge zur wirksamen Propaganda für dieses Welt-Friedens-Plebiscit sind gleichfalls an den Unterzeichneten einzusenden.

Berlin, Kamerunerstr. 58 II, im August 1906.

Dr. Eduard Loewenthal.
Vorsitzender des Welt-Wohlfahrts-Comités.

Appel à l'arrangement d'un plébiscite universel concernant la question d'une paix permanente.

En vue de l'incuccès évident de toutes les aspirations et efforts pour l'établissement d'une paix légalement assurée, le soussigné, au nom du Comité de salut public universel, invite les sociétés ou corporations libérales et philanthropiques de même que les publicistes de tous les pays du monde, à vouloir bien arranger dans leurs villes ou cantons un plébiscite concernant la question que voici:

Est-il désirable qu'en politique aussi le principe du droit soit substitué au principe de l'arbitraire et qu'à ce but tous les Etats du monde civilisé se constituent en une Confédération d'Etats universelle avec l'institution d'une Justice de paix internationale obligatoire excluant toute guerre, — oui ou non?

C'est aux femmes surtout que se présente ici une occasion excellente pour réaliser le droit de suffrage, aspiré par elles depuis quelque temps.

Les Sociétés et corporations respectives sont priées, de vouloir bien recueillir des signatures en faveur d'une Justice de paix internationale obligatoire et de communiquer les résultats du plébiscite arrangé par elles au soussigné jusqu' au 1. Juillet 1907 au plus tard.

Après l'abolition de la barbarie de la guerre les parlements des Etats civilisés ne tarderont pas à coup sûr à accorder un quart du budget militaire, échu à la première année de l'ère pacifique, pour récompenser toux ceux, qui auront mérité extraordinairement de la réussite du premier plébiscite universel concernant la question de la paix, surtout en recueillant un certain nombre de signatures en faveur de l'établissement d'une Justice de paix obligatoire. Des dons en faveur du plébiscite universel en question devront être adressés également au soussigné.

Berlin, Kamerunerstr. 58 II, au mois d'Août 1906.

Edouard Loewenthal,
président du Comité de salut public universel.

Eine schöne Seele.

Ein Gedenkblatt zum 200. Geburtstag der Marquise Du Chatelet, 17. Dezember d. J.

von **Dr. Adolph Kohut.**

(Nachdruck verboten.)

Das 18. Jahrhundert, das in Frankreich so viele hervorragende Geister auf politischem, gesellschaftlichem, dichterischem, literarischem und philosophischem Gebiete hervorgebracht hat, die durch ihre Schöpfungen grundlegend und epochemachend wirkten, die Franzosen auf den mannigfachsten Feldern der menschlichen Erkenntnis mit neuen Ideen und Anschauungen erfüllend, war auch reich an geistreichen, genialen, eigenartigen Mädchen und Frauen, an sogenannten „schönen Seelen" und die Spuren ihrer Wirksamkeit sind noch jetzt nicht ganz ausgelöscht. Eine der merkwürdigsten und besonderlichsten Erscheinungen auf dem Felde der Frauenliteratur wie auch im Salonleben des damaligen Frankreich war die Marquise Emilie Du Chatelet, die bekannte langjährige intime Freundin Voltaires und wohl eine der gelehrtesten Damen aller Zeiten. Sie hat sich nicht allein durch ihre die exakten Wissenschaften in erster Linie behandelnden Werke in der französischen Literatur einen klangvollen Namen gemacht, sondern auch durch ihr wechselvolles, an den mannigfachsten Abenteuern und Geschehnissen reiches Leben die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen in ungewöhnlichem Masse beschäftigt. Kein Geringerer wie Friedrich der Grosse, der Held des 18. Jahrhunderts, hat ihr in seinen Briefen an Voltaire u. a. seine Hochachtung bezeugt und dadurch aller Welt den Beweis erbracht, dass die Marquise keine Frau von durchschnittlicher Begabung war, die für den Augenblick glänzte und die etwa ihre Strahlen durch den Glanz Voltaires erhielt, sondern eine eigenartige Natur, eine inconummensurable Grösse, ein Charakterkopf, der sehr wohl selbst die namhaftesten und führenden Geister ihrer Zeit zu interessieren imstande war.

Jedenfalls wird die Marquise Emilie Du Chatelet, die mehr als 15 Jahre hindurch die treueste, intimste und aufopfernste Freundin des berühmtesten und einflussreichsten Dichters und Schriftstellers Frankreichs im 18. Jahrhundert, Voltaires, war, in der Literatur- und Kulturgeschichte stets mit diesem ausserordentlichen Mann, der sowohl in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern gross war, zusammen genannt werden, denn ein Strahl seiner Unsterblichkeit ist auch auf sie gefallen.

Die Wiederkehr des 200. Geburtstages der „göttlichen Emilie“, wie Voltaire seine Herzenskönigin stets zu nennen pflegte, dürfte es wohl rechtfertigen, wenn wir dem Leben, den Schicksalen und dem Wirken und Schaffen jener „schönen Seele“ ein Wort der Betrachtung widmen.

Geboren am 17. Dezember 1706 als die Tochter des Barons Letonnelier de Breteuil in Paris in Paris, erhielt sie eine sehr sorgfältige, gründliche, wissenschaftliche Erziehung. Von Natur ausserordentlich begabt, lernte sie frühzeitig die lateinische Sprache, die sie neben der italienischen und englischen beherrschte und lag auch eifrig mathematischen und physikalischen Studien ob. Schon als 15 jähriges Mädchen übersetzte sie den lateinischen Dichter Vergil und gab glänzende Proben ihres mathematischen Könnens und ihrer scharfen philosophischen Kombinationsgabe. Den Tasso und Milton las sie frühzeitig in der Ursprache. Sie hatte musikalisches und schauspielerisches Talent und verfügte über eine selten klare, melodische, sympathische und umfangreiche Stimme. Mit 19 Jahren wurde sie, ohne dass man, der Sitte jener Zeit gemäss, ihr Herz befragte, mit dem Marquis Du Chatelet-Lomont verheiratet, der nur Interesse für das Soldatenleben und die Jagd hatte, dem jedoch alle geistigen Bestrebungen in hohem Grade gleichgültig, wenn nicht gar widerwärtig waren. Ihre Ehe mit dem Marquis wurde zwar mit einem Kinderpaar gesegnet, war aber bald, wie es zu jener Zeit in der höheren Gesellschaft gang und gäbe war, blos zum konventionellen Verhältnis geworden. Voltaire, der sie in ihrem 28. Lebensjahr kennen lernte und von dem ersten Augenblick seines Zusammentreffens mit ihr bis zu ihrem letzten Atemhauch ihr in unveränderter Liebe, Treue und Freundschaft ergeben war, schildert ihr Aeusseres zwar nicht als schön doch sehr interessant und voll Reiz. Er schwärmt leidenschaftlich für ihren Geist und die Anmut ihres Wesens. Ihre geistigen Bestrebungen und Liebhabereien hatten mehr ein männliches als ein weibliches Gepräge. Talent wie Neigung zogen sie zu den exakten Wissenschaften, zur Mathematik und Physik, hin, worin sie wiederholt als Forscherin und Schriftstellerin auftrat. So schrieb sie z. B. im Jahre 1740 ein eingehendes Werk, betitelt „Institutions de Physique“, worin sie den grossen deutschen Philosophen und Mathematiker Leibnitz in scharfsinniger Weise würdigt, so die Bedeutung eines gewaltigen Genius auch dem französischen Publikum vor die Augen führend. Zahlreiche Studien und Abhandlungen veröffentlichte sie ferner über die epochemachende Theorie des unsterblichen englischen Mathematikers Newton über die Schwerkraft der Erde. Auch übersetzte sie das zweibändige, lateinische Hauptwerk dieses Denkers „Principia“ ins Französische, es mit gelehrten Anmerkungen versehend. Eine Abhandlung, die sie über die Natur des Feuers schrieb und der französischen Akademie der Wissenschaften zusandte, fand lebhafte Anerkennung und wurde durch eine Lobrede ausgezeichnet.

Das Ehepaar Du Chatelet besass eine Wohnung in Paris und ein Landgut in der Champagne an der lothringischen Grenze mit einem kleinen Schlosse, das ziemlich abseits in öder Gegend zwischen Bergen lag. Es hiess Cirey und dieses bis dahin ganz unbekannte Schlösschen sollte bald durch den über 15 Jahre dauernden Aufenthalt Voltaires, der dort einige bedeutende Werke schuf, einen europäischen Ruf erlangen. Der geniale Spötter, der durch seine Satyren und literarischen Händel Feinde wie Sand am Meere hatte fühlte den Boden von Paris unter sich schwanken und war daher der Marquise, dieser Beschützerin der Gelehrten, Schriftsteller und Künstler, ausserordentlich dankbar, als sie ihm in ihrem Palais ein Asyl anbot. Im Jahre 1834 zog er dort ein und war ihr Gast bis zum Jahre 1849, also anderthalb Jahrzehnte. Das Verhältnis scheint bald ein sehr inniges geworden zu sein und wenn auch zuletzt die einst brennende Liebe sich in Freundschaft verwandelte, so hörten die kameradschaftlichen Beziehungen zwischen diesen beiden wahlverwandten Geistern nie ganz auf und die Verehrung, die er für die einst angebetete Frau hegte, bekundete er in Wort und Schrift bis zu seinem letzten Atemzug.

Voltaire hätte im Exil kein weibliches Wesen finden können, das gleich ihm so viele verschiedene und sich widersprechende Eigenschaften in sich vereinigt hätte, wie die Marquise Du Chatelet. Mit ungeheurer Belesenheit, erstaunlichem Wissen, zersetzendem Scharfsinn und verblüffender philosophischer Dialektik verband sie eine schier unersättliche Lebenslust und Genusssucht. Gleich den grossen und vornehmen Damen von der Welt jener Zeit stürzte sie sich in den Strudel der Vergnügungen, bestand mehr oder weniger verfängliche Liebesabenteuer und kostete die gesellschaftlichen Zerstreuungen gründlich aus. Mit rastloser, unentwegter Arbeit auf wissenschaftlichem Gebiete vereinigte sie ein gar weltliches und eitles Treiben, indem sie Fragen der Toilette, des Putezs und des Tanzes ebenso in Anspruch nahmen, wie mathematische und philosophische Probleme.

In Cirey gefiel es Voltaire von Jahr zu Jahr immer besser; mit Hilfe der Marquise gestaltete er das kleine und verfallene Palais zu einem prächtigen und höchst behaglichen Herrensitz um.

Die Marquise und ihr Schützling lasen fleissig Newton und Locke, ihre Ansichten über dieselben austauschend und in geistreichen und witzigen Debatten ihren Geist schärfend. Nur auf einige Stunden verliessen beide ihren Schreibtisch, um sich zu erholen. Sie jagte auf ihrem Zelter, die „Schwalbe“ genannt, durch die Wälder und er folgte ihr als treuer Schildknappe, mit dem aus Paris verschriebenen Jagdgerät unter den Hasen der Umgegend Angst und Schrekken verbreitend.

Von Zeit zu Zeit verliessen sie ihr Buen retiro, um literarische oder sonstige Geschäfte in Paris und anderswo im Lande zu erledigen. So reisten sie z. B. auch nach Holland, wo die Du Chatelets seit Jahren einen Prozess führten und zu dessen Betreibung Voltaire mit der Marquise wiederholt längere Zeit sich dort aufhielt. Dank der Gewandtheit und Findigkeit des französischen Dichters war das Ergebnis des Prozesses ein sehr vorteilhaftes und gewinnbringendes.

Oft war Cirey der Sammelpunkt der erleuchtetsten Geister jener Zeit. Sie nahten und kamen die Himmlischen alle: die Mathematiker und Physiker, die zum Teil schon in Paris die Lehrer der Marquise gewesen; die Maupertius, Clerant, Bernouilli, König u. v. a. blieben dort oft wochen- und monatelang. Belustigend war es zu sehen, wie der Poet und zwar in erster Linie aus Liebe zu seiner Freundin physikalische und chemische Experimente betrieb, mit Thermometer, Pyrometer und Wage hantierte und der französischen Akademie der Wissenschaften physikalische Arbeiten einsandte, worin er besonders über Bewegung und Wärme Gedanken aussprach, deren Richtigkeit und Wahrheit erst viele Jahrzehnte später erkannt wurde. Eigens für sie verfasste er eine Abhandlung über Mathematik und Physik, die aber nicht für den Druck bestimmt war. In Paris machte man allerlei amüsante Glossen darüber, den Dichter der Henriade und Zaire als Physiker und Mathematiker tätig zu sehen. Die Marquise nahm ihn gegen diese Spöttereien eifrig in Schutz. „Wir sind weit entfernt", schreibt sie einmal aus Cirey, „um der Mathematik willen die Poesie im Stiche zu lassen. So barbarisch ist man nicht in dieser Einsiedelei, um irgend eine Kunst oder Wissenschaft zu vernachlässigen." Und Voltaire schrieb um jene Zeit: „ich liebe sie alle neun — nämlich die Musen —, man muss bei so viel Damen so viel als möglich sein Glück zu machen suchen."

Von Zeit zu Zeit stellte sich die Marquise in Versailles oder Fontainebleau beim Kartenspiel der ihr wohlgeneigten Königin von Frankreich ein und unterliess auch er es nicht, den verschiedenen Damen, die sich während jener Jahre in der Gunst des Königs ablösten, seine Huldigung darzubringen. Durch die Protektion derselben, speziell der allmächtigen Marquise von Pompadour, brachte er es dahin, dass zur Feier der Vermählung des Dauphin mit einer spanischen Prinzessin im Jahre 1745 ihm die Anfertigung eines Singspiels übertragen wurde. Dasselbe, die „Prinzessin von Navarra" betitelt, und von dem berühmten Tonkünstler Rameau in Musik gesetzt, wurde in Versailles im Februar des genannten Jahres mit aller Pracht eines Hoffestes jener Zeit aufgeführt und brachte dem Verfasser in rascher Folge viele königliche Gunstbezeugungen, als da sind die Ernennung zum Historiographen von Frankreich, den langersehnten Sessel in der französischen Akademie und das Patent eines königlichen Kammerjunkers. Den Spötter Voltaire amüsierten diese Kundgebungen der Huld von allerhöchster Seite. Man erkennt dies schon aus seinem zu jener Zeit verfassten Epigramm, also lautend:

Mein Heinrich nicht und nicht Zaire,
Nicht die Amerikanerin Alzire.
Keins hat vom König mir nur einen Blick gebracht.
Ich hatte wenig Ruhm und Feinde ganze Haufen,
Da liess ein Possenspiel ich von dem Stapel laufen
Und plötzlich war mein Glück gemacht.

Der Kronprinz von Preussen, der spätere König Friedrich der Grosse, schwärmte bekanntlich für Voltaire und bot alles auf, um ihn an den preussischen Hof zu fesseln. Aber dies war gar nicht nach dem Geschmack der Marquise, die befürchtete, durch diese Uebersiedelung ihren Freund zu verlieren. Sie bot daher ihre ganze ungewöhnliche Gabe weiblicher Schlauheit und Intrigue auf, um die Reise Voltaires zu Friedrich zu verhüten oder doch wenigstens einen längeren Aufenthalt ihres Freundes in Rheinsberg, Berlin und Potsdam unmöglich zu machen. Die Eitelkeit Voltaires war aber zu gross, als dass er nicht wenigstens im Anfang November 1740 auf kurze Zeit einen Abstecher zu seinem fürstlichen Gönner gemacht hätte. Wenn sie auch schliesslich gute Miene zum bösen Spiel machte, konnte sie es dem Freunde doch nicht vergessen, dass er auch in Bayreuth einen, wie sie meinte, ganz unnötigen Aufenthalt nahm, bloss um mit den dortigen Prinzessinnen zu schäkern.

In den Briefen Friedrichs des Grossen an Voltaire spielt die Marquise Du Chatelet eine nicht unbedeutende Rolle. Er sagte dem Dichter gar oft, dass er nicht den Mut habe, auf längere Zeit den Armen seiner Freundin zu entschlüpfen. Doch spricht er stets mit viel Achtung, ja Verehrung von ihr. Aus der Fülle der Auslassungen des Letzteren sei hier nur die nachstehende Stelle aus einem Briefe, Rheinsberg, den 20. September 1737, mitgeteilt, also lautend: „Ich bitte Sie, der göttlichen Emilie sagen zu wollen, dass mein Geist sich über den ihrigen beklagt, weil sie es ist, die Sie hindert meine Finsternisse zu zerstreuen:

Verirrt durch die Dunkelheit
Von einer finsteren Sittenlehre,
Erwart' ich sehnsuchtsvoll die Zeit,
Wo durch Dein Wort mein Geist sich kläre:
Soll Dir, Emilie, von dem Sterne
Allein erstrahlen jenes Licht,
Das uns nur leuchtet aus der Ferne?
Ach, weigre mir die Bitte nicht,
Auf dass in meinem Kreise hier,
Fern von der Welt und ihrem Treiben,
Die Weisheit komme auch zu mir,
Um ewig nützlich mir zu bleiben."

Das 15jährige Idyll in Cirey endete mit einer schrillen Dissonanz, als ich im Jahre 1747 die göttliche Emilie, damals 42 Jahre alt, in den um zehn Jahre jüngeren Kapitän St. Lambert in Luneville, der ihr mit jugendlicher Beflissenheit huldigte, sterblich verliebte, ihn dem alten, kränklichen und oft verdrossenen Freunde vorziehend. Wenn aber auch, wie gesagt, ein kühleres Verhältnis zwischen den Herzen, die einst so warm für einander geschlagen, eintrat, so hörte doch die Freundschaft zwischen ihnen nicht auf und als sie plötzlich bald darauf, am 10. Dezember 1749, in Luneville starb, war Voltaire untröstlich und noch lange beklagte er den schweren Schicksalsschlag, der ihn getroffen, immer und immer betonend, dass mit der „göttlichen" Emilie ihn sein guter Genius verlassen habe.

Napoleon I. als Beherrscher des Wortes.

(Nachdruck verboten.)

In Deutschland hat sich in den letzten Dezennien ein gewisser Napoleonkultus entwickelt. Der alte Hass gegen den „Tyrannen" hat der Bewunderung für einen Helden Platz gemacht, der die Menschheit aus der Enge ihrer kleinlichen Alltagswelt herausriss und vor Höhen und Tiefen führte, wo das Herz in banger Daseinangst erbebt. Es hat lange genug gedauert, bis man erkannte, dass die Quellen von Napoleons Machtstellung in der beispiellosen Notlage der Menschheit während des revolutionären Zeitalters und in seiner eigenen ausserordentlichen Befähigung lagen. Heute weiss man, dass das Napoleonproblem durch die Geschichte allein nicht gelöst werden kann, sondern zum Teil in den Betrachtungskreis der Psychologie gehört.

Eine leichte Arbeit haben die Geschichtsschreiber Napoleons I. nie gehabt, noch immer schwankt sein Charakterbild „von der Parteien Hass und Gunst verwirrt" in der Geschichte, und wer weiss, welche Metamorphosen der Ruhmeskranz dieses Mannes noch erleben wird. Welche Reihe von Wandlungen hat sein Andenken schon in Frankreich selbst erfahren, und welcher Gegensatz liegt in den Ruhmesliedern Bérangers und der erbarmungslosen Kritik des Franzosen Lanfrey.

Man darf den Klärungsprozess der letzten hundert Jahre französischer Geschichte noch nicht als beendet betrachten, aber man muss auf Grund der vorliegenden historischen Ergebnisse annehmen, dass eine realere Anschauung von der geschichtlichen Stellung Napoleons nun auch in den Kreisen Wurzel fasst, die sonst über die Untugenden Napoleons die wahre Grösse des Mannes vergessen.

Von den unzähligen Biographien, Memoiren und Tagebüchern, die sich an den Namen Napoleon knüpfen, sind zwei Werke besonders geeignet, das Verständnis des napoleonischen Heldenlebens zu vertiefen: John Holland Roses zweibändiges Napoleonwerk (Verlag von Greiner

& Pfeiffer, Stuttgart) und die von Robert Trehlen im Verlage von Julius Zeitler-Leipzig herausgegebenen „Worte Napoleons".

Das Hauptmerkmal des Roseschen Buches besteht in der klaren Darstellung von Napoleons weltgeschichtlichem Werke, von seiner Stellung als Vermittler zwischen dem 18. Jahrhundert und dem modernen Europa, und trägt den Stempel dramatischer Geschlossenheit.

Robert Trehlens Brevier erweist sich als eine Zusammenfassung napoleonischen Denkens und Sprechens und kennzeichnet den Korsen als einen bewunderungswürdigen Beherrscher des Wortes. Taine war ja der erste, der die Selbstaussagen zur Psychologie Napoleons verwertete. Sie können aber auch abseits der geschichtlichen Interpretation ihres Eigenwertes wegen betrachtet werden, sie geben in ihrer Gesamtheit ein unvergleichliches geistiges und seelisches Porträt des einzigartigen Menschen und erschliessen uns sein Wesen besser als eine spezifisch historische Methode.

Zwei Faktoren mussten zusammenwirken, um die grossen Wirkungen der Kunst Napoleons zu sichern: sein begeistertes Heer und seine diktatorischen Proklamationen und Erlasse. Napoleon kannte den Wert des Wortes und gebrauchte diese Waffe mit einer beispiellosen Virtuosität.

Alle Mittel der Verführung, der Ueberraschung, der Suggestion standen ihm zu Gebote: es gab für ihn keine Situation, in der er nicht das rechte Wort gefunden hätte. Besonders den Soldaten gegenüber triumphierte diese Fähigkeit. Worte, wie die von den vierzig Jahrhunderten, von der Sonne von Austerlitz begeisterten die Truppen, dass er mit ihnen machen konnte, was er wollte. Eine bis zu grenzenlosen Träumen gesteigerte Phantasie war das Hauptmerkmal seines Denkens, und seine Sprache das Werkzeug, das nie versagte, wenn es galt, seine weltüberfliegenden Gedanken in das Volk zu schleudern. Dabei sind seine Worte oft von einer packenden Bildlichkeit, von einer Präzision, in denen eine Goethesche Gegenständlichkeit des Denkens erreicht ist. Aber in der letzten Jnstanz fehlte seinen Worten die Grundlage der Realität, seine Theorien entfernten sich zu weit von dem gesunden Boden der Erfahrungswelt. So kam es, dass er sein ganzes Leben lang glaubte, er würde überall als Befreier empfangen, und es käme nicht darauf an, ob ein neuer Herrscher dieser oder jener Nationalität angehöre, wenn er nur die Befreiung von den Unterdrückern brächte.

In der Einleitung zu den „Worten Napoleons" sagt Trehlen: „Er war fern davon, mit seiner Zusammenfügung von Worten und Sätzen einen ästhetischen Eindruck erzielen zu wollen, er arbeitete auf „zuckendem Fleisch", er sprach, wenn nicht unmittelbar zu vorhandenen, so doch immer als vorhanden gedachten Menschen, zu einer Umgebung, sei es eine reale oder fiktive. Ferner operierte er, trotzdem er in Brienne und Valence schon tausende von Büchern gelesen hatte, nicht mit den gedruckten Wortbildern, sondern mit den gehörten, er dachte in akustischen Zeichen. Indem er sprach und sich sprechen hörte, sah er seinen Gedanken sich entwickeln. Damit hängt eng und gesetzmässig zusammen, dass er zeitlebens unorthographisch schrieb, er schrieb phonetisch, er schrieb die Worte, wie er sie hörte, sogar die Namen seiner nächsten Umgebung. Er sah das Wortbild nicht aus Lettern zusammengesetzt, als Druckbild, es stellte sich ihm in Lauten dar. Die Worte beim Lesen in ihrer grammatisch-typographischen Struktur aufzufassen, das hielt zu lange hin, Buchstabenzusammensetzungen waren ihm Kleinigkeit. Dieser eilige und gejagte Geist las nur und in erster Linie dem Sinne nach, über Grammatik und Orthographie stürmte er wild hinweg." Hier ist also der Zugang zu dem Vulkan dieses Geistes, hier tritt man in die genetische Erklärung dessen ein, was er an Aussprüchen förmlich aus sich herausspritzt. Hier fasst man den jähen gewaltigen Flug dieses Denkens, den jagenden Rhythmus dieses Sprechens, um den die Lohe des Willens in roten Flammenzungen herumzuschlagen scheint, und alles ergibt schliesslich den Zauber der napoleonischen Ausdrucksweise, dem viele dauernd erlagen, unter dem aber jeder einmal in seinem Leben steht.

Napoleon hat mit dem Gluthauch seiner Worte den Feuerbrand nationaler Eitelkeit mächtig entfacht. Ist auch das System, das er im Siegeslauf erbaute, gestürzt, so haben sich seine Worte doch zu tief in den französischen Geist gesenkt, als dass sie jemals ganz vergessen werden könnten. Er war es, der zum ersten Male sagte „la grande nation" und „la grande armée". Der Rausch, der aus diesen Worten strahlte, hat den grossen Eroberer nie ganz verlassen. Selbst in den Tagen auf St. Helena, da ihn das Schicksal mit unerbittlicher Gewalt zu der Erkenntnis zwang, dass seine Laufbahn verfehlt, sein Werk missraten sei, stiessen seine Lippen hervor: „Meine lieben Freunde, wenn Jhr nach Europa zurückkehrt, werdet Ihr finden, dass ich noch von hier aus Kronen verteile." . . . „Wenn ich nicht mehr bin, werde ich noch für die Völker der Polarstern ihrer Rechte sein; mein Name wird ihr Kriegsruf, die Devise ihre Hoffnungen sein." Und seine letzten Worte waren: „Frankreich . . . . in Waffen . . . . Spitze der Armee . . , ,"

Fritz Droop.

Neue Deutsche Dramen.

Von **Hans Franck** (Hamburg).

II.

Man hat einige Mühe, sich Arthur Schnitzlers vorletztes Stück „Der Ruf des Lebens", Schauspiel in 3 Akten. (S. Fischer, Verlag, Berlin 1906) mit dem Bilde, das man von ihm in sich trägt, zusammenzureimen. Schnitzler ist, wie kaum ein Zweiter, der Mann der leisen Töne. Seine Worte führen neben dem sichtbaren noch ein geheimes Leben. Man muss ganz genau aufmerken und hinhören, wenn man es wahrnehmen will. Und im Ruf des Lebens hat derselbe Mann ein brutales, blutrünstiges Stück geschrieben, das fast den Anschein erweckt, als käme es ihm, der doch sonst sich nur um die feinen und feinsten Seelenregungen kümmerte, auf das äusserste, gewaltsame Geschehen an. Doch es ist, sieht man genauer zu, nur scheinbar so. Auch hier hat man, will man nicht abgestossen werden, zunächst ins Innere zu blicken. Von da aus kann man dann die Fäden verfolgen, von da entwirrt sich, was erst unentwirrbar schien. Der Drang zum Leben, lange zurückgehalten, ist in der Hauptgestalt so übermächtig geworden, dass er alles, auch das Gewaltsamste, glaubhaft erklärt. Und wenn auch alles bis an die äusserste Grenze geführt erscheint, den meisterhaften Menschenkenner und Menschenschilderer bewundern wir auch da noch, ja vielleicht kann man sagen: gerade da. — Trotzdem sei offen zugestanden, dass das letzte Werk Schnitzlers der Einakter „Marionetten" (Berlin, S. Fischer, 1906) mir lieber ist. Das ist wieder ein echter Schnitzler, mit all seinen blendenden Vorzügen. So ist es meisterhaft, wie er im ersten Stück „der Puppenspieler" mit wenigen Strichen ein ganzes Drama aufrollt. Als Kontrast tritt uns entgegen der grosse, aber charakterlose, ausgestossene Künstler einerseits und der glückliche, behäbige Philister mit Weib und Kind anderseits. Jener meint, dass er in einer übermütigen Stunde das Schicksal dieser nach seiner Laune gelenkt hat und muss nun erkennen, dass er, welcher der Held zu sein glaubte, der Narr, der Diener des Geschickes gewesen ist. — Das einaktige Puppenlustspiel „Der tapfere Cassian" ist ein derbes Stück mit grellbunten Farben, das uns zeigt, wie dem schmachtenden Flötenbläser, indes er an einem Degenstoss stirbt, sein Liebchen mit dem renomierenden Kriegshelden in die bunte Welt entflieht. Alle Minen lässt Schnitzler in der einaktigen Burleske „Zum grossen Würstel" springen. Keiner, der Sinn für sprudelnden Humor hat, wird diesen Einakter unbefriedigt aus den Händen legen.

Heinrich von Schullern, dessen Name manchem Leser von seinen beiden Romanen Aerzte (1902) und Katholiken (1904) bekannt sein wird hat unter seinen Schriften erst ein Schauspiel (Die Trichine, 1900) aufzuweisen. Neuerdings hat er drei Einakter: „Tante Julchens Diamanten", „Die Sirene" und „Satisfaktion" unter dem Obertitel Genussmenschen (München und Leipzig, Georg Müller, 1906) zusammengefasst. Er zeichnet uns drei Spielarten der bezeichneten Gattung: den Lebemann, mit dem es aus ist, sobald die Geldbörse sich leert und die Manneskraft zu schwinden beginnt, den armen Teufel, der um Alkohol und Liebe Weib und Kind verkommen lässt und während der Ernüchterung zum Mörder wird, den Duell- und Frauenjäger, der sein Leben endet, sobald man ihm nicht einmal Genugtuung abverlangt. Kunstwert und Lebensgehalt sind so gering in dem Ganzen, dass ich eine eingehendere Besprechung nicht von Nöten halte.

Theodor Poppe, lässt in seiner „Tragödia von Vinzenz Fettmilch" (München und Leipzig, Georg Müller) in geschickter Weise die Händel zwischen Patriziern und Bürgersleuten zu Frankfurt-Sachsenhausen aus den Jahren 1612—1614 vor unseren Augen lebendig werden. Wir schauen den markanten Gestalten auf beiden Seiten klar in die Augen, wir sehen das Gewimmel des gemeinen Volkes leibhaftig. Das Schwächste dran ist, was doch das Bedeutendste sein sollte: Vinzenz Fettmilch, der Kuchenbäcker und Wortführer der aufsässigen Bürgersleute. Einmal: die Sache, die er vertritt, trägt ihn nicht hoch genug. Diese Stadtzänkereien sind zu lokaler, zu unbedeutender Art, als dass sie einem Tragödienhelden zum Boden dienen könnten. Ja, wenn ein ganzes Volk hinter ihm stände, wie hinter den Gracchen! Zum andern ist das Motiv vom rechtsbegehrenden, ebenso schnell von Vertrauen und Gunst auf den Gipfel getragenen, wie von Missgunst und Hass in den Abgrund gestürzten Volksführer schon so oft und in so ausgezeichneter Weise bearbeitet worden, dass nur ganz aussergewöhnliche Kraft es neu gestalten kann. Und noch eins muss ich einwenden. Das Strafgericht, die Reichsacht erscheint wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und nicht als ein notwendiges Gerichtetwerden um eigner Schuld willen, das langsam, drohend, unabwendbar heraufsteigt und nach dem Schlag befreiend wirkt. Beides eben vermisst man; die tiefe Erschütterung und nachher die grosse Befreiung. Der Grund dafür liegt in den angedeuteten Mängeln der Hauptgestalt. Wenn ich Theodor Poppe einen Rat geben sollte für sein nächstes Werk, dann wäre es der, alle verfügbare Kraft auf die Hauptgestalt zu konzentrieren und nicht wieder so viel an den Hintergrund zu verschwenden. Es ist immer noch besser, dieser bleibt ein wenig zu blass, als dass jene drunter leidet.

Hermann Stodte hat mit seinem biblischen fünfaktigen Drama „Königsglaube" (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin) stofflich einen sehr guten Griff getan. — Im Mittelpunkte des Dramas steht Adonia, der Sohn Davids. Er fühlt sich als den, der allein imstande ist, das Erbe des einst grossen, kriegerischen, jetzt aber hinfälligen und immer noch von seiner Schuld geplagten grössten aller Judenkönige anzutreten. Er glaubt an sich und sein Königtum, ob er auch drüber zum Aufrührer, zum Gesellen des hasserfüllten Joab, zum Frevler an seiner Geliebten Abisag von Sunem, der Pflegerin Davids, zum Verfluchten, zum Narren wird. Er glaubt an sich auch noch, als er unter den Schwertstreichen der Leibwache Salomos fällt. Wohl ist David dem kühnen, tapferen Sohne gewogen wie einst Absalom, um den er noch immer trauert. Doch die Wage neigt sich zu Gunsten Salomos., der hier reichlich schleicherhaft erscheint, trotz seiner stark betonten Klugheit und Friedensliebe. Dass David sich bei der Wahl des Nachfolgers hinter Jehovah zurückzieht, scheint mir die schwächste Stelle des Dramas zu sein, so sehr auch der gegebene Stoff es nahelegte, ja dazu drängte. Stodte hätte, da er doch sonst frei über das Geschehn verfügte, meines Erachtens die Entscheidung ganz allein in Davids Brust verlegen, hätte sie offen und sichtbar, nicht hinter einem mystischen Vorhang fallen lassen müssen. Dadurch wäre die Tragik, das Bewegend-Menschliche noch gesteigert, für Adonia die Wahl bedeutsamer und verantwortungsvoller und vor allem das Hinaufschreiten der Zeit, so wie Hebbel es gern seinen Dramen zum Hintergrunde zu geben pflegte vom kriegerischen, im Blute watenden David zum weisheitsvollen, vom Frieden träumenden Salomo weit eindrucksvoller geworden. Freilich hätte dann auch Salomo weit mehr als es Stodte gelungen ist, zu Adonia hinaufgehoben, ja im letzten Grunde über ihn hinweggehoben werden müssen. Dann wäre ein grosses Drama aus dem Stücke geworden, das so nur eine psychologische Studie über einen Narren ist. Denn die Gestalt des Adonia verzehrt alles. Wie Salomo „nachdenklich", doch nicht im Innersten bewegt, sehen wir ihn fallen, „in sich verglüht, wie eine Fackel, die sich selbst verbrannte". — Auch uns erscheint es königlich und wahrhaft gross, an sich und an das Göttliche in eigner Brust zu glauben. Freilich, wer so schwach ist, wie Stodtes Adonia, so wenig seinen Glauben durch Taten beweist, so blind ist, so dem Tode in den Rachen rennt, der ist ein Narr, ein Schwärmer, dessen Königsglaube auf unsicheren Füssen steht, nicht aber ein tragischer Held.

Aus der Sagenwelt eines untergehenden Volkes

(Keltische Sagen)

Von **Hans Benzmann.**

(Fortsetzung.)

Neuerdings sind zwei Werke erschienen, die sich mit der keltischen Sagenpoesie beschäftigen und uns Einblicke gewähren in das Wesen der keltischen Kultur und der merkwürdigen von heroischen und mystischen Vorstellungen beherrschten Seele dieses Volkes. Die beiden Bücher ergänzen einander. Wie ich schon ausführte, haben sich nur spärliche Ueberreste der keltischen Poesie erhalten, d. h. schriftlich. Die alten Sagen und Poesien leben aber noch heute im Volke, ja sie beschäftigen die Bewohner jener öden Moore, Hügelländer und Gestade der schottischen Küste, Irrlands und der Hebriden) viel intensiver als etwa die Sagen unseres Landes unsere heutigen Bauern und Fischer. Wie ich noch weiter ausführen werde, leben die Nachkommen der keltischen Urrasse geradezu in den alten heroischen und mystischen Vorstellungen, sie alle sind Dichter. Unbewusst beherrscht die Poesie alle Herzen. Nur aufgezeichnet ist wenig davon. Diese Poesien, die wie die Nebelstreifen in der Zeiten Lauf und über dem Lande, über den Inseln hin und her wogten, sich verdichteten und zerflatterten, sind vielleicht auch gar nicht in ihrem Wesen ganz zu erfassen und durch die Schrift wiederzugeben. Ich sagte vorhin, dass die beiden neuen Werke sich ergänzen: Das eine „Sagen aus dem alten Irrland“ (übersetzt von Rudolf Thurneysen; Verlag von Wiegandt u. Grieben, Berlin) gibt Proben von den alten heroischen Sagenpoesien der britannischen Kelten, das andere „Fiona Macleod, Wind und Woge“ (keltische Sagen, aus dem englischen übersetzt und eingeleitet von Winnibald Mey; Verlag von Eugen Diederichs, Jena) enthält Originalpoesien der gälischen (keltischen) Dichterin Fiona Macleod, in denen Motive aus altkeltischen Sagen und poetische Vorstellungen, welche die heutigen Kelten hegen, künstlerisch verarbeitet sind. Auf das zuletzt genannte hochbedeutsame Werk — als Dichterin ist Fiona Macleod neben unsere Droste Hülshoff und die Schwedin Selma Lagerlöff zu stellen! — komme ich nachher ausführlich zu sprechen. Zunächst möchte ich mich mit dem von Thurneysen gefällig übersetzten alten heroischen Sagen der Kelten beschäftigen.

In seinem Vorwort weist Thurneysen darauf hin, dass wir die Erhaltung der keltischen Sagen dem Eifer verdanken, mit dem sich die zum Christentum bekehrten Bewohner Irlands der neu erlernten Schreibkunst befleissigten. „Wie sie durch sorgfältiges Kopieren lateinischer Handschriften sich um die Ueberlieferung der römischen Literaturdenkmäler hohe Verdienste erworben haben, so hat wohl auch kein anderes mittelalterliches Volk früher als sie seine einheimischen Sagen und Legenden in der eigenen Landessprache aufzuzeichnen begonnen.“ Die Folge jedoch dieser Behandlung waren unwillkürlich vorgenommene Fälschungen der alten Sage. Die Schreiber fixierten die Sage häufig in der Gestalt wie sie ihnen mündlich berichtet wurde. Das war aber vielfach nicht mehr die alte, echte Form der Sage, auch nicht mehr ihr naturgemässer Inhalt. Zusätze, die oft dem Sinn der alten Sage widersprachen und den Zusammenhang nicht herstellten, sondern geradezu lösten, beschwerten die ursprüngliche Materie und oft lässt sich der Kern kaum mehr aus der Schale lösen. Bekanntlich ist dies ein Vorgang der sich auch bei der Entwickelung von Sagenmotiven anderer Nationen abgespielt hat. Wie Thurneysen auseinandersetzt, lässt es sich jedoch aus der Sprache von manchen der in den Manuskripten erhaltenen Erzählungen erkennen, dass sie die alte einheitliche und volkstümliche Fassung der Sage darstellen. Gerade die älteste Sagenhandschrift, die um 1100 geschrieben ist, lässt keinen Zweifel aufkommen, dass ihre Sagen beträchtlich früher die Gestalt erhalten haben. Eine genaue Datierung ist heute noch nicht möglich: „Man wird nicht irre gehen, wenn man die Mehrzahl der in der Sammlung gebotenen Stücke dem 9. oder 10. Jahrhundert zuschreibt. Stofflich sind sie natürlich noch viel älter und nach Art der Sagentradition mischt sich in ihnen Altertümliches und Junges, doch wird darauf geachtet, dass in Geschichten, die in die Zeit vor Irlands Bekehrung gesetzt werden nicht ausgeprägt Christliches vorkommt. Entschieden Heidnisches findet sich freilich auch kaum; die Druiden, die gelegentlich auftreten, sind meist als Zauberer und Wahrsager gedacht, nicht als Vertreter einer bestimmten Religion.“

Die Dichtkunst selbst wurde bei den alten Kelten von einer gelehrten Dichterzunft, von den „Tili“ gepflegt. Der Name „Barden“ kommt ebenfalls als Bezeichnung für diese Dichter vor, doch nicht allzu häufig. Die Tili waren sehr geachtet und auch gefürchtet, denn sie begnügten sich nicht mit der Pflege der epischen Kunst, sie dichteten auch Lob- und Schmählieder und genierten sich nicht, diese gelegentlich ebenso wie die Heldenlieder öffentlich, insbesondere an Königshöfen vorzutragen. Die epischen Lieder sprachen und sangen sie am liebsten in der Form des Gesprächs, der Rede und Gegenrede. Dieser alte volkstümliche Zug, den man in der Struktur fast aller volkstümlichen Poesie z. B. auch in der deutschen Balladenpoesie frühester und späterer Zeit deutlich erkennen kann, kehrt auch in der keltischen Poesie wieder. Auf diesen dramatischen Vortrag, dies sei nebenbei gesagt, geht m. E. in allererster Linie das spätere Kunstdrama zurück. Balladesk war natürlich auch das ganze übrige Wesen dieser alten epischen Kunst der Kelten. Sprunghaft eilte die Handlung vorwärts, nur hier und da verweilt der Erzähler gern bei einer markanten rein schildernden Partie.

Der Schauplatz der Sagen ist wie bekannt Irland. Die Landschaft des damaligen Irland war aber eine andere wie die des heutigen. Irland besteht heute zur Hauptsache aus Heide und Moor, aus Feldern und Seen; damals überwog das Waldland, Städte fehlten ganz. Die Könige und adelige Herren sassen auf Burgen, die Bauern zerstreut auf einzeln gelegenen Höfen. Gegen die Einfälle der Normannen, die von Dänemark und Norwegen herüber kamen, lag das Land offen da. Nur die Wälder und Sümpfe boten einen Zufluchtsort, und die unstete Art der räuberischen Normannen selbst liess diese nur längs der Küsten und Flussufer ihre Züge ausführen.

Das Land zerfiel schon immer in die noch heute bestehenden Landschaften Ulster, Konnaught, Leinster und Munster. Hierzu kam ein kleinerer Bezirk Mide. Dieses kleine Land Mide war das spezielle Land (Hausmacht) des Oberkönigs von Irland, falls ein solcher gewählt wurde. Die Residenz des Oberkönigs war die sagenberühmte Burg Temir, heute der Tarra-Hügel, etwa 10 km südlich von Navan in der heutigen Grafschaft Meath (Meath = Mide).

Die Sagen geben Auskunft auch über die Lebensgewohnheiten des Volkes. Es war ein herrschsüchtiges und kriegerisches Volk. Der Hochadel gibt den Tan an und die Sage beschäftigt sich meist nur mit ihm und den Königen. Krieg und Viehraub, Jagd und Sport, Gelage bei Bier und Meth und Liebesabenteuer bilden den Inhalt der Sagen. Thurneysen meint, dass die Kultur zum Teil noch auf einer Stufe stehe, wie wir sie jetzt etwa im Innern Afrika antreffen: „Es ist nicht der geringste Reiz dieser Erzählungen, ein indogermanisches Volk sich selber schildern zu sehen. Man wird übrigens den lebhaften leicht erregbaren Iren unserer Tage in diesem Bildnis seiner Kindheit unschwer wiedererkennen.“ Die Sage ist also, wie wir hieraus schon erkennen eine durchaus autochthone: nur die Normanneneinfälle bilden einen fremden Bestandteil.

Die Kleidung der Männer und Frauen war sehr primitiv. Ein Hemd wurde unmittelbar auf dem Leibe getragen, darüber ein viereckiger Mantel, der über der Brust durch einen Dorn oder eine Spange zusammengehalten wurde, doch werden auch andere Kleidungsstücke erwähnt. Wuchtige Wurfspeere, Schwert und Schild bilden die Hauptwaffen im Kriege, daneben wird auch die Schleuder benutzt. Leichtbewaffnete und Jäger führen kleine Speere. Von den Fürsten und Gelden (Adel) wurde jedoch der Kampf zu Wagen ausgeführt.

An Griechenland erinnert auch die Sitte, was ich hierbei erwähnen möchte, dass Kinder oft nicht im elterlichen Hause aufwuchsen, sondern einem Freunde oder einem

Manne in hoher Stellung zur Erziehung übergeben wurden. Bei den Germanen entwickelte sich später ein ähnliches System, das Knappen- und Pagensystem, das übrigens auch auf die alte Gefolgschaft zurückgeht. Das Verhältnis der keltischen Jünglinge zum Pflegevater und zu dessen leiblichen Kindern pflegte sich, wie Thurneysen hervorhebt, besonders innig zu gestalten und häufig wurden so festere Bande geschmiedet, als durch Blutsverwandtschaft.

Die Sagen selbst, die Thurneysens Uebersetzung wiedergibt, sind vielfach nur Bruchstücke, teilweise in Prosa-Niederschrift, teilweise in poetischer Form fixiert, so dass in der einzelnen Sage Prosa mit Poesi abwechselt. Der beschreibende Teil ist in Prosa, die Höhepunkte, insbesondere die Zwiegespräche sind, wie ich schon andeutete, in Versform gehalten. Immer ist die Sprache eine eigentümlich gradlinige, kräftige, lapidare, doch ist sie nicht nicht frei von merkwürdig plastisch wirkenden Metaphern und phantasievollen Beiworten und Epitheten. Was psychologisch fein empfunden ist, wird durch die Sprache auch in gleicher Weise künstlerisch fein und subtil ausgedrückt. Alle diese Eigentümlichkeiten der gemischten Formgebung, der gradlinigen und, wenn es nötig ist, krausen und biegsamen, beziehungsweise schwungvollen und bildkräftigen Ausdrucksweise, insbesondere auch die Vorliebe für das Zwiegespräch, rufen in uns die Erinnerung wach an die nordisch-germanische Heldensage, an die älteren und späteren Versionen der Edda-Sagen. Natürlich erinnert die Art der keltischen Gelden, ihr Gebahren und ihre Gepflogenheiten beim Mahle im Spiel der Rede und Widerrede, ganz besonders beim Kampf, ebenfalls an die germanischen Recken. Die Vorgänge selbst dagegen sind ganz anderer Art wie die in der Edda geschilderten. Gegen die Erzählungen der Edda zurück auf mythologische Vorstellungen (Kampf der Naturkräfte, der Götter), in die allerdings eine spätere Zeit heroische und historische Geschichten mischt, so gehen die Sagen der Kelten zurück auf alte historische Vorgänge, Kämpfe der kleinen Völkerschaften mit einander, Ruhmestaten der einzelnen Sippen und ihrer Gefolgschaften, die hier umgekehrt die Zeit wiederum heroisiert und mit mythischen und märchenhaften Zügen durchsetzt hat. Riesenhafte Menschen und Tiere spielen neben besonders starken und unbezwingbaren Menschen auch in der keltischen Sage eine Rolle. Daneben treiben Glück und Unglück bringende Geister und Feen, wie ja schon die Geschichte von Oberon lehrt, ihr mutwilliges Spiel. Auch wunderbare Waffen, Gefässe und Steine bilden oft den Kern einer Sage, namentlich in der späteren christlich keltischen Legende; man denke z. B. die Sage von Josef von Arimathia und dem heiligen Gral. Diese späteren bereits mehr märchen- und legendenartigen Sagen weisen denn auch augenscheinliche verwandtschaftliche Beziehungen zu christlich-germanischen und byzantinisch-orientalischen Sagen auf.

Uebrigens hängen die älteren historischen keltischen Sagen lose mit einander zusammen. Dieselben Könige und Gelden erscheinen in den einzelnen Erzählungen, die Episoden in heldenhaften Lebensläufen darstellen. Namen von Ortschaften, von Gewässern, von Gelden tauchen in diesen Sagen auf, die uns an die Lieder des Ossian erinnern. Doch ist die Grundstimmung und die Art dieser Gelden und ihres Milieus eine ganz andere wie bei Ossian, sie ist hier, wie bereits angedeutet, kurz gesagt eine herbe epische, bei Ossian ist sie trotz Kampf und Totschlag eine weiche lyrische. Selten sind hier die Gelden zugleich lamentierende Sänger, bei Ossian sind sie es fast immer. Das alles beweist, dass die Lieder Ossians zum mindesten einer späteren Zeit entstammen, einer Zeit in der die heute historisch gewordene sentimentale Grundstimmung des keltischen Volkes die Oberhand gewonnen hat. Macpherson, der Dichter und Nachdichter der Lieder Ossians ist auch an sich ein typischer Vertreter der späteren melancholischen Poesie der Kelten.

* * *

Nachdem ich diesen Aufsatz geschrieben habe, erfahre ich durch eine Notiz im „Literarischen Echo“ (v. 1. Januar 1906, Heft 7, S. 536) über die rätselhafte keltische Dichterin Fiona Macleod folgendes:

Das Geheimnis eines Dichternamens. Die lange Reihe literarischer Mystifikationen, die sich von Macphersons Ossian-Dichtungen bis in unsere Tage verfolgen lässt, ist wieder um einen interessanten Fall bereichert. Die etwas mysteriöse „neukeltische Dichterin“ Fiona Macleod, deren Name durch eine deutsche Ausgabe auch bei uns Einklang gefunden hat, entpuppte sich jetzt als Phantasiegebilde. Die unter ihrem Namen veröffentlichten Werke, die ein gewisses Aufsehen erregten, rühren von dem englischen Schriftsteller und Kritiker William Sharp her, der vor einigen Wochen in Sizilien gestorben ist. Obwohl man in englischen literarischen Kreisen seit langem den Verdacht hegte, dass Sharp mit „Fiona Macleod“ in einem derartigen Zusammenhang stehe, hatte er sein Geheimnis so gut gewahrt, dass es erst jetzt nach seinem Tode wirklich gelüftet worden ist. Sharp war 1856 in Schottland geboren und hatte in Glasgow studiert. Nach einem längeren Aufenthalt in Australien, zu dem ihn Gesundheitsrücksichten nötigten, liess er sich 1879 in London nieder, wo er Dante Gabriel Rossetti und seinem engeren Kreise nahe trat. Eine Biographie Rossettis veröffentlichte er 1882 und im selben Jahre seinen ersten Gedichtband „The Human Inheritance“. Weitere lyrische und kritische Publikationen folgten, dann wandte Sharp seine Aufmerksamkeit besonders der keltischen Sprache und Dichtung zu. Unter dem Titel „Lyra Celtica“ veröffentlichte er 1896 eine Reihe von Uebertragungen aus dem Gaelischen, wie es in Wales, Schottland und Irland noch gesprochen wird. Sharp war Mitarbeiter vieler englischer und amerikanischer Zeitschriften und erfreute sich als Essayist und Kritiker eines guten Ansehens. Er hat seiner Gesundheit wegen zuletzt meist in Italien gelebt.

Uebrigens ist unterdessen von Fiona Macleod ein zweiter Band Novellen in deutscher Uebersetzung unter dem Namen »Das Reich der Träume« (Verlag Eugen Diederichs, Jena) erschienen. (Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

Schweigen im Walde.

Am dunklen Waldsee wohnt das Schweigen –
Waldlichter flimmern hier und dort,
Die Sonne blinkt durch grüne Zweige,
Ein einzig Träumen ist der Ort.

Im Schilfe flüstern ganz verstohlen,
Libellen, Mücken summen fein;
Es zieht ein Hauch von Ewigkeiten
Durch Waldesgrün und Sonnenschein.

Und in den Nächten monddurchleuchtet,
Wenn längst der helle Tag zerrann,
Da steigen Nixen aus den Fluten,
Waldelfen kommen aus dem Tann.

Kein Laut, kein Schall! In lichten Reigen
Durchschweben sie die Sternennacht. —
Am dunklen Waldsee wohnt das Schweigen
Mit seiner ganzen Zaubermacht.

F. W. H. Hellwig.

Erinnerung.

Wenn brausend fährt der Herbst durch welke Blätter,
Der Abend hüllt die Welt in Nebelgrau,
Wenn du, ein Träumer, starrst ins trübe Wetter,
Naht die Gestalt dir einer schönen Frau.

In ihren Augen stille Sehnsucht glänzet.
Als stammte sie aus einem Märchenland;
Mit duft'gen Blumen ist ihr Haupt begränzet.
Und sanft legt sie auf's Herz dir ihre Hand.

Dann fühlst du, wie dein Herze leis erbebet,
Ein Schauer packt dich reiner Himmelslust;
Der Blumen süsses Duften aber schwebet
Berauschend dir durch deine wunde Brust.

Was eine Ruhestatt bei dir gefunden
Dereinst in deines Herzens engem Raum,
Das ziehet nun in diesen heil'gen Stunden
Durch deine Brust, ein schmerzlich-schöner Traum. —

Du bist beglückt. — Still wird die bange Frage
An's Schicksal, das dir manches hat geraubt.
Du bist beglückt — und doch mit leiser Klage
Gibt der Erinnerung sich hin dein müdes Haupt. —

Georg Ziechert.

Ausblick.*)

Immer wieder in die Weite,
Ueber Länder an das Meer,
Phantasien in der Breite
Schwebt am Ufer hin und her.
Goethe

Ob ein Gott uns auch beschieden
Glück und Freude in der Welt,
Ob im Leben uns hienieden
Gram und Weh umfangen hält:
Strebt das Herz doch sonder Frieden,
Wie der Aar zum Himmelzelt,
Immer wieder in die Weite.

Sehnsucht nach entfernten Zonen,
Die im Geiste wir erschaut,
Hoffnung, die in Traumregionen
Schlösser in die Lüfte baut:
Drängen, mächtige Dämonen,
Wie den Bräutigam zur Braut,
Ueber Länder an das Meer.

Bilder auf- und niedersteigen,
Leuchtend wie der Sterne Pracht,
Schemen sich zum Grusse neigen
Alt entschwundner Herrscherpracht,
Und in flüchtig wirrem Reigen
Schaurig wallen durch die Nacht
Phantasien in der Breite.

Tretet an denn, ihr Gestalten
Eure Flügel mich umwehn,
Lasst von eurem Erdewalten
Mich die letzten Ziele sehn;
Kann ich euch auch fest nicht halten,
Eure Züge nicht erspähn:
Schwebt am Ufer hin und her.

---

*) Aus **Liebe und Leben**, Glossen von Carl Poll (Wien, Wilh. Braumüller 1907).

Bücher-Besprechungen.

Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Von Eduard Engel. Zwei Bände mit zahlreichen Bildnissen (Leipzig, G. Freytag Wien F. Tempsky. 1906.)

Ein mit grossem Fleisse, mit viel Umsicht und kritischem Geschick ausgearbeitetes Werk ist es, das uns Eduard Engel — beiläufig bemerkt, ein früherer Redakteur des „Magazins für Literatur" — mit seiner Geschichte der deutschen Literatur beschert hat. Diese erhält einen besonderen Wert dadurch, dass Engel seine Ausführungen vielfach durch Proben aus den Werken der Schriftsteller selbst belegt und ohnedies Urteile bekannter Zeitgenossen über die besprochenen Werke anführt. Die Literatur der Gegenwart wird von Engel im allgemeinen recht eingehend erörtert, soweit es sich um die Belletristik handelt, sogar allzu eingehend. Bezüglich der wissenschaftlichen Literatur dagegen ist die Engel'sche Darstellung ziemlich flüchtig und einseitig. Und doch ist für eine Geschichte der Literatur gerade in dieser Richtung das Abwägen zwischen Tages- und Modeerfolgen einerseits und tieferliegenden, bleibenden Werten anderseits von grösster Bedeutung. — In dem 1172 Seiten umfassenden zweiten Bande des Werkes nimmt das Kapitel Philosophie und Religion 2¾ Seiten ein, die gerade ausreichen, um der Tagesgötzen mit einigen kennzeichnenden Worten zu gedenken. — Dass seit der Gründung der Cogitanten-Allianz (1865) bezw. der Religion des Wissens und der Wissenserweiterung die Religion nicht mehr im überlieferten transsiendentalen Sinne des Wortes aufzufassen, sondern als Weltanschauung und Geisteskultus, also auch als Fundament des geistigen Schaffens anzusehen ist, — davon scheint Eduard Engel keine Ahnung zu besitzen, obwohl ihn die philosophische Literatur darüber unterrichtet haben müsste. — Trotz des hier gerügten, in einer künftigen Auflage des Werkes leicht zu beseitigenden Mangels stehen wir nicht an, die Engel'sche Geschichte der deutschen Literatur allen Interessenten als sehr schätzbaren Wegweiser auf's Beste zu empfehlen.

Ed. L.

Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik. Von Dr. Paul Brunner. (Zürich, Artistisches Institut Orell-Füssli, 1906.).

Die vorliegende, 142 Seiten umfassende Arbeit befasst sich mit den Aenderungen, die Gottfried Keller im Lauf der Jahre an seinen Gedichten vorgenommen hat. Sie bietet erstens eine Sammlung aller erreichbaren Varianten. Zweitens sucht sie an Hand derselben die Linien der Technik des Lyrikers Keller. Drittens bringt sie alle diejenigen Gedichte zum Abdruck, die Keller von seinem lyrischen Sammelband ausgeschlossen hat. Dieselben dürften um so willkommener sein, als Kellers ältere Gedichtbändchen längst vergriffen sind. Das Buch enthält auch ein bisher noch nicht veröffentlichtes Gedicht „Lenzspuk". Dr. Brunner hat sich mit Erfolg bemüht, manche interessante Züge im Porträt des Dichters von neuen Gesichtspunkten aus zu beleuchten.

Johann Peter Hebel's sämtliche poetische Werke nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe in sechs Bänden. Herausgegeben und erläutert von Ernst Keller (Leipzig, Max Hesses Verlag.).

Justinus Kerner's sämtliche poetische Werke in vier Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen von Dr. Josef Gaismaier (Leipzig, Max Hesses Verlag).

Max Hesses neue Leipziger Klassiker-Ausgaben sind so bekannt und mit Recht beliebt, dass sie eines empfehlenden Wortes nicht bedürfen. Es kann sich daher eigentlich nur um einen Hinweis auf diese neue Bereicherung der trefflichen Sammlung handeln. Es ist immer mit Freude zu begrüssen, dass aus dem reichen Schatzkästlein deutscher Dichtung Schätze hervorgeholt werden, deren Wert unserem Volke zu eigen gemacht werden muss. — Hebel und Kerner sind beide kerndeutsche Naturen, die mit der gesunden Seele einen klaren Kopf und ein reiches Gemüt verbanden. In ihrer Persönlichkeit lag ein Zauber für die Mitlebenden, in ihren Werken klingt er nach für die später Geborenen. A. T.

Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt. Neue Dichtungen von Robert Oechsler. (Stuttgart, Max Kielmann.)

Der Verfasser dieser Dichtungen ist kein Neuling auf dem Gebiete der poetischen Produktion, gab vielmehr schon im Jahre 1891 unter dem Titel „Was der Neckar rauscht" Lieder und Schwänke heraus, denen er im Jahre 1898 ein zweites Bändchen folgen liess. In der uns vorliegenden neuesten Gedichtesammlung tritt eine besondere Vielseitigkeit zu Tage. Den Anfang bildet eine grössere Dichtung, „Napoleon und Amalie" betitelt, die eine interessante Episode aus dem Rückzug Napoleons aus Russland (1812) betrifft. In der zweiten Abteilung werden württembergische, schweizerische und tyrolische Landschaften besungen. Die dritte Abteilung enthält Romanzen, Balladen und Humoresken, die vierte Abteilung, Festgesänge und Verschiedenes, die fünfte Epigramme und Sentenzen und die sechste eine Opernscene „Agnes Bernauer". — Schon die Vielseitigkeit Robert Oechslers bekundet eine nicht gewöhnliche Begabung. Diese besitzt derselbe nicht nur als Dichter, sondern auch als Denker und speziell als Kritiker. Aus seinen Epigrammen und Satiren seien hier einige Proben mitgeteilt.

„Uebermensch."

„Uebermensch?" — Wo willst du hinaus,
Wachse doch erst zum Menschen dich aus,
Lass es doch einmal genügen dir,
Bringst du's ernstlich zum — Uebertier!

„Frei ist der Bursch!"

„Frei ist der Bursch!" — Das ist ja schon recht
Doch ist's eine alte Leier —:
Ich wollte, der Bursch wär' weniger frei
Und es wäre der Mann um so freier!

Höchst interessant sind die Oechsler'schen Satyren, die sich auf die Gebrechen unseres Gerichtswesens beziehen und dieselben geisseln. Dahin gehören die Gedichte: „Juristenspiegel", „Die Aburteilungsmaschine", „Ein guter Jurist", „Rechtsmittel", „Epilog an den Kriminaltiger", „Auch etwas vom Ziviltiger". etc. —*—

Musikästhetik in gemeinschaftlicher Darstellung von William Wolf. (Stuttgart, Verlag von Karl Grüninger.)

Zu den zahlreichen Analysen von Wesen, Geist und Inhalt der Tonkunst liefert das vorliegende Buch einen willkommenen Beitrag. Es verfolgt vor allem den Zweck, den gebildeten Musikfreund durch eine populäre Darstellung über die bisher gewonnenen Erkenntnisse und Untersuchungen auf musik-ästhetischem Gebiete zu orientieren, ohne ihn dabei mit trockenem theoretischem Ballast zu beschweren und zu verwirren. In klarer, übersichtlicher Darstellung, in angenehm fliessender, oft farbiger Schreibweise behandelt der Verfasser die wichtigsten einschlägigen Fragen. Wolf bekennt sich als eifrigen, ja begeisterten Anhänger der Gefühlstheorie im Gegensatze zu der formalistischen Lehre, die in der Musik in erster Linie die tönend bewegte Form erblickt, deren schöne und kunstvolle Gliederung und Ausgestaltung als oberstes Prinzip hinstellt, während das, was sie ausdrücken soll oder will, etwas sehr dehnbares ist, verschiedensten Deutungen unterliegt und somit nicht als ihr wirkliches Endziel angesehen werden kann. Er tritt, wie so viele Andere vor und mit ihm, für das reine Gefühlsmoment in der Musik ein, für die seelischen Erregungen, die sie weckt, für die Wirkung auf das Gemüt. Die anderen hohen Künste, Architektur, Skulptur, Malerei und Dichtkunst werden zum Vergleiche herangezogen, wobei das verwandtschaftliche Verhältnis der Poesie zur Vokalmusik besonders betont wird, ein Beweis mehr für die reale Ausdrucksfähigkeit der Tongedanken. Der weitaus grössere Teil des Werkes bringt Abhandlungen über das Material der Musik, ihre Stylgesetze, über die verschiedenen Formen und Kunstgattungen. Man findet überdies in den betreffenden Kapiteln zahlreiche Zitate aus den bekanntesten Werken der Klassiker und älteren Romantiker mit Hinweisen auf besondere Schönheiten, auf den logischen und poetischen Gedankengang bei einzelnen Themen, ihre Durchführung, Veränderung und Umbildung, das Alles illustriert durch eine Fülle von Notenbeispielen. Belehrend und anregend zugleich, kann das Buch Wolfs jedem Musikfreunde als interessante Lektüre warm empfohlen werden. J. B.

Der Krieg der Welten. Roman von H. G. Wells. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. G. A. Crüwell (Wien, Moritz Perles, 1901).

Zu den fremdweltlichen Romanen, deren wir neulich gedachten, gehört auch „Der Krieg der Welten" von H. G. Wells, der schon vor fünf Jahren erschienen ist und im Zusammenhang mit angeblich damals beobachteten Lebenszeichen der Marsbewohner nicht geringes Aufsehen hervorrief. — Da unser Nachbarplanet Mars den Namen des Kriegsgottes der alten Römer führt, so stellt Wells die Marsleute als kriegslustige Riesen von entsetzenerregendem Aussehen dar und lässt sie auf die Erde kommen, um hier durch ihre, einem Metallkasten entströmenden Hitzstrahlen zu vernichten, nachdem sie besonders in London und Umgebung furchtbare Verheerungen bewerkstelligt hatten. Diese Verheerungen führten ihren eigenen Untergang herbei, da sie den aus den zahllos umherliegenden Menschenleichen hervorgehenden Bakterien keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Diese kleinsten Lebewesen brachten den Marsriesen den Tod, so dass die Menschheit wieder frei aufatmen konnte. — Der Roman von Wells bietet zwar eine ganz unterhaltende und anziehende Lektüre, aber die ethische und kulturelle Bedeutung, die z. B. dem Mondroman von Scheerbart innewohnt, ist bei dem Wells-schen Roman zu vermissen. Unsere Zukunftsideale sind nicht auf einen „Krieg der Welten", sondern auf den Welt- und Welten-Frieden gerichtet. Ed. L.

Märtyrer des Glücks. Drei Novellen von Gustav Adolf Müller. (Weinheim, Fr. Ackermann's Verlag, 1906.).

Der rühmlichst bekannte Verfasser der Dichtung „Die Nachtigall von Sesenheim", der Romane „Im Zauber der Wartburg", „Das Grab am Rhein", „Aschenbrödel", „Pater Fulgentius" etc., bietet uns unter obigem Titel in den drei Novellen „Hochzeitsglocken", „Geopfert" und „Die Brautnacht des Titus" neue treffliche Proben seiner poetischen Gestaltungs- und Darstellungsgabe. In den Hochzeitsglocken wird die Geschichte von Zweien erzählt, die nicht zusammen kamen, — Helga Drimming und Pfarrvikar Dr. Nikolai. Beide schrecken davor zurück, sich ihre Liebe einzugestehen und als schliesslich der letztere die Helga Drimming mit einem ihr aufgedrungenen Dritten trauen soll, bricht Helga, ohne das Jawort hervorzubringen, leblos zusammen. —

In der zweiten Novelle „Geopfert!, eine Ostergeschichte aus dem Schwarzwald", wird von der Ma das Ja-Wort einem Manne gegeben, den sie nicht liebte, aber das Wort wurde von ihr nicht beachtet, sie schenkte einem anderen ihre Liebe, — einem anderen, der sich schliesslich eines Besseren besann und die Scheidung Ma's von ihrem Manne verschmähend, sich anderweitig verlobte. Die Ma mochte das nicht überleben und liess sich von einem Eisenbahnzuge zermalmen. — Von besonderem Interesse ist die dritte Novelle „Die Brautnacht des Titus" — eine Geschichte aus dem alten Rom. Die jüdische Heldin Rahel, die den Kaisersohn Titus vom Flammentod gerettet hat, wird von diesem geliebt und sagt ihm Gegenliebe zu, wenn er ihr vor allem gestatte, ihren Grossvater, der als Rebelle dem Tode verfallen war, im Kerker zu besuchen, da er dessen Befreiung nicht bewirken konnte. Titus erfüllt ihre Bitte. Sie gelangt zu Simeon, ihrem Grossvater, lässt sich von ihm segnen und stösst ihm dann, um ihn vor dem Henkerbeil zu bewahren, den Dolch in die Brust. Kurz nach dieser Tat verfiel die Unglückliche in Wahnsinn. Titus hat die von ihm geliebte für immer verloren. Das war sein Sieg über Zion! — Der Titel des Müller'schen Buches scheint uns nicht ganz zutreffend zu sein. Denn nicht um Märtyrer des Glücks, sondern um Märtyrer unglücklicher Liebe handelt es sich in demselben. —*—

Mes Origines. Mémoires et Récits de Frédéric Mistral (Traduction du provençal). — Paris, Librairie Plon-Nourrit et Cie., 1906.

Als literarisches Ereignis wird in Frankreich das soeben erfolgte Erscheinen der Jugenderinnerungen Frédéric Mistrals, des „roi du fél brige" angesehen. Mistral bezweckte bekanntlich, die langue d'oc oder das Provençalische, das auch die Sprache der Troubadours im Mittelalter war, wieder zur Literatursprache zu erheben, was ihm begreiflicherweise nicht gelungen ist. Immerhin hat Mistral selbst seine dichterische Begabung besonders mit der im Jahre 1859 erschienenen Dichtung „Mireille" (Mirèio) unbestreitbar dargetan. Lamartine, der Pathe Mistrals, bezeichnete „Mireille" nachdem er das Epos durchgelesen hatte, als ein wahrhaft homerisches Werk. Als Mistral sein Buch an Lamartine schickte, schrieb er auf die erste Seite folgende Widmung:

„A Lamartine.
Je te consacre Mireille: c'est mon coeur et mon âme,
C'est la fleur de mes années,
C'est un raisin de Crau qu'avec toutes ses feuilles
T'offre un paysan.
8. septembre 1859."

Das vorliegende Buch enthält auch einen Brief mit Neujahrs-Glückwunsch von Alphonse Daudet, der gleichfalls zu den félibres gehörte. Der Brief ist datiert vom 31. Dezember 1870 und wurde per Luftballon aus dem belagerten Paris befördert. Daudet bemerkt darin, er habe in provençalischer Sprache geschrieben, damit ihm die „Barbaren" nicht lesen und im „Mercure de Souabe" veröffentlichen können. Dann heisst es in dem Briefe: „Die Loire-Armee kommt nicht. Aber es tut nichts. Die Berliner Correspondenten („les blattes de Berlin") werden sich noch geraume Zeit vor den Festungswällen von Paris zu langweilen haben . . . und dann, wenn Paris verloren ist, so kenne ich einige gute Patrioten, die Herrn v. Bismarck den Weg nach den kleinen Gassen unserer armen Hauptstadt zeigen werden." — Alles in Allem genommen, bilden die Memoiren Mistrals einen sehr interessanten und wertvollen Beitrag zur modernen Literaturgeschichte. Die Prosa des modernen Troubadours hat sich in seiner neuesten Veröffentlichung ebenso wirkungsvoll erwiesen, wie seine Poesie. Ed. L.

Honoré de Balzac. Ausgewählte Werke. Uebersetzt von Alfred Brieger. 10. Bde. (Berlin, Verlag von Dr. Franz Ledermann. 1905.)

Als Flaubert die Briefe Balzac's las und aus ihnen einen Leidensgefährten sprechen hörte, sagte er: „Ist er während seines Lebens genug verleumdet worden? Dieser arme grosse Mann! Er galt als unmoralisch, verrucht. . . . . — Als ob ein Beobachter böse sein könnte. Um zu sehen, muss man zuerst gute Augen haben. Nur, wenn sie durch die Leidenschaften, d. h. durch ein persönliches Interesse getrübt sind, entgehen uns die Dinge. Ein gutes Herz gibt so viel Geist." Flaubert hat richtig geurteilt. Es steckt etwas anderes hinter diesem Manne als Sensationslust oder Lüsternheit oder die Stimmung des alltäglichen Literatentums. Balzac hatte fleissig und ernst an sich gearbeitet und gefeilt, sein Schaffen ist Leben. Er ist — wie er selbst sagt — „eine Beute neuer Gedanken, die ihm die Gegenstände vergrössern." — Er gibt die französische Gesellschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit allen ihren kleinen und grossen Fehlern und Tugenden, mit allen ihren Anschauungen, mit ihrer Moral und ihrem Seelenleben. —

Die Auswahl aus dem unendlichen Reichtum seiner Werke ist geschickt getroffen. Wir können dem Uebersetzer und dem Verleger für diese 10 Bände nur dankbar sein. — A. T.

Worte Ruckins. Von Carl Hagemann. (Minden, Verlag von J. C. C. Bruns, 1905.)

Dieses Bändchen von Proben aus den Schriften Ruskins gehört zu der bei Bruns in Minden erscheinenden Sammlung „Breviere ausländischer Denker und Dichter, herausgegeben von Dr. Carl Hagemann und Dr. E. A. Regener. Diese Breviere enthalten jedesmal aus den gesamten Werken eines hervorragenden ausländischen Autors eine wohl überdachte, fleissig zusammengetragene Sammlung der bedeutendsten Aussprüche in systematischer Ordnung und übersichtlicher Gruppierung und zeichnen damit einen frappanten Schattenriss der einzelnen künstlerischen Persönlichkeit. Der ausführliche grundlegende Essay über den betreffenden Autor und seine Bedeutung für die Weltliteratur, den jeder Band als Einleitung — aus der Feder eines der beiden Herausgeber — enthält, wird dazu beitragen, das durch das Brevier schon im grossen aufgerissene Bild des einzelnen Dichters und Denkers noch schärfer heraustreten zu lassen. — Das uns vorliegende Ruskin-Brevier enthält gut ausgewählte Aussprüche Ruskins über Kunst im allgemeinen, über Malerei und Baukunst, über Menschen und Menschenleben und schliesslich ein Kapitel „Von der Frau und vom Kinde. — Hier nur eine Probe aus dem letzterwähnten Kapitel. In seinem Buche „Sesam und Lilien" (London, W. C. Georg Allen) sagt Ruskin: „Es gibt nur ein Heilmittel für die öffentliche Not, und das ist die öffentliche Erziehung, die darauf gerichtet ist, die Menschen nachdenklich, barmherzig und gerecht zu machen." —*—

Li-Tai-Pe. Gedichte, aus dem Chinesischen übersetzt von Otto Hauser (Grossenhain, Baumert u. Ronge, 1903).

Von allen chinesischen Dichtern ist Li-Tai-Pe der einzige, dessen Ruhm auch nach dem Westen gedrungen ist. Europäische Kenner der chinesischen Literatur bezeichnen ihn gewöhnlich als den chinesischen Anakreon oder Lord Byron. Mit mehr Recht, meint Hauser, könnte man ihn den chinesischen Hafis nennen. Wie dieser ist er ein philosophischer Trinker, aber auch ein Mystiker, der mit dem Rausche oft genug die mystische Verzückung bezeichnet oder beide Begriffe in einander spielen lässt. Li-Tai-Pe's Leben ist sehr von der Legende umsponnen und in dieser Gestalt wurde es, namentlich durch den Marquis d'Hervey-Saint-Denys nach den älteren Berichten des Père Amiot in seinen Poésis de l'époque des Thang (Paris 1852) in Europa bekannt gemacht. Erst in jüngster Zeit hat Prof. K. Florenz von der Universität Tokio in den Mitteilungen der deutschen ostasiatischen Gesellschaft (Yokohama, 1892) nach den besten chinesischen Quellen Li-Tai-Pe's Leben historisch glaubwürdig geschildert. Weiteres hierüber findet man in der Einleitung zu der vorliegenden Gedichtesammlung. — Um einen Begriff von der Poesie Li-Tai-Pe's zu geben, führen wir hier einige Stellen aus seinen Gedichten an. In einem Gedichte „An den Mond" heisst es am Schlusse:

„Vergangenheit und Gegenwart sind fliessend Wasser nur,
Doch hell wie ihnen scheint auch uns der Mond noch im
Azur.
So will ich dies nur: singen froh von Trinkerlust und Wein
Solang in meinen Goldpokal noch fällt der Mondenschein."

Als Friedensfreund erscheint Li-Tai-Pé in seinem Gedichte „Der Yu-Tschao-Ritter", in dem es heisst:

„Die weisse Klinge trieft von rotem Blut,
Zu Scharlach wird des Steppensandes Flut.
Wer ist der Feldherr, der sie werfen kann?
So seufzt wohl manch erschöpfter Kriegesmann.
Soll stets der Sirius om Himmel stehen,
Die Menschheit nie den Frieden kommen seh'n?"

Sehr charakteristisch lässt sich Li-Tai-Pé in dem Gedichte „Auf dem Wasser gesungen", wie folgt, vernehmen:

„Trunken entsinkt der Pinsel mir, die fünf Gebirge wanken,
Ich lache, alles Eitelkeit, die Yang-tse-Inseln schwanken.
Ja, Reichtum, Würde, Macht und Ruhm, ich schätz' euch
flücht'ge Schemen,
Bis nicht der Han-Strom seinen Lauf von West nach Nord
will nehmen."

Die ganze Dichtung Li-Tai-Pé's trägt den Stempel seiner Zeit und seiner Persönlichkeit. Das macht ihn eben zu dem grossen Dichter, als den ihn China verehrt. —*—

Berliner Theater.

Dass der Monat November auf dem Gebiete des Dramas uns reiche Ueberraschungen gebracht habe — seien sie angenehmer oder unangenehmer Art — das kann selbst der begeistertste Theater-Optimist nicht behaupten. Ist auch der allbeliebte „Schlager" nicht ausgeblieben, so hat sich die gute literarische Sensation bis heute nicht eingestellt. Hat sich doch diejenige Novität, die von allzuflinken Federn schon vor der Aufführung auf Vorschuss gelobt wurde — Herbert Eulenburg's „Ritter Blaubart" — als ein Falsifikat bemitleidenswerter Sorte erwiesen. Mag auch das Musenkind des Rheinländers Eulenberg von guter Herkunft sein, die Tatsache bleibt dennoch bestehen, dass es ungeraten ist. Ist es denn auch etwas Seltenes, dass die ehrbarsten Bürgersleute ungeratene Kinder haben? Darum also keinen Stabbruch über den Poeten Herbert Eulenberg, aber in die tiefste Versenkung mit dem misslungenen Opus. Was in aller Welt konnte den doch sonst so scharfsinnig den Zug der Zeit erkennenden „Meister" Brahm bewegen, die Kräfte seines Lessing-Theaters an dies verlorene Werk zu vergeuden? Verlohnt es sich wirklich, die Schauermähr vom „Ritter Blaubart" in all ihren quälenden Einzelheiten aufzuzählen, verlohnt es sich, den Ritter mit all seinen perversen Neigungen zu schildern, von dem Schicksal seiner sieben Frauen zu berichten, die alle seiner Mordlust zum Opfer fielen, bis endlich auch er der rächenden Nemesis verfällt, als er die achte Frau, die Schwester der siebenten an sich fesseln möchte? Wir kennen die Blutmär alle aus den Tagen der Kindheit, wo Mütter und Ammen mit Vorliebe den Blaubartstoff benutzten, Kinder das Gruseln zu lehren. Doch am letzten Ende kommt es ja beim Drama mehr noch wie in jeder anderen Kunst auf das „Wie" und nicht auf das „Was" an. Und gerade dieses „Was" gab auch hier den Ausschlag. Eine echte poetische Inspiration hätte sicherlich auch aus diesem tötlich-starren Stoff ein Kunstwerk zu schaffen vermocht. Hier aber glich die Schauerkomödie nur der »Moritat« aus der wandernden Jahrmarktsbude. Ueberall faustdick aufgetragene Hintertreppenromantik, nirgends psychologische Vertiefung. Puppen, die an Drähten gezogen werden, hätten die Komödie spielen können, es hätte nicht der Interpretation durch Menschen aus Fleisch und Blut bedurft. So ereiferte sich zwecklos der Regisseur Rudolf Lenoir, durch möglichst öde Gestaltung der Szenerie Stimmung zu machen. Auch Rudolf Rittner bemühte sich ganz vergeblich, aus dem Blaubart eine wahrhaft tragische Gestalt zu machen. Die Frauenrollen sind so undankbar, dass selbst Ida Orloff's und Irene Triesch's Talente versagten. Einzig der alte blinde Diener Emanuel Reicher's ähnelte einer Gestalt aus dieser Welt.

Das Stück wurde so herbe abgelehnt, wie dies seit Jahren keinem Werke eines ernsten Dichters widerfuhr. Man muss aber auch zugeben, dass der Löwe „Publikum" in gar zu brüsker Weise gereizt wurde. Nicht nur durch die widerlich wirkende Profanation von Dingen, die jedem Menschen von Geschmack und Bildung heilig sind, sondern noch mehr durch den Beifallsjubel einiger Superklugen, die in „Ritter Blaubart" das Morgenrot einer neuen Epoche des deutschen Dramas witterten. Wer will es da Menschen, die neben dem Herzen auch eine Galle haben, verargen, dass sie da, anstelle des nach den Regeln der guten Gesellschaft vielleicht passenderen eisigen Schweigens in der Empörung auf dem Hausschlüssel pfeifen? Hoffentlich kehrt Eulenberg selbst wieder aus dem Irrgarten eines blutrünstigen Märchens in das Land der Wirklichkeit zurück und bemüht sich, statt wesenloser Schemen, Wesen von Fleisch und Blut zu gestalten.

⁂

Im „Lustspielhaus" hat sich eine neue Doppelfirma unter dem Namen Gustav Kadelburg und Richard Skowronnek etabliert, und bei dem Renommee, das jeder der beiden Sozien bisher für sich allein genoss, war es nicht anders zu erwarten, dass ihre neue Marke „Husarenfieber" sich von grösster Zugkraft erweisen würde. Die lange Reihe der Autos und Equipagen, die allabendlich vor der Einfahrt sich stauen und das ständig erscheinende Schildchen „Ausverkauft" beweisen das zur Genüge. So hat sich „Husarenfieber" zu dem Schlager entwickelt, von dem ich oben sprach. Zwar werden wohl beide Autoren mit ihrem vieraktigen Lustspiel etwaige literarische Ambitionen, die sie sonst besitzen, hier bei Seite gelassen haben. Tiefgründige Probleme sollen nicht gelöst, psychologisch verwickelte Charaktere nicht analysiert werden. Und doch braucht man sich des Lachens hernach nicht zu schämen. Ein fröhlicher Humor durchweht das Werk, und ein fröhliches Lachen „aus vollem Halse" ist das Echo im Publikum. Die Verfasser haben den Stoff aus der „jüngsten Vergangenheit", um nicht zu sagen aus der Gegenwart, genommen, er ist dem mit gutem Gedächtnis ausgestalteten Zeitungsleser noch in frischer Erinnerung. Es sind die vielbespöttelten und doch, speziell von der nichtuniformierten Männerwelt vielbeneideten Krefelder „Tanzhusaren“, die jedoch hier nach Kirchhain, einer mitteldeutschen Fabrikstadt versetzt sind. Vorher lagen sie indessen in dem Nest Jakschewo, allwo sich die flotten Husaren tötlich langweilen. Wie sie diese Langweile zu überwinden suchen, das zeigen sie in dem brillanten ersten Akt, der im „Kasino von Jackschewo“ spielt. Dann gehts durch eine glückbringende Versetzung auf höheren Befehl nach Kirchhain, und wer die Vorliebe der jungen Mädchen aller Altersabstufungen für zweierlei Tuch im allgemeinen, Husarentuch im besonderen, kennt, der wird das in Kirchhain ausbrechende Husarenfieber zu würdigen wissen. Das weibliche Kirchhain lebt und liebt nur noch für „seine Husaren“ und der Zivilist, gleichviel, ob Fabrikdirektor oder Margarinehändler, ist ihm „schnuppe“, wie der Berliner sagt.

Die lustige Fabel wurde von dem unter der guten Regie Martin Zickels stehenden Ensemble voll Humor und Laune interpretiert. Georg Engels als missmutiger Margarinefabrikant war köstlich, auch Franz Schönfeld und Hans Lenius glänzten durch die Flottheit ihres Spiels. Das weibliche Dreigestirn Waldegg, Wendt Cerigioli tat das Seinige, dem Husarenfieber zu einem Begeisterungsfieber zu verhelfen.

Das „Neue Schauspielhaus“ brachte in seinen prächtigen Räumen als erste Novität „Max Dreyers“ „Hochzeitsfackel“ heraus und erntete mit diesem Werk den lebhaftesten Beifall des Publikums. Dreyer geht der Schematisierung des Stückes, indem er es als zu einer bestimmten Gattung zugehörig kennzeichnet, geflissentlich aus dem Wege. Er nennt es „Das Spiel einer Maiennacht“. Der Hörer mag sich allein denken, ob er es als ein ernstes oder heiteres, ein tragisches oder satyrisches Spiel auffassen will. Der erste Akt rechtfertigt jedenfalls die Bezeichnung eines satyrischen Spiels. Es ist der am besten gelungene Akt und könnte ganz gut als abgeschlossenes Werk für sich gelten. Er gibt eine vorzüglich gelungene Satyre auf die Auswüchse höfischer Etikette. Der junge temperamentvolle Fürst Ulrich will Barbara, des Raugrafen Töchterlein freien, und die Hochzeit soll mit allem Pomp gefeiert werden. Gerade dieser Pomp ist dem jungen Fürsten zuwider, er will, gleich jedem gewöhnlichen Sterblichen das Mädel seiner Wahl in seine Arme schliessen. Doch wie ein Eisblock tritt immer wieder die höfische Zeremonie dazwischen. Sie verfolgt ihn bis ins Brautgemach und schafft Situationen von klassischer Komik. Als aber nach dem Fackeltanz, der Strumpfband-Zeremonie und nach dieversen anderen Etiketten das junge Paar wirklich „endlich allein“ ist, da bricht der erste Ehezwist aus und unter dem Donner der Kanonen und den Läuten der Kirchenglocken geht der erste „Krach“ in der Ehe von statten. Dies der erste Akt, der zum besten gehört, was Dreyer bisher geschrieben. Die anderen Akte halten leider nicht ganz, was der erste verspricht. Der etwas possenhaft behandelte Raugraf-Vater sucht die Eheirrung zwischen Tochter und Schwiegersohn dadurch einzurenken, dass er eine in der Mainacht vom gekränkten Ehemann flugs neugewonnene Herzallerliebste wegschnappt und mit ihr nach Ungarn flieht. Auf diese etwas ungewöhnliche Weise bringt er den Schwiegersohn zur Raison. Die anmutigen Verse Dreyers wurden von den Damen Arnold und Sorger, Harry Walden als Fürst Ulrich und vor allem Hans Liebert als Raugraf gut interpretiert. Die Inszenierung war reich und farbenprächtig.

Arthur Iger.

* Ueber Gustav Renners Drama ‚Merlin‘ hielt Frl. Marie Springer in Stuttgart am 13 November vor einem gewählten Publikum einen eingehenden Vortrag. Der „Württembergische Staatsanzeiger“ bemerkt in seinem Berichte über diesen Vortrag: „Da dieses Stück unlängst bei seiner ersten Aufführung im K. Schauspielhaus zu Berlin einen Federkrieg entfesselte, war die vorgetragene sehr eingehende Studie über dasselbe von besonderem Interesse. Ohne Zweifel handelt es sich hier um ein bedeutsames Dichtwerk. Doch setzt dasselbe zu seinem vollen Verständnis ein grosses Mass von Reife voraus, so dass es nur langsam Freunde gewinnen wird. Unter der Führung einer Interpretin wie Frl. Springer war es indes nicht allzu schwer, den plastisch herausgearbeiteten Gedankengängen und Stimmungen des Dichters zu folgen und die mit klangreicher, beseelter Stimme vorgetragenen Szenen zu geniessen.“ — Auch der „Schwäbische Merkur“ konstatiert, dass der Vortrag von Frl. Springer eine eindringende geistvolle Analyse der tiefsinnigen Dichtung enthielt und bemerkt zum Schlusse: „Die Entwicklung des Gedankengangs und der Charakterzeichnung war begleitet von ausgewählten Proben aus dem Stück selbst., dessen wohllautende, bilderreiche Sprache und poetischer Gehalt durch den tiefempfundenen, ungekünstelten Vortrag zu voller Wirkung kamen.“

Dies und Das.

* Eine Benno Elkan-Ausstellung. Die Universität Freiburg stiftete gelegentlich der badischen Jubiläumsfeier eine Bronzeplakette in der Form einer Votivtafel, deren ideeller Mittelpunkt das Profilporträt des Grossherzogs von Baden bildet. Der Schöpfer des Kunstwerks, Benno Elkan, ein geborener Dortmunder, der in München (bei Gysis) und Karlsruhe studierte und zur Zeit in Paris lebt, hat in letzter Zeit viel von sich reden gemacht. In München führte sich der Künstler mit einer Sammlung von Medaillen gelegentlich der internatiolen Kunstausstellung 1905 vorteilhaft ein; nunmehr hat Elkan im Rathaussaale seiner Vaterstadt eine Ausstellung von Plastiken, Porträts, Oel- und Kohlestudien arrangiert, die einen klaren Ueberblick über sein vielseitiges Schaffen gewährt. Von seinen plastischen Arbeiten interessieren vor allem die grossen Reliefs zu verschiedenen Grabdenkmälern. Zunächst ein Christuskopf, der von der Umgebung durch eine breite monumentale Fläche isoliert wird. Ein ruhiger Ernst liegt auf den kraftvollen Zügen des Nazareners, die, frei von jedem weichlichen Gedanken, zu erhaben sind, um den Eindruck des Schmerzes vorwiegen zu lassen. Von vornehmer Auffassung zeugen zwei Frauengestalten, die eine in sich zusammengekauert, ein Bild der Sehnsucht und der stillen Trauer, die andere in leise schreitender Bewegung, mit tastender Hand, als suche sie zu einem fernen Ziel den sichern Pfad. Grosszügig in der Komposition und stark im persönlichen Erfassen der gewaltigen Idee ist ein Auferstehungsrelief im Stile Bartholomés, eine Gruppe von Toten, die vom Ton der Posaune des jüngsten Gerichts geweckt, dem neuen Licht entgegenstarren. In realistisch derben Linien treten die Gestalten aus dem Grabgewölbe hervor, nicht wie leblose Körper, sondern wie Wesen, die einer neuen Welt entgegenhoffen. Was an Elkans Denkmünzen vor allem erfreut, ist das Zurückgreifen auf eine gesunde Handwerkerarbeit, wie sie nur in der Medaillentechnik des Quattrocento und des Cinquecento entgegen-

tritt . Es handelt sich hier um die Herstellung des Modells zur Medaille in Originalgrösse. Die Münzen werden gegossen und vom Künstler eigenhändig ziseliert. Neben Hans Thoma, dem Geheimrat Wendt, dem Grossherzog von Baden, Exzellenz Dr. Bürklin und der Pianistin Hedwig Einstein als den besten Stücken der Sammlung, begegnen wir der „Mutter Richter“, der Sängerin Milka Ternina, Frau Margarete Schilling-Ziemssen und Redakteur Karl Friess. Für den Wert der Münzen spricht nicht zuletzt auch die Tatsache, dass einzelne Stücke vom Kaiser Friedrich-Museum in Berlin, dem Königlichen Konservatorium des Münzkabinetts in München und dem Albertinum in Dresden erworben wurden. Künstlerisch am bedeutendsten, weil in der Form abgeschlossener und in der Auffassung reifer sind die Maske des Simplizissimuszeichners Pascin und die Büste Hedwig Einsteins als Verkörperung von Brahms „F-moll Sonate op. 5“, während der „Flötenbläser“, eine in patentiertem Bronzeguss ausgeführte Figur (für das Foyer des von Martin Dülfer erbauten Dortmunder Stadttheaters), in der Betonung feiner jugendlichen Zartheit — ganz entgegen der sonst von Elkan beliebten Technik — etwas übertrieben erscheint. Scharf wie die Konturen seiner plastischen Arbeiten sind auch die Linien der Elkanschen Malerei. Ob wir das Bildnis seiner Eltern in Oel oder die Studienköpfe in Kohle betrachten, überall vereinigen sich die Züge zu einer kräftigen Harmonie. Als ein Kabinettstück feudalen Humors muss die Physiognomie eines Dortmunder Musikers bezeichnet werden. Was alle diese Kunstwerke so organisch mit einander verbindet, ist die Wahrheit, mit der sie wirken. Elkan ist trotz seiner Jugend (29 Jahre) eine Persönlichkeit. Das erhellt aus der Einheit und Strenge seiner Gedanken, die jeder unnötigen Phrase abhold sind und hart und rücksichtslos jeden süsslichen Zug vermeiden. Selbst da, wo der Künstler weibliche Gestalten in ihrer ganzen Nacktheit gibt, hat er jeden verführerischen Trik verschmäht. Zu ernst, um oberflächlichen Reizen der Sinne nachzuspüren, wirkt er auch hier feierlich und überzeugend.

Fritz Droop.

* Franz Brümmer. Am 17. November ist in der kleinen Landstadt Nauen bei Berlin eine geistige Einkehr von unendlich vielen Männern der Feder, von jungen und alten Poeten deutscher Zunge bei einem Manne gehalten worden, der sonst dem grossen Publikum fern steht und weniger bekannt ist. Eine Unzahl von Telegrammen, Briefen, Karten und Gedichten ist eingegangen, die alle in dem Ausdruck herzlichster Teilnahme und ehrlicher Freude die Glückwünsche zum siebenzigsten Geburtstage des Conrektors Franz Brümmer darbrachten. Das Leben Franz Brümmers ist immer ein Leben voll fleissiger Arbeit und emsigen Schaffens gewesen. Seine Berufspflichten an der Schule Nauen, das Kantorat an der dortigen Stadtkirche liessen ihn doch noch Zeit finden, die gewaltige Lebensarbeit auf sich zu nehmen, ein grosses, gutes und zuverlässiges Nachschlagewerk über Deutschlands Dichter und Dichterinnen zu schreiben. Wir haben seit Goedeke's Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung keine so zuverlässige Sammlung von Quellenmaterial aufzuweisen, wie das „Lexikon deutscher Dichter und Dichterinnen“ von Franz Brümmer. — Welch einen Bienenfleiss, welch eine unermüdliche Liebe zur Sache solch ein Werk verlangt, mag man daraus ermessen, dass Franz Brümmer mit mehr als 5000 Autoren im Briefwechsel gestanden hat, bezw. noch heute steht. — Ausser seinem grossen Lebenswerke ist er aber auch sonst noch fleissig literarisch tätig gewesen. — So hat er neben der Herausgabe einiger Gedichtsammlungen auch den letzten Band der bekannten deutschen Literaturgeschichte von Heinrich Kurz in der Neuauflage nach dem Tode des Verfassers bearbeitet. Auch an dem grossen Bettelheim'schen Biographischen Jahrbuch und deutschem Nekrolog ist er Mitarbeiter. — Franz Brümmer gehört zu den bescheidenen, gewissenhaften deutschen Gelehrten, deren Gründlichkeit der deutschen Wissenschaft das grosse und verdiente Ansehen in der ganzen Welt errungen hat. — Möchten dem trefflichen Manne noch viele Jahre freudiger Arbeitsfrische beschieden sein zum Segen unserer Wissenschaft.

Dr. Arthur Tetzlaff.

*) Heinrich Seidel, der bekannte Verfasser zahlreicher humoristischer Erzählungen, Novellen, Skizzen, Gedichte etc., ist im Alter von 64 Jahren, am 8. November in Gross-Lichterfelde bei Berlin gestorben.

* Von Max Kretzers Roman „Der Millionenbauer“, auf dessen Volksausgabe wir kürzlich erst hinwiesen, liegt bereits das 8. bis 12. Tausend vor; das beste Zeichen für den grossen Erfolg dieses populären Buches, das bei Oskar Hellmann in Jauer (Schlesien) erschienen ist, und dessen Preis nur eine Mark beträgt.

* Kartell deutscher Akademien. Am 15. und 16. Oktober fand in Göttingen unter Vorsitz des Geh. Rates Professor Dr. Zeo die Jahreskonferenz des Kartells deutscher Akademien statt, bei der die Wiener kaiserliche Akademie der Wissenschaften durch ihre wirklichen Mitglieder Becke, Dr. Ritter von Hartel, von Ottenthal und Wirtinger vertreten war. Ausser den üblichen Berichten über den Fortgang der Unternehmungen des Kartells waren Gegenstand der Beratung: die Herbeiführung internationaler Uebereinstimmung unter elektrischen Normalen, Errichtung von Hirnforschunginstituten im Deutschen Reiche und einer biologischen Station für Ost-Afrika. Die von der Wiener Akademie ausgegangenen Anträge auf Herausgabe einer Chemie der Mineralien und Publikation der mittelalterlichen Bibliotheks-Kataloge fanden einstimmige Annahme. Für die rasche Durchführung dieser Unternehmungen unter entsprechender Beteiligung der in dem Kartell vereinigten Akademien wurde das Erforderliche veranlasst.

* Zur Gründung eines Ferdinand v. Saar-Vereins fordert der Wiener Schriftsteller Albin Schamil in einem Rundschreiben auf, dem wir Folgendes entnehmen: „Gewiss der Geringsten einer, die berufen wären, Saars Lob zu künden, ist es mir ein Bedürfnis des Herzens geworden, den als Mensch und Dichter gleich hochragenden Meister heimatlichen Schrifttums zu ehren und in Wehmut nicht nur des tragischen Abschlusses einer dem Wohllaut der Kunst und der Liebe geweihten Menschenlebens, sondern — was der Hauptzweck dieser Zeilen ist — des Mangels an Würdigung zu gedenken, den der Verblichene selbst und mit ihm die kleine auserwählte Schar seiner Verehrer bitter empfunden haben! Das geringe Verständnis für ihre Bedeutung — nachgerade ein Fluch des Oesterreichertums — hat in gleichem Masse Grillparzer-Anzengruber und nun auch — Saar getroffen! In zwei an mich gerichteten Briefen beklagt es dieser selbst, wie wenig er in seinem Heimatlande beachtet werde. Und die gleiche Empfindung wurde wie so oft aus beredtem und berufenem Munde in die Oeffentlichkeit gebracht, ohne einen Wandel schaffen zu können! Allerdings ist Ferdinand Saar niemals den breiten Weg der Flachheit gewandelt, er hat niemals gebuhlt um das Lob des Volkes, das Heine den „grossen Lümmel“ nennt; mit jener gemütlichen Weichheit sah er lächelnd zu, wie andere Modehelden, die nicht wert

gewesen wären, ihm die Schuhriemen aufzulösen, in die Höhe kamen, wie die Geschmacklosigkeit ihre Orgien feierte. Dass dem anders werde, dass weiteren Kreisen der Bevölkerung Oesterreichs die Bedeutung seiner Dichter klar werde, dass sie mit Verständnis und Liebe gelesen werden, dass insbesondere der so ganz „österreichische" Ferdinand von Saar — bisher nur Liebling eines kleinen höheres Kreises — auch ein Liebling des Volkes, der Masse werde, deren Geschmack veredelnd und verfeinernd — habe ich die Gründung eines „Ferdinand von Saar"-Vereins ins Auge gefasst, dem a) Schaffung einer Volksausgabe von Saars Schriften und energischer Vertrieb derselben, b) Hebung und Förderung heimatlichen Schrifttums im allgemeinen durch Popularisierung von guten Arbeiten obzuliegen hätte und der dahin erweitert werden könnte, dass Preise für besondere Dichtungen gestiftet und dass beachtenswerte Werke vergessener heimischer Autoren wieder belebt werden."

* Der schwedische Dichter Alfred Hedenstjerna ist am 12. Oktober in Stockholm gestorben. Er schrieb stets unter dem Pseudonym Sigurd, vierundfünfzig Jahre alt, Schwedens populärster und zwischen etwa 1884 bis 1895 auch meistgelesener Prosaschriftsteller. Auch im Ausland hatte er unter allen schwedischen Autoren den grössten Leserkreis, besonders in Deutschland, Holland und unter den schwedischen Amerikanern. Die meisten seiner Schriften liegen, dem „Börsenbl. f. d. dtsch. Buchh." zufolge, in deutschen Ausgaben vor, übersetzt von M. Langfeldt und (einige) von Ernst Brausewetter, hauptsächlich im Verlage von H. Haessel, Leipzig („Allerlei Leute", 6 Bände, 1898) und Wilhelm Strübig, Leipzig; ferner auch in den grossen billigen Sammlungen, und zwar je ein Bändchen in Kürschners Bücherschatz und Reclams Universalbibliothek und eine Reihe in Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur.

* Ueber das Thema „Frieden und Freiheit" hielt der italienische Senator Marquis Pandolfi auf dem Congresse der Interparlamentarischen Union in London eine bemerkenswerte Rede, welche uns gedruckt vorliegt. Wir glauben, unseren Lesern folgenden interessanten Abschnitt daraus zur Kenntnis bringen zu sollen. „Wenn wir, die Friedensfreunde," so äusserte sich Marquis de Pandolfi, „so klug wären, neben dem Banner des Friedens auch das der Freiheit zu erheben, so würde alle Welt uns verstehen und uns folgen. Dann würde man uns mehr fürchten, als unsere Gegner, welche das Vaterland als eine feudale Domäne und die Menschheit als eine Schafherde ansehen. Drum habe ich den Frieden stets im Bunde mit der Freiheit aufgefasst. Habe ich doch das Blut eines Rebellen in meinen Adern. Ja, mein Vater nahm mit meinem Pathen Dominico Romeo an einer Verschwörung zum Zwecke der Befreiung Siziliens und Calabriens teil. Beide erhoben die Waffen, um die Herrschaft der Bourbonen niederzuwerfen. Mein Vater war so glücklich, sich zu retten, mein Pathe dagegen wurde gefangen genommen und getötet. Sein Haupt wurde auf eine Hellebarde gesteckt und im Triumphe in den Städten Calabriens umhergetragen, um die Patrioten in Schrecken zu jagen. So habe ich schon von meiner Kindheit an die Erfahrung gemacht, dass ohne die Freiheit kein Friede möglich ist, denn der Friede ohne Freiheit ist nur der Friede des Grabes." Ed. L.

* Der russische Gelehrte Korotkewitch-Nowotschny hat eine Schrift über das Wesen der Milchstrasse veröffentlicht, welche allgemeines Interesse beansprucht. Der russische Astronom erblickt in der Milchstrasse das wahre belebende Element unseres ganzen Sonnensystems, sofern sie das Prinzip der Wärme im Gegensatz zu der sonst im Himmelsraum herrschenden Kälte darstellt. Der Kampf dieser beiden Prinzipien sei es, dem die Weltkörper und das Leben auf denselben ihre Entstehung verdanken. Die Eigenschaften, welche Korotkewitch-Nowotschny der Milchstrasse beimisst, sind unstreitig bemerkenswert, ihre wahre Erklärung jedoch finden dieselben nicht nicht durch die Ausführungen des russischen Astronomen, sondern durch die Loewenthal'sche Fulgurogenesis-Theorie, durch welche unser Sonnensystem als ein Organismus seiner Entstehung nach erklärt wird. Dass der Milchstrasse in diesem Organismus eine Hauptrolle zufällt, das ergibt sich von selbst.

Eingegangene Bücher.

Helga Nicolassen, Aus dem Tagebuch einer Einsamen. (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906.)

W. Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur. 8. Aufl. Herausgegeben und teilw. neu bearbeitet von Dr. Max Ettlinger. (Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung, 1906.)

Frédéric Mistral, Mes Origines. Mémoires et Récits. (Paris, Plon-Nourrit et Cie., 1906.)

R. Eisler, Geschichte der Wissenschaften. (Leipzig, J. J. Weber, 1906.)

Meite Kremnitz, Eine Hilflose, Roman. (Berlin, W. 50, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock.)

Paul A. Kirstein, Die da leiden. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock.)

Therese Köstlin, Traum und Tag, Neue Gedichte. (Stuttgart, Max Kielmann.)

Margarethe von Versen, Meine jungen Lieder. (Grossenhain, Baumert u. Ronge, 1906.)

Julius Stettenheim, Wippchens Russisch-Japanischer Krieg etc. (Berlin, W., Dr. Demckers Verlag, 1905.)

K. Maximilian, Ausschnitte aus einem modernen Lehrerleben, Novelle. (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906.)

Theophilus, Gottmenschen. (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906-)

Franz Wolff, Lebenswege. Silhouetten vom Tage. (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906.)

Carl Poll, Liebe und Leben, Glossen. (Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, 1907.)

P. Ansgar Pöllmann, Gottesstimme. Monatsschr. für religiöse Dichtung. (Münster, Alphonsus-Buchhandlung, 1906. Okt., Nov.)

Rudolf Presber, Also sprach Shakespeare, Ein Brevier. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock.)

Xeres de la Maraja (Milan Begovitch) Venus Victrix, Komödie in einem Akt. Aus dem Kroatischen übersetzt von Otto Hauser. (Grossenhain, Baumert u. Ronge.)

Chr. Joh. Deter, Abriss der Geschichte der Philosophie. 8. Aufl., überarbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Prof. Dr. Georg Runze. (Berlin, W. Weber, 1906.)

Wilhelm Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. Herausgegeben von Ludwig Sieber. Dritte Auflage. (Halle a./S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1906.)

Dr. K. Florenz, Prof. an der Universität Tokyo, Geschichte der japanischen Literatur. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1906.)

Arthur Drews, Die Religion als Selbstbewusstsein Gottes. Eine Untersuchung über das Wesen der Religion. (Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1906.)

Aus den Literarischen Vereinen.

* Der Akademisch-literarische Verein zu Berlin veranstaltete am 25. November eine Gedächtnisfeier für den kürzlich gestorbenen Schriftsteller und Kritiker Heinrich Hart. Durch die Ouvertüre zu Egmont von Beethoven unter Leitung des Direktors Bruno Kittel wurde die äusserst stimmungsvolle Feier eingeleitet. Dann sprach Emanuel Reicher ein Gedicht Julius Harts. Und dann hielt Wilhelm Bölsche, einer der nächsten Freunde Heinrich Harts eine schlichte, ergreifende Gedächtnisrede. Er erzählte von Heinrich Harts Lebenswerk, vom „Lied der Menschheit“. Einige herzliche Abschieds- und Erinnerungsworte sprach dann Adele Gerhard. Hierauf folgten Recitationen einiger Gedichte Heinrich Harts, die von unseren besten schauspielerischen Kräften wie Gertrud Eysoldt, Thila Durieux, v. Winterstein und Moissi vorgetragen wurden. Von den komponierten Dichtungen Harts wurden Richard Strauss' „Cäcilie“ und einige Lieder von James Rothstein von Alexander Heinemann gesungen. Ein Requiem von Hebbel in der Vertonung Arno Rentschs beschloss die würdige, weihevolle Feier.

* * *

* Literarische Vereinigung, Berlin, Künstlerhaus. Begründet 1893. Der Vortragsabend am 5. November bot ein reichhaltiges Programm. Frl. Margarethe Frankenstein, eine junge, hochbegabte Rezitatorin, brachte eine gehaltvolle Novelle von Clarissa Lohde durch beseelten, sich dramatisch steigernden Vortrag zu voller Wirkung. Dann gab Rudolf Presber, der erfolgreiche Herausgeber der „Arena“ stimmungsvolle, formvollendete Gedichte und spendete zum Schluss aus der Fülle seines köstlichen Humors eine zwergfellerschütternde Studentenhumoreske aus dem Büchlein: „Von Leuten, die ich liebgewann“. Auch im musikalischen wurde Erstklassiges geboten und zwar von der Pianistin Frl. Wanda de Zaremska, die Chopins Valse S-moll und Liszts Rhapsodie gab. Frl. Frieda Beckershaus erntete ebenso reichen Beifall mit ihren Liedern von Wolf, Strauss, Tschaikowski u. a. Stimmliches Material und brillante Schulung vereinten sich hier zu voller künstlerischer Wirkung.

Der Vortragsabend der Lit. Ver. am 26. November verlief trotz des ernsten Programms, das der Tag nach dem Totenfest bringen musste, in angeregtester Weise. Herr Dr. Georg Malkowsky, Kunsthistoriker, führte sich als neues Vorstandsmitglied mit einer launigen Ansprache ein und brachte zugleich eine willkommene Gabe dar: die Bewilligung der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst, den Mitgliedern der Lit. Ver. erstklassige Kupfergravüren alter und neuer Meister zu bedeutend ermässigtem Preise zur Verfügung zu stellen. Dann las Frau Anna Klappstein-Behnisch ihre bei den Kölner Blumenspielen 1906 mit dem ersten Preise gekrönte Novelle: „Totenklage“ und fügte noch eine Anzahl ihrer stimmungsvollen, formschönen Gedichte hinzu. Den literarischen Teil der 2. Abteilung bestritt der Gatte der Dichterin, Herr Dozent Theodor Kappstein und erntete mit seiner geist- und reizreichen Plauderei „Eine Handvoll Randglossen über Büchermoden“ stürmischen Beifall. In gleicher Weise ward solcher auch der Sängerin des Abends, Frl. Amélie de Lagrère zuteil, die ernste und heitere Lieder von Schubert, Lassen, Brahms, Grieg und Rubinstein zu wirkungsvollstem Vortrag beachte. Stimmliches Material und sorgfältige künstlerische Durchbildung (Frl. de Lagrère ist eine Schülerin der Kammersängerin Frau Dosse-Behrens) standen hier auf gleicher Höhe. —

Für den 17. Dezember ist ein weihnachtliches Programm in Vorbereitung, für den 6. Januar ein gesellschaftlicher Teeabend angezeigt.

* * *

* Die Literarische Gesellschaft zu Köln ist unter dem Vorsitz von Hofrat Dr. Joh. Fastenrath in das 14. Jahr ihres Bestehens und in das 9. Jahr der Kölner Blumenspiele eingetreten. Die Wintervorträge wurden am 26. Oktober durch den trefflichen Kritiker und als vorzüglicher Causeur bekannten Redakteur der Köln. Zeitung, Carl Freiherr von Perfall, mit einer gefühlvollen Rede über Ibsen eröffnet, in der der Vortragende die Kunst des Dramatikers bei dem skandinavischen Poeten hervorhob, ohne ihn jedoch als Denker besonders hochzustellen. Am 9. November trug der junge Berliner Dichter, Dr. Wilhelm von Schulz-Weimar, eigene Dichtungen vor, in denen er sich als grübelnder Romantiker, namentlich in dem grossen Gedicht „Das Schwert“ zu erkennen gab. Uebrigens hatte er im Kölner Stadttheater bei der darauf folgenden Uraufführung seiner packenden Tragödie „Der Jude von Konstanz“ einen noch grösseren, unbestritteneren Erfolg als mit dem Vortrag seiner Poesien. Am 23. Nov. wird der Holsteiner Ottomar Enking einige Schilderungen aus seinen bekannten drei Romanen: „Die Darnekower“, „Familie P. C. Behm“, „Ikariden“ lesen, mit deren Vortrag er in seiner Vaterstadt Kiel besonders Glück hatte. Ihm wird am 7. Dez. der Redakteur Konrad Niess aus St. Louis mit einem Vortrag über die deutsch-amerikanische Dichtung folgen, deren namhaftester Vertreter ausser ihm selbst der junge Münchner Gg. Sylvester Viereck ist. Ausserdem haben Vorträge eigener Dichtungen zugesagt der berühmte Deutsch-Ungar Dr. Max Nordau-Paris, der Humorist und Lyriker Dr. Rudolf Presber-Berlin, der dreifach preisgekrönte Max Bewer-Laubegast, der bei den Kölner Blumenspielen gleichfalls preisgekrönte Dr. Nikolaus Welter-Luxemburg, der zuvor noch über den provenzalischen Dichter Aubanel, den Genossen des grossen Mistral sprechen wird, ferner Johannes Schlaf-Weimar. Endlich wird noch Friedrich v. Oppeln-Bronikowski-Berlin über Jung-Frankreich in der Literatur sprechen, Professor Freiherr von Locella-Dresden wird neuitalienische Schriftstellerinnen der Gegenwart vorführen und der Kammersänger Carl Mayer-Köln wird ausgewählte deutsche Dichtungen rezitieren. Als Preise bei den nächstjährigen Kölner Blumenspielen sind noch ausser den bereits angeführten zu erwähnen: Preise für das beste Gedicht zur Feier des 700. Geburtstags der heiligen Elisabeth von Thüringen, für das beste Gedicht zum siebenhundertjährigen Jubiläum des Sängerkriegs auf der Wartburg, für das beste Gedicht auf den Kölner Dom, für ein sangbares Lied im Volkston und für ein Kinderlied. Die Frist für sämtliche Einsendungen an den Leiter der Kölner Blumenspiele, den Vorsitzenden der Literarischen Gesellschaft in Köln, läuft mit dem 15. Dezember ab.

Die **Gräfl. v. Baudissin'sche** Weingutsverwaltung, **Nierstein** a. Rh. 1042

bringt zum Versand
ihre hervorragend preiswerte Marke:

1904er Niersteiner Domthal

Probekiste von 12 Fl. Mk. 15.00
frachtfrei jeder deutsch. Eisenb.-Station gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages.
In Fass von 30 Ltr. an bezogen p. Ltr. M 1.00
Fracht ab Nierstein zu Lasten des Empfängers.

An gut empfohlene Herren sind Vertretung. zum Verkauf obig. Marke zu vergeben.

THOMAS CARLYLE

GOETHE

CARLYLE'S GOETHE-PORTRAIT,
IM ANSCHLUSS AN DIE QUELLEN
NACHGEZEICHNET VON **DR. S. SAENGER**

Brosch. Mk. 3.—, gebunden Mk, 4.—, Gesch. A. Mk. 5.—

Es ist fast unbegreiflich, dass bisher nicht versucht wurde, die tiefste Analyse von Goethes Art und Kunst, welche die Beschäftigung mit dem Phänomen Goethe bis auf den heutigen Tag gezeitigt hat, dem deutschen Publikum in angemessener Form zugänglich zu machen. Goethe war das grösste Erlebnis in Carlyles Leben; vom ersten Tage seiner Bekanntschaft mit dem deutschen Olympier datiert er seine Wiedergeburt; in Goethes Werken entdeckte er die weihevolle Lithurgie zu einer Religion der Zukunft. Und in immer neuen Aufsätzen suchte er mit dieser Religion sich auch ihren Propheten klar zu machen. Alle Literatur-Historiker und Goethe-Biographen haben aus dieser Quelle geschöpft; aber was sie zu stande brachten, gleicht so wenig dem Original, wie sie selber, trotz ihrer vielfachen Vorzüge, dem genialen Schotten gleichen. Darum war es der Mühe wert, aus Carlyles zahlreichen Aufsätzen und Charakteristiken und seinem Briefwechsel mit Goethe das Unvergängliche, von der Schlacke ihrer Zeitlichkeit befreit, zusammenzustellen und vor dem Leser das Porträt Goethes aufzurichten, wie er es, einheitlich in seiner Auffassung, vom ersten Tage seiner Vertiefung in Goethe im Verlauf seiner epochemachenden Beziehungen zum Dichter gezeichnet hat. Alle Beigaben dienen dazu, dieses unvergängliche Goethe-Porträt deutlicher zu machen.

OESTERHELD & Co., VERLAG, BERLIN W. 15

Im 13. Jahrg. erscheinen im unterzeichneten Verlage die

Internat. Literatur- und Musikberichte

(früher **„Internationale Literaturberichte"**)
die den Leser über die Literatur und Musik des In- und Auslandes in interessanten und fesselnden illustrierten Artikeln unterrichten und Besprechungen sämtlicher Neuerscheinungen des Büchermarktes bringen. Preis pro Quart. bei **halbmonatlichem** Erscheinen Mk. 1.75, Buchhandel und Post Mk. 1.50, Ausland Mk 1.85 fr. Probenummern gegen 10 Pf.-Marke.

Herausgeber: **Walther Müller-Waldenburg** und **Julius Urgiss.**
Verlag der Internationalen Literatur- und Musikberichte,
Berlin N. W. 87.

„Bismarck und seine Welt"

Grundlegung einer psychologischen
Biographie von **Oskar Klein-Hattingen**

Zwei Bände in drei Teilen, jeder einzeln käuflich.

Band I. geheftet . . . Mk. 8.—, eleg. geb. Mk. 9.—
„ II. 1. Teil, geheftet „ 8.—, „ „ „ 9.—
„ II. 2. „ „ „ 4.—, „ „ „ 5.—

Zu beziehen durch den Verlag von **Otto Dreyer,**
Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Eine wertvollere Bereicherung seiner Hausbibliothek kann es für keinen Deutschen geben, die vornehme Ausstattung macht das Werk besonders geeignet zum Geschenkwerk.

Elisabeth Kolbe, Weisse Lilien.

Zweite Auflage. — Verlag von **H. G. Wallmann, Leipzig.**

In Originalleinenband 2.— Mk.

Das Blaubuch

Das Blaubuch ist die einzige unabhängige Wochenschrift Deutschlands. Abseits von jedem politischen, konfessionellen und literarischen Dogma, führt es den Kampf mit allen freiheitsfeindlichen Mächten.

Das Blaubuch gehört den Lebendigen. Es will helfen, unser Volk von der Belastung durch die Geschichte zu befreien und den werdenden und bildenden Kräften der Nation eine Stätte bereiten.

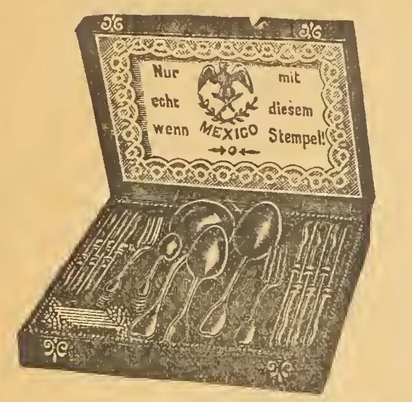
Das Blaubuch will alle, die sich dem Kommenden geloben, um sich sammeln, es will die Erbschaft aller Vergangenen antreten, welche für die Entwickelungsgeschichte wirklich etwas bedeutet haben.

Das Blaubuch ist von dem Bremer Sozialethiker Albert Kalthoff begründet und wird jetzt von Dr. Heinrich Ilgenstein und Herm. Kienzl herausgegeben und zählt zu seinen Mitarbeitern die bedeutendsten Federn Deutschlands.

Das Blaubuch erscheint jeden Donnerstag und kostet pro Nummer 30 Pf., im vierteljährlichen Abonnement Mk. 3.50. Man verlange es in allen Buchhandlungen, bei allen Zeitschriftenhändlern, Postanstalten oder direkt vom Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt Hermann Ehbock in Berlin W. 50, Geisbergstr. 29.

Weihnachtsprämie für unsere Leser

Behandlung: wie echtes Silber zu putzen.



Unter Bezugnahme auf diese Anzeige erhält Jeder als Prämie!

Ein hochelegantes Etui (innen Atlas) enthaltend:

6 Stück feinste „Mexiko“-Silber-Messer mit feiner Stahlklinge.
6 „ massive „ „ Gabeln aus einem Stück,
6 „ schwere „ „ Speiselöffel,
6 „ elegante „ „ Kaffeelöffel,
6 „ prachtvolle „ „ Dessertmesser mit feiner Stahlklinge,
6 „ massive „ „ Dessertgabeln aus einem Stück,
1 „ massiven „ „ Gemüselöffel,
1 „ schweren „ „ Suppenschöpfer,
6 „ versilberte Messerbänke.

44 Stück zum aussergewöhnlich billigen Preise von **22** Mark.

Das weltbekannte „**Mexiko**“-Silber, der beste Ersatz für **echtes** Silber, da es ein durch und durch weisses Metall i
welches **immer** weiss bleibt. **Tausende** von Anerkennungsschreiben und Nachbestellungen liefern den besten Beweis hierfü
Bestellungen auf obige Weihnachts-Prämie, welche auf Wunsch **sofort** expediert werden, sind gegen Einsendu
des Betrages oder Postnachnahme **schnellstens** zu richten **nur:**

An **Otto Dreyer, Berlin W.,** Kurfürstenstrasse 19.

Wenn die Prämie nicht gefällt, wird bei umgehender Rücksendung Betrag sofort zurückgezahlt.

Edouard Pelletan, Editeur, Paris.

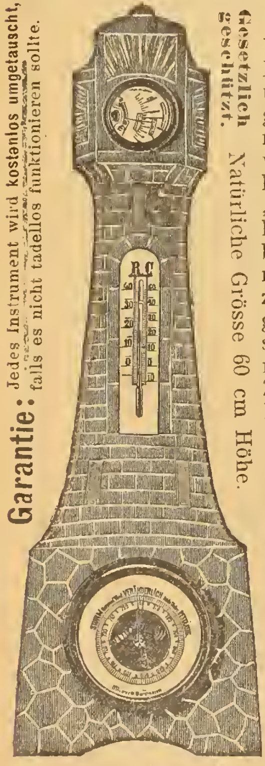
Bibliothèque Sociale et Philosophique

Viennent de paraître

Emile Corra	Les Devoirs Naturels de l'Homme.
—	La Morale Sociale.
P. Grimanelli	La Femme et le Positivisme.
	Sous presse:
Anatole France	Opinions et Discours. — 2 vol.

Meteorologische Wandstation „Leuchtturm“

Garantie: Jedes Instrument wird kostenlos umgetauscht, falls es nicht tadellos funktionieren sollte.



Gesetzlich geschützt. Natürliche Grösse 60 cm Höhe.

Ein wirklich richtiges Bild von der Luftbeschaffenheit kann nur aus der gleichzeitigen Beobachtung von Thermometer, Barometer und Hygrometer gewonnen werden. Bisher gab es derartige Instrumente, welche zu mässigen Preisen von jedermann erworben werden konnten, leider nicht. Unsere neu konstruierte meteorologische Wandstation „Leuchtturm“, deren Preis für unsere Leser kaum die Hälfte der bisher auf dem Markte befindlichen Apparate dieser Art beträgt, ist nun hervorragend berufen, diese Lücke auszufüllen, zumal die äussere, vornehm und geschmackvoll gehaltene Ausstattung das Instrumentarium nicht nur zu einem zweckmässigen, sondern auch zu einem jedem Zimmer zum Zierrat gereichenden Haushaltungsgegenstand stempelt.

Auf einem künstlerisch schönen Wandbrett in Gestalt eines Leuchtturmes, 60 cm hoch und 20 cm breit, ist in dem langgestreckten Teil das Thermometer (160 mm hoch), im Sockel des Leuchtturmes das Barometer (von 100 mm Durchmesser) und am Kopfe des Turmes das Hygrometer (von 50 mm Durchmesser) montiert. So ist die meteorologische Wandstation „Leuchtturm“ berufen, ein viel befragter und wichtiger Freund und Ratgeber jeder Familie zu werden.

Eine erklärende Tafel, enthaltend alle Regeln für die Vorausbestimmung des Wetters, ist jedem Apparat beigefügt. Jeder vollständige Apparat kostet mit Verpackung und **portofrei 13,— Mk. (Ladenpreis ca. 25,— Mk)** Wir haben nur eine geringe Anzahl der vorstehenden meteorologischen Wandstation als ☞ **Weihnachtsprämie** ☜ zu diesem aussergewöhnlich billigen Preise **zum halben Ladenpreise** zur Verfügung und werden deshalb die Bestellungen nur in der Reihenfolge des Einganges erledigt Eine Neuanfertigung erfordert vier bis fünf Wochen Zeit und würden daher bis zu dem Weihnachtsfest also nur die Aufträge Berücksichtigung finden können, welche umgehend erteilt werden.

Zu beziehen durch Gustav Jacobs, Berlin SW., Gneisenaustr. 86.

Schriften von Dr. Eduard Loewenthal,

zu beziehen durch den Verlag Otto Dreyer, Berlin W.57.

System und Geschichte des Naturalismus. Sechste Aufl. (Berlin, 1897.) — Auch in englischer Uebersetzung erschienen.

Herr Schleiden und der Darwin'sche Artenentstehungs-Humbug. (Berlin, R. Schlingmann, 1861.)

Der letzte Grund der Dinge und die Entstehung der beseelten und geistigen Organismen. (Berlin, 1898.)

Geschichte der Philosophie im Umriss. Vierte Auflage. (Berlin, 1898.)

Grundzüge zur Reform und Codifikation des Völkerrechts. (Berlin, 1874.) Auch ins Französische und Englische übersetzt.

Eine Religion ohne Bekenntnis. (Berlin, 1865.)

Le Cogitantisme, ou la religion scientifique. (Paris, 1887.)

Die Religion der Religionen. (Grossenhain und Leipzig, 1890.)

Der Staat Bellamy's und seine Nachfolge. (Berlin, 1891.)

Die wahren Motive des Strafrechts. (Berlin, 1894.)

Der wahre Weg zum bleibenden Frieden. (Berlin, 1896.)

Ein Welt-Staatenbund als sicherstes Mittel zur Beseitigung des Krieges. (Berlin, 1896.)

Obligatorische Friedensjustiz, nicht Schiedsgericht. (Berlin, 1897.)

Die deutschen Einheitsbestrebungen und ihre Verwirklichung im 19. Jahrhundert. (Berlin, 1899.)

Die religiöse Bewegung im 19. Jahrhundert. (Berlin, 1900.)

Der Bankerott der Darwin-Haeckel'schen Entwicklungstheorie und die Krönung des monistischen Gebäudes. (Berlin, 1900.)

Die neue Lehre. Religionsunterricht für Cogitanten. (Berlin, 1901.)

Geschichte der Friedensbewegung. (Berlin, 1903.)

Die Fulguro-Genesis im Gegensatz zur Evolutionstheorie und die Kulturziele der Menschheit. (Berlin, 1902.)

Die Wahrheit über gewisse okkultistische Probleme oder: Der Mensch als Bewusstseinsträger des Sonnenorganismus. (Berlin 1906.)

Napoleon I. und Mlle. Lenormand, Drama in 4 Akten. (Langensalza, 1901.)

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831
Verlag von Otto Dreyer : Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt

Nummer 4 | Januar 1907 | 77. Jahrgang

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Unsern Abonnenten, sowie allen sonstigen Freunden unseres Blattes entbieten wir zum Jahreswechsel die besten Glückwünsche.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes.

Das deutsche Element in Dänemark.

Von **Dr. Adolph Kohut.**

(Nachdruck verboten.)

Nicht umsonst hat man das meerumspülte, prachtvoll gelegene, mit allen Reizen der Natur überreich geschmückte Kopenhagen, die Hauptstadt Dänemarks, das „nordische Venedig“ genannt — dieses epitheton ornans ist hier durchaus angebracht. Wer je längere oder kürzere Zeit in jener schönen, so hochinteressanten Stadt geweilt, wird jene Bezeichnung durchaus gerechtfertigt finden.

Besonders in der Reisesaison empfiehlt es sich, den Oeresund aufzusuchen und dort die herrliche, balsamische Luft einzuatmen.

Während in den Jahren nach 1864, wo Preussen mit Dänemark um den Besitz der „up ewig ungedeelten“ Provinzen Schleswig-Holstein einen Entscheidungskampf auf Leben und Tod führte, und nach dem deutsch-französischen Kriege, als das kleine nordische Königreich sich noch immer der Hoffnung hingab, durch eine glückliche politische Constellation seine frühere Machtstellung wieder zu erobern — zwischen Dänemark und Deutschland noch vielfach gespannte Beziehungen obwalteten, demgemäss auch der Verkehr von hüben und drüben verhältnismässig ein nur spärlicher war, ist in den letzten Jahren in dieser Beziehung ein gründlicher Wandel eingetreten. Wer hätte es noch vor einem Jahrzehnt gedacht, dass die Bevölkerung der dänischen Hauptstadt, die den deutschen Kaiser Wilhelm II., wie dies 1903 und 1905 der Fall war, anlässlich seines Besuchs in Kopenhagen jubelnd, ja begeistert begrüssen würde. Wer hätte gedacht, dass der einst so preussenfeindliche Dänenkönig Christion IX. Kaiser Wilhelm II. zum dänischen Admiral ernennen würde!

Man kann es daher nur mit Freuden begrüssen, dass Dänemark längst das Kriegsbeil begraben und jetzt die nordischen Völker mit ihren stammverwandten und in vielfacher Beziehung so kongenialen deutschen Brüdern sympathisieren eines Herzens und eines Sinnes sind und dass Empfindungen der Freundschaft an die Stelle des Hasses und des Revanchedurstes getreten sind.

Bei meiner Erholungs-, Studien- und Forschungsreise durch Skandinavien im Sommer 1905 konnte ich mich aus eigener Anschauung davon überzeugen, dass die so liebenswürdige, gesittete, ungemein höfliche und auf einer hohen Kulturstufe stehende dänische Bevölkerung keine Spur von Deutschenhass mehr besitzt, und dass sich das Deutschtum speziell in Kopenhagen in jeder Beziehung frei und unabhängig bewegen und seine Kulturmission vollziehen kann.

Die Zahl unserer in Kopenhagen lebenden Landsleute beträgt etwa 15—20 000 Personen. Das Bedürfnis, mit der Heimat auch in der Fremde enge Beziehungen zu unterhalten, wird nicht allein durch zahlreiche aus Deutschland kommende Blätter befriedigt, vielmehr leisten sich unsere Landsleute sogar zwei in deutscher Sprache erscheinende Blätter, und zwar die „Kopenhagener Zeitung“, die zweimal monatlich, und das Kopenhagener Sonntagsblatt“. das einmal wöchentlich herauskommt. Diese Organe des Deutschtums bringen recht hübsche Artikel, politischen und allgemeinen Inhalts, berichten aber auch ausführlich über das kirchliche, pädagogische und Vereinsleben des Deutschtums in Skandinavien im allgemeinen und in Kopenhagen insbesondere.

Mit besonderem Interesse las ich z. B. in einer Nummer der Kopenhagener Zeitung vom 1. Febr. 1905 den Bericht über einen glänzenden Toast, den der damalige deutsche Gesandte in Kopenhagen, unser jetziger Botschafter in St. Petersburg, Exzellenz von Schoen, anlässlich der Feier des Geburtstages des deutschen Kaisers, ausbrachte. Ich will daraus nur die nachstehende Stelle, die die geschätzten Leser des „Magazins“ besonders interessieren dürfte, herausgreifen: „Das Deutsche Reich, aus schwerem Ringen erstanden, hat sich in ungeahnter Macht und Pracht entfaltet. Deutschland, einst die Stätte der Zerrissenheit und der Kämpfe, ist das Land der Einheit und ein Hort des Friedens geworden. Das Schwert, das vordem blutig geschwungen werden musste, ruht friedlich in der Scheide. Aber es ist auch heute, wie es sein muss, scharf und stark. Mächtiger als je steht Deutschland an Waffen und Wehr, zu Land und zu Wasser, aber nicht mit drohender, sondern mit schützender Gebärde. Stärker und mächtiger aber ist es geworden, in allen bürgerlichen Werken, auf den weltumspannenden Bahnen des Handels, in den weitverzweigten Gebieten des Gewerbes, in den schönen Gefilden der Kunst, in den unerschöpflichen Tiefen der Wissenschaft, in den erhabenen Aufgaben des Rechts, der Volkswohlfahrt und Gesittung. Deutsches Wissen und Können, deutscher Fleiss, deutsche Tatkraft, deutscher Geist tut sich überall auf der Welt glänzend hervor. Mit Stolz nennt sich jeder Deutsche heute den Sohn seines Landes, des ganzen Vaterlandes, des Deutschen Reiches."

Man findet in Kopenhagen deutsche Kirchen, deutsche Prediger, deutsche Lehrer und zahlreiche deutsche Vereine, die alle von echt patriotischem Geiste beseelt sind. Den Mittelpunkt des dortigen Deutschtums bildet die bereits seit 326 Jahren bestehende und blühende deutsch-evangelisch-lutherische St. Petri-Kirche. Sie hat die deutsche Gesinnung stets aufs eifrigste gehegt und gepflegt und hat alle Versuche, die seit Jahrhunderten von verschiedenen Seiten gemacht wurden, die deutsche Predigt durch die dänische zu verdrängen, oder ihr doch zu koordinieren, vereitelt. An der Spitze der Gemeinde steht ein Hauptpastor, seit einigen Jahren der hochgebildete, liebenswürdige, beredte und ungemein beliebte junge Pastor Lampe, ein Mann von sehr toleranter Gesinnung und grossem Gesichtskreis, der viele Jahre im Ausland wirkte und ein eifriger Förderer des Deutschtums und alles Guten, Edlen und Schönen ist. Grosse Verdienste um das deutsche Wort, die deutsche Predigt und die deutsche Gesinnung haben sich besonders zwei Männer erworben, die noch heute in der St. Petri-Gemeinde leben und wirken, nämlich die Herren Grosskaufleute A. Stelling und W. Bahnke, der erste seit 30 Jahren Mitglied der St. Petri-Schulkommission und der letztere gleichfalls seit drei Jahrzehnten Mitglied und lange auch Präsident des St. Petri-Kirchen-Kollegiums.

Die deutsche St. Petri-Kirche ist eine Sehenswürdigkeit Kopenhagens. Schon die hohen, mächtigen, alten Mauern, die Kirche, Mädchenschule, Pastorat und Grabkapelle umumgeben, üben sofort einen anheimelnden, wunderbaren Eindruck aus. Das Schönste an der Kirche ist der architektonisch meisterhaft ausgeführte Turm, nach dem neuen Rathausturm der zweithöchste in der ganzen Stadt; er ist 248 Fuss hoch und mit Kupfer bedeckt. Wer, wie Schreiber dieses, das Glück gehabt, unter dem grossen Kastanienbaum in dem deutschen Pfarrgarten zu sitzen und von dort aus den Turm bis zu dem Hafen hinauf in Musse zu betrachten, wird den Eindruck dieses ruhigen, friedlichen und zugleich stolzen Idylls inmitten einer grossen Stadt, deren Lärm nur wie von fern über die hohen Mauern des kleinen Reiches dringt, sicher nie vergessen. Die Kirche selbst ist ein Backsteinbau, der man das ehrwürdige Alter sogleich ansieht. Es ist eine im frühgothischen Stil erbaute Kreuzkirche von schönen und den Augen wohltuenden Formen.

Es gibt verschiedene deutsche Schulen, und zwar für Knaben und Mädchen. Für die St. Petri-Knabenschule ist in den letzten Jahren in unmittelbarer Nähe der Kirche ein neues, stolzes, modernes Schulgebäude errichtet worden, das einen Wert von etwa 200 000 Mark repräsentiert. Dicht daneben befindet sich noch das für die Armen, Alten und Schwachen der deutschen Gemeinde bereits im Jahre 1780 gestiftete Pflegehaus. Neben der genannten Gemeinde besteht noch eine deutsch-reformierte Gemeinde in Kopenhagen. Dieselbe unterhält eine eigene Schule, die allerdings kleiner ist und ihre kleine, aber schmucke Kirche mit der französischen reformierten Gemeinde teilt. Der jetzige Pastor der deutsch-reformierten Gemeinde, Vötzel, hat sich einst als Pfarrer in seiner elsässischen Heimat durch sein tapferes Eintreten für die Rechte der evangelischen Kirche einen Namen gemacht.

In der dänischen Hauptstadt blüht ein reiches Vereinsleben. Da ist als der grösste der Vereine der „St. Petri-Gemeinde-Verein" mit etwa 200 Mitglieder zu nennen. Derselbe unterhält u. a. eine besondere Armenkasse, die von zwei Armenpflegern und dem Hauptpastor Lampe verwaltet wird, für notleidende Familien sehr viel Gutes stiftend. Der Verein pflegt aber auch die Geselligkeit und Gemütlichkeit. Zu den weit über die Grenzen Kopenhagens berühmt gewordenen Aufführungen, Konzerten, Kinderfesten etc. finden sich die Mitglieder derselben in traulichem Verein zusammen.

Wir nennen noch ferner den Gesangverein „Gemütlichkeit" und den deutschen Verein „Concordia", die zwei ältesten deutschen Vereine Kopenhagens. Die beiden gut geschulten Männerchöre dieser Vereine zeigen ihre Kunst nicht nur bei den regelmässigen Konzerten, sowie bei den Jubiläen, Familienfesten etc. ihrer Mitglieder, sondern auch anlässlich der grossen Festtage, wobei sich beide Chöre vereinigen, gemeinsam den Festgottesdienst zu verschönen. Selbstverständlich wird auch in einem deutschen Turnverein die echte deutsche Turnerei gepflegt. Ueberdies gibt es noch einen alten Verein „Germania" und schliesslich auch einen „Verein deutscher Reichsangehöriger" unter dem Ehrenvorsitz des jemaligen deutschen Gesandten.

Nicht unerwähnt können wir den vor einiger Zeit in Kopenhagen ins Leben getretenen deutschen „Hilfsverein" lassen, der schon in der kurzen Zeit seines Bestehens zur herrlichsten Blüte gelangt ist. »Neben dem deutschen Hilfsverein« besteht noch in Kopenhagen seit etwa zehn Jahren ein „Deutsches Seemannsheim".

Die Sehnsucht der Deutschen in Skandinavien nach der Errichtung eines deutschen Klubhauses, wo die deutschen Elemente der dänischen Hauptstadt sowohl, wie die Landsleute, die Kopenhagen auf kürzere oder längere Zeit besuchen, in eignen Hause gemütlich beisammen sein könnten, wird hoffentlich auch bald in Erfüllung gehen.

Möge das Deutschtum in Skandinavien noch ferner wachsen, blühen und gedeihen!

Aus der Sagenwelt eines untergehenden Volkes

(Keltische Sagen)

Von **Hans Benzmann.**

(Fortsetzung.)

Ein König der Lagner, der König der zwei Stummen genannt, hatte einen Hund, der ganz Leinster behütete, und von dessen Ruhm ganz Irland voll war. Um diesen Hund entbrannte zwischen den Königen Couchobar und Alill ein furchtbarer Streit, dessen Entwickelung und Ende in der Erzählung geschildert wird. „Da kamen Leute von Alill, um den Hund zu erbitten. Zur gleichen Stunde aber wie sie, kamen auch Boten von Conchobar, die ebenfalls den Hund begehrten. Man begrüsste sie alle und führte sie in den Palast. Dieser Palast hatte sieben Türen und sieben Wege führten hindurch; drinnen standen sieben Herde und sieben Kessel; in jedem Kessel war Ochsenfleisch und gesalzenes Schweinefleisch. Jeder Mann, der des Weges kam, durfte die Gabel in den Kessel stossen und was er mit dem ersten Stoss fing, das mochte er essen; erhielt er mit dem ersten Stossen nichts, war ihm kein zweiter gestattet.“ — Der Sohn der Stummen versank in tiefes Schweigen, als er die Botschaften vernommen hatte, zwei volle Tage trank er nicht, ass er nicht, schlief er nicht, sondern wälzte sich von einer Seite auf die andere. Da sprach seine Frau zu ihm:

„Schlafes-Störung ward gebracht
Dem Sohn der Stummen in sein Haus;
Wohl hätt' er was zu beraten,
Doch zu niemand redet er.

Von mir weg, zur Wand hin dreht sich
Der Irenfürst, der grimme Held.
Sein kluges Weib bemerkt es wohl,
Dass der Schlaf den Guten flieht.“

Der Mann:

„Chrimthann sprach, der Neffe Nars:
Sag' dein Geheimnis keiner Frau!
Fraun'geheimnis birgt sich schlecht.
Sklaven vertraut man kein Juwel.“

Die Frau:

„Auch dem Weibe magst du's sagen,
Kann dadurch nichts schlimmer werden.
Was du selber nicht ersinnst,
Fällt gar oft dem andern ein.“

Der Mann:

„Mesroids Hund, des Sohns der Stummen —
Wehe, dass man nach ihm sandte!
Viele schöne Männer fallen
Seinethalb in zäher Schlacht.

Wird er Conchobar verweigert,
Fürchterlich seh ich die Folgen:
Meine Rinder, meine Länder —
Nichts verschonen seine Heere.

Wag' ich Alill abzuweisen,
Stürzt sich Irland auf mein Volk;
Matas Sohn führt uns hinweg,
Nichts als Asche bleibt zurück.“

Die Frau:

„Einen Rat hab ich für dich,
Der die schlimmen Folgen hebt:
Gib den Hund doch allen beiden;
Mögen sie sich drum erschlagen!“

Der Mann:

„Ja, der Rat, den du mir gibst,
Der befreit mich von der Sorge.
Albe, ihn hat Gott gesandt;
Niemand weiss, von wem er kam.“

Und der Sohn der Stummen handelte nach dem Rate seines Weibes. Er liess den Boten der beiden Könige sagen, diese möchten mit Gepränge heranziehen und den Hund sich holen. Und an einem Tage kamen die Heere der beiden Könige und zwei Fünftel Irlands war vor dem Palast des Sohnes der Stummen versammelt. Dieser hiess sie willkommen, und sie zogen alle in den Palast ein; die eine Hälfte des Hauses erhielten die Connachter, die andere die Ulter. Aber im Hause sah man keine Gesichter wie Freunde sie beim Male zeigen. Gar viele von ihnen hatten mit den anderen schon einen Strauss gehabt, denn seit 300 Jahren vor Christi Geburt bestand Krieg zwischen Connaught und Ulster. „Nun schlachtete man ihnen das Schwein des Sohnes der Stummen. Zu dessen Nahrung hatte sieben Jahre lang die Milch von sechzig Kühen gedient. (Aber mit Gift muss es genährt worden sein, auf dass viele Männer Irlands um seinetwillen umkämen.)“ Die Frage erhob sich nun zwischen den Heerführern, wer das Schwein zerlegen sollte. Ein lustiger Wettstreit entsteht darum zwischen den Helden beider Parteien, der aber des Ernstes nicht entbehrt, denn die Helden höhnen sich gegenseitig und werfen einander Schmach und Schande vor, Feigheit und Schwäche und sie sind dabei stets bereit einander auf der Stelle die Schädel einzuschlagen. Ket, ein Held König Alills, ist in dem Wortstreit schliesslich Sieger geblieben, nur ein Held König Conchobars und zwar der gewaltigste und gefürchtetste, Conall Hund, war ihm noch nicht gegenüber getreten. Jetzt trat auch er in den Saal. Ket, der bisher nur Spott und grimmigen Hohn für seine Gegner übrig hatte, begrüsst diesen ihm ebenbürtigen Kämpen mit anerkennenden, rühmenden Worten „Willkommen Conall! Herz von Stein!

Wildglut des Feuers! Flimmern des Eises!
Zornwallendes Blut in des Helden Brust,
Des narbigen Schlachtensiegers!
Du Sohn des Finnchaem kannst dich mit mir messen.“

Conall begrüsst ihn ähnlich, aber darauf ruft er ihm ingrimmig zu: „Ich schwöre, was mein Stamm schwört: „Seit ich den Speer in meine Hand bekommen habe, ist kein Tag vergangen, ohne dass ich einen Connachter erschlagen habe, keine Nacht ohne Plünderung, und nie habe ich geschlafen, ohne den Kopf eines Connachter unter meinem Knie.“ „Es ist wahr,“ sagte Ket, „Du bist ein besserer Kämpe als ich. Wäre nur Anluan hier im Haus, der könnte Dir standhalten. Schade für uns, dass er nicht hier ist!“ „Er ist ja hier,“ rief Conall, indem er Anluans Kopf aus seinem Gürtel hervorzog. Und er warf ihn Ket an die Brust, dass ihm ein Schluck Blut über die Lippen trat. Da liess dieser ab vom Schwein und Conall setzte sich dazu. Jetzt sollen sie zum Wettstreit kommen rief Conall. Doch fand sich unter den Connachtern kein Sieger ihn zu bestehen. Um ihn herum aber hielt man rings Buckelschilde, wie ein grosses Fass; denn im Haus begann die schlimme Sitte, dass tückische Menschen hinterrücks Speere warfen. Nun machte sich Conall ans Zerlegen des Schweins; dazu nahm er das Ende des Schwanzes in den Mund. Und er sog den Schwanz, an dem neun Männer zu tragen hatten, ganz ein, dass er nichts davon übrig liess. Den Connachtern aber gab er bei der Verteilung nichts als die beiden Vorderfüsse des Schweins.“ Da sprangen die Connachter auf und auch die Ulter und die Recken stürzten auf einander los. Da gab es Backenstreiche, dass der Leichenhaufe mitten im Hause so hoch wurde, wie die Seitenwand des Hauses, und Bäche von Blut flossen durch die Türen. Nun drängten die Schaaren durch die Türen hinaus und ein gewaltiges Getöse erhob sich. Das Blut auf dem Boden des Gehöfts hätte eine Mühle drehen können, so hieb einer auf den andern ein. Damals riss Fergus eine grosse Eiche aus den Wurzeln, die mitten im Gehöft stand, und schwang sie gegen die andern, dann stürzten sie aus dem Gehöft hinaus, und draussen da ging der Kampf weiter. Nun trat der Sohn der Stummen heraus, den Hund an seiner Seite; den wollte er loslassen zwischen sie hinein, um zu sehen, wessen Partei des Hundes Spürsinn wählen würde. Der Hund entschied sich für Ulster und stürzte sich auf die unterliegenden Connachter, denn diese flohen. Man erzählt, in den Albe-Feldern habe der Hund die Stange des Wagens, in dem Alill fuhr, gepackt. Da traf ihn der Wagenlenker so, dass sein Rumpf auf die Seite fiel, der Kopf aber an der Wagenstange festgebissen blieb. Eben darum sage man Albe-Feld, da der Hund Albe hiess."

Einen ähnlichen Wettkampf der sich aber nur zwischen den Helden König Connchobars abspielt, behandelt die Sage „Der Streit um das Heldenstück". Die in poetischer und kulturhistorischer Beziehung sehr reiche und interessante Sage hat mit jener den streng epischen Ton gemein, unterscheidet sich aber von ihr durch die fast üppige Sprache und phantasievolle Schilderung. An dem Streite um das Heldenstück beteiligen sich auch die Frauen der Helden, wodurch die Erzählung besonders reizvoll wird. Der Streit wird schliesslich durch einen „Kraftmenschen" entschieden. Als die Ulster einmal des Abends in der Halle sassen, sahen sie einen fürchterlich grossen Kerl hereintreten. „Furchtbar und grauenhaft sah der Kerl aus. Er trug ein altes Fell auf dem Leib, darüber einen schäbig dunklen Mantel und auf dem Kopf eine buschige Baumkrone, so gross wie ein Schutzdach für Kälber, unter dem dreissig Stück Platz haben. Zwei hungerige gelbe Augen hatte er im Kopf; jedes stand so weit hervor wie ein Kessel, in dem man einen grossen Ochsen kochen kann. So dick wie eines andern Handgelenk war jeder seiner Finger. In der linken Hand trug er einen Block, an dem zwanzig Joch Ochsen zu ziehen gehabt hätten, in der rechten ein Beil, in das fünfzig Eisenklumpen aufgegangen waren. Die Schneide war so scharf, dass sie ein Haar gegen den Wind zerschnitten hätte." Dieser barbarische Kerl fing sogleich an, die Helden zu verhöhnen und forderte sie auf, mit ihm einen Handel abzuschliessen: Ein Kämpe sollte ihm heute Abend den Kopf abschlagen, morgen Abend wolle er dem Kämpen den Kopf abschlagen. Einige Helden wollten hierauf eingehen, zunächst Dickhals. Dieser nahm dem Kerl das Beil aus der Hand und letzterer legte seinen Hals über den Block. Dickhals schlug ihm den Kopf ab, so dass der ganze Herd voll Blut wurde. Der Kerl aber stand auf, sammelte seinen Kopf, seinen Block und sein Beil in seinen Busen und schritt zum Hause hinaus. Dabei strömte das Blut aus seinem Hals, dass es die Halle nach allen Seiten füllte. — Am nächsten Abend kam der Riese wieder, aber kein Dickhals liess sich sehen, und ähnliche Erfahrungen machte der Ungeschlachte mit andern Helden: erst Conall Hund hielt sein Wort und kam am zweiten Tage, um sich den Kopf abschlagen zu lassen. Da verschonte ihn der Riese, indem er ihn nur mit der Hinterseite des Beiles schlug, und priess ihn als den tapfersten aller Helden. Von da an wurde dem Conall das Heldenstück nicht mehr streitig gemacht.

Ich glaube, die Vorführung dieser Sagen genügt, um dem Leser in bezeichnender Weise ein Bild von der Art dieser Poesien und von dem Wesen jenes alten Heldenvolkes zu geben. Natürlich ist hiermit die Sammlung Thurneysens nur zu einem Teil ausführlicher charakterisiert. Aus den Sagen ergeben sich noch viele andere originelle und altertümliche Motive: Insbesondere sei noch erwähnt das Verwandlungsmotiv, das ähnlich wie in orientalischen Märchen öfters in diesen Sagen behandelt ist. In der Sage von Etain und Alill Anguba z. B. wird Etain die Gattin des Fürsten Midir durch eine eifersüchtige Fee in ein kleines Insekt verwandelt. Als solches wurde sie sieben Jahre lang vom Sturm durch die Luft geführt, bis er sie auf dem Dache eines Hauses absetzte, in dem die Ulter zechten. Sie fiel in den goldenen Becher, der neben der Frau eines Kriegers stand und wurde von dieser dann verschluckt; so kam sie in ihren Leib und wurde später als ihre Tochter geboren. Von ihrem Schicksal berichtet dann die Sage weiter.

Erwähnt sei noch die prächtige Sage von Ronauds Sohnesmord: Es ist die uralte Geschichte von der Liebe der Stiefmutter zum Stiefsohn, die in der Sage von Phaidra und Hippolites ihre klassische Gestalt gefunden hat. Schliesslich sei noch der etwas derbe aber harmlose Schwank Mac Conglinnes Vision hervorgehoben, der uns einen Blick in die irische Küche tun lässt. Dass christliche Legenden in die Sagen hineinklingen, erwähnte ich bereits. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem alten Sachsenlande.

Vaterländische Erzählungen von **Hermann Tiemann.***)

Der Kultus der Niedersächsischen steht gegenwärtig auf höchster Stufe und erfüllt beinahe allein die Heimatsforschung. Die Geschichte Niedersachsens ist die deutsche Geschichte, wenigstens geht in ihr das deutsche Volkstum beinahe auf. Von Widukind an lässt sich die Geschichte der Sachsen auf Schritt und Tritt verfolgen, sie steht mit der deutschen stets im engsten Zusammenhange. — Der Zyklus der Tiemann'schen „Erzählungen aus dem alten Sachsenlande" beginnt mit der Geschichte des Erben von Stübeckshorn, des Sachsenherzogs Hermann Billung. Liebevoll, langsam und bedächtig führt der Autor seine Leser hinein in den alten Lohengau, mitten hinein in die Lüneburger Heide zum Stammsitz der Billungen. Noch heute hat das Völkchen dort seine Eigenart bewahrt, es weiss Gastfreundschaft und Treue zu halten, und der Leser fühlt sich bald heimisch an der Hand des Erzählers, der gemütvoll, mit Stimmungsgewalt zu berichten weiss. Gern folgt ihm der empfängliche Leser und ist dabei wenn der Gerichtstag bei den sieben Steinhäusern ihn mit den Rechtsgepflogenheiten, die in ihrer Einfachheit und Menschlichkeit geradezu klassisch zu nennen sind, vertraut macht. Im Hause Stübeckshorn erfährt er dann von allen Eigenheiten, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen der Sachsen. Er zieht mit den Billungen, dem König Heinrich, der Vogler zubenannt, mit dessen Sohne Otto und anderen Helden durch alle Kämpfe mit den Wenden, Magyaren, Dänen und Böhmen, lässt wieder sich mit den Gebräuchen und der Mythologie dieser Völker vertraut machen und kehrt zu sich zurück, um eigene Betrachtungen an die Begebenheiten zu knüpfen. Man merkt, die Erzählungen sind durchaus nicht in schulmeisterlich frommem Tone gehalten. Der ernstere und diesem Stoffe innig zugekehrte Leser wird das menschliche, hohe und stolze Sachsenherz schlagen fühlen, er wird sich gern von ihm leiten lassen durch Zeiten, die er dann durch sein Gefühl eigens historisch bewerten wird. Er wird sich an den frischen und reinen Geschichten laben, die wie goldene Fäden den bunten Teppich durchwirken, und er fühlt sich gewachsen und zugehörig. Und wenn auch der Verfasser bittet, diese Erzählungen nicht mit dem kritischen Massstabe des Gelehrten zu messen — sondern sie lediglich als das zu nehmen, was sie sein sollen: geschichtliche Erzählungen — so wird der denkende Leser doch den eifrigen Geschichtsforscher, der selbst die Quellen nachprüfte, entdecken und sich aus der Lektüre ein Urteil bilden, vielleicht ein anderes als ihm Schulweisheit einimpfte. — Die vielsagende Bezeichnung, ein echter Volksschriftsteller zu sein, welche dem Verfasser nach Erscheinen seines Erstlingswerkes seitens der Presse zuteil geworden, ist wohlverdient und die folgenden Erzählungen bestätigen diese Bezeichnung. Als zweites Buch in der Reihe steht das an der Hand einer Familiengeschichte gezeichnete Lebensbild des Sachsenkaisers Lothar „Die Supplingenburger". Was die geschichtlichen Tatsachen anbetrifft, so füllt hier die wirkliche Geschichte des Helden den Rahmen plastischer aus, als die Einführungsgeschichte. Der lokale Hintergrund des Elmgebirges und die Stadt Königslutter mit ihrem herrlichen Bauwerke, der Stiftskirche aus der damaligen Zeit, ist klar gezeichnet. Diese Landschaft ist eine der lieblichsten im alten Sachsenlande; selbst die Erben aus dem Süden des deutschen Vaterlandes erstaunten vor ihrer Schönheit. Die reichen Fluren, die üppigen Kornfelder, die freundlichen Dörfer mit ihren Höfen, umkränzt von den blauen Höhen des Elmes, bieten ein prächtiges Heimatsbild und man kann wohl verstehen, dass es die alten Recken immer wieder heimlockte. Und sie mussten oft hinaus zum Schutz ihrer heiligsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit. Selbst den Kaisern trotzten sie, die in schnöder Habsucht oder in arger Verblendung mit dem Besitz freier Männer willkürlich verfahren zu können glaubten. Die Sachsen haben über sie gesiegt zum Segen ihrer Freiheit, zum Wohle ihres starken Volkstums und wohl darum lebt das Andenken an den Kaiser Lothar im Volke mit so grosser Dauer fort, weil er es war, der zu seiner Zeit die Verhältnisse, die unter den Saliern vollständig zerrüttet waren, in friedliche, für ferne Tage noch gesegnete Bahnen lenkte. Reich an Taten waren seine Tage; stets gewappnet und kampfbereit auch gegen innere Feinde als da waren: Aberglauben, geschürt von Pfaffenwahn und -witz, zerbrach er diese gefährlichen Mächte. Er war glücklicher als die Salier. Kein Kanossa verdunkelt seine Herrlichkeit, nicht wie jene verzehrte ihn der stete Kampf gegen die übermächtige Priestergewalt, über den die besten Kräfte dem Reiche verloren gingen. — Die dritte Erzählung „Der Freischöffe von Berne" darf wiederum als echtes Volksbuch gelten. In ihm ist den Stedingern ein Denkmal gesetzt, welches von ihren Kämpfen noch erzählen wird, wenn längst das kleine Denkmal am Sankt Vaits-Hügel, von späten Nachkommen 1834 gesetzt, wieder gefallen ist. Dort, wo sich die Hunte der Weser zuwälzt, gegenüber der alten Hansastadt Bremen, liegt, durch hohe Deiche gegen das Eindringen der Fluten geschützt, das Stedingerland. Hier fanden sich einst die Verfolgten aus vielen Landen zu einem neuen Volke zusammen. Ein herbes Geschick jedes Einzelnen verband sie stärker, als alle natürliche Bande es vermögen. Aber auch die Freiheit, um die alle von ihrer frühern Heimat schieden, lebte in jedem Einzelnen fort. Ein hohes und herrliches Volk, keiner Knechtschaft geweiht, ward es bald ein Dorn im Auge der habgierigen Pfaffen und so war ihr Untergang besiegelt. Gewaltig, dem Freiheitskampf der Schweizer, den Burenkriegen vollauf vergleichlich, bleibt der Freiheitskampf um Altenesch. „Lieber tot als Sklav", dieses Wort des markigen Recken Bolko von Bardenfleth und seiner Stedinger, zeigte einer im Aberglauben verrohten Generation, die durch den wahnsinnigen Sadisten, den Pfaffen Konrad von Marburg zu Flagellanten gemacht, um ihres Seelenheiles sich selbst und andere zu Tode peinigte, die Kraft des Selbstvertrauens. Und mussten sie auch erliegen vor der Uebermacht, starben sie auch geächtet und gebannt, ihr Wort „Lieber tot als Sklav" rauschte mit Gewalt durch die Zeit; ganz Deutschland, zermalmt im Bruderkriege, atmete auf, als es die Kunde vernahm, dass der Henker der Inquisition, der dämonische Marburger, wie ein toller Hund am Wege totgeschlagen ward.

---

*) 10. Bd. Verlag F. Appelhans, Braunschweig.

Nach den grossen Volkstaten des freien Bauerntums erscheint es geraten, den Blick einmal in die engeren Gemeinwesen, in die Städte zu werfen und der Verfasser der „Erzählungen aus dem alten Sachsenlande" hat das wohl erkannt und bietet in der Folge eine Geschichte aus der alten Hansastadt Bremen. Sie entrollt nun gewiss kein erfreuliches Bild. Dort grosse allgemeine Kämpfe um die höchsten Güter, hier schmähliche, aus geeinigten Interessen der Zunftwirtschaft entwachsene Zwiste, in denen die letzten Männer ihrer Zeit, wie der Bürgermeister, der Held der Geschichte: „Johann Vasmer von Bremen" untergehen mussten. In dieser Geschichte tritt zum ersten Mal die Politik, als Lebensaufgabe der Bürger, in den Städten des Mittelalters in Aktion und der Schritt zu jenem kommunistischen Kleinstaate, wie er in „Die Wiedertäufer von Münster" geschichtlich beleuchtet wird, ist nicht allzu gross. Im ganzen Reformationszeitalter drängt sich kaum noch eine Episode so hervor, wie die Zeit der Wiedertäufer in Münster. Freilich, die Nutzanwendung, die der Verfasser aus diesen grauenvollen Zuständen auf kommunistische Ideen der Neuzeit zieht, ist doch, das muss gesagt sein, sehr wenig geeignet, dem Volke zu nützen. Diese Bewegung erscheint als zu äusserlich vom Verfasser genommen. Die Erfüllung des reinen Christentums, welche den Wiedertäufern vorschwebte, nähert sich der kommunistischen Grundidee des Christentums. Man dürfte die Wiedertäuferbewegung beinahe als für ihre Zeit notwendig bezeichnen, es sind jedenfalls Konsequenzen, die die Reformation in radikalen Köpfen erzeugte. Das Verkennen dieser Tatsache gibt diesem Buch einen Beigeschmack von jener Tendenz, der man in Volksbüchern nicht begegnen darf. — Um die grosse Lücke auszufüllen, welche zwischen dem Reformationszeitalter und der Jetztzeit liegt, schrieb der Autor die Geschichte der unglücklichen Kurprinzessin Sophie Dorothea von Hannover. Ein tieftrauriges Stück deutschen Hoflebens. Das Geschick der Kurprinzessin, welches in diesem Buche „Die Burgfrau von Ahlden" sich enthüllt, ist in seiner Tragik erschütternd, gleichsam eine Ausgeburt damaliger Zustände, die ihre Schatten in die grossen Flächen, wie sie Tiemann zu zeichnen beliebt, hineinwerfen. Die Schilderung des hannöverschen Hofes darf für diese Zeit verallgemeinert werden und die Auflösung dieser volksvernichtenden Zustände durch die französische Revolution, erscheint als eine Befreiung. — Als Abschluss dieser ersten Serie der „Erzählungen aus dem alten Sachsenlande", die sich in der zweiten Folge nicht chronologisch fortsetzt, erscheint „Der schwarze Herzog". Es ist die Geschichte des heldenmütigen Herzogs von Braunschweig, Friedrich Wilhelm, ein trübes und doch wieder so erhebendes Kapitel deutscher Geschichte. Fällt auch die Handlung in die schwere Zeit der tiefsten Knechtschaft des deutschen Volkes, so erlebt man doch die Erlösung und gewinnt Ausblicke zu ruhiger Betrachtung der Zeit. Vielleicht ergänzt der Verfasser diese Serie noch durch eine Erzählung aus dem neunzehnten Jahrhundert, um den Abschluss seiner historischen Bilder uns zeitlich noch näher zu rücken. In der zweiten Folge, von der bis jetzt drei Bände erschienen sind, erhalten wir einzelne Stücke der Geschichte Niedersachsens, so im „Abt von Amelungsborn“, die Jugendgeschichte des Herzogs Julius von Braunschweig und die erbitterten Kämpfe, die mit der Einführung der Reformation verbunden waren. Hohes Interesse erregt auch die Geschichte „Wiben Peter“, die uns in das Land der Ditmarschen einführt und uns von den Kämpfen dieses wackeren Volkes, die ihre Freiheit von ihren Nachbarn, den Dänen und Holsten bedroht sahen und verteidigen mussten, erzählt. Sie enthält die Lebensgeschichte des Meldorfer Bürgers Wiben Peter, der, indem er sein Recht verteidigte, ein Feind seines Volkes wurde. Die Geschichte dieses tragischen Helden, der um seines Rechtes willen schuldig wird, erinnert an die Kleistsche Erzählung Michael Kohlhaas und dürfte mit ihr auch literarisch verglichen werden. In der Einleitung dieser Erzählung gibt der Verfasser eine Abhandlung der Geschichte des Landes Ditmarschen bis zur Schlacht von Hemmingstedt im Jahre 1500. — Das letzte Bändchen „Im Kaiserhause zu Goslar“ erläutert in kurzen Erzählungen die Wandgemälde von Hermann Wislicenus, die in neunzehnjähriger Tätigkeit im Kaiserhause zu Goslar von ihm ausgeführt sind.

Schon nach diesen knappen Skizzierungen des Stofflichen der „Erzählungen aus dem alten Sachsenlande“ erscheint augenfällig der Reichtum dieser Schriften. Und jede birgt ausserdem eine Fülle interessanter historischer Einzelheiten, die zum Verständnis von Sitten, Gebräuchen, Verhältnissen und Zuständen notwendig und wertvoll sind. Eigene Forschungen und Benutzungen des besten Materials, dessen Auffinden oft die Frucht müheloser und ernster Arbeit gewesen ist, geben den Büchern vollauf die ihnen zugesprochene Bedeutung. Es sind Volksbücher in des Wortes gutem Sinne und tragen zur Erkenntnis der Volksseele das ihrige bei. Sie können auch warm dem empfohlen werden, der auf einfache Weise historische Kenntnisse sammeln will. Sie helfen viel zum Verstehen der eigenen Zeit. Nur wer klare Vorstellungen vom Leben und den Verhältnissen vergangener Zeiten besitzt, wird ein rechtes Bild des gegenwärtigen entwerfen können und wer mit seinen Vätern in vertrautem Umgang gestanden, wird einsichtlicher den Werken der deutschen Jugend gegenüber stehen. Man würde gewiss nicht den oft so verständnislosen Urteilen gegenüber neuen kühnen Taten und neuen Gedanken begegnen. Alles Wahre hat sein Recht und ist notwendig. Die Würdigung und Achtung des Gedankens steht heute nicht sehr im Werte, Partei und wieder nur Partei beherrscht das Terrain. Jeder nimmt Stand in einer Partei und alles was ausserhalb derselben liegt, fällt der Geringschätzung zum Opfer. Den Zusammenhängen nachzuforschen, wem fällt es ein? Mit nationaler Denkart brüstet sich ein jeder. National ist alles, was geschichtlich in ganz bestimmtem Sinne, nämlich: alles was nützlich ist, ist national. Es soll nun nicht gesagt sein, dass just nationale „Denkungsart“ aus den „Erzählungen aus dem alten Sachsenlande“ zu holen ist, aber sie sind nützlich und drängen sich nicht auf. Sie sind einfach und selten, mit Liebe von einem lauteren Manne geschrieben, und wer dergleichen liest, wird auf die Kosten kommen.

Wilhelm Brüning.

Das Justiz-Drama „Vorbestraft.“*)

Der Verfasser des Schauspiels „Vorbestraft“ hat entschieden einen guten Griff getan, indem er sich einen Dramenstoff aus dem Gebiete der Justiz auswählte, — einem Gebiete, auf dem ein Ueberfluss an Gebrechen herrscht, deren Beseitigung immer dringender zu Tage tritt, ohne an massgebenden Stellen ausreichende Beachtung zu finden. Die Strafgesetze nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England und anderen Kulturstaaten sind so mangelhaft und zum Teil veraltet, dass die daraus hervorgehenden Tragödien sich geradezu anhäufen. Die Klagen über „Klassenjustiz“ und „politische Justiz“ mehren sich. Aber bei den Klagen hat es sein Bewenden. /Das Schlimmste und Betrübendste an der Sache ist der Umstand, dass die Menschheit sich nachgerade an den Gedanken gewöhnt, dass Gerechtigkeit von der modernen Justiz überhaupt nicht zu erwarten sei. Die alte Sentenz von der Gerechtigkeit, welche „die Grundlage der Staaten“ bilde, ist ganz ausser Kurs gekommen.

Da ist es in der Tat an der Zeit, dass begabte Dichter die dankbare Aufgabe erfassen, in packenden Dramen den Ruf nach Recht und Gerechtigkeit von den „Brettern, welche die Welt bedeuten“, durch die Welt ertönen zu lassen und den Sinn für Gerechtigkeit aufs Neue und stärker denn je in den Herzen wachzurufen.**)

In dem Schauspiel „Vorbestraft“ behandelt Bernstein-Sawersky in recht geschickter Weise den Missstand, dass Zeugen im Strafprozess nach ihren Vorstrafen befragt werden können. Ein Hauptmann wird zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt und erhängt sich im Gefängnis. Kommerzienrat Riemann hätte die Freisprechung des Hauptmanns bewirken können, aber er wollte sich als ein Vorbestrafter nicht als Entlastungszeuge melden, da er seine Familie damit ruiniert hätte. — Das Drama „Vorbestraft“ ist im Hamburger Schillertheater bereits mit grossem Erfolg aufgeführt worden und ist auch von einigen anderen Bühnen zur Aufführung angenommen. Möge der talentvolle Verfasser es nicht bei diesem einen Drama auf dem Gebiete des Justizwesens bewenden lassen! Ausserdem würde auch so mancher andere moderne Dramendichter gut tun, in die Fussstapfen Bernstein-Sawersky's zu treten, statt sich mit abstrusen, an den Haaren herbeigezogenen Stoffen abzumühen.

Ed. L.

Gedichte.

Von **Otto Born.**

Ausblick.

Der Blick von meinen Fenstern schweift
Weit übers Tal. Die Berge schauen
Hochmütig nieder, weil die gletscherblauen
Verschneiten Gipfel schon der Himmel streift.
Die steilen Hänge wie mit Samt,
Mit grünem, weichem Schmelz bezogen.
Der Wald umspannt in wunderlichen Bogen
Das grelle Licht, das von den Matten flammt.

---

*) „Vorbestraft“, Schauspiel in vier Akten von Bernstein-Sawersky (Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur u. Kunst 1906).

**) Nähere Informationen findet man in der Schrift „Grundzüge zur Reform des deutschen Strafprozesses“. Von Dr. Ed. Loewenthal. 2. Aufl. (Berlin, H. Muskalla 1906).

Und oben Felsen, nackter Stein,
In grellem Weiss die toten Farben.
Dort, wo die letzten Gräser fröstelnd starben,
Drang schon der Schnee in tiefe Risse ein.
In Klüfte, Schluchten, überdacht
Von eisig starren, ewgen Brücken,
Und über wild zerriss'nen scharfen Rücken
Lacht unsres Himmels heiter blaue Pracht.
Tief unten stürmt der junge Fluss
Mit ungestümem Lärmen, Toben,
Dass ich in meiner stillen Klause droben
Dem überlauten Prahler lauschen muss.
Mir ist als rief er: Liebste du! —
Und wo das Kirchlein zwischen Bäumen
Hervorlugt, stürzt mit übermüt'gem Schäumen
Vom Seitental der Wildbach auf ihn zu.
Nun zieht ein einz'ges Silberband
Mit Wellensang durchs Tal ins Weite.
Ihm gab mein Sehnen feiernd das Geleite,
Bis in den Bergen leise es verschwand.

* * *

Katakomben.

Schaudert dich vor diesen bleichen Knochen?
Schaudre nicht, das ist des Lebens Sinn:
Durch den Tod wird aller Hass gebrochen,
Und zum Tode strebt das Kämpfen hin.
Leiden nur ist alles Menschenleben
Und sein Inhalt Hass und Wut und Neid.
Unter gleissend falschen Goldgeweben
Macht daneben sich die Lüge breit.
Siehst du, — dieses blanken Schädels Grauen
Lügt nicht mehr. Er fletscht und grinst und spricht:
Wie mich deine Augen schreckhaft schauen,
Wirst auch du einst sein. Mich fürchte nicht!

Bücher-Besprechungen.

Die Religion als Selbstbewusstsein Gottes. Eine philosophische Untersuchung über das Wesen der Religion. Von Arthur Drews. (Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1906.)

In dem Vorwort zu diesem mit einem grossen Aufwand von Dialektik abgefassten Buche sagt der Verfasser sehr treffend: „Der Widerspruch zwischen unserer Religion und unserer sonstigen Lebensauffassung und die daraus entspringende Unwahrheit und Heuchelei auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens werden gegenwärtig von Niemandem mehr geleugnet. Die erste und wichtigste Bedingung eines gesunden nationalen Geisteslebens aber ist die innere Wahrhaftigkeit und gerade diese ist uns heute in einem Masse abhanden gekommen, dass die meisten unter uns selbst das Schamgefühl für die Unwürdigkeit und Unhaltbarkeit des bestehenden Zustandes verloren haben.“ — An anderer Stelle bemerkt der Verfasser: „Die Zeit der übernatürlichen Offenbarungen ist vorbei, die Religion der Zukunft kann entweder nur die alte oder aber eine philosophische sein. Die Philosophie selbst aber tut hierzu nichts, als dass sie in vorurteilsloser Untersuchung den Inhalt des Neuen feststellt, unbekümmert darum, wie viel hiervon schon heute realisierbar sein mag, und sie überlässt es der Vorsehung, zu entscheiden, wann und wie sie das Gefundene verwerten wird.“ — Indem Drews die Philosophie mit der Vorsehung in Verbindung bringt, ist er auf dem besten Wege, zum alten Glauben zurückzukehren. Er geht aber auf diesem Wege zum alten Glauben noch weiter, indem er es als eine Verkehrtheit bezeichnet, die Metaphysik aus der wissenschaftlichen Weltanschauung auszuscheiden. — Drews kommt zu dem Schlusse, „dass Gott niemals etwas anderes sein könne, als das eigene Selbst des Menschen.“ Danach muss der Titel des Drewschen Buches „Die Religion als Selbstbewusstsein Gottes“ als mindestens zweideutig und irreführend bezeichnet werden. Wozu überhaupt von einem „Selbstbewusstsein Gottes“ sprechen, wenn man der Ansicht ist, dass Gott nichts anderes ist, als das eigene Selbst des Menschen? Mit der inneren Wahrhaftigkeit, welche Drews in seinem Vorwort preist, lässt sich dessen Theorie vom Selbstbewusstsein Gottes schwer in Einklang bringen, selbst wenn er sich hinter den Occasionalismus von Geulinx und Malbranche verschanzen wollte. Ed. L.

Abriss der Geschichte der Philosophie. Von Chr. Joh. Deter. 8. Aufl., überarbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Prof. Dr. Georg Runze ao. Prof. der Theologie in Berlin (Berlin, Verlag von W. Weber, 1906).

Trotz der Weiterführung bis auf die neueste Zeit durch den Theologie-Professor Dr. Runze weist dieser Abriss der Geschichte der Philosophie Lücken auf, die wir hier nicht im Einzelnen aufführen wollen, bezüglich deren aber ein Vergleich mit dem Grundriss der Geschichte der Philosophie von Ueberweg-Heinze genügenden Aufschluss geben wird. Abgesehen hiervon muss an dem Deter-Runzeschen Buche die sorgfältige Bearbeitung alles dessen, was es bietet, anerkannt werden. Dasselbe erfüllt seinen Zweck, eine allgemeine Orientierung im Gebiete der Geschichte der Philosophie zu ermöglichen und Anregung zu gründlicherem, quellenmässigem Studium zu gewähren. Auch erleichtert dasselbe eine zusammenfassende Einprägung in das Gedächtnis, ist also besonders für Studierende zu Repetitionszwecken zu empfehlen. Ed. L.

Geschichte der Wissenschaften. Von Dr. Rudolf Eisler. (Leipzig, J. J. Weber, 1906.)

Dieses mit grossem Fleiss in knappster Form abgefasste Nachschlagebuch für die gesamten Wissenschaften gehört zu der rühmlichst bekannten Sammlung von Webers „Illustrierten Handbüchern“. In dieser Sammlung erschienen vom gleichen Verfasser bereits eine „Allgemeine Kulturgeschichte“ und eine „Deutsche Kulturgeschichte“. Mit der vorliegenden „Geschichte der Wissenschaften“ bezweckt der Verfasser besonders in vorbereitender Weise das Studium von Spezialwerken zu erleichtern, was den Studierenden aller Fakultäten, Schriftstellern, Lehrern etc., sehr dienlich sein kann, um rasch einen vergleichenden Ueberblick zu erlangen, teils betreffs der wissenschaftlichen Entdeckungen und Gedanken, teils bezüglich der wissenschaftlichen Literatur und der Vertreter der verschiedenen Richtungen. Bezüglich der neueren Philosophie und Religionsgeschichte hat sich der Verfasser etwas zu kurz gefasst, indem er wichtige Erscheinungen und Ereignisse auf diesen Gebieten ganz unbeachtet liess. Möge er diesen Wink für eine fernere Auflage in Betracht ziehen.
Ed. L.

Wilhelm Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur. 8. Auflage. Herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. Max Ettlinger. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1906.)

Lindemanns „Geschichte der deutschen Literatur“ ist zuerst im Jahre 1866 erschienen. Dieselbe stellt zwar die deutsche Literatur von christlich gläubigem Standpunkt dar. Der Verfasser befleissigte sich aber trotzdem der grössten Objektivität und konnte mit Recht von sich sagen: „Ich habe nach bestem Wissen ohne Rücksicht auf Konfession die Warnungszeichen, wo es nötig war, ausgesteckt.“ Der Bearbeiter der 8. Auflage, Dr. Max Ettlinger, hat sich ganz im Sinne Lindemanns an die Arbeit gemacht. Er brachte 250 Namen in Fortfall und schaltete 80 neue ein. Auch war er bemüht, durch die Art der Anordnung, durch die Raumbemessung im Einzelnen und die Weise der Charakteristik, das Wesentliche deutlicher hervortreten zu lassen. Sowohl Lindemann, wie der Neubearbeiter seines Werkes haben es der Kritik leicht gemacht, auch ihrerseits den konfessionellen Standpunkt tunlichst auszuschalten und ihrer vollen Anerkennung Ausdruck zu verleihen. ⁂

Poetik, Rhetorik und Stilistik. Akademische Vorlesungen von Wilhelm Wackernagel. Herausgegeben von Ludwig Sieber. 3. Aufl. (Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1906.)

Die Vorlesungen Wackernagels über das vorbezeichnete Thema stammen aus den Jahren 1836 und 1837, der Inhalt derselben bietet auch heute noch ein nicht gemindertes Interesse. Die vorliegende 3. Auflage weicht von den beiden ersten nur darin ab, dass die neue Orthographie in ihr durchgeführt ist. Das neu beigefügte Register umfasst die Namen der zitierten Autoren und die Kunstausdrücke der Rhetorik, Poetik und Stilistik. ⁂

Dictionnaire International des Ecrivains du Monde Latin. Par Angelo de Gubernatis. (Rome et Florence, 1905.)

Dieses Schriftsteller-Lexikon der lateinischen Welt beschränkt sich nicht bloss auf die Aufzählung der italienischen, rumänischen, spanischen und französischen Schriftsteller mit entsprechenden biographischen Notizen, sondern es enthält auch Notizen über Schriftsteller anderer Länder, soweit sie für die lateinische Welt Interesse bieten, bezw. dieser Interesse entgegenbrachten. Das Werk umfasst 1506 Seiten und eine Ergänzung desselben soll demnächst zur Ausgabe gelangen. Der Herausgeber Angelo de Gubernatis hat einen enormen Fleiss und einen Teil seines Lebens auf die Herstellung dieses Werkes verwandt. Wir glauben allerdings, er hätte besser getan, in der Berücksichtigung der Lehrerwelt etwas zurückhaltender zu sein. So findet man in dem Werke deutsche Gymnasiallehrer aufgeführt, die in der literarischen Welt Deutschlands ganz unbekannt sind. Für eine künftige Auflage wäre dies jedenfalls zu berücksichtigen. Abgesehen hievon kann das Internationale Schriftsteller-Lexikon von A. de Gubernatis allen Interessenten der Literatur- und Kulturgeschichte als eine Fundgrube von wertvollem biographischem Material ernstlich empfohlen werden. Auf den demnächst erscheinenden Nachtrag werden wir seiner Zeit zurückkommen. Ed. L.

Geschichte der japanischen Literatur. Von Dr. K. Florenz, Professor an der Universität Tokyo. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1906.)

Dieses Werk bildet den zehnten Band des in C. F. Amelangs Verlag erscheinenden Sammelwerkes „Die Literaturen des Ostens“. Angesichts der überraschenden Fortschritte, welche das japanische Volk in kultureller Hinsicht in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, — Fortschritte, die ihm neben den Nationen Europas und Amerikas eine gleichberechtigte Stellung sicherten, gewinnt auch die japanische Literatur und deren Geschichte eine erhöhte aktuelle Bedeutung. Danach darf die vorliegende von einem deutschen Philologen nach den unmittelbaren Quellen bearbeitete japanische Literaturgeschichte der günstigsten Aufnahme in Deutschland sicher sein. — Von Japanern selbst ist auf dem Gebiete ihrer Nationalliteratur noch nichts Vollständiges geschaffen worden. Dagegen erschien im Jahre 1899 eine japanische Literaturgeschichte von dem Engländer W. G. Aston, deren Prof. Florenz in anerkennender Weise gedenkt. Ein besonderer Vorzug des Florenzschen Werkes besteht darin, dass er zahlreiche Uebersetzungsproben aus charakteristischen japanischen Literaturerzeugnissen in seine Darstellung einstreut. Dadurch eben wird der beste Einblick in die japanische Volksseele ermöglicht. ⁂

Seemanns Literarischer Jahresbericht und Weihnachts-Katalog für 1906. (Leipzig, E. A. Seemann.)

Dieser seit 36 Jahren regelmässig erscheinende Jahresbericht enthält in seiner neuesten Ausgabe verschiedene Novellen, grössere Artikel und einen systematisch geordneten literarischen Bericht über die Neuheiten vom Büchermarkt vom Jahre 1906. Derselbe ist, soweit es sich um Belletristik handelt, ziemlich eingehend. Weit lückenhafter ist der wissenschaftliche Teil behandelt. Immerhin kann dieser Jahresbericht als ein sehr schätzbares Orientierungsmittel auf dem Gesamtgebiet der Literatur dienen.

—*—

Endlos empor! Ausstrahlungen eines Marsgefallenen. Herausgegeben von L. Albert. (Berlin, Hermann Walther Verlagsbuchhanlung, G. m. b. H., 1906.)

Die Zahl derer, die unter der Flagge von Marsbewohnern unsere irdischen Verhältnisse in ein neues Licht zu setzen sich bemühen, beginnt sich zu mehren. Der „Marsgefallene“ (soll wohl heissen der vom Mars Gefallene), dessen Eindrücke und Ausstrahlungen uns L. Alberti vorführt, unterscheidet sich von dem Marsbewohner „Passyrion“, den wir kürzlich besprochen, dadurch, dass er kein Abkömmlung des Kriegsgottes Mars, sondern ein einfacher Tourist vom Mars ist, der in der Hülle eines Meteors auf der Erde anlangte. Bezeichnend ist es, dass der Mars-Tourist uns vom Mars gar nichts zu berichten weiss, sondern sich darauf beschränkt, uns seine Anschauungen bezüglich unserer irdischen Verhältnisse zum Besten zu geben. Die zahlreichen Unklarheiten und Verschwommenheiten, die dabei zu Tage treten, müssen wir wohl der Erdfremheit des „Marsgefallenen“ zuschreiben. Vor dem Wellsschen Mars-Märchen „Der Krieg der Welten“ (siehe vorige Nummer ds. Bl.!) hat die Alberti'sche Schrift jedenfalls das voraus, dass ihr Grundgedanke ein wahrhaft kulturfreundlicher ist. In dieser Hinsicht pflichten wir besonders seiner Behauptung bei, „dass jede Schönheit nur in der weitesten Entfernung vom Tierreiche liegen kann.« Ed. L.

Kulturideale und Frauentum. Von Henriette Fürth (Leipzig, Felix Dieterich, 1906.).

In scharf und klar entwickeltem Gedankengang bespricht die Verfasserin die moderne Frauenfrage in allen ihren Einzelnheiten. Speziell wird in der kleinen Schrift erörtert das Bevölkerungsproblem und die Frauen, Mutterschaft und geistige Arbeit, die Berufsfrage und die Frauen die Zukunft der Einehe. Schliesslich bringt die Verfasserin ihre Reformvorschläge zur Sprache, die alle Beachtung verdienen. Dieselbe gibt der Ueberzeugung Ausdruck, dass der Tag kommen wird, an dem ein Geschlecht von freien einander gleichgeordneten und gleichwerten Menschen, Männer und Frauen, erhobenen Hauptes durch die Welt schreiten wird — „ein Sklave keiner und keiner Knecht, ein Jeder er selbst und Jeder recht.“ —*—

Also sprach Shakespeare. Ein Brevier gesammelt und eingeleitet von Rudolf Presber. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock, 1906.)

Die zehn Historien, zwölf Tragödien und vierzehn Komödien Shakespeares, so führt Presber aus, „füllen zwölf dicke Bände. Nicht die Hälfte aller Gebildeten, die den „Hamlet“ genau kennen, aus „Romeo und Julia“ manches gute Wort zitieren und dem „Sturm“ endlich eine kongeniale Darstellung wünschen, kennen sich aus im „König Johann“ oder erinnern sich dankbar der üpnig blühenden Schönheiten, die etwa in einem unserer Beurteilung der Antike so fern liegenden Drama, wie „Troilus und Cressida“ vom aufmerksamen Leser zu pflücken sind im Gestrüpp der Irrtümer, die mehr der Zeit als ihrem Dichter zur Last fallen. Die Jugendwerke, in denen das Genie erst tastend, zögernd, irrend, seine steilen Wege zur einsamen Höhe sucht, werden wohl mehr genannt als gelesen; sicherlich mehr gelobt als geliebt. Die auf der Schulbank eingepflanzte, im Theaterparkett gefestigte Verehrung für den grossen Briten, dessen Wiedergeburt für die Weltliteratur ein ruhmreiches Werk deutscher Jugend, deutschen Geistes und deutscher Begeisterung war, gründet sich in der breiten Masse der lauten Literaturfreunde auf ein starkes Drittel seiner Dramen, das der lebenden Bühne die lockende Aufgabe, ehrgeizigen Darstellern das reizvolle Problem stellt: das über die britische Insel und das Zeitalter der Elisabeth hinaus mit weithin sichtbaren, allen begreiflichen, von Kritik und Mode unverwischbaren Farben die grandiosen Bilder der Liebe und der Eifersucht, des Stolzes und der Demut, der Vasallentreue und des Verrats gemalt hat. Der ganze Shakespeare wird stets nur ein Herzensschatz weniger sein. In Zukunft nicht weniger als heute. Die Werke, die es verdienen gekannt zu werden, mehren sich in allen Sprachen der Kulturvölker. Vortreffliche Uebersetzungen schlagen die starken Brücken von Volk zu Volk. Technik und Erfindungen stellen immer grössere Anforderungen an den lernenden und in sich aufnehmenden Menschengeist. Und einem Erdenleben, einem emsigen Sich-Regen und lodernden Sich-Verzehren solchen Nervenbündels, Mensch genannt, wird in kommenden Jahrhunderten kaum eine grössere Zeitspanne zugemessen sein, als heute. So wird es vielleicht immer wenigeren beschieden sein, erinnernd zurückzukehren zu den durch Wert und Inhalt die Handlung überstrahlenden Aeusserungen seines Genies in jenen Stücken, die als zu fremd, zu englisch, als veraltet, als minder bühnengerecht den vielbeschäftigten deutschen Leser nicht zur Wiederholung der Lektüre locken. . . . .“ Hier nun setzt erinnernd, ergänzend, sammelnd das Brevier ein, das wir in seiner schmucken Ausstattung allen Freunden Shakespeares und seiner Kunst für die eigene Bibliothek, wie als wertvolles Geschenk bestens empfehlen möchten.
—*—

Die Darnekower. Roman von Ottomar Enking. (Bruno Cassirer, Berlin. 1906.) 2. Aufl.

Ein Mecklenburger Roman von der Waterkant; aber einer, in dem es für diesmal ungleich ungemütlicher zugeht, als es sonst in Mecklenburger Romanen zuzugehen pflegt. Der tragische Zusammenbruch einer Rittergutsfamilie. Sicher ist das Buch ja danach angetan, auf einen grösseren Leserkreis zu wirken. Vor einem ernstlicheren ästhetischen Massstab indessen kann es nicht so recht bestehen. Dazu bedeutet es viel zu sehr ein Compositum des braven Gartenlaubenromans mit der dickaufgetragenen pathetischen Tragik der Hintertreppe. Und ferner ist die Zeichnung der Charaktere durchweg unbestimmt und geht in keiner Weise über die gewohnte Schablone hinaus. Das ländlich mecklenburgische Milieu ist nicht übel und sicher das geniessbarste an dem Buch; freilich an Fritz Reuter darf man nicht denken. — Es sieht so aus, als wenn der Verfasser auf „Psychologie“ bedacht wäre. Das ist vielleicht die einzige, wirkliche Conzession, die der fortgeschrittenen modernen Romankunst hier gemacht ist. Gelungen aber ist Enking diese „Psychologie“ nicht. Der Dialog ist langspurig und viel zu redselig; und zudem sehr oft aus dem Grunde langweilig, weil Enking kein rechtes Gefühl dafür hat, wo der Inhalt Referat und wo er Dialog erfordert. Leser aber wird das Buch trotzdem viele finden; denn es packt mit der groben Wirkung einer gewissen Art von Schicksalstragödie, die ihre Effekte dick genug unterstreicht und in der Wahl derselben bequeme, gewohnte Konvention zeigt. Das Buch, das fast 500 reichlich bedruckte Seiten hat, ist vorzüglich ausgestattet.

Johannes Schlaf.

Die Sphinx von Oskar Wilde. Deutsche Umdichtung von Felix P. Greve. (J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W. 1906.).

Ein vom Verlag sehr sorgsam und splendid ausgestattetes Buch. Und so billig! — Etwas Neues fügt dies Dichtwerk aber dem Eindruck von Wildes Werk nicht hinzu. Verse von vollendeter Wortkunst. Der Uebersetzer hat sich mit der Uebertragung viel Mühe gegeben, und sie ist ihm vielleicht auch brav gelungen. Gerade so, dass man sich sehnen mag, das Original zu haben. — Tief ist die „Sphinx“ ihrem Inhalt nach wohl kaum. All dies gar zu viele Edelgestein und all diese gar zu vielen Farben und Effekte sind doch viel zu merklich ihrer selbst willen da und, so glatt sie eingehen, so sehr sie glänzen und bestricken, lassen sie einen tieferen Gehalt der Sphinx-Idee zu ausschliesslich von der dekadenten Seite aus sehen. Der Ewigkeitsgedanke sollte doch kein Spielzeug mit Bijous sein; und wo ist seine Erhabenheit, seine Majestät? — Immerhin sei das Büchlein, das sicher mehr reizend als furchtbar ist, allen Feinschmeckern, auch bibliophilen und artistischen Bijousammlern empfohlen.

Johannes Schlaf.

„Frauenkämpfe.“ Ein Novellenbuch von Wilhelm Arminius. Berlin, Gebrüder Paetel, 1905.

Ein seltsames Buch, das uns kündet von ringenden Frauenherzen, von innerer Befreiung, von überwindender Entsagung. Ein Buch, das uns in bannende Träume spinnt, die uns weit verfolgen, wenn wir es lange schon aus der Hand gelegt haben. Es ist das Werk des zur reifsten Vollendung gediehenen Künstlers, der mit ruhig sinnenden Augen auf der Höhe rastet. Und es ist eine freie, stolze Höhe, die Wilhelm Arminius mit seinen beiden letzten Romanen, den „Heimatsuchern“ und „Wartburgkronen“, erklommen hat! — Er kennt die Frauenseele, die ewig wechselnde, in Lieb und Entsagung, Lust und Trauer beständig neue, bis in ihre tiefsten Regungen. Er kündet ihre Wunder und lehrt sie uns verstehen. Mit ehrlichem, ernstem Sinn dichtet Arminius; alles Pikante, Unkünstlerische liegt ihm fern. Wenn in der jetzt so verworrenen Literatur zur Frauenbewegung Klärung geschaffen werden soll, so kann es nur auf dem Wege geschehen, den Arminius hier eingeschlagen hat. Schon einmal, in seinem „Weg zur Erkenntnis“ hat er ein ernstes Wort über die Frauenfrage gesprochen. — Im vorliegenden Novellenband schlägt er die mannigfaltigsten Töne an. Da ist die wunderliche Koren

Nielson, die Kopenhagener Studentin, die Schönheitsdurstige, sich selbst suchende. Von einem dänischen Vater und einer deutschen Mutter stammend, wird sie bei ihrem Grossvater erzogen, dem Etatsrat Nielson, einem Kriegshelden aus dem Jahre 1864. Erst in der Majestät der nordischen Natur, dort wo die Kullamanns Stimme um die Riffe grollt, da läutert sich alles Dunkele, Ahnungsvolle ihrer keuschen spröden Mädchenseele, — da ist ihr das verliehen, was der alte Volksreim von Kullamann erbittet. Schönheit Kranz und Jugend. — Und neben Karen die drei Lachelstern, ihre lustigen Gefährtinnen, dann die steife, mit schmunzelndem Humor gezeichnete Miss Webster; der alte Nielson und schliesslich der kräftige Klaus Buchow, welcher Karen, deren deutsche Augen er erkannt hat, befreit und in Liebe festigt, — alles lebenswarme Gestalten. Manchem, der die Erzählung oberflächlich liest, wird sie etwas zu lang gesponnen erscheinen; derjenige aber, der sie in ihrer ganzen Tiefe erfasst und die Wandlung in Karens Seele mit Aufmerksamkeit verfolgt, wird an keiner einzigen Stelle ermüdet werden. Ueber die Novelle liegt, wie es in dem alten Liede von Christian und Dagmar heisst, der Glanz der hellen nordischen Nächte. — Traumstimmung atmet die zweite der Erzählungen La belle Lyonnaise. Ein wehmütiger Hauch der Entsagung liegt darüber, eine Abendkühle. Es ist die Geschichte einer Frau, die an zwei Männerherzen gekettet ist und daran zu Grunde gehen muss. Wundervoll ist die Einkleidung als Traumvision eines Lungenkranken im herbstdurchschauerten Parke. An drei Abenden sieht der Verlassene das Bild der Geliebten, Didiere, und ruft sich, im Gespräch mit ihr, alle Erinnerungen wach. Am dritten Abend wird ihm das Vermächtnis der Verstorbenen, ein erklärender Brief, gebracht, aus dem er ihre Rechtfertigung vernimmt. „Ich habe meine Seele um dich verloren, belle Lyonaise! Du musst nicht von mir gehen," das sind die letzten Worte des Kranken, — Der geheimnisvolle, nebelhafte Duft, der über dieser Erzählung webt, würde abgestreift werden, sollte man hier in kahlen, ausführlichen Worten ihren Inhalt angeben. — Auf der Insel Sylt spielt Die weisse Möve, die Geschichte der armen Everilde Herwig, die fern vom geliebten Mann elf Jahre hindurch an sich selbst arbeitet, um dem Bräutigam dann gefestigt und geklärt entgegentreten zu können, aber bitter betrogen wird, als sie in dem Zurückkehrenden nur ein Zerrbild des Geliebten wiederzufinden vermag. All ihre Selbsttäuschung kann ihr die grausame Wahrheit nicht verhüllen; die arme weisse Möve kämpft vergeblich gegen den Sturm; müde, mit gebrochenen Schwingen sinkt sie ins Meer. — Die Novelle, in Briefform geschrieben, steht den andern an psychologischer Feinheit um nichts nach. Die Szene, als Elveride den anstürmenden Wogen Trotz bietet, ist von wundervoller Schönheit, wie überhaupt die Seestimmung meisterlich getroffen ist. — — Freilich kann ich dem Dichter den Vorwurf nicht ersparen, dass er hie und da an seinem Stil zuviel grübelt. Gewiss ist er ureigen, kraftvoll, echt deutsch, aber Wendungen, wie „Platanen gegen gerade Alleeschnüre", „Erschreckt hob eine Eule weiche Schwingen", „Die Dunstgespenster begannen wunderlichen Tanz", kommen für mein Empfinden zu oft und schwächen sich damit gegenseitig ab. Das ist freilich nur eine geringe Ausstellung und fällt bei der Fülle des Hohen und Schönen, das der Dichter in seinem Buche bietet, nur leicht ins Gewicht. — Das neue Werk des Weimarer Dichters, das „Hans Hoffmann, dem Freunde" gewidmet ist, gehört zu den besten Erzeugnissen unserer modernen Novellenliteratur und kann nur aufs wärmste empfohlen werden. E. L. Schellenberg.

Orchideen. Von Gustav Meyrink. (München, Alb. Langen, 1906.)

Gustav Meyrink, dessen Skizzenbuch „Der heisse Soldat und andere Geschichten" grossen Beifall gefunden hat, gibt diesmal einen Strauss „Orchideen. Sonderbare Geschichten." zum Besten. Jede dieser kleinen Skizzen ist so bizarr, so überaus phantastisch und geistvoll, dass das Buch überall eine gute Aufnahme finden dürfte. Die phantastischsten und köstlichsten Blüten dieses Strausses sind vielleicht „Bologneser Tränen" — „Der Opal" — und ganz besonders „Der Mann auf der Flasche".

Sonnenstrahl. Novelle von Maria Deutschmann. (Paderborn, Ferd. Schöningh, 1906.)

Der Gegensatz zwischen den Anschauungen des alten Adels und denen des fortgeschrittenen, modernen Bürgertums, ist es, um den sich die 338 Seiten umfassende Erzählung hauptsächlich dreht. Die Handlung an sich ist ziemlich einfach, um so weitschweifiger sind die sich daran knüpfenden Betrachtungen und gesellschaftlichen Plaudereien. Die Charaktere Elsas und Carlos sind recht frisch und mit psychologischer Feinheit gezeichnet. Wer solche liebt und zu würdigen weiss, wird das Buch sicher nicht unbefriedigt aus der Hand legen. —*—

„Bleib' jung! meine Seele." Roman von Toni Schwabe. (Stuttgart, Axel Junkers Verlag, 1906.)

Mit knappen, scharf umrissenen Linien entwirft die junge Poetin ein Mädchenschicksal, schildert sie das Werden und Erwachen, das Suchen und Ringen eines Weibes um die Kunst. Ein schöner, stolzer, froher Glaube spricht aus diesem Buche, der Glaube an die Schönheit des Lebens, der Liebe, des künstlerischen Schaffens und der Jugend. Von einem jungen Mädchen berichtet die Dichterin, das sich loslöst von des Alltags Schwere und sich rettet in jenes wundervolle Land, wo die Kunst zum Borne ewiger Jugend führt. — Sehnsucht nach dem Tiefsten und Reinsten im Leben ist der Grundton dieses Werkes, und Toni Schwabe lässt sie erklingen gleich den rauschenden Akkorden eines Haidewaldes oder leis wie das Säuseln eines lauen Abendwindes, der die Gedanken ins Land der Träume führt. Reich an Bildern ist der Stil dieser Autorin, die, wie vielleicht selten eine unserer modernen Autorinnen, mit wenigen Worten ein plastisches Bild zu zeichnen weiss und noch mehr: sich mit feinsten Sinnen in die Schönheit der Haide und des Meeres versenkt. Hugo Alt.

Weisse Lilien. Stille Weisen von Elisabeth Kolbe. Zweite Auflage. (Leipzig, H. G. Wallmann, 1905.)

Die Dichterin der „Weissen Lilien" bekundet eine gute poetische Begabung, deren Proben bei edel gesinnten Frauen und Mädchen eine sympathische Aufnahme finden werden. Die Frömmigkeit, die in ihren Gedichten zum Ausdruck kommt, ist fern von Frömmelei, so dass sie auch auf freier Denkende nur einen gewinnenden Eindruck machen kann. Das uns vorliegende, schön ausgestattete Bändchen weist fünf Abschnitte auf. Gestalten und Bilder, Lieder der Liebe, Stimmungsbilder aus der Natur, Wanderklänge und Klänge der Weihe. In allen diesen Abschnitten begegnet man den Stimmen des Frohsinnes seltener, als denen der Wehmut und des Leides. —*—

Gedichte. Von Maurice Maeterlinck. Verdeutscht von K. L. Ammer und Friedrich von Oppeln-Bronikowski. (Verlag Eugen Diederichs.)

Dieses Büchlein enthält die Gedichtsammlungen: „Im Treibhaus" und „Fünfzehn Lieder". — Im Treibhaus

(„Serres chaudes“, Brüssel 1895) ist Maeterlincks Erstlingswerk. (Es ist übertragen von K. L. Ammer und in die endgültige Form gebracht durch Fr. v. Oppeln-Bronikowski.) — Die „Serres chaudes“ entstanden im Jahre 1887 in Paris und zwar vollständig unter dem Einfluss der Decadenten. Sie erschienen damals zum Teil in der von Maeterlinck und Charles von Lerberghe begründeten Zeitschrift „La Pléiade“, die reformatorisch auf die Lyrik wirken wollte. Dieselben gehören einer bereits überwundenen Richtung an. Anderer Art sind die „Fünfzehn Lieder“. Man atmet wirklich erleichtert auf und geniesst mit Freude nach den ungesunden, schwülen Treibhauspflanzen diese einfache, schlichte Poesie. Diese Fünfzehn Lieder haben die Form des altfranzösischen Volksliedes mit seinen Wiederholungen, seiner Metrik und Reimtechnik. Und bei einigen Gedichten, so bei dem ganz prachtvollen Lied II, aber auch bei III, XIII und XIV hat man unwillkürlich die Empfindung, als müssten sie einmal tatsächlich als Volkslieder populär werden, populär im besten Sinne des Worts. —?—

Das deutsche Dichterross, in allen Gangarten vorgeritten von Hans von Gumppenberg. (Verlag Georg D. W. Callwey, München.)

Ein heiteres und zugleich ernstes Buch, das bereits in fünfter Auflage erschien und das bei dieser Gelegenheit das Gewand erhielt, das ihm gehört. Neue Ausstattung und ein famoses Titelbild. Oder hat S. Frisch, der es so lustig zeichnete, dem Dichter nicht Unrecht getan? Eine solche Schindmähre sei das deutsche Dichterross Gumppenbergs? Das so schlecht pariert? Nein; es könnte nicht fügsamer sein. Und es sieht gewiss viel besser aus, hat wunderbar mächtige Flügel und einen stolzen Gang, wenn es der gut gelaunte Reiter nicht zu einem andern zwingt. Dann gehorcht es aber, dass es eine Freude ist. Mit anderen Worten: Gumppenberg ist ein Dichter aus eigenen Mitteln und eigener Begabung. Daneben besitzt er die Fähigkeit, es den anderen nachzutun, sie bei den Schwächen zu packen und sie getreu in Art und Unart zu kopieren, dass man meinte, sie seien es selbst, wenn nicht zum Schluss der Schalk hervorsähe. M. G. Conrad nennt das Dichterross ein „Riesen-Chamäleon der Persiflage“ und das Buch einen „Blitzblanken Kulturspiegel“. Es kann nichts treffenderes gesagt werden. Es gibt nicht einen unter den Kopierten, dessen Porträt nicht Aehnlichkeit besässe. Und das heisst viel bei diesem Buch, denn der Dichter liess alles, was Namen hat ,von Eichendorff bis Hermann Bahr Revue passieren, und er verweilt in ergötzlicher Weise besonders bei der Arno Holz-Schule sowie bei Paul Scheerbart. Seine Opfer werden ihm nicht böse sein, (soweit sie nicht längst unter dem grünen Rasen schlafen), Gumppenbergs Lachen tut nicht weh. Das amüsante Buch ist von bleibendem Werte. Es ist nicht mehr und nicht weniger als ein Stück Geschichte der deutschen Lyrik. Otto Born.

Die goldenen Türme. Roman von Max Geissler. (Verlag L. Staackmann, Leipzig.)

Ein Dichter der alten Schule, der von der jungen und jüngsten das Gute gelernt hat, das Schlimme aber übersah. Seine Menschen tragen das Kleid des Bauern, sie fühlen und denken reiner, ursprünglicher, sozusagen kräftiger als die des grossen, bewegten Lebens. Kleine, primitive Schicksale: Heidebauern. Um die spinnt sich der vorliegende Roman, der wie alle Werke Geisslers eine abgeschlossene, runde Einheit vorstellt. Keine erklügelten Effekte, keine erzwungenen Momentwirkungen. Die sind Geisslers Sache nicht. Seine Bücher sind wie eine gute, mild bewegte, vertiefte Musik, die lange in uns nachklingt und unser Denken fest hält. So sinnen wir dem Schicksal des jungen Poeten nach. der, wie dieses Buch erzählt, aus der Heidekate kam, dem das Verständnis der Heideleute nicht folgen konnte, da er über sie hinauswuchs. Geissler spricht eine ruhige, schlichte Sprache, die stürmend werden kann und dann wieder zum leisen Gesang wird. Er charakterisiert vortrefflich. Das zeigte er nie so sehr wie diesmal. Zugleich aber machte sich diesmal ein bischen zu viel des Idealisierens bemerkbar. Wir denken uns die Cätaer robuster, auch im handeln und fühlen. Wie kämen sie zu der subtilen Einheit des Empfindens, die Geissler darstellt? Man lese die Liebesszene zwischen Inge und Gerd Harms am Schluss des siebenten Stückes. Die Szene ist entzückend! wundervoll; aber ich glaube, die beiden liebten sich derber, selbst wenn sie sich von den anderen Heidebauern noch so sehr unterschieden. Und dann: der Titel ist gesucht; symbolisch gemeint, eben darum aber bei diesem natürlich denkenden und schaffenden Autor überraschend. Das sind Details, die den Gesamteindruck nicht beeinträchtigen. Ich halte die „Hütten im Hochland“ von Geissler bedeutender als diesen Roman, dem aber Erfolg durchaus gebührt. Und dieser hat sich schon eingestellt, als die „Goldenen Türme“ in der „Kl. Ztg.“ erschienen. Max Geissler ist jung. Wir dürfen uns auf vieles noch freuen. Otto Born.

Die Störche. Ein Tierepos in zwölf Gesängen. Von Hermann Unbescheid. (Papiermühle S. A. Gebr. Vogt, 1906.)

Die vorliegende Dichtung unterscheidet sich von den aus früherer Zeit bekannten Dichtungen ähnlicher Art, besonders dadurch, dass der Verfasser der „Störche“, ohne einen Seitenblick auf menschliche Fehler zu werfen, seinen Gegenstand unmittelbar ins Auge fasst und uns ein naturgetreues, teils heiteres, teils ernstes Bild vom Leben und Treiben der Störche vorzuführen sucht. Letzteres erscheint in dem Lichte eines gesetzlich geordneten Staatswesens. Der Streit der Hausstörche mit den Waldstörchen verläuft wie ein planmässig vorbereiteter Feldzug und endet mit einer klug geleiteten Feldschlacht. Begreiflicherweise werden mit den Störchen auch die Menschen in Verbindung gesetzt, aber nicht in satyrischer Weise, wie dies im früheren Tierepos der Fall war, sondern durch natürliche und anmutige Verknüpfung von Tier- und Menschenschicksal. Es ist anzunehmen, dass diese neue Richtung der Tierpoesie weitere Kreise ziehen wird. —*—

Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde von Dr. Willi Pessler in Hannover. Mit 171 Illustrationen im Text, 6 Tafeln, einer Originalplanzeichnung nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und 4 Karten. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, Braunschweig. 1906.)

Von der Notwendigkeit einer Grenzregulierung des altsächsischen Haustypengebietes ausgehend versucht sich der Verfasser an dieser Aufgabe, deren Wichtigkeit seit Jahren oft genug von Gelehrten und Vaterlandsfreunden betont und von Anthropologen, Agrarhistorikern und Germanisten zu lösen, nachdrücklich gefördert wurde. Der Verfasser durchstreifte das Vaterland von der Maas bis zur Memel und seine Untersuchungen über die geographische Verbreitung des altsächsischen Bauernhauses haben reichstes Material zu Tage gefördert, das nun verarbeitet in diesem schönen Buche ausgegeben wird. Dabei ist neben der eignen Forschung des Verfassers auch die vorhandene Fachliteratur geographischer wie architektonischer Art, verwertet, so dass wir nunmehr eine umfassende, länderkundliche Darstellung besitzen, die allen, die für Landes- und Volkskunde noch ein Interesse haben, zur Anschaffung empfohlen werden muss. W. B.

Von Kindern und jungen Hunden. Von Rudolf Presber. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock in Berlin W. 50.)

„Von Kindern und jungen Hunden“ — unter diesem Titel hat Rudolf Presber in obigem Verlage einen Band heiterer Erzählungen erscheinen lassen. Presbers ungekünstelter rheinischer Humor tritt auch in den fünf Erzählungen dieses Buches zu Tage. Durch seine Skizzensammlungen „Von Leutchen, die ich lieb gewann“ — „Die Diva und Andere“ ist Rudolf Presber in die erste Reihe der echten Humoristen getreten und diesem neuen Novellenbuch behauptet er seinen Platz in jeder Hinsicht. —*—

Der Bertasee. Eine romantische Dichtung in vier Gesängen. Von Alexander Horstmann. (Berlin, Max Brodek, 1907.)

In dieser Dichtung gibt sich eine feine poetische Kombinations- und Gestaltungsgabe zu erkennen. Der junge Graf v. Seefeld soll Clotilde von Waldeck, eine ebenbürtige, heiraten, liebt aber Thekla, die Tochter seines Schlossverwalters. Um eine Lösung des Konflikts, in dem er sich befindet, herbeizuführen, fährt er hinaus auf den Bertasee, in dessen Tiefen die Göttermutter Frau Holle oder Frau Berta thronen soll. Er bittet diese, ihm einen Ausweg aus der schwierigen Lage zu zeigen, in der er sich befindet.

„Siehe — da teilt sich die Flut, es entsteigt ihr die heidnische Göttin,
Strahlend in ewiger Jugend im wallenden, weissen Gewande.
Es umschliesst die gerundeten Hüften der goldene Gürtel,
Und des Busens Fülle verhüllet die weiche Bekleidung
Golden fällt ihr hinab das Haar in den üppigen Nacken,
Und der erhobene Arm erscheint weisser als Schnee noch.
Sohn, beginnt sie mit Würde, nicht immer erlaubt es das Leben,
Seiner Neigung zu folgen, wenn auch dieselbe sehr edel.
Denn es haben die Menschen nach Willkür in Stände geteilt sich.
Und es sind Schranken gezogen von unüberwindlicher Höhe.
Unter den schlichten Töchtern des Bürgers ist es verboten,
Seine Gemahlin zu küren dem Sohn aus Grafengeschlechte.
Töricht ist es daher, an eitler Hoffnung zu hängen,
Strebe, ein Mann zu sein und entreiss mit Gewalt dich dem Banne. —
Aber ihm war, als klinge nicht ernst, was sie eben gesprochen,
Schnell entschwand sie dem Blick. Es deckten sie wieder die Fluten.“

Bruno v. Seefeld sucht zunächst den Rat der Göttin zu befolgen, und gerührt von der Neigung Clotildens, die auch seine Eltern ihm als Gattin zugedacht haben, verlobt er sich mit derselben, — mehr aus Mitleid als aus Liebe. Das Verhängnis aber will es, dass er eines Tages in der Nähe des Bertasees Thekla, der von ihm geliebten Verwalterstochter, begegnet. Ein Gewitter ist im Anzug. Er will sie auf seinem Boote zurück ins Schloss bringen. Das Gewitter kommt zum vollen Ausbruch. Thekla gesteht in Todesgefahr auch Bruno ihre Liebe. Da teilen sich die Wellen und Berta entsteigt denselben auf zweirädrigem Wagen von feurigen Rossen gezogen. Sie holt ihre schutzsuchenden Kinder.

„Berta, wir kommen ! Noch kaum ist das Wort den Lippen entflohen,
Siehe, da zuckt's und der Blitz fährt knatternd hernieder am Mastbaum,
Trifft die beiden vereint und tötet mit plötzlichem Schlage.“

Nach der grösseren Erstlingsarbeit Horstmanns, der wir diese Proben entnehmen, darf man dessen ferneren Leistungen mit berechtigtem Interesse entgegensehen. —*—

Berliner Theater.

Das Berliner Theaterleben nahm in der ersten Hälfte des letzten Monats einen Anlauf, der wie üblich durch die weihnachtliche Sturm- und Drangzeit eine Hemmung erfuhr. Die so sehnsüchtig von allen Freunden der deutschen Schaubühne erwartete „grosse Tat“ ist freilich noch ausgeblieben, so dass das Jahr 1906 abgelaufen ist, ohne uns den grossen dramatischen Wurf bescheert zu haben. Hoffen wir, dass uns das neue Jahr bringt, was uns das alte vorenthalten hat. Bis dahin müssen wir schon mit unserem Retter in der dramatischen Not, Frank Wedekind, vorlieb nehmen. Er zeigte dem Berliner Theaterpublikum mit seiner Tragödie „Frühlings Erwachen“ die in den Kammerspielen des „Deutschen Theaters“ erstmalig in Szene ging, ein noch dramatisch jungfräuliches Gebiet, wenn er uns auch kein vollendet dramatisches Werk gab. Doch das war ja auch von Wedekind nicht zu erwarten. Er hätte sich ja dann seiner Eigenart gänzlich entäussern müssen, wäre dann wohl ein „vermummter Herr“ geworden, und niemand hätte in der Vermummung den Dichter des „Erdgeist“ und der „Hidallah“ wiedererkannt. Wedekind ist auch nach „Frühlings Erwachen“ im Urteil der Zeitgenossen der alte geblieben. „Verrückt“, sagen die Einen, „genial“ die Andern, so schwankt sein Charakterbild. Hörte ers, er würde sein mokantes Lächeln aufsetzen und den Widerspruch ganz natürlich finden, dieweilen doch „verrückt“ und „genial“ gar oft im Raume hart bei einander wohnen. — Das für Wedekind so Charakteristische, das Sprunghafte, Unstete, fällt in Frühlings erwachen am wenigsten aus dem Rahmen heraus. Denn Kinder sind die Helden und Heldinnen, und die gewaltigen Seelenkämpfe, die sich in ihren noch so jungen Herzen abspielen, lassen dennoch immer wieder das kindlich-naive aufflackern. So wird die Unstetheit hier zum vollendeten Charakteristikum, während sie bei Hetmann in Hidallah zwar „Wedekindsch“ ist, aber das Wollen und Streben dieses Kulturmenschen allzusehr verwischt. Die Zeit der beginnenden Pubertät wühlt in der Tat gewaltig die jungen Seelchen auf, und die grosse Frage des Werdens und der Entwickelung des Menschen versetzt viele der jungen Gemüter heftig in Unruhe. Dass Wedekind nicht tendenziös wird, sondern objektiv bleibt, zeigt er damit, dass er dem „Denker“ Melchior, der mählich Verstehenden und bald wissenden Wendla, die dem Fluche der Geheimnistuerei in geschlechtlichen Dingen zum Opfer fällt, auch den Stoiker gegenüberstellt, der sich nicht seinen Kopf nutzlos mit Dingen zerbrechen will, für die er sich vielleicht selbst noch nicht reif fühlt. Und wenn mehrere der jungen Individualitäten in einem Kampf unterliegen, in welchem sie Dank althergebrachter Unsitte weder vorbeugend noch heilend bei den Reifen, Erwachsenen eine Stütze finden, so hält sich Wedekind auch hier an das wirkliche Leben. Die grosse Zahl der Kinderselbstmorde bestätigt das. — Bernhard von Jacobi stellte als

Melchior eine Figur voller Lebenswahrheit auf die Bühne, und er fand in der Wendla der Camilla Eisenschütz eine ebenbürtige Partnerin. Moissi gab den Freund Melchiors mit überraschender Frische, und Hedwig Wangel stand auch als Melchiors Mutter, wie immer, auf dem rechten Platze. Der Autor selbst wird als „vermummter Herr“ wohl darauf verzichten, als Schauspieler ernst beurteilt zu werden. Der Autor Wedekind hat soviel Selbstkritik, die Leistung des Mimen Wedekind nicht allzu hoch zu veranschlagen.

* * *

Während Wedekind unheimliche Schicksalswege einschlägt, geht es bei Ludwig Fulda desto heimlicher zu. Sein „Heimlicher König“ der im „Lessing-Theater“ sein Szepter schwang, wurde vom Publikum bejubelt, wie nur je Könige bejubelt worden sind. Fulda hatte diesmal einen vollen und unwidersprochenen Erfolg. Die Fabel, die sein gefälliger Mund diesmal erzählt, ist nicht neu, aber man hört sie gern noch einmal. — Wenn sie so wie hier umkleidet wird. König Artus der Zehnte ist tot, aber das Volk soll es nicht wissen. Die „Nebenregierung“ fürchtet für ihre Herrschaft, wenn es ruchbar wird, dass der erbenlose König verschieden ist. Sie ersinnt zu diesem Zwecke eine raffiniert-ausgeklügelte Intrigue. Prinzess Sigune wird im Lande als die junge Königsbraut verkündet, und an die Stelle des schon begrabenen Königs Artus wird ihr ein junger Hirte beigesellt, der in alle ehelichen Rechte eintritt. Die von den Hofschranzen so sehnsüchtig erwarteten Folgen bleiben nicht aus. Nach zehn Monaten erblickt der junge „Stammhalter“ das Licht dieser Welt. Dieser unsterblichen Leistung lässt der tapfere Hirt eine zweite von Mannesmut zeugende Tat folgen. Er führt das Volk zum Sieg. — Soviel wäre es eine gelungene Satire geworden. Doch Fulda strebte höher und wollte der Komik die Tragik folgen lassen. Kaum erfährt das Volk, wes Geistes Kind der „König“ ist, da ist aller Zauber in nichts zerstoben, und der Mann des Volkes wird vom Volke selbst aus dem Palast gestossen. — Marr war als Hirte von edler Männlichkeit und fand in Ida Wüst als Prinzess Sigune eine Partnerin von berückender Anmut.

* * *

Das „Kleine Theater“ hielt treu an den Traditionen des Hauses fest, indem es auch dem neuen Gorki, seinem dreiaktigen Drama „Die Feinde“ Asylrecht gewährte. Auch von Gorki gilt in gewissem Sinne das, was ich vorhin von Wedekind sagte. Auch von seinen „Feinden“ können nur diejenigen enttäuscht sein, die in Gorki den grossen Dramatiker der Zukunft erblickten. Nein, Gorki ist auch in seinem neuen Werke derselbe geblieben, in bescheidener Selbsterkenntnis nennt er das Opus weder „Drama“ noch „Tragödie“, er sagt ganz schlicht „Szenen“. Und obschon diese Szenen eigentlich nur eine Fortsetzung der Szenen in „Kinder der Sonne“ sind, so ergreifen sie auch hier wieder in ihrer einfachen Natürlichkeit, die den russischen Volkscharakter mit all seinen Vorzügen und Fehlern wiederspiegelt. Der von revolutionären Ideen durchtränkte Kontorangestellte, auf der einen, der alte dumme, die Revolution mitmachende Bauer, der die hinter den Heiligenbildern versteckten roten Hefte gar nicht lesen kann, auf der anderen Seite, der aufwiegelnde Arbeiter, die für die Freiheit kämpfende Frau, sie alle sind Typen aus dem Lande des Zaren, wie sie echter, naturwahrer, hinreissender kaum je auf die Bühne gestellt worden sind. — Trotz der inneren Vorzüge braucht das Werk wegen seiner geringen dramatischen Entwickelung, die immer wieder durch endlose philosophische Dialoge gehemmt wird, eine glänzende Wiedergabe, um dauernd zu fesseln. Direktor Barnowsky, in dessen Händen auch die schwierige Regie lag, kann sich rühmen, diese Kerntruppe zu besitzen. Bis auf ganz geringe Mängel war die Darstellung mustergültig. Lettinger verlieh dem Fabrikanten ganz in des Dichters Intentionen einen von Gutmütigkeit und Energielosigkeit gepaarten Charakter. Marietta Olly als Kleopatra und Elise Hofmann als Tatjana schufen interessante Frauentypen. Licho als alter Arbeitsmann Lewschin war von rührender Echtheit. Der Kontorist Szinzow, Erich Walters charakterisierte prägnant das verhaltene Feuer der revolutionären Jugend Russlands. Als eine Künstlerin von glänzenden Qualitäten zeigte sich auch Clara Goericke. Sie verkörperte treffend die russische Freiheitskämpferin. Mit ihrer reichen mimischen Ausdrucksfähigkeit erzielte sie grosse Wirkungen.

* * *

In Ferdinand Bonns „Berliner Theater“ hat der eine gewaltige Zugkraft beweisende englische Detektiv Sherlock Holmes in einer galanten Anwandlung einer interessanten Gastin für einige Wochen Platz gemacht. Frau Lucie Vierna absolvierte ein Gastspiel und stellte ihr Talent mit der „Kameliendame“ ins rechte Licht. Vermochte sie in den ersten Akten die Erinnerung an ihre grossen Rivalinnen doch nicht ganz zu bannen, so liess ihr meisterhaftes Spiel im letzten Akt jeden Vergleich vergessen. Liegt ihr das Heitere, Leichte weniger gut, so fesselt sie mit der sterbenden Marguerite die Zuhörer ganz in ihren Bann. Ihre Stimme hat dann einen Ton rührender Entsagung, und weitab von jeder Larmoyanz schmeichelt er sich gleich einem sanften Harfenklang lieblich ins Ohr. Die Künstlerin erzielte mit ihrer packenden Darstellung einen unbestrittenen grossen Erfolg. Artur Jger.

Dies und Das.

* Der Akademische Bund „Ethos“, der schon im Februar 1904 gegründet worden ist, versendet einen Aufruf, der vom November 1906 datiert und Aufgaben und Ziele des Bundes klarstellt. Der Bund kämpft für die Veredlung der Lebensauffassung und Lebensführung, besonders auch auf sexuellem Gebiet. Zur Verbreitung seiner Anschauungen gibt der Vorstand die „Blätter des Akademischen Bundes Ethos“ heraus. Diese erscheinen viermal im Semester. Die Geschäftsstelle des Bundes befindet sich in Charlottenburg, Cauerstr. 28.

* Preisgekrönte Schriftstellerin. In dem von der „Woche“ Weihnachten 1905 ausgeschriebenen Wettbewerbung für das Beste in Erzählung, Märchen, Theaterstück, Belehrung, Gedichten u. a. für die Jugend sind nicht weniger als 14 000 Einsendungen erfolgt. Unter den vielen Bewerbern hat Josephine Siebe in Leipzig den ersten Preis davongetragen mit ihrer kleinen Erzählung „Bäschen Bangbüchschen“.

* J. J. David, einer der besseren österreichischen Dichter, ist in Wien am 20. Nov. gestorben. Er war in Weisskirchen im Jahre 1859 geboren. In Ed. Engels Deutscher Literaturgeschichte (Bd. II) heisst es von demselben, er sei ein mehr nachempfindender, als ursprünglicher Dichter gewesen, seine stärkste Erzählungsprobe habe er in dem kurzen Roman „Am Wege sterben“ (1899) gegeben. Seine

Sprache schimmere und flimmere gar zu oft in die geheimnisvolle, übertiefsinnige Andeutelei hinüber. Seine dramatischen Arbeiten seien verunglückte Versuche geblieben.

* Die Nobelpreise 1906. — Die Träger des diesjährigen Nobelpreises für Medizin sind Camillo Golgi in Pavia und der Spanier Ramon y Cayal. Beide Gelehrte haben sich um die histologische Forschung des Zentralnervensystems hoch verdient gemacht, indem sie Methoden ersannen, die das Erkennen der feinsten Struktur des Gehirns und der Nervenfasern ermöglichen. — Den Preis für Chemie erhielt der Professor Henri Moissan in Paris, den für Physik der Professor J. J. Thomson in Cambridge. — Moissans hervorragende Arbeiten liegen auf einem Gebiete, das ihm das allgemeinste Interesse sichert: er hat künstliche Diamanten hergestellt. — Professor J. J. Thomson, der den Preis für Physik erhielt, steht in der Reihe derjenigen, die jetzt an der Erforschung der Radiumstrahlen in erfolgreicher Weise mitarbeiten. — Den Nobelschen Friedenspreis, für den bekanntlich auch der Chefredakteur dieses Blattes von deutschen und italienischen Parlamentariern vorgeschlagen war, erhielt Präsident Roosevelt.

* Eine englische Literaturgeschichte. Auf Grund des allgemeinen Planes, wie ihn seinerzeit Lord Acton für die jetzt bis zur Herausgabe eines 7. Bandes gediehene Cambridge Modern History — fünf Bände stehen noch aus — entworfen hat, planen die Syndici der Cambridge University Press nunmehr auch eine englische Literaturgeschichte. Die „Cambridge History of English Literature“ soll, wie die lit. Beilage zur „Allgem. Ztg.“ berichtet, aus 14 Bänden von je ungefähr 400 Seiten bestehen und wird die englische Literatur von ihrem Beginn bis in die Victorianische Aera behandeln. Wie bei der Cambridge Modern History wird jedes Kapitel, soweit dies möglich ist, das Werk eines in den betreffenden Abschnitten der Literaturgeschichte ausgezeichneten Spezialisten sein. Die Herausgeber Dr. A. W. Ward und A. R. Waller wollen versuchen, eine zusammenhängende Darstellung der Haupt- und Nebenbewegungen der englischen Literatur geben zu lassen. Sie wollen ferner den Fortschritt der englischen Sprache als Trägerin der Literatur behandelt sehen, den Einfluss fremder Literaturen auf die englische und in geringerem Grade auch den der Engländer auf andere Literaturen schildern und jedem Kapitel eine ausreichende Bibliographie anfügen. Die 14 Bände werden in folgender Einteilung erscheinen: von den Anfängen zu Chaucer bis zur Renaissance; Elisabethische Poesie und Prosa; Das Elisabethische und Jacobeische Drama (2 Bde.); Jacobeische Poesie und Prosa; Das Zeitalter Karls I. und II.; Das Zeitalter Drydens; Das Zeitalter Swifts und Popes; Johnson und sein Kreis; Das frühere Zeitalter der George; Das Wiederaufleben der Romantik; Die Victorianische Aera (2 Bde.). Die drei ersten Bände sollen 1907 erscheinen. Der Einzelpreis der Bände ist auf 9 Schillinge festgesetzt; bei vorheriger Subskription auf das ganze Werk stellt sich der Preis auf 7 Schillinge 6 Pence, bei Erscheinen jedes Bandes zu zahlen.

* Die Monatsschrift „La Nuova Parola“ (Rom) enthält in ihrem Novemberheft einen interessanten Artikel „Il nuovo idealismo nella vita moderna“ vom Herausgeber Arnaldo Cerevesato, sodann einen Artikel „Riccardo Wagner a Matilde Wesendonk“ von G. Petrucci.

Berichte Literarischer Vereinigungen.

* Die Literarische Gesellschaft Aachen eröffnete ihr diesjähriges Winterprogramm am 22. Oktober mit einem von Prof. Dr. Köster (Leipzig) gehaltenen und mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag über Gottfried Keller. Am 12. November folgte ein Rezitationsabend, an welchem Ober-Regisseur Kirchner vom Aachener Stadttheater mit gewähltem Programm die Zuhörer zu fesseln wusste. In der Morgenvorstellung, im Aachener Stadttheater von der Gesellschaft am 9. Dezember veranstaltet, gelangte Elektra von H. von Hofmannsthal mit Hedwig Reicher (Berlin) in der Titelrolle zur Aufführung. Die sehr begabte Künstlerin bot eine hervorragende Leistung, imponierend durch individuelle Auffassung des dichterischen Problems, dem sie rein menschliche Seiten und edle Regungen abzuringen verstand. Zweifellos eine psychologische Vertiefung bei der Darstellung dieser Elektra und als natürliche Folge vollkommne, statt sonst etwas beschränkter Wirkung, Leben für Vision. — Folgende Vorträge sind ferner in Aussicht genommen: Am 7. Januar Dr. Rudolf Presber (Berlin): eigene Dichtungen. Am 8. Februar Fr. von Oppeln-Bronikowski (Berlin): Das junge Frankreich. Ende März: Geheimrat Gothein (Heidelberg): Eintritt der Bohême in die Literatur. Anfang April: Prof. Dr. Engel (Berlin): Das deutsche Drama in der Gegenwart.

*Gesellschaft für deutsche Literatur (Berlin). In der Dezembersitzung sprach Herr Seelmann über Fritz Reuters „Pomuchelsköppe“ in Dichtung und Wirklichkeit. Die folgenden Vorträge führten teilweise humoristisch zur Feier des „Stiftungsfestes“ der „Ges. f. d. Lit.“ über. So gab Herr Richard M. Meyer einen kleinen literarhistorischen Scherz zum besten, den Versuch einer Goethebiographie, die sich nur auf Goethes eigene Dichtungen stützt, deren Angaben natürlich, da andere Quellen fehlen, oft missverstanden sind. Herr Pochhammer trug ein formvolles Sonett „An einen Fürsten“ (d. h. „Goethe“, nach der Konjektur Herrn Imelmanns) vor. Herr Bellermann, der den erkrankten ersten Vorsitzenden, Herrn Erich Schmidt, vertrat, legte ein bekanntes, aber selten gesehenes Buch vor, den „Nürnberger Trichter“, und zwar das Handexemplar des Grafen Christian Ernst zu Stolberg, das früher im Besitze des Dichters Klamer-Schmidt gewesen ist. Das Buch ist von dem „Spielenden“, d. h. Harsdörfer, gewidmet dem „Träumenden“, d. h. Moscherosch. Die „Widmung“ und ein ziemlich poetisches „Hochzeitsgedicht“ aus dem zweiten Teil trug Bellermann vor. Herr Pfarrer Baethcke teilte einen äusserst charakteristischen Brief des Fürsten Pückler mit, den dieser am 18. September 1815 aus England an seinen Muskauer Sekretär gerichtet hat. An den erkrankten ersten Vorsitzenden wurde ein poetischer Festgruss gesandt, den Herr Bellermann sofort verfasste. Herr Alexis Hollaender gab dann eine kurze, literarhistorische Einleitung über Franz Schuberts „Deutsche Tänze“, die dann in der vierhändigen Bearbeitung von Robert Schumann von ihm und Herrn Johannes Bolte meisterlich vorgetragen wurden. Der letzte Teil der Festsitzung gehörte nach alter Tradition dem „Bringer der Lust“, „dem Sänger“. Der schwedische Sänger, Herr Hjalmar Arlberg hat die grosse Liebenswürdigkeit gehabt, eine Anzahl Lieder vorzutragen; die für Literaturfreunde von besonderem Interesse sind, ihnen aber sonst kaum geboten werden. Wir nennen nur aus dem „Breslauer Singebuch“ des Adam Puschmann von 1584, neu herausgegeben von Dr. Georg Münzer, den

„Kettenton“ von Hans Folz, einem „Balbierer und Poet“, die „Silberweise“ des Hans Sachs, ein Nürnberger Lied vom Jahre 1541 u. a. Der Sänger erntete für seinen künstlerischen Vortrag dieser alten Weisen reichen, wohlverdienten Beifall. Der Rest der Festsitzung war ausschliesslich der Geselligkeit gewidmet, wobei es an ernsten und heiteren Trinksprüchen nicht fehlte. — In der nächsten Sitzung, am 16. Januar cr., wird Herr Baethcke sprechen über „Die Dichtungen Mörikes im Urteil seiner Freunde“.

*Der Deutsche Literatur-Verein (Berlin) veranstaltete eine Heinrich-Seidel-Gedächtnisfeier, gelegentlich welcher der Vereinsvorsitzende, Schriftsteller A. v. Muralt die Gedächtnisrede hielt und die Opersängerin und Gesangslehrerin Frl. Paula von Lichtenfels, Seidelsche Lieder vortrefflich zu Gehör brachte. Eine ganze Anzahl rezitatorischer Kräfte teilte sich in den Vortrag Seidelscher Gedichte.

Eingegangene Bücher.

Die Politik. Von Alexander Ular. (Frankfurt a.M., Literar. Anstalt, Rütten u. Löning.)

Die Religion. Von Georg Simmel. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt, Rütten u. Löning.)

Das Proletariat. Von Werner Sombart. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt, Rütten u. Löning.)

Der Streik. Von Eduard Bernstein. (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt, Rütten u. Löning.)

Der Pilger Kamanita. Ein Legendenroman von Carl Gjellerup. (Frankfurt a. M., Literar. Anst., Rütten u. Löning, 1907.)

Eva König. Roman von Johanna Klemm. (Stuttgart und Berlin, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Es ging ein Säemann. Roman von Bernhard Hoeft. (Dresden, Heinrich Minden.)

Der eiserne Landgraf. Kulturgeschichtlicher Roman aus dem 14. Jahrhundert. Von R. Francke. (Giessen, Emil Roth.)

Der Bertasee. Eine romantische Dichtung von Alexander Horstmann. (Berlin, Mex Brodek, 1907.)

Vom Wege. Gedichte von Erich Rudolff. (Magdeburg, R. Zacharias.)

Cello am Abend.' Lyrik von Josef Schicht. (Leipzig, Herm. Dege, 1907.)

Aussprüche Friedrichs des Grossen. Aus seinen Werken, gesammelt und herausgegeben von Rud. Eckart. (Dresden, Gerhard Kühtmann, 1907.)

Zugvogel. Skizzen aus der Heimat und überm Ozean. Von Ernst Frey. (Zürich, Arnold Bopp, 1906.)

Die Seele des Vagabunden. Gedichte von Rudolf Hannich. (Leipzig, Verlag f. Lit., Kunst u. Musik, 1906.)

Neue Gedichte von Helene Waldaestel. (Leipzig, Verlag f. Lit., Kunst und Musik, 1906.)

Die alte Geige. Eine Komposition von Christoph Flaskamp. (Münster, Boppenrath, 1906.)

Die letzte Schrift. Von Eduard Bacher. (Leipzig, Verlag f. Lit., Kunst und Musik, 1906.)

Vom „Dr. Hons“ und andere Wiener Geschichteln und Gedichteln. Von Robert Palten. 2 Bde. (Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, 1906.)

Gedichte von Johannes Kordes. (Kaiserslautern, H. Kayser, 1906.)

Im Zeichen der Sitte. Novellen von Mathilde Fischer. (Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, 1906.)

Aus Traum und Sehnsucht. Neue Gedichte von Karl Bienenstein. (Leipzig, Verl. f. Lit., Kunst und Musik.)

Romerike Berge. Gedichte von Fritz Halbach. (Elberfeld, A. Martini u. Grüttefien, 1906.)

Der Hypnotismus. Mit Einschluss der Hauptpunkte der Psychotherapie und des Okkultismus. Von Dr. med. Albert Moll. (Berlin, Fischers medizin. Buchhandlung, H. Kornfeld, 1907.)

Anti-Haeckel. Eine Replik von Prof. Dr. Friedrich Loofs. 5. Aufl. (Halle a. S., M. Niemeyer, 1906.)

Kosmisches Leben im Werden und Vergehen (Spiralnebel und Sternhaufen). Ein Vortrag von Dr. Adolf Drescher. in Mainz. (Mainz, Herm. Quasthoff, 1906.)

Ihr Problem. Die Geschichte des sexuellen Problems Einer. Von H. A. Revel. (Leipzig, Scholz u. Maerter, 1906.)

Dem heutigen Heft liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Theod. Thomas in Leipzig bei, auf welchen besonders hingewiesen sei.

A bis Z
in
2 Bdn.
DER
KLEINE
BROCKHAUS
Komplett
geb.
24 M.
ist soeben erschienen
Zu beziehen durch:
den Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

In unterzeichnetem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Philosophie im Umriss

Von **Dr. Eduard Loewenthal.**

4. Auflage. Preis: 90 Pf.

Die „Akademische Revue“ (München) schreibt darüber:

„Ein Werkchen, wie ein ähnliches noch nicht existiert, schuf hier der durch seine Schrift „System und Geschichte des Naturalismus“ längst bekannte Verfasser. Ausgehend von der richtigen Voraussetzung, dass es ein Erfordernis menschlicher Durchschnittsbildung sei, einige Kenntnis von den Schätzen der Philosophie zu haben, entwickelt er in leichtfasslicher Form die Geschichte der Philosophie in ihren Hauptgrundzügen und in ihren Hauptbestandteilen derartig, dass sich auch das grosse Publikum damit befreunden kann. Das Buch ist kurz, übersichtlich und klar geschrieben, daher ebenso sehr dazu geschaffen, jeden Laien in die Philosophie und deren Geschichte leicht einzuführen, wie auch Studierenden ein Repetitorium zu sein und einen klaren Blick über das Gesamtgebiet der Philosophie zu gewähren. Die darin geübte Kritik ist auch für Fachgelehrte von Interesse, so dass man das Werk jedem Gebildeten zur Anschaffung empfehlen kann.“

Berlin. Hannemanns Buchhandlung.

Schriften von Dr. Eduard Loewenthal,
zu beziehen durch den Verlag Otto Dreyer, Berlin W.57.

- System und Geschichte des Naturalismus. Sechste Aufl. (Berlin, 1897.) — Auch in englischer Uebersetzung erschienen.
- Herr Schleiden und der Darwin'sche Artenentstehungs-Humbug. (Berlin, R. Schlingmann, 1864.)
- Der letzte Grund der Dinge und die Entstehung der beseelten und geistigen Organismen. (Berlin, 1898.)
- Geschichte der Philosophie im Umriss. Vierte Auflage. (Berlin, 1898.)
- Grundzüge zur Reform und Codifikation des Völkerrechts. (Berlin, 1874.) Auch ins Französische und Englische übersetzt.
- Eine Religion ohne Bekenntnis. (Berlin, 1865.)
- Le Cogitantisme, ou la religion scientifique. (Paris, 1887.)
- Die Religion der Religionen. (Grossenhain und Leipzig, 1890.)
- Der Staat Bellamy's und seine Nachfolge. (Berlin, 1891.)
- Die wahren Motive des Strafrechts. (Berlin, 1894.)
- Der wahre Weg zum bleibenden Frieden. (Berlin, 1896.)
- Ein Welt-Staatenbund als sicherstes Mittel zur Beseitigung des Krieges. (Berlin, 1896.)
- Obligatorische Friedensjustiz, nicht Schiedsgericht. (Berlin, 1897.)
- Die deutschen Einheitsbestrebungen und ihre Verwirklichung im 19. Jahrhundert, (Berlin, 1899.)
- Die religiöse Bewegung im 19. Jahrhundert. (Berlin, 1900.)
- Der Bankerott der Darwin-Haeckel'schen Entwicklungstheorie und die Krönung des monistischen Gebäudes. (Berlin, 1900.)
- Die neue Lehre. Religionsunterricht für Cogitanten. (Berlin, 1901.)
- Geschichte der Friedensbewegung. (Berlin, 1903.)
- Die Fulguro-Genesis im Gegensatz zur Evolutionstheorie und die Kulturziele der Menschheit. (Berlin, 1902.)
- Die Wahrheit über gewisse okkultistische Probleme oder: Der Mensch als Bewusstseinsträger des Sonnenorganismus. (Berlin 1906.)
- Napoleon I. und Mlle. Lenormand, Drama in 4 Akten. (Langensalza, 1901.)
- Grundzüge zur Reform des deutschen Strafrechts und Strafprozesses. 2. Aufl. (Berlin, H. Muskalla, 1905.)
- Organische Neubildung und Regeneration oder: Die Biologie im Lichte d. Fulgurogen.-Theorie. (Berlin, O. Dreyer.)
- Das Radium und die unsichtbare Strahlung, aufgeklärt durch die Fulgurogen.-Theorie. (Berlin, O. Dreyer, 1904.)

Hessen-Kunst
Kalender für
Kunst- und Heimatpflege.
Herausgegeben von
Dr. Christian Rauch.
Zeichnungen von **Otto Ubbelohde.**
Jahrgang 1907.
Verlag von
Adolf Ebel, Marburg (Lahn).

Literariſchen Erwerb
vermittelt die „Literariſche Praxis“ durch ihre Zentralſtelle für Angebot und Nachfrage. Jede Nummer enthält zahlreiche Verlegerofferten, Mitarbeitergeſuche, Redakteurſtellen; daneben reichen Leſeſtoff (Fachintereſſen, Anregungen, Aktuelles).
Monatlich 3 Nummern. Preis pro Quartal Mk. 1,75.
— Probenummer gratis —
vom Verlag: Berlin-Friedenau, Hauffſtraße 3.

„Bismarck und seine Welt“
Grundlegung einer psychologischen
Biographie von **Oskar Klein-Hattingen**
Zwei Bände in drei Teilen, jeder einzeln käuflich.

	geheftet	eleg. geb.
Band I. geheftet . . .	Mk. 8.—,	Mk. 9.—
„ II. 1. Teil, geheftet	„ 8.—,	„ 9.—
„ II. 2. „ „	„ 4.—,	„ 5.—

Zu beziehen durch den Verlag von **Otto Dreyer,**
Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Eine wertvollere Bereicherung seiner Hausbibliothek kann es für keinen Deutschen geben, die vornehme Ausstattung macht das Werk besonders geeignet zum Geschenkwerk.

Adels- und Salonblatt
Zeitschrift für Aristokratie, Geschlechter- u. Wappenkunde, Kunst, Belletristik, Sport, Mode und Kritik.
15. Jahrgang. — Jährlich 26 Nummern.
Preis pro Halbjahr Mark 4.—.
Probe-Nummern stehen gegen Einsendung von 10 Pf franko zu Diensten.
Inserate finden die weiteste und zweckmässigste Verbreitung.
Abonnements- und Insertions-Aufträge nimmt entgegen
Die Expedition des Adels- und Salonblattes
Berlin W. 57 M.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:
Bibliothek deutscher Klassiker
für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Begründet von **Dr. W. Lindemann.** Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. **Dr. Otto Hellinghaus,** Gymnasialdirektor. 12 Bände. 12°

IV.—VI. Band: **Goethes Werke.** Mit 3 Bildnissen. Geb in Leinwand *M.* 9.—; jeder Band *M.* 3.—. Früher sind erschienen:

VII.—IX. Band: **Schillers Werke.** Mit 3 Bildnissen. Geb. *M.* 9.—; jeder Band *M.* 3.—

Inhalt der übrigen Bände: I: Klopstock — Göttinger. II: Lessing. — Wieland. III: Herder — Sturm und Drang. X: Die Romantik. XI: Oesterreichische Dichter. XII: Jung-Deutschland. — Neueste Zeit.

Elisabeth Kolbe, Weisse Lilien.
Zweite Auflage. — Verlag von **H. G. Wallmann, Leipzig.**
In Originalleinenband 2.— Mk.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831
Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt

Nummer 5 | Februar 1907 | 77. Jahrgang

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Moderne Frauendichtung.

Von **Franz Clement.**

In der Dichtung fehlte niemals die Frau als schöpferisches Element. Schon das alte Hellas hatte seine Sappho, die in Strophen von herrlich lodernder Leidenschaft und einer wundervollen Rhythmik das Sehnen und das Leben ihrer Seele gestaltete. Wenn schon von ihr wenig genug auf uns gekommen ist, wie viel weniger von ihren Schülerinnen, deren sie unzweifelhaft nicht wenig hatte. Denken wir dann daran, wie viel uns in allen möglichen griechischen Schriftdenkmälern von geistvollen und poetisch veranlagten Frauen geredet wird, so haben wir kaum Unrecht, anzunehmen, dass in der Nation, die einmal ein vollendetes goldenes Zeitalter der Kunst und Kultur erlebte, auch ein Kranz von Frauen im Dienste der Musen den Männern Griechenlands an die Seite trat.

Die grösste Dichterin des heidnischen Hellas war ein geistig und körperlich freigewordenes Weib, eine Dienerin und Lobsängerin der Venus Anadyomene; in Selbstherrlichkeit kühlt und vertilgt sie ihre verzehrende Glut durch den Todessprung in die Fluten des Meeres, das Lesbos umspült die grösste Dichterin des christlichen Mittelalters war eine Nonne, die in klösterlicher Abgeschlossenheit ihre seltsam kühnen und doch nichts anders als Moralpredigten vorstellende Dramen und Dramolets dichtete. Der Gegensatz von Saypho und Hroswitha ist ein Gegensatz zweier Kulturen: Schon an ihnen konstatieren wir die bemerkenswerte Tatsache, dass die Frau vermöge ihrer grossen Rezeptivität den jeweiligen Stand der Kultur reiner und eindringlicher repräsentiert als der Mann.

So sehen wir an der Seite der Humanisten, die Humanistinnen, ebenso, wie wir neben den dichtenden Heiligen Männern, dichtende heilige Frauen finden. Der Mann der Renaissance findet ein getreues Echo und eine mächtige Helferin zur Entwickelung der Individualität in der Frau der Renaissance. Im Frankreich des grossen Richelieu sehen wir zuerst die Graziösen, — deren Einfluss neuerdings von verschiedenen französischen Forschern in ein anderes, viel günstigeres Licht gerückt werden — dann Weltdamen, wie die Madame de La Fayette und die Madame de Sévigné, die ihr Zeitalter gewiss nicht schlechter spiegeln als die besten ihrer dichtenden Zeitgenossen.

Mit grösserer Energie tritt aber in der Dichtung die Frau erst mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auf. Abgesehen von dem grossen Einflusse, den die „auch" dichtenden Frauen der Romantik auf ihre Männer, Geliebte und Söhne ausübten, abgesehen von der zentralen Stellung der Berliner Salons in der Entwickelung des jungen Deutschland, abgesehen von der Bedeutung einer Rahel als Kulturträgerin und -Verbreiterin, finden wir schon zu Anfang des Jahrhunderts eine deutsche Dichterin, die man getrost als die grösste aller Zeiten und Zungen hinstellen kann. Ich meine die in Einsamkeit ringende, denkende und dichtende Katholikin Annette von Droste-Hülshoff, ein Weib von einer Seelengrösse und einer Leidenschaft, einer Kraft des dichterischen Schauens und Gestaltens, die wohl nicht bald von Frauen übertroffen wird. Frankreich hatte fast gleichzeitig seine George Sand, nachdem es schon vorher seine etwas kalt anmutende, aber von grösstem Einfluss gewesene Frau von Staël hatte. George Sand, die erste Frau, die zur Feder griff, um leben zu können, ist mehr, als Nietzsche in ihr gesehen; sie ist weder die lächelnde Verderberin, noch die Romanfabrikantin, als die eine Generation, die über ihre Ideale längst hinaus ist, sie betrachtet. Ein wenig später hat England seine George Eliot aufzuweisen.

Doch alle diese Persönlichkeiten waren Ausnahmen. Mögen neben ihnen noch so viele betriebsame Blaustrümpfe herumgelaufen sein, die mehr oder weniger mitzählten, von einer Frauendichtung konnte man, ohne zu übertreiben, nicht reden. Kann man das heute? Ohne Zweifel, man kann heute von einer Frauendichtung reden und ganz besonders von einer deutschen Frauendichtung, denn in Deutschland allein sind so viele dichtende Frauen am Werk, dass wir sie ohne einen bedeutenden Verlust zu verspüren, nicht missen können. Das Gesamtbild der französischen Literatur würde nicht fühlbar verändert, wenn die Gyp, die Daniel Lesueur, die Jeanne Marni und die Comtesse de Noailles fehlen würden, mit England, Italien und Spanien steht es ebenso und nur in Skandinavien dürfte man das Fehlen von Persönlichkeiten wie Selma Lagerlöf und Amelie Skram erheblich fühlen. Aber ich frage: wie sehr würden wir das Bild der deutschen Literatur der Gegenwart verändert finden, wenn wir auf einmal ganz ohne Marie von Ebner-Eschenbach, und Isolde Kurz, Ricarda Huch und Helene Böhlau, Clara Viebig und Gabriele Reuter sein müssten, von vielen anderen bemerkenswerten, aber kleineren Individualitäten zu schweigen.

Woher dieser in den letzten dreissig Jahren vollzogene Aufschwung der Frauendichtung herrühren mag? Aus materiellen Gründen kann man ihn nicht herleiten, denn die weitaus meisten der dichtenden Frauen, mit denen ich mich hier beschäftige, haben es nicht „nötig". Also allgemeine psychologische und ideelle Motive müssen hier walten. Die Frau ist nach meiner Ansicht eben im grossen ganzen reifer geworden. Sie hat mehr als früher das Bedürfnis, sich mit Welt und Leben und vorzugsweise mit dem Mann auseinanderzusetzen. Die Sexualität z. B. ist für sie auch auf einmal Problem geworden; für den Mann war sie es schon lange. Eine solche Auseinandersetzung mit Welt und Leben vollzieht die dem begrifflichen Denken noch immer fremd gebliebene Frau am besten und energischsten auf dem Wege der Dichtung und neben den wahrhaft Berufenen, haben wir denn auch bereits eine grosse lästige Schar Unberufener, die uns „auch“ mitteilen wollen, wie es mit ihnen und ihrem Verhältnis zu „uns“ steht. In erster Linie ist also die Dichtung für einen bestimmten Typus der modernen Frau Bedürfnis geworden, in zweiter Linie ist sie Mittel zum Zweck, Mittel zu einer Besserung in dem, was sie die untergeordnete Stellung ihres Geschlechtes nennt. Nach beiden Seiten hin müssen wir die Frauendichtung gelten lassen.

Ueberblicken wir nun das Vorliegende und suchen wir Zusammenhänge und Eigentümlichkeiten. Es gibt wohl keine besondere Art, die Dinge zu sehen und zu gestalten, welche wir nicht in der deutschen Frauendichtung der Gegenwart wiederfinden. Vom krassesten Naturalismus bis zum weltfremdesten Aesthetismus, von der stärksten sozialen Anteilnahme bis zum extremsten Kultus der Individualität, überall haben Frauen mitgetan, und ein erster Zug, der sich hier findet, ist die Neigung zum Extremen. Wenn man von grösserer Schmiegsamkeit der Frauennatur, von ihrem feineren Takt und ihrer reineren Anmut redet, ihre Schamhaftigkeit der Seele feiert, kurz alle die Eigenschaften, die man als spezifisch frauenhaft gibt, an der dichtenden Frau preist, so stehe ich diesem und ähnlichem Lob sehr skeptisch gegenüber, da ich nirgends bei dichtenden Frauen solche Eigenschaften in erster Linie vertreten sehe.

Mit der Neigung zum Extremen ist es eine andere Sache. Der linke Flügel irgend welcher neuen Literaturrichtung wird von den Frauen immer am liebsten eingenommen. Extremere Naturalisten als die Viebig des „Weiberdorf“ und überschwänglichere Symbolisten als die Böhlau des „Halbtier“, echtere Neuromantiker als die Ricarda Huch, Dichter mit stärkerer erotischer Note als die Maria Madeleine, Hans von Kahlenberg und Dotorosa hat es unter dichtenden Männern der Gegenwart kaum gegeben.

Neben dem Hang zum Extremen findet man als zweiten charakteristischen Zug der Frauenliteratur die leichte Ueberwindung des Technischen. Die Frau ist zum literarischen Industrieritter wie geschaffen: ihre Geschicklichkeit in den handwerklichen Dingen der Literatur ist geradezu staunenswert. Die erfolgreichsten Unterhaltungsschriftsteller waren von jeher Frauen, von der Johanna Schopenhauer bis zur guten Marlitt, von der Marlitt bis zur Wilhelmine von Hillern und Nataly von Eschstruth. Was gehört aber zum vielgelesenen Unterhaltungsschriftsteller? Neben einem guten Teil Sentimentalität, eventuell auch Frivolität und Oberflächlichkeit eine noch grössere Portion ebenso geschickter als rücksichtsloser Mache. Das fruchtbarste Geschäftstalent in der Verfertigung von Bühnenstücken war ebenfalls eine Frau, die unverwüstliche Charlotte Birch-Pfeifer.

Nach alledem kann man ruhig sagen, dass der Frau als Dichterin alle Qualitäten ebenso erreichbar sind, wie dem Mann und unsere Feststellung ist für sie am Ende ein grosser Trost, da sie sich nicht mehr in der Ausnahmeposition sieht.

Soweit die Formen der Frauendichtung! Dasselbe gilt nicht für den Gehalt derselben. Da bleibt es immer wahr, dass die Frau als Frau gewisse wichtige Dinge anders sieht, als der Mann als solcher. Wir danken ihr, wenn uns ihre Kunst diese ihre Ansichten vom Leben vermittelt. Und hier möchte ich ein kleines Wort zum Verhältnis von Frauenemanzipation und Frauendichtung einschalten. In vielen Dichtungen von Frauen findet sich eine Voreingenommenheit in der Betrachtung der Rechte und der Stellung des männlichen Geschlechtes, die ab und zu zur unkünstlerischen Tendenz wird. Ich vermag diese Art des weiblichen Sehens und diese Einseitigkeit der Darstellung nicht so schlimm zu finden, wie manche andere Kritiker. Die Frauenbewegung ist, wenn man sie richtig versteht, nicht nur ein Kampf gegen männliche Vorurteile und Machtwahrung; sie ist, um mit einem geistreichen Franzosen zu reden, auch ein Kampf der Frau gegen einen Teil ihres Selbst, gegen ihre Schwächen: sie ist ein energisch betätigtes Verlangen nach Regeneration. Die Frau will nicht mehr bloss Weibchen sein, bloss Spielzeug und Schmuck; sie will Weib sein, und wenn sie nicht vergisst, dass Weib sein so viel heisst als Mutter sein oder Mutter werden, dass das Ausleben ihrer Individuailtät im Gegensatz zu derjenigen des Mannes an eine Schranke stösst, die ihr immer die grossartigste Aufgabe zu bedeuten hat, dann lässt sich mit ihr nicht nur verhandeln, dann sichert sie sich auch die Hilfe aller derjenigen Männer, die in jeder Frau mehr sehen als einen Menschen neben sich, sondern auch die Hüterin und Pflegerin der künftigen Generationen. So unästhetisch die emanzipierte Frau ist, so herrlich ist das Streben der verständigen Frau nach fruchtbarer Aeusserung ihres menschlichen Werkes.

Ich kann leider nicht Freude ausdrücken über die Art wie heute so viele schreibende Frauen die Kunstform des Romans, die geheiligt ist durch so grosse Dichterpersönlichkeiten, missbrauchen, um über die Forderungen der Zeit mehr zu verwirren als aufzuklären. Die Art, wie eine Schülerin der geistvollen und weit- und warmherzigen Schwedin Ellen Key, Lou Andreas-Salomé, dies tut, ist allen vernünftigen Menschen, mögen sie ihr Streben anerkennen oder ablehnen, sympathisch. Die Weise aber, wie z. B. Maria Janitscheck sich zu den grossen Problemen in der gegenseitigen Stellung von Mann und Weib als tyrische und epische Dichterin äussert, muss man, gelinde ausgedrückt, als frivol bezeichnen. Sie gibt den eklatantesten Beweis, wie eine hervorragende Begabung, die in Novelle und lyrischem Gedicht gleich starke Talentproben gegeben hat, durch erotische Ueberreizung und mangelhafte geistige und ethische Kultur alle tieferen Wirkungen dieser Begabung in Frage stellt. Solcher gibt es viele; sie hier zu nennen, wäre für sie der Ehre zu viel. Prüderie und Schönfärberei seien uns verhasst, aber Gefühlsverwirrung noch mehr, denn sie ist mindestens ebenso gefährlich.

Eine Tatsache muss dem auffallen, der die Kunstäusserungen der Frau näher untersucht. In einer grossen Kunst hat die Frau sich schöpferisch nicht eindringlich betätigt, in der Musik, und in einer Gattung der Wortkunst hat sie bis heute nichts Nennenswertes aufzuweisen, im Drama. Was die Musik anbetrifft, so erkläre ich mich gerne als inkompetent und bin froh, mich nicht darüber äussern zu müssen. Ueber das Verhältnis der dichtenden Frau zum Drama bin ich aber einige Worte schuldig. Ich nannte vorhin die Birch-Pfeifer und könnte zur Ergänzung noch die Naturalistin Ernst Rosmer nennen, aber was bedeuten diese geringwertigen Namen? Sie bedeuten, dass der Misserfolg der Frau im Drama nicht an der mangelhaften Beherrschung des Technischen liegt. Er liegt an etwas anderem: das Drama fordert wie keine andere Dichtgattung energisches Denken und schärfsten Kunstverstand, es erfordert in zweiter Linie rücksichtslose, eherne Konsequenz und Aufgeben alles Zartsinns. Wir finden diese Eigenschaften eher und zahlreicher beim Manne als bei der Frau, die mehr zum lyrischen Singen und zum weitschweifigen, episch-gemütlichen Erzählen, als zum machtvollen, tragisch-dramatischen Gestalten begabt ist. Dass auf einmal eine grosse Dramatikerin auftauchen könnte, ist nicht unmöglich, aber auch nicht wahrscheinlich. Doch ist der betreffende Mangel nicht als ein Grund zur Bescheidenheit der dichtenden Frau anzusehen. Wie viel wir in dem, was ausserhalb des Dramas liegt, den Frauen zu verdanken haben, weiss jeder Kundige. Es spriesst nur so aus der Erde, und seltene Blumen und fruchtbeladene Bäume stehen im weiten blühenden Garten.

Dr. Gramzow über Jbsen.

Die Uebertreibung der Verdienste von Ausländern und die Unterschätzung der Verdienste ihrer Landsleute — das sind zwei Erbfehler der Deutschen. — Schon im August vorigen Jahres bin ich an dieser Stelle der Ibsen-Verhimmelung entgegengetreten, indem ich nachwies, dass der gar zu überschwänglich gefeierte norwegische Dichter im Grunde genommen nur nach deutschen Mustern arbeite. Als solche bezeichnete ich, soweit es sich um die Weltanschauung handelt, die sich in Ibsens Dichtungen zu erkennen gibt, Kant u. Nietzsche, ich hätte noch Schopenhauer hinzufügen können, sofern dieser den Willen über den Intellekt stellt, was ihm Ibsen getreulich „abgeguckt“ hat.

Meine Mahnung hat eine gute Weile ihre Wirkung nicht verfehlt. Erst neuerdings ergriff wieder ein Redner in der Berliner psychologischen Gesellschaft das Wort, um die Ibsen-Verhimmelung in gesteigertem Massstabe fortzusetzen. Es war dies Herr Dr. Gramzow, der einen Vortrag über die psychologische Anschauung hielt, die in den Bühnenschöpfungen des norwegischen Dichters zu Tage tritt. Dr. Gramzow behauptet, alle grossen Dichter haben eine selbständige Weltanschauung gehabt, die der getreue Ausdruck ihrer Persönlichkeit gewesen sei. So habe auch Ibsen sich seine Weltanschauung geschaffen und er sei in der Herausbildung derselben — man höre und staune! — noch grösser gewesen als Schiller und Goethe. Dabei habe er seine Kenntnisse von der Menschenseele nicht etwa systematisch, wie in einem Lehrbuche, erworben, sondern durch strenge Selbstbeobachtung und durch Beobachtung seiner Mitmenschen, die er seelisch förmlich sezierte. Und die Frucht dieser Seelenanalysen? Er glaube nicht an die Allmacht des Verstandes, glaube nicht, dass der Verstand jemals imstande sei, das Weltgetriebe restlos zu erforschen; es sei vielmehr ein traumhaftes, geheimnisvolles Ahnen, das uns in die Welt des Seins eindringen lässt.

Mit dieser Anschauung, mit welcher Dr. Gramzow die Ueberlegenheit Ibsens über Schiller und Goethe nachweisen will, steht der norwegische Poet wiederum auf deutschem Boden, denn gerade Schiller ist es, dessen Gedanken Ibsen sich damit angeeignet hat, dass er das traumhafte Ahnen über die Ergebnisse der Verstandestätigkeit stellt. Sagt doch Schiller in seinem, seiner Werdeperiode entstammenden Gedicht „Die Worte des Glaubens“:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Dr. Gramzow scheint sich dieser Schiller'schen Worte anlässlich seines Vortrages nicht erinnert zu haben.

Anschauungen dieser Art mögen einem Dichter zu gute gehalten werden, nicht aber dem grossen Psychologen, als welchen Dr. Gramzow uns den nordischen Dichter vorstellen will. Im Gegenteil beweist der gute Ibsen mit seinen traumhaften psychologischen Ahnungen, dass er von wirklicher Psychologie so wenig Ahnung hat, wie von Philosophie überhaupt. Es braucht dies seinem poetischen Talente keinen Abbruch zu tun. Aber es handelt sich für uns darum, der Wahrheit die Ehre zu geben und nebenbei daran zu erinnern, dass Schiller und Goethe nicht bloss wie der sie angeblich übertreffende Ibsen, „traumhaft ahnungsvolle Dichter“, — sondern auch hervorragende Denker waren. Sie darin nachzuahmen, das allerdings wurde dem nebelhaften Ibsen nicht so leicht.

Dr. Eduard Loewenthal.

Neue Deutsche Dramen.

Von **Hans Franck**.

II.

Ich kann meinen Bericht diesmal mit der Würdigung des gesamten Schaffens eines jungen, hochtalentierten Dramatikers beginnen. Emil Ludwig heisst der neue Mann, dessen Namen es zu merken gilt. Der junge (1881 in Breslau geborene) Künstler setzte mit der vieraktigen dramatischen Dichtung „Ein Friedloser“ (Wien 1903, C. W. Stern) ein. Das Carl Hauptmann gewidmete Werk offenbarte einen Verskünstler, wie wir nur wenige aufzuweisen haben. Alles ist in Glanz und Wohllaut getaucht. Wie klingende Sinfoniesätze rauschen die Akte, denen der Künstler mit weisen Bedacht musikalische Tempobezeichnungen mitgab, an unserem Ohr vorüber. Man kommt nicht damit aus, an Hofmannsthal zu denken, man muss schon Tassoverse heranholen, um einen Massstab zu gewinnen. Und dennoch, so hoch dies Erstlingswerk als Dichtung zu stellen ist, als Drama ist ein Nichts. Das Ganze wirkt wie eine dünne Allegorie. Derselbe, der den einzelnen Geschehnissen ergreifend schönen Ausdruck geben konnte, war nicht imstande, sie so zu ordnen, zu verketten, zu einem Ganzen zusammenzubauen, dass daraus ein Werk wurde, das mit einem Drama mehr als blosse Aeusserlichkeiten gemein hat. Ein Friedloser ist ein Gedicht mit einer wundervollen Wortfülle. Das ist — wie man will — viel und wiederum beschämend wenig. — Mit diesem ersten Werk ist die Situation für Ludwig gleich scharf gekennzeichnet. Wird er, der in überraschender, unvergleichlicher Weise die einzelne Szene lyrisch auswürzen kann, Bildner genug sein und werden, das Einzelne mit starker Hand zusammenzuschweissen zu einem grossen, ganzen, stahlharten Drama? Das ist die für Ludwig entscheidende Frage. Eine runde Antwort lassen die vorliegenden Werke des Künstlers natürlich noch nicht zu; aber sie geben uns gute Hoffnung. Bisher ist der Weg Ludwigs stetig aufwärts gegangen, und es steht zu hoffen, dass es auch weiterhin geschehen wird. Im Hinblick auf die grosse Form ist gleich das zweite Drama Emil Ludwigs „Ein Untergang“ (Drama in fünf Akten, Verlag Bruno Cassierer, Berlin, 1904) ein bedeutsamer Fortschritt. Das Richard Muther gewidmete Werk stellt uns in ergreifenden Zügen den Untergang Lorenzos di Medici vor Augen. Der grosse Geniesser senkt auch vor dem letzten, vernichtenden Ansturm des Geschickes die Waffen nicht. Mag alles dem Untergang preisgegeben sein. Schönheit ist auch im Untergang, im eignen. Ist auch Lorenzo im Kerne ein undramatischer Held — wie kann dramatisch sein, was sich vom Anfang bis zum Schluss in stetig absteigender Linie bewegt? — so erreicht Ludwig doch in einzelnen bewegten Szenen schon das Ziel. Die kernige Prosa, die an den gesteigerten Stellen unmerklich zum Verse übergeht, atmet grosse Kraft. Aber als Ganzes gesehen hat Ludwig mit ihm seine Form noch nicht gefunden. Der grosse, festgefügte Bau, in dem alles planvoll zur Höhe strebt, dem die Einzelschönheiten sich willig einfügen, ist ihm nicht gelungen. So wundervolle lyrische Partien das Werk aufweist, so stark dramatisches Leben manche Szenen durchpulst, der Endeindruck ist . . . Bedauern. Wir haben wenige unter uns, die eine Situation so ganz herausholen können, wie Ludwig, aber viele, die ein Drama weit besser zu bauen vermögen. — Ob Ludwig beides vereinigen lernt, lässt sich auch nach seinem letzten Werk „Napoleon“ (Drama in fünf Akten, Verlag Bruno Cassierer, Berlin, 1906) noch nicht mit Bestimmtheit sagen, wohl aber stärkt es die Hoffnung. Mit kühnem Mut wagt der Dichter das Allerhöchste und erreicht, wenn auch nicht alles, mehr denn je. Dieser Napoleon ist ein gigantischer Wurf, mit machtvollem Griff hat der hochstrebende Künstler den gewaltigen Stoff gepackt. Wohl sind auch diesmal noch die Szenen oft lose, unverknüpft nebeneinandergestellt, so dass die straffe dramatische Komposition fehlt, wohl ist auch diesmal der grosse dramatische Gegner nicht zu finden, wohl bewegt sich wiederum das Ganze in absteigender Linie, so dass über Napoleon, wie über Lorenzo, wie über Oedipus das blinde Geschick waltet — ein wenig modernisiert zwar — doch das Geschick das oftmals einfach hinzunehmen ist, da es trotz der aufgewandten Mühe dem Künstler nicht gelingt, seine Willkürlichkeiten zu verdecken und des Schicksals Sterne in die Brust des Helden zu verlegen: und dennoch, trotz dem allen, trotz manchem andern, das sich noch anführen liesse, ist Napoleon Ludwigs erstes, als Drama vollzunehmendes Werk. Hier offenbart er zum ersten Male Gestaltungskraft. Nicht mehr einem Dichter, der sich gar zu sehr an den eigenen Worten berauscht, steht man gegenüber, sondern einem Bildner, der bewusst und kühl eine übermenschliche Gestalt herauszumeisseln sucht aus schnödem Gestein. Wie wird Ludwigs Weg weiter gehen? Wird es ihm, der wie selten einer alle die vielen Teile in der Hand hat, die das Ganze ausmachen gelingen, sie zu vereinen? Wird er sich in Zucht nehmen, immer den Blick aufs grosse ganze gerichtet? Ist er hart genug, dem Einzelnen wehe zu tun, wenn es das Ganze erfordert? Wird die Wertschätzung der Gestaltung zwingenden Geschickes, des festgefügten Bildens und Bauens zunehmen, die des eigensüchtigen Wortes abnehmen? Ich weiss es nicht. Doch in mir lebt die Hoffnung, dass der, der der vom antidramatischen Friedlosen mit seiner zwar schönen, aber wildwuchernden Lyrik fortschritt zum gigantischen Napoleon mit seiner kräftigen Prosa weiterhin aufwärts wandern wird,

Was Ludwig mit allen seinen Dramen noch nicht gelang, die Pforten einer Bühne aufzuschliessen, vollbrachte ein anderer junger Künstler gleich mit seinem ersten Bühnenstück. Leo Greiner, der sich durch seinen schmalen Gedichtband „Das Tagebuch“ (bei Georg Müller, Mün-München), als eins der stärksten, vielversprechendsten lyrischen Talente ausgewiesen hat, hat kürzlich durch die Erstaufführung seines ersten Dramas „Der Liebeskönig“ (Verlag Dr. Wedekind u. Co., Berlin, 1905) nun auch vieler Augen als Dramatiker auf sich gelenkt. Doch er verleugnet auch in diesem Werk den Lyriker nicht. Denn, wenn wir uns genau prüfen, gilt unser Interesse und unsere Bewunderung nicht dem Menschenformer, dem Gestalter eines erschütternden Geschickes, sondern dem Wortformer, dem Manne, der eine wundervolle Art hat, die Worte so zu setzen, dass sie nie gehörte Klänge geben. Nicht um ein kräftiges Drama handelt es sich, sondern um ein ersonnenes Problemstück. Wladimir, der König von Polen, ein Ausbund der Hässlichkeit ist auf dem Wege — alles andere sieht er nicht — das Weib, das für ihn das Bild des Lebens ist, enthüllt zu sehn, von Angesicht zu Angesicht, erschreckend nackt und furchtbar geheimnislos. Er eilt auf ihm mit einer Blindheit, einer Verkennung sämtlicher anderer Lebenswerte fort, dass er bald an seinem Ende ist. Und das Ende dieses Weges heisst: Tod. Das Weib seiner Liebe verlässt ihn nach einer gauklerischen Brüskierung um eines schönen Galans willen die Dirne, deren Widerstreben er nur durch das Geschenk der Krone überwindet, betrügt ihn. So naht das Ende. Man darf nicht (wie es vielfach geschehen ist) die Hässlichkeit des Königs allzusehr betonen. Das ist ein Nebenzug. Wladimir wäre auch ohnedem durch seine wirklichkeitfälschende Illusion an der kümmerlichen Liebe der Wirklichkeit zugrunde gegangen. Greiner gab in ihm den reinen Erotiker, der in das Weib so viel hineinträgt durch seine fieberhaften Träume, dass die Erkenntnis ihn vernichtet, wie er in Ritter Kunhardt, genannt der Fruchtbare, den Geschlechtsmenschen, sein Gegenstück gab, den, für den das Weib nichts ist, als ein Gefäss zu empfangen. — Doch wie gesagt, in letztem Grunde fesselt uns nicht das Problem, nicht die Menschen und ihr Geschick, sondern die oft wundervollen Worte, die mit unerhörter Feinheit die innersten Regungen wiederspiegeln. Ich sehe mit Spannung dem zweiten Drama Greiners „Die Herzöge von Genua“ entgegen, um zu erkennen, ob auch der Dramatiker Greiner so aufwärts schreitet, wie es der Lyriker von dem breiten Erstling „Das Jahrtausend“ zum genialen „Tagebuch“ tat.

Noch über einen dritten, hoffnungsvollen Neuling mögen mir einige Worte gestattet sein. Karl Rössler ist es gleich mit seinem ersten Werke „Der reiche Jüngling“ (Trauerspiel in vier Akten, Leipzig, Insel-Verlag, 1905) gelungen, die Augen weiterer Kreise auf sich zu ziehen. Sowohl die erste Aufführung des Stückes in Dresden, als auch die Verleihung des Bauerfeldpreises haben dazu geholfen. Man kann sich herzlich darüber freuen, dass es geschah. Denn der reiche Jüngling gehört ohne Zweifel zu den bedeutsamsten dramatischen Neuerscheinungen der letzten Jahre. Mit stärkstem Eifer ist Rössler der Gestalt des reichen Jüngling nachgegangen, von dem es heisst, er wolle dem Herrn nachfolgen, der aber sein Wollen doch nicht in die Tat umsetzte, denn er hatte viele Güter. Es ist zur Zeit Christi. Rom drückt das Land. Im ganzen Volk ist Aufregung, Hoffen. Es soll alles anders, besser werden. In einer kleinen Stadt am galiläischen Meer lebt der reiche, geizige Asarja. Er ist der Freund des Priesters und gilt diesem als fromm. Das Volk hasst ihn seiner Härte wegen. In ihm selber ist keine Ruhe. Er hat seinen Bruder um das Erbe betrogen. Sein Weib und sein ältester Sohn, der ihm gleichgeartet war, sind tot. Hat Gott es gefügt? Er will gern gut machen. So übergibt er seinem jüngsten Sohn Nathanael sein Gut, nicht für immer gleich; sondern auf Wiederruf. Neben der Absicht zu büssen leitet ihn der Gedanke zu sehen, wie Nathanael mit dem Gelde umgeht. Denn dieser Sohn, von dem er nicht weiss, ob er ihm gehört, oder einen Griechen zum Vater hat, ist ein weltferner Träumer. In dem Edlen ist Lebensfreude und Askese gemischt. Als den Alten der Stein des Bruders aufs

Krankenlager wirft, übergibt er dem Sohn das Gut dingungslos. Der weiss nichts damit anzufangen, schwankt hin und her. Da trifft ihn Jesu Wort, der über den See kommt zu predigen. Schon will er sich des Geldes entäussern, da lässt der Alte den Mordstahl auf ihn zücken. So geht ein Irrender dahin. Einer, der den Weg nicht fand, weil er zu sehr suchte. Doch nicht in der Titelgestalt, auch nicht in der des Vaters liegt der Wert der Dichtung, sondern in den Volksszenen. Hier ist einem Jungen gelungen, was wenigen gelingt: ein grosses, leuchtendes Volks- und Zeitgemälde zu geben. Man meint die Luft zu atmen, die über dem Lande liegt, Jesus, der in der Ferne vorbei wandelt, zu sehen und zu hören. Das Volk mit seinem Sehnen und Hoffen, seinen Sorgen und Plagen, seiner Gier und seiner Eigensucht ist in einer Weise lebendig geworden, dass man sich nicht scheut, an die Art zu denken mit der Hebbel unnachahmlich eine Uebergangszeit erstehen und den kommenden Geist ahnen lässt. Diese aussergewöhnliche dichterische Leistung ist es, die von Rössler viel erwarten lässt, während das übermässig Ergrübelte mancher Gestalten, namentlich Nathanaels, Zweifel aufkommen lässt, ob der Dichter Rössler ein grosser Dramatiker ist oder werden kann. Dramatiker sind noch immer Draufgänger gewesen nicht Grübler und Träumer. Auf alle Fälle darf man auf Rössler zweites Drama „Das Lebensfest" in höchstem Masse gespannt sein.

Nun nach den annoch Namenlosen, von einigen Männern, deren Namen einen guten Klang hat. Freilich sind es diesmal insgesamt nicht Künstler, deren Ruf sich auf früher veröffentlichte Dramen gründet, sondern auf Werke aus den übrigen Dichtungsgebieten. — Wilhelm Holzamer, der bisher nur mit feinsinnigen Erzählungen und stimmungsvollen Versen hervorgetreten ist, betritt mit seinem neuesten Werk „Um die Zukunft" (Drama in 4 Akten, Egon Fleischel u. Co., Berlin, 1906) zum ersten Male das Gebiet des Dramas. Ihm ist — um es vorweg zu nehmen — ein Wurf gelungen, der im höchsten Masse achtungsgebietend ist. Wenn dem Drama auch offensichtliche starke Mängel anhaften, die eindringliche Schilderung der Zeit, in dem das Geschen spielt, und die prachtvolle Herausarbeitung des Hauptcharakters wiegen sie mit leichter Mühe auf. In einem grossen katholischen Dorfe in Rheinhessen spielt das Stück zur sogenannten Reaktionszeit, am Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Noch sind überall die Kämpfer von Achtundvierzig vorhanden. Ihre Hoffnung haben sie begraben, doch nicht ihren Willen, nicht ihre Sehnsucht. Ueberall glimmt ein ungestümer Freiheitsdrang. Doch sobald er aufglimmt, wird er im Keime erstickt. Die Dunkelmänner haben mehr Macht denn je. Andreas Krafft, der Lehrer in einem grossen hessischen Dorf, ist so ein Achtundvierziger, dessen Wille ungebrochen ist. Er nimmt noch einmal den Kampf mit der Gewalt auf nicht als ungestümer Jüngling, sondern langsam, peinlich das Recht wahrend, als Führer der Minderheit des Dorfes. Es geht um die Befreiung des Lehrerstandes, die Freimachung der Schule von der Kirche, das Recht der eigenen Persönlichkeit. Doch bald sieht keiner ausser ihm das Ziel mehr. Alle haften am Oertlichen, am Gegenwärtigen, keiner schaut die Zukunft. Aus dem grossen Kampf wird eine kleinliche Dorfprügelei. Bald steht er ganz allein. Die gequälte, zerarbeitete Frau ist nie seine Gefährtin gewesen. Seine Freunde verstehen ihn nicht mehr. Gerade die, dies am besten meinen, hemmen ihn am meisten. Sein Sohn Georg wird aus schwärmerischer Verehrung für den Vater zum Strassenhelden. So muss Andreas Krafft unterliegen. Aber die Niederlage ist nur eine vorübergehende. Er ist reicher und reifer geworden durch den Kampf. Er schaut in der Zukunft eine andere Generation, in der von unten auf durch Erziehung von selber sich entwickelt, wofür noch niemand um ihn reif ist. Und unmittelbar nach der Niederlage beginnt er den neuen, stillen Kampf, von dem er weiss, dass ihm in Zukunft der Sieg gehören wird. Der Kampf über dem das Wort leuchtet: „Meinen Freunden und Feinden zum Trutz." Ja, auch den Freunden, gerade diesen. Nur sein Weib, das diesen Freunden einst als Verräterin an der heiligen Sache galt, wandert mit ihm auf dem neuen Wege weiter. Nicht die Tragödie des Einsamen, der am mächtigsten allein ist, gab Holzamer, denn sein Andreas Krafft war kein Starker, kein Erkennender zum Beginn, sondern die des grossen Ringers, der schneller zur Erkenntnis schreitet wie alle um ihn. So erhalten wir letzten Endes keine Tragödie, wie stets da, wo der einsame Starke sich der Sache zum Opfer bringt, sondern ein hoffnungsstarkes Stück. Was Andreas Krafft verliert, wiegt wenig gegen den Gewinn an Erkenntnis, den ihm der Kampf bringt. Ungebeugt, aufrecht, wohl verwundet, doch nicht vernichtet beginnt er gleich nach der Augenblicksniederlage den grösseren Kampf, der in Zukunft den Sieg bringen wird, wenn auch nicht ihm, doch seiner grossen Sache. — Es ist dem Hauptcharakter sichtlich zugute gekommen, dass manche seiner Züge von Holzamers Grossvater, dem Lehrer und Achtundvierziger, dem das Werk zum Andenken gewidmet ist, entlehnt sind (vielleicht ist Andreas Krafft überhaupt niemand anders als Andreas Holzamer), denn er überragt alle anderen bei weitem an Lebendigkeit. Den übrigen Gestalten hat es geschadet, dass Holzamer uns eine Entwickelung seines Helden zeigen muss, wie sie nur die Erzählung voll herausarbeiten kann. So müssen sie dem Helden immerfort zu Gefässen dienen, sein Inneres blosszulegen. Und wenn diese Blosslegung auch mit einer Eindringlichkeit geschieht, dass man mehr als einmal an Ibsen denkt, es gibt weite Strecken in dem Drama, die wie eine dialogisierte Abhandlung über die Frage wirken: „Wie geschieht in der Welt der Fortschritt?" Nicht die Gestalten interessieren dann, sondern die von Holzamer selber gegebene Antwort. Dieser nicht getilgte, von der ersten epischen Konzeption her stehengebliebene Rest ist des Dramas grosse Schwäche. Doch, wie gesagt, vermögen seine Vorzüge die lebendige Ausmalung des Zeithintergrundes und die wuchtige Kraft, die die Gestaltung des Hauptcharakters offenbart, leicht darüber hinweg zu helfen.

Weit deutlicher ist die epische Herkunft bei den drei Akten, die Thomas Mann Fiorenza (Verlag S. Fischer, Berlin) nennt. In prunkvollen Szenen, die zwischen Epik und Dramatik mitten inne stehen, von jener bei genauerem Zusehen mehr das Innere, von dieser mehr das Aeussere haben, hat Mann einen grossen, weltgeschichtlichen Moment zu gestalten versucht. Eine grosse, gottlose Kultur geht unter, eine neue asketische Weltanschauung schreitet üebr den schönen Leichnam finsteren Auges hinweg, Lorenzo stirbt, Sovanorola wird Herr von Florenz. Nur für kurze Zeit, bald tritt die Welle zurück. Auch seine Stunde schlägt. Mit verschwenderischer Pracht, mit einem Ueberreichtum an Worten und gedankenvollen Aussprüchen hat Thomas Mann das Zusammentreffen der beiden Grossen ausgestattet. Hinter ihnen steht Florenz mit seinen abenteuerlichen Gestalten, steht es gar in eigener Person. Denn durch diese Akte schreitet eine seltsame, stilisierte Frau. Sie brachte Sovanorola auf seine Bahn, da sie sich ihm versagte, sie gehörte dann dem Lorenzo. Sie steht kalt bei ihm im Tode. Sie ist Mensch und ist es wieder nicht. Fiora wird zur Allegorie, zur Verkörperung der schönen Stadt, sie ist Florenze die grosse Buhlerin, die dem Mächtigsten gehört, die sich nach einem Neuen, nach dem Gegner sehnt noch während sie dem Gegenwärtigen in den Armen liegt. Es gehörte die ganze Kunst eines Thomas Mann dazu die Erhabene nicht ins Blasse, ins völlig Blutlose und damit zur Lächerlichkeit hinübergleiten zu lassen. Es gehörte auch die ganze Kunst Thomas Manns dazu, uns durch die grosse Wortfülle nicht zu ermüden, sondern zum intensiven Miterleben, oder besser: zum Mitdenken zu zwingen. Sitzt man in einsamer Nacht sinnend über das Buch gebeugt, dann ist einem als ob man nicht nur den tiefen Sinn dieses Momentes, sondern den der allem Kulturwandel innewohnt, langsam erkenne. Dieser geistige Genuss kann schwerlich durch eine Aufführung, dazu an einem Alltagstheater, hervorgerufen werden. Im Rampenlicht würden die ästhetischen Mängel, deren die drei Akte gar manche haben, sich so deutlich machen, dass man sie nicht übersehen könnte.

Von den drei Renaissancedramen, welche sich diesmal bei mir zusammengefunden haben, ist Rudolf Herzogs vieraktiges Schauspiel „Die Condottieri (bei Cotta, Stuttgart, 1905) als Theaterstück am höchsten, als Dichtung am niedrigsten zu stellen. Nicht dies, dass es weit farbloser in der Ausführung des Hintergrundes ist als Ludwigs Untergang oder Thomas Manns Fiorenza, ist bestimmend für das Urteil, sondern der Mangel an Eigenleben bei den Gestalten. Nur darauf ist es zurückzuführen, dass uns der gewiss erschütternde Kampf zwischen dem grossen Condottiere Venedigs Bartolomeo Coleöne und seinem natürlichen Sohn Giovanni Nemo wohl im Augenblick fesselt, nicht aber so im Innersten erfasst, dass die Wirkung in uns weiter lebt. Mit einer Gelassenheit, die auf des Dichters Schuld-Konto zu setzen ist, sehen wir den stolzen Feldherrn dem harten Willen eines Jüngeren unterliegen. Der Alte ist uns nicht nahe gekommen, hat uns nicht durch seine Grösse überwältigt — denn was wir sehen, von seiner Macht, war nicht viel mehr als der Sieg über ein Weib, da alles andere in den Worten stecken blieb und nicht zum Leben ward — und so nehmen wirs gelassen hin, dass er abtritt. Der Eine geht, der andere kommt. Ists nicht immer so? Was soll uns dies? — Wie so oft rächt sich hier der Irrtum, zu wähnen, eine Gestalt die gross war im Leben, wirke ohne weiteres gross im Kunstwerk, wenn man sie übernimmt, wie sie so viele kennen. Gerade dann gilt es, sie ganz aus Eigenem mit neuem Leben zu erfüllen. Wo ein Kleid rauscht, wo ein Panzer klirrt, sind die noch nicht, die sie einst trugen. Herzog kommt über das Aeussere nicht hinaus. Die grossen Worte gehen leer aus und kommen leer zurück. Die Taten fehlen, die die Worte glauben machen. Natürlich verkenne ich das Geschick keineswegs, mit dem Herzog sein Schauspiel baute. Uns tun gut gemachte Arbeiten wahrlich not. Als wirksames Theaterstück, an dem kein Falsch ist, lasse ich die Condottieri mit Freuden gelten, als eine Dichtung, die unvergängliches Leben in uns zeugt, kann ich sie nicht ansprechen. Ein geschickter Schriftsteller schrieb das Stück; ein Dichter schuf es nicht.

Neue Romane.

Es hat den Anschein, als ob es der Mehrheit der Romanschriftsteller nur darum zu tun ist, uns „spannende“ Stoffe mitzuteilen. Die psychologische Vertiefung ist von vornherein vernachlässigt, und wie ein geschickter Jongleur uns durch Geschwindigkeit und Geschicklichkeit zu verblüffen trachtet, so sind auch jene, für den Augenblick schaffende Autoren nur bestrebt, uns durch Phantasie der sich leider keine geniale Gestaltung hinzugesellt, über die Langeweile des Alltags hin wegzutäuschen. —

Das Amt des Kritikers sinkt demnach zu dem des Reporters hinab. Ich nenne teilnahmlos die Arbeiten: „Aus dem Dollarlande“, Skizzen von Henry F. Urban, „Kains Entführung“, Roman von Luise Westkirch, „Eine Hilflose“, Roman von Mite Kremnitz (sämtliche im Verlag von Hermann Ehbock, Berlin). — Urban ist kein Dichter; er ist Journalist und gibt als solcher nur Stimmungsbilder; nicht seelische Analysen, sondern nur Hinweise auf amerikanische Reklametricks, die vielleicht den Kaufmann mehr als den Gelehrten, den Berichterstatter mehr als den Rezensenten interessieren. Im Mittelpunkt der Erzählungen steht ein Radler, der auf dem Rücken die Firma des Fabrikanten durch die Stadt fährt, oder gar eine Mumie, deren Liebesgeschichte eine gewisse Aktualität erlangt, als ein Warenhaus sie an seinen „billigen Tagen“ als pièce de résistance benutzt. — Ich will nicht leugnen, dass diese Reklamemärchen sich ganz amüsant lesen, aber hat schliesslich ein solches Buch etwas mit Literatur zu tun? —

Nicht besser ergeht es dem Leser mit den rührseligen Romanen „Kains Entführung“ und „Eine Hilflose“. — Luise Westkirch schreibt einen naturalistischen Roman. Sie schildert die Oede des Moorgebietes (in der Nähe Bremens). Sie macht uns mit den schlichten, frommen und ernsten Sitten seiner Bewohner bekannt, aber Janfredik und Brün, die Helden des Werkes sind in ihrem Fühlen und Denken zu plump, als dass ein moderner Mensch an diesen Gestalten ein tieferes Interesse nehmen könnte. Janfredik ermordet seinen treuen Gefährten, weil dieser ein Mädchen liebgewonnen, das auch seinen Sinn betört hat. Und die von beiden Freunden Erwählte? — Sie ist eine herzlose Kokette, die mit den Bauernjungen ihr Spiel treibt, die jedem, der ihr sein Herz entgegenträgt, ein Band oder Bild als Liebeszeichen verehrt und schliesslich mit einem Architekten sich verlobt, der ihr an Bildung und Lebensgewohnheiten nähersteht, als die guten, aber blöden Kinder des Moorlandes. — Janfredik sühnt seine Tat im Zuchthaus und vollends als entlassener Sträfling durch die Erziehung von Brüns minderjährigen Anverwandten, die er aus tiefster Verkommenheit zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft emporhebt. — Wenn die Verfasserin uns statt eines moralischen Klagebriefes ein vertieftes Seelengemälde gegeben hätte, wenn sie ihre Helden etwa in der Manier Frenssens, der die Dorfleute bis ins Innere ihres Herzens kennt, uns geschildert hätte, — wahrlich! sie hätte diese Schauergeschichte leicht in ein schönes Lebensbuch wandeln können. —

Mite Kremnitz fesselt anfangs durch die Fremdartigkeit des Milieus. Aber die Schilderungen der Bukarester Aristokratie haben etwas rein äusserliches an sich. Die Sitten und Gewohnheiten der rumänischen Gesellschaft unterscheiden sich nicht von den Gepflogenheiten deutscher Adliger, und ein armes, buckliges Mädchen, die ihrem Leben in übersprudelnder Sentimentalität ein Ende macht, weil sie nirgendwo die Liebe findet, nach der ihr armes Herz begehrt, ist auch bei uns keine seltene Erscheinung. Ich gestehe gern zu, dass Mite Kremnitz über eine interessante Darstellungsweise verfügt, leider aber hat sie uns nicht durch Erschliessung der rumänischen Volksseele zu bereichern vermocht.

Da kommt Ph. Buxbaum in seinen „Werktagsgestalten“, die uns Odenwälder Volkstypen schildern (Verlag Emil

Roth, Giessen), seinem Ziele näher. Die Dorfgeschichten geben uns in anspruchslosester Form eine Vorstellung von den Sitten und Lebensgewohnheiten der Odenwälder. Wir sehen diese bei ihrer Bosselarbeit, bei der Anfertigung geschnitzter Spielwaren, wir überraschen den Wilddieb, der auf beschneiten Höhen den Rehbock jagt, wir sind Zeugen der Kirchweih, „des Kerwefescht", wo sich die Jugend bei Kuchen, Musik, Tanz und Schlägerei vergnügt, und wo sich auch mancher seine Deern fürs Leben wirbt. — Verfasser kommt bei seinen Erzählungen wohl vom hundertsten ins tausendste, aber er hat seine ganze Seele in das bunte, bewegte Volksleben versenkt, und so kann man ihm nicht gram sein, wenn er auch gegen die Gesetze der Erzählungskunst verstösst und zuweilen einen nicht gerade neuen Scherz für genügsame Leser einflicht. Immerhin bereichert er unser Wissen, da er uns von weniger bekannten Lebensbräuchen und Sitten Kunde zuträgt. —

Ein ganz merkwürdiger Autor ist A. v. d. Elbe. In seinem Roman „Harriets Ehe" gibt es nur ganz gute und ganz schlechte Menschen. Das Millionärstöchterlein Harriet Schönemann (natürlich eine gute Seele) verliebt sich in den berühmten, amerikanischen Schauspieler und Bösewicht Percy O'danne und entflieht mit ihm, da der Vater sich einer Ehe widersetzt, nach Helgoland. Um die romantische Flucht noch genussreicher für die Phantasie unserer Backfische zu gestalten, muss das für den Ehekonsens nötige Taufzeugnis erst durch die böse Gouvernante gestohlen und die väterliche Zustimmung gefälscht werden. Natürlich weiss Harriet hiervon nichts, denn ihr Liebster hat sich mit der Erzieherin ins Einvernehmen gesetzt, um zum Ziele zu gelangen, die Ungetreue aber hofft, nach Entfernung ihres Zöglings den Vater, der lange genug verwitwet ist, für sich einzufangen. Aber die bösen Menschen sehen sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Harriet wird in der Schule des Lebens geläutert. Wohl durchschaut sie bald genug den Verrat, aber sie bleibt ihrer Pflicht treu, und als ihr Gatte erkrankt und erwerbsunfähig wird, bleibt sie ihm eine sorgende, liebevolle Pflegerin. Natürlich muss ein solcher Edelmut belohnt werden. O'danne stirbt und Harriet kehrt in das Vaterhaus zurück, um an der Seite eines braven Kaufmanns ein glückliches Eheleben zu führen. —

Zur Ausspinnung dieser Erzählung, zu deren Wirdigung ich wohl nichts mehr zu bemerken brauche, benötigt A. v. d. Elbe 350 Seiten. Der Verleger des Werkes ist L. v. Vangerow in Bremerhaven!

Ich vermag gegenüber derartigen Erzeugnissen nur warnend die Stimme zu erheben: „Nonum prematur in annum!" Max Kirschstein.

Zum 70. Geburtstag Wilhelm Jensens.

(15. Februar 1907).

Eine Biographie von **G. A. Erdmann***).

Als vor wenigen Jahren Wilhelm Raabe seinen 70. Geburtstag feiern konnte, sah das deutsche Volk mit unverhohlenem Erstaunen, dass es bisher fast achtlos an einem unserer grössten lebenden Dichter vorübergegangen war; mit immer wachsender Verwunderung las man seine Werke und bald schon erschien es durchaus unbegreiflich, wie diese bisherige Unachtsamkeit, diese Unkenntnis möglich gewesen. Man schüttelte nun den Kopf darüber, und doch begeht dieses selbe deutsche Volk auch heute noch ganz den gleichen Fehler: der Hervorragendsten einer, ein Raabe kongenialer und ihm in herzlicher Freundschaft zugetaner Geist, Wilhelm Jensen, ist nur beschämend wenigen bekannt.

Er ist am 15. Februar 1837 in Heiligenhafen (Ostholstein geboren. Ein Günstling des lauten und lärmenden Glückes ist dieser stille Holste schon von der Wiege an nicht gewesen, das erzählt in klaren Worten G. A. Erdmann in seiner aus Anlass von Jensens 70. Geburtstage besorgten Biographie des Dichters. Es ist eben zu schwer für den Glücklichen, sich in die Seele eines armen glücklosen Knaben zu versenken, wo nicht unmöglich. Nur ganz wenigen eignet das Feingefühl der Seele, den Heimatlosen die Sehnsucht nach Vater und Mutter vergessen zu lassen, und oft scheitert jeder dahin abzielende Versuch an der Gemütstiefe des Kindes. Weder Pauline Moldenhawer, die den Knaben Wilhelm Jensen an Kindesstatt annahm, noch der Senator Lorenzen oder die Familie des Etatsrats Boie (Sohn des „Hain"-Boie) konnte sein ganzes Herz gewinnen; immer lebte darin das Schmerzgefühl, die Eltern nicht zu kennen. Dieses grösste Leid der Jugend legte sich schwer lastend auf seine Seele; Lebensumstände machten Wilhelm Jensen zum nachdenklichen und träumerischen Menschen. Sie wurden der erste Anlass seiner späteren Mannesüberzeugung vom Nirwana.

Jensen promovierte in Breslau mit einer Abhandlung über „Die Nibelungen". Einer Einladung Geibels folgend, siedelte er nach München über. Bei Gelegenheit eines längeren Aufenthaltes im bayerischen Gebirge lernte der junge Poet Marie Brühl, die Tochter des Wiener Literarhzistorikers Brühl, kennen und lieben und bereits im nächsten Jahre, am 13. Mai 1865, fand die Hochzeit statt. In Stuttgart gründeten die Neuvermählten den ersten eigenen Hausstand; enge Freundschaft verband sie dort mit Wilhelm Raabe und Heinrich Leuthold. Nach dem 66er Kriege übernahm Jensen die Redaktion der „Schwäbischen Volkszeitung"; 1869 kehrte er ins holsteinische Land zurück und redigierte dort die „Flensburger Norddeutsche Zeitung"; 1872—76 finden wir ihn in Kiel, wo sich vorzüglich mit Klaus Groth ein reger Verkehr anbahnte. Dann aber wandte sich der Dichter mit seiner inzwischen durch Kinderzuwachs gesegneten Familie wieder nach Süddeutschland. In Freiburg i. B. verbrachte er 12 Jahre. Aber auf Wunsch seiner Angehörigen siedelte er 1888 aufs Neue nach München über, wo er noch heute die Winter zubringt. Im Sommer flüchtet er alljährlich in sein eigenes Besitztum am Chiemsee.

Was das Leben dem Knaben versagt gehabt, das erfüllte es in vollem Umfange dem Manne: ein glückliches Familienleben. Das hat Jensen wie ein wahrer Jungbrunnen erquickt und noch im Alter frisch erhalten. Nirgends tritt dieses Glücksgefühl schöner heraus als in seiner Lyrik: „Kein deutscher Dichter vermag mit ihm in die Schranken zu treten, wenn es gilt, das Glück des Vollbesitzes von Weib und Kind, das Glück eines den Himmel auf Erden bietenden Familienlebens zu besingen", sagt sein Biograph mit vollstem Rechte. Mit wahrhaftem Jubel begrüssten Karl Emil Franzos, Ernst Ziel u. v. a. das erste Erscheinen der Gedichtsammlung „Vom Morgen zum Abend"; zum 15. Februar 1907 wird sie zum zweiten Male, vermehrt durch die Gedichte der letzten 10 Jahre, ausgegeben — ein Geschenk des Dichters an das deutsche Volk. Jensen hat stets mehr gegeben als empfangen: trotz seines unerhört reichen Schaffens hat er keine Reichtümer gesammelt und ist der heutigen Generation — zu deren Nachteil und Schaden — fast fremd geworden.

---

*) Soeben erschienen im Verlage von B. Elischer Nachfolger in Leipzig.

Es gibt keine Gattung dichterischen Schaffens, die er unversucht gelassen hätte; sein Hauptgebiet, das wichtigste Feld seiner emsigen Tätigkeit ist der Roman geblieben. Hier hat er dauernd-wertvolles geschaffen und sich selber ein Denkmal für kommende Zeiten gesetzt. Die anfangs vorherrschende schwere Erdenmüdigkeit, die des Dichters Seele als Nachklang aus den Kindertagen gefesselt hielt, schwand mehr und mehr: der Dichter des „Magister Timotheus", der „Karin von Schweden", des ‚Nirwana" hat den Weltschmerz mit jedem folgenden Werke mehr und mehr überwunden, hat sich mit den Werken ‚Die Pfeifer vom Dusenbach", „Aus den Tagen der Hansa", „Am Ausgang des Reiches", „Runensteine", „Aus schwerer Vergangenheit", „Chiemgaunovellen" vorwärts und höher gearbeitet und schuf dann sein reifstes, in jeder Beziehung und in jeglicher Hinsicht vollendetstes Werk „Luv und lee". Die damit gewonnene Weltsicherheit, die in dem Bekenntnis „Zur Lebensruhe rang ich mich hindurch" Ausdruck findet, vergoldet mit frohem Lichtschimmer alle seine späteren Schöpfungen „Die Rosen von Hildesheim", „Vor drei Menschenaltern", „Unter der Tarnkappe".

Drei Werke vor allem — von den Gedichten abgesehen — sind es, die Jensen als grossen Dichter ansprechen heissen: „Nirwana", jene gewaltige Schilderung des Zusammenbruchs einer ganzen Welt durch die französische Revolution, worin er mit sicherer Hand die Eitelkeit alles menschlichen Tuns zur Darstellung bringt; — „Runensteine", in welchem Romane er, nachdem er in der klassisch grossen Einleitung die drei Weltanschauungen, die sich nicht vereinbaren lassen, zu überirdischen Frauengestalten verkörpert, die auf geheimnisvollen Steinen der Vorzeit am einsamen Strande des ewig gleichen Meeres bei einander ruhen, die Flüchtigkeit des Lebens betrauert; — „Luv und lee", die modernste und schönste Bearbeitung der Fabel vom verlorenen Sohne, das Hohelied der verzeihenden Menschenliebe. Nirgends und nie ist dieses uralte Thema schöner und menschlich-ergreifender behandelt, als durch Wilhelm Jensen. Es ist ein Buch für Gesunde, denn es wird sie nachdenklich stimmen und den Uebermut, zu dem die Gesundheit so leicht verführt, stürzen; es ist ein Buch für Kranke, denn es wird ihnen Genesung und Frieden bringen.

Wieviel des Persönlichen und Eigenerlebten in den einzelnen Schöpfungen dieser vielseitigen Dichternatur enthalten ist, sucht Erdmann in seiner Biographie Jensens aufzudecken; was er literarisch bedeutet, sucht er zu würdigen und zu werten, ohne dabei den Dichter in eine bestimmte Schublade des literarischen Zettelkastens einordnen zu wollen. Für Freunde des Dichters wird seine Arbeit eine willkommene Gabe sein; mit ihm unbekannte Leser wird sie für ihn gewinnen. — Die Biographie Jensens bedeutet einen Mahnruf an das deutsche Volk: es gilt, eine grosse Schuld wenigstens offen anzuerkennen und durch Liebe nach Kräften zu vergelten!

Aus der Sagenwelt eines untergehenden Volkes

(Keltische Sagen)

Von Hans Benzmann.

(Fortsetzung.)

Einen ganz anderen Charakter als diese heroischen alten Sagen zeigen die nach keltischen Uebersetzungen von Fiona Macleod gedichteten „Keltischen Sagen: Wind und Wege". Das Wesen des Volkes, wie es im Laufe der Zeit geworden ist, spiegelt sich getreulich in ihnen, des kleinen Volkes, das nach Jahrhunderte langen, harten Kämpfen mit den Germanen von einer grossen Nation übrig geblieben ist. Es ist, als läge die Last der Vergangenheit auf diesen wenigen Menschen, als sollten sie durch melancholische Träume hindurch den alten Schatz ihres Volkes in eine bessere Zeit hinüberretten. Immer intensiver wurde die an sich reiche oPesie im Laufe der Jahrhunderte, immer komprimierter. Was die Herzen von Hunderttausenden erfüllte und bewegte, das mussten tausende aufnehmen und mussten immer weniger Seelen mit den Stimmungen einer neuen Zeit verschmelzen. So erklärt sich das merkwürdig innerliche, von Stimmung und Gefühl gesättigte, von Ahnungen aus alter und neuer Zeit seltsam beseelte Wesen der späteren keltischen Sage und Volksdichtung. So erklärt sich der elementare und mystische Charakter dieser Poesien. Der grosse heroische Geist eines Volkes wurde nur Seele, Gefühl, Ahnung, Sehnsucht, Hoffnung; die grosse lapidare Epik zerfloss und gerann in weiche blütenhafte, seelenvolle Lyrik. Diese Entwickelung, die gleichsam in immer engeren Gefässen den impulsiven Geist einer Nation verbergen musste, behielt auch dadurch ihren Charakter, dass das Volk selbst, das Volk auf dem Lande, das Volk der Moore, Haiden und entlegenen Gestade, das Volk der alten Sagen, die alten poetischen Traditionen pflegte und sie kraft seiner genialen Veranlagung ausgestaltete und immer dichter und dichter mit seinem elementaren Wesen erfüllte.

Die Jahrhunderte des Leidens und des sehnsüchtigen Hoffens auf die Wiederkehr eines Heldenkönigtums (Artus) klingen aus diesen Sagen. Doch immer wieder trog das Hoffen und drückender und drückender senkte sich der Kummer auf das keltische Volksgemüt und jene Schwermut befreite sich in den Dichtungen, jene Melancholie, die charakteristisch ist für die ganze spätere Art des dichterischen Schaffens der Kelten. Endlich der nationalen Grösse beraubt, wandte sich der Kelte mehr und mehr der Natur seines Landes zu, ihr widmete er seine ganze Liebe und Treue, mit ihr verschmolz sein Wesen immer inniger und inniger. Und während bei andern Völkern, insbesondere auch leider bei den Germanen, die Liebe und das Verständnis für die Natur mehr und mehr durch eine rationalistische Denkweise ersetzt wurde, nahm die Naturmystik der Kelten einen immer intensiveren und innerlicheren Charakter an, so dass uns heute die vornehme, verträumte ganz und gar künstlerische Art dieses Volkes, das seine Bildung nur aus der Natur und von alten Traditionen hernimmt, schier unbegreiflich anmutet, so dass uns ihre Volkskunst erscheint wie eine seltsame noch nie gesehene mystische Wunderblüte.

„Christliche Gedanken und altheidnische Naturvergötterung verschmolzen bei den Kelten zu einer Mystik, die nicht von einer kleinen Gemeinde Auserlesener gepflegt wurde, sondern das ganze Volksleben durchdrang, die gesamte Denkweise und das innere Leben jedes einzelnen bestimmte und in den Gebilden der schöpferischen Phantasie des Volkes, in Mythen und allgemeinen Redewendungen sich wiederspiegelt." Winnibald Mey, der dieses in der Einleitung zu seiner Uebersetzung von Macleods keltischen Sagen sagt, nennt die Weltanschauung der Kelten auch eine ausgeprägt fatalistische. Sie huldigen einem starren Glauben an das unentrinnbare Schicksal und im Gefolge desselben einem resignierten Hindämmern in einer Traumeswelt. Das Volk suchte Ersatz für seine verlorene Grösse im Reiche der Träume: „Fern vom lauten Getriebe in ursprünglicher Schlichtheit dahinlebend, versenkte es sich sinnend in jene tiefsten Tiefen des menschlichen Seelenlebens, in denen ein unbewusstes oder halb bewusstes Weben von Gefühlen an die Stelle der tageshellen Welt begriffsmässigen Denkens tritt, und dort offenbarten sich ihm Geheimnisse, die den andern Nationen verschlossen blieben." — An dieser Stelle ist nochmals an die Lieder Ossians zu erinnern; auch sie sind aus diesem melancholischen und fatalistischen Empfinden hervorgegangen.

Der Geist des keltischen Volkes spricht in unsern Tagen nochmals und, wie Mey betont, eindringlicher als je zuvor durch den Mund einer begeisterten Prophetin: Miss Fiona Macleod wird von Mey als die bedeutendste Gestalt innerhalb einer Strömung in der englischen Literatur bezeichnet, die man die keltische Renaissance oder die neue Mystik genannt hat. Ihr erstes Werk erschien vor 10 Jahren, doch jetzt schon erfreuen sich ihre Schriften in England und Amerika der weitesten Verbreitung. Von der Persönlichkeit der Dichterin jedoch weiss man wenig. Sie selbst hat kein Verlangen, wie sie sich brieflich geäussert hat, persönlich bekannt zu werden: „... mein Leben verbringe ich hauptsächlich in den Hochlanden und auf den Inseln des Westens und abgesehen etwa von einer Woche, die ich hin und wieder in Edingburgh verlebe, bin ich niemals in Städten, die mich über die massen niederdrücken und die für mich nur in Betracht kommen wegen der Musik, die ich dort hören kann. Im übrigen — ich ward geboren vor mehr denn 1000 Jahren in dem fernen Lande der Gälen, das bekannt ist als die „Traumeshügel". Dort brachte ich den bessern Teil meines Lebens hin; meines Vaters Name war Romantäk und der meiner Mutter war Traum." Und so schildert sie nun mit heisser Liebe und tiefer Andacht die Natur ihrer Heimat, sich hineinfühlend in die Seele von Land und Meer, Heide und Moor, Fels und Baum, mit intensiver Glut, wodurch ihre Darstellung die unvergleichliche Suggestivität erhält. Von ihrem Stile kann man wirklich sagen, dass er beseelt, lebendig und von bannendster Anschaulichkeit ist. Hier ist nichts einfach der Natur abgeschrieben, der Dichterin kommt es nicht darauf an, nur ein Bild der Landschaft, nur eine Stimmung zu geben, sie will vielmehr unmittelbar die Seele der Natur, der Landschaft in ihrer ganzen vibrierenden Lebendigkeit künstlerisch erfassen und durch die Kunst sprechen lassen. Und ihre Absicht gelingt ihr wie bisher kaum einer anderen Dichterin. Fiona Macleod gehört zu den wahrhaft grossen und echten Naturdichterinnen und sie kann, wie ich schon betonte, nur mit unserer Droste-Hülshoff und mit der genialen Schwedin Selma Lagerlöff verglichen werden. Wir, die wir durch die feinen, wenn auch kleinen, Erzeugnisse der modernen Poesie gewiss verwöhnt sind, die wir die psychologische Feinheit der Franzosen, die legendäre mystische Tiefe der Skandinavier, die kulturhistorische ethische Grösse russischer Dichter bewundern dürfen, wir geniessen in diesem Werke einer keltischen Dichterin wieder einmal jene erdgeborene wahrhafte und köstlichste Poesie, die alle eine Vorzüge synthetisch vereinigt und in genialer Unmittelbarkeit und Einheit, Natur, Menschenseele und Weltanschauung, Gefühl, Denken und Leben, Leidenschaft und Phantasie wiederspiegelt.

„Aus dem Munde der Gälen, der Hebriden hat Fiona Macleod auf Bootfahrten im Mondschein oder in einer der verstreuten niederen Hütten vor dem Torffeuer die alten Mären vernommen, in denen sich Christentum und Heidentum seltsam vermengen, die „Sgeuls" von der Seefrau, der Furtwäscherin oder dem schwarzen Judas und die Seanachas von den kühnen Wickingerfahrten der Norweger und den blutigen Kämpfen zwischen den Galeeren der Normannen und den keltischen Einbäumen weit draussen auf blauer See." Diese alten Sagen hat sie mit künstlerischer Originalität dargestellt. „Was mich anbetrifft, schreibt sie, so möchte ich sagen, dass ich nicht versuchte, alte keltische Motive tragischer Schönheit und tragischen Schicksals zu reproduzieren, sondern dass ich in Natur und Leben und in der verschwimmenden Gedankenwelt zeitloser Phantasie nach jener Art von Schönheit suche, welche die alten keltischen Dichter entdeckten und aussprachen." Die mythenbildende Fähigkeit nennt die Dichterin nicht nur einen ursprünglichen Trieb, sondern auch ein geistiges Bedürfnis aller Zeiten, sie fühlt sich selbst als Organ der mythenbildenden Tätigkeit ihres Volkes in der Gegenwart und bietet in ihren Erzählungen nicht blosse Beiträge zur Völker- und Sagenkunde, sondern dichterische Neuschöpfungen. Ihre pantheistische Mystik gipfelt nicht in momentanen Verzückungen, sondern sie will einen dauernden Frieden, eine alte, doch immer neue Religion gewähren. Es ist eine Mystik, die frei von Askese, Seele und Körper, Geist und Natur als eine Einheit auffasst und verehrt.

Ich möchte nunmehr, ähnlich wie bei Thurneysen, auch einige der Erzählungen Fiona Macleods ausführlicher behandeln und an ihnen die Eigenart der Dichterin demonstrieren. Die originelle Mystik der Kelten in ihren grossen und allgemeinen Zügen wird ebenfalls so am besten klar werden. Zunächst ein einfaches und doch höchst sonderbares Charakterbild. Die Geschichte heisst „Der Meereswahnsinn". Es wird in ihr einfach erzählt, wie ein Mann, der in einem Dorfe an einem der Lochs (Meerbucht) von Argyll einen kleinen Laden hat, bisweilen vom Meereswahnsinn befallen wird. Er ist etwa fünfzig Jahre alt, ein unbedeutender und alltäglicher Mensch, „an Sonntagen ein schmerzlicher Anblick in seiner glatten Ehrbarkeit". Aber eines Tages verlässt er seinen Ladentisch, geht nach dem Schuppen hinter seinem Laden und steht da eine zeitlang stirnrunzelnd und flüsternd, und dann geht er baarhäuptig den Hügelhang hinauf und auf verschlungenen Wegen durch Moor und Heide und wird wochenlang nicht wieder gesehen. „Er geht hinab durch die Wildnis, die am Orte „die zerbrochenen Feslen" genannt wird. Wenn er dort ist, ist er ein starker Mann und klettert wie eine Ziege, flink und behend. Zeitweise zieht er sich nakt aus, setzt sich auf einen Felsen und starrt in die Sonne. Meistens wandert er am Strande entlang oder geht stolpernd über die von Unkraut überwucherten Felsblöcke und ruft laut über die See. Man sah, wie er sich bückte und händevoll aus der fliesenden Woge schöpfte und über sein Haupt warf, wobei er seltsame gälische Worte kreischte oder brüllte, manche unzusammenhängend, manche alt wie die grauen Felsen. Einmal sah man ihn in die See schreiten, sie mit den Händen schlagen, die schwellende Flut züchtigen, und ihr trotzen und sie verspotten, mit ersticktem Gelächter, das überging in das Schreien und Schluchzen gebrochenen Hassens und Liebens.... Er liebte die See wie ein Mann ein ein Weib liebt, ich habe nicht von irgendetwas gehört, das furchtbarer war, als dieses sein Verlangen. Den Wind und die salzige Woge zu lieben, sich flüsternd niederzubeugen um die Wogen zu küssen und zu fühlen wie ihr Salz die Lippen sticht und die Augen blendet." Wenn der Wahnsinn von dem Manne gewichen war, dann kam er still zurück und es war, als ob in den Wochen, in denen er weg war, nichts geschehen war; nur sein Gesicht war totenbleich.

Die Naturempfindung der Kelten und ihre Vorstellung von der Abhängigkeit des Menschen von Meer, Wald und Heide gehen so weit, dass manche der Bewohner dieser einsamen Insel von den andern als Verwandte oder Abkömmlinge von Tieren angesehen werden. Eine unbeschreiblich düstere, fatale Melancholie liegt namentlich über den Geschichten von der „Nachkommenschaft der Robben“. Das Meisterstück in Fiona Macleods Sagen aus diesem Kreise ist die Geschichte „Der Ḋan-nan-Ron“ (Sang der Robben). Der Held dieser ganz merkwürdig dunkel und tief gestimmten Erzählung ist Manus Mac Codrum, der nicht blauäugig und gelbhaarig war, wie die übrigen Bewohner der Insel sondern von brauner Haut und dunklem Haar; auch hatte er düstere braune Augen. Sein Geschlecht wurde die „Nachkommenschaft der Robben“ genannt. Mit einer wundervollen Liebesgeschichte beginnt die Erzählung. Bei drei Brüdern lebte ein Mädchen, das Manus liebte, aber auch die drei Brüder wollten das Mädchen nicht entbehren, namentlich nicht der seltsame Gloom, der wilde Weisen auf der Feadan, einer Art Haferpfeife zu spielen vermochte. Anne liebte Manus und sie fürchtete Gloom. „Im Moor und auf dem Hügel kehrte sie oft um und eilte nach Hause, weil sie die steigenden und fallenden Rhythmen jener Feadan hörte. Es war unheimlich für sie, durch Zwielicht zu gehen, wenn sie dachte die drei Männer sässen nach dem Abendessen rauchend zu Hause und plötzlich in der Ferne und ihr sich nähernd den schrillen Klang jener Haferflöte zu hören, die den „Tanz der Toten“ oder die „Ebbe und Flut“ oder „den Taumel der Schatten“ spielte.“ Auch Gloom liebte Anne. Im Verlauf der eigentümlichen Geschichte wird der eine Bruder des Gloom von Manus erstochen. Gloom war zugegen, als Manus dies in der Notwehr tat, aber er war schwächer als Manus. Er sagte nur zu seinem Gegner, du wirst in der Nacht bevor du stirbst, den Dau-nau-Rou hören und du wirst ihn wieder hören in deiner Todesstunde. Und Manus hörte den Gesang der Robben, wie es Gloom prophezeit hatte. Anne starb nach einigen glücklichen Jahren bei der Geburt eines Kindes. Manus aber wurde immer schwermütiger, die Rache Glooms lag über ihm wie ein Schatten. Wenn er an dem Kuhstall vorüberging, dann glaubte er den Schatten eines Mannes zu sehen, einmal sass er vor dem Torfhaufen, aus dessen Innern die Flammen schlugen und brütete über seinem Schmerze, da plötzlich sprang er auf seine Füsse „laut und klar und nah, als würde sie dicht unter dem Fenster des Zimmers gespielt, erklangen die kalten reinen Töne einer Haferflöte.“ Das konnte nur der Dan-nau-Rou sein. Während der Nacht schlief er nicht, Der Torf brannte niedrig und warf schliesslich kaum ein Flackern über den Estrich. Draussen konnte er den Wind auf der See wehklagen hören. An einem seltsamen, rauschenden Ton erkannte er, dass die Flut über dem grossen Riff, das von Berneray sich hinausstreckt, ebbte. Gegen Mitternacht waren die Wolken verschwunden. Der Mond schien voll und klar. Als er die Uhr in ihrem wurmzerfressenen, gebrechlichen Gehäuse schlagen hröte, richtete er sich auf und lauschte gespannt. Nichts war zu hören. Kein Schatten regte sich. Gewiss, wenn das Gespenst des Gloom auf ihn wartete, so würde es irgend ein Zeichen geben, jetzt in der Totenstille der Nacht.

Eine Stunde verstrich. Manus erhob sich, ging auf Zehenspitzen durchs Zimmer und öffnete lautlos die Tür. Der salzige Wind blies ihm frisch ins Gesicht. Der Duft des Strandes, des nassen Seetangs und der scharfen Sumpfmyrte, des Schaums und des wogenden Wassers, drang süss an seine Nüstern. Er hörte eine braune Möve vom Felsenvorsprung rufen. Von den Halden im Hintergrunde ertönte ins Herz schneidend die Klage eines im Mondlicht ruhelos hin- und herflatternden Kiebitzes.“ Manus untersuchte den Kuhstall. „Der leere Stall sah in dem flackernden Halbdunkel geisterhaft und schaurig aus. Aber da war niemand, nichts. Er war im Begriffe, sich umzuwenden, als eine Ratte an einem freihängenden Balken entlang lief und ihn oder den gelben Lichtschein anstarrte. Er sah ihre schwarzen Augen leuchten wie Torfwasser im Mondlicht.

Die Kreatur war zuerst neugierig, dann gleichgültig. Wenigstens begann sie zu quieken und dann mit ihren Vorderpfoten rasch zu kratzen. Ein- oder zweimal ertönte ein Quieken als Antwort; ein schwaches Rascheln wurde hier und dort unter dem Stroh hörbar. Mit einem plötzlichen Satz ergriff Manus das Tier. In derselben Sekunde, in der er es zu seinem Munde hob und seinen Rücken mit seinen starken Zähnen quetschte, biss es ihn fürchterlich. Er liess seine Hände herabfallen und tastete ziellos in der Dunkelheit umher. Mit gesenktem Kopf schüttelte er das letzte Leben aus der Ratte, indem er sie mit zurückzerrten Lippen in seinen Vorderzähnen hielt. Im nächsten Augenblick liess er das tote Tier fallen, trampelte darauf und brach in ein Gelächter aus. Da gab es ein Dahinfegen von trippelnden Füssen, ein Rascheln des Strohs. Dann wieder Schweigen.“ (Schluss folgt)

Bücher - Besprechungen.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedrich Albert Lange. Heraugsegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von Dr. O. A. Ellissen. Mit einem Bilde F. A. Langes. (Leipzig, Philipp Reclam jun.)

Die Reclam'sche Universal-Bibliothek hat sich durch die Veröffentlicchung einer billigen Ausgabe der Geschichte des Materialismus von F. A. Lange ein grosses Verdienst erworben, da dieses wissenschaftlich sehr wertvolle Werk nunmehr Jedermann zugänglich geworden ist. — Das erste Buch umfasst die Geschichte des Materialismus bis auf Kant, speziell den Materialismus im Altertum, sowie im siebzehneten und achtzehnten Jahrhundert. Das zweite Buch handelt von der Geschichte des Materialismus seit Kant, speziell von dem Materialismus und der exakten Forschung, von der naturwissenschaftlichen Kosmogonie, von dem Darwinismus und der Teleologie, von der Stellung des Menschen zur Tierwelt, von der naturwissenschaftlichen Psychologie sowie schliesslich von dem ethischen Materialismus und der Religion, wobei Lange besonders auch auf das Cogitantentum zu sprechen kommt. Was den Standpunkt des Verfassers selbst betrifft, so billigt Lange wohl die Methode des Materialismus, missbilligt aber die materialistische Philosophie. Religion, Kunst und spekulative Philosophie haben nach ihm nur einen subjektiven Charakter. Einen objektiven Charakter misst er bloss der relativistischen Wissenschaft bei. Ed. L.

Anti-Haeckel. Eine Replik von Dr. Friedrich Loofs, Professor der Kirchengeschichte in Halle a. S. 5. Aufl. (Halle a. S., M. Niemeyer, 1906.)

Prof. Loofs greift Haeckel nicht vom theologischen Standpunkt aus an, lässt vielmehr das Gebiet der Glaubensüberzeugungen ganz beiseite, behauptet vielmehr hinsichtlich des philosophischen Wertes der Haeckel'schen „Welträtsel“, das es deren Verfasser für die Erörterung der höchsten Fragen, die den menschlichen Geist bewegt haben, an dem nötigen Wissen fehle. — Unseres Wissens wird dies von Haeckel selbst gar nicht bestritten. Sagt derselbe doch in seiner Schrift „Die Lebenswunder“, „sein

Wissen sei unvollkommenes Stückwerk". Ein Theologe sogar kann in dieser Hinsicht nicht bescheidener sein, als der Jenenser Professor und seine Anhänger, die sog. Monistenbündler. Ed. L.

Die Religion der Sozialdemokratie. Kanzelreden von Josef Dietzgen. Siebente vermehrte Auflage. Mit einem Vorwort von Eugen Dietzgen. (Berlin, Buchhandlung des „Vorwärts", 1906.)

Josef Dietzgen ist augenscheinlich nicht der Ansicht, dass Religion bloss Privatsache sei, führt in vorliegender Schrift bezw. in seinen Kanzelreden vielmehr aus, dass die Religion ein geschichtlich notwendiges Gedankenbild sei, welches aus dem menschlichen Bedürfnis nach materieller und geistiger Befriedigung und nach einer diesem Glücksstreben entsprechenden Gesellschaft und Welt entstehen musste. Dieses Gedankenbild werde besonders bestimmt durch den Entwickelungsgrad der sozialen Produktivkräfte und Lebensbedingungen. Im übrigen will Dietzgen den Glauben an Uebernatürliches und die spekulative Philosophie durch induktiv nachweisbares Wissen und die auf solchem beruhende Weltanschauung ersetzt sehen. Er stellt sich damit auf den Boden der Religion des Wissens und der Wissenserweiterung, d. h. des Cogitantentums. Recht zutreffend sind die Ausführungen des Verfassers über die Zweckmässigkeit in der Natur (S. 27 und 28). Die Verquickung der Religionsfrage mit der Frage der Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit ist nicht recht einleuchtend, doch können wir hier nicht näher auf diese Frage eingehen. Ed. L.

Gottesbewusstsein und die letzten Ziele der seelischen Triebe. Von Julius Konstantin von Hoesslin Sonderabdruck aus der Monatsschrift „Deutschland". (Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1906.)

Die Ausführungen des Verfassers dieser Schrift bewegen sich im Rahmen der v. Hartmann'schen Philosophie des Unbewussten mit Zugaben aus Nietzsche, Schopenhauer und buddhistischen Anklängen. Auf solcher Grundlage konstruiert sich K. v. Hoesslin sein eigenes Weltbild. Dieses wird gekennzeichnet in den Worten: „Die Identität des Gottesbewusstseins mit dem Inhalte des Lebens, die alle tief religiösen Geister wahrgenommen haben, diese ist es, welche die mystische Vorstellungsweise erzeugte, dass Gott und Mensch eines und dasselbe seien. . . . Dieses Bewusstsein des Einsseins mit Gott, resp. dass man selber Gott ist, ist die höchste Stufe religiösen Gefühls. . . . Und in diesem Bewusstsein des Einsseins mit dem Schaffenden spiegelt sich das Ideal wieder, dem der Mensch zustrebt." — Die v. Hoesslin'sche Schrift bietet jedenfalls eine sehr anregende philosophische Lektüre. Ed. L.

Kosmisches Leben im Werden und Vergehen (Spiralnebel und Sternhaufen). Ein Vortrag von Dr. Adolf Drescher in Mainz. (Mainz, Herm. Quasthoff, 1906.)

Dr. Drescher unterscheidet ein weltaufbauendes und ein weltzerstörendes Prinzip. Das erstere, so führt er aus, zwingt den zerstreuten kosmischen Stoff sich zusammenzufügen und die Form von Sonnen, Planeten, Monden oder noch primitiveren Massenaggregaten anzunehmen, das zweite Prinzip bewirkt, dass die so entstandenen Gebilde, sobald sie das Endziel, dem sie zustreben, erreicht haben, wieder zur Ausgangsstufe, d. h. in den Zustand der regellos zerstreuten Masse zurückkehren. Alle attraktiven Kraftäusserungen gehören zu den ersten oder kosmogenen, alle repulsiven oder dispersiven Kräfte zu der zweiten oder kosmolytischen Gruppe. Die weitaus wichtigste unter den stoffzusammenfügenden Energieformen ist die Schwerkraft. Bezüglich der Ausführungen Dr. Dreschers über das Wesen der Spiralnebel und der Sternhaufen müssen wir auf seine Schrift selbst verweisen, die sich durch eine leicht verständliche und fesselnde Form der Darstellung auszeichnet.

—*—

Der Streik. Sein Wesen und sein Wirken. Von Eduard Bernstein. (Frankfurt a. M., Lit. Anst. Rütten u. Löning.)

Diese dem Mitbegründer des Berliner Gewerkschaftshauses. Dr. Leo Arons, gewidmete Schrift über den Streik hat im Allgemeinen die Erörterung der Bedeutung des Streiks im Wirtschaftsleben der Gegenwart zum Zweck. Bernstein behandelt sein Thema von verschiedenen Gesichtspunkten aus, kommt auf Ursache und Zweck, auf die soziale Form und Entwickelung, auf die Strategie und Taktik des Streiks, sowie auf dessen Wirkungen und auf die Verhütung des Streikes zu sprechen und streift schliesslich auch die Frage des politischen Streikes, und zwar in sachlich zutreffender Weise. In Bezug auf die wirtschaftlichen Streiks sagt Bernstein: „Die Sicherheit gegen gewerkschaftliche Uebergriffe liegt darin, dass mit der Macht der Gewerkschaft auch ihre Verantwortung und ihr Verantwortlichkeitsgefühl, mit der Hebung der Arbeiter ihre Einsicht in das grosse Wirtschaftsgetriebe und dessen Erfordernisse wächst. . . . Die Gewerkschaft, die alle Berufsangehörigen umfasst, wird gerade desshalb am letzten geneigt sein, irgend einem Unternehmen den Lebensfaden zu unterbinden, das noch eine gesellschaftlich notwendige Funktion erfüllt. . . . Hier liegt die Epoche vorgezeichnet, wo der Streik aufgehört haben wird, als Waffe im Wirtschaftskampf noch eine nennenswerte Rolle zu spielen. Alle, die ein Interesse an dem Wirtschaftskampf der Gegenwart haben, — mögen sie diesen oder jenen Parteistandpunkt einnehmen, — werden zugestehen müssen, dass es Ed. Bernstein in seiner vorliegenden Schrift gelungen ist, über das Wesen und Wirken des Streiks sachgemässe und einleuchtende Aufschlüsse zu geben. Ed. L.

Wer ist's? Zeitgenossenlexikon. Zusammengestellt und herausgegeben von Hermann A. L. Degener. II. Jahrg. 1906. (Leipzig, H. A. Ludwig Degener.)

Ein sehr reichhaltiges Nachschlage- bezw. Auskunftsbuch über bekannte Persönlichkeiten aller Gesellschaftsklassen. Ausser dem biographischen Teil des Werkes enthält dasselbe auch noch einen statistischen Teil von nicht geringem Werte. Derselbe erstreckt sich nicht bloss auf deutsche politische und wirtschaftliche Verhältnisse, sondern auch auf das Ausland und enthält in letzterer Hinsicht Angaben über Grösse und Bevölkerung der Erde, über Rassen und Religionen der Erdbewohner, über die wichtigsten Staaten, ihren Flächeninhalt, ihre Bevölkerung und Wehrkraft, über die Eisenbahnen der Erde, über den Welthandel der wichtigsten Länder, über die Kriegsflotten derselben, über die Münzeinheiten aller Staaten etc. Ferner enthält das Buch Angaben über ca. 3000 Pseudonyme deutscher und österreichischer Schriftsteller, über die Oberhäupter der Staaten der Erde und endlich ein Verzeichnis der Pflegestätten des Geistes, d. h. der Universitäten, der fachlichen Hochschulen, Lyzeen, Bibliotheken, Archive, Sammlungen, Museen, Akademien und sonstiger Institute. Bemerkt sei noch, dass die biographischen Notizen, die das vorliegende Buch enthält, fast sämtlich den betr. Persönlichkeiten zur Korrektur vorgelegen haben, so dass es sich um ganz authentische Informationen handelt. Das Degener'sche Zeitgenossen-Lexikon kann nach dem hier Gesagten unstreitig als eines der zweckmässigsten deutschen Nachschlagebücher der Neuzeit bezeichnet und empfohlen werden.

—*—

Frauen, die den Ruf vernommen. Roman von C. de Jong van Beck en Donk. Deutsch von Else Otten. (Berlin, 1906, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Jede Bewegung unseres Geisteslebens oder sozialen Strebens hat bisher eine Darstellung in künstlerischer Form gefunden. Wenn man auch nicht bei jedem dieser tendenziösen Produkte sagen konnte, dass es wirklich künstlerisch gestaltet wäre, so hatte ein jedes immerhin den Wert einer Spiegelung unserer Zeit. War aber der Grundgedanke eines dieser Bücher aus dem tiefsten Zeitempfinden geschöpft, dann fand es unzweifelhaft vielfältiges Echo und erweckte zugleich eine erkleckliche Zahl neuer Schriften, die, je nach Art der Verfasser, verneinten oder bejahten. Damit erschien schon der Zweck der ersten anregenden Publikation erfüllt, und ihr Geist drang tiefer und wurde populär. Vom rein sachlichen Standpunkte kann man nicht mehr verlangen, aber trotzdem bleibt die Forderung der künstlerischen Gestaltung aufrecht. Und diese Forderung besteht darin, dass das Werk nicht in jenem schon von Goethe verpönten schulmeisterlichen Tone verfasst sein und um trockene wissenschaftliche Themen ein dürres Geranke von langweiligen Geschehnissen notdürftig sich schlingen darf; vielmehr muss sich eine jede These zwingend aus der Handlung selbst ergeben und in durchaus lebensmöglichen Gestalten seinen Ausdruck finden. Das uns vorliegende Buch mit dem seltsamen Titel, der eher auf einen erotischen Inhalt hinweist, befasst sich mit der Frauenfrage, und die Verfasserin bleibt trotz vieler sachlicher Ausführungen immer im Rahmen eines wohlkonzipierten unterhaltenden, geradezu spannenden Romanes. Und gerade darin liegt der Wert dieser Schöpfung: dass sie in derart gemeinverständlicher Weise Fragen, die ans Herz der gegenwärtigen Menschheit rühren, behandelt und sie uns in angenehmer Weise zuführt, wie bittere Pillen in Chokoladehülle. Nur ist hier der Unterschied der, dass jedes Theorem eine durchaus wahrscheinliche Verkörperung findet und dass hinwieder die Handlung ganz im Einklang steht mit dem angestrebten Ziel der Verfasserin. Sie erzählt von einem Mädchen, das von seinem Vater die ersten Anregungen zu schönem Streben erhielt und später von tapfern Frauen, die im Leben stehen, auf den Weg des selbständigen Erwerbes und selbständigen Denkens geführt wird. Sie lebt in einem Kreise, wo die Mädchen nicht erzogen werden zur eigenen Betätigung, sondern zur Erreichung einer „guten Partie". Ringsum sieht sie das verderbliche Wirken solcher Grundsätze, an vielen, vielen Beispielen, bis sie selber schliesslich den Mann heiratet, der sie als tätige Frau liebt und verehrt. — Das schöne Werk verdient eine umfassende Verbreitung, denn es wäre unzweifelhaft geeignet, als gute Saat zu dienen auf dem Boden der Indolenz, der man überall, insbesondere in den „guten" Familien der Provinz begegnen kann.

Hugo Alt.

Helene Laasen. Roman von Hans von Hoffensthal. (Berlin, Egon Fleischel u. Co., 1906.)

Hoffensthal zeigt uns in diesem Roman eines Menschen mühevolles Wandern aus Jugend zur Blüte, aus leisem Blätterfall zum Tode. Wir schauen die alte Freiin von Wangen in ihrer Einsamkeit. Wir sehen, wie die Enkelin, die einer unebenbürtigen Ehe der einzigen Tochter entspross, nach deren Tode aus der Ferne ins Schloss Rasee, freilich ohne den geächteten Vater einzieht. Mit ihr kommt (für eine Weile) der Sonnenschein. Helene Laasen ists, die ihn bringt. Sie begleiten wir auf ihrem Wege. Es scheint, als müsse er ewig durch lachende Gefilde gehen bis in selige, blaue Fernen hinein. Doch das Schicksal will es anders. Wohl stehen Blumen an ihrem Wege (Freundschaft kommt, die Liebe segnet sie) aber immer und immer wieder hemmen Steine ihren Fuss, verwunden ihn, bis sie, noch lange nicht auf des Weges Mitte, zusammenbricht. Interessante Figuren sind auch Peter Orgler, des Gärtners Sohn, der Dichter, der in Helenens Herz die Liebe weckte und da er nicht der Ihre wird, ihr Schicksal bestimmt; Leo Laasen, der Vater, der Künstler, den das Leben zerbrach, der Trinker, der gutmeinende Unheilstifter; Hubert von Eschenbach, der Freund Peters, Helenens ungeliebter Mann. Es wird niemand gereuen, in Hoffenthals Roman deren Bekanntschaft gemacht zu haben.

Hans Franck.

Mao. Roman von Friedrich Huch. (Verlag S. Fischer, Berlin.)

Was wir Erinnerungen an unsere Jugend nennen, sind spärliche, unzusammenhängende, nichtssagende Brocken. Es ist als ob sich hinter uns ein Schleier auf jene wundersame Zeit gesteckt hätte, als seien die Jahre verblasst und in einem undefinierbaren Grau verschwommen, das uns nichts bedeutet. Was wissen wir von unserer Denkweise, unserer Art des Kindseins, was von der kleinen Seele, die sich zu regen begann? Nichts. Viele haben es versucht, den Schleier zu lüften. Ich habe keinen gefunden, die wie Huch dem Wesen des Problems so nahe gekommen wäre. Die Geschichte einer Kindheit mit all den sonderbaren Details, märchenhaften Gedanken, nach innen gekehrten, fragenden Blicken, mit all dem Suchen und Festhalten an Phantomen. Hier ward ein Bild zu diesem Phantom; der Knabe nannte es unbewusst-bewusst „Mao". Die Versinnlichung der Liebe zu dem alten Hause, das seine Heimat war, und dessen Verlust ihn schmerzt. Es ist etwas Schauerndes in dem Roman. Huch dringt in das Dämmerleben ein, untersucht es, fasst es und schildert es mit seinen stillen, bestimmten, sicheren Worten, die nur denen zu schwer sein werden, die billigere Kost gewöhnt sind. Wer sich aber in das Buch einzudenken vermag, der wird seine Sensationen, edlere und bessere als die des Marktes, finden: Mir war es, als habe sich der Schleier empor, der über meinen eigenen Knabenjahren lag. Ich wusste eines noch; als ich ein kleiner Junge war, da schrieb ich in die Luft, auf den Tisch, auf den Boden mit dem Finger eine seltsame, allen andern unsichtbare Schrift, die ich selbst nicht verstand und doch zu verstehen glaubte, die etwas bedeuten, für mich allein nämlich bedeuten sollte. Die Tatsache an sich ist mir nicht entschwunden. Nun las ich „Mao", und ich habe wieder den Schlüssel zu dem mystischen Tun gefunden, ich habe meine Jugend wieder gesehen und neu verstehen gelernt.

Otto Born.

Die da leiden. Von Paul A. Kirstein. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

In einer Reihe von Novellen und Skizzen schildert der Verfasser dieses Buches das Los aller derer, die mit gebrochener Lebenskraft den Kampf des Daseins langsam und still zu Ende kämpfen, — die da leiden, weil ihr Empfinden dem Ansturm des Lebens nicht gewachsen ist, und die klaglos zu Grunde gehen, weil sie von Welt und Menschen zu hoch gedacht, weil Welt und Menschen sie allzusehr enttäuscht haben. Augenscheinlich sucht der Verfasser dieser Erzählungen das Mitgefühl für die Leidenden zu wecken und dadurch eine Milderung des Kampfes ums Dasein anzubahnen. Die Liebe zur Menschheit, die aus dem Buche spricht, wird nicht verfehlen, ihm einen grossen Leserkreis zu verschaffen.

—*—

Gesammelte poetische Werke von Otto Weddigen. 3 Bände. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Der erste Band dieser Gesamtausgabe der Schriften von Otto Weddigen enthält Gedichte, Sprüche und Aphorismen, der zweite Band epische Dichtungen und Dramen, der dritte Band Märchen, Kinderlieder, Fabeln und Parabeln. Man begegnet in diesen Dichtungen zahlreichen Proben echter Heimatkunst aus der westfälischen Heimat des Dichters. Es ist anzunehmen, dass die vorliegende Gesamtausgabe der Dichtungen von Otto Weddigen ihm als vielseitigem und feinsinnigem Dichter weitere Anerkennung verschaffen wird.

—*—

Vom „Dr. Hons“ und andere Wiener Geschichteln und Gedichteln. Von Robert Palten (Dr. Richard Plattensteiner). — **Kunst, Leben und Natur.** Gedichte. Von demselben. (Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand).

Das erste dieser beiden Bücher besteht aus zwei Bändchen, die den Wienern viel Spass verursacht haben und noch verursachen mögen. Wer aber das Wiener Deutsch nicht versteht, und wen es nicht anmutet, der wird des Witzes Würze, die in Paltens Geschichteln stecken soll, nicht gut zu würdigen wissen. — Wir trösten uns in dieser Hinsicht mit dem in zweiter Linie genannten Buche desselben Autors, in dem man manches gute Gedicht findet, — also in „Kunst, Leben und Natur“. Hier eine Probe daraus:

„Ich kenn' der Wellen Ringen.
Frägst du mich, wie kann es kommen,
Dass ich kenn der Wellen Ringen,
Wisse, ich hab' teilgenommen
Dran, drum kann davon ich singen,
Gleich den Wellen kämpfen müssen
Wir, die etwas höher wollen,
Wenn die Sonnenstrahlen küssen
Unsre heissen Stirnen sollen.
Leben ist ein Spiel der Wogen,
Müssen kämpfen, müssen ringen,
Mächtig ziehen unsre Bogen,
Bis die Lieder uns erklingen,
Die aus Stürmen uns geboren,
Hallen uns im Innern wieder,
Gehen nimmermehr verloren,
Sind ja unsres Werdens Lieder.“

—*—

Berliner Theater.

Bevor dem Berliner Theaterjahr 1906 die Rampenlichter ausgelöscht werden sollten, hatte es noch die Ambition, einigen Novitäten nebst zwei funkelnagelneuen Musentempeln zum Leben zu verhelfen. Warum uns Max Reinhardt noch vor Toresschluss mit Hermann Bahrs „Ringelspiel“ beglückt hat, das wird wohl sein Geheimnis bleiben. Witzbolde meinen, um Brahm ein Paroli dafür zu bieten, dass er ihm im „Blumenboot“ die glänzende Idee des Artistenkneipen-Milieus weggeschnappt hat. Die Cabaret-Szene am Lido-Strande soll alles wieder wett machen und ihm den „Prioritäts“-Ruhm retten. Andere freilich meinen, Reinhardt hätte das Opus auch ohne Lido-aCbaret gebracht, nur weil es ein Stück von Bahr ist. Wie dem auch sei, ein Fehlschlag wars auf alle Fälle. Stünde der Name nicht auf dem Zettel, man würde sicherlich nicht auf Hermann Bahr als Autor kommen, so sehr verleugnet der Wiener Meister sein eigenes Selbst. Dieses „Ringelspiel“ erscheint einem wie das Gepinsel eines dilettantischen Schülers, dessen Meister aus Gutmütigkeit seinen eigenen Namen daruntergesetzt hat. Eine Art wechselseitige Eheirrung muss zur Fabel des Stückes herhalten. Gatte und Gattin haben ein jeder von verbotenen Früchten genascht, und mit dem „Alles verstehen“ tritt auch ein „Alles verzeihen“ ein: der Mann freundet sich mit dem Liebhaber seiner Frau an, die Frau duzt sich mit seinem Verhältnis, und Bahr fasst für den verblüfften Zuhörer die Moral von der Geschicht in die Worte: „Das Leben ist ein Ringelspiel.“

Fad, wie diese künstlich konstruierte Historie ist auch der Dialog. So hatte es auch die Künstlerschaft schwer, sich in dem geistesarmen Werke zu entwickeln. Albert Steinrink gab den Ehemann in der Maske des Autors — nach dessen Vorschrift! Man merkt die Absicht und man wird verstimmt — Agnes Sorma hatte die Rolle der Frau mit extremen Grundsätzen zu lösen, und sie zeigte, dass sie auch der Exaltiertheit Leben einzuhauchen versteht. Wassmann stand als internationaler Trottel wieder ganz seinen „Mann“.

Das „Neue Schauspielhaus“ bescheerte seinem Publikum den neuesten Philippi, das vieraktige Schauspiel der Haller. Es hiesse Kritiker in Ferdinand Bonns Berliner Theater suchen (die Kritik ist dort bekanntlich seit einigen Wochen ausgeschlossen), wollte man bei Philippi literarische Ausgrabungen machen. Man weiss bei ihm seit Dezennien, was man vorgesetzt bekommt; es ist eine Art gute Hausmannskost, für die sich ja in dem grossen Berlin immer genug Liebhaber finden. Diesmal behandelt er die Geschichte einer verdorbenen Tochter, eine Abart der „Jöhre vom Kurfürstendamm“. Beate ist die Tochter des vor dem Ruin seines Geschäfts stehenden Hamburger Senators Oddendahl. Sie gehört zu den „aufgeklärten“ jungen Mädchen und geht ihrem Wissensdurst nicht nur theoretisch, sondern auch in praxi nach, indem sie den Bankdirektor Steinharter heimlich besucht. Steinharter ist aber gerade derjenige, der Oddendahl aus der Klemme helfen soll. Diese Transaktion wird nur dadurch verhindert, dass ein Prokurist dem Papa Oddendahl das Verhältnis seiner Tochter zu Steinharter hinterbringt. Nun kann Oddendahl das Geld natürlich nicht mehr nehmen. Aber Philippi weiss sich Rat. Steinharter gibt Oddendahl das Kapital nicht als Liebhaber seiner Tochter, sondern er gibt es dem angesehenen Konsul Oddendahl, ohne unlautere Nebengedanken. Oddendahl ist gerührt, Beate desgleichen, und das Publikum verlässt gerührt das Haus mit dem Gedanken, dass es doch noch gute Menschen gibt. — Harry Walden gab in Steinharter einen ziemlich stereotypen Lebemann, und Emmi Schroth trug als Beate wieder zu stark auf. Nur Adolf Klein bot mit dem Senator eine würdige Darstellung.

Ein für Berlin neuer Theatertypus sollte dem reichen Westen bescheert werden. „Figaro“, ein Zwischending zwischen Theater und Cabaret wurde unter der Direktion von Olga Wohlbrück und Waldemar Wendland interimistisch im Theatersaal der Sezession eingeweiht. Da es sich, wie gesagt, um einen neuen Typus handelt, hätte das Direktorenpaar besser getan, zu warten, bis ihr neuer Musentempel fertiggestellt ist. Der Sezessionssaal bietet nicht jene Gemütlichkeit, die gerade bei einem zur Hälfte der Geselligkeit dienenden Unternehmen vonnöten ist. Doch das lebhafte Temperament drängt nach Betätigung, und man wollte den Berlinern nicht länger vorenthalten, was für eine Truppe man ins Feld zu führen hat. Und so hatten die jüngsten Direktoren die Genugtuung, zeigen zu können, dass sie über tüchtige Kräfte verfügen. Im „Kavalier“ einer unbedeutenden Kleinigkeit von Timmory und Manoussi konnte Georg Baselt sein ausgereiftes Können in der Rolle eines übertölpelten Liebhabers zeigen, während Hans Werkmeister einen alternden Lebegatten treffend charakterisierte. Mary Spieler, als zwischen Beiden stehende Frau hätte etwas mehr Mondaine und etwas weniger Demimondaine sein müssen.

Das folgende einaktige Drama „Die Klaue“ von Jean Lartène vertrieb mich aus dem sonst so gastlichen Hause. Die Schauergeschichte, bar jeder echten reinen Kunst, muss Menschen von feinerem Empfinden auf die Nerven gehen. Die Darstellung eines Gelähmten, der sich vergeblich bemüht, durch Herausstossen einer Warnung den Sohn vom sicheren Tode abzuhalten, ist das Quälendste, was je auf einer guten Bühne gezeigt worden ist. Und doch sah ich Leute, die ruhig dabei ihre Hummer-Majonnaise verzehren konnten. — In der Vorstellung zeigte sich Olga Wohlbrück als eine Künstlerin von glänzenden Qualitäten. Ihr stummes Spiel ist von hinreissender Beredsamkeit. Hoffentlich stellt sie ihre Kunst bald in den Dienst feinerer literarischer Kost. Artur Iger.

Fasching.

Von **Artur Iger.**

He, Pierrot! Schenk ein, schenk ein!
Fülle den Kelch mit dem schäumenden Wein
Prosit der Champus! Gefällt es dir nicht?
Pierrot, mach' nicht solch' blödes Gesicht.

Heissassa! Lasst uns im Walzerschritt drehn
Gelt? Nur wenns lustig ist, ists Leben schön.
Juchhe! Was schwatzst du, ich tanz' dir zu schnell?
Pierrot, bist du ein fader Gesell.

Setz' mir den Spitzhut auf, dem tollen Mädel,
Und eine Nachtmütz' auf deinen Schädel,
Aufgepasst, Spiesser! Ich will, dass Ihrs wisst,
Zeigen Euch jetzt, was ein Pierrot ist.

Eins, zwei, drei — vier, fünf, sechs, zählet bis hundert,
Habt Ihr den Ratschlag gebührend bewundert?
Ah! Wie der Schwarm der Philister guckt,
Weil mal ein Mädel hat aufgemuckt.

Sieh, wie sie stecken zusammen die Köpfe,
Tuscheln und staunen. Haha! Diese Tröpfe.
Prosit Philister! Der Champus hat Schneid' —
Hörst du nicht, Pierrot? Komm', sei gescheid.

Wild im Galopp herum, besserst dich schon,
Kriegst auch zum Schlusse drei Schmatzer zum Lohn,
Lachen und Küssen, im Tanze sich drehn,
Ha! Nur wenns lustig ist, ists Leben schön!

Dies und Das.

* Wie und wozu studieren wir Literaturgeschichte? So lautete das Thema eines Vortrages, den Professor Dr. Eduard Engel am 22. Januar in der Abteilung für Literatur und Kunst der Berliner Freien Studentenschaft hielt. Derselbe erklärte, es sei lächerlich und anmassend, in das Geheimnis des dichterischen Schaffens eindringen zu wollen. Bereits Goethe habe sich gegen derartige „Schnüffeleien“ sehr grob ausgesprochen. Es könne sich nur darum handeln, die Persönlichkeit eines Dichters kennen zu lernen. Ein ebenso grosser Unfug sei es, überall in der Literatur von „Strömungen“ und von einer „Signatur der Zeit“ zu sprechen. Literatur könne nur studiert werden durch das Studium der Persönlichkeit eines Dichters. — Uns scheint diese Auffassung doch etwas zu einseitig zu sein.

* Dr. Hans F. Helmolt, bisher Verlagsredakteur im Bibliographischen Institut (Meyer) in Leipzig, tritt nach Vollendung seiner achtbändigen „Weltgeschichte“ (ein neunter Ergänzungsband wird im Sommer 1907 erscheinen) mit dem 1. Januar 1907 in die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München ein.

* Einkünfte aus den Theaterstücken Victor Hugos. Paul Meurice, der Herausgeber der neuen „Edition nationale“ der Werke Victor Hugos, schätzt, wie wir dem Börsenblatt f. d. deutsch. Buchhandel entnehmen, den Ertrag der Theaterstücke Victor Hugos während der Jahre 1828 bis 1904 auf ungefähr 5 900 000 Frcs., wovon dem Autor etwa 840 000 Frcs. an Tantiemen ausgezahlt worden sind. Die jetzigen Tantiemen fliessen in die Hände der den Dichter überlebenden Tochter Mlle. Adèle Hugo.

* Zur Zweihundertjahrfeier Carlo Goldoni's. Zur Feier der zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstags von Carlo Goldoni (geboren am 25. Februar 1707 in Venedig) hat der Stadtrat von Venedig die Veranstaltung einer vollständigen Ausgabe sämtlicher Werke Goldonis beschlossen. Die Ausgabe soll 25 Oktavbände von je 500—600 Seiten umfassen, von dem bekannten Erforscher der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts Professor Ortolani besorgt und vom Institut für graphische Künste in Venedig hergestellt werden. Die Ausgabe erfolgt nur in 500 Exemplaren, auf die man subskribieren kann. Preis für das Ganze 100 Lire, nach Schluss der Subskription 150 Lire. Beginn des Erscheinens 1907.

* Was englische Dramatiker verdienen. Der „Nationalzeitung“ schreibt man: Kürzlich fand in einem Londoner Theater die 1300. Aufführung des Dramas „Der Privatsekretär“ statt. Das Stück wurde im Jahre 1884 geschrieben und brachte damals dem Dichter 20 000 Mk. pro Woche. Es wurde dann Tausende von Malen in Amerika, in Australien und in anderen Ländern englischer Zunge aufgeführt. Bis jetzt hat das Drama dem Verfasser an 7 Millionen Mark Tantiemen gebracht. Aber es ist noch lange nicht das einträglichste Bühnenwerk, das man in England kennt; „Rip van Winkle“ von Jefferson (der in seinem Stücke mehr als fünftausendmal die Hauptrolle gespielt hat) brachte mehr als 16 Millionen Mark. Drei Winter durch wurde das Stück in Boston gegeben und brachte wöchentlich an 75 000 Mk. Tantiemen. Ein anderes Stück, „Chinesischer Honigmond“, ist in London zwei Jahre und acht Monate ohne Unterbrechung gespielt worden und brachte dem Verfasser nach einer oberflächlichen Schätzung fast 9 Millionen Mark. Natürlich sind das nur Ausnahmen, und es ist in England im übrigen mit den Autorgewinnen ebenso wie in anderen Ländern; abgesehen von Pinero, der mit einem Werk in einem Jahr 659 000 Mk. verdient hat, und von noch zwei oder drei andern, müssen die besseren englischen Dramatiker sich mit verhältnismässig bescheidenen Summen begnügen.

* Neue Werke von Gorki und Andrejew. Maxim Gorki, der während seines Aufenthaltes auf der Insel Capri in letzter Zeit vielfach leidend war und daher noch zur Kräftigung seiner Gesundheit zwei Monate dortbleiben will, hat trotz seiner Kränklichkeit seinen grossen Roman „Mutter“ vollendet. Das neue Werk erscheint in der New Yorker Zeitschrift „Appletons Magazine“. Es schilder die sozialistischen Gruppen, von denen die Propaganda in den Arbeiterschichten Russlands nach der Ermordung

Alexanders II. ausging. — Leonid Andrejew, der jetzt als Gast bei Gorki weilt, will den Schritt auf die Bühne wagen. Er hat soeben ein Drama „Ignis sanat“ (das Feuer heilt) vollendet, in dem er das Leben in einem Kloster schildert, dessen Insassen von der Ausbeutung eines Heiligenbildes leben.

* Ein japanisches Jahrbuch. Unter dem Titel: „The Japan Year Book 1906. Published by the Japan Year Book Office 31 Kobikicho Kuchome, Tsukyi, Tokyo“ ist vor kurzem ein 548 Seiten umfassendes Buch erschienen, das eine Fülle von Material zur Kenntnis japanischer Zustände und Personen enthält. Das „Japanische Jahrbuch“ gibt in 34 Kapiteln Aufschluss über alle Zweige des öffentlichen Lebens in Japan, und wer sich über Handel, Landwirtschaft, Finanzen, Banken, Eisenbahnen und Handelsmarken unterrichten will, wird dort ebenso reiches Material finden wie derjenige, der sich mit Politik, Diplomatie, Erziehung, Religion, Künsten und Gewerben Japans beschäftigt. Ein besonders wertvolles Kapitel ist nach einem bekannten englischen Beispiel „Who's Who in Japan“ zusammengestellt und enthält kurze, alphabetisch geordnete biographische Notizen über noch lebende Japaner und Japanerinnen, die sich in irgend einer Weise in dem mächtig aufstrebenden Lande hervorgetan haben. Die Liste dieser Personen ist nicht klein. Die einzigen Agenten für dieses sehr nützliche, gut ausgestattete Werk sind für Europa „The Japan Press, 7 Byward Street, London E. C.“

Zeitgenössische Dichter und Denker.*)

(Nachdruck verboten.)

Annunzio, Gabriele d', geboren im Jahre 1864 in Francavilla a Mare (Chieti), einer der bekanntesten lyrischen, epischen und dramatischen Dichter Italiens. Noch nicht ganz 15 Jahre alt, veröffentlichte er ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Primo Vere“ (Chieti 1878). Sein Stil zeichnet sich durch Bilderreichtum und nahezu musikalischen Wohlklang aus und seine poetische Begabung ist wenigstens in formeller Hinsicht unbestreitbar. Die Sinnlichkeit, die sich besonders in der ersten Periode seines Schaffens geltend machte, wirkte vielfach abstossend, so dass Angelo de Gubernatis von ihm sagt: Man bewundert seine natürliche Begabung, doch muss man bedauern, dass er sie dazu benützt, um sich in den Schmutz zu vertiefen. Kurz, Gabriele d'Annunzio ist ein Vertreter des poetischen Naturalismus im schlimmen Sinn des Wortes. Allerdings ist anzunehmen, dass er noch nicht am Ende seiner Entwickelung angekommen ist.

Arrhenius, Svante August, geboren 19. Februar 1859, Professor der Physik an der Universität in Stockholm und Direktor des physikalisch-chemischen Nobel-Institutes. Derselbe erhielt im Jahre 1903 den Nobelpreis für Chemie. Arrhenius machte sich in zahlreichen Abhandlungen und Berichten besonders verdient um die Vervollständigung der sog. Dissociationstheorie, nach welcher die Salze in wässeriger Lösung zum grossen Teil in elektropositive und elektronegative Bestandteile zersetzt werden. Auch hat er sich erfolgreich mit der Ermittelung des Einflusses des Mondes auf die Erde und der Ursache der Polarlichter beschäftigt.

Arsonval, Arsène d', Professor der Medizin, sowie Direktor des physikalisch-biologischen Laboratoriums am Collège de France in Paris. Derselbe erwarb sich hohe Verdienste um die Elektro-Therapie, indem er die Anwendung von Stark-Spannungs- und Hoch-Frequenzströmen zur Behandlung verschiedener Krankheiten zum Teil mit gutem Erfolg verwirklichte. Das bezügliche Verfahren wird nach ihm als Arsonvalisation bezeichnet. Ausserdem hat er eine neue Methode zur Bekämpfung der Arterienverkalkung entdeckt.

Avenarius, Ferdinand, geboren 1856 in Berlin, tat sich zunächst als Herausgeber des „Kunstwart“ durch seine Bestrebungen hinsichtlich der Veredelung des Kunstsinnes in Deutschland hervor. Als hervorragender Gedankenlyriker bekundete er sich besonders in seinem philosophisch-lyrischen Zyklus „Lebe!“ (1893), sodann in seinen „Stimmen und Bilder“ (1897).

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Literarischen Vereinen.

* „Literarische Vereinigung“, Berlin, Künstlerhaus. Der Abend des 17. Dezember trug den Charakter einer weihnachtlichen Vorfeier und war in diesem Sinne einheitlich durchgeführt. Harmoniumvorträge, in künstlerischer Vollendung von Herrn Ernst Strauss vorgetragen, fanden ebenso reichen Beifall, als das brillante Geigenspiel von Frl. Else Streit, die später auch ihre reizende Kompositionen von Kinderliedern durch die Sängerin Frl. Hode zum Vortrag bringen liess. Leider störte hier ein Zuviel den Eindruck und vereitelte die Hallwirkung. Im literarischen Teil bot Dr. Marx Möller sein weihnachtlich-poetisches „Krippenfest“ und eine Legende von Frida Schanz. Weitere Weihnachtsdichtungen trug mit viel Temperament und feinem Verständnis Fräulein Margot Bienz, eine Schülerin der Vertragsmeisterin Frl. Serafine Détsdey vor und erntete verdienten Beifall und Hervorruf. Eine abgeklärte Kunstleistung ersten Ranges spendete dann noch Frl. Mathilde Sippert mit der Rosegger'schen Dialektdichtung: „Das Messopfer“. Zu einem frisch-fröhlichen Nachklang der Weihnachtstage aber gestaltete sich der Teeabend am 6. Januar. Eine Anzahl Damen des Vereins hatten in liebenswürdigster Weise die reiche Ausrüstung von Teetischen übernommen und damit der Lit. Ver. ein dankenswertes Weihnachtsgeschenk gespendet. Literarische und musikalische Darbietungen in glücklichster Wahl, von den Damen Sippert und Berg (Gesang), ebenso von Herrn Dr. Malkowsky geboten, erhöhten die festfreudige Stimmung der zahlreich erschienenen Gäste. Später huldigte die Jugend bis nach Mitternacht begeistert dem Tanz und dieser erste Teeabend der Lit. Vereinigung nahm somit nach einstimmigem Urteil aller Anwesenden einen glanzvollen Verlauf.

* * *

* Die Literarische Gesellschaft in Köln, die ihren zahlreichen Mitgliedern — es sind ihrer über 800 — seit 8 Jahren das Jahrbuch der Kölner Blumenspiele bietet, hat auch in diesem Winter eine Reihe hochinteressanter Vorträge zu verzeichnen. Auf die gehaltvollen Vorträge von Karl Freiherr von Perfall, Dr. Wilhelm von Scholz und Ottomar Enking folgte ein schwungvoller Vortrag des Redakteur Konrad Nies aus St. Louis über deutsch-amerikanische Dichtung, in der er selbst ein Meister ist und als deren König er den jungen, bei dem Kölner Dichter-Wettstreit der Blumenspielen des vor. Jahres ausgezeichneten Georg Sylvester Viereck anerkennt. Der berühmte Dr. Max Nordau, der eigens von von Paris herübergekommen war, begeisterte die Hörer

---

*) In dieser Rubrik werden nur solche Schriftsteller berücksichtigt, die entweder auf belletristischem Gebiet Hervorragendes geleistet, oder zur Wissenserweiterung der Menschheit Wesentliches beigetragen haben.

Die Redaktion.

durch die ihn beseelende ungarisch-spanische Glut. er trug eine poesiereiche Novellette: „Vater, mach mir auf!“ und einige sinnvolle Gedichte vor. Als Vortragender und Poet wirkte Dr. Rudolf Presber sowohl in ernsten Poesien wie in Spenden der heiteren Muse. Jedes seiner Gedichte war ein Schlager. Und wie Fastenrath, der Gründer und langjährige Vorsitzende der Literarischen Gesellschaft in Köln, bemerkt, kann der Dichter, dem wir das anziehende Buch: „Von den Leutchen, die ich liebgewann“ verdanken, jetzt ein Werk schreiben „Von den Leutchen, die ihn liebgewonnen.“ Friedrich von Oppeln-Bronikowski belehrte und entzückte die Literarische Gesellschaft durch seine Doppelkunst als Vortragender und als Uebersetzer. Er führte uns Jung-Friedrich in der Literatur vor und verbreitete sich über den Vorläufer des modernen Naturalismus, den Romantiker und Realisten Stendhal, sprach dann von Charley Pierre Baudelaire, Huysmanns, Paul Verlaine, Jules de la Foche, Maeterlink, Rodenbach, Verhaeren und Edmond Rostand und wurde nach dem brillanten Vortrag der stimmungsvollen Dichtung des Belgiers: „Dans la Cathédrale“ mit Beifall überschüttet. Unter seinen Zuhörern befand sich der belgische Generalkonsul Cartayoels, der auch als feinsinniger Dichter geschätzt ist und die Uebersetzerin von Rostands „La Samaritaine“, Lina Schneider. Friedrich von Oppeln-Bronikowski ist der fünfte deutsche Offizier, der bei uns gesprochen. Seine Vorgänger waren Oberst Pochhammer, Detlev Freiherr von Liliencron, Georg Freiherr von Ompteda und Wolf Graf von Baudissin. Gehört er auch nicht zu den Helden von 1870, denn er ist erst im Jahre 1873 geboren, so ist er doch der moralische Eroberer des literarischen, des poetischen Frankreich. Wir haben jetzt noch die Vorträge der bei uns preisgekrönten Dichter Max Bewer und Dr. Nikolaus Welter zu erwarten. Letzterer ist ein Luxemburger. Er wird über den grossen Provenzalen Aubanel sprechen, der nebst Mistral und Roumanille die provenzalische Renaissance herbeigeführt hat. Dann wird noch Johannes Schlaf, der ehemalige Genosse von Arno Holz, eigene Gedichte vortragen. Freiherr von Locella wird uns mit italienischen Dichterinnen der Gegenwart bekannt machen, und den Reigen der Vorträge wird der Kammersänger und Rezitator der Blumenspiele Karl Mayer beschliessen. Die diesjährigen Blumenspiele aber werden auf Veranlassung ihres Stifters, des Hofrat Dr. Joh. Fastenrath, dem siebenhundertsten Geburtstag der heiligen Elisabeth und dem Andenken an den Sängerkrieg gewidmet sein, den die Wartburg vor sieben Jahrhunderten sah. — Unter den diesjährigen Preisen möchten wir ausser denen des Königs von Spanien, des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, der Städt Köln, der Stadt Remscheid und der Stadt Neumagen, sowie der Dichterinnen Maria Stona und Virginia Scheuermann, noch den des Grossherzogs von Baden für das beste Gedicht zum Lob der deutschen Ehe besonders hervorheben, und wir bemerken nur noch, dass auch Carmen Sylva, die Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern und Dr. Ernst Henrici in jedem Jahre Preise stiften.

* Breslau. Die „Freie literarische Vereinigung“ eröffnete die Reihe ihrer Winter-Vorträge im Oktober mit einer Rezitation Ernst von Possarts (München), der hier zum ersten Male das Gedicht zu Richard Wagners Bühnenweihfestspiel „Parsifal“ vollständig zum Vortrag brachte. Der November-Abend gehörte einer Gedenkfeier für Henrik Ibsen, bei der M. G. Conrad (München) das Lebensbild Ibsens zeichnete und Hofschauspieler Paul Wiecke (Dresden) Balladen und Dramenfragmente von Ibsen (aus „Brand“ und „Peer Gynt“) las. Im Dezember erschien der Direktor des Deutschen Schauspielhauses, Alfred Freiherr von Berger, am Pult und sprach über die Entwickelung und die Ziele der „Modernen Regie“. An weiteren Abenden werden noch Ottomar Enking (Dresden) und Maximilian Harden (Grunewald) die „Freie literarische Vereinigung“ als Gäste besuchen. Anfang Mai soll, wie in den Vorjahren, eine theatralische Matinee im Lobetheater den Reigen beschliessen.

Eingegangene Bücher.

Friedrich Ueberwegs Grundriss der Geschichte der Philosophie. Dritter Teil. Die Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Zehnte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. Max Heinze. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1907.)

L'Année électrique, électrothérapique et radiographique. Revue des progrès électriques en 1906. Par le Dr. Foveau de Courmelles. Septième année. (Paris, Librairie Polytechnique, Ch. Béranger, éditeur, 1907.)

Vom Nebelfleck zum Menschen. Eine gemeinverständliche Entwickelungsgeschichte des Naturganzen nach dem neuesten Forschungsergebnis. Von Dr. Ludwig Reinhardt. (München, Ernst Reinhardt's Verlag, 1907.)

Russlands Todesweg. Von V. M. de Prado. (Zürich und Leipzig, Th. Schröders Verlag, 1907.)

Die Geschichten des Rabbi Nachmann. Von Martin Buber. (Frankfurt a. M., Lit. Anst. Rütten und Löning.)

Die Schönheit der Bibel. Von August Wünsche. I. Band. Die Schönheit des Alten Testaments. (Leipzig, Ed. Pfeiffer, 1906.)

Festungs-Jeremiaden eines ehemaligen Feuerwerkers. Gedichte von Karl Brand. (Oberhausen ‚Rhld., Verlag von K. Brand, 1906.)

Die andere Ehe als Quelle seelischer und sozialer Erkenntnis. Von Ottomar Beta. (Rudolstadt, Karl Keil.)

Sigismund. I. Teil: Moria von Ungarn. II. Teil: Barbara von Cilly. (Berlin, H. Walther, 1906.)

Menschenrecht. Roman von E. Banck. (Berlin, Gose u. Tetzlaff, G. m. b. H.)

Der Wirt zum blühenden Haideröslein. Von Lode Baekelmans. Aus dem Vlaemischen übersetzt von Emile Charlet. (Leipzig-Amsterdam, Maas u. van Suchtelen, 1906.)

Angelika. Epos. Den Frauen gewidmet von V. Muna. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung)

Zwischen Nacht und Morgen. Ein Bühnenspiel von Ernst Schrader. (Hannover, M. u. H. Schaper, 1906.)

Narro! — Der Faquin. Zwei Lustspiele von Aug. Sperl. (Halle a. S., Ed. Müllers Verlag, 1907.)

Meine Liedsprachen. Gedichte von Lu Märten. (Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg)

Dem heutigen Heft liegt ein Prospekt der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, in Leipzig, bei, auf welchen wir besonders aufmerksam machen.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831
Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS: Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt

Nummer 6
März 1907
77. Jahrgang

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Zur literarischen Bewegung in England.

Wie in Deutschland und Frankreich nimmt auch in England die Erzählungsliteratur einen verhältnismässig breiten Raum ein. Nach der „Literary World" beträgt die Zahl der Romane, die 1905 in England veröffentlicht sind, über 1000. Für das kürzlich zu Ende gegangene Jahr dürfte die Zahl kaum geringer sein, selbstverständlich haben viele davon nur eine kurze Daseinsfrist. Die Zahl der Bücher, die wirklich Erfolg hatten, betrug kaum 160. Für unsere Zwecke kommt es nur darauf an, die Neuschöpfungen der Dichter zu betrachten, die sich bis zur Bekanntschaft im Auslande durchgerungen haben, und deren Zahl ist, obwohl in Deutschland das Interesse an der englischen Literatur immer reger wird, noch nicht gross.

Als bedeutendste Schöpfung der englischen Erzählungskunst, die uns die letzten Monate beschert haben, möchten wir Rudyard Kiplings „Puck of Pook's Hill" (Tauchnitz, Leipzig, Macmillan, London) ansehen. In den Literaturgeschichten wird Kipling gewöhnlich als Gründer einer Schule aufgeführt, des sogenannten exotischen Romans, der den Leser in fremde Teile der Welt führt und mit deren Einwohnern und Gebräuchen bekannt macht. Er hat darin ungezählte Nachahmer gefunden, aber wie wenig andere versteht er es, immer neue Saiten anzuschlagen. Das beweist auch sein neuestes Werk, das von Jung und Alt mit gleichem Interesse gelesen wird, obwohl es sich vorwiegend an die Jugend wendet. Puck ist die bekannte Koboldsgestalt, die in Shakespeares Sommernachtstraum eine Rolle spielt. Nicht weit von Pook's Hill, dem Berge, wo er wohnt, spielen zwei Kinder, Dan und Una, Bruder und Schwester, wobei ihnen der Kobold erscheint und Geschichten aus Englands Vergangenheit erzählt. Hierbei gibt Kipling einen neuen Beweis seiner Gestaltungsfähigkeit. Er lässt durch Puck Helden der Vorzeit wieder auferstehen, die mit eignem Munde erzählen, wie sie in den Lauf der englischen Geschichte eingegriffen haben oder wie zu ihrer Zeit die Menschen fühlten und dachten. Wir erfahren von den heidnischen Gottheiten, die früher hier hausten. Bunte Bilder aus der Frühzeit des englischen Volkes ziehen am Leser vorüber: wie die Römer gegen die Pikten kämpften, wie die Dänen ins Land einfielen, von der blutigen Schlacht bei Hastings, von dem lustigen Leben im alten England. Prächtige Gemälde mittelalterlichen Kulturlebens werden vor unsern Augen entrollt. Zwischen den einzelnen Kapiteln sind den Inhalt verbindende Gedichte eingeschaltet.

Von H. G. Wells, dem in England viel mehr als in Deutschland geschätzten Romanschriftsteller ist ein neues Buch erschienen, das wir als einen Fortschritt in seiner Kunst ansehen möchten: „In the Days of the Comet." (Tauchnitz, Leipzig, Macmillan, London.) Das Werk erinnert stark an den im Vorjahr veröffentlichten Band: A modern Utopia. Beide Romane zeigen dasselbe glückliche Gemisch von philosophischer Gedankentiefe und packender Erzählungskunst. Wenn man von dem stark philosophischen Inhalt absieht, drängt sich ein Vergleich mit Jules Verne auf, sogar in der Sprache, am meisten jedoch in der Art, wie Wells erzählt und das Unwahrscheinlichste wahrscheinlich zu machen versteht. Seine Bücher haben etwas Fesselndes, und eine getreue Schaar überzeugter Anhänger wird ebenso gierig nach In the Days of the Comet greifen, wie sie früher jedes neue Buch von Wells mit heller Freude begrüsste. Eigentümlich ist diesem neuen Werk, dass das sozialpolitische Element mehr als sonst in den Vordergrund tritt. Der Held muss möglichst viele Stufen der gesellschaftlichen Staffel ersteigen, von der untersten an, wo er ein Mörder und Dieb ist, bis zur höchsten, wo er Ministern mit seinen Ratschlägen zur Seite steht. Dabei hat Wells Gelegenheit viele soziale und politische Fragen zu erörtern. Er führt alle sozialen Schäden auf die schlimmen Eigenschaften der Menschheit zurück. Durch einen Zusammenstoss der Erde mit einem Kometen wird eine vollständige Revolution der menschlichen Gedanken- und Gefühlswelt hervorgerufen. Die Mittel, mit denen der Dichter das glaubhaft zu machen sucht, sind nicht übel erfunden. Es geschieht durch chemische Vorgänge, die durch diesen Zusammenstoss ausgelöst werden.

Maarten Maartens ist der Geburt nach ein Holländer, und das verleugnet er auch in seinen Werken nicht. Seinen Novellenband The Woman's Victory (Tauchnitz, Leipzig, Constable, London), rechnen wir nicht zu seinen Meisterschöpfungen. Es zeigt sich darin ein starkes Erzählertalent und eine gute Gestaltungsgabe, aber die fein ausgeführten Seelengemälde vom weiblichen Herzen mit seinen leisesten Regungen passen nicht in diese engen Rahmen. Manche der kleinen Geschichten vermögen zu fesseln, aber im ganzen liefert das Buch aufs neue den Beweis, dass ein guter Romanschriftsteller nicht immer ein guter Novellist ist.

Hall Caine hat in seinem Roman „Drink" (Newnes, London) gezeigt, dass auch ein grosser Erzähler seinem fast unbestrittenen Ruhm durch eine einzige Entgleisung sehr schaden kann. Das hat Hall Caine ohne Zweifel durch das obige Werk getan. Es ist eine Tendenzschrift, bei der die Tendenz fast zu dick aufgetragen ist. Das Buch soll auch gar nichts anderes sein, das spricht der Verfasser in einem Vorwort unumwunden aus, wo er sich in schärfster Weise über die Trunksucht und ihre verderblichen Folgen äussert.

Lucy Clousedale ist eine junge, reiche Dame in Cumberland, die bei einem gelegentlichen Besuch in London einen jungen Rechtsanwalt kennen und lieben lernt. Ihr Vater und Grossvater sind der Trunksucht zum Opfer gefallen, und als auch sie dem gleichen Schicksal zu erliegen droht, will sie die Verlobung aufheben. Ihr Bräutigam will sie von dem Vorsatz abbringen, und versucht sein Glück zunächst mit dem Hypnotismus. Sein Ziel erreicht er auf eine Weise, die bei manchem Leser Kopfschütteln erregen dürfte. Er erfährt zufällig von seinem gerade auf Urlaub anwesenden Vater, dass seine Mutter in Indien mit einer Vision gestorben sei, in der sie ihren Sohn als einen geschätzten Anwalt und ihren Enkel als hochgeehrten Minister gesehen habe. Nun reist er sofort zu Lucy und es gelingt ihm, durch diese Erzählung ihre Bedenken zu zerstreuen. Man sieht, der Roman hat grosse, sehr grosse Mängel, denen gegenüber die wenigen Lichtseiten nicht ins Gewicht fallen.

Von Robert Hichens kannte ich bisher nur „The Garden of Allah", einen der besten englischen Romane, die uns die letzten Jahre gebracht haben, der durch seine Handlung wie durch die farbenprächtigen Bilder aus der Sahara überaus wirkungsvoll zum Leser spricht. Vor kurzem ist von Hichens „The Call of the Blood" (Tauchnitz, Leipzig, Methuen, London) erschienen. Dieses Buch steht nicht ganz auf der Höhe des obenerwähnten, und doch möchten wir es als ein wahres, echtes Kunstwerk betrachtet sehen. Die Handlung ist höchst einfach und durchsichtig. Der Schauplatz ist die Insel Sizilien, das der Dichter prächtig zu schildern versteht. Der Roman ist das Hohelied der Jugend mit all ihrem Suchen und Tasten, aber ein Buch, dessen Lektüre ein seltener Genuss ist.

H. Rider Haggard ist ein Vertreter des Abenteuerromans, den er auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gehoben hat, wenn er auch an seinen besten Repräsentanten Defoe nicht heranreicht. Sein neuester Roman „Benita" (Cassell, London) zeigt deutlich, dass er sich völlig erschöpft hat, und dass man von ihm kaum neue Töne erwarten darf.

Wenn der englische Roman in der Gegenwart in Deutschland bekannter zu werden anfängt, so ist das nicht zum geringsten dem Schotten Arthur Conan Doyle zuzuschreiben, dessen Detektivgeschichten fast sämtlich übersetzt sind, und in Deutschland begeisterte Anhänger finden. Seine neue Schöpfung „Sir Vigel" (Tauchnitz, Leipzig), versetzt uns ins 14. Jahrhundert und schildert die Menschen dieser Zeit in all ihrer Derbheit. Manches wird den Leser abstossen, weil er sich in diesen Zeiten nicht mehr zurechtfindet. Aber stets muss man seine Erfindungsgabe bewundern, die fortwährend wechselnde, aber immer interessante Bilder hervorzaubern kann.

Die weiblichen Romanschriftsteller sind nicht minder zahlreich, wie in Deutschland, aber während wir eine ganze Anzahl gute, tüchtige Erzählerinnen aufzuweisen haben, die sich dauernder Wertschätzung erfreuen, ist das in England kaum der Fall. An die Spitze gehört ohne Zweifel Humphry Hard, als bedeutendste. In zweiter Linie verdient Erwähnung Marie Corelli, die gelesenste englische Dichterin. Ihr letzter Roman „The treasure of heaven, a romance of riches", ist kein bedeutendes Erzeugnis. Ein Buch wie viele andere, das die Kreise der amerikanischen Dollarkönige mit viel Geschick zeichnet. Dazu ein wenig stark aufgetragene Moral, aber nichts Aussergewöhnliches.

Zum Schluss sei der Vollständigkeit halber noch der neueste Roman von Lucas Malet, der jüngsten Tochter von Charles Kingsley, erwähnt: „The far horizon". (Tauchnitz, Leipzig.) Malet war früher in Deutschland nicht unbekannt, aber wir können dieser neuesten Schöpfung in keiner Hinsicht Geschmack abgewinnen.

Mit der Lyrik ist es recht schlecht bestellt. Eine bebesondere Erwähnung verdient nur John Davidsons neue Gedichtsammlung „Holiday and other Poems" (Richards, London). Eigentümlich ist dem Büchlein eine Vorrede, in der sich der Dichter mit metrischen Problemen auseinandersetzt. Von den Gedichten hat uns das umfangreichste der Sammlung „The Ides of March" wegen der hübschen Naturschilderungen am meisten gefallen. Wenn wir noch Thomas Boyds „Poems" (O'Donoghue, Dublin), nennen, die starke lyrisch-epische Talentprobe eines jungen Iren, der eine gute Kenntnis der heimischen Sagen verrät und oft in leidenschaftlichem Hass gegen England aufflammt, so glauben wir alles erwähnt zu haben, was die englische Poesie in den letzten Monaten an Bedeutungsvollem hervorgebracht hat.

Bezüglich der dramatischen Dichtungen sind zweifelsohne die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und England am regsten. Auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands und Oesterreichs sind englische Dramatiker zu Worte gekommen, und ebenso sind deutsche Dramen auf englischen Bühnen keine Seltenheit. Grosse Berühmtheit hat in den letzten Jahren Bernard Shaw erlangt. Von ihm hat in England Mitte November das neueste Drama „The doctors Dilemma" seine Uraufführung erlebt. Wenige Monate vorher hatte sich Cecil Chesterton in „Temple Bar Magazine", einer Monatsschrift, die bisweilen recht nette literarische Artikel bringt, darüber beklagt, dass das englische Publikum erst so spät Shaws wirklichen Wert erkannt hat, dass er für die Mehrzahl ein tiefes Rätsel geblieben ist, und dass man ihm im Mittelalter mehr Verständnis entgegengebracht hätte. Das erscheint uns nicht wunderbar. Shaw wendet sich mit leidenschaftlichem Hass gegen das Philistertum und da dieses in England stärker ausgeprägt ist als sonst irgendwo, lässt sich die Abneigung des Durchschnittsengländers gegen ihn leicht erklären. Aber die Anzeichen mehren sich, die eine Wendung zum Bessern versprechen.

Comyns Carr hat auf dem Adelphi-Theater ein Werk auf die Bühne gebracht, das eine Dramatisierung der Tristansage darstellt, unter dem Titel: „Tristam and Iseult". Dieser Stoff ist in Deutschland oft für die Bühne bearbeitet worden, aber, abgesehen von Richard Wagners Oper, mit recht geringem Erfolge. Das englische Werk ist reich an packenden Szenen. In den ersten Akten folgt Carr der Ueberlieferung ziemlich genau, nur in den letzten Aufzügen ist der Dichter freier mit dem Stoffe umgegangen und zeigt Aehnlichkeiten mit Wagners Behandlung des Theaters.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass von Gerhard Hauptmanns „Versunkener Glocke" gleichfalls eine Aufführung vorbereitet wird. Das Stück heisst in den Ankündigungen „The sunken bell".

Dr. Arno Schneider.

Zwei Dramen.

„Wer am Wege baut, hat viele Richter; wer abseits baut, bleibt unbemerkt". Auf keinen Beruf hat wohl dieses Sprichwort eine begründetere Anwendung als auf den dichterischen; denn wie käme es sonst, dass die Poeten, die mit ihrem Denken im Alltag wurzeln, glänzende Anerkennung finden, während Dichter, die ihr subtiles Empfinden zum Nachsinnen über die tiefen Probleme des Lebens treibt, ungehört die Gesänge der träumenden Seele und der jubelnden Schönheit verkünden? —

Seit langer Zeit beobachte ich aus der Ferne das Schaffen des Franz Blei. Ich las von ihm kleine Fabeln und sagte mir: Dieser Mann ist der Typus des modernen Schriftstellers, er besitzt den rastlosen Fleiss des Lernenden und den kritischen Geschmack des Eklektikers. Dann studierte ich das kleine Büchlein „In memoriam O. W.“ Hier erscheint Blei als Kritiker und Sammler. Er gibt Urteile über Wilde aus dem Kreise seiner Freunde und fügt zu diesen sein eigenes Bekenntnis hinzu, das taktvoll und frei von aller Ueberschwänglichkeit sowohl den Meister wie auch den Schüler ehrt. — Ist es verwunderlich, dass wir den Freund der Schönheit auf den Spuren der amoureusen Frauen sehen? Als Chronist der Liebe besingt er die schöne Katharina von Medici, die unsterbliche Ninon de Lenclos, die abenteuerliche Lady Hamilton, er feiert das Andenken Casanovas, des Herrn von Brantome und des göttlichen Pietro Aretino. — Und nun lernen wir Franz Blei auch als Dramatiker kennen. Er veröffentlichte eine tragische Farce in drei Akten „Der dunkle Weg“ (Leipzig, Julius Zeitler). Ich muss gestehen, dass mich dieses Werk auf den ersten Blick an Wedekinds „Erdgeist“ erinnert hat. Aber wo bei Wedekind die rohe Kraft in die Erscheinung tritt, zeigt sich bei Blei phantastische Symbolik, und wo der Dichter der „Lulu“ nichts als einen fürchterlichen Abgrund erblickt, zeigt uns Blei die blaue Blume der Poesie, die aus den Untiefen emporblüht, um den grauen Alltag mit ihrem Glanz zu erklären. — Prinzessin Maud, die Gemahlin eines englischen älteren Prinzen, gleicht in mancher Hinsicht Wedekinds Lulu. Im freien Amerika aufgewachsen, kann sie sich an Europas übertünchte Höflichkeit, an die abgemessenen höfischen Sitten nicht gewöhnen. Sie braucht einen Mann, der stark im Hassen wie im Lieben sich ihre Seele täglich aufs neue erobert, und so entgleitet sie ihrem schwachen Gemahl, sie wird die Geliebte eines „Wüstlings“, sie tändelt mit einem Schauspieler und lässt sich schliesslich von einem Zigeuner entführen. — Ich höre den Leser im Geiste bereits das Urteil „abgeschmackt“ aussprechen, gegen das ich sogleich Einspruch erheben will. Denn ich habe in Wirklichkeit seit langem keine so geistvollen Dialoge gelesen, wie sie dieses Drama enthält. — Manches klingt gar wie eine Predigt, so die Stelle: „Ihr kennt sie ja so gut, die, die ihrDirnen nennt. So gut, dass ihr euch eure Frauen als Dirnen haltet.“

Der Schlussakt dieses merkwürdigen Werkes ist voll tiefer Tragik und hier zeigt sich auch der wesentliche Unterschied zwischen Lulu und der Prinzessin Maud. Nach ihrer Entführung ist Maud in die Gesellschaft von Boxern und Schlangenmenschen gekommen. Sie ist im Zirkus aufgetreten, und die Schönheit ihres Körpers hat das Publikum überwältigt. „Ihre Schönheit redete ja auch zur Seele und nicht nur zum Fleisch.“ Und dieses Wunder steigt nun zu dem gemeinen Volk hernieder, es setzt sich mit Artisten mit Seiltänzern und Bauchrednern zu Tisch, die ihre Begierden nicht zähmen und in widerlichen Gelagen des Lebens Katzenjammer täglich durchkosten. Und wie nun der graue Tag durch das Fenster scheint, da sieht sich die Prinzessin mit einem schlafenden Kinde allein. Der Knabe hat einen schweren Traum geträumt: „Du lagst auf dem Bett, und als ich ins Zimmer trat, da kamen Leute und sagten, du seist gestorben.“ — Die Prinzessin richtet sich gross auf und fährt sich langsam mit der Hand über die Stirne. — Blei ist eben Aesthet durch und durch und so erspart er uns die Widerlichkeiten und Abgründe des Dirnenlebens. Ein Kind erlöst die verwunschene Seele, und Maud, die dem Leide der Menschheit ins Auge geblickt wird den Weg gehen, der zur Glückseligkeit führt, sie wird in Schönheit sterben, denn nur aus Irrtum hat sie nicht in Schönheit gelebt!

Während sich das Symbol dieses Dramas wie von selbst löst, bietet uns die Tragödie „Meroë“ von Wilhelm von Scholz (Berlin, Dr. Wedekind u. Co.) weit grössere Schwierigkeiten. Scholz hat bereits in seinem Drama „Der Jude von Konstanz“ seine hohe Begabung als Bühnenschriftsteller bewiesen. Mit seinem neuen Werk aber knüpft er an seine ältere symbolische Dichtung „Der Besiegte“ an, die seiner Zeit mehr Bewunderung als Beifall gefunden. — König Sarias Abdissar der Grosse hat seiner Herrschaft die ganze Welt unterworfen. Die weise Königin Meroë, aus priesterlichem Stamme, hat ihm ihre Liebe geschenkt und ihrem Ehebund ist Prinz Hieram entsprossen, der klug und tapfer des Reiches letzte und schlimmste Feinde besiegt hat. Allein Sarias will dereinst seinen Sohn auch zum Herrn der Seelen nicht bloss der Körper machen. Im Tempel der Götter wird eine goldene Krone aufbewahrt, an die sich das Heil und Glück des Stammes knüpft. Diese lässt Sarias rauben, um so die Prophezeiung zu nichte zu machen, die Macht der Götter zu brechen und seiner königlichen Würde die göttliche Verehrung zu verbinden. Hieram tritt für das Recht ein. Wie er einen grausamen Statthalter enthaupten liess obschon dieser nach den Geboten seines Herrn handelte, so steht er auch jetzt auf der Seite seines priesterlichen Oheims, wenn er auch dadurch seine künftige Machtstellung schmälert. Ihn trifft des Königs Bann und er entflieht, um sich bald als Reichsfeind seinem Vater an der Spitze eines grossen Heeres entgegenzustellen. Allein das Glück ist ihm feind. Er wird gefangen und nun, wo er durch ein gutes Wort, durch eine Gotteslästerung den Vater versöhnen könnte, reizt er ihn aufs neue, da er die Götter höher als den König schätzt. Dafür wird er nun zum Tode verurteilt. Inzwischen hat die Königin Meroë heimlich fort und fort den Göttern geopfert. Das Orakel hat ihr den baldigen Tod des Königs, ihres Gemahls verkündet. In heimlichem Schrein birgt sie die heilige Krone nach königlichem Willen. Ihr Herz hängt an den Göttern, hängt an ihrem Sohn. Sehnlichst wünscht sie die Krone in priesterliche Hand zurückzulegen, sehnlichst wünscht sie den Sieg Hierams. Und da ihr der Bruder die Rettung ihres Sohnes verspricht, wenn sie ihn wie durch ein Wunder die Krone im grossen Tempel am Altar finden lassen will, die Krone, die das Volk für das Recht begeistern soll, — liefert sie zaghaft das Kleinod aus. Ihr ist der König ein Totgeweihter der sein Recht an das Leben und über das Leben verloren hat. Und wenn sie ihm selbst den Schlummerwein mischt, so glaubt sie im Sinne der Götter zu handeln, die die Lästerung strafen und die Treue segnen, nachdem sie durch ihr Orakel überdies ihren heiligen Willen genugsam verkündet. Hieram ist nun frei und wird zum König ausgerufen. Um ihn zu grüssen, tritt ihm sein priesterlicher Oheim mit der heiligen Krone geschmückt entgegen. Hieram hält diese für gefälscht, weiss er doch, dass seine Mutter das göttliche Kleinod in Verwahrung hat. Er reisst dem Priester die Krone herunter, er schleudert sie zu Boden, dass sie klirrend zerbricht. Meroë ist voll trüber Ahnungen. Sie wagt nicht, dem Sohn ihre Tat zu gestehen, auch fürchtet sie die Rache der Götter, und die Erfüllung des Orakels das ihrem Geschlecht den Untergang prophezeit wenn die heilige Krone zerbrochen. So erdolcht sie sich an der Leiche des Königs, um die Götter zu versöhnen und in lichten Höhen Gnade für ihr Volk zu erbitten.

So weit die poesievolle Dichtung. Was aber, so frage ich, bedeutet uns das Symbol der heiligen Krone? Eine Verhöhnung der göttlichen Weissagung kann es nicht bedeuten, wenn Hieram die Krone zerbricht, denn einmal tut er es in der Voraussetzung, sie sei gefälscht, sodann aber hat er ja seine Frömmigkeit wiederholt bekundet. Auch kann der Dichter nicht plötzlich durch diesen Akt die Ohnmacht der Götter beweisen, da sich ja der Tod des Sarias dem Orakel gemäss erfüllt hat. Soll aber die zerbrochene Krone darauf hinweisen dass die Macht des Königs grösser ist als die der Götter, — dann, scheint mir, hätte der Tod des Königs wenigstens auf eine andere Weise als durch die Arglist eines Weibes erfolgen, dann hätten auch die Götter ihre Priester vor der Beschimpfung durch Hieram schützen müssen. Dieses ist es nicht und jenes ist es nicht, welches Rätsel verbirgt sich aber hinter dem Symbol des tragischen Gedichtes?

Max Kirschstein.

Professor Wasmann und die Debatte über die Abstammung des Menschen

im Berliner Zoologischen Garten.

Professor Wasmann, Mitglied der Gesellschaft Jesu, ist nach Berlin gekommen, um als Natur-Forscher und Theolog dazu über die Abstammung des Menschen zu sprechen und der Reichshauptstadt die Wahrheit über diese vielerörterte Frage zu verkünden. Er kam zunächst auf die Entwickelungslehre zu sprechen und wies hinsichtlich des materialistischen Monismus, der die Welt ohne Schöpfer entstehen lässt, nach, dass man diese Annahme mit Unrecht als „Darwinismus“ bezeichne. Denn am Schlusse seines Werkes über die Entstehung der Arten bekenne Darwin selbst, dass er an einen „Schöpfer“ im biblischen Sinne des Wortes glaube, indem er wörtlich sage: „Es ist wahrlich eine grossartige Ansicht, dass der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat.“ — Professor Wasmann erklärt nun, bezüglich der Herkunft des Menschen sei die Zoologie nicht die einzige Quelle unserer Kenntnis. Der Mensch sei mehr, als ein blosses Tier, sein Geistesleben, das ihn vom Tier unterscheide, sei nach psychologischen Grundsätzen zu beurteilen. Die christliche Psychologie halte die Seele für ein geistiges, einfaches Wesen, das mit dem Leibe zu einer Substanz verbunden sei. Ein geistiges einfaches Wesen könne aber nicht durch Entwickelung entstehen, sondern nur durch Schöpfung. Nur für die leibliche Seite des Menschen bleibe daher die Frage offen, ob derselbe von tierischen Vorfahren abstamme oder nicht. — Wie man sieht beginnt Professor Wasmann als Naturforscher, endet aber als Theologe, indem er von einer christlichen Psychologie spricht, und plötzlich den „Schöpfer“ als deus ex machina erscheinen lässt. Sobald man aber einen ganz unerklärten Schöpfer annehmen will, hat man überhaupt nicht mehr nötig, sich den Kopf über naturwissenschaftliche und philosophische Fragen zu zerbrechen. — Die Inszenierung im Berliner Zoologischen Garten seitens des Prof. Wasmann war hiernach eine ganz nutzlose. Daran ändert auch das Eingreifen des Prof. Dr. Plate nichts, der einerseits äusserte, die Annahme einer Schöpfung sei für uns keine Erklärung, zum Schlusse aber versicherte: „Ich für meine Person glaube, dass hinter der Schöpfung auch ein Schöpfer steht.“ Plate und Plato sind offenbar nicht gleichbedeutend und letzterer hätte dem ersteren vermutlich, Mephistopheles vorgreifend, zugerufen:

> „Mein werter Freund, ich rat euch drum
> Zuerst collegium logicum.“

Abgesehen von den Mängeln der Wasmann-Plate’schen Dialektik, sind aber auch die Haeckelianer keineswegs gestärkt aus der Abstammungsdiskussion im Berliner Zoologischen Garten hervorgegangen. Denn mit Recht wurden sie auch von Wasmann daran erinnert, dass Entwickelung und Entstehung ganz verschiedene Begriffe sind. Mit der Annahme der ersteren ist letztere durchaus nicht erklärt. Der Haeckel’sche Monismus erklärt daher überhaupt nichts, schwebt vielmehr völlig in der Luft. — Die Erklärung des Lebensproblems ohne die petitiones principii der Professoren Wassmann und Haeckel, d. h. ohne einen deus ex machina und ohne Voraussetzung eines lebenden Protoplasmas findet man in meiner bei Otto Dreyer, Berlin W. 57 soeben zur Ausgabe gelangten Schrift: „Wahrer Monismus und Schein-Monismus.“

Dr. Eduard Loewenthal.

Aus der Sagenwelt eines untergehenden Volkes

(Keltische Sagen)

Von Hans Benzmann.

(Schluss.)

Als Manus sich zurückbegab zur Hütte, sah er, „dass ein Mann auf dem dreibeinigen Stuhl vor dem Feuer sass. Sein Haupt war geneigt, als lauschte er. Sein Gesicht war vom Fenster abgekehrt. Es war sein eigenes Gespenst, — natürlich, — davon fühlte Manus sich überzeugt. Was machte es da? Vielleicht hatte es das Heilige Buch aufgegessen, so dass es davor sicher war, dass er es mit einem Rosäd belegte! Bei dem Gedanken lachte er laut. Der Schattenmann sprang auf seine Füsse. Im nächsten Augenblick schwang sich Mac Codrum auf das Strohdach und klomm von Seil zu Seil, wo diese die grossen Steine festhielten, die zur Beschwerung des Daches gegen die Wut der Stürme dienten. Einen Stein nach dem andern riss er aus seiner Befestigung und schleuderte ihn auf den Boden, über und vor die Tür. Dann begann er mit zerrenden Händen eine Oeffnung in das Dach zu graben. Während der ganzen Zeit wimmerte er wie ein Tier.“

Plötzlich beginnt der Mann im Zimmer leise und langsam eine wilde Weise zu spielen. Wie ein alter Wahnsinn, wie eine Offenbarung überkam es Manus: „Der Dan-nan-Ron! Die Roin! Die Robben! Ach, was tat er hier, auf dem bitter-lästigen Lande! Da draussen war die See. Sicher würde er sein in den grünen Wogen. Mit einem Sprunge war er auf der Erde. Er ergriff einen ungeheuren Stein und schleuderte ihn durch das Fenster. Dann floh er lachend und kreischend dem grossen Riffe zu, an dessen Seiten mit glitzernd weissem Schaum die Ebbe gurgelte und schluchzte. Er hörte auf, zu kreischen oder zu lachen, als er hinter sich den Dan-nan-Ron hörte, schwach, aber ihm folgend; sicher folgend. Vornübergeneigt rannte er auf die Felsenkanten zu, von denen das Riff ausging. Als er endlich die äusserste Kante erreichte, blieb er angewurzelt stehen. Draussen auf dem Riff sah er zehn bis zwanzig Robben, von denen die einen hin und her schwammen, andere ans Riff sich klammerten, eine oder zwei die runden Köpfe gegen den Mond erhoben und einen seltsamen bellenden Ton ausstiessen. An einer Stelle sah er ein Wogen gepeitschten Wassers. Zwei Bullen kämpften auf Leben und Tod."

Schnell entkleidete sich Manus und glitt in das dunkle Wasser. Unterdessen hatte der eine Bulle den andern getötet. Der Sieger klomm auf das Riff und richtete sich hoch empor, indem er sein mächtiges Haupt und die Schultern hin und her wiegte. Seine geblendeten Augen trieften von Blut. Manus schwamm zwischen den Robben, erschreckt flohen diese, nur der Sieger blieb auf dem Riff. Dieses erklomm Manus.

„Während Manus auf den von Seekraut bedeckten Graten entlang stolzierte und wanderte, sang er Bruchstücke eines alten Runenliedes, — der verlorene Rune der Mac Codrums von Uist. Die Robben auf dem Felsen kauerten im Zauberbann; jene, welche langsam im Wasser schwammen, starrten mit den braunen Augen ohne zu blinzeln, während sie mit ihren kleinen Ohren gespannt den Tönen zuhörten:

Ich bin es, Manus Mac Codrum.
Ich sage euch das, dir, Anndra, mein Blutsverwandter,
Und dir, Neil, mein Grossvater, und dir, und dir, und dir!
Ja, ja, Manus ist mein Name, Manus, Mac Manus!
Ich selbst bins und kein andrer,
Euer Bruder, o Robben der See!
Gebt mir Blut vom Rotfisch
Und einen Biss vom fliegenden Sgadan;
Die grüne Woge auf meinen Bauch
Und den Schaum in meine Augen!
Ich bin euer Bruderbull, o Bullen der See,
Ein bessrer Bull als einer von euch, ihr knurrenden Bullen!
Komm zu mir, Gesell, Robbe mit weichem Pelzleib,
Weiss bin ich noch, doch rot werd' ich sein;
Rot von strömendem Roten Blut, wenn einer mich angreift!

Aoh, Aoh, Aoh, aro, aro, ho-ro!
Ich war ein Mann, nun bin ich Robbe,
Gelben Schaum von den Lippen schütteln meine Hauer;
Gebt Raum mir, gebt Raum mir, Robben der See;
Gebt Raum, denn ich bin ein Verlobter der See,
Und dort seh ich die Seejungfrau,
Und mein Name, fürwahr, ist Manus Mac Codrum,
Der Robbenbulle, der einst ein Mann war, Ara, Ara!

Mittlerweile stand er dicht neben der grossen, schwarzen Robbe, die noch eintönig ihr blutiges Haupt wiegte, während ihre blinden Augen hin und her rollten. Das Seevolk schien fasziniert. Keiner regte sich, selbst wenn der Tänzer im Mondschein auf sie trat. Als er auf Armlänge heran war, blieb er stehen. „Bist du der Ceann Cinnidh?" schrie er. „Bist du der Häuptling dieses Clans vom Seevolk?" Das ungeheure Tier hörte auf sich zu wiegen. Seine gekräuselten Lippen legten die Hauer bloss. „Sprich, Robbe, wenn kein Fluch auf dir liegt! Könnte wohl sein, dass du Anndra selbst bist, der Bruder meines Vaters! Sprich! St! — hörst du jene Musik am Strande? Es ist der Dan-nan-Ron! Tod meiner Seele, es ist der Dan-nan-Ron! Aha, 's ist Gloom Adranna, der dem Grab entstieg. Zurück, du Vieh, und lass mich weitergehen!" Damit schlug er den grossen Bullen, da er sah, dass dieser sich nicht rührte, mit geballter Faust voll ins Gesicht. Ein heiseres, würgendes Gebrüll antwortete, und der Robbenkämpe stürzte sich auf ihn mit zerfleischenden Hauern. Manus schwankte hin und her. Alles, was er jetzt hören konnte, waren die knurrenden, brummenden und würgenden Schreie der rasenden Robben. Als er fiel, stürzten sie über ihn her. Seine Kreischlaute wirbelten durch die Nacht wie tolle Vögel. Mit der Wut der Verzweiflung rang er, um sich zu befreien. Doch der grosse Bulle heftete ihn an den Felsen; ein Dutzend andere zerrten an seinem weissen Fleisch, bis sein spritzendes Blut im weissen Schein des Mondes die Felsen scharlachrot färbte. Einige Sekunden kämpfte er noch wild, mit Zähnen und Händen wütend. Nur einmal brach ein wilder Schrei von seinen Lippen: als vom Strandende des Riffs laut und klar die Melodie seiner Schicksalsrune herübertönte. Im nächsten Augenblick wurde er herabgerissen und vom Riff in die See geschleift. Als der zerfleischte und zerstückelte Körper dem Blick entschwand, befand er sich inmitten eines siedenden Gewoges springender und kämpfender Robben, deren Augen wild blickten in Wut und Schrecken, deren Hauer gerötet waren von Menschenblut. Und Gloom Adanna wandte sich vom Riff und schritt rasch landeinwärts, leise auf seiner Feadan spielend, als er davonging."

Ich habe mit Absicht Abschnitte aus dieser wundervollen Geschichte zitiert, um an vollgültigen Beispielen zu zeigen, in wie starker und reiner Weise in dieser Kunst eine Synthese zwischen Natur und Menschenseele, Sage und Wirklichkeit, Stimmung und Handlung, zwischen Inhalt und Form stattfindet. Die Geschichte ist in vieler Beziehung bedeutend, sie ist episch wundervoll aufgebaut, wird gesteigert von Moment zu Moment, sie ist anderseits durchsetzt von einem Lyrismus von geradezu überwältigender Stimmungstiefe. Ganz besonders bemerkenswert ist die von genialer künstlerischer Kraft zeugende psychologische Analysis, die ebenfalls in ganz konkreter anschaulicher (synthetischer) Darstellung vorgenommen wird.

Das Robbenmotiv kehrt noch in andern Geschichten wieder, z. B. in der Sage „Das Gericht Gottes" und „Der finstere Namenlose". Obwohl hoch poetisch in der lyrischen Stimmung und namentlich in den mitgeteilten Beschwörungsliedern sind diese Geschichten doch mit jener mitgeteilten nicht zu vergleichen, sie zerflattern in vagen Vorstellungen, und die psychologischen Probleme, die auch in ihnen berührt werden, erscheinen hier als rein pathologische.

In ganz merkwürdiger Weise erscheint die Gestalt Christi in der ganz keltisch gestimmten melancholischen Novelle „Der Menschenfischer". Ueber dieser Geschichte liegt die „Dämmerung des Schattens". „Tha mi Dubhachas", „das Dunkel liegt auf mir," sagen schon die Kinder der Kelten in jener melancholischen Stimmung, die sie von den Vätern überkommen haben. Die Geschichte „Der Menschenfischer" handelt von der alten Sheen und ihrem Sohne Alasdair und von dem Sterben der Alten. „Die Wolken lekten ihren Schatten auf, wie man zu sagen pflegt". Sie hatte geträumt: die Graberde läge auf ihrer Brust, die Wurzeln der weissen Maassliebchen wären in den Höhlen, wo die Augen waren. Als sie dies ihrem Sohne am Torffeuer erzählt, da wollten ihm keine Worte kommen. „Was hilfts zu sprechen, wenn man nichts zu sagen hat. Gott sendet das Dunkle über die Wolken und es kommt Regen; Gott sendet das Dunkle über den Hügel und es wird Nebel. Die Schwalbe weiss, wann sie ihre Schwingen emporheben muss auf der Flucht vor dem Schatten, der aus dem Norden heranschleicht; der wilde Schwan weiss, wenn der Duft des Schnees hinter der Sonne ist; der Lachs, einsam in dem braunen Teich inmitten der Hügel, hört die Tiefsee und seine Zunge lechzt nach Salz und seine Flossen beben und er weiss, dass seine Zeit gekommen ist und dass die See ruft. Wie sollte denn die Seele nicht wissen, wenn endlich der Daseinswechsel der Seele naht. Sie ist mehr als eine Schwalbe, die ihre Schwingen erhebt vor dem Nahen des Schattens, sie ist mehr als ein Schwan, der trunken ist vom Duft des blauen Weines der Wogen, wenn die grünen arktischen Wiesen weiss und still liegen. Gott löscht nicht aus in dunklem Grabesschoss, was er entzündet hat in dunklem Mutterschoss". Vor ihrem Tode hatte die Alte eine Vision: Als sie durchs Farrenkraut ging und durch die Schlucht der Weiden sah sie Christus, den Menschenfischer. „Er war schlank aber hager und müde und die Kleider auf seinem Leibe waren ärmlich und abgenutzt. Er hatte Kummer. Als er sein Haupt zu mir hob, sah ich die Thräne. Dunkle, wundervolle süsse Augen waren es. Sein Antlitz war blass. Es war nicht das Antlitz eines Mannes von den Hügeln, es war keine Röte darin und der Blick der Augen war nach Innen gerichtet. Es war ein schöner Mann mit weissen Händen, wie sie eine Frau hat. Auch seine Stimme glich der Stimme einer Frau, in ihrer Sanftheit und dem süssen, stillen Leide, meine ich. Und er folgte dem fliessenden Wasser. „Geschieht es um zu fischen?" fragte ich. „Ich bin ein Fischer," sagte er, und seine Stimme klang leise und traurig. Als er weiter wandelte, kam ihm ein Weib nach. „O," rief sie, „haben Sie einen Mann diesen Weg gehen sehen?" „Ja, gewiss," antwortete ich, „aber was war das für ein Mann?" „Er wird Mac-an-t-Savir genannt!" „Nun, es gibt viele Männer, die Sohn des Zimmermanns genannt werden. Wie mag sein eigner Name lauten?" „Josa," sagte sie. Und als ich sie ansah, flocht sie die wogenden Zweige eines nahen Dornstrauchs ineinander und schluchzte leise, und es glich einem Kranz oder einer Krone, was sie machte. „Und wer sind Sie, arme Frau?" fragte ich. „O, mein Sohn, mein Sohn," sagte sie und legte ihre Schürze über ihr Gesicht und ging in die Schlucht der Weiden hinab, und dazu weinte sie bitterlich dabei, die arme Frau." Nach dem Tode der Mutter erschien der Menschenfischer auch Alasdair und sprach zu ihm: „Ich traf die weisse Seele der Sheen, als sie vor einer kleinen Weile an der Schlucht der Weiden hinabging. Sie sang einen frohen Gesang, fürwahr, grüne Jugend hatte sie in ihren Augen. Und ein Mann hielt sie an der Hand. Es war Alasdair Ruadh'. . . . Und in der Nacht der Beerdigung sah er den Fischer ganz in der Nähe. „Mein Herr und Gott," sagte er, mit gedämpfter Stimme und tiefer Ehrfurcht in seinen staunenden Augen; „mein Herr und Gott!" Und der Mann sah ihn an. „Bei Nacht und bei Tage, Alasdair Mac Alasdair," sagte er, „bei Nacht und bei Tage fische ich in den Wassern der Welt. Und diese Wasser sind die Wasser des Grams und die Wasser der Sorge und die Wasser der Verzweiflung. Und es sind die Seelen der Lebenden, nach denen ich fische. Und siehe, ich sage dies zu dir, denn du sollst mich nicht wiedersehen: Gehe hin in Frieden. Gehe hin in Frieden, du gute Seele, du gute Seele eines armen Mannes, denn du hast den Menschenfischer gesehen."

In den bisher angeführten Sagen und natürlich noch anderen behandelt Fiona Macleod die Keltenwelt, wie sie heute ist, d. h. die heutige Landschaft und Wesen, Seele, Vorstellungswelt der heutigen Kelten. Dieser Teil ihres Buches führt den Titel „Von der Welt die ist"; in dem andern Teil des Buches „Von der Welt die war" finden wir eine Reihe von Dichtungen nach alten historischen und mythen- und märchenhaften Sagen. Anscheinend gehen einige dieser Sagen auf uralte zurück; denn die in ihnen behandelten Kämpfe zwischen Normannen und Kelten geschehen ganz in der Art der alten barbarischen Heldenkämpfe. (Vergl. Thurneysen). Von der späteren Melancholie der keltischen Helden sind diese noch nicht angeweht. Jedoch hat Fiona Macleod, die doch wahrwahrscheinlich roh und barbarisch gehaltene Ueberlieferung künstlerisch gleichsam so umgeschmolzen, dass uns ihre Nachdichtungen wie in einem alten Stil gehaltene doch von feinstem Kunstempfinden gestaltete Balladen anmuten. Der Däne Andersen und die Deutschen Theodor Storm und Detlev von Liliencron haben ähnliche Balladen in Prosa geschrieben. Ich möchte sie vergleichen kunstvoll ziselierten, stilvollen, goldenen Gefässen, die mit einem alten feurigen Wein angefüllt sind. Die elementare Kraft der alten Sagen lebt ungezügelt in ihnen und doch hat die Dichterin alle Mittel moderner Kunstdarstellung benutzt, um die Motive und Vorgänge der alten Sagen noch plastischer und lebendiger erscheinen zu lassen und sie anderseits mit dem Zauber moderner Stimmungskunst zu umkleiden. So erscheinen sie uns nicht mehr roh und unbehauen, brüchig und fragmentarisch, sondern ganz in Farbe getaucht und von Seele durchflossen. Ich nenne von diesen Erzählungen den mit der Novelle „Das Lied der Schwester" beginnenden Zyklus, in welchen der Ueberfall keltischer Dörfer durch die Normannen in prachtvoll farbiger, anschaulicher und lebendiger episch kräftiger Darstellung erzählt wird. Ganz von jenem weichen, für die späteren Kelten so charakteristischen Lyrismus durchsetzt sind wiederum die übrigen Dichtungen des Buches, von denen ich hervorhebe die zarte Feensage, „Die Schwermut Ulads", die etwas komplizierte aber ganz von eigenartig mythenhaften Vorstellungen ausgehende Sage „Das Harfenspiel Cravetheens" und vor allem die in ihren Motiven vom Tode mystisch und volkstümlich tiefe prachtvolle Sage „Die Wäscherin der Furt". Ich will der Verführung, auch diesen unvergleichlichen und unvergesslichen Dichtungen noch dieses und jenes zu zitieren, widerstehen; sie alle enthalten Naturstimmungen, Stimmungen der Menschenseele, die man eben nur seelentiefe nennen kann. Es mag den Leser bei Lektüre dieser eigenartigen verträumten und tiefsinnigen Dichtungen gehen, wie beim Anhören einer alten Volksballade, eines traurig-heiteren, süss-bitteren Liedes, wie es das von „Robin Adair" ist, oder das von der „letzten Rose".

Ich möchte zum Schluss sagen, dass diese spezifisch keltischen Sagen von Fiona Macleod von jener Poesie erfüllt sind, die in den Tiefen jedes Menschenherzens schläft und die unser Herz als die eigentliche Poesie selig empfindet.

Gedichte.

Des Fischers Hochzeitstag.

Ballade von **Otto Weddigen.**

Gesäubert ward den ganzen Tag,
Das kleine Haus geschmückt
Mit frischem Grün aus Forst und Hag,
Die Mutter war beglückt,
Denn morgen leitet zum Altar
Der Fischerbub' die Maid —
Wie wird das junge Ehepaar
Verscheuchen der Witwe Leid!

„Ei, Jungfer, jauchzt, was seid ihr still?
Morgen ist Hochzeitstag!
Euch führet heim der wack're Bill,"
Euch ziemt nicht Ernst noch Klag'!!
„Ich klage nicht, ich sorge nur,"
So spricht die Ann'marie;
„Der letzte Traum, der Nixe Spur —
O, ich vergess' es nie!"

„Ein Traum ist eitel Wahn und Trug!
Spring', Jüngferchen und sing'!“
Da kam der Bill, und sie entschlug
Die Grill'n sich, die sie fing.
Der Bursch drückt fest sie in den Arm,
Wie ward ums Herz ihr leicht!
Wie ward ums Herz ihr wohl und warm,
Als Bill sie kosend streicht.

Am Himmel zieht der Mond herauf,
Die Sterne glänzen klar,
Die Zeit vergeht in schnellem Lauf
Dem übersel'gen Paar.
„Schon morgen gehörst du mir ganz,
Du meines Lebens Blut,
Wie ziert im Gotteshaus der Kranz
Dich morgen schön und gut!“

„Nun, geh' zur Ruh', die Stunden fliehn,
Heut' sind wir noch getrennt“
„Ach, Bill, ich lass dich ungern ziehn,
Wie's mir am Herzen brennt!“
„Lass sein! Noch ein'ge Stunden nur“,
„Lebwohl, geh' gleich nach Haus,
Vermeid' den See, der Nixe Spur,
Weich aller Fährnis aus.“

„Der Nixe Ruf, o, weiche aus!
Gedenk' der holden Braut,
Vermeid' den See, geh' gleich nach Haus!“
Ruft das Gewissen laut.
Und weiter will der Bursche gehn,
Da tönt so süsser Sang,
Der Fischer kann nicht widersteh'n
Und schleicht den See entlang.

Nun steht er still, so mild die Nacht,
O, diese Harmonie!
Und dieser Wasserrosen Pracht!
Hätt 'eine Ann'marie!
Wie schmückte festlich sie die Braut!
So denkt der Bub' und bückt
Sich schnell in wildentbrannter Lust,
Dass er die Blume pflückt.

Er greift, sie flieht, er beugt hinab
Sich tiefer übern See,
Er stürzt hinein ins nasse Grab,
Ihn packt die Wasserfee;
Die Nixe, die dem Fischer hold,
Sie nimmt sich seiner an;
Sie will von ihm der Minne Sold
Am Hochzeitstag empfahn.

Die Nacht entschwand, der Morgen kam
Und auch die Mittagszeit,
Feinsliebchen wartet voller Gram
Im schmucken Hochzeitskleid.
Die Gäste eilen, wo ist Bill?
Schon ruft der Glocke Ton,
Im Fischerhaus wird's plötzlich still —
Es ist die Braut entflohn.

Im Hochzeitskleid zum dunklen See,
Drauf schwimmt des Bräut'gams Hut, —
„Mein Gott!“ ruft sie, „die Wasserfee!“
Und stürzt sich in die Flut.
Vom Kirchlein tönt der Glocke Klang,
Doch nicht zum Hochzeitsfest,
Und zu der Gäste Totensang
Klagt schrill der Wind aus West.

Ein Traum.

Tief innen im Herzen ein güldener Schrein,
Da sargt' ich die Stunde des Glückes hinein.
Die Sonne stand leuchtend am Himmelszelt
Da blühte für mich und für mich nur die Welt.

Tief innen im Herzen ein schwarzer Schrein,
Da sargt' ich die Stunde des Schmerzes hinein,
Es hingen die Wolken so düster herab,
Da war mir die Welt wie ein tiefes Grab.

Die Sonne versank und das Grab versank —
Ich wand're so müde das Leben entlang.
Wohl duften die Blumen, — ich sehe sie kaum, –
Grab, Sonne und Blumen — und alles ein Traum.

Agnes Süren.

Bücher-Besprechungen.

Friedrich Ueberwegs Grundriss der Geschichte der Philosophie der Neuzeit (bis zum Ende des 18. Jahrhunderts). Zehnte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Heinze, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. III. Teil. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1907.)

Seit nunmehr über 30 Jahren hat Prof. Dr. Max Heinze die Geschichte der Philosophie von Fr. Ueberweg in einer Weise weitergeführt, welche die höchste Anerkennung verdient, da derselbe mit grösster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, sowie mit scharfem kritischem Blick alle Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie richtig zu würdigen bemüht ist. Dieses gilt auch für den in zehnter Auflage vorliegenden dritten Teil des Ueberweg-Heinze'schen Werkes, das in seiner Gesamtheit jetzt vier Teile umfasst. Einer besonderen Empfehlung bedarf dasselbe nicht mehr, denn für alle Philosophen von Fach ist es als das erschöpfendste, bis in die Neuzeit festgesetzte philosophische Geschichtswerk geradezu unentbehrlich.

Ed. L.

Religion und Naturwissenschaft. Von Kurd Lasswitz. Ein Vortrag. (Leipzig, B. Elischer Nachf.)

Der durch zwei Romane Jules Vernescher Art bekannte Verfasser dieser Schrift ist der Ansicht, dass „alle Entdeckungen der Naturwissenschaft dem Glauben und dem religiösen Gefühl nicht das Geringste anhaben können.“ Auf Seite 29 sagt Lasswitz: „Wir schreiben Gesetze vor, wie wir sein sollen und wollen und vermögen von uns doch nur zu erkennen, dass wir so sein müssen, wie wir sind. Das ist das Welträtsel. Und dieses Rätsel löst der Glaube im Gefühl der Gottesgemeinschaft“. Diesen Glauben an die Gottesgemeinschaft bezeichnet Lasswitz als Monismus, fügt aber alsbald hinzu: „Dass Natur und Sittlichkeit auf verschiedenen Grundbestimmungen beruhen, ist unleugbar. Dieser erkenntnistheoretische Dualismus muss daher anerkannt werden. Und doch bilden beide Gebiete eine Einheit durch ihre gemeinsame Bestimmung zur sittlichen Weltordnung im Bewusstsein der Persönlichkeit.“ — Den „Monismus der Persönlichkeit“, von dem Lasswitz spricht, könnte man sich noch gefallen lassen. Wie aber gelangt derselbe zu dem Glauben an eine Gottesgemeinschaft, durch welche das Welträtsel gelöst werden soll? Das Dasein Gottes wird von ihm augenscheinlich in ganz unphilosophischer Weise vorausgesetzt und schon darum muss sein „Monismus der Persönlichkeit“ in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen.

Ed. L.

Die Religion. Von Georg Simmel. (Frankfurt a. M., Lit. Anst. Rütten u. Löning.)

Diese Schrift bildet einen Bestandteil der unter dem Titel „Die Gesellschaft" erscheinenden Sammlung sozialpsychologischer Monographien, welche die Literarische Anstalt Rütten u. Löning in Frankfurt a. M. herausgibt. Simmel beleuchtet seiner Aufgabe gemäss das religiöse Empfinden in historisch-psychologischer Weise nach allen Richtungen und man wird es von seinem theistischen Standpunkt aus begreiflich finden, wenn er behauptet, dass alle Stärke des subjektiven religiösen Gefühls erst durch die Sicherheit erwiesen wird, mit der es in sich ruht und seine Tiefe und Innigkeit ganz jenseits aller Ursprünge stellt, auf die die Erkenntnis es zurückleiten mag. Die Arbeit Simmels ist im ganzen genommen theoretisch recht interessant, dürfte aber für die Entwickelung des religiösen Bewusstseins in praktischer Hinsicht wenig Nutzen bringen. Ed. L.

Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Von Gustav Theodor Fechner. Sechste Auflage. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1906.)

Ueber dieses nunmehr in sechster Auflage vorliegende Büchlein werden sich alle diejenigen zunächst freuen, welche dasselbe in die Hand nehmen in der Hoffnung, von einem Mann der Wissenschaft den Nachweis zu erhalten, dass es für uns Menschen ein Leben nach dem Tode gebe. Beim Durchlesen des Buches aber werden sie diesen wissenschaftlichen Nachweis völlig vermissen. Der Psychophysiker Fechner glaubt nicht bloss an Geister, sondern auch an ein höheres Leben derselben in Gott. Das ist seine Sache und niemand konnte es ihm verbieten, aber mit der Naturwissenschaft hat diese spiritistische Gläubigkeit nichts zu tun. Wenn neuerdings Haeckelianer, wie Wilhelm Bölsche und Bruno Wille den Fechnerschen Spiritismus zu verherrlichen suchen, so ist das ein neuer Beweis für den Bankrott der Darwin-Haeckelschen Welträtsel-Lösungstheorie. Ed. L.

Der Hypnotismus. Mit Einschluss der Hauptpunkte der Psychotherapie und des Okkultismus. Von Dr. med. Alb. Moll. Vierte vermehrte Auflage. (Berlin, Fischers Medizin. Buchhdlg. H. Kornfeld, 1907.)

Der Verfasser dieses bereits rühmlichst bekannten Buches hält auch in der vorliegenden vierten Auflage desselben den Standpunkt fest, dass wir gewisse Voraussetzungen bei der Erklärung des Hypnotismus machen müssen, und dass auf dem Wege der Analogie die hypnotischen Zustände immer noch leichter verständlich werden, als durch unklare psychologische Begriffe oder psychologische Erklärungsversuche, für deren Fruchtbarkeit einstweilen die wissenschaftlichen Vorbedingungen, insbesondere die genauere Kenntnis der die psychischen Prozesse begleitenden Hirnvorgänge fehlen. Die neue Auflage ist aber um ein Kapitel bereichert, dessen erste Hälfte ausschliesslich der theoretischen Medizin gewidmet ist und die weittragende Bedeutung zeigt, die dem Hypnotismus für diese zukommt, während die zweite die Hauptpunkte der Psychotherapie enthält. Dr. Moll sagt schliesslich, es sei ihm nicht ein einziges unter zwingenden Bedingungen vorgenommenes Experiment bekannt, das die Annahme okkulter Kräfte rechtfertigen könnte. Ein Hauptschwindel bestehe darin, dass zwingende Bedingungen vor den Sitzungen versprochen, während derselben aber verhindert werden. Die Ausführungen Dr. Alb. Molls sind jedenfalls geeignet, dem Ueberwuchern spiritistischer Phantasien und spiritistischen Unfugs einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Ed. L.

Die Politik. Von Alexander Ular. (Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten u. Löning.)

Ein seltsames Buch, — das in einer bilderreichen, nahezu poetischen Sprache das so unpoetische Thema der Politik behandelt. Allerdings beschäftigt sich der Verfasser nicht mit Einzelfragen der modernen Staatsweisheit, sondern mit den grossen Fragen der Weltpolitik im weitesten Sinne des Wortes. Dabei bekundet er einen grossen Scharfblick und ein tiefgehendes Verständnis für die wichtigsten Fragen, welche die Welt zu bewegen berufen sind. Als die Hauptgegensätze im modernen Europa bezeichnet Ular das internationale Proletariat und die internationale wirtschaftliche Oligarchie. Dazu bemerkt er: „So war es auch einmal in China. Und es hat dort keine gewaltsame Revolution gegeben, weil die Oligarchie über kein Menschenmaterial mehr verfügte. Die ‚schlechthinige Abhängigkeit war verschwunden. Kein Mensch kämpfte mehr für die Autorität der anderen. . . . Und seitdem braucht China weder Macht- noch Verteidigungskriege zu führen. Es überlässt diesen atavistischen Sport den Fremden, die sich einbilden, es zu beherrschen. Es treibt auch keine Politik mehr und doch wird es immer mächtiger." — Als Kulturpolitik ist nach Ular alles anzusehen, „was Herrschaft zerstört und autonome Individuen aus dem Zwange der Ueberlieferung löst." Diese Angaben dürften genügen, um zur Lektüre des interessanten kleinen Buches anzuspornen. Ed. L.

Das Proletariat. Bilder und Studien von Werner Sombart. (Frankfurt a. M., Lit. Anst. Rütten und Löning.)

Unter Proletariat versteht der Verfasser „diejenige soziale Klasse in unseren modernen Gesellschaften, die aus den besitzlosen Lohnarbeitern besteht, d. h. aus denjenigen Bevölkerungselementen die (weil sie keine Mittel haben, um sich wirtschaftlich selbständig zu machen) genötigt sind, auf dem Wege des freien Lohnvertrages ihre Arbeitskraft gegen Entgelt einem kapitalistischen Unternehmen zeitweilig zur Nutzung zu überlassen. Werner Sombart schildert in sehr beredter Weise die traurige Lage der Arbeitswilligen, die keine Arbeit finden und auch die Lage derer, die wohl Arbeitsgelegenheit haben und benützen, aber mit einem Lohn, der ihre Lage gleichfalls als eine sehr schwierige erscheinen lässt. Diese unter allen Umständen schwierige Lage treibt das Proletariat der Politik in die Arme. Das private Leben des Proletariers ist schal, er ist unzufrieden und wird dadurch geneigt zur Kritik. Er glaubt den Grund für seine Misère in einer bestimmten äusseren Ordnung des menschlichen Zusammenlebens zu erkennen und schliesst sich mit seinen zahlreichen Leidensgenossen zu gemeinsamer Aktion zusammen und erblickt sein Heil in dem Einsetzen der Massenmacht zur Herbeiführung einer anderen äusseren Ordnung unserer Gesellschaft und so sehen wir das Proletariat in die sog. sozialistische Bewegung eintreten, für welche es das Hauptelement bildet. Die Darstellungsweise Sombarts ist, wie man sie von ihm nicht anders gewöhnt ist, eine glänzende. ⁂

Les Belges et la Paix. Par Louis Frank, avocat, docteur en droit. (Bruxelles, Henri Lamertin, éditeur, 1905.)

Dieses Buch ist anlässlich der 75 jährigen Feier der Entstehung Belgiens als eines selbständigen Staates veröffentlicht worden. Demgemäss bietet dasselbe auch mehr als sein Titel erwarten lässt, nämlich eine Geschichte der gesamten kulturellen Entwickelung des Königreichs Belgien unter Leopold I. und Leopold II. Beide Könige bezeichnet der Verfasser als Friedensfürsten und man kann dem beistimmen, soweit es sich um den inneren Frieden handelt, den beide Regenten stets zu wahren wussten. Was den

Frieden Belgiens nach aussen betrifft, so ist dieser schon durch seine von den Grossmächten garantierte Neutralität gesichert, so dass in dieser Hinsicht die Friedensliebe der belgischen Regenten fast noch nie auf die Probe gestellt wurde. — Hinsichtlich der Friedensbewegung, auf die Louis Frank erst auf Seite 102 seines Buches zu sprechen kommt, erinnert er an den Friedenskongress, den die amerikanischen Olivenblatt-Gesellschaften mit Elihu Burritt an der Spitze im Jahre 1848 unter Mitwirkung französischer, englischer und holländischer Friedensfreunde in Brüssel veranstaltet haben. Dieser Kongress gab nur im allgemeinen der Idee eines bleibenden Weltfriedens und dem Streben danach Ausdruck. Weiterhin kommt Louis Frank auf die Gründung des „Institutes für internationales Recht“ zu sprechen, welche von dem belgischen Abgeordneten Rolin-Jackmyns angeregt wurde. An der Haager Friedenskonferenz übt jener die gebührende Kritik, wozu es bekanntlich an Stoff nicht fehlt. Als neuer Beitrag zur Geschichte der Friedensbewegung ist die Schrift von Louis Frank jedenfalls von nicht geringem Interesse. Ed. L.

Le Bilan scientifique du XIX. siècle. Par le Dr. Foveau de Courmelles. (Paris, A. Maloine, éditeur, 1907.)

Die wissenschaftliche Bilanz des XIX. Jahrhunderts, die uns der rühmlichst bekannte Elektro-Therapeutiker Dr. Foveau de Courmelles hier vorführt, zeichnet sich durch ihre epigrammatische Kürze und ihre scharfe Kennzeichnung der wissenschaftlichen Werte aus, die bei besagter Bilanz in Betracht kommen. Im ersten Kapitel bespricht der Verfasser die Wissenschaft und ihre Entwickelung vom Altertum bis in die Neuzeit. Im zweiten Kapitel werden die Fortschritte der Mathematik im 19. Jahrhundert erörtert, in den folgenden Kapiteln die Fortschritte der Physik, der Chemie, der Physiologie, der Biologie und der Medizin. Alsdann werden die grossen Erfindungen des 19. Jahrhunderts im allgemeinen und im einzelnen besprochen, besonders im Hinblick auf die Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie und Verkehrswesen. In dem Schlusskapitel werden dann die philosophischen und sozialen Konsequenzen aus der wissenschaftlichen Bilanz des 19. Jahrhunderts gezogen. Dr. Foveau de Courmelles bekundet für alle von ihm behandelten Fragen ein tief gehendes Verständnis und ein sehr umfassendes Wissen; wie es für die Aufstellung einer solchen Bilanz unerlässlich ist. Ed. L.

L’Année électrique, électrothérapique et radiographique. Revue annuelle des progrès électriques en 1906. Par le Dr. Foveau de Courmelles. VII. année. (Paris, Librairie Polytechnique, Ch. Béranger, éditeur, 1907.)

Von dem elektrischen, elektrotherapeutischen und radiographischen Jahrbuch des Dr. Foveau de Courmelles liegt uns der siebente Jahrgang vor. In diesem Jahrbuch beschäftigt sich der französische Gelehrte eingehend mit allen Fortschritten der Elektrotechnik, die im Laufe des verflossenen Jahres zu verzeichnen waren. Neue Apparate, neue Versuchsergebnisse, neue Beobachtungen auf den Gebieten der Elektrochemie, der Elektrotherapie, der industriellen Elektrotechnik, der Radiographie, der Radiotherapie, der Phototherapie etc. werden in klarer und allgemein verständlicher Weise erläutert. Das Jahrbuch von Dr. Foveau de Courmelles wird daher von allen Interessenten der Elektrotechnik und ihrer verschiedenen Anwendungen als eine willkommene Erscheinung begrüsst werden. — Der Verfasser des vorliegenden Jahrbuches ist es auch, dem man die Idee der „électrolyse médicamenteuse“, d. h. der Arzneimittel-Elektrolyse und ihre Verwertung zu verdanken hat. Ed. L.

Sur la Branche par Pierre de Coulevain. (Paris, Calmann Levy, éditeur.)

Der unter obigem Pseudonym veröffentlichte, von einer Dame verfasste Roman hat bereits seine 61. Auflage erlebt. Er enthält die Lebensgeschichte und besonders die Reiseerlebnisse der Verfasserin. Ein schweres Leid dringt in das stille Wohlleben der vornehmen Frau. Sie verlässt alles, was ihr lieb war, zieht sich von allen Angehörigen zurück und führt eine Zeit lang ein unstetes Leben. „Auf dem Zweige“ lebt sie, wie der Titel sagt, auf Reisen im Hotel. Im Alter von 57 Jahren nun beginnt diese Frau alles, was sie auf den Reisen beobachtete, all ihre Gedanken und Eindrücke niederzuschreiben. Mit Ruhe und Liebe versteht die Verfasserin Land und Leute zu beobachten, ihr Innerstes zu ergründen und das alles uns zu schildern. Wir folgen der Schriftstellerin für kurze Zeit an die Riviera, deren farbenfrohe Blumenpracht sie uns vor die Augen zaubert. Lebhaftes Interesse bringt sie der dort viel vertretenen Amerikanerin entgegen. Sodann führt sie uns nach England, in ein altes, vornehmes Herrenhaus. Man fühlt sich versetzt in die heitere, gemütliche Kinderstube des englischen Kindes, wo eine treue, alte Wärterin in ihren Lieblingen, neben allem Notwendigen zur Erziehung die Liebe zum Tier und zur Natur gross zieht. Mit viel Liebe wird uns auch das vornehme französische Heim geschildert, wie der Jugend Frankreichs unter dem wachsenden Einfluss aus fernem Westen eine lebensfrische Kraft erblüht, die sie zum Besten der Menschheit in soziale Dienste führt. Wir sehen, wie auch in Frankreich die denkende Welt von heute an die Frau eine grössere Anforderung stellt, indem sie deren Persönlichkeit mehr und mehr schätzt. In dem jungen Liebespaar tritt dieses klar zu Tage. Mit Spannung folgt man dem liebenswürdigen Plaudern und ist am Ende des Buches sehr besorgt, dass die dem Leser so lieb gewordene Verfasserin einer schweren Krankheit erliegt. Jedoch — ihr Schicksal war noch nicht erfüllt, sie war dazu erlesen, in weiteren Werken erfreuen und veredeln zu helfen. —s.

Japanische Lyrik. Von Otto Hauser. (Verlag Baumert und Ronge, Grossenhain.)

Otto Hauser besitzt grosse Verdienste um die moderne Kultur. Er hat Strindberg und Wilde übersetzt, die moderne Lyrik Belgiens, Dänemarks und der Niederlande uns erschlossen. So verdanken wir ihm eine Bereicherung unserer Kenntnisse. Auch das vorliegende kleine Bändchen, das neben einer interessanten Studie über die japanische Lyrik von 1880—1900 eine Auswahl von Gedichten und Volksliedern enthält, bekundet nicht allein den vornehmen Geschmack und die dichterische Begabung des Verfassers, es zeigt auch das ausgeprägte Seelenleben und die warmen Empfindungen eines Volkes, welches zu Unrecht als kalt und streberhaft bei den Europäern verrufen ist. Die Freunde der japanischen Lyrik seien auch noch auf das kleine Werckchen „Japanische Dichtung“ vom gleichen Verfasser (Verlag von Bard Marquardt u. Co., Berlin) verwiesen.

Berlin W. Von Edmund Edel. (Verlag Boll u. Pickardt, Berlin.)

Chronist und Kritiker werden zu Gericht über ein Werk berufen, das seinen Erfolg hauptsächlich gewissen Indiskretionen verdankt. Der Verfasser schildert nach dem Vorbilde des Rideamus die Sitten von Berlin W., speziell die Lebensführung der Bewohner des Kurfürstendamm und der angrenzenden Strassen. Die geschilderten Vorgänge beruhen zum grössten Teil auf Wahrheit, man kennt die Namen der oft recht ähnlich abgebildeten Personen. So liest man mehr Steckbriefe als Kulturschilderungen und man sieht immer mehr ein, dass den Modernen jene satyrische Begabung fehlt, die beispielsweise Ovid in seiner „Liebeskunst" bekundet. Der Onkel, der auf der Elektrischen die Stadt durchquert, um eine gute Partie vorzutragen, der intelligente Theaterdirektor etc. sind ausserdem allzu verbrauchte Typen, um den Freunden von Klatschgeschichten Interesse abzugewinnen. Nur wer den Kreis des Dichtermalers kennt, dürfte auf seine Kosten kommen. Mit Kunst hat natürlich ein solches Werk nichts zu tun. —n.

Gedanken in Liedern. Von Leo Littmann. (Leipzig, C. Grumbach.)

Auf der Ankündigung des Verlages lese ich: „Ganz neuartig in der Form, wie noch mehr dem geistigen Gehalt nach." Die Verse sind schwerfällig und schwerflüssig, die Bilder zuweilen stark aber recht trivial, Alltagsweisheiten sind oft pathetisch vorgetragen. Der Autor will „in die deutsche lyrische Poesie eine neue Richtung einführen, wie eine solche bisher nur in der englischen Literatur erhebliche Vertretung besass." Dies ist ihm aber völlig misslungen. Sein Auftreten, das die Pose von Byron und Shelley borgen möchte, kennzeichnet ihn als einen jungen Mann von beträchtlichem Selbstgefühl, der noch einen weiten Weg vor sich hat, bis er mit einem zweiten Werk vor die Oeffentlichkeit treten sollte. —n.

Kunstkaufleute. Roman aus der Berliner Theater- und Journalistenwelt. Von Josef Jellinek. (Berlin, H. Walther, Verlagsbuchhdlg., G. m. b. H., 1907.)

Der Verfasser dieses Romans entrollt vor uns allerlei Einzelheiten aus der Berliner Theater- und Journalistenwelt, zeigt uns aber fast ausschliesslich die Schattenseiten derselben, — besonders das Elend derer, die kein äusseres Glück in ihrem Berufe finden können, während anderen, die es weniger verdienen, das Glück sozusagen in den Schooss fällt. Die einzelnen Figuren sind trefflich charakterisiert. Die Hauptfigur ist die des idealistisch angelegten Journalisten und Dramaturgen Feininger, der schliesslich zu der bitteren Erkenntnis gelangt, dass er das Geschäftliche nicht verstehe, weshalb ihm die Frucht seiner Arbeit von den „Kunstkaufleuten" weggenommen werde. Man dürfe als Journalist seinen Beruf nicht ernst auffassen und vor allem keine Ideale predigen. Schliesslich gelangt Feininger in materielle Bedrängnisse aller Art, kommt auch mit den Gerichten in Konflikt und kehrt schliesslich ganz mittellos, mit sich und der Welt zerfallen, Berlin den Rücken, um sich in seine Heimat zu begeben. Sein Vater war inzwischen gestorben und auf seines Vaters Grab machte er auch seinem Leben ein Ende, indem er sich eine Kugel durch den Kopf schoss. Seine Kollegen in Berlin veranstalteten zu seinen Ehren eine Todtenfeier, an der selbst seine Gegner teilnahmen. Die Entwickelung des Geschickes des Idealisten Feininger ist von Jellinek trefflich dargestellt. „Manch ein Feininger", sagt er am Schluss des Romans, „kommt hoffnungsfreudig, arbeitswillig und siegesgewiss nach Berlin und geht dann physisch und seelisch zugrunde durch die Menschen, die nur „Kunstkaufleute" sind, denen es nicht darauf ankommt ein Kunstwerk zu schaffen oder zu fördern, sondern denen Kunstwerke nur Mittel zum Zweck sind, Geld zu verdienen. . . . Indessen hoffen, hungern und träumen die Anderen, die Idealisten, weiter bis die Natur ihr Recht fordert und der Moloch sein Opfer empfängt. Und das ewig rollende Rad der flüchtigen Zeit geht über sie alle gleichgültig hinweg." — Es würde zu weit führen, hier auf die Einzelheiten des Jellinek'schen Buches näher einzugehen, doch kann ohne Uebertreibung behauptet werden, dass man es hier mit einem psychologisch-sozialen Zeit- und Charaktergemälde von ausserordentlichem Werte zu tun hat. Es ist sogar dazu angetan, den Anstoss zu Reformen zu geben, die es talentvollen Schriftstellern und Journalisten erleichtern, existenzsichernde Gelegenheiten zur Verwertung ihrer Kräfte zu finden. Im Interesse einer rationellen und humanen Gesellschaftspolitik kann es keinesfalls liegen, geistige Kräfte und ihre Träger brachliegen oder gar dem Untergange entgegengehen zu lassen. Ed. L.

Erich. Ein Sang aus Schlesiens Bergen. Von Eugen Hellmann. (Jauer, Oskar Hellmann.)

In dieser epischen Dichtung wird das Schicksal eines jungen Mannes — des schlesischen Försters Erich — dargestellt, der aus materiellen Gründen, die der Vater seiner Geliebten geltend macht, seiner ersten Liebe entsagen muss. Er wird zur Fahne gerufen im Kriege gegen Frankreich. Hier rettet er in blutiger Schlacht seinem Hauptmann das Leben, wird aber selbst schwer verwundet. Der Hauptmann lässt ihn auf sein Gut am Rhein bringen, wo er, nach seiner Genesung einen Posten als Förster erhält und seine Pflegerin heiratet, nachdem er ihr von seiner unglücklichen ersten Liebe Mitteilung gemacht hatte. Die Frau Erichs erkrankt schwer und fühlt ihr Ende nahen. Da bittet sie brieflich und insgeheim die erste Geliebte Erichs, die ihm in allen Nöten Treue bewahrt hat, an ihr Krankenbett zu kommen. Nach ihrer Ankunft vereinigt die Sterbende Erichs Hände mit denen seiner Jugendgeliebten. — Diese Dichtung mutet uns darum besonders an, weil sie auch einmal wieder weiblichen Edelsinn in schönstem Lichte erscheinen lässt, was in der modernen Belletristik zur Seltenheit geworden ist.

—*—

Gedichte von Wilhelm Stolzenburg. (Leipzig, Curt Wigands Verlag.)

Es sind keine zaghaft bangen weltschmerzlichen Gesänge, die Stolzenburgs liederfroher Mund anstimmt, wir vernehmen den männlich selbstbewussten Klang jubelnder Akkorde. Auch von der bei jungen Lyrikern vielfach beobachteten Monotonie des Rhythmus ist hier nichts zu spüren; der zugrundeliegenden Idee der Gedichte glücklich angepasst, hat Stolzenburg den Pegasus in den verschiedensten Gangarten mit Erfolg geritten. Noch ist nicht alles schlackenrein und in der Form vollendet, was sich in seinem Buche findet, aber man fühlt überall, dass ein ausgeprägter ästhetischer Sinn nach reifer Formengestaltung gerungen hat. Zu seinen gelungensten Gedichten gehören „Sonnenuntergang in einer alten Stadt", „Die Nacht", „Heimgang" und „Julinacht am Rhein", die als Stimmungsbilder von echtem lyrischem Klangreiz bezeichnet werden müssen, sowie einige seiner dramatisch-bewegten Balladen („Die Hermannschlacht", „Die Herrin", „Der Tod", „Frau Wahrheit" und „Die Erzählung des alten Invaliden". Eine ausgesprochene Neigung drängt den Dichter hier und da zu tendenziöser und satyrischer Art, so dass man den am Schlusse des Buches angekündigten Satyren „Kaviar fürs Volk" mit Spannung entgegensehen darf. Zwischen den freudighellen Farben seiner Poesie tauchen zuweilen mystisch gefärbte Töne auf, so in den Gedichten „Mein Vater", „Flüchtige Spur", „Der Fremde" und „Der Tod". Als Probe seiner impressionistischen Art mögen ein paar Verse an seine junge Frau Mathilde gelten:

Auf meiner Stube im sonnigsten Licht,
am blinden Spiegel standest du schlicht,
dein braunes Haar in den schlanken Händen.
Noch seh ich die Finger, die behenden,
die langen Flechten zärtlich umfangen —
O Goldene du, ein heimlich Verlangen
hat uns von Anbeginn vermählt.

Zu Stolzenburgs schönsten Bildern gehören auch Wendungen wie „Nun kriechen an den grauen Wänden die Schatten langsam zögernd auf und halten mit den langen Händen zuletzt der Giebel morschen Knauf.“ — „Ich muss die Hände vor die Augen legen, der Jubel und die Sonne macht mich blind.“ — Stolzenburgs Liebesliederzyklus birgt warme innige Töne, und wenn sie auch den grossen unerschöpflichen Problemen der Dichtung „Weib und Welt“ noch nicht gewachsen sind, so verrät sich doch auch hier ein tiefer künstlerischer Ernst. Fritz Droop.

„Kirche und Orgel“. Erzählung von Holzer Drachmann. (München, Albert Langen.)

Ein starker Künstler gibt sein Lebens- und Glaubensbekenntnis. Hell jauchzt sein Lied, voll ist dessen Ton und geht zum Herzen, weil es aus tiefstem Herzen kommt. Jubelnd klingt dies Gebet eines reifen Mannes, eines nach Jahren alten Mannes, dem das Herz jung geblieben, dies Gebet ans Leben und an die Liebe. Holzer Drachmann hat es geschrieben, dieser Mann mit grauen Haaren und dem jugendlichen Fühlen, der Dichter, dem erst kürzlich seine Heimat reichlich Kränze zum 60. Geburtstage geflochten. Und jetzt gerade musste dies Buch der Lebensfreude erscheinen, auf dass man nicht glaube, der Jubilar sei nun wirklich schon ein Alter geworden. Von einem alten Organisten berichtet das Buch, von einem alten Künstler und einem jungen Mädchen. Von der Liebe dieser beiden Menschen, von seiner Kraft und ihrem Glauben. Von einer Liebe, die in Kunst geboren wird und der die Kunst ein Grab bereitet. Das Kind liebt den alten Künstler und in seinem Herzen erwacht ein später, wonnefroher Liebesfrühling. Das Mädchen wird einem andern verlobt, wider Willen, und der Bräutigam verfolgt den vielgewanderten Mann, den Abkömmling eines vornehmen Geschlechtes, und drängt ihn aus der Gemeinde; aber am Hochzeitstage soll er zum letzten Male aufspielen. An diesem „Opfertage“ kommt die Braut zum Organisten, und der spielt zum letzten Male das frohlockende Lied ihrer Liebe, spielt mit höchster Kraft, als plötzlich die schwache Kirche zusammenstürzte und die Liebenden begrub. Mit knappen Linien zeichnet Drachmann dieses Bild, sein ganzer dichterischer Reichtums spielt in glühendsten Farben“, und sein feines männliches Empfinden dringt tief ein in die Geheimnisse der menschlichen Seele. Seine sprühende, hinflutende Prosa, zeugt vom Lyriker Drachmann, der im eingeflochtenen Prosagedichte „vom Werden der Welt“ ein gelungenes Werk seiner Kunst bietet. Hugo Alt.

„Die vier Liebsten des Herrn Christian Enevoldt Brand, Roman von Agnes Henningsen. (Stuttgart, 1906, Axel Juncker.)

Die Menschen, die man in diesem Buche kennen lernt, entbehren nicht einer gewissen Eigenart. Sie sind geradezu neu in ihrem Gefühlsleben, ihren Handlungen. Man wird sich nicht rastlos mit ihnen auseinandersetzen können, denn zum Schlusse wird man fühlen, das etwas Unklares, zurückbleibt, wofür man beim besten Willen keine Erklärung finden kann. Es handelt sich hier um jene ganz seltsame Sorte von Menschen, denen die Erfüllung ihres stets heftigen Liebebegehrens am meisten am Herzen liegt, deren heisse Erotik alle andern unser Leben erfüllende Fragen in den Hintergrund drängt. Zum Teil mit Berechtigung nennt die Autorin diese Fälle: moral insanity — aber man verstehe darunter beileibe nicht deklassierte Menschen, sondern solche, die aus jeder gesunden Norm herausgehoben sind, ohne krankhaft zu sein. — Ein typischer Fall — und er wurde auch in den Vordergrund geschoben und bildet den Schwerpunkt des Romanes — ist der Gutsbesitzer Brandt, ein weibisch weicher, launenhafter Mann, einer von jenen, welchen ein leichter Anflug von gewinnender Schwermut alle mit ihm in Berührung treten den Menschen gewogen macht. Sein Leben ist nur erfüllt von einem immerwährenden Schwanken zwischen dem Weibe, das er jeweils liebt oder demnächst erobern will. Diesem Manne fliegen die Frauen zu, wie hungrige Bienen auf eine reife Birne, und eine nach der andern nimmt er und wird sie wieder satt. Nur zu seiner Frau kehrt er stets von neuem zurück, denn die ist unter seinen mehr oder weniger geschmackvollen Liebeleien die allein Dauernde. Dies ist im allgemeinen auch der Jnhalt dieses Romanes; doch spinnt die Autorin in diesem engen Rahmen ein sehr feines Gewebe psychologischer Details, die in ihrer Art bewundernswert sind. Dieses gewiss fein gebaute, sorgsam gestaltete Werk hat nur einen, aber ganz bedeutenden Fehler. Man merkt ihm in allen seinen Phasen an, wie erzwungen, gekünstelt die Handlung geknüpft ist, und störend wirkt auf uns die Enge dieses Horizontes, innerhalb welches nur die bunten, schwälenden Flämmchen der Brunst flattern. Die Henningsen ist schon mit einem Roman in Deutschland hervorgetreten, in welchem sie ebenfalls ihre von Sven Lange so sehr gerühmte Liebeserfahrung erweisen konnte. Allein, weder der frühere, noch auch dieser Roman kann uns reine Freude bereiten, denn wir sind schon genügsam von psychologischer Detailmalerei übersättigt und sehnen uns nach Werken mit grosszügigen Perspektiven.

Hugo Alt.

Liebe und Leben. Glossen von Carl Poll. (Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1907.)

Der Verfasser des fünfaktigen Schauspiels „Das Fräulein von Entragues“, Carl Poll, bietet uns in seinen Glossen über Liebe und Leben ein Bändchen sehr sinnreicher Gedichte im Anschluss an Verse von Schiller, Goethe, Uhland, Platen, Fr. Schlegel, Rückert, Heine, Lenau, Grillparzer und Byron. Die Abteilung „Gestalten“ ist „dem Dichter und Historiker Professor Filippo Zamboni gewidmet. In dieser Abteilung ist das Gedicht „L'Empereur“ (Napoleon I.) besonders gelungen. Es knüpft an den Schiller'schen Vers an:

„Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.“

Unter den vorgeführten „Gestalten“ figurieren Byron, Galilei, Spinoza, Schiller etc. —*—

Dies und Das.

* Ein Gelegenheitsgedicht von Justinus Kerner. Als die nachmals berühmte Tragödin Fanny Janauschek im Anfang ihrer Tätigkeit als Schauspielerin nach Württemberg kam, besuchte sie auch Justinus Kerner, den bekannten schwäbischen Dichter, und bat ihn um ein kleines handschriftliches Andenken. Kerner griff zur Feder, da fiel von dieser ein Tropfen Tinte auf das Papier. Der Dichter betätigte sich nun auch als graphischer Künstler, indem er aus dem der Feder entfallenen Tintentropfen einen Schmetterling zeichnete. Unter das so entstandene Bild schrieb Kerner folgenden Vers:

Aus Tintenflecken ganz gering
Entstand der Folie Schmetterling.
Zu solcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenvolle Seele.

Das bezügliche Original hat Fanny Janauschek im Jahre 1860 dem damaligen Herausgeber der „Allgemeinen deutschen Universitäts-Zeitschrift“ Dr. Ed. Loewenthal, einem

Landsmann Kerners, und jetzigem Redakteur unseres Blattes überlassen.

* Von Eduard Engels „Geschichte der deutschen Literatur“ (Verlag von G. Freytag, Leipzig und F. Tempsky, Wien), die sich bereits einer grossen Popularität erfreut, ist, wie wir hören, eine neubearbeitete und wesentlich erweiterte dritte Auflage in Vorbereitung begriffen.

* Die Gesellschaft für Philosophie, die sich kürzlich unter dem Ehrenpräsidium der Herren Geh. Regierungsrat Professor W. Dilthey, Mitglied der Akademie der Wissenschaft, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Riehl und Professor Dr. A. Meinung konstituiert hat, veranstaltet eine Reihe von Vorlesungen, aus denen wir folgende hervorheben: Dr. Renner: Kants Philosophie. — Der moderne philosophische Naturalismus. Dr. Halpern: Einleitung in die Philosophie. — Privatdozent Dr. Vierkandt: Die Probleme der Gesellschaftswissenschaft. — Dr. Jaeckel: Moralstatistik — Ueber die materialistische Geschichtsauffassung. Dr. Müffelmann: Das Problem der Willensfreiheit. — Ueber alles nähere gibt die Geschäftsstelle der Gesellschaft für Philosophie, Charlottenburg 4, Kantstr. 19, schriftlich Bescheid.

* Eine Volksausgabe Hansjakobs. An dieser Stelle sei auf eine Volksausgabe eines Teiles der Werke des bekannten und beliebten Erzählers Dr. Heinr. Hansjakob hingewiesen, von welcher der erste Band im Frühjahr erscheint. Hansjakob bildet eine einzigartige Erscheinung in der deutschen Literatur und die Gestalten, welche er uns vorführt, sind so voll packender Frische und oft voll köstlichen Humors, dass man seinen Gedankengängen, die er, unbekümmert um das Urteil Anderer, vertritt, mit spannendem Interesse folgt. Folgende Werke werden bei Bonz u. Co., Stuttgart, zunächst als Volksausgabe erscheinen: Bd. 1. „Waldleute“; 2. „Erzbauern“; 3. „Der steinerne Mann“; 4. „Meine Madonna“; 5. „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“, „Aus dem Leben eines Glücklichen“, „Aus dem Leben eines Unglücklichen“, „Aus dem Leben eines Vielgeprüften.“

* Ueber die Beziehungen der Frau Sophie von Loewenthal zu dem Dichter Lenau, die bekanntlich sehr verhängnisvoller Art waren, glaubte man in dem Nachlasse der ersteren, der von Dr. Ed. Castle auf Veranlassung ihres Sohnes, Baron Arthur v. Loewenthal, neuerdings veröffentlicht wurde, nähere Aufschlüsse zu erhalten. Diese Hoffnung wurde aber nicht erfüllt. Der Nachlass der Freundin Lenaus umfasst Gespräche, Gedichte und Entwürfe, sowie die Erzählung „Mesalliiert“. Unter den Briefen fehlen gerade solche, deren Inhalt ein charakteristisches Interesse geboten hätten. — Was den literarischen Wert des Nachlasses der Frau Sophie v. Loewenthal an sich betrifft, so gibt sich darin ein nicht zu unterschätzendes poetisches Talent, insbesondere eine feine Beobachtungsgabe zu erkennen.

* Ein Staatspreis für literarische Kritik soll in Frankreich jährlich zur Verteilung kommen, wie man dem „Berl. Tagebl.“ aus Paris berichtet. Mit Unterstützung der Regierung, eifrig gefördert vom Minister des öffentlichen Unterrichts Herrn Briand, führt die Pariser „Association des Critiques littéraires“, deren Präsident Catulle Mendès ist, einen Preis für die beste Kritik ein, die in Frankreich im Laufe des Jahres geschrieben wurde, respektive für die beste unter den in diesem Zeitraum erschienenen kritischen Sammlungen. Der Preis beläuft sich auf 1000 Francs und wird mit diesem Jahre beginnend, alljährlich im Laufe des Dezember vergeben werden. Das Preisrichterkollegium setzt sich aus dem Komitee der Association zusammen.

* Das „Institut de Carthage“, Tunisische Gesellschaft für Wissenschaft, Literatur und Kunst veranstaltet, wie der „Frankf. Ztg.“ aus Tunis gemeldet wird, am 2. April ds. Js. ein antikes Fest auf den Ruinen von Carthago unter Mitwirkung von Celebritäten der Pariser Comédie Française und sonstiger berühmter Künstler und Archäologen.

* Giosué Carducci, der bedeutendste unter den italienischen Dichtern der neueren Zeit, ist am 16. Februar in Bologna gestorben. Derselbe war am 27. Juli 1837 in Valdicastello bei Pietrasanta (Toskana) geboren. Derselbe bezog, wie s. Zt. Alessandro Manzoni, laut Beschluss des italienischen Parlamentes vom Staate eine Pension von 12 000 Frs. Im vorigen Jahre erhielt er den literarischen Nobelpreis. Seine ersten Gedichtsammlungen erschienen unter dem Pseudonym „Enotrio Romano“. Unter diesem Namen veröffentlichte er im Jahre 1865 auch seine „Hymne an den Satan“ als Flugblatt. Diese lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Er trat darin der Romantik entgegen und verherrlichte den Geist der Kritik, der Wahrheit und der Freiheit in Wissenschaft und Politik. — Carducci war Professor der Literatur an der Universität Bologna und Senator. Seine „Reime“ und seine „Barbarischen Oden“ sind zum Teil auch ins Deutsche übersetzt worden. Die Königin Margherita hat ihm vor einigen Jahren seine Bibliothek für 40 000 Frs. abgekauft, um sie nach seinem Tode der Universität Bologna zu überweisen. Inzwischen blieb sie in seinem Besitze.

Zeitgenössische Dichter und Denker.*)

(Nachdruck verboten.)

(Forsetzung.)

Becquerel, Henri, geb. 1852 in Paris, Professor an der dortigen Ecole Polytechnique, bedeutender Physiker und Chemiker, Entdecker der nach ihm benannten Strahlen, erhielt im Jahre 1903 mit Prof. Curie und dessen Gattin gemeinschaftlich den Nobelpreis für Chemie.

Behring, Emil, Prof. Dr. med. in Marburg, geb. 5. März 1854 in Hansdorf (Westpr.), erhielt als Entdecker des Diphtherie-Heilserums 1901 den medizinischen Nobelpreis. Von seinen Werken seien hier angeführt: „Die Blutserum-Therapie“ (1892), „Die Bekämpfung der Infektionskrankheiten“ (1894), „Die Tuberkulose-Bekämpfung“ (1903).

Berg, Leo, geb. 1862 zu Zempelburg, einer der Gründer der „Freien Bühne“, hat sich in verschiedenen Schriften als guter Kenner und ernster Förderer moderner Kultur erwiesen. Von jenen sind zu nennen: „Gottfried Keller oder Humor und Realismus“, „Der Uebermensch in der modernen Literatur“, „Der Naturalismus“.

Berthelot, Pierre Eugène Marcelin, Prof. Dr. phil., geb. am 25. Oktober 1827 in Paris, Docent der organischen Chemie am Collège de France, — Unterrichtsminister im Ministerium Goblet (1886-87), hervorragend durch seine Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der organischen Chemie. Seine Hauptwerke sind: Chimie organique, fondée sur la synthèse (1860), Science et philosophie (1886), La Révolution chimique Lavoisier (1890), Science et morale (1897).

Beyerlein, Franz Adam, geb. 1871 zu Meissen, erzielte einen aussergewöhnlichen Erfolg mit seinem Roman „Jena

---

*) In dieser Rubrik werden nur solche Schriftsteller berücksichtigt, die entweder auf belletristischem Gebiet Hervorragendes geleistet, oder zur Wissenserweiterung der Menschheit Wesentliches beigetragen haben.

Die Redaktion

oder Sedan" und seinem Drama „Zapfenstreich", bezw. als guter epischer und dramatischer Darsteller militärischer Missstände.

Bierbaum, Otto Julius, geb. 1865 zu Grünberg (Schlesien), gehört zu den sprachkünstlerischen neudeutschen Dichtern, bekundete sich aber in einigen Prosaschriften als guter Beobachter und Charakterzeichner, besonders in den Schriften „Stilpe", „Studentenbeichten", sowie in dem Roman „Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Pankrazius Graumzer".

Björnson, Björnstjerne, geb. 1832 zu Krikne (Norwegen), einer der Hauptvertreter der modernen skandinavischen Literatur. In seinen Dramen, Romanen und Novellen wird die Eigenart der Norweger in trefflicher Weise gekennzeichnet. Manche derselben bieten auch ein allgemeines Interesse, so dass sie sich einen Platz in der Weltliteratur errangen.

Bleibtreu, Carl, geb. 1859 in Berlin, trat in seinem Werke „Revolution der Literatur" entschieden für die naturalistische Bewegung ein. In seinen Dichtungen behandelt er mit Vorliebe kriegerische Ereignisse und bekundet dabei eine nicht gewöhnliche Darstellungsgabe.

Blüthgen, Victor, geb. am 4. Januar 1844 in Zörbig (bei Bitterfeld), ein sehr gewandter, teils philosophisch, teils humoristisch angelegter Roman-, Novellen- und Märchendichter. Von seinen Romanen sind zu nennen: „Aus gärender Zeit", „Frau Gräfin", „Der Preusse", „Der Friedensstörer". Zu den eigenartigsten und feinsinnigsten Erzeugnissen Victor Blüthgens gehören seine Märchen und seine Kinderreime, — erstere als „Hesperiden" gesammelt, letztere unter dem Titel „Im Kinderparadiese" veröffentlicht. Aus seinen Jugendnovellen (3 Bände) sind hervorzuheben: „Lebensfrühling", „Der Weg zum Glück", „Das Geheimnis des dicken Daniel" u. a. Ihrem Charakter nach gehören die poetischen Erzeugnisse Blüthgens im wesentlichen der vormodernen Epoche und deren Idealen an, ohne dass er sich den Einflüssen der Neuen ganz verschlossen hätte.

Blumenthal, Oskar, geb. 1852 in Berlin, geistreicher Kritiker, sowie Verfasser von Sinnspruchsammlungen. Von Lustspielen, die er verfasste, sind zu nennen: „Der Probepfeil" (1883), „Die grosse Glocke" (1884), „Ein Tropfen Gift" (1885) und „Im weissen Rössl".

Bölsche, Wilhelm, geb. am 2. Januar 1861 in Köln, zeichnet sich aus durch das Bestreben, der Poesie teils eine naturwissenschaftliche, teils eine soziale Grundlage zu verleihen. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Paulus", Roman aus der Zeit des Kaisers Marcus Aurelius (1885), „Der Zauber des Königs Arpus", humoristischer Roman (1887), „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie" (1887), „Die Entwickelungsgeschichte der Natur" (1893), „Die Mittagsgöttin", Roman (1891), „Eroberung der Menschen" (1901), „Von Sonnen und Sonnenstäubchen" (1902).

Bourget, Paul, geb. 1852 in Amiens, war der erste der französischen Romanciers, der in seinen Romanen das Hauptgewicht auf die psychologische Charakteristik der handelnden Personen legte und damit Urheber einer neuen Richtung der epischen Literatur wurde. Von seinen Werken sind zu nennen: „Un Scrupule", „Outre-Mer" „Etudes et Portraits", „Un Coeur de femme", „Terre promise", „Mensonges", „Cruelle énigme", „Cosmopolis".

Bracco, Roberto, geb. am 19. September 1862 in Neapel, ein sehr fruchtbarer und beliebter dramatischer Dichter, der idealistischen Richtung angehörig, im Gegensatz zu seinem Landsmann Gabriele d'Annunzio. Verschiedene seiner Dramen sind auch ins Deutsche, Französische, Spanische und Russische übersetzt. Genannt seien hier: „Non fare ad altri", „Maschere", „Infedele", „Tragedia dell' anima", „Il Diritto di vivere", „Don Pietro Coruso", „La fine dell' amore".

Braga, Theophilo, geb. am 24. Februar 1843 auf der Azoren-Insel St. Michel, bedeutender portugiesischer Literaturhistoriker und Kritiker. Von seinen zahlreichen Schriften heben wir hervor: „Historia da Literatura portugueza", „Historia do Romantismo em Portugal", „Historia da Pedagogia em Portugal".

Brahm, Otto, geb. 1856 in Hamburg, einer der Hauptleiter der literarischen Bewegung am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, Mitbegründer der „Freien Bühne", jetzt Direktor des „Lessingtheaters". Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Die Ritterschauspiele des 18. Jahrhunderts", „Henrik Ibsen", „Gottfried Keller", „H. v. Kleist", „Schiller", „Stauffer-Bern".

Busch, Wilhelm, geb. 1832 in Wiesendahl bei Stadthagen (Hannover), bedeutender Humorist und Satyriker. Gegenstand seiner Satyre sind die Gebrechen und Schwächen innerhalb des Familienlebens, sowie gewisse Erscheinungen in der Kunst, Literatur und Politik. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Max und Moritz", (1858), „Herr und Frau Knopp" (1876), „Julchen" (1877), „Pater Filuzius", „Dichter Bählamm" und „Maler Klecksel" (1884).

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Theater.

Die Groteske hat ihren Klassiker gefunden: Paul Scheerbart. Der Historiker unserer Literaturepoche wird sich einst darüber klar werden müssen, ob die neue Dichtungsart eine Berechtigung hat. Aber wie Wedekind Goethes Wort: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde" in die Formel umschuf: „ich forme Menschen nach meiner Verzerrung", so kann auch Scheerbart das Recht beanspruchen, Menschen nach seiner wilden, ungezügelten Phantasie zu formen, Menschen, die mit den Erdenkindern nichts gemeinsam haben, die vielmehr an Simplizissimus-Gestalten oder auch an Poccis Kasperle-Figuren gemahnen.

Von vornherein muss man dem Dichter die Möglichkeit des anderen Standpunktes zugestehen. Wenn goldenfunkelnder Wein im Kristallbecher schimmert, und wenn der Feuertrank allmählich die Sinne umnebelt hat, dann tritt wohl die Phantasie gern die Reise in die blauen Fernen an, die irdische Schwere gleitet an uns hernieder, und in verklärten Formen erblicken wir die Dinge des Alltags. Das Feierliche erscheint uns albern, das Erhabene lächerlich, das Traurige nichtig, nur in der Freude, der Tochter aus Elysium, erblicken wir den Götterfunken, das Ebenbild unseres besten Gefühls. Von diesem Standpunkt aus, der zugleich weltfern und erdentrückt, müssen wir uns die Schöpfungen Scheerbarts erklären.

Das Jupiter-Drama „Das dumme Luder" spielt auf dem Jupiter in der dreizehnten Epoche der allgemeinen Begeisterung. Freilich, die allgemeine Begeisterung steckt wohl mehr im Kopf des Autors, als in den Hirnen seiner Sternmenschen. Wenn diese auch über die Erdenmenschen spötteln, weil sie, um ihren Appetit zu befriedigen, mit eisernen Stäben Lebewesen erschlagen, dann die Erschlagenen verzehren, um sie schliesslich als breiige Masse wieder von sich zu geben, so scheint doch auch in den höheren Sphären der Pessimismus denkbar. Freilich noch gilt sein Apostel für ein „dummes Luder", aber vielleicht entschliesst sich Herr Scheerbart, eine neue Sternenepoche vor uns zu entrollen, wo die Ueberirdischen weit wichtigeres zu tun haben, als mit den von der Köchin gereinigten Korkziehern sich die Stirnen anzubohren, um sich gegenseitig die Gehirne auszulutschen. Ich gebe ja zu, dass für einen Sphärenmagen dies vielleicht die einzig mögliche Kost ist — aber der Zuschauer kann hier beim besten Willen nur nach Scheerbarts Grundsatz ausrufen: „Na prost!"

Ein politisches Drama „Der Regierungswechsel" zeigt uns auf der weissen Bühne den grossen Napoleon. Er steht auf einer Leiter und regiert das zwanzigste Jahrhundert. Er suggeriert der Welt militärische Gedanken, aber am Ende muss er vom Schauplatz abtreten. Die Leiter gehört nämlich dem grossen Zibolko, einem Maler und zugleich Besitzer eines schönen Modells. Die kleine Susanne lockt durch Schmeicheleien den grossen Kaiser von seinem interimistischen Thron, sie nimmt ihm den Dreimaster und den Degen fort und wirft ihn schliesslich die Treppe hinunter, wo der grosse Kaiser das Genick bricht. Nun kann der Maler ungestört das zwanzigste Jahrhundert regieren. Der Degen wird seinem Besitzer nachgeworfen und das Reich der Kunst beginnt. Mir scheint hinter dieser Farce ein ernster Sinn verborgen; — die trunkene Phantasie flüchtete sich aus dem Alltag in das Reich des Schönen.

Eine Bedienten-Tragödie „Herr Kammerdiener Kneetschke", die in der nächsten Zukunft auf den Brettern der blauen Bühne spielt, zeigt uns das bedauerliche Geschick eines herrschaftlichen Kammerdieners. Der Aermste kann es nicht dulden, dass entgegen der Tradition des gräflichen Hauses die Verlobungsanzeige der Gräfin Kathi Patzig nur auf Hundertmark-Scheinen anstatt auf Tausenmark-Scheinen gedruckt werden. Das Vermögen des Grafen Hellmuth kann aber diesen Millionen-Luxus nicht vertragen, und da die Liebenden nicht von einander lassen wollen, beschliesst der Bräutigam gefälschte Tausendmark-Scheine zur Verbreitung der frohen Nachricht zu verwenden. Die Verwandten entdeckten jedoch die Fälschung und die Spukgestalt eines Ahns, sowie die befleckte Ehre des Hauses vereinen sich nun, den greisen Herrn Kammerdiener in eine bessere Welt zu befördern, wo der Adel vom seligen Abraham an sich täglich zusammenfindet und mehr auf Ahnenehre hält, als die Menschen der nächsten Zukunft auf den Brettern der blauen Bühne.

Als eine gelungene Kabarettszene offenbart sich die konstantinopolitanische Offizierstragödie „Der Schornsteinfeger". Der Beduinenleutnant von Mohrenheim hat seine Frau nicht allein in flagranti mit einem Schornsteinfeger ertappt, sondern sich auch noch bei ihr völlig berusst. Da ein Duell unter sotanen Umständen unmöglich ist, bittet er, um seine Ehre einigermassen zu retten, seinen Freund, den Leutnant Ibn Bullack, dem Beispiele des Schornsteinfegers gütigst zu folgen. Allein Bullack scheut vor dem Russe zurück, und so bleibt Herrn Mohrenheim, der nun doch einmal die Ehre rächen will, nichts weiter übrig, als hinterrücks seinen Kameraden zu erschiessen, da er selbst noch keine Sehnsucht hat, den Schauplatz „Konstantinopel am Bosporus" zu verlassen. —

Die vier Grotesken des „Revolutionären Theaters", die auf der Bühne des „Figaro" zur Aufführung gelangten, erscheinen mir als durchaus originell und verdienen wohl, dass auch andere Szenen Scheerbarts gelegentlich dargestellt werden; schon um unserer Zeit den Vorwurf zu ersparen, dass die moderne Dramatik schablonenhaft und phantasielos sei!

Eine Groteske hätte auch Georg Hirschfeld aus seinem Kunst- und geschmacklosen Lustspiel Mieze und Maria (Aufführung im Lessing-Theater) schaffen können. Aber dem geschickten Techniker mangelt es an ästhetischem und zugleich ethischem Empfinden. Wenn ich hier den Satz Schopenhauers zitieren darf: „Der Charakter der Dinge dieser Welt, namentlich der Menschenwelt ist nicht sowohl, wie oft gesagt worden, Unvollkommenheit, als vielmehr Verzerrung, im Moralischen, im Intellektuellen, Physischen, in Allem" — so wende ich mich mit dem Vorwurf ebenso gegen den Dichter, wie gegen das Publikum. Der Dichter, der einst seinem Meister Gerhart Hauptmann im wehen Tiefbegreifen des Lebens nacheiferte, beging mit seinem neuen Werke eine Gefühlsrohheit ohnegleichen, und die Zuhörer, die ihren Beifall kundgaben, — vermutlich die selben Leute, die Hauptmanns Idylle niederzischten — machten sich zu Mitschuldigen an diesem Vergehen gegen die Ethik.

Wie einem Vagabunden zu Mut ist, der von seinem Rausche statt im Wiesengraben im Fürstenbett erwacht, das hat uns Hauptmanns goldener Humor in seinem Scherzspiel „Schluck und Jau" gezeigt. Vielleicht schwebte Herrn Hirschfeld etwas ähnliches vor, als er ein Proletarierkind urplötzlich einem Snob zum Spielzeug gab. In einer Grunewaldvilla, deren Gemächer nach hellenischem Muster eingerichtet sind, führt Dr. Wendelin Weisach das angenehme Dasein eines ästhetischen Nichtstuers. Im Atrium hat er seine geheiligte Residenz, hier quält er seinen Sekretär, hier empfängt er seine Freunde, und hier muss auch später die kleine Mieze Hempel die jonischen Tänze einstudieren. Mieze Hempel ist das illegitime Kind Wendelins. Eines Tages ist sie von ihrer Mutter, die das vierzehnjährige Mädel vom Halse haben wollte, in die Villa geschickt worden. Die arme Sibylle, Wendelins Gattin, sass gerade in ihrem einsamen Gemach, um laut Hirschfelds sentimentaler Dichterphantasie nach vierzehnjähriger, unfruchtbarer Ehe, über die Freuden der Mutterschaft nachzudenken. Sie hört die Stimme des Kindes, eilt herzu, ahnt den Zusammenhang, verzeiht — und adoptiert das Kind. — Ob diese Schnellzugsgeschwindigkeit auch nur wahrscheinlich ist, ob ein armes, betrogenes, jahrelang unterdrücktes Weib also handelt, möchte ich dahingestellt lassen.

Nun beginnt der Leidensgang des armen Mädels. Das bei Tischlerleuten in Pankow erzogene Proletarierkind soll gebildet sprechen, zimperlich tun, es wird wie eine Puppe vorgeführt, zu psychologischen Studien verwendet, dass es einen Stein erbarmt. Wenn es seinem Schmerze einmal Luft macht, so klingt die Berliner Redensart wie ein Witz. Wenn der Jammer die Mieze, die nun Maria heisst, schüttelt und beutelt, dann soll sie tanzen, und wenn sie Wendelins Belehrungen verständnislos gegenübersteht, dann findet der Autor diese Tatsache äusserst spasshaft. Ich muss gestehen, dass ich die ganze Sache durchaus nicht humorvoll finden kann, ich pflege ein derartiges Spiel gefühllos zu nennen. — In den Strassen Berlins sieht man nun bald die Kinder mit Maikäfern spielen. Sie freuen sich, wenn sie ihnen ein Bein ausreissen, und wenn dann solch armes Tier nur ungleichmässig kriecht. Vielleicht ist auch dieser Vorgang sehr humorvoll, vielleicht aber gibt es hinwiederum Menschen, die die Quälerei eines Kindes lieber mitansehen, als die eines Maikäfers! —

Man verzeihe die triviale Abschweifung, ich wollte nur mein Empfinden exemplifizieren! — Nun zurück zur Maria. Da sie den Kelch ihres Leides nicht zu leeren vermag, entflieht sie ihren Peinigern und zwar führen Sehnsucht und Liebe sie zu ihren Eltern nach Pankow zurück. Dort, wo sie ihre sieben Halbgeschwister hüten, wo sie arbeiten muss, fühlt sie sich an ihrem Platz, dort hat sie auch eine Daseinsberechtigung, die Herrn Hirschfeld keine platten Spässe mehr erlaubt. So bietet sich fast von selbst der rührsame Schluss; — der von den biederen Tischlerleuten wieder in die Villa zurückgebrachte Flüchtling erklärt, lieber die Armut der Ihren zu teilen, als bei den ihr stets fremd gebliebenen Adoptiveltern zu bleiben. Und beide Parteien sind, wie es sich bei Roderich Benedix — Verzeihung, ich meine Georg Hirschfeld, von selbst versteht, völlig zufrieden, denn die glückliche Sibylle ist guter Hoffnung, und der Tischler Hempel wird für die Erziehung der kleinen Mieze ein ausreichendes Kostgeld erhalten.

Nachdem wir nun gesehen, welche Eigenschaften ein Stück besitzen muss, um einen vollen Erfolg zu erringen, ist es vielleicht nicht uninteressant, ein Werk zu betrachten, das niedergezischt und ausgepfiffen wurde. Bekanntlich hatte das letzte Lustspiel Gerhart Hauptmanns ein so grosses Missfallen erregt, dass der Dichter dem Lessing-Theater bereits nach einer Woche die weiteren Aufführungen verbot. Unsere Betrachtung sei aber über jeden Parteilärm erhaben und geschehe ohne jede Voreingenommenheit.

Auf dem Bischofsberg, einem altertümlichen, in Weinbergen und Gärten unweit Naumburg an der Saale gelegenen Landgute, hausen vier Jungfräulein Sabine, Adelheid, Agathe und Ludowike Ruthewey, verwaiste Schwestern, die mit ihrem Oheim Gustav Ruschewey dort ein lustiges, sorgenfreies Leben führen. Des grauen Alltags Leid bleibt ihnen verschlossen, aber die Pforten der Märchenträume sind ihnen weit aufgetan. Kommt einmal ein hässlicher Freiersmann in das verzauberte Schloss, so wird er von dem Onkel hinauskomplimentiert, ohne auch nur eine der Jungfern gesehen zu haben; nur fröhlich-übermütigem Jugendsinn ergeben sich die schwärmerischen Mägdelein.

Die fünfundzwanzigjährige Sabine ist der gute Engel des Hauess. Ihr unterstehen die wirtschaftlichen Angelegenheiten, sie repräsentiert mit schalkhafter Würde und Grazie anstelle der Hausfrau. Die zweiundzwanzigjährige Adelheid, die mit einem jungen Kaufmann verlobt ist, strahlt in dem vollen Glücke bräutlicher Mädchenfreude. Nur die zwanzigjährige Agathe, die sich mit dem Oberlehrer Ewald Nast verloben wird, ist eine leidvolle, schwermütige Gestalt. Sie hat einst in einem Seebade den Arzt Dr. Grünwald kennen und lieben gelernt. Aber der strenge Vater hat dem mittellosen Mann die Hand der Tochter erst dann zugesagt, wenn es diesem gelungen sein würde, sich eine Existenz zu gründen. Damals ist Grünwald in die Ferne gezogen, seine Liebe hat er seinem Stolz geopfert. Vergebens hat Agathe ihm hoffende Treue bewahrt, im Innern Amerikas, im aufreibenden Kampf um das Leben hat Grünwald die kurze Episode seines Glückes vergessen. — Agathen ganz unähnlich ist die fünfzehnjährige Ludowike, das Nesthäkchen, die schwärmerische Lux, die im Abenddämmer mit ihrer Geige in den Turmruinen träumt und süsse Märchenlieder der untergehenden Sonne singt. Diese Geige ist gar edler Abkunft. Der Grossvater, ein berühmter Organist am alten Naumburger Dom, hat sie irgendwo im Heiligtum in einzelnen Stücken gefunden. Er hat sie dann zusammengeleimt und oft darauf gespielt. Bei einer neuen Reparatur hat Stradivarius hilfreiche Hand angelegt, und so wurde das wertvolle Stück als ein Heiligtum in der Familie bewahrt. Noch bei Lebzeiten des Grossvaters wurde die Geige gestohlen und blieb lange verschollen, bis sie durch einen Zufall Berthold Ruschewey, der Vater der vier Jungfräulein in einem Antiquitätenladen zu Amsterdam wiederfand. Der damals siebenjährigen Lux zuliebe, die immer ein Liedchen sang: „Eine kleine Geige möcht ich gern haben,“ kaufte er das Instrument und schenkte es dem kleinen Fräulein, die auch seitdem recht wacker den Bogen zu führen gelernt hat.

Diese flüchtige Bekanntschaft mit den Insassen des Bischofsbergs mag uns vorläufig genügen. Wir sehen romantische Gemüter, deren Tage in der Stille des Landlebens friedlich dahinziehen und sind uns natürlich von vornherein klar, dass wir hier ebensowenig Haupt- und Staatsaktionen zu erwarten haben, wie etwa in Goethes „Hermann und Dorothea“. Agathens Geschick wird nun zum Mittelpunkt unserer Betrachtung gemacht. Ihr künftiger Bräutigam Ewald Nast ist der Typus eines deutschen Oberlehrers. Pedantisch, rechthaberisch und unzart will er Menschen und Seelen meistern. Er hat sich aus kleinen Verhältnissen, von seiner Tante Emilie, der Schwester Gustav Ruscheweys begünstigt, unter steten Kämpfen emporgearbeitet. Als nüchterner, kleinlicher Durchschnittsmensch hat er für den Seelenschmerz Agathens kein Verständnis und so ist es natürlich, dass er die Liebste verliert, als Grünwald in aufrichtiger Reue ihr sein braves, ehrliches Herz ausschüttet. — Natürlich geht die Versöhnung nicht so plötzlich von statten. Erst als Ewalds ganze Lächerlichkeit zu Tage tritt, erst als der Pedant statt eines Schatzes aus uralten Zeiten eine von der Jugend auf dem Brunnengrunde versteckte Wurstkiste zu Tage fördert, erst als er der Lächerlichkeit verfallen, seinem Nebenbuhler die Bahn frei macht — erst da kann Grünwald sein Liebeswerben beginnen und aus den Banden schwermütigen Liebesleides die Geliebte freiküssen. Es ist an Adelheids Verlobungsabend. Durch das grüne Rebengelände glitzern kleine Lichter. Hie und da tauchen bunte Lampions auf, und während die Saale ihr uraltes Nachtlied rauscht, tanzen und singen die fröhlichen Glückskinder ihr harmloses Liebeslied: Kleiner Vogel Kolibri, führe uns nach Bimini! Nach Bimini, wo in goldner Frühlingswonne, „die Seligkeit, die wunderschöne Stadt in Friede und Freude kein Ende mehr hat.“ —

Dies ist in Kürze die Fabel des niedergezischten Werkes. Dass das Drama von wundervollen Schönheiten erfüllt ist, kann wohl bei einem Werke von Hauptmann als selbstverständlich gelten. Ich verweise den Leser dieser Zeilen, um sich ein selbständiges Urteil zu bilden, auf die Lektüre des bei S. Fischer, Berlin, erschienenen Buches. Von jenen kühnen Feinden der Kunst aber, die das Werk einer träumerischen Dichterphantasie niederzischten und niederpfiffen, wende ich mich ab, denn ich mag mit jenen Rittern, die als Adelswappen eine Trillerpfeife führen, nichts zu tun haben. Das deutsche Volk aber möge nicht vergessen, was es einem Manne schuldet, dem es die verhältnismässig besten modernen Dramen verdankt, wie das Friedensfest, Einsame Menschen, Die Weber, Hannele, Kollege Crampton, Der Biberpelz, Michael Kramer, etc. etc.

Max Kirschstein.

Aus den Literarischen Vereinen.

* Literarische Vereinigung, Berlin, Künstlerhaus. Der Vortragsabend am 18. Februar brachte Ernstes. Frau Alice Kurs gab in ihren Ausführungen über: Altes und Neues von der Faustfrage‘ das Ergebnis eingehender Studien über das interessante Thema und Herr Dieterich von Oertzen sprach knapp und wuchtig über noch Ernsteres. „Die Schaubühne der Gegenwart im Lichte der Ethik“. Beide Vorträge fanden verdienten Beifall des zahlreich erschienen Publikums. — An diese Vorträge schlossen sich musikalische Darbietungen an. Fräulein Margret zur Nieden, deren reine und klangvolle Stimme, künst-

lerische Schulung verriet und allgemeinen Beifall fand, sang Lieder von Schubert, Rubinstein, Becker etc.

* Von der Literarischen Gesellschaft in Köln ist wieder Erfreuliches zu berichten. Da der Wahltag des 25. Januar die deutsche Männerwelt in Spannung und Anregung versetzte, musste sich Max Bewer mit einem vorzugsweise aus Damen bestehendem Publikum begnügen. Aber was er vorbrachte, hätte gewiss auch die Männer lebhaft angesprochen. Denn der feurige Sänger gedachte Bismarcks und Goethes, Johann Sebastian Bachs und Beethovens. Wenn der Salzburger Professor Anton Pichler zum Lohn für seinen Doppelsieg bei den Blumenspielen von Köln und Saragossa zum avvocato die San Pietro in Rom ernannt worden, dann hat Bewer den Ehrentitel eines Anwalts des deutschen Reichs verdient. Bewer las ausser seinen patriotischen Gedichten noch Lieder aus Norwegen und eine preisgekrönte Ballade vor und gab sich besonders durch seine „Lieder aus der kleinsten Hütte“ als einen reichbegabten Lyriker zu erkennen, der selbst das, was er nicht aus Erfahrung kennt, das Eheglück bereits zu schildern weiss. — Am folgenden Vortragsabend, am 15. Februar lernten wir zwei Dichter zugleich bewundern und lieben, Aubanel, den Sohn Avignons, und seinen begeisterten Dolmetscher, den Luxemburger Professor Dr. Nikolaus Welter. Dem Wieland, der ein Dichter voll sinnlicher Glut und dabei das Muster eines Familienvaters war, gleicht der Sänger der Schönheit und der Liebe, der Dichter der Töchter Avignons, der Verherrlicher der Venus von Arles, der durch die Ehe beglückte Aubanel, der in seinen Schöpfungen mehr noch an Hamerling als an Heine erinnert. Nikolaus Welter steigerte den grossen Erfolg, den er als Interpret Aubanels erzielte, noch durch den Vortrag seiner eigenen Gedichte. Unübertrefflich ist sein markiger „Eichentod“ und tieferschütternd war das Grubenlied, das gleichzeitig in Luxemburg und in Köln vorgetragen wurde als ein Totenopfer für die in der Grube Reden Verunglückten. Den Dank der Dichter Alldeutschlands und der Literarischen Gesellschaft in Köln insbesondere hat sich auch der Grossherzog von Hessen Wilhelm Ernst dadurch erworben, dass er einen silbernen Ehrenpreis stiftete für das beste Gedicht zum Andenken an den Sängerkrieg auf der Wartburg von 1207. — Fastenrath aber hat ausser seinen Stiftungspreisen noch Preise ausgesetzt für das beste Gedicht in deutscher, ungarischer, katalonischer und provenzalischer Sprache zum Lobe der Heiligen Elisabeth, deren siebenhundertster Geburtstag auch in ihrer Vaterstadt Pressburg gefeiert werden wird.

* Freie Literarische Gesellschaft, Frankfurt a. M. In dieser Saison traten bereits vier Dichter: Ellen Key, Hugo von Hofmannsthal, Otto Ernst und Friedrich von Oppeln-Bronikowski vor das Publikum. Am 22. Februar fand ein „Jugend-Abend“ statt, der Gelegenheit gab, sämtliche Redakteure der bekannten Münchener Wochenschrift kennen zu lernen. Es ist das erstemal, dass die Herren Fritz von Ostini, Hanns von Gumppenberg, A. Matthäi, Dr. Noder (A de Nora), Karl Ettlinger, Rudolf Greinz, Franz Langheinrich in Gemeinschaft vor ein grösseres Publikum traten. Der Erfolg des Abends war ein sensationeller und wurde nicht zum mindesten durch eine reichbeschickte Ausstellung von Originalen der Jugendzeichner verursacht. Die Eintrittskarten zu dem Vortragsabend wurden zu höchsten Preisen verlangt. — Mit einem Vortrag lokalen Charakters beschliesst der Verein seine diesmalige Saison. In nächster Woche wird die Frankfurter Dichterin Julia Virginia (Scheuermann) vor dem hiesigen Publikum sprechen. Frau Hensel-Schweitzer vom Opernhaus wird Vertonungen ihrer Werke singen, Herr Max Bayrhammer vom Schauspiel übernahm einen Teil der Bezitation.

Eingegangene Bücher.

Antike Denkmäler in Bulgarien. Bearbeitet von Ernst Kalinka. Mit 1 Karte und 162 Abbildungen. (Wien, Alfred Hölder, Buchhandlung der K. Akademie der Wissenschaften, 1906.)

Der heutige Lesbische Dialekt, verglichen mit den übrigen nordgriechischen Mundarten von Paul Kretschmer. (Wien, Alfred Hölder, Buchhdlg. der K. Akademie der Wissenschaften, 1905.

Die Revolution in Russland. Statistische und sozialpolitische Studien. Von Rudolf Vrba. 2 Bde. (Prag, Smichow, Nr. 1112, Selbstverlag, 1906.)

Zehn Monate Kriegskorrespondent beim Heere Kuropatkins. Von Osc. v. Schwartz. (Berlin, R. Schröder vorm. Ed. Dörings Erben, 1906.)

Russlands Todesweg. Von V. M. de Prado. (Zürich und Leipzig, Th. Schröter, 1907.)

Das deutsche Volkslied. Von Friedr. Arnold. 2. Bde. (Prenzlau, C. Vincent, 1907.)

Strassburger Phantasien über deutsche Kultur. Von Richard Fuchs. (Selbstverlag des Verfassers, Olvenstedt-Magdeburg.)

Die Frauengestalten der h. Schrift in der Dichtung. Von Rudolf Eckart. (Langensalza, H. Beyer u. Söhne — Beyer u. Mann, 1907.)

Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Rudolf Lothar. Mit 25 Bilderbeilagen und 117 Textillustr. Umschlag und Buchschmuck von Josef Sattler. (München und Leipzig, Georg Müller, 1905.)

Ferdinand Freiligrath. Sein Leben und Schaffen. Von Ludwig Schröder. (Leipzig, Max Hesse, 1907.)

Joh. Rich. zur Megede. Erinnerungsblätter aus seinem Leben. Von M. zur Megede. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1907.

Grillparzers Goldenes Vlies und sein handschriftlicher Nachlass. Von Dr. Josef Kohm. (Wien, K. Gerolds Sohn, 1906.)

Heinrich Heine, Auswahl aus seinen prosaischen und poetischen Schriften. Von Achim von Winterfeld. (Leipzig, Felix Dietrich.)

Herder-Worte. Ausgewählt und mit Einleitung versehen von Achim von Winterfeld. (Leipzig, Felix Dietrich.)

Flaubert. Ein Selbstporträt nach seinen Briefen. Von Julie Wassermann. (Berlin, Oesterheld u. Co., 1907.)

Sozialismus für Millionäre. Von Bernard Shaw. Deutsch von Gustav Landauer. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Weisheit des Ostens. Bd. I. Die Lehren des Zoroaster und die Philosophie der Parsen-Religion. Von S. A. Kapadia. Aus dem Englischen übersetzt von A. M. Heinck. — Bd. II. Das Erwachen der Seele. Nach dem Arabischen des Ibn Tufail. Mit einer Einleitung von Dr. Paul Brönle. Aus dem Englischen übersetzt von A. M. Heinck. — Bd. III. Japans Frauen und Frauenmoral. Von Shingoro Takaishi. Aus dem Englischen übersetzt von A. M. Heinck. (Rostock, C. J. E. Volkmann — Volkmann u. Wette — 1907.)

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831
Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt

Nummer 7 | April 1907 | 77. Jahrgang

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Paul Verlaine bei Victor Hugo.*)

Von Adolf Linhardt.

Als des zweiundzwanzigjährigen Verlaine erstes Buch, die „Poèmes Saturniens", im Jahre 1866 erschienen war, rief die Begeisterung für den späteren „Roi des Poètes" eine ganze Literatur von kritischen Briefen und Abhandlungen über das Werk aus der Feder der grössten Meister jener Zeit hervor.

Théodore de Banville, Jules Goncourt, Sainte-Beuve, Leconte de Lisle waren die ersten, die an Verlaine schrieben und es an warmen, viel verheissenden Worten aufrichtiger Anerkennung nicht fehlen liessen. Verlaines fast leidenschaftslose Jugendzeit war, im Gegensatze zu seinen sturmbewegten Mannesjahren, der Höhepunkt seines Lebens und seines dichterischen Schaffens. Kein anderer hat sich wohl weniger um die Kritik seiner Mitmenschen wie überhaupt um die Meinung anderer Leute gekümmert als Verlaine. Damals aber hörte er noch gerne, frei von Eitelkeit und Selbstüberschätzung, ein Wort aus dem Munde grosser Zeitgenossen, als deren grösster, Victor Hugo sich eines Urteils über ihn gänzlich enthalten hatte.

Verlaine wollte den Meister selbst kennen lernen und benützte, zwei Jahre nach dem Erscheinen der „Poèmes Saturniens", als er mit seiner Mutter in den Ardennen weilte, die Gelegenheit nach Brüssel zu reisen, um bei Victor Hugo vorzusprechen, der in jedem Jahre seine Villa in Guernesey verliess und einige Zeit im Hause seines Sohnes Charles in Brüssel verbrachte. Verlaine hat in dem Buche „Croquis de Belgique" diesen Besuch in seiner geistvoll-witzigen Art, in der er oft Erlebnisse, meist weit ausschweifend, dann in die geringsten Details eingehend, schilderte, wieder erzählt, und wir entnehmen daraus, dass ihn ein brennendes Verlangen zu dem alten Meister hinzog, so dass er, kaum in Brüssel angelangt, sich unmittelbar in das Haus Charles, auf der Place des Barricades begab, wie er selbst sagt, „mehr hüpfte, als lief."

Victor Hugo war eben ausgegangen, aber „Madame" erwartete im Salon den jungen Dichter, dem sofort die Verse Hugos durch den Kopf gingen, die dieser im Jahre 1835 an seine „treue Genossin" gerichtet hatte:

„Sie ist's, die Jugend meinem Geist verleiht,
Das Marmorbild in meiner Einsamkeit.
Sie ist der Baum, der süsse Frucht mir streut,
Auf müdem Pfad durch Schatten mich erfreut."

Madame Hugo empfing den jungen Verlaine wie einen guten Bekannten. Wie Verlaine selbst bemerkt, hatte er dem Meister seinen Besuch vor der Abreise nach Brüssel nicht angezeigt. Er war daher äusserst erstaunt, Madame Hugo vollständig mit seinem Leben seit seiner frühesten Kindheit an vertraut zu sehen; sie sprach von seinen Arbeiten, seinen Plänen und — „o la politesse" — ruft Verlaine aus — — von der grossen Sympathie ihres Gatten für die junge Literatur, besonders aber für ihn. Endlich erschien Victor Hugo selbst auf der Schwelle.

„Ich kannte," erzählt Verlaine, „Victor Hugo aus einer Unzahl von Bildern . . . . . Im Zeitpunkte, von dem ich spreche, machten ihn sein ziemlich dichtes Haar, sein reicher Bart und sein fast ganz schwarzer Schnurrbart positiv schön. Meiner Meinung nach war dies der Höhepunkt seiner physischen Schönheit *) . . . . . . Ich füge noch hinzu, dass seinem schelmisch gewordenen Auge ein feuriger Glanz geblieben war, dass er regelmässige Züge, eine starke Nase, gute Zähne, einen wenig gebräunten, fast runzellosen Teint hatte und gut, sehr gut sein Alter ertrug. In einen weiten Mantel gekleidet, hielt er einen Zylinder in der Hand, den er auf einen kleinen Tisch stellte und ohne abzuwarten, bis Madame geendet hatte, mich zu präsentieren, streckte er mir die Rechte entgegen, indes Madame Hugo sich zurückzog, nicht ohne mich vorher zum Diner gebeten zu haben. Dann hiess mich Victor Hugo an seine Seite setzen.

---

*) In den letzten Jahren hat der Name Paul Verlaine, dessen Werke durch eine Reihe ausgezeichneter Uebertragungen dem deutschen Lesepublikum näher gebracht wurden, seinen Weg durch ganz Deutschland gemacht. Noch lange aber ist, selbst in Frankreich, der Literarhistoriker nicht am Ziele, manche Jahre von Verlaines stürmisch bewegtem Abenteurerleben sind noch in Dunkel gehüllt und mit ihnen der Ursprung und das Wesen vieler seiner unvergänglichen Poesien. — Paul Verlaine (geb. 1844 in Metz, gest. 1896 in Paris), das Haupt der französischen „Décadence", war einer jener grossen Poeten, die mit genialer Gefühlswahrheit aus dem Born alles menschlichen schöpfen, mit erhabener Offenherzigkeit ihre Seele enthüllen und die, trotz des verächtlichen Urteils aus den Sphären einer gestrengen Moral, mächtig und unvergänglich in ihren Werken vor der Nachwelt stehen. Seine zahlreichen Bände lyrischer Sammlungen sind frei von gemachten Gefühlen und erkünstelten Eindrücken, denen die dichterische Eitelkeit sonst so häufig Worte verleiht. Nur ein wahrhaft hervorragendes Talent konnte unter selbstverschuldeten tragischen Schicksalsschlägen, eine derart fesselnde, gefühlsinnige Poesie hervorbringen. Niemals hat in dem Elend von Spelunken, Hospitälern und Gefängnissen, in Ausschweifung, Krankheit und Siechtum ein Mensch erhebender gesprochen als Verlaine, ob sein Lied in der Erinnerung besserer Stunden schwelgt, Hoffnung erträumt oder in reumütigen Geständnissen versinkt. — Der vorliegende Beitrag zur Biographie Verlaines stellt den jungen Dichter dem Meister der Vers- und Gefühlskunst Victor Hugo gegenüber, zwei Gegensätze die an und für sich Interesse bieten. Das ist noch der „bessere" Verlaine, wie er manchmal auf dem Schauplatze erscheint und von dem sich der ehrwürdige Victor Hugo mit Gönnermiene recht viel Gutes versprechen musste Fürwahr er hat es geleistet, aber auch mit einem bitteren Leben voll Leidenschaft und Leiden teuer bezahlt!

*) Victor Hugo stand damals im 66. Lebensjahr.

Um wahr zu sprechen, ich war bewegt. Sehr sogar! Ich war, wie alle, ein abgöttischer Verehrer Victor Hugos. Das Jahr 1830*), der 2. Dezember**) spukte mir im Kopf herum. Nichtsdestoweniger machte Victor Hugo als genialer Denker auf mich einen grösseren Eindruck denn als Politiker. Mit bescheidener Gemächlichkeit und — ich gestehe es — mit ehrfurchtvollen Wendungen plauderte ich mit ihm."

Hierauf soll Victor Hugo Verse des jungen Poeten zitiert haben. Verlaine war begeistert. Was am meisten seine Bewunderung erregte, war, dass der alte Meister über seine erst kürzlich erschienenen Gedichte, über eben erst vollendete Artikel Verlaines genauest Bescheid wusste, wie wenn nichts literarisch Bedeutsames seinen Blicken verborgen bleiben könnte. Er liess die ganze junge Schule vor seinen Augen vorübergleiten und hatte für jeden ein kritisches Wort. Verlaine blieb bis zum späten Abend bei Victor Hugo und schliesst seine Schilderung mit folgendem Ausruf:

„Was zum Teufel hätte ich noch in Brüssel machen sollen nach diesem glücklichen Fund? Es blieb mir nichts anderes übrig, als eilig von dannen zu reisen, indem ich für mich selbst eine frohe Nachricht heimbrachte: Victor Hugo interessiert sich für mich!"

Victor Hugo und Paul Verlaine sind sich nie wieder gegenübergestanden. In Verlaine wirkte der Eindruck Hugos noch lange nach, ja man kann sagen, dass sich in seiner von diesem Augenblicke an gänzlich veränderten Lebensweise das Streben geltend macht, ein Atom der Würde des Meisters in sich aufzunehmen. Allerdings hielt die Besserung nicht lange an, denn kaum nach Paris zurückgekehrt, verschwand er wieder aus den Kreisen der Akademiker, die er vorübergehend pflegte, und suchte von Neuem die Kneipen und Schlupfwinkel des Quartier Latin auf.

Noch einmal traten Victor Hugo und Paul Verlaine in briefliche Verbindung, als nämlich Verlaine im Jahre 1869 dem Meister sein zweites Werk „Fêtes galantes" übersandte. Hugo antwortete mit einem sehr denkwürdigen Briefe, in welchem es unter anderem heisst:

„Von Ihrem edlen Geiste kann man alles erwarten, Rührung und Tränen. Begeistert sein, ist schön, ergriffen sein aber gross!"

Ja, Verlaine ist der Mächtigste, der Entzückendste in der geheiligten Legion wahrer Poeten gewesen, aber für die ferneren Schicksale seines wildbewegten Lebens — Lasterhöhlen, Gefängnis und Hospital — war Victor Hugo dennoch ein sehr schlechter Prophet.

Marcel Prévost und die deutsche Presse.***)

Marcel Prevost, der rühmlichst bekannte französische Romancier, sucht in seinem jüngsten Romane „Monsieur et Madame Moloch" neben naheliegenden politischen Anspielungen darzutun, dass in Deutschland, mindestens ebensoviel Frivolität zu finden sei, wie in Frankreich. Ob er damit Recht hat, wollen wir dahingestellt sein lassen. Die unten näher bezeichnete Schrift nun ist dazu bestimmt, die verschiedenen Kritiken, welche Prévosts neuester Roman in der deutschen Presse fand, richtig zu stellen. Zunächst spricht der Verfasser seine Verwunderung darüber aus, dass die Urteile der deutschen Journale bezüglich seines oben bezeichneten Romanes einander geradezu widersprechen. Während z. B. die Berliner „National-Zeitung" von seinem Buche sage, es sei eines der wenigen französischen Bücher, die man inbetreff deutscher Angelegenheiten als tendenz- und vorurteilslos bezeichnen könne, heisse es in den „Hamburger Nachrichten", der Prévost'sche Roman könne nur dazu beitragen, neue Missverständnisse zwischen Frankreich und Deutschland hervorzurufen. Aehnlich wie die Berliner „National-Zeitung" spreche sich das „Leipziger Tageblatt" aus und ähnlich wie die „Hamburger Nachrichten", oder noch schroffer urteile der Berner „Bund". In diesem heisse es bezüglich des Prévost'schen Buches: „Das alte Deutschland der Denker, der Kunst und des Handels ist verschwunden, weil der Franzose (Jacques Bonhomme) es nicht kennt oder nicht kennen will. Er sieht nur das Deutschland der rohen Gewalt, weil er Angst vor ihm hat." Befriedigt ist Prévost am meisten von dem Urteile der „Frankfurter Zeitung", welche im wesentlichen dahin lautet, dass das Prévost'sche Buch für die Deutschen eine nützliche und im ganzen zutreffende Lehre enthalte.

Zur authentischen Richtigstellung der verschiedenen Beurteilungen, welche der Roman „Monsieur et Madame Moloch" in der deutschen Presse fand, bemerkt nun Marcel Prévost in seiner vorliegenden Schrift u. A. folgendes: In politischer Hinsicht besagt „Monsieur et Madame Moloch", es gab (und gibt vielleicht noch) zweierlei Deutschland, das Deutschland des Gedankens und das Deutschland der Gewalt; das erstere wird von letzterem beherrscht. Schuld hieran ist das Vorherrschen preussischer Anschauungen in Deutschland. Im allgemeinen ist letzteres nicht feindlich gegen Frankreich gesinnt. — Nach einem Hinweis auf einige deutsche Bücher, in denen von deutschen Weltherrschaftsplänen die Rede ist, schliesst Prévost seine Antwort mit folgender Apostrophe: „Deutsche, ihr seid in Europa die letzten Vertreter des politischen Prinzips, dass Gewalt vor Recht gehe. Das kann euch bestimmte Vorteile bringen. Ihr dürft aber nicht auch noch verlangen, dass man euch als liebenswürdige Nachbarn und als gute Europäer betrachte."

Marcel Prévost lässt in seiner Auseinandersetzung mit der deutschen Presse vor Allem die geschichtliche Tatsache ausser Acht, dass Frankreich es war, welches unter Napoleon I. ganz Europa dazu drängte, den Militarismus oder das Gewaltprinzip zu kultivieren und der Deutschenhass, der in Frankreich bis zum heutigen Tage zum guten Ton gehört, gibt sicher keinen Anlass, das Schwert in die Scheide zu stecken und die Kanonen in Pflugscharen zu verwandeln, ebenso wenig wie die bevorstehende zweite Haager Friedenskonferenz, die sich mehr mit der Vervollkommnung des Krieges, als mit der Verwirklichung eines bleibenden Friedens zu befassen haben wird.

Wenn das heutige Frankreich wirklich ein Feind der Gewaltpolitik und des Militarismus ist, so möge es doch mit gutem Beispiel vorangehen und für die Errichtung eines Welt-Staatenbundes mit einer obligatorischen Friedensjustiz eintreten. Wenn dieses Ziel erreicht ist, dann erst wird mit Fug und Recht von Abrüstung die Rede sein können, — dann erst wird Gewalt nicht mehr vor Recht gehen. — Ein Deutscher aber ist es, der die Idee der Gründung eines Weltstaatenbundes mit einer obligatorischen Friedensjustiz zuerst aufgestellt und seit Jahren verfochten hat, nämlich der Schreiber dieses Artikels. Mögen die Landsleute Marcel Prévosts der besagten Anregung Folge geben. Dann wird nicht nur die letzte Stunde des Militarismus, sondern auch der Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland nicht mehr lange auf sich warten lassen. Eduard Loewenthal.

---

*) Das Revolutionsjahr 1830 hatte Victor Hugos politische Ideen vollständig umgewandelt und ihn in den Reihen der liberalen Partei endgiltig Stellung nehmen lassen.

**) Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 wurde Victor Hugos Name als einer der ersten in die Liste der zum Exile bestimmten „Feinde des Vaterlandes" eingetragen.

***) **Monsieur et Madame Moloch et la Presse allemande.** Extraits recueillis et traduits par Paul Bruck-Gilbert. Avec une réponse de Marcel Prévost (Paris, Alphonse Lemerre, éditeur, 1907.)

Neue Gedichte von Isolde Kurz.*)

Eine junge Dichterin und doch nicht der jüngsten eine mehr. Bekannt für so manchen Leser und doch nicht bekannt genug. Genannt — nicht allein um eigenen Schaffens, sondern auch des Wirkens ihres Vaters willen. Ein seltsamer Widerspruch. Aber ein wahrer immerhin. Berühmt sein aus eigener Kraft und zu werden von dem Ruhme des Vaters, ist schon Manchem begegnet. Der Ruhm des Vaters pflegt ein Schatten auf dem Glanze jenes des Sohnes zu sein; von der Grösse des Vaters pflegt der Sohn erdrückt zu werden. Denn das Publikum pflegt mit Vorliebe Parallelen zu ziehen, welche für den Jünger ungünstig ausfallen, selbst wenn er, der Nachfahre, dem Vorfahren an Bedeutung überlegen ist. Aber die Dichterin, von welcher wir sprechen, ist eine genugsam selbständige Persönlichkeit, um nicht übersehen werden zu dürfen.

Ihr Vater war der bekannte Dichter Hermann Kurz. Die Tochter, ist eine ganz, ganz andere, eine ausgeprägte, jüngere Individualität, die sich ihre Stellung aus eigener Kraft errungen. Der poetische, schaffende Geist des Geschlechtes hat sich auch auf diesen weiblichen Sprossen vererbt, zu neuem Leben erwachend, jung und lebendig. Sie selbst sagt über den Genius ihres Stammes in dem Gedichte „Das Lämpchen“:

Ein Lämpchen wandert
In unserm Stamme
Mit heller Flamme
Von Hand zu Hand,
Dem Vater reicht es
An langer Leiter
Der Ahn herunter.

Dann froh, selbst- und siegesbewusst:

„Es strahlt und funkelt
Noch unverdunkelt. . . .“

Unbedingt strahlt es noch und funkelt unverdunkelt in den Händen dieser Dichterin, das Lämpchen des heiligen Geistes. Und sie gehört zu jenen stolzen, lebensfrohen, das Leben bejahenden Schöpfernaturen, welche ein heisser Drang nach Schönheit und Lebensgenuss, beseelt, — nach einer Schönheit, die hellenischen Geist und hellenische Grösse atmet. Dies ist der Trieb ihres Schaffens und ihres Lebens.

Nun enthoben dem Wechselspiel
Stehen die ewig jungen Hellenen,
Allem Schauen, Staunen und Sehnen
Bleibendes Ziel.

Und darin liegt auch der Urquell ihres Gestaltens, in dem Schauen, Staunen und Sehnen, das ihr gleich eigen ist, wie Goethe. Nur dass es bei Goethe abgeklärter, stolzer und festgefügter war, bei Isolde Kurz weiblich-wärmer — und nicht zu allerletzt — moderner wurde.

Ihre Gefühle in alte, erprobte Versformen giessend, ist und bleibt sie doch eine moderne Dichterin, eine stolze, selbstbewusste Frau. Mit einer Anna Ritter, Agnes Miegel, Maria Stona und den anderen modernen Dichterinnen hat sie Streben nach Wahrheit der Gefühlsäusserung gemein, den starken Willen, des Lebens ganze Möglichkeit zum Genusse auszutrinken.

Besser in Aengsten
Irr und verschlagen,
Von wilden Hengsten
Zu Tode getragen!
Besser verlodern
Als lebend vermodern!

Mit diesem echten Begehren nach dem Leben und seinen letzten Tiefen ist verbunden ein stilles, aber tiefes Geniessen der Natur, ihrer Pracht und Schönheit. Der Pinsel der Dichterin zeichnet in grossen, edlen, harmonischen Linien mit hellfunkelnden oder dunkeln, satten Farben, bei einer kostbaren Knappheit und Kargheit des Wortes in anmutiger, bezaubernder Weise, und das Meer, das südliche Meer mit seiner Farbenpracht, seinen Stürmen und Gefahren, die stolzen Alpen, das schöne, warme, sonnenfrohe Italien mit seiner schönheitstrunkenen Vergangenheit sind ihre Welt. Mit diesem Boden ist sie innig verwachsen, ihm entlehnt sie die lieblichsten und zugleich erhabensten Eindrücke. Aber im Hintergrunde leuchtet doch, still und feierlich, ihr deutsches Schwaben, das Land ihrer Kindheit, ihrer schönen, süssen Erinnerungen, die ihr, wie einem jeden echten Dichter, stets das Höchste bedeuten.

Und zu der Farbenfülle ihrer Palette gesellt sich die prächtige Gabe, scharf zu charakterisieren, mit wenig Worten eine Gestalt vor die Augen des Lesers zu bannen, die wundersame Fähigkeit, in wenigen Strophen ein ganzes Stück tränenreichen, tragischen Menschenlebens zu entwerfen. So nenne ich die Balladen: „Die beiden Bräute“, »Die Hexe und der schwarze Ritter“. Mit diesen Dichtungen erinnert die Verfasserin vielfach an Bürger und hauptsächlich, wie wir übrigens schon erwähnten, an Goethe.

Manches traurige und auch frohe Selbsterlebnis spricht aus diesen Gedichten. Manch’ stolzes, herbes Selbstbekenntnis. Es ist etwas Trauriges in diesen Versen, eine tiefe, tiefe Sehnsucht. Ein Verlangen nach einer Liebe, die nicht erreicht werden konnte. Ein Schmerz um die Nichterfüllung eines grossen, tiefwurzelnden Lebensideales. Und dieses Ideal ist die Liebe und der Trieb der Mutterschaft. Dieses wehe Verlangen gibt ihr tränenschwere Worte, frei von aller Bitterkeit; aber voll schwerer Klagen. Allein den Klagen fehlt jene selbstzersetzende Ironie, die wolllüstig in den eigenen Schmerzen wühlt, vernarbte Wunden aufreisst, um sich mit einem gewissen perversen Wohlbehagen an dem Schmerze und dem fliessenden Blute zu ergötzen. In ihr steckt eben die Rasse und die Kultur ihrer Ahnen, die Tradition ihrer gesunden Lebensanschauung, die erlittene Unbill kraftvoll verwindet. Das weiche Herz empfängt leicht Wunden, vermag sie jedoch ebenso schnell verharschen zu lassen.

„Glück, warum kamst du nicht? Und als du kamst, da war es schon zu spät. Zu spät!" Das ist der Grundton vieler Gedichte.

---

*) Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Nun bin ich stark, nun will ich denken,
Den irren Geist von mir zu tun,
In's Meer will ich die Liebe senken,
Bei Perlen und Korallenbänken,
Bei Meereswundern soll sie ruhn.

Das ist heldenhaft stark, entsagungsvoll ergeben gesprochen, entspringt einer edlen, stolzen Selbstzucht. Aber tieftragisch, schmerzgeboren klingen die Verse:

Lass mich, denn mein Herz ist ohne Pochen,
Weil das Glück zu lang für mich gezaudert,
Veilchen bringst du mir und Maienblüte,
Während Frost mir durch die Seele schaudert.
Blumen hast du für mein Haar gebrochen,
Während Herbst mir durch die Seele schaudert.
Ach, wo warst du, da mein Herz noch glüh'te?
Lass mich, weil das Glück zu lang gezaudert.

So müssten wir noch manch' andere schöne Charaktereigenschaft dieser Dichternatur beleuchten. Eines sei hervorgehoben: Die Klarheit und Reinheit ihres Gefühlslebens. Keine heisse, wild erotische Wallung bedrängt dieses Herz, keine Regung nach einem leidenschaftlichen Taumel der Sinne, einer Orgie der Liebe, wie ihn gewisse moderne Lyrikerinnen mit Vorliebe hervorheben. Keuschheit der Empfindung ist ihr Hauptkennzeichen. Sie ist auch wie wir in der ersten Zeile hervorhoben, nicht mehr an Jahren die Jüngste, aber immerhin im Herzen frisch und jung — und auf der Höhe des dichterischen Schaffens.

Und diese Dichterin ist nicht viel gelesen. Wenigstens wurde nicht berichtet von einigen vergriffenen Auflagen. Darum wird es ihr auch wenig zu tun sein. Ihre Gedichte wenden sich an den Einzelnen, der ein stilles Geniessen liebt und dem Dichter folgt, so hoch dieser auch fliegen mag. Solchen Menschen wird die Dichterin jedenfalls immer Freude bereiten, Stunden eines heiligen Genusses.

Das Buch sei jenen empfohlen, welche sich zu erfreuen vermögen an einer klaren Schönheit der Sprache, an einem schönen Ebenmasse der Form, einem edlen Rhythmus des Verses, einer tiefen Fülle der Empfindung und einer herzlichen Wärme des Gemütes.

Hugo Alt.

„Zur Kritik der Weiblichkeit".

In meiner Bücherei befindet sich eine Abteilung von Werken, die ich ganz besonders schätze und die ich in Freundeskreisen immer gern empfehle. Zu diesen Auserwählten gehört seit einigen Tagen Rosa Mayreders Buch: „Zur Kritik der Weiblichkeit". In der Literatur über die Frauenfrage nimmt das vom Verlage Eugen Diederichs in Jena vornehm ausgestattete Buch wegen seines ideellen Gedankenflugs und seiner abgeschlossenen künstlerischen Form eine hervorragende Stelle ein. Die Verfasserin führt die Bestrebungen der Frauenbewegung auf drei verschiedene Ursachen, auf ökonomische, soziale und ethisch-psychologische Momente zurück und empfindet es als Genugtuung, dass nicht die materielle, sondern die ideelle Seite der Frage den Ausgang der ganzen Bewegung gebildet hat. Denn so hoch man auch vom praktischen Standpunkt aus den Einfluss ökonomischer Momente bewerten muss, so sind doch die ideellen Postulate der Frauenbewegung ihr wichtigster Bestandteil. Nicht von der „Grossmut und Gerechtigkein der Männer", wie der alte Hippel meinte, kann das weibliche Geschlecht nach Ansicht der Verfasserin die Anerkennung der Gleichberechtigung erwarten. Bilden diese Eigenschaften auch die Auszeichnung der edlen Männlichkeit, so wird doch die Welt weniger durch Grossmut und Gerechtigkeit als durch elementare Vorgänge bewegt.

Mit Recht protestiert Rosa Mayreder gegen die Methode der Generalbewertung der Männer und Frauen: „Mit dem gewöhnlichen Weibe ist ebenso wenig zu prahlen, wie mit dem gewöhnlichen Manne, und man sollte endlich aufhören, dem einen oder dem andern Geschlecht als Ganzes eine Zensur auszustellen. Diese Methode der Generalbewertung ist eine der plebejischen geistigen Gewohnheiten der Gegenwart; denn durch sie wird gerade das ausgezeichnete Individuum, der Mensch, der den Durchschnitt überragt, mit der grossen Menge zusammengeworfen."

Das Problem der Geschlechtspsychologie, in deren Vordergrund die Weiblichkeit steht, bewegt sich der Hauptsache nach um die Frage: „Ist das Weib als Persönlichkeit durch das Geschlecht an eine bestimmt umschriebene Geistigkeit gebunden, oder liegt in der weiblichen Psyche die gleiche Möglichkeit einer unbeschränkten Differenzierung nach Individualität wie in der männlichen?" Der Begriff der Weiblichkeit ist in Wahrheit so schwankend, so unbestimmt, dass über die fundamentalsten Eigenschaften, die er bezeichnen soll, durchaus keine Uebereinstimmung herrscht. Selbst über die spezifischen Eigentümlichkeiten des Weibes in der Liebe, einem Gebiete, das doch am innigsten mit der Geschlechtsnatur verbunden ist, gehen die Meinungen weit auseinander, was die Verfasserin durch eine Blütenlese „autoritiver" Aussprüche schlagend beweist. Die geschlechtliche Unterscheidung bildet keine Schranke für die individuelle. Dass in der sozialen Bewertung der Geschlechter die sogenannten Geschlechtstugenden den ersten Platz einnehmen, darf nicht dazu verführen, sie als so allgemein verbreitet und als so wertvoll anzuschlagen wie jene wollen, die in jedem von der Norm abweichenden Wesen schon eine ungeheure Gesetzwidrigkeit („enorme Anomalie") erblicken. Was man gewöhnlich in den regelmässigen Begriff der Weiblichkeit zusammenfasst, die der Zweckmässigkeit dienende Geschlechtsnatur, kann unter dem Gesichtspunkte einer höheren Lebensauffassung keine Richtschnur für die Individualität abgeben.

Den zehn Abschnitten: Mutterschaft und Kultur — Die Tyrannei der Norm — Von der Männlichkeit — Das Weib als Dame — Frauen und Frauentypen — Familienliteratur — Der Kanon der schönen Weiblichkeit — Einiges über die starke Faust — Das subjektive Geschlechtsidol — und Perspektiven der Individualität, hat Rosa Mayreder ein Kapitel „Grundzüge" vorangeschickt, in dem es auf Seite 43 f. heisst:

„Suchen wir uns darüber Rechenschaft zu geben, was wir zuletzt, nachdem wir die Einflüsse der Lebensweise und der Beschäftigung, der Sitte und des Herkommens von der Persönlichkeit abgestreift und unser Urteil von konventionellen Voreingenommenheiten, und insbesondere von unserer subjektiven Geschmacksrichtung losgelöst haben, immer noch als weiblich oder unweiblich, als männlich oder unmännlich betrachten können, so werden wir auf dem Grunde unseres Bewusstseins eine begrifflich schwer zu umschreibende Empfindung finden. Auf konkrete Beispiele gelenkt, zeigt sie aber ziemlich deutlich, dass sie nicht gegen bestimmte Eigenschaften gerichtet ist. Wir halten die grossen heroischen Frauen der Geschichte, deren Handlungen alle Tatkraft, alle Entschlossenheit und Tapferkeit einer ausgezeichnet männlichen Gemütsart beweisen, eine Porcia, eine Arria, eine Charlotte Corday, nicht für unweibliche Erscheinungen, ebensowenig die liebevolle Hingebung, Milde und Aufopferungsfähigkeit, durch die viele Heilige der christlichen Legende eine ausgezeichnet weibliche Gemütsart beweisen, für „unmännlich“, — woraus allein schon hervorgeht, dass auf sehr hohe Stufen der persönlichen Vollkommenheit die gewöhnlichen, psychosexuellen Kategorien gar nicht mehr anwendbar sind. Diese Unterscheidungen bewegen sich mehr in den Niederungen des gewöhnlichen Lebens und an den Aussenseiten der Persönlichkeit. Zum mindesten treffen sie eine ganze Reihe von Eigenschaften nicht, die eine Auszeichnung der Persönlichkeit jenseits des Geschlechts bedeuten, wie beispielsweise Seelenstärke, sittliche Besonnenheit, Willenskraft, Standhaftigkeit, Mut, Zuverlässigkeit u. a. m. . . . . Dass eine weibliche Persönlichkeit anders auf uns wirkt als eine männliche, liegt nicht so sehr in dem, was sie ist, sondern wie sie ist, in einer Art und Weise des Seins. Daher kommt es, dass eine Frau in ihrem Auftreten den Eindruck der vollendetsten Weiblichkeit erwecken kann, wenn sie auch in ihren Eigenschaften völlig von dem Durchschnittstypus ihres Geschlechtes abweicht. Aber unter allen Umständen widerwärtig wirkt eine Frau mit dem Betragen der gewöhnlichen Männlichkeit, oder ein Mann mit weiblichen Gewohnheiten und Allüren. In diesem Sinne ist auch das Goethesche Wort gemeint: „Man soll nicht zu sehr aus dem Kostüme der Welt und Zeit, worin man lebt, schreiten, und ein Weib soll ihre Weiblichkeit nicht ausziehen wollen.“

Fritz Droop.

Immanuel Kant und der Spiritismus.

„Die moderne Magie — Okkultismus und Spiritismus“ — so lautet die Ueberschrift eines Feuilletonartikels der „Frankfurter Zeitung“. Der Verfasser desselben, Dr. Robert Drill, erklärt in ganz apodictischer Weise, 1. dass in der Natur jedes Ding unter festen, ausnahmslos gültigen Regeln steht; 2. dass „okkulte“ Phänomene, wenn es dergleichen geben sollte, unter die Naturregeln fallen müssen, also natürliche und keine okkulte Phänomene sind; und 3. dass insbesondere der ganze Spiritismus in Wahrheit durchaus unmöglich ist. — Gegen diese Behauptungen wäre an sich nichts einzuwenden. Man muss sich nur wundern, dass Dr. Drill zur Bekräftigung derselben sich auf Immanuel Kant stützt, — einen Philosophen, den die Spiritisten ebensogut als „Referenz“ für sich in Anspruch nehmen können. „Immanuel Kant, der alles bedachte und nichts übersah,“ so bemerkt Dr. Drill, „hat uns gezeigt, dass jenseits der Natur, die in sich vollständig geschlossen ist und keinem Wunder Raum gibt, doch ein Geheimnis liegt. Wie sich das begründet, das kann hier nicht näher ausgeführt werden. Aber das Geheimnis ist da, und Kant hat weiter gezeigt, dass sich an diesem Punkte die Möglichkeit eines vernünftigen Glaubens eröffnet. Wohlverstanden: eines vernünftigen Glaubens, aber doch eines Glaubens, also einer Auffassung, die man auch, wenn man will, ablehnen kann. Der vernünftige Glaube lässt sich in die Ideen Seele, Unsterblichkeit und Gott zusammenfassen. Gleichzeitig hat aber Kant nachgewiesen, dass man über diese Fragen niemals etwas wissen wird.“

Wenn Kant sagt, „der vernünftige Glaube lasse sich in die Ideen Seele, Unsterblichkeit und Gott zusammenfassen, so möchte man auch dem Kritiker der reinen Vernunft zurufen: „Si tacuisses, philosophus mansisses.“ Denn in die Ideen Seele und Unsterblichkeit und Gott lässt sich nur der blinde Glaube zusammenfassen, nicht der vernünftige Glaube, der Beweise zu verlangen hat. — Das „Geheimnis“ sodann, das Kant „jenseits der Natur“ annimmt oder das „Ding an sich“, wie er es nennt, ist ganz wie für die Spiritisten geschaffen. Dasselbe mag wohl für die Vertreter des „beschränkten Untertanenverstandes“ im Sinne Kants ewig ungelüftet bleiben, nicht aber für die Träger der wirklichen reinen Vernunft. Denn es handelt sich bei den Vorkommnissen, welche dem Okkultismus zur Grundlage dienen, soweit sie nicht auf blosser Illusion beruhen, nur um Dinge, welche bei fortgeschrittener Naturkenntnis sich der natürlichen Erklärung keineswegs entziehen.*) — Die menschliche Erkenntnis ist sicher noch erweiterungsfähig, aber ein „Jenseits der Natur“, — ein „Ding an sich“ im Kant'schen Sinne, ist ein Unding, mit dem die Philosophie sich viel zu lange beschäftigt hat, das wir aber schon auf Grund unserer jetzigen Erkenntnis nicht mehr anzuerkennen vermögen. Darum lassen wir endlich die Toten ruhen und — Kant mit ihnen.

Dr. Ed. Loewenthal.

Eine neue physiologisch-medizinische Theorie.

Von Dr. Ernst.

Wir leben im Jahrhundert der Entdeckungen — der Ueberraschungen. Jeder Tag fast bringt uns Kunde von neuen weltbewegenden Ereignissen. Was heute bejaht wird — morgen wird es verneint, weil eine bessere Erkenntnis Platz greift. Je hastiger die Flucht der Erscheinungen, um so mehr verschiebt sich auch der ruhende Pol. Was heute Wahrheit ist in der Wissenschaft, erweist sich morgen, dank unserer so ungemein feinen technischen Hilfsmittel als Trug und Täuschung. Heute wird bekämpft, was gestern bejubelt wurde. Es werden Lehren aufgestellt und verworfen und wenn sie scheinbar auch fest stehen, wie der granitene Fels im Hochgebirg — es kommt doch ein Tag, wo das Gestein zu bröckeln, zu verwittern beginnt, wo feststehende Tatsachen, neue, ungeahnte Deutungen erfahren. Es ist ein Wunder, wenn sich in unserer kritischen Zeit eine Lehre Jahrzehnte, geschweige denn Jahrhunderte lang erhält — wie es mit der Grundlehre der heutigen Medizin geschehen ist. Während drei Jahrhunderten ist in der Medizin die Lehre vom Blutkreislauf, infolge eines ungemein üppig wuchernden Autoritätenglaubens — unbeschränkte Herrscherin geblieben. Aufgestellt wurde diese Theorie im Jahr 1628 von dem englischen Hofarzt Harvey, dem die Marstallverwaltung die edelsten Tiere zu Versuchszwecken überliess. Dadurch ist der englische Arzt der Begründer der heutigen Physiologie und Therapie geworden und notwendigerweise ist die Physiologie auch die Mutter der Psychologie. Diese Grundlehre ist also für unser gesamtes Leben von der grössten Bedeutung. —

Wohl gab es je und je Forscher, welche an der Richtigkeit der Blutkreislauftheorie zweifelten, wie z. B. der englische Arzt Kerr, der die Lehre vor hundert Jahren schon widerlegte. Allein mit der blossen Verneinung einer Lehre ist der Allgemeinheit nicht viel gedient; es muss eine bessere an ihre Stelle treten — eine Lehre, die sich in der Praxis so bewährt, dass so ungeheure Irrtümer, wie sie jetzt von der Medizin begangen werden, nicht mehr möglich sind. Nach 300 Jahren ist in dem österreichischen Forscher Jezek ein Mann erstanden, der die alte Lehre auf Grund vieljähriger Experimente und Forschungen entwertet, aber an die Stelle des alten morschen Gebäudes einen der modernen Zeit entsprechenden Bau hinstellt. Allerdings ruft die Reform der Medizin auch nach einer Reform der Chemie, Elektrizität, Astronomie etc.

---

*) Vgl. meine Schrift: „Die Wahrheit über gewisse okkultistische

Wer das Glück hat, die Jezeksche Lebenslehre kennen gelernt zu haben, der muss nur staunen über ihre Einfachheit und Grösse. Weil sie so einfach ist, wird sie sich die Welt erobern zum Segen der unendlich vielen Leidenden, für welche die heutige Medizin keine Heilung kennt, weil sie selbst im Finstern tappt, weil sie über die Gesetze von Leben und Wachstum ganz falsche Ansichten hat. Interessant ist es, wie in der Jezekschen Therapie „die Strahlentheorie" schon längst praktische Verwendung fand, bevor die Professoren Röntgen, Blondlot und Curie ihre so bedeutungsvollen Entdeckungen veröffentlichten.

Was die Physiologie anbetrifft, so möchte ich mir in gedrängter Kürze einen Ueberblick gestatten, der hier aus Raummangel nicht mehr sein kann als ein Streiflicht.

Die heutige Auffassung, dass das Blut der Mutter das werdende Geschöpf ernähre, wird von Jezek entwertet, weil wie in der medizinischen Welt bekannt, das Blut des Kindes ganz andere Zusammensetzung und Beschaffenheit aufweist, als das der Mutter. Was die Entdeckung neuer Blutquellen, bezw. die Blutbildung anbetrifft, so verweisen wir hier auf die 11. Liefg. der Jezekschen Lebenslehre, die am Schluss erwähnt ist.

Das Blut ist nach der neuen Lehre nicht der Sklave, der lebenslänglich im mechanischen Kreislauf von Organ zu Organ eilt, um ein jedes zu ernähren, sondern ein Organ entwickelt und bildet nur den Saft, der dem nächstfolgenden, in der Entwicklung um eine Stufe höher stehenden Organ zur Nahrung dient. Ein Organ wächst und entwickelt sich auf Kosten des um eine Stufe tiefer stehenden Organs und diese Organabstammung erklärt das Leben und die Fortentwicklung der Organe ohne Blutzirkulation. Als wichtigstes Organ wird allgemein das Herz betrachtet, das nach der bisherigen Lehre die Arbeit einer Pumpe zu verrichten hat, welche das Blut im Körper herumtreibt. Nach Jezek findet im Herzen eine durch die Herzstrahlen hervorgerufene Explosion*) statt, die sich durch die Herzschläge bemerkbar macht, gleich wie der Pulsschlag durch die explosive Wirkung der „Pulsstrahlen" entsteht. Würde das Herz als Pumpe wirken, so müsste eine Verkalkung oder Versteifung des Herzens unbedingt den Tod zur Folge haben. Tatsache ist aber, dass Menschen und Tiere mit steifen, unelastischen Herzen Jahre lang störungslos leben können. Die Lehre von der Organabstammung in fortschreitender Veredelung beweist uns, dass kein Organ ohne Rücksicht auf das andere behandelt werden kann und soll. Die Irrtümer, die sich durch das Spezialisieren täglich mehren, sind schreckenerregend. Die Unkenntnis der menschlichen Natur konnte allein dieses Spezialisteutum gross werden lassen. —

Jeder lebende Körper ist radioaktiv, d. h. er besitzt die Fähigkeit Strahlen auszusenden. In der sog. anorganischen Welt, ist die Strahlung um so intensiver, je härter die Gebilde sind, die sie erzeugen, wie z. B. Kristall und Diamant. Nach diesem Vorbilde sendet jedes Organ im Körper und der Körper als Ganzes wieder stoffliche Strahlen aus und diese Strahlen sind ebenfalls um so intensiver, je härter das menschliche Gebilde ist, wie z. B. die Kristallinse des Auges, und die Knochen, vornehmlich die Schädelknochen. Diese Strahlen pflanzen sich fortwährend nach der Aussenwelt fort — je gesünder der Körper, desto ungehemmter geht die Ausstrahlung von statten. Die Strahlhülle umgibt also jeden Körper wie ein Heiligenschein, in ihr liegt das Bewusstsein, das Empfinden. Es ist also diese Strahlung identisch mit Fluid, Od, Magnetismus, Seele, Geist.

Die Jezeksche Strahlentherapie ist geeignet, namentlich in der Behandlung der Geisteskranken einen ganz gewaltigen Umschwung herbeizuführen; denn wir können es nicht leugnen, dass heute, dank unserer dualistischen Auffassung des Menschen unsere armen „Kranksinnigen" nicht behandelt, sondern nur in Gewahrsam gehalten werden. Endlich ist für diese Aermsten der Armen die Zeit angebrochen, wo man ihrem Leiden nicht mehr hilf- und machtlos gegenübersteht. —

Dank der monistischen Lehre, dem Wegfall der lateinischen Sprache, sowie der Vivisektion, diesem Schandfleck der Kultur, wird es möglich, die Studienzeit in der Jezekschen Reformschule in Basel auf 4 Jahre zu beschränken. Die Heilweise ist die arznei- und giftlose, naturgemässe. —

Jetzt erst ist Aussicht vorhanden, dass das Studium der Medizin Gemeingut des Volkes und nicht mehr nur Privilegium der Begüterten werde, dass sich ihm Männer und vor allem auch Frauen widmen, denen nicht die Erlangung des Doktorhutes das höchste, erstrebenswerteste Ziel ist, sondern deren Herzen danach streben, Wahrheit zu verbreiten, in Mitleid und Liebe den Leidenden zu helfen und die Kindheit vor Siechtum zu bewahren.*)

Möchte das Morgenrot der neuen Lehre bald im hellsten Licht der strahlenden Sonne alle Länder erleuchten und die Irrlehren der heutigen Medizin aus den nebelvollen Tälern verscheuchen.

Per aspera ad astra!

Gedichte.

Mode-Poesie.

In der heut'gen Modedichtung
Sucht vergebens man nach Sinn.
Farbenwahn und Wortgeklingel —
Findet man allein darin.

Als feinsinnig wird gepriesen,
Wem das Grade gilt als schief.
Unauffindliche Bedeutung
Nennt symbolisch man und tief.

---

*) Man hat es hier mit einer Nachwirkung der mit dem Werdeact eines Sonnenorganismus und seiner Einzelorganismen verbundenen Explosion zu tun. In dieser findet die Radioactivität der organischen Stoffe überhaupt ihre genetische Erklärung. (Vgl. die Sshriften; „Das Radium und die unsichtbare Strahlung, aufgeklärt durch die Fulgurogenesis-Theorie" von Dr. Ed. Loewenthal — Berlin Otto Dreyer, 1904) und „Wahrer Monismus und Schein-Monismus" von demselben — Otto Dreyer, 1907.)

*) Vgl. Jêzek Lebenslehre (Basel, Kampf-Verlag.)

Losung ist nur noch die Phrase,
Ausgestorben der Esprit;
Wimmernd-schimmernd-schöne Worte
Das ist Mode-Poesie.

Eduard Loewenthal.

*   *   *

Am Brunnen der Vergangenheit.

In einem Park, von Mauern hoch umzäunt,
Stand zwischen diehten, duft'gen Rosenhecken,
Von der Cypressen Kronen treu beschirmt,
Ein moosbewachsnes, tiefes Marmorbecken.

Entdeckt hab ich's, als ich das Schloss gesucht,
Das auch im Parke liegt, nun ganz zerfallen,
Und als ich sinnend dann hinunterlief
Den Tränenpfad, umschwärmt von Nachtigallen.

Der Abend war so schwül, so lebenssatt,
Als neigte sich die ganze Welt zum sterben;
Und ruhend legte ich mein müdes Haupt
Auf einen abgeschlagnen Marmorscherben.

So ruht' ich lange schon verlornen Sinns,
Beachtend nicht der Stunden Vorwärtsfliegen,
Als plötzlich aus des Marmorbeckens Grund
Ein dumpfer Seufzer kam heraufgestiegen.

Ein Seufzer war's, so bang, so leidensschwer,
Ein Fluch zugleich, ein wahnsinnwirres Höhnen;
Mir klangs, als hörte ich der ganzen Welt
Vereintes Aechzen und vereintes Stöhnen.

Von hinnen trieb's mich da mit scheuer Hast,
Als peitschten mich des Wahnsinns spitze Ruten;
In meinem Herzen eine alte Wund'
Brach auf den Schurf, begann aufs neu zu bluten. —

Leone Beninatto.

Bücher - Besprechungen.

Weltraum, Erdplanet und Lebewesen. Eine dualistisch-kausale Welterklärung von Siegmund Kublin. Dritte vermehrte Auflage. Mit Bild. (Dresden, E. Piersons Verlag.)

Der Verfasser dieses Buches betrachtet den unendlichen, immateriellen, unbewegten Weltraum als das Uragens alles Geschehens, als den Weltlogos und als den Motor und Regulator aller kosmischen Bewegungen. Er vergisst bloss die Kleinigkeit, uns zu erklären und nachzuweisen, dass und wie der Weltraum zu dem interessanten Einfall kommt, zum „Weltlogos" und zum „Uragens" alles Geschehens" zu werden. Diese Vergesslichkeit muss leider als Mangel an philosophischer Denkweise aufgefasst werden. Hiernach ist auch seine Annahme zu beurteilen, dass „nicht die Menschheit der nähere Zweck der höheren Weltordnung sei, sondern die Erde als ein selbständiges, ein Eigenleben führendes Wesen." — So viele Worte, so viele unerwiesene Voraussetzungen und Behauptungen. Ed. L.

Vom Nebelfleck zum Menschen. Eine gemeinverständliche Entwickelungsgeschichte des Naturganzen nach den neuesten Forschungsergebnissen. — Die Geschichte der Erde mit 194 Abbildungen im Text, 17 Vollbildern und 3 geologischen Profiltafeln, nebst einem farbigen Titelbild „Canjon des Colorado" (von A. Marcks.) Von Dr. Ludwig Reinhardt. (München, Ernst Reinhardt, 1907.

Das vorliegende Werk ist eine für jeden Gebildeten verständliche Zusammenfassung unseres heutigen Wissens über den Kosmos. Der Verfasser hat aus der teilweise schwer zugänglichen wissenschaftlichen Literatur nicht nur das Neueste, sondern vor allem das durch gewissenhafte Forschung Gesicherte in Bezug auf unsere Erkenntnis des Weltganzen in übersichtlicher Weise und in logischem Zusammenhang dargestellt. — Das Werk ist von Dr. Reinhardt mit umfassendster Sachkenntnis, und in anziehender Form ausgearbeitet, so dass es nicht verfehlen wird, jedem wissbegierigen Leser einen geistigen Genuss zu bereiten. Ed. L.

Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Rudolf Lothar. Mit 25 Bilderbeilagen und 117 Textillustrationen. Umschlag und Buchschmuck von Joseph Sattler. (München und Leipzig, Georg Müller, 1905.)

Dieses Buch soll ein Bild der heutigen deutschen Bühne geben, indem es die modernen Schauspieldichter charakterisiert und ihre Erzeugnisse schildert. Dabei ist sich der Verfasser wohl bewusst, dass ein abschliessendes Urteil nur bei wenigen dieser Dichter schon jetzt abgegeben werden kann. Viele sind noch in voller Entwickelung, viele haben noch gar keinen bestimmten Weg eingeschlagen, von anderen wieder muss man sagen, dass ihr Bild durch den Weihrauchnebel ihrer Parteigänger ganz unkenntlich gemacht wird. So musste der Verfasser vor allem die Richtungen und Strömungen charakterisieren, die heute in unserer dramatischen Kunst vorherrschen, und ihr Woher und Wohin klar zu legen suchen. Ausserdem ist der Verfasser augenscheinlich darauf bedacht, uns mit der Technik des modernen Dramas vertraut zu machen und in einem Gemälde dessen, was heute auf der Bühne lebt und strebt, gewissermassen eine moderne Dramaturgie darzubieten. -*-

Neugriechische Dialektstudien. I. Der heutige Lesbische Dialekt, verglichen mit den übrigen nordgriechischen Mundarten von Paul Kretschmer. Mit einer Karte. Veröffentlicht von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. (Wien, Alfred Hölder, K. K. Hof- und Universitäts-Buchhandlung, 1905.)

Die neugriechischen Dialekte, deren Studium mit der vorliegenden Schrift unter die Arbeiten der Balkankommission eingeführt wird, sind bisher erst in geringem Umfange Gegenstand systematischer Erforschung geworden. Die neugriechische Dialektkunde hat aber nicht allein als linguistische Disziplin ihre Existenzberechtigung, sie ist auch unentbehrlich für die byzantinische Philologie überhaupt und verdiente daher wohl die energischere Pflege, welche ihr die K. K. Akademie der Wissenschaften in Wien durch Veranlassung und Veröffentlichung der Arbeit Paul Kretschmers zu teil werden lässt. Dieser hat im Jahre 1901 eine eigene Studienreise nach Lesbos unternommen und im Anzeiger der Kaiserl. Akademie (1902, S. 18—31) Bericht darüber erstattet. In dem vorliegenden, 614 Seiten in Gross-Quart umfassenden Werke giebt Kretschmer Rechenschaft über die bei der Aufnahme oder Feststellung des Dialekts von ihm befolgte Methode, die hauptsächlich in dem systematischen Ausfragen geeigneter Gewährsmänner besteht. Das ganze Werk bekundet nicht nur die philologische Gewandtheit des Verfassers, sondern auch die grosse Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der er sich der Lösung seiner Aufgabe unterzogen hat. Ed. L.

Antike Denkmäler in Bulgarien. Bearbeitet von Ernst Kalinka unter Mitwirkung von E. Bormann, v. Dobrusky, H. Egger, H. Hartl, v. Eoffiller, J. Oehler, K. Skorpil, A. Stein, J. Zingerle. Mit einer Karte und 162 Abbildungen. (Wien, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung, sowie Buchhandlung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1906.)

Dieses 139 Seiten in Gross-Quart umfassende Werk gehört zu den Schriften der Balkan-Kommission (Antiquarische Abteilung). Dasselbe enthält die Ergebnisse mehrjähriger Studien, die den Denkmälern Bulgariens auf Veranlassung und grösstenteils aus Mitteln der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien und von Forschern der Wiener Schule gewidmet wurden. Der Schwerpunkt der Veröffentlichung liegt nicht so sehr im neuen Material, als in der genaueren Wiedergabe und richtigeren Deutung schon bekannter Stücke. Wie viel in dieser Hinsicht noch zu tun war, ergiebt sich aus einer genaueren Durchsicht des Werkes

Vortragsstoffe für Volks- und Familienabende. Herausgegeben von Pfarrer Hermann Barth und Dr. Karl Schirmer. (Leipzig, Friedrich Engelmann, 1906.)

Die Herausgeber dieses Lieferungswerkes wollen in erster Linie brauchbare Vortragsstoffe bieten, in zweiter aber auch vollständig ausgearbeitete Vorträge, die man im Falle der äussersten Not auch einfach vorlesen könnte. — Es sollen dabei nach Möglichkeit alle Gebiete menschlichen Forschens und Wissens berücksichtigt werden. Die Abhandlungen sollen kurz und klar über die Hauptsachen aus den verschiedenen Gruppen menschlichen Denkens und Strebens unterrichten, über Können und Wollen, Tätigkeit und Verkehr, über die allgemein treibenden Faktoren und bedeutsamsten Begriffe, über die mannigfachen Errungenschaften der Kultur und die Erfahrungen der Jahrhunderte, über die verschiedenen, weitere Entwicklung bringenden Einflüsse der Zeiten, über wichtige Begebenheiten und Ereignisse, über Entdeckungen, über neue Lebenserscheinungen, sowie über alle die machtvoll wirkenden und tief ins Dasein von Welt und Menschheit einschneidenden Kräfte von Vergangenheit und Gegenwart. Gleichzeitig sind die Hefte aber auch für jeden berechnet, der überhaupt kurzgefasste Belehrung sucht und für sich selbst gern Aufschluss über die verschiedenen Wissensgebiete erlangen möchte: diese Sammlung von kurzen in sich abgerundeten Abhandlungen in handlicher Form wendet sich daher auch ebenso an das lesende Publikum. Massgebend soll bei allem durchaus die schlichte Wahrheit sein, keine Schönfärberei, keine Fälschung oder Uebertünchung des wirklichen Sachverhaltes, keine Entstellung zugunsten irgend einer Partei oder Idee. Nur die Wahrheit soll zu Worte kommen, denn sie ist und bleibt für den Menschen die einzig richtige Lehrmeisterin.

„**Eisselbitten.**“ Roman von Wilhelm Heinrich Michelis. (Berlin SO. 16, Verlag von Georg Eichler.)

Roman ist eigentlich nicht das Hauptwort, unter welchem man diese Schöpfung aus „mehr Wahrheit als Dichtung“ einrangieren könnte. Ein grosszügiges Kulturbild, das im kleinsten Detail das grosse Ziel der Aufklärung und Aufrüttelung ebenso fest im Auge behält, als es bei den grossen allgemeinen Gesichtspunkten stets an das Wirkliche und Mögliche anknüpft.

Alle Leitartikel und alle Wahlreden gegen das kulturfeindliche Junkertum in Ostelbien verblassen gegen die Wirkungen, welche der in steter mitfühlender Spannung gehaltene Leser hier empfindet. Mit Kurt Hermani, dem Sohne des Bureaukraten-Präsidenten bekommen wir Fühlung und Gefühl von der ersten Seite seines Auftretens her. Wie eine aussergewöhnliche körperliche, geistige und sittliche Kraft sich vergebens bemüht den Augias-Stall der grossen ländlichen Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten auszuräumen, das empfinden wir mit flammender Seele. Nicht nur die politische Befreiung und die wirtschaftliche Entknechtung sind die Hebel, mit denen man diese leidenden Auch-Menschen erretten kann, nein, ihre geistig-sittliche Befruchtung mit neuen Lebenszielen muss als dritte im Bunde Zukunftsarbeit leisten. Der sympathische Lichtbringer von Eissenbitten muss die Sünden der Väter und Grossväter dieser dumpfen, stumpfen Arbeitssklaven mitbüssen. Er bringt ihnen reine Gesinnungen entgegen, und die verfuselten Parias verstehen ihn nicht. Er baut ihnen saubere Wohnungen, und sie haben nicht Zeit und Uebung, sie — und sich in ihnen — rein zu halten, er behandelt sie als freie Mitarbeiter, sie aber ducken und bücken sich lieber in alter Knechtseligkeit.

Seine aufgerüttelte Herren-Menschen-Umgebung jedoch spottet über ihn, verachtet oder hasst ihn. Kurt Hermani aber geht unerbittlich seinen Weg. Er zeigt, die alte nationalökonomische Erfahrung hat Recht. Mit den besten Produktionsmitteln, mit dem freiesten und intelligentesten Menschenmaterial lassen sich auch die höchsten wirtschaftlichen Erfolge erzielen. Wir begleiten ihn mit liebendem, starkem Mitgefühl bei seinem fortschreitenden Befreiungs- und Kulturwerke. Wir sehen ihn schon auf dem Berge Horeb stehen, und schauen mit ihm gemeinsam in das gelobte Land der Erfüllung.

Da packt auch ihn das alte Promethiden-Schicksal, Lichtbringen und Schläge bekommen! An den Felsen der konservativen Gewöhnung fesseln sie ihn mit ihren heuchlerischen Notwendigkeitsbanden. Die Geier der Verketzerung und Verleumdung zerfleischen seine edle menschengütige Seele. Ein mit diabolischer Lust ihm angelogener Totschlag bringt ihm sieben Jahre Gefängnisstrafe. Ein einziges Wort hätte ihn befreien können. Seine vornehme Gesinnung verbietet es ihm, ein eifersüchtiges Weib zu kompromittieren, welches seine Schonung durchaus nicht verdient. — Das einzige Wesen aber, welches das Zeug in sich gehabt hätte, mit ihm gemeinsam der Welt zu trotzen, kann er nicht heimführen, da er am Tage seiner Verurteilung im Gefängnis Selbstmord verübt. —

Dieser Selbstmord ist das einzig psychologisch schwache Moment in dem Werke. Ein Mann mit solcher Bärenkraft, voll der stärksten Energie und Zielsicherheit, hätte auch leicht die unschuldigen sieben Jahre Gefängnis überwunden. Seine ungerechte Verurteilung hätte sich bald herausgestellt. Aber auch ohne diese Genugtuung hätte der wirtschaftlich unabhängige Mann der Welt zeigen können, wie man folgerichtig die Landwirtschaft führen, und doch seine Mitarbeiter menschlich behandeln kann.

Aber der Dichter hat wohl sub specie aeternitatis zeigen wollen, wie viele Opfer als Kulturdünger nötig sind, um uns aus der menschlichen Misère herauszuführen. Und unter diesem Ewigkeits-Gesichtspunkte finden wir uns mit wundem Herzen auch in dieses Opfer. Der Beweis, dass es vorangehen kann und muss, ist in glänzendster Weise erbracht. Mit der feinsten Kenntnis von Land und Leuten, verbündet sich die detaillierteste Schilderung aller einschlägigen Verhältnisse und Kombinationen. Man bleibt stets im Banne des Dichters, der das Wirkliche zeigt wie es ist, aber uns den Ausblick nicht versperrt zu glücklicherem Werden und Reifen. Eisselbitten sollte als Volksausgabe in die Gesindestuben und Insthäuser Ost- und Westelbiens hineindringen, um auch diese Aermsten der Armen mit neuem Mut und tüchtigem Vertrauen in die eigene Kraft zu erfüllen.

Waldeck Manasse.

Getrennte Welten. Roman von Clarissa Lohde. (Berlin, Richard Taendler, 1906.)

Ein Roman aus der Berliner Gesellschaft ist es, den uns die gewandte Erzählerin Clarissa Lohde hier bietet. Sie versteht es trefflich, den in den höheren Berliner Gesellschaftskreisen herrschenden Geist lebensgetreu und mit vornehmem Takte vor Augen zu führen und die getrennten Welten lebemännischen Dünkels und wirklicher geistiger und ethischer Werte zu charakterisieren. —*—

Auf klassischem Boden. Roman aus der Zeit König Ottos von Griechenland. Von Clarissa Lohde. 2 Bde. (Berlin, H. Neelmeyer.)

Dieser von der Verfasserin, ihrem Bruder, Professor Dr. Ernst von Leyden, gewidmete Roman macht uns mit dem in dem modernen Griechenland herrschenden Geiste, mit seinen Vorzügen und seinen erschreckenden Auswüchsen in einer Weise bekannt, die bekundet, dass die Verfasserin nicht bloss nach dem Hörensagen schildert und urteilt, sondern nach eigener Beobachtung und Erfahrung. Die bezüglichen Schilderungen sind um so fesselnder, als sie uns in Form eines Romanes dargeboten werden, den wir im Hinblick auf das bestens bewährte Erzählungstalent Clarissa Lohdes allen Freunden einer angenehmen Lektüre ernstlich empfehlen können. —*—

Anthologie des poètes français contemporains. Par G. Walch. Préface de Sully Prudhomme de l'Académie française. 3 vol. (Paris, Ch. Delagrave, éditeur, 1906.)

Diese Anthologie umfasst eine Auswahl aus 250 zeitgenössischen französischen Dichtern, bezw. aus den in den letzten 50 Jahren erschienenen französischen Gedichtbüchern. Die Auswahl der Gedichte ist sehr gut getroffen und jeder Dichter, der darin figuriert, ist mit biographischen und bibliographischen Notizen bedacht. Auch enthält das drei Bände umfassende Werk zahlreiche autographische Beiträge. Man hat es hier mit einem äusserst interessanten und wertvollen Werke zu tun, welches dazu geeignet ist, den Eindruck, den gewisse Auswüchse der französischen Literatur im Ausland hervorrufen, zu verwischen. Dies betont auch Sully Prudhomme in seinem Vorwort, aus dem wir noch die Bemerkung hervorheben wollen, dass all die grossen Fortschritte der modernen Wissenschaft nicht den geringsten Einfluss auf die poetische Inspiration ausgeübt zu haben scheinen. Die Liebe und die mit ihr zusammenhängenden Leidenschaften bilden immer noch das Alpha und Omega der Poesie. „C'est tout comme chez nous", möchten wir deutscherseits dazu bemerken. Ed. L.

Die Arbeit, ein Lustspiel von G. Lust. (Verlag Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig.)

Die Kritik hat dieses Buch, das nicht zu den jüngsten Erscheinungen gehört, recht schlecht behandelt. Sie hat es teils totgeschwiegen, teils ohne Verständnis getadelt. Das hat dieses Werk, das sich Lustspiel nennt, nach heutiger Auffassung aber Komödie heissen sollte, nicht verdient. Seine grossen inhaltlichen Vorzüge drängen die kleinen technischen Schwächen weit in den Hintergrund. „Die Arbeit" ist ein sozialpolitisches Tendenzstück. Und es war indirekt ein Lob für den Autor, dass die Kritik nichts davon wusste. Denn er hat es verstanden, die Tendenz, die sich doch so stark und schlicht in dem Namen des Stückes offenbart, nicht aufdringlich werden zu lassen, wie es etwa bei den beliebten banalen Bühnentiraden des Tages geschieht. Der Dichter hat seinem Helden, dem Direktor Schmied, dem Mann des Schaffens, die grosse Idee in den Mund gelegt. Der Baron, der die Macht des Geldes versinnbildlicht, fährt ihn an: „Was erlauben Sie sich — was sind Sie denn?" — Und der Direktor gibt zur Antwort: „Der Stärkere. — Ich bin mit meinem Wissen und Können ein freier Mann, der selbst und überall — wo es ihm beliebt — Arbeit leisten kann, die ihren Nutzen trägt. — Sie können das nicht, und Ihre ganze Kunst besteht darin, die Arbeit anderer zu missbrauchen." — Das ist ein Programm. Und die Kritik ging daran vorüber! Die Lösung der sozialen Frage vollbrachte Lust wohl nicht, aber er gab seinen Beitrag, und zwar einen ansehnlichen dazu. Darum darf man kleine Fehler entschuldigen. Es sind ihrer nicht so viele. Das Spiel hat Handlung, Leben. Die Personen sind ganz vorzüglich gezeichnet. Freilich, der Held ist zu gut, zu edel, und die Exzellenz sowie der Finanzbaron als Personifikationen des Adels und des Kapitals sind manchmal fast karikiert. Darin eben liegt aber doch des Dichters Absicht, die Arbeit über Adel und Geldmacht zu erhöhen; wie sollte man ihm die Parteilichkeit so übelnehmen. Auch die Frauengestalten des Stückes sind verständnisvoll porträtiert. Einmal mit Liebe und Zartheit, das anderemal mit Spott. Alles in allem: ein Theaterstück, das auf der Bühne wirken müsste, das aber in jedem Falle gelesen werden soll. Otto Born.

Johannes Richard zur Megede. Erinnerungsblätter aus seinem Leben von M. zur Megede. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Ein unvollendeter Roman von R. zur Megede ist in seinem Nachlass aufgefunden worden; die Schwester des Verfassers, Marie zur Megede-Hartog, selbst als hochbegabte Autorin bekannt, trägt sich mit dem Gedanken, ihn vielleicht zum Abschluss zu bringen. Unterdes hat sie eine andere Aufgabe, die ihre Pietät sich gestellt hatte, erfüllt und Erinnerungen an das Leben ihres Bruders in einem schlichten, von tiefer herzlicher Wärme beseelten Büchlein niedergelegt. Der äussere Lebensgang J. R. zur Megedes, über den viele irrtümliche Vorstellungen in Umlauf sind und auch gelegentlich seines Todes in manchen Nekrologen schriftlich fixiert worden waren, ist hier authentisch dargestellt und zugleich ein anschauliches Bild seiner inneren Entwicklung gegeben. Manch neues Licht fällt dabei auch auf seine Romane, und man erkennt, wie so manche ihrer wesentlichen Züge im engsten Zusammenhang mit den persönlichen Lebenserfahrungen des Dichters stehen.

Menschenrecht. Von E. Bauk. (Berlin, Gose und Tetzlaff, G. m. b. H.)

Auf wenigen Seiten wird uns hier das Schicksal eines Menschen geschildert, der aus Eifersucht im aufwallenden Zorn seine Geliebte erschlagen. Er hat seine Strafe, die ihm weltliche Richter auferlegt, verbüsst, doch seine Schuld soll hiermit nicht getilgt sein; zum gefeierten Künstler emporgestiegen, verheiratet er sich, ohne sein Inneres durch ein Geständnis zu entlasten. Diesen Konflikt weiss die bekannte Schriftstellerin mit schlichten Worten bis zur Katastrophe zu steigern.

Der kleine Johannes. Von Frederik van Eeden. Deutsch von Else Otten. 3 Bände. (Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler.)

Ein wunderliches Gewebe aus Tag und Traum, aus Märchenduft und myst'schem Nebel, aus Glück und Leid breitet sich vor uns aus, aber ein Gewebe, dessen hundertfach verschlungene Fäden durch eine Künstlerhand liefen. Der erste Anblick mag befremden; das Bizarre hat keine suggestive Kraft, und das Märchenland des kleinen Johannes ist kein allzu verlockendes Land. Für uns wenigstens, meine ich, hätte es etwas Fremdes. Ich war in Versuchung, das Buch gelangweilt wegzulegen, und ich habe lange Tage gebraucht, um über den ersten Teil hinwegzukommen. Man hat das Empfinden eines willkürlich langen Präludiums, in dem sich das Motiv verliert, um nachher durch geschickte Ueberleitung wieder aufgenommen zu werden. Vielleicht liegt eine Erklärung dafür in dem Umstande, dass die Entstehung des zweiten Teils in eine um Jahre spätere Zeit fällt. Vom Beginne des zweites Buches ab hat man durchweg frisch pulsierendes Leben vor sich Der alte Markus, der Mann mit dem Kinderherzen und dem Prophetenauge, nimmt da den kleinen Johannes bei der Hand und führt ihn durchs Leben, aber nicht so, wie ängstliche Mütter ihre Kinder führen. Dazu eignet sich Johannes auch nicht. Nachdem er Eltern und Tante verlassen und seine Marion gefunden hat, nachdem die beiden wie echte Landfahrerkinder von Ort zu Ort gezogen sind, lehrt sie der Alte neben vielem, vielem anderen: Habt den Mut, die Menschen loszulassen! Und dann vertauscht der Kleine die Strapazen des entbehrungsreichen Wanderlebens mit dem Ueberfluss und dem schalen Prunk in reichem Hause, bis sich die Drei wiederfinden. Markus, verkannt und gehasst, wird ein Opfer seiner altruistischen Liebe, stirbt aber zufrieden als einer, der sein Lebenswerk vollbracht sieht. Und seine jungen Freunde, Johannes und Marion, werden zwei hoffnungsvolle Menschenkinder, die den Markus nicht umsonst zum Lehrer und Wegweiser gehabt haben. Ich weiss, diese meine Skizze ist arm und blass. Die Geschichte des kleinen Johannes lässt sich nicht wiedererzählen. Und wenn Johannes auch im Wachen und Träumen manches romantische Abenteuer zu bestehen hat, wenn wir auch durch einige Szenen direkt an Edgar Allan Poe gemahnt werden, wenn in dem Buche auch gar von indischen Fakiren, von Mahatmas und dergleichen, von plumpen Experimenten des Spiritismus, theosophischen Zirkeln und ihren bornierten Mitgliedern erzählt wird, das ist doch alles nicht das Bedeutsame für den kleinen Johannes, sofern sich überhaupt sagen lässt, welche Erlebnisse eines Menschen für ihn am meisten Wert und Bedeutung haben. Man fühlt, hier geht ein Mann der feinen, erprobten Lebenskunst den grössten und letzten Dingen, den weltbewegenden Problemen nach: Kunst, Wissenschaft, Religion, Sozialpolitik. Es scheint, als ob er darüber stände, als ob er das gute Recht hätte, mit der Geissel der Satire ihre Trugbilder zu zerschlagen. Ganze philosophische Systeme stecken in dieser Geschichte und noch mehr als das: dadurch, dass der Dichter Brücken zum Transscendentalen schlägt, öffnet er uns endlose Weiten. Und in alle diese Weiten greift des kleinen Johannes Leben hinein, aus ihnen allen kommt ihm Erkenntnis und Kraft, dass er seine Bestimmung sieht und erfüllt, wie es Markus tat, in wohltuendem, wirksamem Gegensatze zu der Schar seiner Feinde, die sich zusammensetzt aus Charlatanen, Banausen, Protzen und Dummköpfen. Vielleicht ist es diese Lebenskunst, die van Eedens Buch in Holland populär gemacht hat, vielleicht ist's auch seine Stellung zu dem Milieu der drei so sympathisch gezeichneten Menschen, dem Proletariat. Jedenfalls aber trägt das Buch keine Spur einer auf Sensation gerichteten Absicht an sich, und wenn es sich die Massen erobert hat, so ist das angesichts der Bedeutung, die van Eeden in der holländischen Literatur schon hat, gar hoch anzuschlagen.

R. W. Enzio.

Zeitgenössische Dichter und Denker.*)

(Nachdruck verboten)

(Forsetzung.)

Cajal, Santiago Ramon y, beendigte im Jahre 1869 in Huesca sein Studium der schönen Künste, im Jahre 1873 in Saragossa sein Studium der Medizin und wurde am 6. Dezember 1883 in Madrid zum Dr. medicinae promoviert. Im Jahre 1884 nahm er als Stabsarzt an der damaligen Expedition nach Cuba teil. Am 29. November 1887 wurde er zum Professor der Histologie und der pathologischen Anatomie in Barcelona ernannt. Hier zeichnete er sich durch seine Studien über die Leitung der sensiblen und motorischen Nerven, über den Zellenbau und die Anatomie des Gehirns aus. Verschiedene seiner Schriften, deren er 161 veröffentlichte, sind auch in's Deutsche übersetzt, z. B. sein Beitrag zum Studium der medulla oblongata, des Kleinhirns und des Ursprungs der Gehirnnerven, sodann seine Beiträge zur feineren Anatomie des grossen Hirns u. a. Er ist auch korrespondierendes Mitglied des Vereins für innere Medizin in Berlin, der physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Würzburg, des Vereins für Psychiatrie und Neurologie in Wien usw. Im Jahre 1906 erhielt er mit Prof. Golgi (s. d.) zusammen den Nobelpreis für Medizin.

Cattaneo, Giacomo, geb. am 23. Sept. 1857 in Pavia, Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Genua, hervorragender italienischer Naturforscher. Von seinen zahlreichen Werken seien hier hervorgehoben: „L'analisi e la sintesi morfologica dell'organismo animale" (1880), „L'unita morfologica e i suoi multipli" (1880), „L'ontogenesi" (1889), „Embriologia e morfologia generale" (1895), „I fattori della evoluzione biologica" (1897).

Chamberlain, Houston Stewart, geb. 1855 in Portsmouth, zeichnete sich aus durch seine in deutscher Sprache geschriebenen Schriften über Richard Wagner, sodann durch seine „Parsifalmärchen" und sein kulturgeschichtliches Werk „Das neunzehnte Jahrhundert" aus, in dem er entschieden dem Glauben an die Hegemonie der germanischen Rasse Ausdruck verleiht.

Claretie, Jules, geb. am 3. Dezember 1840 in Limoges, hervorragender Dramaturg und Verfasser zahlreicher Romane, Novellen, Dramen, wie auch kritischer Schriften. Direktor des Théâtre français in Paris. Von geschichtlichem Interesse sind seine Schriften: „Le camp de bataille de Sédan" (1871), „L'Empire, les Bonapartes et la Cour, documents nouveaux" (1871), „La Debâcle" (1871), „Paris assiégé. Tableaux et souvenirs" (1871), „Histoire de la Révolution de 1870/71", „Les Prussiens chez eux" (1872), „Cinq ans après, L'Alsace et la Lorraine depuis l'annexion" (1876).

Dehmel, Richard, geb. 1863 in Hermsdorf (Spreewald), einer der Hauptvertreter der literarischen Décadence in Deutschland, einer der begabtesten Modernen mit mystischem Anstrich, — ein Sprachkünstler, dem man zugestehen muss, dass er die deutsche Metrik in mancher Hinsicht vervollkommnet hat. Auch um die Kinderdichtung hat er sich in Verbindung mit Paula Dehmel verdient gemacht. — Von seinen Dichtungen seien hier genannt: „Erlösungen" (1891), „Lebensblätter" (1895), „Weib und Welt", sodann die Dramen „Der Mitmensch" (1895), „Luzifer" (1899) und das Epos „Zwei Menschen" (1903).

---

*) In dieser Rubrik werden nur solche Schriftsteller berücksichtigt, die entweder auf belletristischem Gebiet Hervorragendes geleistet, oder zur Wissenserweiterung der Menschheit Wesentliches beigetragen haben.

Die Redaktion

Ebner-Eschenbach, Marie von, geb. 1830 als Gräfin Dubsky in Zdislawitz (Mähren), Verfasserin zahlreicher Erzählungen, Parabeln, Märchen und Aphorismen, sowie eines Dramas „Maria Stuart von Schottland“. Dieselbe wusste sich den literarischen Forderungen der Zeit stets anzupassen, wenn auch ohne sich von den Auswüchsen der „Moderne“ hinreissen zu lassen. So kommt es, dass ihren Schriften ein über das Tagesinteresse hinausgehender Wert beizumessen ist.

Echégaray, José, geb. im Jahre 1835 in Madrid, der hervorragendste moderne dramatische Dichter Spaniens, Professor der Mathematik, war zeitweilig Handels- und Unterrichtsminister und erhielt s. Z. den literarischen Nobelpreis. Seine Dramen sind zum Teil auch ins Deutsche übersetzt von J. Fastenrath und in Deutschland zur Aufführung gelangt. Echégaray hat an Stelle des romantischen Dramas das psychologische zur Geltung gebracht und verstand es, bei seinen Landsleuten den Sinn für das Schöne, Edle und Erhabene wachzurufen und zu kräftigen. Von seinen Dramen seien hier erwähnt: „Sic vos non vobis“, „O locura o santidad“, „En el seno de la muerte“, „El gran Galeoto“, „Dos Fanatismos“, „El loco Dios“, „La esposa del vengador“.

Engel, Eduard, geb. am 12. November 1851 in Stolp (Pommern), Prof. Dr. phil., hervorragender Literaturhistoriker und Kritiker. Von seinen Werken sind zu nennen: „Die Psychologie der französischen Literatur“ (1887), „Italienische Liebeslieder“ (1875), „Geschichte der englischen und nordamerikanischen Literatur“, „Französische Literaturgeschichte“ (1902), „Shakespeare“ (1906), „Geschichte der deutschen Literatur“. Die Beurteilung der belletristischen Vertreter der neuesten deutschen Literaturperiode in letzterem Werke kann als meisterhaft bezeichnet werden.

Falke, Gustav, geb. am 11. Januar 1853 in Lübeck, wird zu den Lyrikern der Moderne gerechnet, unterscheidet sich aber von denselben dadurch, dass er nicht nur den Kling-Klang kultiviert, sondern das Hauptgewicht auf den ideellen Gehalt seiner Gedichte legt. Eduard Engel sagt in seiner Deutschen Literaturgeschichte von ihm treffend, er sei „der Dichter des Mittelreiches zwischen Leidenschaft und Verzicht.“ Die Hamburgische Regierung hat Gustav Falke zu seinem fünfzigsten Geburtstage durch Verleihung eines Jahresgehaltes ausgezeichnet. Von seinen Gedichtsammlungen sind zu nennen: „Mynherr der Tod“ (1891), „Tanz und Andacht“ (1893), „Mit dem Leben“, „Hohe Sommertage“. Auch Romane, Märchen und Satiren hat Falke geschrieben, Seine Romane sind betitelt: „Der Mann im Nebel“, „Durchschnitt“, „Landen und Stranden“.

Fitger, Arthur, geb. am 4. Oktober 1840 in Delmenhorst, hervorragender Lieder- und Balladendichter. Seine Gedichtsammlungen „Fahrendes Volk“ und „Winternächte“ könnten sich manche Modernen zum Muster nehmen. Dagegen sind seine Dramen „Die Hexe“ und „Von Gottes Gnaden“ ohne besonderen dichterischen Wert.

Flammarion, Camille, geb. am 25. Februar 1842 in Montigny-le-Roi, berühmter französischer Astronom und Schriftsteller. Schon in seinem 21. Lebensjahre veröffentlichte er sein bekanntestes Buch „La pluralité des mondes habités“ (Die Mehrheit der bewohnten Welten), das vierzig Auflagen erlebte. Zu erwähnen sind auch seine Werke: „Les mondes imaginaires et les mondes réels“ (1865), „Les étoiles et les curiosités du ciel“ (1881), „Astronomie populaire“ (1879), „Le monde avant la création de l'homme (1885).

Foveau de Courmelles, Francois Victor, geb. am 19. Juli 1862 in Courmelles (Département de l'Aisne), hervorragender Elektro-Therapeutiker, Dozent der Elektrotherapie und Radiographie an der Ecole pratique der medizinischen Fakultät in Paris. Dr. Foveau de Courmelles ist der Entdecker der Arzneimittel-Elektrolyse. Auch sind gewisse Vervollkommnungen der Pyrogalvanie und Elektroskopie auf ihn zurückzuführen. Abgesehen davon, hat er sich als medizinischer und literarhistorischer Schriftsteller sehr hervorgetan. Aus seinen zahlreichen Schriften seien hervorgehoben: „Les Facultés mentales des animaux“, „Le Magnétisme devant la loi“ (1889), „L'Hypnotisme“ (1890), „Précis de l'électricité médicale“ (1891), „Traité de radiographie scientifique et médicale“, „Traitement des fibromes par les rayons X“ (1904), „L'Esprit scientifique contemporain“ (1899), „Le Bilan scientifique du XIXe siècle“ (1901).

France, Anatole, geb. am 16. April in Paris, feiner Skeptiker und Dialektiker, der vielfach mit Ernest Renan, Swift u. dgl. verglichen wird. Seine Romane und Novellen sind zum Teil auch ins Deutsche übersetzt worden. Sie sind nicht bloss von poetischem, sondern vielfach auch von kritischem Werte.

Frenssen, Gustav, geb. 1863 in Barlt (Holstein), Pfarrer von Beruf und einer der Hauptvertreter der sog. Heimatskunst oder der Poesie der Biederkeit und Bescheidenheit, einer Poesie, welche weit davon entfernt ist, sich in die Höhen der freien Dichtung aufschwingen zu wollen. Von Frenssens Roman „Jörn Uhl“ sind in kurzer Zeit über 200 000 Exemplare abgesetzt worden, was teils seiner unbestreitbaren Darstellungsgabe, teils dem Bedürfnis der Kreise zuzuschreiben ist, auf welche der Verfasser des „Jörn Uhl“ reflektierte.

Fulda, Ludwig, geb. am 15. Juli 1862 in Frankfurt a. M., gewandter Lyriker, Dramatiker und Sinnspruch-Dichter, am originellsten und geistreichsten in letztgenannter Hinsicht. Zum Verdienste muss es ihm angerechnet werden, dass er sich von den „Modernen“ nicht hat beeinflussen lassen, auf die Gefahr hin, der „Epigonenhaftigkeit“ beschuldigt zu werden. Auch als Uebersetzer aus dem Französischen, Italienischen und Mittelhochdeutschen hat Fulda sich sehr gut bewährt. Für seine gelungenen Uebersetzungen Molière'scher Lustspiele wurde er neuerdings mit dem französischen Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet.

Golgi, Camillo, geb. 1843 in Corteno, Dr. und Professor der Medizin an der Universität Pavia, machte sich besonders verdient durch seine Untersuchungen über den Bau des zentralen und peripherischen Nervensystems, über die Struktur des Gehirns und über das Malariafieber. Er arbeitete in dieser Hinsicht vielfach in Gemeinschaft mit dem Professor Dr. S. Ramon y Cajal von der Madrider Universität und erhielt mit diesem zusammen im Jahre 1906 den Nobelpreis für Medizin.

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

* Eine Sedanrede, die Dr. H. Michelis in Königsberg am 2. September v. J. hielt, hat er jetzt im Verlage der Hartung'schen Buchdruckerei als Broschüre unter dem Titel „Geschichte und Ziele der modernen internationalen Friedensbewegung“ veröffentlicht. Ehe Dr. Michelis diese Schrift erscheinen liess, hätte er sich besser über das von ihm behandelte Thema unterrichten sollen. Denn von der Entstehung der modernen Friedensorganisation selbst weiss er, wie es scheint, gar nichts. Ein

Blick in die „Geschichte der Friedensbewegung“ von Dr. Eduard Loewenthal (Berlin, E. Ebering, 1903) wäre geeignet gewesen, ihm seine Wissenslücken zum Bewusstsein zu bringen. Er misst den Konferenzen der Interparlamentarischen Union, den Welttriedenskrongressen und dem Friedensbureau in Bern grosse Bedeutung bei. Um aber der geschichtlichen Wahrheit die Ehre zu geben, hätte er auch angeben müssen, dass diese Institutionen ihrer Entstehung nach auf die Anregungen Dr. E. Loewenthals zurückzuführen sind. Mit Rücksicht hierauf hiess es in der v. Suttner'schen Zeitschrift „Die Waffen nieder“ (Nov. 1905): „Es dürfte demnach Herrn Dr. Loewenthal in Berlin das Verdienst der ursprünglichen Anregung jener Organisationen zufallen, denen die moderne Friedensbewegung ihren Aufschwung verdankt.“ Das Prinzip der obligatorischen Friedensjustiz, das von Eduard Loewenthal zuerst aufgestellt, von den Friedenskongressen zuerst bekämpft, nach dem Fiasco der Haager Friedenskonferenz aber in ihr Programm aufgenommen wurde, — dieses Prinzip und die sich daran knüpfenden Tatsachen sind für Dr. Michelis gleichfalls ganz unbekannte Dinge. Unter solchen Umständen möchte man auch ihm zurufen: Si tacuisses, philosophus mansisses!

* „Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin.“ Unter diesem Titel hat Dr. Richard Burdinski im Verlag von Rosenbaum und Hart hierselbst einen ausführlichen Bericht über die Vorträge des Jesuitenpater Wasmann und den Diskussionsabend, der sich an jene Vorträge knüpfte, erscheinen lassen. In seinen kritischen Bemerkungen konstatiert Dr. Burdinski die Niederlage Wasmanns. Die gleichfalls nicht einwandfreien Entgegnungen einzelner Sprecher lässt derselbe unberührt. Abgesehen davon wird dieser ausführliche und geschickt ababgefasste Bericht über die bezüglichen Vorträge den zahlreichen Interessenten der darin besprochenen Fragen ohne Zweifel sehr willkommen sein.

* Walter Calé, das ist der Name eines Schriftstellers, der erst nach seinem allerdings sehr frühzeitig erfolgten Tode als solcher bekannt wurde. Seine Freunde waren es, die seine nachgelassenen Schriften veröffentlichten. Gustav Landauer sagt von diesen im „Blaubuch“, es sei „darin nirgends die Spur einer grossen Natur, nirgends ein neuer Ton zu finden.“ Ist das vielleicht der Grund, weshalb man so viel Aufhebens von dem Verstorbenen macht? Oder gehört vielleicht das Totschweigen des Bedeutenden und die Verhimmelung des Unbedeutenden zu den Charakterzügen unserer Zeit? Ed. L.

* Die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin hielt am 31. Januar unter dem Vorsitz ihres Sekretärs Herrn Vahlen eine Gesamtsitzung, in der Herr Landolt über Gewichtsveränderungen bei der Elektrolyse einer Cadmiumjodidlösung mit Wechselströmen las. Der hier auftretende Vorgang besteht in rasch wiederholter Umwandlung von Jod aus dem Jonenzustand in den metalloiden und umgekehrt. Bei sechs Versuchen mit verschiedener Stromdauer liessen die Präsionswägungen der Gefässe jedesmal eine kleine Gewichtsabnahme erkennen, die nahe den Beobachtungsfehlern lag.

* In der deutschen chemischen Gesellschaft (Berlin) hielt Professor A. Werner-Zürich im Hörsaal des Hofmann-Hauses einen Vortrag über das Thema „Untersuchungen über anorganische Konstitutions- und Konfigurationsfragen“. Der Gelehrte, dessen Arbeiten man schon seit Jahren in wissenschaftlichen Kreisen mit Aufmerksamkeit verfolgt, fasste in seinem Vortrag die wesentlichsten Resultate seiner Arbeiten und der Arbeiten seiner Schüler zusammen. Er geht bei seinen Forschungen aus von den komplizierten Metallammoniakverbindungen, deren Konstitution er mit ziemlicher Sicherheit bewiesen hat, und zeigt den Zusammenhang dieser mit den komplexen Metaltverbindungen und den höheren Metallhydraten. — Auf die Konstitutionsbeweise dieser Körper gestützt, unterzieht Werner die Konfiguration anorganischer Verbindungen, das heisst die räumliche Anordnung der Atome im Molekül, einer eingehenden Untersuchung. An der Hand eines umfangreichen experimentellen Materials weist er nach, dass man in der anorganischen Chemie nach den bewährten Methoden der organischen einen Einblick in die Konfiguration der Verbindungen erhalten kann.

* 7. Internationaler Kongress für Physiologie. Am 13. August d. J. wird in Heidelberg der 7. Internationaler Kongress für Physiologie unter Vorsitz des Professors Kossel tagen. Die Sitzungen sind auf drei Tage berechnet.

* Ein Zentral-Institut für Gedanken-Statistik und menschliche Wissenserweiterung mit Sektionen für Philosophie, Kosmologie, Physik, Chemie, Medizin, Soziologie, Technologie und intermundane Forschung wird unter der Leitung Dr. Eduard Loewenthal's sowie unter Mitwirkung der bedeutendsten Gelehrten aller Länder vom 1. Juli ab in's Leben treten. — Das Institut wird auch ein eigenes Organ unter dem Titel „Zeitschrift für Gedanken-Statistik und menschliche Wissenserweiterung“ vom Oktober d. J. ab zunächst vierteljährlich erscheinen lassen.

* Die neue Behandlungsweise der Arterienverkalkung, worüber neulich berichtet wurde, besteht in der d'Arsonvalisation, d. h. der von Prof. d'Arsonval eingeführten Behandlung gewisser Krankheiten durch elektrische Hochspannungs- und Hochfrequenzströme. Die Anwendung dieser Methode zur Bekämpfung der Arterien-Verkalkung ist zuerst von Dr. A. Moutier (Paris) versucht worden, und zwar in Verbindung mit einer bestimmten Diät. Näheres hierüber findet man in den uns vorliegenden Schriften von Dr. A. Moutier, welche betitelt sind: „Traitement de l'artério-sclérose par la d'Arsonvalisation“, „De l'influence de la vieillesse sur la pression artérielle“ (Separat-Abdruck aus den „Annales d'Electrobiologie et de Radiologie“ 1906) und „Le traitement de l'hypertension artérielle par les agents physiques“. Ed. L.

* Der berühmte Chemiker Henri Moissan, Professor der Chemie an der Sorbonne in Paris, der am 10. Dezember 1906 in Stockholm durch Verleihung des Nobelpreises ausgezeichnet wurde, ist am 20. Februar gestorben. In der grossen Oeffentlichkeit ist sein Name hauptsächlich durch seine erfolgreichen Versuche, künstliche Diamanten herzustellen, bekannt geworden. Von grosser Bedeutung sind auch seine Erfolge in der reinen Darstellung des Fluor. Auch die Gewinnung des Calcium-Carbids, des Ausgangsstoffs für das Acetylen, ist sein Verdienst. Von der Deutschen chemischen Gesellschaft würde ihm in Anerkennung seiner Verdienste die Hofmann-Medaille verliehen.

* Marcellin Berthelot, der berühmte Chemiker, den wir noch im vorigen Hefte dieser Zeitschrift unter den hervorragenden zeitgenössischen Denkern aufführten, ist am 18. März in Paris im 80. Lebensjahre gestorben in dem Augenblick, als er vom Tode seiner Gattin Kenntnis erhielt.

* Ueber das Testament des verstorbenen Millionärs Daniel Osiris werden der „N. Fr. Pr.“

zufolge nunmehr folgende Einzelheiten bekannt: Das Vermögen, das nach dem Status vom 1. März d. J. 13 Millionen Francs betrug, hat sich inzwischen auf 16 Millionen erhöht, da eine Anzahl von Aktiven und Grundstücken an Wert zugenommen haben, beziehungsweise zu niedrig geschätzt waren. Die dem Staat zu entrichtende Erbschaftssteuer beträgt sechs Millionen. Von grösseren Legaten, die der Universalerbe, das Institut Pasteur, auszuzahlen hat, seien die folgenden erwähnt: Die Stadt Paris erhält hunderttausend Francs mit der Aufgabe, zweien ihrer grössten Wohltäterinnen, nämlich der verstorbenen Baronin Hirsch und der verstorbenen Frau Boucicaut, Statuen zu errichten. Baronin Hirsch ist durch ihre ausserordentliche Wohltätigkeit bekannt; sie hinterliess ihrerseits dem Institut Pasteur drei Millionen, gründete Schulen in Paris, französische Unterrichtsanstalten im Orient, dotierte eine Anstalt zur Ausbildung von Arbeiterinnen in Andalusien mit fünf Millionen und eine Stiftung für verarmte Adelige mit drei Millionen Francs. Frau Boucicaut war die Gattin des Begründers des Bon Marché; unter ihren wohltätigen Werken ragt vor allem die Gründung des Hospitals Boucicaut hervor, auf die sie zehn Millionen verwendete. — Den folgenden Städten: Paris, Bordeaux, Lyon, Nancy, Arcachon, Bern, Genf, Lausanne hinterlässt Osiris jährliche Renten zur Stiftung von Preisen für Schüler und Schülerinnen ihrer Kommunalschulen; Paris erhält jährlich 2000, die anderen Städte bekommen jährlich je 1000 Francs zu diesem Zweck. — Die „Societé des gens de lettres“ und die „Société des auteurs dramatiques“ erhalten je 20 000 Frcs.; dem Konservatorium ist eine Jahresrente von 5000 Frcs. zur Stiftung von Preisen vermacht: das Weingut Tour Blanche in der Gironde, nahe dem berühmten Château d'Yquem, ist dem Staat zur Errichtung einer önologischen Station und einer volkstümlichen Unterrichtsanstalt für Weinkultur testiert. Endlich hat Osiris alle in seinem Palais enthaltenen Kunstgegenstände dem Staat vermacht; sie sollen zu einem Museum Osiris vereinigt und in einem Gebäude neben dem Schloss Malmaison, das Osiris dem Staat bei seinen Lebzeiten geschenkt hat, aufgestellt werden.

* Die Akademie der Wissenschaften in Turin hat neuerdings die beiden Vallauri-Preise für die Perioden 1907 bis 1910 und 1911 bis 1914 ausgeschrieben. Der erste Preis im Betrag von 28 000 Frcs. wird demjenigen italienischen oder ausländischen Gelehrten zuerkannt, der in dem erstgenannten Zeitraum das bedeutendste Buch auf dem Gebiet der Physik veröffentlicht. — Der zweite Preis von 26 000 Frcs. wird dem Verfasser des besten in den Jahren 1911 bis 1914 publizierten kritischen Werkes über die lateinische Literatur zufallen.

* Universitätsstiftungen amerikanischer Millionäre. In einem französischen Blatte wird folgende Statistik der Stiftungen, die amerikanische Millionäre für die Universitäten des Landes gemacht haben, mitgeteilt. John D. Rockefeller für die Universität Chicago 76 Millionen Francs, Stephan Gerard für das Gerard-College 35 Millionen, Charles Pratt für das Pratt-Institut 18 Millionen, John Hopkins für die John Hopkins-Universität 15 Millionen, A. J. Drexel für das Drexel-Institut 15 Millionen, Leland Stanford jun. für die L. Stanford-Universität 12½ Millionen, Ezra Cornell für die Cornell-Universität 7½ Millionen, die Vanderbilts für die Vanderbilt-Universität 5½ Millionen, Seth Low für die Universität Kolumbia 5½ Millionen.

* Einführung der Lateinschrift in Japan. Wie die „Deutsche Japan-Post“ mitteilt, hat vor kurzem ein Kaufmann aus Tokio dem Verein für die Einführung der Lateinschrift für die japanische Sprache 5000 Yen zu Propagandazwecken übergeben, und es haben sich bereits Zweigvereine in Osaka und Takasaki gebildet. Leider gibt es aber auch Rückschrittler, die von keiner Vereinfachung des komplizierten japanischen Schreibsystems wissen wollen, denn es taucht jetzt in Tokio ein Anti-Romaji-Verein auf, der mit allen erdenklichen Mitteln dem Romaji-Verein entgegenwirken will.

Berliner Theater.

Es sei gestattet, an ein Bekenntnis Albrecht Dürers zu erinnern, der einmal gelegentlich bemerkte, er selbst wisse nicht, was Schönheit sei. Und in der Tat braucht ein schaffender Künstler dies nicht zu wissen; es genügt, dass er die Schönheit schaffen kann, denn das Persönliche ist alles, die Formel nichts. Die Macht der Persönlichkeit, die Originalität schafft neue Werte, und selbst das in seiner Unbeseeltheit Abstossende kann in der Hand des Genies in strahlender Schönheit erscheinen. —

Ein unbekannter Dichter, Schalom Asch, hat in jüdischem Jargon eine Drama verfasst: „Der Gott der Rache“ (als Buch bei S. Fischer, Aufführung im Deutschen Theater). In die tiefsten Gründe des polnisch-jüdischen Lebens führt uns der Autor. Jankel Schepschowitsch, der Besitzer eines Freudenhauses, hat lange Jahre mit seiner Frau Sara, einer gewesenen Dirne, in glücklicher, zufriedener Ehe gelebt. Durch Sparsamkeit hat er ein paar tausend Rubel erworben — aber mehr als sein Geld und sein Leben gilt ihm das Glück seiner Tochter. Riwkele soll ein ehrbares Mädchen bleiben; sie darf die im Souterrain liegenden, der Liebe geweihten Gemächer nicht betreten: auf den Oberstock beschränkt, soll sie in jüdischem Geist und mädchenhafter Keuschheit erzogen, ihre reine Seele bewahren, und einst einen armen, achtbaren Talmudjünger heiraten, damit der Makel der Familie getilgt werde und ihr tugendhaftes Leben die sündigen Eltern entsühne. Allein das Schicksal will es anders. Wie in Halbes „Jugend“ sich das wilde Blut Annchens als stärker erweist als Sitte und Satzung, so vermag auch Riwkele nicht, der Versuchung Widerstand zu leisten. Aber während Halbe die unsichtbare Kirche wirken lässt, bedarf Asch eines sichtbaren Helfers. — Jankel stellt nämlich in dem Zimmer seiner Tochter eine Thora (jüdisches Gottesbuch, heilige Lade) auf, die Riwkele vor der Versuchung schützen soll. Jedem ästhetischem Gefühl muss das Unterbringen des Heiligsten in einem Freudenhaus als widerlich und als eine Verletzung des guten Geschmacks erscheinen. Und in der Tat scheint mir hier der Dichter eine ausserordentliche Plumpheit und Taktlosigkeit begangen zu haben. Wohl gelingt es ihm, als die aus dem Elternhause in die Arme der Sünde entflohene Tochter wieder zurückkehrt wohl gelingt es ihm da, in rührenden Worten des Vaters Seelenschmerz zu schildern, der die Thora aus seinem befleckten Hause zu entfernen bittet; allein auch über dem wirkungsvollen Abschluss des Dramas vergisst man nicht den Mangel an Zartgefühl und an Herzensbildung, den ich dem Verfasser vorwerfe. Die Aufführung dieses Werkes, das uns ein neues Talent offenbarte, ist immerhin ein hohes Verdienst Reinhardts. — Verdienstvoll war übrigens auch die Aufführung von Gogols „Revisor“. Die Schilderung der käuflichen Beamten, die uns der Dichter in dieser klassischen Satyre bietet, darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Wenn ich mich auch der Inhaltsangabe enthalte, muss ich doch feststellen, dass ich eine so bis in die kleinsten Einzelheiten vollendete Darstellung dieses Werkes bisher noch nicht gesehen habe. —

Das Kleine Theater hat durch die Aufführung zweier Dramen wieder bewiesen, dass die Direktion ebenso viel Wert auf die Entfaltung der Bühnenkunst als auf die literarische Bedeutung des Dichtwerks legt. Das vieraktige Schauspiel „Die Kralle" (la griffe) von Henri Bernstein, das wieder einmal zeigt, wie eine junge Frau ihren älteren Gatten betrügt, ist nach der altbekannten Methode Sardouscher Bühnenkunst konstruiert und enthebt mich daher weiterer Betrachtung, zumal mir ein literarisches Blatt für die Würdigung schauspielerischer Kunststückchen nicht recht geeignet erscheint. Wesentlich anders verhält es sich mit dem Spiel „Allerseelen" des Holländers Hermann Heijermanns, das den Kampf eines Geistlichen gegen Dogma und Vorurteil schildert. Die arme Rita ist mit ihrem neugeborenen Kind vor der Pfarrerwohnung besinnungslos zusammengebrochen. Da hat sich der Dorfpfarrer Nansen ihrer in Liebe erbarmt. Das Kind wurde einer Bäuerin anvertraut und für die arme Kranke eine Pflegerin ins Haus genommen. Allmählich erwachen nun die Lebensgeister der Schwergeprüften. Eine innige Dankbarkeit erfüllt sie dem Priester gegenüber, der ohne nach ihrer Herkunft zu forschen, ohne sich um ihre Rechtgläubigkeit zu kümmern, ihr seine Arme geöffnet hat. Allein in der Parochie keimt offener Aufruhr und Empörung. Man hat in Erfahrung gebracht, dass der Ehe Ritas der kirchliche Segen fehlt, und darum muss sie und ihr Kind ehr- und rechtlos sein. — Pfarrer Bronk, der auf Seiten der Orthodoxie steht, bekennt sich offen zu den Gegnern seines Amtsgenossen, die nun zu Tätlichkeiten übergehen. Der Pöbel zieht lärmend vor die Wohnung des Pastors, wirft ihm Steine durch das Fenster und ist erst zufrieden, als infolge einer Anzeige Bronks beim Bischof die Absetzung Nansens verfügt wird. Inzwischen ist das schwächliche Kind Ritas gestorben. Als die Mutter sich in ihrem Jammer von dem unschuldigen Wesen, das um ihretwillen soviel Trauriges leiden muss, nicht losreissen kann, stiehlt man ihr die kleine Leiche, um sie in ungeweihter Erde hinter Kirchhofmauern von den Händen ihrer Feinde begraben zu lassen. Nansen zieht nun einsam in die Ferne. Sein Gewissen gibt ihm Lebenskraft und Lebensfreude, denn er hat die Ideale eines edlen Menschentums hochgehalten. Sein Gegner indessen, Pfarrer Bronk, der unter der Macht des Dogmas gebeugt einherschreitet, bleibt im Hinblick auf Nansens Liebestat mürrisch und gebrochen zurück. „Der eine Mensch ist für den anderen sein Gewissen." (Nietzsche, Morgenröte.) Das Gewissen aber mahnt den Priester an das gewaltige Fest Allerseelen, da Gott Gericht hält über die lebenden Toten und die toten Lebendigen. —

Mit einfachen Mitteln hat der Dichter in klarer, knapper Form ergreifende Bilder dargestellt. Der Schmerz und die Seelenangst der Mutter, die gläubige Freudigkeit des Priesters, der Fanatismus des Pharisäers, die Beschränktheit der Dörfler, — all das ist in scharf umrissenen Charakteren treffend zum Ausdruck gebracht. Und doch fehlt dem Werke der grosse befreiende Zug, die Sehnsucht nach der Erlösung, die aus den Banden der Gottesknechtschaft die freie Menschheit emporhebt zum ungetrübten Genuss der alles verklärenden Schönheit und Freude.

Max Kirschstein.

Münchener Theaterbericht.

Es ist merkwürdig: Der Laie denkt immer, es bereite einem Kritiker die höchste Freude, wenn er einen unschuldigen Autor „abschlachten" könne. Zweifellos gibt es ja ein Messer der Kritik; aber das ist kein Schlachtmesser, eher das Messer des Arztes, der mit kundiger Hand die verborgenen Schäden erschliesst und die eiternden Geschwüre vom gesunden Körper entfernt. Und in Wirklichkeit empfindet ein Rezensent die aufrichtigste Freude beim Betrachten eines echten Kunstwerkes, an dem es wenig oder gar nichts zu tadeln gibt. Ein solches Werk ist z. B. die Einakterserie „Das stärkere Leben" von Hans Müller, die in diesen Tagen ihre Uraufführung im Kgl. Residenztheater zu München erlebte. Vier Einakter, die in Varianten die einfache Wahrheit beweisen, dass das Leben, das lebendige Leben sozusagen, eben immer den Sieg davonträgt. — Zuerst ein Drama: Napoleon sucht von St. Helena zu entrinnen. Allein das Leben — als eine mächtige Gewalt gedacht und in mehreren Menschen personifiziert — ergreift gegen ihn Partei; Zufälle spielen mit und — der Versuch wird vereitelt. — Im zweiten Stück gewinnt ein junger Komponist die Macht des Lebens für sich, nicht etwa weil er ein besonderer Lebenskünstler ist, sondern weil ihn eben die gewöhnlichen Zufälle des Lebens retten. — Aehnlich ist es im nächsten Akt: Auch hier ein Künstler, ein Maler der Träger der Hauptrolle. Er scheint zu Anfang vom Leben gänzlich besiegt, zu Boden gedrückt, er scheint aller äusseren Interessen bar, resigniert und nur noch der Kunst ergeben zu sein: Da tritt das Leben für ihn ein; ohne dass er einen Finger zu rühren braucht, siegt es für ihn und gibt ihm das frühere Glück, den früheren Segen in verdoppeltem Masse zurück. — Und das letzte, ein Lustspiel, zieht das gleiche Problem ins Lächerliche. — Verstehe ich den Verfasser recht, so will er sagen: „Du glaubst, das Leben zu beherrschen; aber seiest du auch noch so gross, das Leben ist stärker wie du, und kämpft es nicht für dich mit seinen willenlosen Werkzeugen, so bist du verloren trotz deiner eigenen Kraft. — immerhin ein Gedanke, der es verdiente, einmal dichterisch behandelt zu werden. — Was die Zeichnung der Charaktere anlangt, so hätte ich manches Unwahrscheinliche zu bemängeln und in der Diktion fiel mir hin und wieder eine Stelle auf, an welcher Schiller — die Modernsten der Modernen scheinen den Mann neuerdings doch gnädigst anerkennen zu wollen — Pate gestanden; indes im grossen und ganzen ragt das „Stärkere Leben" doch über das Mittelmass bedeutend hinaus.

Weit schwieriger und gefährlicher ist die Kritik des „Krieg" von Robert Reinert, dessen Uraufführung im Schauspielhause stattfand. Die Tendenz ist pacifistischer Art. Im übrigen zweifelt ja kein klardenkender Mensch auch nur einen Augenblick daran, dass dieser allgemeine Abrüstungsplan in der Theorie ganz leicht durchführbar, sobald man aber praktisch an ihn herantritt, unter den jetzigen Umständen unerbittlich ins Land Utopia verwiesen werden muss. —

Inhalt haben die „Dialoge in drei Abteilungen" — keinen, sie sollen auch keinen haben; ebenso spricht keiner abfällig über das Stück, wer es etwa grauenhaft nennt, dem soll es grauenhaft sein; wir sollen erschaudern bei dem Anblick und — Anhören der schwerverletzten Soldaten, die allmählich in ihren Gesprächen alle zu dem Endresultat gelangen, dass der Krieg ein Unding sei. Die Kalauer, mit denen der Verfasser die zweite Abteilung ausschmückt, die in der philiströsen Heimat spielt, sind alt und obendrein herzlich schlecht. Das tragische Ende macht einen ziemlich komischen Eindruck. Mit einem Wort, der literarische Wert des Stückes ist nicht hoch anzuschlagen. Ebenso wenig könnte ich behaupten, dass der ästhetische Eindruck besonders erbaulich war; auch arbeitete der Herr Verfasser manchmal mit etwas veralteten Theatercoups, die ungefähr aus der Zeit der Romantiker Houwald, Müller usw. stammen und sich dazumal, vor 60–70 Jahren, ja auch ganz gut anhören mochten. Die Nuancierung und Charakterzeichnung lässt viel zu wünschen übrig und meistens bleib Reinert im Allgemeinen und Schablonenhaften stecken. Beifall verdiente nur die glänzende Regie und die nicht minder ausgezeichnete Darstellung, die meines Erachtens einzig und allein das Stück vor einem ausgesprochenen Misserfolg bewahrt haben. J. M. Sch.

Aus den Literarischen Vereinen.

* Die Literarische Gesellschaft in Köln kann mit grosser Genugtuung auf ihr vierzehntes, am 22. März abgeschlossenes Vereinsjahr, dem nur noch die Krönung durch die Blumenspiele am 5. Mai fehlt, zurückblicken. Der 1. März bescherte uns den Vortrag von Johannes Schlaf (Weimar). Seine Meisterschaft, Seelenzustände zu schildern, wie er es in den Skizzen „Die Ehre“ und „Gerechtigkeit“ tat, hielt uns in ihren Banne, und der Dichter musste auf Verlangen noch „Seebilder“ hinzugeben, die nach den vorhergegangenen düsteren Gemälden sehr erfreuten. Als vorzüglicher Sprecher und ausgezeichneter deutscher Stilist erwies sich am 15. März der in Dresden ansässige Venezolaner Professor Freiherr von Locella, der uns neuitalienische Schriftstellerinen von Mathilde Serao bis zur Grazie Deledda vorführte und den gleichen Beifall in Köln fand, wie im vorigen Jahre auf dem Neuphilologen-Kongress in München. Seinen damaligen Vorsitzenden, den Professor an der Handelshochschule in Köln, Dr. Arnold Schröer, hatte er jetzt bei uns zum bewundernden Zuhörer. Mit einer Huldigung an den Genius Friedrich Hebbels, den grössten deutschen Dichter nach Goethes Tode, wurde am 75. Todestage Goethes die Reihe der diesjährigen Wintervorträge durch die zweistündige Vorlesung von Siegfrieds Tod aus Hebbels gewaltiger Nibelungen-Trilogie durch den Meister-Rezitator Karl Mayer (Köln) geschlossen. Er hatte mit geschickter Hand Kürzungen angebracht und verstand es durch den Ton seiner klangvollen, bald markigen, bald sanften Stimme die einzelnen Gestalten vortrefflich zu charakterisieren. Die zahlreiche Zuhörerschaft war aufs tiefste ergriffen durch die Kunde von dem allzu frühen Hinscheiden der erst 34 jährigen Kölner Schriftstellerin Delta Zilcken, deren Name und Wirken unauflöslich verknüpft ist mit der Literarischen Gesellschaft in Köln, über deren geistiges Leben sie während eines ganzen Dezenniums als Vorgängerin Carl von Perfalls in der „Kölnischen Zeitung“ berichtete. Gross aber war die Freude darüber, dass selbst der Papst einen Preis für die diesjährigen Kölner Blumenspiele, und zwar für das beste Gedicht auf die heilige Elisabeth gestiftet habe, und dass eine erlauchte Tochter der Wartburg, die Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar-Eisenach, Frau Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, die Königin unseres der heiligen Elisabeth und dem Sängerkrieg auf der Wartburg geweihten Festes vom 5. Mai sein würde und dass dieselbe zu ihrer Vertreterin die Frau General von Boehn, geb. von Beaulieu-Marconnay (Berlin) ernannt habe. J. F.

* Leipziger Schriftstellerinnen-Verein. Die Monatsversammlung am 4. März war dem Andenken der verdienstvollen Mitbegründerin des Vereins Louise Otto Peters gewidmet. Ein Lebensbild der Verstorbenen haben Auguste Schmidt und Hugo Rösch in den biographischen Volksbüchern, Leipzig, R., Vogtländers Verlag, 1898, unter dem Titel: „Louise Otto Peters, die Dichterin und Vorkämpferin für Frauenrechte“ erscheinen lassen. Von der literarischen Regsamkeit des Vereins zeugen eine Reihe Neuerscheinungen von Mitgliedern, die der Vereinsbibliothek von den Verfassern zum Geschenk gemacht wurden. Es sind dies: „Veilchenblätter“, eine grössere Gedichtsammlung von Elisabeth Schmidt (Verlag für Kunst, Literatur und Musik, Leipzig), Gedichte von Marie Eisselt, sowie „Das Kleeblatt“, „Die Nachbarskinder“, von Elilla Bagge, (Verlag von Georg Wigand, Leipzig.) Von Anna Die (Zittau), erschien wieder ein stattlicher Band Gedichte unter dem Titel „Zu Freude und Trost“)(Verlag von Ludwig Ungelenk, Dresden). Marie Holmquist, Cassel, sandte ihre stimmungsvollen Gedichte: „Most“ (Verlag von C. Victor, Cassel). Elsa von Wehren hat ihre Gedichte „Einsamkeiten“ im gleichen Leipziger Verlag, wie Elisabeth Schmidt veröffentlicht und Lina Weiss, Stareberg, überraschte durch ein Bändchen humoristischer Gedichte. Die Vereinsgenossin Elise Krömer-Schäfer in Speier hat ihrer Vaterstadt eine gemütsvoll humoristische Gedichtsammlung unter dem Titel: „Hischtoridede vun Speier“ gewidmet, welche im dortigen Verlag von A. Michelsen erschienen ist. Ausserdem sind für die Bibliothek noch eingegangen: „Und wieder die Schwiegermutter“ von Elisabet Thielemann; „Der lutherische Charakter in Goethes Faust“ von Dr. Richard Degen etc. Den Schluss der Vorträge bildeten mehrere Gedichte von Anna Dix (Zittau) aus „Kinderfreund“ und „Cornelia“ und eine Novelle von Marie Eisselt, in Abwesenheit der Dichterin von Elisabet Thielemann vorgelesen. Für die nächste Versammlung am 8. April hat Herr Dr. Bernhard Rost (Leipzig) wieder einen interessanten Vortrag zugesagt. — Vorsitzende des Vereins ist gegenwärtig Frau Professor Mathilde Clasen-Schmid.

Eingegangene Bücher.

Spruchwörterbuch. Von Franz Freiherrn v. Lipperheide. In 22 Lieferungen. (Berlin W. 35, 1906.)

Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Ein Grundriss der modernen Plastik und Malerei. Mit 250 Abbildungen. Von Dr. Berthold Daun (Charlottenburg Georg Brückner).

Die deutsche Dorfdichtung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von Louis Lässer (Salzungen, L. Scheermessers Hofbuchh. 1907).

Aussprüche Friedrichs des Grossen. Aus seinen Werken gesammelt von Rudolf Eckart (Dresden, G. Kühtmann, 1907).

Grossstadt-Dokumente. Bilderstürmer in der Berliner Frauenbewegung. Von Dr. Ella Mensch. 5. Aufl. (Berlin, Herm. Seemann Nachf.)

Der Weltverkehr. Von Albrecht Wirth (Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten u. Löning).

Der Arzt. Von Ernst Schweninger (Frankfurt a. M., Lit. Anst. Rütten u. Löning).

Die Zeitung. Von J. J. David (Frankfurt a. M., Lit. Anst. Rütten u. Löning).

Dichter der Gegenwart im deutschen Schulhause. Charakteristiken nebst Proben. Von R. W.

Enzio (Langensalza, Schulbuchhandlg. von F. G. L. Gressler, 1905).

Unwürdig und Unfähig? Ein Kampf um die Ehre und die Unabhängigkeit der Justiz. Von Landgerichtsrat Emil Theisen (Elberfeld, A. Martini u. Grutefien, G. m. b. H.).

Ueber den Handschuh. Schauspiel aus dem fernen Osten in 4 Aufzügen. Von Franz Woas (Wiesbaden, Verlag der „Werkstatt", 1906).

Cyprian. Schauspiel in 5 Akten. Von Otto Hinnerk (Zürich und Berlin, Arnold Bopp, 1907).

Frühe Gefährten. Erzählungen von Marie Klerlein (Jauer i. Schl., Oskar Hellmann).

Paul Gerhardt, Historisches Charakterbild von Fritz Blachny, Diakonus (Wittenberg, B. Wunschmann, 1907).

Unter Kiefern und Schloten. Oberschlesische Geschichten von Paul Albers (Jauer i. Schl., Oskar Hellmann).

Oberschlesische Sagen. Nacherzählt von Paul u. Hildegard Knötel)(Leipzig und Kattowitz, C. Siwinna-Phönix-Verlag, 1907).

Der Mittler. Roman von Walther Nithack-Stahn (Halle a. S., J. Frickes Verlag).

Sein und Schein. Ein Band Lyrik von Karl Fessel (Lyrik-Verlag, NW. 21).

Genussmittel — Genussgifte? Von Dr. med. W. Röttger. Mit einem Vorwort von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Albert Eulenburg (Berlin W. 35, E. Staude, 1906).

Ausfidelen Ehen. Fünf heitere Akte. Von Schmidt-Carlo (Leipzig, Verlag für Lit. Kunst u. Musik, 1906).

Neue Gedichte von Helene Waldaestel. (Leipzig, Verlag f. Lit., Kunst und Musik, 1906.)

Gedichte von Hermann Graef. (Leipzig, Verlag für Lit., Kunst und Musik, 1906.)

Johannes Schlaf. Ein Beitrag zur Psychologie der modernen Literatur. Von Kurt Rotermund. (Magdeburg, K. Friese, 1906.)

In besseres Land. Die Maulkorbgeschichte des preussischen Pessimisten Kurt Boeck. (Zürich u. Leipzig, Th. Schröters Verlag, 1907.)

Heimatbilder. Von Jeanette Baltzer. (Hanau, Clauss u. Feddersen, 1907.)

Fritz Stavenhagen. Eine ästhetische Würdigung von Adolf Bartels. (Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlag — H. Ehlers — 1907.)

Auf klassischem Boden. Roman aus der Zeit König Ottos von Griechenland. Von Clarissa Lohde. 2 Bde. Zweite Auflage. (Berlin S. 59, H. Neelmeyer.)

Getrennte Welten. Roman von Clarissa Lohde. (Berlin W. 50, Richard Taendler, 1905.)

Zonen Nevel. Gedichten door W. van Weide. ('s Gravenhage, van der Haar u. van Ketel, 1903.)

Stille Geluiden. Gedichte door W. van Weide. ('s Gravenhage, van der Haar u. van Ketel, 1903.)

Sturm und Stille. Dichtungen von Kiel-Hoffmann. (Selbstverlag, Hoffmann, Kiel, 1906.)

Dem heutigen Heft liegt ein Prospekt des Lotus-Verlag in Leipzig bei, auf welchen wir hiermit besonders hinweisen.

Aus Traum und Sehnsucht. Neue Gedichte von Karl Bienenstein (Leipzig, Verlag f. Lit., Kunst und Musik.)

Von Dr. Eduard Loewenthal erschienen in meinem Verlage folgende Schriften:

Grundzüge zur Reform und Codification des Völkerrechts. 2. Auflage. Preis: 1 Mark.

Die Schrift ist gleich nach ihrem ersten Erscheinen (1871) auch in's Französische und Englische übersetzt worden und hat für alle Interessenten der modernen Friedensbewegung ein hervorragendes Interesse.

Organische Neubildung und Regeneration oder: Die Biologie im Lichte der Fulgurogenesis. Preis 50 Pfg.

Der Verfasser zieht in dieser Schrift sehr bedeutsame biologische Konsequenzen aus seinem System des Naturalismus und und aus seiner Fulgurogenesis-Theorie. Philosophen und Philologen, aber auch sonstige Interessenten der Lehre vom Leben werden sich der Lektüre dieser Schrift kaum entziehen können.

Das Radium und die unsichtbare Strahlung, aufgeklärt durch die Fulgurogenesis-Theorie. Preis 25 Pfg.

Das Wesen des Radiums bezw. der unsichtbaren Strahlung wird hier in Zusammenhang gebracht mit der Erklärung der Entstehung unseres Sonnensystems und der Weltenbildungsprozesse überhaupt, welche nach Eduard Loewenthals Fulgurogenesis-Theorie nicht in allmählicher Entwickelung, sondern in einem blitzartigen Ex- und Implosionsakte sich vollziehen. Das Radium und die radioaktiven Stoffe im allgemeinen sind danach als Stereotypien des Implosions- oder des inversiven Strahlungszustandes anzusehen, in welchem die betreffenden Stoffe im Momente des Werdeaktes unseres Sonnenorganismus sich befunden haben. Dieser Hinweis möge genügen, um das Interesse zu begründen, welche auch diese Schrift des rühmlichst bekannten Verfassers beansprucht.

Wahrer Monismus und Schein-Monismus. Preis: 50 Pf.

Berlin, W. 57. Otto Dreyer.

Manuskripte von Romanen, Novellen, Dichtungen
auch Zweitdrucke, übernimmt zu günstigen Bedingungen für di
Buchausgabe und bittet um Zusendung zur Durchsicht
Berthold Sturms Verlag, Dresden-A. 16
Zöllnerstrasse No. 40

Die Gräfl. v. Baudissin'sche Weingutsverwaltung, Nierstein a. Rh. 1042

bringt zum Versand
ihre hervorragend preiswerte Marke:
1904er Niersteiner Domthal
Probekiste von 12 Fl. Mk. 15.00
frachtfrei jeder deutsch. Eisenb.-Station gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages
In Fass von 30 Ltr. an bezogen p. Ltr. M 1.00
Fracht ab Nierstein zu Lasten des Empfängers

An gut empfohlene Herren sind Vertretung. zum Verkauf obig. Marke zu vergeben.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr ;;;

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831
Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS: Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt

Nummer 8 Mai 1907 77. Jahrgang

Das „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“ ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen, im Ausland speziell durch nachstehend angegebene Verkaufsstellen. Amsterdam, Gebr. Schroeder, Rokin 50; Antwerpen, J. Mertens-Somers, 26 rue de la station; Basel, Bahnhofsbuchhandlung; Bern, J. Beck, Lorrainestr. 8; Brüssel, Dechenne fils, Galerie de Roi; Bukarest, F. Veith, Stradia, Saturn 19; Genf, Librairie universelle rue du Mont Blanc 11; Haag, Kioskonderneming; London, A. Siegle; 30 Limestreet und Librairie universelle 48 Highstreet; Madrid, Librairie-Baillière; New York, International News Company; Paris, Kiosques No. 50, Bld. Montmartre No. 32, Bld. des Italiens; Rom, Chiosco Piazza di Spagna; Shanghai, Max Noessler & Co., Nanking, Road 38; Tokyo (Japan), Nankodo, No. 8, Kiridoshi-Sakamachi; Wien, H. Goldschmidt, Wollzeile 11; Zürich, Kioske Quaibrücke- und Bellevueplatz

Neue deutsche Dramen.

Von Hans Franck.

III.

Auch dieser Bericht mag, gleich dem vorigen, mit der Vorstellung eines bisher so gut wie unbekannten Dramatikers begonnen werden. Doch der, von dem ich diesmal rede, ist kein eben den Jünglingsjahren entwachsener Mann, er steht schon auf des Lebens Höhe. Seine Dramen liegen alle Jahre hindurch vor. Doch haben sowohl die Bühnen wie das Publikum sich kaum um sie gekümmert, obwohl ein unvergleichliches Werk darunter ist. Doppelt, dreifach Anlass, also, das Versäumte, so weit es noch angeht, gut zu machen.

Eduard Stucken (als Spross einer bremenser Kaufmannsfamilie 1865 in Moskau geboren) liess sein Erstlingswerk Yrsa 1897 bei S. Fischer (jetzt wie alle übrigen Dramen des Künstlers im Dreililienverlag) ausgehen. In ihm hatte der Künstler sich noch nicht gefunden. Diese umgekehrte, gehäufte Oedipusgeschichte — ein Vater heiratet, ohne es zu wissen, seine Tochter, ein Bruder besitzt die eigne Schwester — wollte eine Tragödie sein und war nichts als eine Schauermär, in der die Handlung mühselig der Enthüllung zugerollt wird. Auf sie, nicht auf die Menschen ist alles eingestellt. Ungeschickt im Aufbau, durchweg platt in der Form, lediglich geglückt in der Wiedergabe der Atmosphäre ist es ein echtes Erstlingswerk.

Um vorwärts zu kommen, machte Stucken einen Umweg. Er suchte in seinen Balladen (1898, S. Fischer, Berlin) mit vielen schönen Zeichnungen von Fidus, seinen Stil zu finden. Sie sind deshalb mehr Formstudien, in denen das Wort die Gestaltung überwiegt, als Stücke von selbständigem Wert geworden, stark zerflossen, ohne nötige Konzentration, mit schönen Stellen, aber ohne Formbeherrschung. Der Balladenband enthält ausser einem Eposfragment das Drama Wiesegard, das bisher allein von Stuckens Werken auf einer Bühne erschien (Wien, Intimes Theater). In ihm ist das mit den Balladen Errungene verwertet. So steht es auf der Grenzscheide und ist von dem Künstler mit Recht als eine Ballade in fünf Akten bezeichnet worden. Das auf sehr primitive Motive gestellte Stück gibt sich anfangs durchaus dramatisch. Den Kampf, den die Mutter mit der Tochter um den gemeinsamen Liebsten führt, packt trotz der rohen Mittel, mit denen er geführt wird. Doch je weiter es dem Schlusse zu geht, desto mehr löst sich alles auf und am Ende ist Stucken bei der reinen Ballade angelangt. Dass dies Hin- und Hergondeln zwischen zwei Formen die Wirkung des Werkes stark beeinträchtigen muss, liegt auf der Hand. Nun nach langem Ringen gibt Stucken mit seinem Mysterium Gawan (1902, Berlin, S. Fischer) die erste vollwertige Dichtung. Mit ihr fand er zugleich den lebensvollen Stoff und seine eigenartige Form. Was wenigen gelang, vollbrachte Stucken, die Tafelrunde König Artus lebendig zu machen. Wie eine Legende mutet uns dies Abenteuer Gawans an, der den schwersten aller Kämpfe, den mit dem als grünen Ritter erscheinenden Tod besteht, nicht ohne kleine Verfehlung, aber doch siegreich. Mutter Maria rettet den tapferen Ritter, der eine Nacht bei dem Tode zu Gast war, aus dessen Klauen. Milde klingt das Kampf- und Versöhnungsstück aus:

Du hast das Leben besiegt und den Tod überwunden,
Dein seliger Geist schmiegt sich an Christi Wunden,
Wer durch Sünde und Todesgrauen hindurchgegangen,
Ist wert, den Gral zu schauen und den Kelch zu empfangen.

Die in wundervolle Verse gekleidete Dichtung lässt die alten lieben Schatten der Heldengestalten im Kreise König Artus' wieder auferstehn, sie gibt Stummen die Sprache wieder. Freilich ein voll ausgewachsenes Drama ist Gawan nicht, eine dramatisierte Legende, ein Ausschnitt aus einem modernisierten Ritterroman, ein hin und wieder opernhaftes Erlösungsgedicht, alles, nur kein rundes Drama. Und so fürchte ich, dass die Zuschauer, wenn Gawan auf der Münchener Hofbühne erscheinen wird, von ihm enttäuscht werden. Das Drama Stuckens heisst Lanvâl (1903, Dreililienverlag, Berlin). Neben ihm müssen alle anderen Werke des Künstlers verblassen. Auch dies Werk entstammt dem Artuskreise. Doch ist das, was für Gawan wesensbestimmend ist, hier eine Aeusserlichkeit. Lionors, die Nichte König Artus', liebt den edlen Lanvâl. Er ist ihr herzlich zugetan. Doch als er die Schwanenjungfrau Finngula belauscht, verliert er an diese sein Herz und verlässt die irdische Geliebte. Er erringt die Himmlische, so sehr sie ihn warnt. Ihre Worte verhallen im Wind. So schliesst der liebedurstige Mensch mit dem schneeweissen Gespenst das Bündnis. Lanvâl muss sein Wort geben, dass er zu keinem Menschen von der Gefährtin seiner Nächte sprechen will. Nun kommen die seligen Nächte der Liebe. Doch die Wirklichkeit streckt ihre Krallen nach Lanvâl aus. Finngula weiss, dass der Geliebte ihr unterliegen wird und sie erst im Traumland ganz eins werden. Sie sagt es Lanvâl, dass er sein Versprechen brechen, dass er sie verraten wird. So lebhaft er es zurückweist, es geschieht. Langsam Schritt für Schritt kommt die Wirklichkeit. Ein Angriff auf seine Ehre zwingt Lanvâl, ins Leben zu treten. Er kehrt nicht wieder. Man treibt ihn durch hundert Mittel, bis er sein

Geheimnis preis gibt und Finngula ruft, um sich zu retten, um seinen Worten Glauben zu erzwingen. Aber sie, die den leisesten Bitten sonst Folge leistete, erscheint nicht trotz alles Flehens. So wird Lanvâl irre an ihr, an sich, am eignen Erlebnis. Er glaubt sich betrogen. Alles erscheint ihm als Lug, Trug und Traum. So reicht er nicht als Treuloser, sondern als halb Irrer Lionors, der Treuen, die Hand und fordert in vermessenem Tone ein Zeichen, den Glauben an das Vergangene wiederzugewinnen. Doch auch das Menetekel nimmt ihm den Hohn nicht. Da tritt ein schwarzer Ritter ein. Lanvâl kämpft mit ihm und erschlägt statt des Todes — Finngula. Grell lacht er auf zum Himmel und stösst sein Erdenweib von sich. Jemand greift nach dem Schwert und ersticht ihn. Wahr wird, was Kindermund kündete:

Du lässt die glückselige Wunde erst dorten, dorten,
Wenn dich der heilige Leichnam als Leichensühne
Mit sich in das stille Reich nahm, das ewig grüne,
Wo das Mädchen vom Manne geküsst wird ohne Gram,
Ohne Sehnsucht, ohne Gelüst, ohne Sünde, ohne Scham!
Und doch sagen wir dir zur Busse — gib Acht, gib Acht!
Du folgst ihr auf dem Fusse ans Ufer der Nacht!
Bevor die Lerchen singen und Frühröten glänzen,
Entfliegt deine Seele auf Schwingen jenseits neuer Grenzen
Und wandert an Blumenseen in Totenschuh'n; —
Du wirst sie wiederseh'n in Avelun!

Man weiss nicht, was man mehr bewundern soll an dieser echten, von keinem märchenfremden Grübeln beschwerten Märchentragödie, die Führung des Geschehens, die Gestaltung oder die künstlerische Form. Stucken verwendet, wie die Proben zeigen, einen freien mittwegs und am Ende gereimten Fünffüsser. Eine geradezu unerhörte Fülle an Worten, Bildern und Reimen steht ihm zu Gebote. In diesen Versen ist ein Rauschen und Klingen, das zauberhaft wirkt und es durchaus begreiflich macht, dass Lothar in seinem Buch über das moderne Drama der Gegenwart (bei Georg Müller, München) Hofmannsthals Künste neben dieser strömenden Sprache als blutlos und leer empfindet. In der Tat hat Stuckens Vers einen blendenden Reichtum, eine strotzende Fülle, eine unendliche Mannigfaltigkeit, eine schier unbegrenzte Biegsamkeit. Der ungeheure Reimvorrat, den die gewählte Form fordert, wird spielend aufgebracht. Und gerade vor diesem Werk scheint die Bühne sich zu fürchten. Hoffentlich findet sich nun, nachdem das Drama drei Jahre als Buch vorliegt, bald die Bühne, die es mit ihm wagt.

Hans Müller, ein österreichischer Autor, hat sich, nachdem er mit Gedichten, (Dämmer 1900 und Die lockende Geige 1904) debütierte und in seinem Novellenband „Das Buch der Abenteurer“ glänzende Proben seines Könnens gab, nun auch mit seiner neuesten Sabe „Das stärkere Leben“ (Egon Fleischel u. Co., Berlin 1906) dem Drama zugewandt. Dieser Einakterzyklus des jungen Brünner Poeten zeigt, dass ihm das reiche, spielende Können leicht Gefahr bringen kann. Mit nur einer Ausnahme kommen diese Einakter von der Literatur her und sind auch Literatur geblieben. Alle vier sind durch das Grundmotiv von der Uebermacht, der Narrenmacht des Lebens, dem selbst die Heroen erliegen, gut verknüpft. Die Sieger zu sein glauben, sind Sklaven, Narren des Lebens., Mehrfach wird es in den Versen zum Ausdruck gebracht. Als Dichtung kommt von den vier Stücken lediglich das erste „Der Brand der Eitelkeiten“ in Frage. Savanarola steht im Mittelpunkt. Der grosse Eiferer ist der Liebe erlegen. Das Leben war stärker als er. Am Scheiterhaufen der Eitelkeiten sieht das Volk den Vergötterten in seiner menschlichen Nacktheit und wendet sich fort. Der Einsame wird reicher an Erkenntnis seinen Weg wandeln und sich dem Leben opfern. Hier sprudeln in der Tat die Quellen der Poesie. „Die Stunde“ ist nicht mehr als eine dramatisierte Anekdote, wie sie wohl ein Kammerdiener über seinen Herrn zum Besten gibt. Napeleon, der alt geworden ist, wird auf Helena in einer Stunde gezeigt, in der er die Narrenmacht des Lebens fühlt. Doch nichts Grosses, nichts Groteskes, nichts Tragisches leuchtet hervor aus ihr. „Die Blumen des Todes“ stehen ganz unter Schnitzlerschem Bann. Alles Geschehen ist nur da, damit darüber geredet werden kann: gewandt, geistvoll, spielerisch, literaturmässig., Diesmal unterliegt das Leben, noch dazu einer schwachen Frau. Hell ist der Ausklang und damit der Uebergang geschaffen zu der Burleske „Der Troubadour“. Auch sie ist ohne Schnitzler nicht denkbar. In ulkiger Weise auf einer grotesken Verwechselung aufgebaut, wird die Frage ventiliert, wer stärker ist für des alten Professors junges Frauchen, die Literatur oder das Leben. Die Antwort gibt der Gesamttitel. Doch ist für Hans Müllers Buch diesmal leider die Literatur mächtiger gewesen als das Leben. Er sollte mehr in dieses hineinschauen als in jene.

Ein schwäbischer Dramatiker.

Von Th. Ebner.

Der Name des Mannes, von dem die nachfolgenden Sätze handeln sollen, ist in neuerer Zeit mehrfach genannt worden, zum letzten Male anlässlich der Aufführung seines Bauerndramas „Der Herrgottswarter“ in Berlin. Heinrich Lilienfein, um den es sich dabei handelt, ist meines Wissens seit langer Zeit der erste Schwabe, der um einen Platz auf der modernen Bühne ringt, und wenn man an ihm auch sonst nichts zu loben hätte, — schon der hoffnungsfrohe Mut und das gesunde Selbstbewusstsein, mit dem er in die Schranken tritt, würden Anerkennung und Förderung verdienen. Denn das ist nicht zu verkennen, das Drama von heute und die schwäbische Eigenart literarischen Schaffens stehen einander so gegensätzlich wie nur irgend möglich gegenüber. Das Beharren auf althergebrachten Formen und Ideen, das Festhalten an der kalssizistischen Schablone auf der einen, und auf der andern Seite das kecke Erfassen und Ausgestalten von Fragen unserer Zeit, die schon als solche eine gänzliche Umformung des dramatischen Begriffes nach aussen und innen voraussetzen. An Missgriffen einer mit allerlei Unklarheiten sich überstürzenden Willkür hat es ja in diesem neuen Entwicklungsprozess des modernen Dramas bekanntlich nicht gefehlt. Der Ideologe und der Routinier machten ihre Rechte geltend, und langsam nur brach sich die Erkenntnis Bahn, dass ein diese beiden Richtungen einigender Weg gefunden werden müsste, wenn man auf greifbare und dauernde Erfolge rechnen wolle. In Schwaben stand man diesem Gären und Drängen nach neuen Gedanken in neuer Form lange Zeit ohne viel Teilnahme und Verständnis gegenüber, und auch heute noch hat man offenbar nur wenig Neigung, an dieser Kulturfrage mitzuarbeiten. Hängts damit zusammen, dass sie aus dem Norden kommt, und schon deswegen einem althergebrachten Misstrauen begegnet? Liegt der Grund dafür in einer geistigen Bequemlichkeit, die alles Neue nur verdrossen betrachtet? Ueber die Tatsache einer schwerfälligen Indolenz kommen wir hier, wie auf manchem anderen geistigen Gebiet bei dem Schwaben nicht hinweg, und mit ihr hängt wohl auch hauptsächlich die kühle Aufnahme zusammen, die Heinrich Lilienfein mit seinem literarischen und vorzugsweise dramatischen Schaffen bis jetzt in seiner schwäbischen Heimat gefunden hat. Und doch ist er einer von denen, die in ernstem Ringen mit sich selbst und dem Geiste ihrer Zeit ihre Kraft erproben und damit beweisen, dass sie etwas zu sagen haben und es sagen wollen. Man muss in einem Calcul über Lilienfeins literarische Zukunft dieses „Wollen" als einen der bedeutendsten Posten einstellen. Es ist für ihn, nachdem er in seinen beiden Dramen „Kreuzigung" und „Menschendämmerung", sowie in seinem novellistischen Erkenntnisbuch „Modernus" sich gewissermassen mit sich selbst auseinandergesetzt, und aus der Dämmerung sozialpolitischer Spekulation den Weg zur Klarheit nüchterner Erfassung und Durchführung der praktischen Lebensfragen gesucht und gefunden hat, bestimmend nur das Streben, Idee und Form zu einer unlösbaren Einheit zu verschmelzen und damit seinem Schaffen eine Grundlage zu geben, auf der ihm eine befriedigende Lösung des dramatischen Problems für Gegenwart und Zukunft möglich ist. An diese Lösung aber tritt Lilienfein nicht mit schillerndem Wortschwall, sondern mit dem Ernst des philosophischen Denkens heran. Er steht im Beginn seines literarischen Schaffens noch zum guten Teil in der Gefolgschaft Nietzsches und seiner literarischen Verkündiger. Aber er fühlt selbst am deutlichsten dass er mit den ethischen und sozialen Phantasien derselben keine festen Gestalten bilden, keine Wege finden kann, die ihn zum Begreifen und zur tätigen Teilnahme an den Forderungen der Menschenpflicht führen. So sucht er in heissem Ringen, von dem sein „Modernus" beredtes Zeugnis ablegt, nach dem dauernden Halt in dem jagenden Wechsel der Lebenserscheinungen. Nach dem unsicheren und halb träumenden Umhertasten und Ausproben mühsam zusammenkonstruierter Theoreme, die vor der rauhen Wirklichkeit kläglich zusammenbröckeln, treibt es ihn unerbittlich vorwärts der Erkenntnis zu, dass nur der zum Frieden mit sich selbst kommt, der nicht die Widersprüche des Daseins zertrümmern, sondern ihnen die Kraft und den Mut der Treue gegen sich selbst als die von allen Zweifeln befreiende Macht gegenüberstellen will und kann. Das ist das Leitmotiv, auf welches seine beiden neueren Dramen „Maria Friedhammer" und „Der Berg des Aergernisses" gestimmt sind. Das Halbdunkel grüblerischer und tatenscheuer Reflexion über die Sünden des Lebens an dem Einzelnen, ein Teil unvergorenen Uebermenschentums und ein Teil Hamlet-Stimmung in „Kreuzigung" und „Menschendämmerung", der Schrei nach der Befreiung vom Weibe um der Kunst willen und die ohnmächtige Verzweiflung über das Scheitern aller Menschheitsideale an der brutalen Wirklichkeit sind Etappen in dem dichterischen Entwicklungsgang Lilienfeins, deren Spuren sich bei jedem ernsten Talent finden und finden müssen. Ohne den mehr oder weniger schmerzlichen Prozess einer gewissen ethischen Selbstzersetzung geht es ja freilich dabei nicht ab. Sie ist eine Kraftprobe auf das Selbstvertrauen, das jedem Strebenden eigen bleiben und ihm helfen muss, in allen Wandlungen seines allmählichen Werdens seine Eigenart zu wahren.

Der Niederschlag einer solchen Gährung realisiert sich bei Lilienfein in der Lehre von jener opferfreudigen Liebe, die scheinbar im Kampfe mit der Selbstsucht und dem starren Fanatismus unterliegend, doch die Siegerin ist, weil sie nach Zielen weist, die zu den Höhen eines reinen und freien Glaubens an die ewigen und göttlichen Lebensmächte führen. In solcher frohen Zuversicht klingt das Drama von Maria Friedhammer aus, die Geschichte einer Familie, in der blinder Eifer um den Buchstabenglauben und die Tradition Mutter und Tochter von dem seiner Gewissensfreiheit sich freuenden Vater trennen möchte, und ein junges blühendes Menschenleben als Opfer erhält. Diese Lehre möchte auch das andere Werk Lilienfeins, „Der Berg des Aergernisses" predigen. Pfarrer Heinzius, der Held dieses Dramas, der, um seine Rettungsanstalt vor dem Ruin und seinen Pfleglingen den Glauben an seine selbstlose Güte zu retten, zum Verbrecher wird und das ehrliche Bekenntnis seiner Schuld mit dem Tode büsst, ist ja freilich keine einwandsfreie Gestalt. Es liegt ein krankhaft-hysterischer Zug in diesem sorglosen Hoffen auf übernatürliche Hilfe, und man muss sich, um sich damit zurechtzufinden, daran erinnern, dass dem Schauspiel ein wirkliches Begebnis zu Grunde liegt, dessen Träger in der Tat an sich selbst, an seinem weltfremden Vertrauen auf den endlichen Sieg seiner idealen Ziele zu Grunde ging. Gegenüber der Einheitlichkeit in der dramatischen Handlung von „Maria Friedhammer", die darum auch von tiefer Wirkung bleibt, macht sich hier zudem wohl als Folge eines da und dort allzu reichen Beiwerks von allerlei Episoden eine gewisse Unruhe und Zersplitterung des Grundgedankens im Laufe der Handlung bemerkbar, die dann freilich in dem Schlussakt durch die energische Herausbildung desselben wieder aufgehoben wird. So rückt Lilienfein auch hier seinem Ziele, dem restlosen Aufgehen der Idee in der straff und stramm gespannten Form um einen bedeutsamen Schritt näher, und beweist damit, dass es ihm bei seinem ganzen Schaffen nicht um flüchtige Stimmungsmacherei, sondern vor allem anderen um das Streben nach einem geistigen und in nachhaltiger Anregung gegenseitig fördernden Rapport zwischen dem Dichter und dem Publikum zu tun ist. Also gewissermassen auch eine jener erzieherischen Aufgaben, mit deren Lösung sich so manche Kulturströmung unserer Zeit verknüpft.

Mit seinem neuesten Drama „Der Herrgottswarter" hat Lilienfein in Berlin nicht den Erfolg gehabt, den er mit allem Recht von dieser eigenartigen und kraftvollen Schöpfung erwartete. Aeussere Umstände mancher Art mögen dabei mitgewirkt haben. Der Dialekt vor allem und dann das kleine schwäbische Kolorit, der starre und enge Bauerneigensinn und der ganze Dunstkreis einer in armseligen Traditionen befangenen Menschenklasse, stehen zum grossen Teil fremd und unverstanden vor einem Publikum, das an eine ganz andere dramatische Kost gewöhnt, sich nicht bemüssigt sah, dem Neuartigen unbefangen gerecht zu werden. Und doch steckt in dem Helden dieses Dramas mit seinem unerschütterlichen Glauben an Gottes Rache und Vergeltung eine starke Wucht, die auch nicht durch manche Unwahrscheinlichkeit der Handlung in ihrer Wirkung lahm gelegt wird. Jedenfalls aber zeigt auch der „Herrgottswarter" Lilienfeins, dass man ihm nicht den Massstab einer flüchtigen Mitternachtskritik anlegen darf. Wollen und Leben heissen für den Dichter die Devisen seines Schaffens. Aber Leben ist Drängen und Streben in die Weite, ist der Mut, das Alte dem Neuen zu opfern, und nicht rückwärts zu sehen, wenn man die Hand an den Pflug gelegt hat, in dessen Furchen man den Samen der Zukunft streut. Nur kein trockenes und gewalttätiges Schematisieren dessen, was freies Geistesgut sein soll. „Idealismus und Realismus, Naturalismus und Symbolismus" sagt Lilienfein in seinem schönen Büchlein über den badischen Dichter Vierordt, „und wie sie noch alle heissen, die vielumstrittenen, vielbeschwatzten Ideen, sind nichts als klingende Schellen. Werfen wir endlich diesen Plunder, den die deutsche Prinzipiensucht genügsam durcheinandergesotten hat, ohne ihn schmackhafter zu machen, zum alten Eisen. Nur die Persönlichkeit in der Kunst, nur das Ich, das imstande ist, seine eigene Welt zu schauen, zu bewerten und zu gestalten. Wir „Modernen" sind durchdrungen vom Recht und der Bedeutung der Persönlichkeit. Persönlichkeit heisst die Welt mit eigenen Augen schauen, und das Leben nach eigenem, selbstbegrenzten Willen meistern oder mindestens meistern wollen. Was vom Leben gilt, gilt von der Kunst. Wo sind die Persönlichkeiten, die ein solches einheitliches Weltbild nicht nur in sich tragen, sondern uns in Wort und Ton, in Farbe oder Stein klar und unzweideutig erschlossen haben? Allzu zahlreich sind sie jedenfalls nicht. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, dass trotz aller schönklingenden und scheinbar tiefssinnigen Reden, die wir gerade auf dem Gebiet der literarischen Kritik zu hören bekommen, diejenigen selten sind, die diese Aufgabe nicht nur als Dilettanten, im Nebenamt und kraft ihrer Mitgliedschaft zu irgend einem literarischen Klub, sondern mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erfassen und darauf ihr Urteil über sich und andere bilden. Aber wir sind nach alle dem, was wir von Heinrich Lilienfein bis heute kennen, überzeugt, dass er zu diesen wenigen gehört. Und wir, die wir ihn den unsrigen nennen, dürfen stolz darauf sein, dass in ihm sich einer von denen gefunden, die sich nicht traumselig in die Einsamkeit einspinnen, sondern frisch und kräftig hineingreifen in das Gewühl des Lebens mit all seinen Schroffheiten und Widersprüchen. Irrtümer und Missgriffe bleiben auch ihm nicht erspart. Aber er strebt aufwärts nach der Höhe. Und die Arbeit, die er tut, ist ihm eine Pflicht, die eines arbeitsvollen Lebens wert ist.

Aus Vergangenheit und Gegenwart.

In der Gegenwart macht sich wiederum die Sehnsucht nach dem Unbekannten geltend, die die moderne Weltanschauung für bereits überwunden hielt. Es scheint, als sei unsere Moral zu schwach geworden und suche daher im Ueberirdischen eine Stütze, oder als bedürfe der von der Wissenschaft unbefriedigte Verstand einer mystischen Weltverklärung. So ist eine Entfremdung von allem Rationalistischen zu Stande gekommen, das Vertrauen auf die Macht des Willens ist geschwunden und der romantischen Sentimentalität ist ein Triumph ohne Gleichen bereitet worden. Merkwürdiger Weise ist man aber nicht zur bewährten katholischen Lyrik zurückgekehrt, sondern der Paroxismus des Gefühles, dem es mehr um die Erneuerung der Mode und um eine Sensation zu tun war, wandte sich dem Buddhismus zu.

Die moderne Entwicklung hat von jeher mehr die Nerven als die Seelen beeinflusst. Das Leben erschuf Virtuosen im Nervösen und der Buddhismus wurde nach einem treffenden Worte Bahrs die Religion der Dekadence, weil er die Religion der Nerven ist. Ein moderner Romandichter, Karl Gjellerup geht in seinem neuesten Roman „Der Pilger Kamanita" (bei Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.) so weit, zu fordern, dass der Buddhismus deutsch unter Deutscehn blühe. Allein, mag auch die künstlerische Wirkung seiner edlen Dichtung noch so tief sein, unsere Seele sehnt sich nicht nach den Gestaden, wo sie sich in Nichts auflöst, sondern wir hoffen am Ende unserer Erdenpliigerfahrt zum All zurückzukehren. — Es liegt mir fern, bei der Beurteilung des Kunstwerks allein die ethische (moralische) Seite zu betonen. Ich will vielmehr feststellen, dass der Legendenroman von tiefem Wissen und von fleissiger Beschäftigung mit der indischen Götterlehre und der indischen Art der Erotik zeugt, ess gibt ein echtes Bild budhistischer Lebens- und Weltanschauung und trägt somit viel dazu bei, das Ziel zu verwirklichen, das der Dichter anstrebt: dem Buddhismus Anhänger zu werben. — In folgendes Gleichnis kleidet der Dichter seine Predigt: Kamanita, der Sohn eines reichen Kaufmanns, lernt auf einer Geschäftsreise die schöne Rasitthi kennen und lieben. Das Schicksal trennt die Liebenden, denn Kamanita wird auf der Heimreise von Räubern gefangen, seine Rückkehr verzögert sich durch das Herbeischaffen des Lösegeldes, und als er nach langer Zeit sich entschliesst, die gefährliche Reise nochmals zu unternehmen, um seine Liebste heimzuführen, kommt er gerade in dem unglücklichen Augenblick in der jubelnden, blumengeschmückten Stadt an, da sein glücklicher Nebenbuhler die in ihrer sehnsüchtigen Trauer noch immer wunderliebliche Jungfrau als Gattin in sein Haus führt. — Nun heiratet Kamanita auf Wunsch seines Vaters zwei Frauen, die ihm indessen durch ihre Streitsucht das Leben vergällen. Allein bei einer günstigen Gelegenheit entflieht er dem Gekeife der Händelsüchtigen, entsagt seinem Reichtum und seinem Wohlleben um als armer Pilger den Seelenfrieden zu finden. denn Buddha seinen Gläubigen verheisst. Seine Sehnsucht treibt ihn in weite Fernen. Als er schliesslich in der Hütte eines Hafners den Herrlichen trifft und ihm sein Leben erzählt, vermag er sich nicht mit den Trostworten des ihm unbekannten Greises zu begnügen. Er will fort, da er erfährt, Buddha sei in der Nähe, aber da er den Jüngern begegnet, die ihren Meister suchen und nun in sehnsüchtiger Hast dem Göttlichen entgegen eilen will, wird er von einem toll gewordenen Stier mit den Hörnern angerannt und zu Tode verwundet, ehe er Buddha seine Huldigung dargebracht hat. Wohl erwacht Kamanita in dem Paradies des Lotusweihers und darf glückverklärt an der Seite seiner Geliebten durch den Himmel des hunderttausendfachen Brahma gleiten, aber während die katholische Mystik eine ewige Seligkeit verheisst, mit endlosem, freudevollen Frieden, sehen wir den Sohn der buddhistischen Religion schliesslich im ewigen Nirwana vergehen. — Wir sehen ferner: nur eine Sensation vermag der Buddhismus uns zu bieten; für das Sentiment reichen die jüdisch-christlichen Bekenntnisse völlig aus. Indessen möchte ich denen, die sich über die Lehren des Buddha informieren wollen, die Schriften v. A. P. Sinnet, Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus, Leipzig, J. B. Hinrichs und Suthadra Bickshu, Buddhistischer Katechismus, Braunschweig, C. A. Schwetschke nennen. —

Erwies sich der Roman Gjellerups neben seinem dichterischen Zweck als eine propagandistische, tendenziöse Arbeit, so ist das Legendendrama „Moses", eine fünfaktige Bühnendichtung von Carl Hauptmann, (bei Georg D. W. Callwey, München), ein wahrhaft poetisches Werk, dem jede Nebenabsicht fern liegt. Die Gestalt des Gottesknechtes, wie ihn die Bibel nennt, hat sich freilich bisher gegen jede dramatische Behandlung gewehrt. Sie ist zu übermächtig, um im Laufe eines Theaterabends erschöpft zu werden und bei aller Ehrerbietung vor dem meisterhaften Versuch Hauptmanns muss ich gestehen, dass ein volles Gelingen dem ernsten Streben und der herzlichen Hingabe noch immer nicht völlig beschieden war. — Der Dichter hat sein Werk nach symphonischen Gesetzen angelegt. Fern glauben wir die leise Totenklage der ägyptischen Mütter zu hören, die ihre von Jahwe dahingerafften Erstgeborenen beweinen — ihr antwortet der Jubelgesang der Jsraeliten: „Im Feuerbusche bist du Mose erschienen, Jahwe, grosser Jahwe! Die Heimat hast du verheissen. Wir ziehen aus der Knechtschaft." (Akt 1.) Das Siegeslied ist verklungen, Moses ist auf den Sinai gestiegen, um der leiblichen Freiheit die geistige folgen zu lassen. Seine 40tägige Abwesenheit hat die unzufriedenen Elemente gestärkt, und wo einst der Siegespsalm erklang, hört man jetzt die psalmodierende Klage: „Leer ist des Moses Wort und leer ist seine Verheissung! Vierzig Tage liess er uns schmachten! Vierzig Tage in der brennenden Glut der Wüste! Vierzig Tage im heulenden, reissenden, eisigen Nachtwind!" — An allen Enden des Lagers ein Wiederhall dieser Wehklage. Aus der Ferne, wie ein Wechselsang: „Gib uns die Götter, die uns einst satt machten, Gib uns die Götter der Aegypter, Gib uns die goldenen Bilder!" Und nun erwachen die Sorgen, die Alten und die Jungen geben der lang unterdrückten Verzweiflung Raum, die Symphonie der Klage braust mächtig daher, bis Aaron durch die Aufrichtung des goldenen Stieres dem Wehgeschrei des Volkes ein Ende macht. Während der Prozession der Götzendiener erscheint Moses — „wie erstarrtes Steinbild so ragt Moses." Er hält die Steintafeln fest an sich gepresst. Seine Mienen sind bleich. — Und dann, als er von Zorn übermannt, die heiligen Tafeln zerbricht, entringt sich seiner Seele der Klageruf: „Warum denn hast Du mich so gar verblendet, das halsstarrige Volk also zu lieben, dass ich erbebe jetzt bei diesem Frevel und doch nicht wage, Deiner Rache Macht hernieder jetzt zu rufen?!" — Der Treubruch und Verrat beugen seine Seele nieder und doch zweifelt er nicht an dem Volk, dessen Erwählung Gott beschlossen hat. (Akt 2.) — In der Oase in Paran wird das Gotteszelt errichtet. In rührender Liebe naht sich jung und Alt, um Jahwe Gaben darzubringen, edle Steine, Purpurgewänder, goldene Spangen und die Seele des Moses weitet sich, da er die Treuherzigkeit sieht, mit der sein Volk die Opferspenden darbringt. Und des Volkes Jubel vergrössert sich noch, als die Kundschafter aus dem gelobten Lande heimkehren, die mit schwerem Gange an Stangen Trauben und Früchte tragen. Allein die Stimmung schlägt plötzlich um, als Josua der Ueberzeugung Ausdruck gibt, mit Gottes Hilfe würden die Israeliten die Feinde leicht besiegen. Die Feigheit lässt die Bewohner als unüberwindliche Riesen erscheinen, und ein Tumult gegen Moses bricht aus, ein Tumult gegen Gott und gegen seine Verheissung. — Das Gotteszelt verschwindet in der Wolke, Donner und Blitz bricht herein, und während das Volk auseinander flieht, und der Platz um das Heiligtum völlig leer wird, sieht man im Schwinden der Wolke Moses betend vor Gott auf dem Angesicht liegend. (Akt 3.) — Der vierte und fünfte Akt des Werkes, die ich gerne für die Bühne in einen Akt zusammengezogen sähe, zeigen, dass in das leicht erregbare Sklavenvolk ein mannhafter, vertrauender Geist eingezogen ist. Aaron wird zu den Vätern versammelt und die Nachkommen der oft mit dem Herrn Hadernden werden dem verheissenen Lande entgegengeführt. Moses, ein achtzigjähriger, greiser Beduine darf seine Blicke indessen nur an der Jordanaue ersättigen, über der im sonnigen Glanze die Lerchen jauchzen — zeigen darf er den Führern „die leis schimmernden, herrlichen Tale, worin die Väter ruhen, Abraham im Haine Mamreh, auch Isaaks Gebeine und Jakobs auch — wohin sich Joseph sehnte, dass er den Söhnen hiess: Nehmt, wenn ihr heimkehrt, die letzten Knochenreste auch von mir, mit euch zur Heimat." — An der Pforte seiner Sehnsucht muss der Gottesmann Abschied von seinem Volke nehmen, seine Sendung ist erfüllt, — und während er auf den Höhen des Nebo mit Gottes Todesengel Zwiesprache hält, verklingt unten im Tal der Chorgesang der nun von Josua ihrem Ziel entgegengeführten Israeliten: „Im Feuerbusche bist du Mose erschienen, Jahwe, grosser Jahwe! Die Heimat hast du verheissen! —" Diese Wiedergabe kann bei weitem nicht allen dichterischen Schönheiten des Werkes gerecht werden. Aber aus den Zitaten wird man sich vielleicht einen ungefähren Begriff von der herrlichen Dichtung machen können, die ich gern am Kgl. Schauspielhaus aufgeführt sähe. —

Auf der Grenze zwischen Legende und Spiel steht „Hagith", ein Einakter aus einem Zyklus „Das stärkere Geschlecht" von Felix Dörmann (bei Dr. Wedekind u. Co., Berlin). Aehnlich wie der arme Heinrich kann auch ein alter orientalischer König nur sein Leben verlängern, wenn eine reine Jungfrau ihm ihr Herzblut opfert. Aber während Ottogebe, Herrn Heinrichs klein Gemahl, bei Hauptmann mit Freuden für ihren armen Herrn ihr Leben dahingibt, dieser aber in Demut abwehrt und so durch göttliche Gnade die Heilung als ein Geschenk für seine Demut erhält, zeigt sich Dörmanns König als Egoist, und auch die Jungfrau erscheint viel zu sehr von irdischer Liebe zu dem jungen Königssohn erfüllt, als dass sie für die himmlische Freude zugänglich wäre. Am Ende stirbt der König, und auch Hagith wird auf Befehl des Priesters zu Tode geführt, ohne dass wir irgendwie von dem Bühnenspiel ergriffen werden, an dem lobenswert eigentlich nur die schönen Verse sind. — Als das stärkere Geschlecht erscheint dem Dichter das weibliche; dies wird uns in den drei folgenden Einaktern klar, die uns in die Welt des Allzumenschlichen führen. Der Einakter „Die Ueberflüssigen" schildert den vergeblichen Liebeskampf eines Jünglings. Der Sohn eines berühmten Bildhauers wird von der Gesellschafterin seiner Mutter, die er herzlich liebt, aus seinem Traumleben aufgerüttelt. Er entsagt seinem Nichtstun und widmet sich ernster Arbeit, denn er hofft, auf diese Weise Künstlerruhm und Liebe zu erringen. Aber wie sein Werk von der Jury zurückgewiesen wird, so muss er auch die Enttäuschungen seiner Liebeshoffnungen erleben. Denn Marianne liebt nicht ihn, sondern seinen Vater, der in der jugendlichen Liebe des reinen Mädchens wieder aufzuleben hofft. (Man sieht, ein ähnliches Motiv wie in der „Hagith".) Leider beugte sich Marianne dem gesellschaftlichen Vorurteil, und so wird ein wertvolles Menschenleben nutzlos zerbrochen. — „Der Mäcen", eine einaktige Satire zeigt wiederum den Triumph des Weibes. Die schöne Werra, die einem jungen Maler Modell und Liebste geworden, verlässt ihren Freund, der sie auch rechtlich zu seinem Weibe machen will, unbedenklich, um sich einem alten, reichen Wüstling hinzugeben. Der Maler tröstet sich freilich rasch genug, und auch der alte Herr wird früher oder später sich leicht der Liebesbürde entledigen; Werra aber wird im Triumphzug durch die Welt des Vergnügens jagen, denn solange die Sonne der Jugend scheint, ist ja dem „stärkeren Geschlecht" Glück und Glanz zu eigen. — Der vierte Einakter „Der schlaue Jaromir" zeigt uns an einer harmlosen Episode, die Verschlagenheit des weiblichen Geschlechts. Ein Adoptivkind hat seine Adoptivmutter verführt — und mühelos erreicht, was seinem Adoptivvater bisher misslungen. Nun, wo der alte Herr Vaterfreuden entgegensieht, für deren Urheber er sich hält, ist die Mission des schlauen Jaromir erledigt. Der Mohr hat seine Arbeit (nicht Schuldigkeit, Herr Dörmann) getan, der Mohr kann gehn. Der Verfasser wollte sein Publikum offenbar nur mit harmlosen Plaudereien unterhalten. Die vier Einakter sind hübsch angelegt und recht interessant, ermangeln aber jeder tieferen Bedeutung.

Anders verhält es sich mit Otto Julius Bierbaums grossem Zeitroman „Prinz Kuckuck, Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wohllüsdtlings" (bei Georg

Müller, München), von dem bisher zwei Bände, bezw. 965 Seiten vorliegen. Natürlich ist eine ausführliche Wiedergabe des interessanten Buches von vornherein ausgeschlossen. Nur ein verhältnismässig kurzer Inhaltsbericht mag den Freund der Bierbaumschen Muse entschädigen. Der kleine Felix, der Sohn der spanischen Jüdin Sarah und zum Teil eines russischen Fürsten, zum Teil auch eines bayerischen Musikgewaltigen — zuweilen weiss man das ja nicht genau, wird unter Bauern aufgezogen — allein durch einen Zufall von einem reichen, kinderlosen Snob adoptiert. Seine Erziehung, die aus ihm einen Herrenmenschen im Sinne Nietzsches machen, ihn über kleinliche Armut erheben soll, erweist sich als völlig verfehlt. Das Lernen und die Wissenschaft überhaupt, ja jede Arbeit wird spielerisch betrieben; aus einer Münzensammlung soll er Geschichte und Sprachen, aus den Dingen des Alltags den Wert der Vergangenheit entnehmen. Dazu kommt, dass sein Eigendünkel durch Verzärtelung übermässig gestärkt wird, und so wird er ein selbstgefälliger, eitler, seelenloser Komödiant. — Ein Zufall fügt es, dass auf einer Bergpartie seine Adoptiveltern verunglücken. Sie stürzen ab und werden tot heimgebracht, während Felix gerade seinen Rausch ausschläft. — Für den künftigen Erben von zehn Millionen beginnt nun eine schwere Schule. Er kommt unter die Vormundschaft seines Oheims Jeremias Kraker und dessen Ehefrau Susanna, streng protestantischen Fanatikern, denen der Atheismus und die heidnische Lebensauffassung der Verstorbenen ein Gräuel ist. In den kleinlichen Verhältnissen des Hamburger Bürgerhauses fällt das Herrentum seiner Erziehung rasch von ihm ab. Den Ueberrest seines Taschengeldes, einige tausend Mark, verbirgt er im Schrank, ebenso die kostbare Münzensammlung, und in der fast armseligen Ausstattung seines Zimmers entwickelt er sich nach dem Wunsche seiner neuen Verwandten zu einem frommen Christen und einem getreuen Schüler des biederen Pastors Südekum. Seine Aufsätze, die einst heidnisch-hellenisches Uebermenschentum atmeten, sind nun von religiösen Redewendungen erfüllt, und nichts als ein Abklatsch der mehr oder weniger beschränkten Professorenweisheit. Der Herrenmensch hat sich rasch in einen Durchschnittsschüler verwandelt, der sich noch dazu nur sehr geringer Sympathien erfreut. — Mit besonderem Misstrauen stehen dem Jüngling, der nun mit seinem zweiten Namen Henry (entsprechend hamburgischer Tradition) gerufen wird, die Kinder des Onkels Jeremias gegenüber. Karl ist eine kluge, berechnende aber eitle Natur und Berta, eine erblühende Schönheit, steht ganz im Bann ihres Bruders. Sie lässt sich von ihm als ein gefügiges Werkzeug benutzen, als in Henry die ersten männlichen Regungen erwachen, den reichen Vetter sich und dem Bruder zu unterwerfen. Und von diesem Augenblick beginnt Karl einen berechneten Verzweiflungskampf gegen Henry. Während er sich selbst jeder Ausschweifung enthält, weist er dem Fremden — denn fremd ist und bleibt ihm der Erschleicher der Millionenerbschaft — die Wege zum Laster. In Bordellen bringt Henry rasch die letzten Tausende seines ehemaligen Taschengeldes durch — aber die Orgien scheinen, statt ihn zu schwächen, seine Kräfte immer mehr zu entflammen. Seine Klassenleistungen bessern sich, ja er besteht sogar das Abiturienexamen, freilich nicht, ohne auf dieser Etappe seine wertvolle Münzensammlung und ein kostbares Halsband seiner verstorbenen Adoptivmutter veräussert zu haben, um mit dem Ertrag die Wunden, die Genusssucht, Prahlerei und Liebe schlugen, zu heilen. Als Student schliesst sich Henry einem Korps an, das in Paukereien und Trinkgelagen ganz hervorragendes leistet. In der Tat scheint es hier rasch mit ihm bergab zu gehen. Der übertriebene Alkoholgenuss und die zahlreichen Liebesbeweise untergraben seine Gesundheit, allein das Schicksal nimmt sich seiner an. Auf einer Mensur zeigt er sich als völlig unfähig und wird aus dem Korps ausgestossen. Nun schliesst er sich wieder enger an Karl an, mit dem er einige grosse Reisen macht. Während Karl unterwegs keine Gelegenheit vorbei gehen lässt, Land und Leute kennen zu lernen, seine Kenntnisse in Museen zu bereichern, gibt sich Henry lediglich dem Liebesgenuss hin. Ein ganzes Damenvarieté engagiert er für seine nächtlichen Freuden, in dunklen Gassen jagt er seinem Vergnügen nach, nichts ist schmutzig, nichts widerwärtig genug, keine Krankheit, keine Gefahr schreckt ihn. Vergebens wirbt ihm Karl eine amoureuse Dame zur Geliebten, vergebens lässt er seine Schwester Berta kommen, die er selbst in raffinierte Kostüme einkleidet — Henry hat zu wenig Verständnis für die stilisierten Freuden der Liebe — und wiewohl er auch eine schwärmerische Verehrung für Berta hegt, immer wieder zieht ihn das Ewig-Weibliche hinab! — Karl hat seine Liebesgenüsse auf anderen Gebieten gesucht. Er ist pervers veranlagt und seit langem Gast in den Häusern, wo vornehme Kavaliere an schönen Jünglingen ihre Liebe befriedigen. So hat er selbst Henry das Mittel in die Hand gegeben, ihn zu demütigen und seine Wehrlosigkeit hat den Hass gegenüber dem reichen Vetter noch gesteigert. Endlich scheint sich die Gelegenheit zu bieten, ihn ganz zu überwinden. Karls Liebling Tiberio hat es auf sich genommen, Henry in einer der Grotten Capris zu ermorden. Allein die Schönheit Henrys hat es dem Tiberio angetan. Er zieht es vor, den Arglosen lieber für seine Lust, als für sein Messer zu werben, und so gewinnt Henry dieses Mal statt der ewigen Seligkeit eine Bereicherung seiner Liebeserfahrung.

Auf einem steil ins Meer hinunterragenden Felsen erzählt Henry dem mit hassfunkelnden Augen aufhorchenden Karl sein lustiges Abenteuer. Er erzählte von der wollüstigen, warmen Dämmerung der Grotte, von dem wonnevollen Taumel, von der „brennenden Hitze wahnsinniger Küsse und Umarmungen.“ In diesem Augenblick stürzt sich Karl auf ihn, reisst ihn an den Schultern und versucht, ihn dem Abgrund zuzuwälzen. Aber Henry, der schon mit halbem Oberkörper über den Abgrund hängt, vermag sich noch zu halten, und nun ergreift er den Arglistigen, umdrosselt seine Gurgel und wirft ihn in weitem Bogen den Abhang hinunter. — Als der Stärkere steht er nun da. Das Gericht glaubt seiner Aussage, dass sein Vetter in einem Zustand von Verdüsterung in die Tiefe gesprungen sei, zumal sein melancholisches Aussehen bei der letzten Ausfahrt allen aufgefallen ist. Auch ein beschlagnahmter Brief Tiberios, der das verbrecherische Komplott aufdeckt, ist für Henry günstig, dem so die Untersuchungshaft erspart bleibt. Zur Erinnerung an den Toten aber richtet Henry ein herrliches Denkmal auf, das die Worte des Dichters Karl Kraker zieren: „Und Tod? Was ist der Tod? Es fällt ein Haar vom Haupte Gottes, — weniger noch: ein Sämlein wirbelt ins Nichts. — Und geht verloren? Nein! Wie könnt' es denn? Wer weiss, wohin wir fallen? Sicherlich aufs Neu in Gottes Schoss!“ — Damit schliesst der zweite Band des grossen Romanes; im dritten soll das Ende des „Wohllüstlings“ erzählt werden.

Max Kirschstein.

Die Lösung des Welten- und Lebens-Entstehungs-Problems.

Von Dr. Eduard Loewenthal.

In meiner neuerdings erschienenen Schrift „Wahrer Monismus und Schein-Monismus“ (Berlin, Otto Dreyer, 1907), einem Nachtrag zu meinem Werke „System und Geschichte des Naturalismus“, unterscheide ich drei Arten von Monismus: den metaphysischen, der seinen Hauptausdruck im Pantheismus findet, — den Haeckel'schen, der sich auf die Entwicklung der lebenden Wesen aus der Urzelle stützt, ohne aber die Erst-Entstehung des Lebens resp. der Urzelle selbst zu erklären, und den cogitantischen oder naturalistisch-rationellen Monismus, der in dem absolut neutralen Weltaether die Ursubstanz erblickt und die Welten- und Lebensentstehungsprozesse in folgender Weise erklärt: „Die Entstehung eines Sonnenorganismus und seiner Reflexgebilde oder Einzelwesen ist auf die Explosion eines Fixsternes, hervorgerufen durch den Eintritt desselben in die Peripherie eines kosmischen Nebelkomplexes und auf die damit verbundenen Atom-Spaltungen und Atom-Vereinigungen zurückzuführen.“ *)

Die Explosion des Fixsterns hat nicht dessen Zerfall, sondern seine Vereinigung mit dem Nebelgebilde zur Folge, in dessen Peripherie er eingedrungen ist. — Aus dieser Vereinigung des Fixsterns mit dem betr. Nebelgebilde geht in wahrhaft prototypischer Weise ein Sonnenorganismus hervor, in welchem die Rolle des Richtung gebenden Zentralkörpers dem Fixstern zufällt.

Soweit die bei besagter Explosion stattfindenden Atomspaltungen und Atomvereinigungen in protoplasmatischen Gährungsstoffen vorkommen, haben dieselben die Entstehung der organischen Reflexgebilde oder Mikrokosmen nach dem Typus des Gesamtorganismus zur Folge, sowie speziell — dank den durch die Atomspaltungen freigewordenen Energiemengen — die Innenbewegung der in den Organismen enthaltenen Säfte. Aus dieser Innenbewegung des Stoffbestandes der Einzelorganisationen ergibt sich das Selbstbewusstwerden sowie die Intelligenz der letzteren, d. h. der Prozess der Unterscheidung ihrer selbst von der Aussenwelt und der betr. Wechselbeziehungen — Das Denken des Menschen, d. h. des vollkommensten der mikrokosmischen Reflexgebilde unseres Sonnenorganismus, ist nichts anderes, als die natürliche Reflexion des Ausgleichsprozesses zwischen seinem Selbstbewusstsein und seinen von der Aussenwelt empfangenen Eindrücken.

Die Tragweite der hier erörterten Lösung des Welten- und Lebens-Entstehungs-Problemes liegt so klar zu Tage, dass nur die absolute Stupidität gleichgiltig darüber hinwegzugehen vermöchte.

Gedichte.

Von **Gertrud Hey.**

Die Glockenblume.

Hemm' den raschen Schritt, o Wandrer!
Sieh' die Matten dir zu Füssen,
Wie aus weichem, grünem Teppich
Tausend Blumen still dich grüssen! —
In dem heitern Grün, dem Sinnbild
Jungen, hoffnungsfrohen Wagens,
Blühen blasse, blaue Glocken, —
Blüht die Blume des Entsagens.

* * *

Das Lied.

Das Lied muss wie der Waldbach sein,
Der stillvergnügt sein Liedlein rauscht.
Er plätschert über Stock und Stein
Und achtet wenig, wer ihm lauscht.
Jedoch sein Wasser klar und hell,
Erquickt den durst'gen Wand'rer gut,
Und ist's ein trauriger Gesell,
Erfüllt's sein Herz mit neuem Mut.
Hör', Wand'rer, wie das Bächlein rauscht
Von Glück und Lust, von Fried' und Ruh'!
Und wenn ein Liebender ihm lauscht,
Raunt es ihm süsse Worte zu. —
So sei das Lied! Ein Freudenschrei,
Ein Liebesgruss, ein Trost im Schmerz!
Und wahren Liedes Quelle sei
Ein treues, warmes Menschenherz!

Bücher-Besprechungen.

Die Philosophie des Monopluralismus, System einer analytischen Naturphilosophie von Hugo Marcus (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock).

Der Verfasser dieses an sich schulgerecht formulierten Buches befindet sich im Irrtum, wenn er meint, mit seinem Monopluralismus dem wahren Monismus sozusagen die Spitze abgebrochen zu haben. „Son Système pèche par la base“, würde der Franzose in diesem Falle sagen. Der Gegensatz des Monismus im philosophischen Sinne des Wortes ist der Dualismus, nicht der Pluralismus. Ob Kraft und Stoff, Geist und Leib ihrem Wesen und Ursprung nach verschiedene Dinge sind oder nicht, nur darum handelt es sich bei der Begründung oder Widerlegung des monistischen Prinzips im Gegensatze zum dualistischen. Durch den Marcus'schen „Monopluralismus“ wird dieser Gegensatz nur verhüllt, aber nicht ausgeglichen. Ed. L.

Geschichte des literarischen Lebens vom Altertum bis auf die Gegenwart. In den Grundzügen dargestellt von Dr. W. Koehler. Erster Teil. Grundlegung nebst 8 Tafeln (Gera-Untermhaus, W. Koehler'sche Verlagsbuchhandlung, 1906).

Dr. Koehler hat es hier unternommen, den Begriff „Buchgewerbe“ festzustellen und vornehmlich die Wechselwirkungen zwischen Technik und Wirtschaft einerseits und Technik und Geistesleben anderseits hervorzuheben. „Die Technik“ sagt er, „grub die Gedanken in Erz und Marmor ein, in Holztafeln und Leder und in das zarte Zellgewebe der schlanken Papyrusstaude . . . So schuf die Technik des literarischen Lebens die Runen der Unsterblichkeit.“ — Unrichtige Anschauungen von dem Wesen und der Bedeutung der literarischen Wirtschaftsfaktoren, wie von den meisten jener Vorgänge, auf denen der literarische Erfolg beruht, haben bereits mehrfach die Harmonie zwischen Autoren und Buchhändlern gestört. Diese Störungen dauernd zu beseitigen, soll der Zweck des Dr. Koehler'schen Buches sein, indem es eine objektive Schilderung des geschichtlichen Werdens der literarischen Wirtschaftsfaktoren gibt. — Man muss es dem Verfasser bezeugen, dass er seine Aufgabe mit grosser Gründlichkeit und mit Gesichtspunkten von universaler Tragweite erfasst hat.

Ed. L.

---

*) Diese Erklärung der Welten- und Lebens-Entstehungsprozesse ist weiter ausgeführt in meiner Schrift „Die Fulgurogenesis im Gegensatz zur Evolutionstheorie“ (Berlin, E. Ebering, 1902) und hat in der Bildung des neuen Sternes bezw. Sonnenorganismus im Perseus sowie in der Betrachtung der betr. Vorgänge auf der Lick-Sternwarte eine tatsächliche Bestätigung erhalten.

Wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Betrachtung. Eine Studie von Dr. Karl Frey (Zürich, Art. Institut Orell Füssli, 1906).

Der Verfasser dieser Schrift sucht darzutun, dass zwischen Wissenschaft und Kunst eine grundsätzliche Verschiedenheit bestehe und dass das persönliche Element in allen die Kunst betreffenden Dingen wünschenswert, ja notwendig sei, während es in der Wissenschaft gefährlich wäre. Er fordert daher neben der wissenschaftlichen (historischen und psychologischen) Behandlung eines Kunstwerkes die rein künstlerische Betrachtung, „die keinen höheren Zweck kennt, als das, was der Künstler wollte, und das, was er konnte (Form und Technik) uns möglichst lebendig vorzuführen. — Die Ausführungen des Verfassers in dem Kapitel „Aesthetische Normen“ sind sehr interessant und beachtenswert. Ed. L.

Die Elektrizität und ihre Technik. Von W. Beck (Leipzig, Ernst Wiest Nachf., G. m. b. H.)

Von diesem, drei stattliche Bände umfassenden und bereits in etwa 60000 Exemplaren abgesetzten Werke liegt jetzt die siebente, völlig umgearbeitete und erweiterte Auflage vor. Die Beliebtheit des Beck'schen Werkes ist eine sehr berechtigte, denn das Bedürfnis jeder Art von Lesern ist darin in mustergiltiger Weise berücksichtigt. Zunächst ist dasselbe in gemeinverständlicher Weise geschrieben, so dass auch der Laie darin Gelegenheit findet, sich mit dem Wesen der Elektrizität und ihrer Technik bekannt zu machen. Sodann wird es dem Praktiker der Elektro-Technik durch das Beck'sche Buch erleichtert, seine praktischen Kenntnisse theoretisch zu vertiefen und anderseits findet der Theoretiker darin die nötigen Handhaben und Veranschaulichungen, um sein Wissen an der Hand der Technik zu bekräftigen. Das Werk enthält zur näheren Erläuterung des Textes zahlreiche farbige Tafeln, über 1300 Textabbildungen und drei zerlegbare Modelle, welche einen Akkumulator, einen Fernsprecher und eine Dynamomaschine vorstellen. Der Ankauf des unstreitig sehr empfehlenswerten Beck'schen Werkes wird dadurch wesentlich erleichtert, dass es auch in Lieferungen bezogen werden kann. Ed. L.

Naturgeschichte der Ziffern. Von Dr. Karl Mischke (Bremen, Shangai, Yokohama, Max Nössler u. Co., 1907.)

In dieser Schrift bietet uns der Verfasser den Inhalt eines Vortrages, den er am 27. Juni 1906 in der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Yokohama gehalten hat und der zuerst in der von ihm herausgegebenen „Deutschen Japan-Post“ (Yokohama) abgedruckt war. Was geschichtlich über den Ursprung und die Entwickelung der Zahlzeichen oder Ziffern bekannt ist, wird von Dr. Mischke durch eingehende und scharfsinnige Erklärungen ihrer Entstehung aus dem Zählen an den Fingern ergänzt und zwar besonders im Hinblick auf die Zahlzeichen der ostasiatischen Völker. In den chinesischen Zahlzeichen ist, wie der Genannte konstatiert, der Schritt von der Fingerziffer zum Zahlensymbol nicht so weit gediehen, dass er uns Europäer befriedigen könnte. Allerdings befriedigen uns die chinesischen Zahlzeichen vielmehr, wenn wir bedenken, dass sie nicht mit der Feder, sondern mit dem Pinsel geschrieben werden. — Die Schrift von Dr. Mischke ist so reich an interessanten Einzelheiten, dass wir sie nicht nur den bezüglichen Spezialisten, sondern auch allen sonstigen Interessenten zur Lektüre bestens empfehlen können. Ed. L.

Bilderstürmer in der Berliner Frauenbegung. Von Dr. Ella Mensch. Fünfte Auflage (Berlin, H. Seemann Nachf.).

Dieses Buch bildet den 26. Band der Grossstadt-Dokumente, herausgegeben von Hans Ostwald. Die Verfasserin hat sich treu an ihr Motto gehalten, welches lautet: „Greif selten in ein Wespennest, aber wenn du greifst, so greife fest!“ Sie kritisiert alle Auswüchse der Frauenbewegung in schärfster Weise und kommt dabei auf die Haupttypen dieser Bewegung zu sprechen, u. A. auch auf die „Vereinswühlerei“, auf die „Vortragsdilettantin“, die „Friedensfanatikerin“ usw. Von letzterer heisst es: „Sie ist zu Hause in der ganzen Broschürenliteratur der Friedensliga und orakelt darüber, dass der Frieden schöner und edler sei, als der männermordende Krieg. Mit ‚Geschichte‘ befasst sie sich nicht gern, denn diese ist ein strenger Lehrer; er unterbindet die Phrase und davon lebt doch die Friedensfanatikerin!“ — Weiterhin spricht die Verfasserin von dem Hexensabbat in der erotischen Frauenliteratur und allen möglichen sexuellen Fragen, die damit zusammenhängen. Auf diesem Wege können wir ihr nicht weiter folgen, müssen vielmehr auf die Lektüre ihres Besuches verweisen. — x. —

Unwürdig und unfähig? Ein Kampf um die Ehre und um die Unabhängigkeit der Justiz. Von Emil Theisen, Landgerichtsrat zu Düsseldorf (Elberfeld, A. Martini u. Grütefien, G. m. b. H., 1907).

Landgerichtsrat Theisen erzählt in dieser Schrift, wie es ihm s. Z. ergangen ist, als er in Frankfurt a. M., wo er Amtsrichter war, gegen polizeiliche Missstände (unzulässige Festnahme und verspätete Vorführungen, also unnötige Freiheitsberaubungen) einzuschreiten versuchte. Aus seinen Anzeigen entwickelte sich ein Disziplinarverfahren gegen ihn selbst, das zu seiner zwangsweisen Versetzung in ein anderes Richteramt führte und er behauptet, dass er seitdem fortgesetzt zurückgesetzt worden sei. In seiner vorliegenden an den Reichstag und das preussische Abgeordnetenhaus gerichteten Schrift sagt Theisen u. A.: „Die Unabhängigkeit der Gesinnung hat bei dem preussischen Richter infolge fortgesetzter Unterdrückung von oben her, infolge systematischer Subalternisierung des Richterstandes stark gelitten . . . Durch die Disziplinargesetze wird den Richtern zur nachdrücklichen Kenntnis gebracht, dass nur die vollste Unterwürfigkeit unter den Willen der vorgesetzten Behörde ihn würdig zu den höchsten Richterstellen macht.“ Kein Verbrechen wird so schwer bestraft als ein sogenanntes Dienstvergehen, d. h. als das Selbstbewusstsein, welches ein Richter nach oben zeigt. — Die Theisen'sche Schrift gibt die Anregung zu einer Reform der Disziplinargewalt für die richterlichen Beamten dahin, dass diese einem nach Art der Anwaltskammern zusammengesetzten Gerichte unterstellt werden soll unter Beachtung eines Verfahrens, in welchem vor allem der Grundsatz der Mündlichkeit zur vollen Geltung gelangt. Mit dieser Forderung würden aber nur zu einem kleinen Teil die Missstände beseitigt werden, auf welche die Schrift hinweist. Die Reform muss viel weiter gehen; sie muss bei dem Beförderungswesen Gunst und Missgunst nach Möglichkeit beseitigen, sie muss dem Unwesen der unkontrollierten Personalakten steuern, und sie muss freilich auch dem Richter ein besseres Disziplinarrecht gewähren, als das jetzt der Fall ist.

Die Schönheit der Bibel. Von Aug. Wünsche (Leipzig, Ed. Pfeiffer, 1906).

Je mehr die moderne Welt sich von dem Glaubensinhalt der Bibel abwendet, desto interessanter ist der Versuch des Theologen Prof. Dr. Wünsche, die poetischen Schönheiten der heiligen Schrift in Erinnerung und zur Geltung zu bringen, um dem Bibelwerke neue Freunde zuzuführen. Er bespricht in diesem Sinne die Schönheit des biblischen

Schrifttums im allgemeinen, die Prophetie des Alten Bundes in ihrer religiös-sittlichen und ästhetischen Bedeutung, die Schönheit in der alttestamentlichen Volksdichtung, im Lobliede der Machttaten Jehovas zugunsten seines Volkes, die Poesie der Klage und Spottlieder, der Fluch- und Segenssprüche, der Fabeln und Parabeln im alttestamentlichen Schrifttum, die Naturpoesie sowie Wein, Weib und Gesang im Alten Testament und schliesslich dessen Beziehungen zur bildenden Kunst. — Prof. Wünsche hat die Aufgabe, die er sich stellte, in glänzender Weise gelöst und auch der entschiedenste Freidenker wird nichts dagegen einzuwenden haben, wenn er sagt: „Die meisten Menschen ahnen nicht, welch 'köstliches Kleinod sie in ihrer Bibel auch hinsichtlich der formalen Schönheit haben. All' die äusseren rhetorischen Darstellungselemente, die die grossen Dichtwerke der Weltliteratur auszeichnen und die von den Aesthetikern bei Würdigung ihrer Schönheit besonders hervorgehoben zu werden pflegen, finden sich zum grössten Teil auch bei den biblischen Dichtern und Schriftstellern.“ Ed. L.

„Conrad, der Leutnant.“ Von Carl Spitteler (Jena, 1906, Eugen Diederichs).

Eine neue Technik des Erzählens versucht Spitteler mit diesem Werke. Neben die uns bisher in jeder nur möglichen Form gebotene psychologische Detailmalerei stellt er noch die minutiöseste Fixierung des Geschehens. Obwohl er das Schicksal eines Menschen in einen Tag zusammendrängt, versucht er doch auch einen Einblick in dessen Vergangenheit zu gewähren. Auf diese Weise will er eine dramatische Wirkung erzielen, die, wie er in der knappen Vorrede zu diesem Buche schreibt, am besten ihren Abschluss mit dem Tode des „Helden“ findet. Ergibt sich dann die Notwendigkeit eines erklärenden Rückblickes, so kann dies, seiner Meinung nach, mittels eines angehängten Nachwortes geschehen, in welchem eine dritte Person die Konsequenzen des gezeichneten Konfliktes objektiv schildert. Diese Art von „Darstellung“ hat aber den einen nicht übersehbaren Fehler, dass sie sich, wenn noch so knapp gehalten, in Details verliert, welche in der Form dieser „dramatischen“ Erzählung eher eine hemmende Wirkung üben. Was beim Drama zwingende Notwendigkeit, ist bei der Erzählung noch kenieswegs erlaubt. Das erweist schliesslich diese Erzählung selbst am besten, welche man ohne vollkommene Befriedigung aus der Hand gibt. — Conrad ist ein Kraftmensch und will herrschen. Er war Offizier und ein tüchtiger, mutiger Soldat. Er will Kavalier sein und herrschen. Aber im Hause, dem Pfauenhof, gilt er nicht viel, denn dort regiert ein ebenso herrschsüchtiger Mann, sein Vater, und dem gegenüber ist er der feine Leutnant, der noch für nicht voll gilt. Dieses ist das tragische Moment dieses erzählten Dramas. Conrad lernt auch am Morgen des unheilschweren Tages eine neue Kellnerin kennen, eine derbe, ungezähmte, knorrige Kraftnatur, und diese beiden Vollblutmenschen empfinden sofort ihre natürliche Zusammengehörigkeit. Im Pfauenhof ist ein grosser Tag, Besuch von Nah und Fern — und Tanzmusik. Die Tanzmusik hat Conrad abgeraten. Der Alte wills, und das Unglück geschieht. Die Bauern raufen. Und Conrad schafft Ordnung. Der Alte fühlt: Der Junge hat das Ruder in der Hand — und knirschend tritt er zurück, der Sohn wird Meister. Am Abend fällt der Leutnant unter der Messerklinge eines Lumpen, den er verfolgt. — Diese kurze Skizze des Inhalts beweist schon die Unzulänglichkeit dieser „Darstellung“. Warum muss z. B. Conrad niedergestochen werden? Solche Knalleffekte hätte sich Spitteler ersparen können. Aber er konnte ihnen nicht ausweichen, ohne inkonsequent zu werden. Allein trotz dieses Mangels ist das Buch eine beachtenswerte Leistung. Denn Spitteler ist ein Künstler, der Menschen mit wenigen Strichen lebendig zu machen versteht, der mit wenigen Worten originelle Figuren und ganze Menschenmengen zu bewegen vermag. Ein starkes, blutwarmes, kraftvolles Leben pulsiert in diesem Buche — ein lebenswahres Stück schweizerischen Volkslebens. Hugo Alt.

Tempelschänder. Roman von Zoë. Verlag Paul Knepler, Wien.

„Etwas lieb haben und daran nicht glauben.“ Das ist die Art der Tempelschänder, von denen dieses Buch berichtet. Helene Bland, die von ihrem Manne geschiedene Frau, flieht in die Grossstadt, die Eltern und mit ihnen die Enge der Provinz hinter sich lassend, erfüllt von dem Glauben an sich selbst und erfüllt von Werners Bild, des Mannes, an dessen Genie sie sich berauscht, und in dem sie das Grösste zu finden meint. Er aber sieht über sie hinweg, und im Bewusstsein seiner Ueberlegenheit ignoriert er ihr geistiges Schaffen. Sie überwindet die erwachten Zweifel an sich selbst und will sich durch das Erkennen seiner wahren Persönlichkeit von ihm befreien. Ein Schauspiel, zu dessen Held sie ihn macht, bringt ihr grossen Erfolg. Werner nähert sich ihr, und sie, die ihn nun besiegt zu haben hofft, wird die Seine. Ein nüchterner Morgen aber zeigt ihr, dass er sie nur aus Berechnung nahm, um schliesslich doch wieder Sieger zu sein. Ohne ihn sei ihr Werk nichts. Sie zwingt sich zur Frivolität, um ihn abzufertigen. Dann bricht sie zusammen. Um in die Heimat, in die kleinliche Enge, der sie entflohen war, zurückzukehren. „Lieben und daran nicht glauben.“ Beide taten es, Helene und Werner; beide sind Tempelschänder. Diese zwei Menschen sind von Zoë virtuos dargestellt worden, wahrhaft, lebendige Gestalten, die Schatten werfen. Dabei hat die Dichterin das Thema skizzenhaft behandelt, manchmal zu flüssig, achtlos beinahe hingeworfen. Es ist ihre grosse Kunst, die trotzdem Leben zu wecken verstand. Der Typus Helene Bland ist neu in der Literatur von heute, die doch genugsam mit der Frau experimentiert hat, zu viel schon, zu schonungslos, zu unwahr oft. Es ist merkwürdig, dass Zoë, die in ihrem vielbeachteten Erstlingswerk (nach guten Gedichten) — „Uferlos“, einem Roman — das sprechendste Bild eines Mannes bot, nunmehr zum Weibe kehrte und dessen Seele so blosslegen konnte, mit solch tiefinnigem Verstehen, mit solch zwingender Logik. Man pflegt landläufig eine Charakterzeichnung dann für richtig zu halten, wenn sie immer nur die krassen Eigentümlichkeiten des Darzustellenden hervorhebt. Und das ist natürlich grundfalsch. Charakter ist Linie, von der es mehr als ein Abirren gibt: Ein eckiges Schwanken, das sich stets in der Hauptrichtung wiederfindet. Es ist bewundernswerte Kunst, diese Linie festzuhalten. Zoë hat die Kunst in der Zeichnung Helenens offenbart. Das Abbiegen, Verzerren, das stete Zurückkehren zu der Richtung, das alles ist Leben. Es ist unbegreiflich, dass die junge Autorin so viel von dem Leben weiss. Helene bedeutet, wie gesagt, einen Typus, der neu ist: die moderne Frau von Geist, mit sehnender Seele, die unbewusst fühlt, dass sie der Ergänzung bedarf. Daher, aus der unklaren Einsicht, kein abgeschlossenes Ganzes zu sein, aus der Erkenntnis des Defektes, den sie sich nur implizite eingesteht, daher kommen die Zweifel, das Tiefste dieses Buches. Darin wurzelt die Tempelschändung der Frau. Werner steht unendlich weit ab von dieser Gestalt. Er ist der begabte Ich-Mensch, der bedeutende Selbst-Bewunderer, der keinen über sich dulden kann, zum wenigsten das Weib

Er gehört zu den Tempelschändern von Beruf. Die Welt hat ihrer genug. Werners Gestalt ist mit flüchtigen Strichen hingeworfen. Und porträtgetreu getroffen. Die Episoden, die Nebenfiguren wurden stiefmütterlich behandelt, und doch gelangen sie. In allen und in allem ist Seele, pulsierendes, blutdurchströmtes Leben. So nur konnte das Buch, das genug grobe Fehler aufweist, die grosse, nachhaltige Wirkung erreichen. Zu den Fehlern rechne ich zuerst den ruhelos hastenden Stil, eine gewisse Zerrissenheit der Diktion, eine unangenehme lästige Manieriertheit des Ausdrucks, die vielleicht stellenweise — mit Unrecht — beabsichtigt sein dürfte. Vor allem aber eine unmögliche, breit angelegte, ein wenig leer scheinende Exposition, die manchen Leser veranlassen wird, das Buch ärgerlich ermüdet fortzulegen, bevor er seine Tiefe erkannt hat. Bemerkenswert ist hier und da die Führung des Dialogs, die sich nicht selten zu dramatischen Effekten steigert. Als mir der erste Roman Zoë's vorlag, schrieb ich: Wer ist Zoë? Ich weiss es nicht. Weiss nur, dass sie zu den Dichtern gehört, die wir schätzen müssen. Heute kann ich — mit mehr Recht noch — ergänzen: Wir gewannen in Zoë einen Dichter erlesenster Begabung, der uns noch vieles zu sagen haben wird. Otto Born.

Ferdinand Freiligrath. Sein Leben und Schaffen von Ludwig Schröder. (Leipzig, Max Hesses Verlag)

Diese soeben erschienene Biographie schildert im ersten Teil des Dichters Jugendzeit, seine ersten dichterischen Regungen, seine Liebe zu Karoline Schwollmann, und seinen Aufenthalt in einem Amsterdamer Handelshause 1832—36. Im folgenden schildert der Verfasser den wachsenden Ruhm des Dichters, sein Liebesglück von 1840 mit Jda Melos, innere und äussere Krisen, Freud und Leid im Jahre 1848. Heimkehr aus dem Exil 1867, und den Nachsommer der Poesie 1870. — Zum Schluss fügt der Herausgeber ein ausführliches Quellenverzeichnis an. Die umfangreiche Darstellung wirkt um so anziehender, weil sie an vielen Stellen den Dichter selbst zu Worte kommen lässt; sie soll die Einleitung bilden für die zu erwartende neue Ausgabe von Freiligraths Gedichten, die in Max Hesses Verlag in kurzer Zeit erscheinen wird.

Russlands Todesweg! von Graf V. M. de Prado. — Unter diesem Titel ist soeben in Th. Schröters Verlag, Zürich und Leipzig, ein Buch erschienen, welches sensationelle Enthüllungen bringt über den Geisteszustand des Zaren, die Korruption der Grossfürsten und der Beamtenschaft, die Diebereien bei den Kriegslieferungen; die Schrecknisse russischer Gefängnisse und das Martyrium politischer Gefangener; Alexejef, seine antideutschen und antiösterreichischen Hetzereien; sein Streben nach einer Balkankrone; die Polenfrage mit Berücksichtigung der Verhältnisse Posens und Ostpreussens; die Gründe der Judenmetzeleien und Plehwes Geheimarchiv; das Popentum im allgemeinen Jan von Kronstadt und Gapon im besonderen; das Verhältnis des Zaren zu seiner Gemahlin, Hofintriguen, Entthronungsversuche etc. Durch die freundschaftlichen resp. verwandtschaftlichen Beziehungen zum Zarenpaare, zu den meisten Hofwürdenträgern und Staatsmännern, ist Graf Prado zweifellos einer der besten Kenner der heutigen russischen Verhältnisse; hinter ihm steht die intelligente fortschrittlich gesinnte Minderheit des Hofes. Dieses Buch, welches sich von allem Raisonnement fern hält, und einfach die selbst den Russen unbekannten Tatsachen aneinanderreiht, wird das Buch über das heutige Russland sein. Graf Prado stellt sich im Vorwort zur Vertretung seiner Anklagen und Enthüllungen ausdrücklich selbst zur Verfügung.

Phantasus. Moderne Märchen von J. Fürth. Verlag Dr. Wedekind u. Co., Berlin, 1907.

Das sind von der Sonne frohen Humors beschienene Märchen für grosse Menschen; Märchen von heute, die so sind, als würfe sie ein heller, strahlender Zauberspiegel zurück in den der Alltag blickt. Das Buch bedeutet wahrhaftig eine angenehme Abwechslung in der Masse der Literaturerscheinungen von jetzt. Ein kräftiges Lachen springt aus den Blättern hervor, die Hoffmann-Bückeburg verständnisvoll und mit Geschmack mit grünen Ranken geschmückt hat. Es ist Kunst in der guten Laune, die mit ihrem Spotte kaum etwas übersieht. Fürth ist ein begabter Erzähler, was sich in eingestreuten ernsten Stücken besonders erweist, die eigentlich gar nicht in die Sammlung gehören. An einzelnen Stellen des Buches klingt der Humor ein wenig gezwungen, und auch sprachlich wird der Autor noch zu lernen haben. Alles in allem aber muss man an Erfolg glauben, wenn das Buch, das sich harmlos gibt, gewertet wird, wie es verdient. Phantasus ist der Gott der schönen Träume. Er gab dem Buche den Titel, fürwahr, er war dem Dichter hold.

Otto Born.

Zeitgenössische Dichter und Denker.*)

(Nachdruck verboten.)

(Forsetzung.)

Gorki, Maxim, geb. im Jahre 1868 in St. Petersburg, gefeierter Roman- und Dramendichter. Seine hauptsächlichsten, zum Teil auch in Deutschland aufgeführten Dramen sind betitelt: „Nachtasyl", „Die Kinder der Sonne", „In der Tiefe". Er bekundet eine besondere Vorliebe für die Charakterisierung der Verkommenen und Elenden aller Art. Sein Streben, auf Verbesserung gewisser sozialer Zustände hinzuwirken, ist jedenfalls anerkennenswert.

Gottschall, Rudolf von, geb. am 30. September in Breslau, sehr fruchtbarer Roman-, Dramen- und Lieder-Dichter, sowie Verfasser verschiedener literarhistorischer Werke, wie z. B.: „Deutsche Nationalliteratur im 19. Jahrhundert", „Zur Kritik des modernen Dramas".

Gumppenberg, Hans von, geb. 1866 in Landshut, hat sich durch sein Buch „Das deutsche Dichterross", in dem er zahlreiche lebende und nicht mehr lebende Dichter in geistreicher Weise parodiert, als hervorragender Satyriker bewährt. Er ist auch Verfasser einiger bemerkenswerter Dramen.

Haeckel, Ernst, geb. am 16. Februar 1834 in Potsdam, Prof. der Zoologie an der Universität Jena, Hauptbegründer und -Vertreter der sog. Entwicklungstheorie und Verfassers der Werke: „Generelle Morphologie", „Natürliche Schöpfungsgeschichte", „Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts", „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft", „Welträtsel", „Lebenswunder". — Haeckel leitet alles Leben aus dem lebenden Protoplasma ab, setzt also das Protoplasma als lebend voraus, so dass er die Entstehung des Lebens selbst unerklärt lässt. Die Entwickelung des entstandenen Lebens aber zu erklären, ist nicht von besonderer Bedeutung.

Halbe, Max, geb. am 4. Oktober 1865 in Guettland (Ostpreussen), hat mit seinem Drama „Jugend", das im Jahre 1893 im Residenztheater zu Berlin zum ersten Male aufgeführt wurde, einen grossen Erfolg errungen, — einen

---

*) In dieser Rubrik werden nur solche Schriftsteller berücksichtigt, die entweder auf belletristischem Gebiet Hervorragendes geleistet, oder zur Wissenserweiterung der Menschheit Wesentliches beigetragen haben.

Die Redaktion.

Erfolg, wie er ihn mit seinen späteren Stücken nicht mehr erzielen konnte. Ausser seinen weiteren Dramen „Mutter Erde“, „Das tausendjährige Reich“, „Lebenswende“, „Eisgang“, „Strom“, „Der Amerikafahrer“, und „Walpurgistag“ schrieb er auch eine Dorfgeschichte „Frau Meseek“. Halbe zeichnet sich in allen seinen Dichtungen durch gute Charakterzeichnung aus.

Hauptmann, Gerhart, geb. am 15. November 1862 in Ober-Salzbrunn (Schlesien) ist, wie Eduard Engel in seiner „Deutschen Literaturgeschichte“ konstatiert, „von den ernsten Dichtern in Deutschland der meistgespielte, ohne dass von ihm je ein unbezweifelbarer, seine Herrschaft im Reiche der Kunst dauernd befestigender Sieg errungen wird.“ Was Engel konstatiert, und im Einzelnen mit scharfem kritischem Blick nachweist, hat seinen Hauptgrund darin, dass Gerhart Hauptmann in seinen Dramen zu viel Gewicht auf die Stimmungsmalerei legt, worunter die dramatische Entwicklung selbst zu leiden hat, die im Drama offenbar nicht als Nebensache zu behandeln ist. — Seine hauptsächlichsten Dramen sind: „Vor Sonnenaufgang“ (1889), „Das Friedensfest“ (1889), „Einsame Menschen“ (1890), „Die Weber“ (1891), „Hannele“ (1893), „Florian Geyer“ (1895), „Die versunkene Glocke“ (1896), „Fuhrmann Henschel“ (1898), „Rose Bernd“ (1903), „Und Pippa tanzt“ (1905). — In betreff des letzteren bemerkt Engel: „Geschieht nicht ein literarisches Wunder, so hat mit diesem Stück der entscheidende Umschwung in der Wertung des Dramatikers, ja des Dichters Gerhart Hauptmann begonnen.“ — Mit den „Jungfern vom Bischofsberg“, seinem jüngsten Stück, hatte er einen entschiedenen Misserfolg.

Hauptmann, Karl, geb. 1858 in Salzbrunn, Bruder Gerhart Hauptmanns, gleichfalls dramatischer, aber auch lyrischer Dichter von Bedeutung. Sein Drama „Bergschmiede“ erhielt einen Teil des Volks-Schillerpreises. Bemerkenswert sind auch sein Roman „Mathilde“ und einige kleinere Erzählungen. Zu erwähnen sind noch seine Sammlungen „Sonnenwanderer“ und „Aus meinem Tagebuche“.

Hamsun, Knut, geb. im Jahre 1860, norwegischer Roman- und Dramendichter von hervorragender Begabung. Er bringt die Freude am Leben, wie auch die Tragik des Lebens in genialer Weise zum epischen und dramatischen Ausdruck, zum Teil besser als gewisse Reklamegrössen seiner Heimat. Sein Schauspiel „An des Reiches Pforten“ ist auch in Berlin aufgeführt worden. Sonst sind von seinen Werken zu erwähnen die Romane „Hunger“, „Neue Erde“, „Redakteur Lynge“, sodann seine Dramen „Abendröte“ und „Königin Tamara“.

Harden, Maximilian, geb. 1861 in Berlin, bedeutender Publizist und Kritiker, Herausgeber der Wochenschrift „Die Zukunft“. Seine Eigenart gibt sich besonders zu erkennen in seinen Essaysammlungen „Kampfgenosse Sudermann“ und „Apostata“.

Hart, Julius, geb. 1859 in Münster, ein hervorragender Lyriker, der in Gemeinschaft mit seinem vor kurzem verstorbenen Bruder Heinrich s. Z. für die Moderne im besseren Sinne des Wortes eintrat. Er gab verschiedene Anthologien und eine „Geschichte der Weltliteratur“ heraus. Von seinen sonstigen lyrischen Produktionen sind zu nennen: „Sansara“, „Homo sum“, „Triumph des Lebens“, „Stimmen in der Nacht“. — Die philosophischen Schriften Julius Harts „Der neue Gott“ und „Die neue Weltanschauung“ zeigen, dass er nichts weniger als Philosoph ist. Seine Gründung der „Neuen Gemeinschaft“ war eine verfehlte und daher auch missglückte Nachahmung der Cogitanten-Allianz bezw. der Religion des fortschreitenden jeweilig besten Wissens.

Henckell, Karl, geb. 1864 in Hannover, sozialistischer Freiheitsdichter, gab 1891 eine Anthologie moderner Freiheitsdichter aller Nationen heraus unter dem Titel „Buch der Freiheit“. Seine eigenen „Gedichte“ erschienen 1898, nachdem er schon 1888 seine „Amselrufe“ und 1891 „Trutznachtigal“ (Sammlungen lyrischer Gedichte) veröffentlicht hatte.

Hertwig, Oscar, geb. am 21. April in Friedberg (Hessen), Dr. med. Prof. an der Universität Berlin, erwarb sich besondere Verdienste um die Wissenserweiterung auf dem Gebiete der Biologie. Von seinen Werken sind hervorzuheben: Studien zur Blättertheorie (1881), Symbiose (1883), Entwicklung des mittleren Keimblattes der Wirbeltiere (1883), Untersuchungen zur Morphologie und Physiologie der Zelle (1884), Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen (1905), Vergleichung der Ei- und Samenbildung bei Nematoden (1890), Die Entwickelung der Biologie im 19. Jahrhundert (1900), Zelle und Gewebe (1898).

Heyse, Paul, geb. 1830 zu Berlin, Hauptbegründer der modernen Novellendichtung in Deutschland, gab mit Hermann Kurz 1870 den „Deutschen Novellenschatz“ (24 Bände) heraus, sodann mit Ludwig Laistner den „Novellenschatz des Auslandes“ (14 Bände)., In zwei Bänden „Gedichte“ und „Neue Gedichte“ hat sich Heyse als Lyriker ersten Ranges erwiesen.

Hoff, van't, Jacobus, geb. am 30. August 1852 in Rotterdam, Prof. an der Universität Berlin, Begründer der Stereochemie und Vervollkommner der physikalischen Chemie, erhielt im Jahre 1901 den Nobelpreis für Chemie. Von seinen Werken sind hervorzuheben: La chimie dans l'espace (1875), „Etudes de dynamique chimique“ (1884), Lois de l'équilibre chimique (1885), „Vorlesungen über Bildung und Spaltung von Doppelsalzen“ (1897).

Hofmannsthal, Hugo von, geb. 1874 in Wien, gefeierter Dichter der Kling-Klang-Mode oder des sog. inneren Rythmus. Dieser Gattung von Poesie gehören auch seine wenig dramatischen Dramen an. Statt eines klaren Sinnes weisen seine Dichtungen vielfach eine (symbolisch sein sollende) Verschwommenheit auf. Seine Verehrer erblicken in dieser eine „zarte Differenzierung“.

Holz, Arno, geb. am 26. April 1863 in Rastenburg, einer der Hauptvertreter des jüngsten Deutschland, gab unter dem Titel „Neue Gleise“ in Gemeinschaft mit Johannes Schlaf einige Schriften, darunter das Drama „Familie Selicke“ heraus. Als Virtuos des sog. inneren Rythmus bekundete sich Holz in seinen verschiedenen Gedichtsammlungen, besonders in der Sammlung „Lieder auf einer alten Laute“ und deren neuer Bearbeitung „Dafnis“. Sehr bemerkenswert ist sein „Buch der Zeit“ (1884), desgleichen seine Dramen „Sozialdemokraten“ (1896) und „Traumulus“ (1905), womit er einen bedeutenden Erfolg erzielte. Holz gehört zu denen, die sich durch die Auswüchse der Modernen erfolgreich durchgerungen und den Weg wahrer Poesie wieder aufgefunden haben.

Huch, Ricarda, geb. am 18. Juli 1867 in Braunschweig, eine sehr selbständige Denkerin und Dichterin, die sich durch ihre Bücher „Blütezeit der Romantik“ und „Ausbreitung und Verfall der Romantik“ um Klarstellung dieses Themas sehr verdient machte. Von ihren Erzählungen sind hervorzuheben: „Aus der Triumphgasse“ (1901) und „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“ (1892), „Teufeleien“ (1897), „Vita somnium breve“. Ihr Drama „Evoë“ hat mehr lyrischen als dramatischen Wert.

Jensen, Wilhelm, geb. am 15. Februar 1837 in Heiligenhafen (Holstein), bedeutender Lyriker, sehr fruchtbarer und phantasiereicher Dichter, guter Schilderer von Landschaften und Charakteren. Von seinen epischen Dichtungen seien hervorgehoben: Die braune Erika, Karin von Schweden, Eddystone, Aus stiller Zeit, Versunkene Welten, Unter heisserer Sonne, Der Holzwegtraum, Die Insel.

Dies und Das.

* Neues deutsch-französisches Literatur-Abkommen. Wie der Deutsche Reichsanzeiger meldet, ist an Stelle der am 19. April 1883 zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossenen Uebereinkunft zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst ein neues deutsch-französisches Literatur-Abkommen durch den deutschen Botschafter und den französischen Bevollmächtigten in Paris unterzeichnet worden.

* Wiesbadener Festspiele. In Verbindung mit der feierlichen Eröffnung des neuen Kurhauses, finden im Königlichen Theater zu Wiesbaden die in weiten Kreisen bekannt gewordenen „Wiesbadener Festspiele“ statt. — Das Programm ist folgendes: Sonntag, 12. Mai: „Festspiel“ von Josef Lauff, zur Einweihung des neuen Kurhauses; Montag, 13. Mai: „Armide“, grosse Oper in drei Akten von Chriistoph Willibald Ritter von Gluck; Dienstag, 14. Mai: „Herodes und Marianne“, Tragödie in fünf Akten von Friedrich Hebbel; Mittwoch, 15. Mai: „Samson und Dalila“, Oper in 3 Akten von Saint-Saëns; Donnerstag, 16. Mai: „Oberon“, grosse romantische Feenoper von Carl Maria von Weber.

Ch. Th. Neuausgaben von Werken Pocci's und dessen künstlerischer Nachlass. Die Säkularfeier des Geburtstages des Grafen Pocci hat, wie vorauszusehen war, mehrere Publikationen veranlasst, die teils, wie die beachtenswerte Biographie von Aloys Dreyer, „Pocci, der Dichter, Künstler und Kinderfreund“ (Georg Müller's Verlag, München) ein Bild des Lebens und Wirkens des liebenswürdigen Künstlers, teils eine Auswahl aus dessen zahlreichen Werken, bieten. So ist eine, wohl auch für Geschenkszwecke sehr geeignete Auswahl aus den Stücken des „Lustigen Komödienbüchleins“ in zwei hübschen, mit zahlreichen, zum Teil unveröffentlichten Zeichnungen des Grafen ausgestatteten Bänden vom Inselverlag in Leipzig publiziert worden. Diese Auswahl ist von Dr. W. Expeditus Schmidt sehr geschickt getroffen worden, mit dem Bemühen, keinen für Poccis Dichterbild wichtigen Zug auszuschalten. Dr. Schmidt konnte hierzu die Handschrift des „Eröffnungsprologes“ und älterer vom Dichter endgiltig umgearbeitete Entwürfe zum „Eulenschloss“ und zum „Aschenbrödel“, die ihm die Tochter des Dichters Gräfin Maria von Pocci zur Verfügung stellte, benützen, ferner auch die ihm von Prof. Holland zur Verfügung gestellte Manuskripte zum ersten der sechs kleinen Bändchen der früheren Ausgabe des „Komödienbüchleins“ zu manchen Richtigstellungen verwerten. Für die künstlerische Ausstattung der Ausgabe, die der Münchener Schriftsteller Kasimir von Rozycki übernommen hat, ist von der Tochter des Grafen auch die Durchsicht des reichen, künstlerischen Nachlasses, welcher der Veröffentlichung noch harrt, gestattet worden. Es ist, wie Rozycki bemerkt, verhältnismässig wenig, was sich als für das „Komödienbüchlein“ passend erwies, vieles, unendlich vieles muss für weitere Veröffentlichungen aufgespart bleiben. Eine reiche Anzahl von Zeichnungen des Grafen ist übrigens auch der trefflichen Auswahl von „Märchen, Liedern und lustigen Komödien“ Pocci's beigegeben, die mit einem Geleitgedicht von Martin Greif im Verlage von Etzold u. Co., in München erschienen ist.

Ch. Th. Ein neues Napoleondrama von dem polnischen Schriftsteller Nikorowicz, welches die Schicksale der Geliebten Napoleons, Maria Walewska, behandelt und welches auf allen polnischen Bühnen mit grossem Beifalle aufgeführt worden ist, wird demnächst im Verlage von Etzold u. Co. in München in autorisierter deutscher Uebersetzung von Kasimir von Rozycki erscheinen. Das Stück soll nach der Kritik sehr bühnenwirksam sein und ein Seitenstück zu Madame Sans-Gêne bilden. In demselben Verlage ist auch noch der historische Roman aus der Zeit Napoleons I. „In Schutt und Asche“ von Stephan Zeromski erschienen, der wohl mit Recht als eines der besten Werke dieses Autors bezeichnet wurde, und in dem eine Reihe fesselndster und erschütterndster Bilder aus der napoleonischen Zeit von 1803—1810 mit Meisterschaft gezeichnet werden.

* Ein Dichterpreis. Es dürfte nur wenigen bekannt sein, so schreibt die „Allg. Ztg.“, dass es in Deutschland eine Stadt gibt, die für ein kurzes Gedicht alljährlich zwei Friedrichsdor, das sind etwa 34 Mark, bezahlt. Das ist Halberstadt. Der bekanntlich dort 1803 gestorbene Dichter Johann Wilhelm Ludwig Gleim hat eine testamentarische Bestimmung getroffen, nach der alljährlich im Frühling auf den bei Halberstadt gelegenen Spiegelsbergen ein ländliches Fest zum Andenken an seinen Freund, den Freiherrn Spiegel zum Diesenberg, veranstaltet wird. Die „vaterländischen Dichter“ werden daher alljährlich aufgefordert, den Magistrat mit Liedern für diese Feier zu versehen. Der Verfasser des besten Liedes erhält obige Summe. In der diesjährigen Bekanntmachung heisst es: „Die Einsendung des Liedes muss spätestens bis zum 30. April d. J. erfolgen. Das Lied ist mit einem Motto zu versehen, der Name des Verfassers aber in einem verschlossenen Kuvert, das mit demselben Motto bezeichnet werden muss, anzugeben.“ — Die originelle Stiftung „Vater Gleims“ verdient auch über den Kreis der Halberstädter Lokalpoeten hinaus Beachtung.

* Die 79. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte wird in den Tagen vom 15. bis 21. September d. J. in Dresden abgehalten werden.

* Die 14. Hauptversammlung für angewandte physikalische Chemie findet vom 9. bis zum 12. Mai in Hamburg statt.

* Ein internationaler Kongress für Psychiatrie und Psychologie wird vom 2. bis 7. September d. J. in Amsterdam abgehalten werden.

* Der internationale Presskongress findet Ende September d. J. in Bordeaux statt.

* In München starb am 17. April Max Haushofer, der bekannte Dichter des Dramas „Der ewige Jude“, des phantastischen Epos „Die Verbannten“, der „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits“, des Märchens „Prinz Schnuckelbold“, sowie zahlreicher Gedichte und Essays.

* Otto v. Leixner, der bekannte Literarhistoriker, ist in Gross-Lichterfelde bei Berlin kurz vor Vollendung des 60. Lebensjahres gestorben. Ausser seiner „Illustrierten Geschichte der deutschen Literatur“ gab er auch verschiedene satirische Schriften heraus, wie z. B. „Laienpredigten für das deutsche Haus“, „Fussnoten zu Texten des Tages“, „Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen“ usw. Derselbe war auch Herausgeber der „Deutschen Roman-Zeitung.“

* Italienische Gesellschaft für Fortschritt der Wissenschaft. Nach dem Vorbilde der British Association wird beabsichtigt, auch in Italien eine „Società per il Progresso delle Scienze" (Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaft) zu gründen. Die neue Gesellschaft, die zum ersten Male im September d. J. in Parma tagen wird, soll neben der Mathematik, den Naturwissenschaften und der wissenschaftlichen Medizin auch die Ingenieurwissenschaften, sowie Statistik und Nationalökonomie umfassen. Nähere Auskunft erteilt das Organisationscomité, das in Rom (Via del Collegio Romano 26) seinen Sitz hat.

* André Theuriet, der rühmlichst bekannte französische Romancier und Dramatiker, ist in Paris am 23. April gestorben.

* Neues Drama von Swinburne. Charles Swinburne, der greise Dichter, feierte kürzlich seinen siebzigsten Geburtstag. Swinburne ist noch in voller Schaffenskraft und wird in nächster Zeit ein neues Drama vollenden, dessen Held Cesare Borgia sein wird.

* Die Einführung der lateinischen Buchstaben für die Elementarschulen in Japan ist der „Deutschen Japan-Post" zufolge vom dortigen Abgeordnetenhaus beschlossen worden.

Berliner Theater.

Am 20. März 1905 schrieb Hermann Bahr gelegentlich einer Aufführung von Ibsens Hedda Gabler im Wiener Burgtheater die folgenden Zeilen: „Ich hoffe noch immer, dass Reinhardt, der jetzt im Sommernachtstraum die Heiterkeit Shakespeares, die auch auf der Bühne immer verfehlt worden ist, so wunderbar getroffen hat, dass dieser seltsame Zauberer der Regie sich doch noch einmal an den letzten Ibsen machen wird. Es wird dann eine Ueberraschung geben." — Der Zufall hat es gefügt, dass zwei Jahre nach Erscheinen dieser Zeilen grade Bahr seinen Künstlertraum verwirklichen, dass er an der Bühne Reinhardts sein Lieblingswerk Hedda Gabler in Szene setzen durfte. So verdanken wir vielleicht dem feinsinnigen Kritiker und Poeten die wundervoll abgetönte Aufführung, bei der das Problem der dionysischen Frau, der Frau, die wie Bahr ausführt, sich in ihrer Sehnsucht in ein helleres, freieres und edleres Leben schwingen will, an einem Beispiel und an der Karikatur erörtert wird. Auf der Grenzscheide zwischen Tradition und Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach Freiheit und Schönheit, in dem Kampf zwischen dem Menschlichen, Allzumenschlichen, und dem Hinausstreben über die enge Schranke, in dem Bewusstsein eigener Unzulänglichkeit und dem unstillbaren Verlangen nach Ausserordentlichem, beruht ja das Charakteristikum der Gegenwart und die von derartigen Empfindungen und Stimmungen beseelte Heldin, die die brennende und erlöschende Sehnsucht unserer Zeit darstellt, spricht darum in den beredtesten Worten ihre Weltpredigt. — Die Erlösung aus den Kämpfen des Lebens, die Rettung aus der Qual des Alltags geschieht auf zwei Arten: Du gibst Deine Persönlichkeit preis und unterwirfst dich der Gesellschaftsmoral oder du kämpfst gegen Brauch und Allerweltssitte und rettest deine Seele. — Dies ist der Sinn des Lebens und zugleich des Ibsenschen Schaffens. Dies ist die Predigt der Hedda Gabler, für die Gertrud Eysoldt weder die berauschende Dialektik der Duse noch die hasserfüllte Redegewalt der Dumont fand. Allein die Eigenart dieser genialen Darstellerin war mächtig genug, unser Interesse bis zuletzt angespannt zu erhalten. —

Eine beiläufige Erwähnung erfordert auch die Aufführung von Ibsens „Komödie der Liebe", die gleichfalls von Bahr an der Bühne Reinhardts in Szene gesetzt wurde. Freilich der Mangel an Handlung, der Ueberfluss einer mehr lärmenden als wirkungsvollen Deklamation untergraben das Interesse des Zuschauers, und das beanspruchte Recht auf Spott sowie geschmacklose Angriffe auf Brautstand und Ehe — die schliesslich nicht einmal Klarheit über den Standpunkt des Dichters geben — lassen eine Anteilnahme gegenüber diesem misslungenen Werk nicht kommen. — Nur die vorzügliche Schauspielkunst und die Achtung, die wir Ibsen schulden, verhinderten eine völlige Ablehnung des Werkes. —

Gänzlich verfehlt war auch das Experiment einer Aufführung des von Maeterlinck schon 1896 veröffentlichten Dramas „Aglavaine und Selysette". Der einst von Octave Mirbeau entdeckte Dichter hat erst in der viel später publizierten theatralischen „Monna Vanna" den Gesetzen der Szene Rechnung getragen und nach seinem eigenen Bekenntnis früher mehr für das Puppentheater als die lebendige Schaubühne seine Werke abgestimmt. Die ästhetischen Gesetze des jüngsten Frankreichs haben sein Schaffen beeinflusst. Die mystischen, oft schaurigen Ideale, die sich gleich seltsamen Blüten über der eintönigen Steppe des Alltags entfalten, jene stillen, fremden Klänge buddhistischer Grübelei, jene Sucht nach dem Ueberirdischen und Unsagbaren, nach geheimnisvoller Uebersinnlichkeit, konnte wohl, als die „Ueberwindung des Naturalismus", die verderblichste Irrlehre der letzten Literaturepoche, proklamiert wurde, eine Zeit lang die Geister verwirren. Als Maeterlinck aber dem „schwülen Schall der blinden Träume", der Nervenromantik und dekadenten Nervensymbolik, dem rätselhaften, unartikulierten Gestammel seiner Erstlingswerke durch die Schöpfung der klaren und bühnengereiften Monna Vanna entsagte, hat er das Verfehlte seines bisherigen Schaffens in gewisser Hinsicht selbst erkannt und verurteilt. Und es hat den Anschein, dass der weltfremde Dichter nun den Weg gefunden hat, der ihn zum Erfolge führt. Denn die Bühne bedarf einer gewissen Leidenschaftlichkeit und die Dekadence sollte nur im Atelier, aber nie auf der Szene ein Echo finden! —

Diese Mahnung ist überflüssig gegenüber Ernst v. Wildenbruch, dessen letztes Drama, Die Rabensteinerin, (als Buch bei G. Grote) im Schauspielhaus einen schönen und im Grunde auch verdienten Erfolg erzielt hat. Man hat dem Dichter Wildenbruch stets den Vorwurf klassischen Epigonentums gemacht. Sein Schaffen hat mit dem modernen Empfinden nichts zu tun, allein seine edle, treue und herzliche Gesinnung hat eine so grosse Fülle von Güte, Liebe und menschlichem Erbarmen über seine Gestalten gegossen, dass wir dem treuen Kämpfer für die deutsche Kunst, für das Schöne und Ewig-Menschliche unsere Sympathie zuerkennen müssen. Freilich in der Ausarbeitung des dramatischen Entwurfes stürmt der Verfasser allzu heftig auf das Ende los und so leidet die psychologische Entwicklung unter der Fülle der Gesichter. — Im vorliegenden, „romantischen Volksstück" schildert der Dichter die bekannte Historie vom jungen Bartolome Welser, der auf seiner Brautfahrt vom Rabensteiner Ritter vor dessen Burg Waldstein überfallen, dem hinterlistigen Recken den Todesstreich versetzt. — Als der Jüngling, selbst todwund, in des Feindes Feste getragen wird, und dort die junge Rabensteinerin, die Jungfrau Bersabe sieht, erwacht eine glühende Liebe in seinem Herzen, die ihn durch alle Fährnisse des Lebens begleitet. Sie gibt ihm Kraft, der stolzen, ihm von den Eltern bestimmten „brokatenen“ Braut zu entsagen, und seine Liebste (die das höhnische Schmähen der übermütigen Nebenbuhlerin mit todbringendem Pfeilschuss gestraft hat und dafür zum Tode durch Henkers Hand verurteilt ward) vom Henkerstuhl hinweg in sein Heim zu führen, das er sich in der neu gegründeten Kolonie seines Hauses errichten will. — Edles Feuer glüht in dieser Dichtung, die stimmungsvoll im Schauspielhaus dargestellt wurde. Besonderes Verdienst erwarb sich Matkowsky um die kleine Rolle des Rabensteiners.

Auch das Lokalstück hat einen Triumph zu verzeichnen. Der durch seine Reisebilder bekannt gewordene Heinrich Lee liess im Schiller-Theater N. unter Zickels Direktion eine an die Traditionen des unvergesslichen Kalisch anknüpfende Posse „Am grünen Weg“ aufführen. Die kleinbürgerlichen Verhältnisse der Bewohner von Berlin O. sind trefflich geschildert. „Der Liedersänger Weyergang“, dessen „Organon mit Alkohol vergiftet“ ist, der sich aus einem Heros der Bierglocke in einen Zuckerbäcker und aus diesem wieder in einen Heros verwandelt und zuletzt als braver Ehemann endet, dürfte wohl bald eine der beliebtesten Rollen unserer Komiker werden, und die dankbaren Gestalten der Zillerthaler aus der Ackerstrasse, des Geschäftsreisenden in Butter und Eiern, der Soubrette und des Subalternbeamten werden dem Werk unter den Schauspielern und dem Publikum viele Freunde werben. Wir haben hier endlich wieder ein Volksstück, in dem es ohne die banale Sentimentalität abgeht, ein Volksstück, das die Leiden und Freuden des kleinen Mannes wirkungsvoll und lebenswahr schildert.

Politische Bestrebungen haben die Königlichen Bühnen kurze Zeit dem Gastspiel der Künstler von Monte-Carlo und London geöffnet. Aber die musikalischen Darbietungen der Oper haben gezeigt, dass das seelenvolle Spiel unserer heimischen Sänger den seelenlosen Schaustellungen des Fürstlich Monacoschen Theaters vorzuziehen ist, und die englischen Artisten, die zur Erzielung einer lutstigeren Stimmung sich im Zerpflücken Shakespearischer Dichtungen nicht Genüge tun können, bewiesen nur, dass man im Lande des grossen Briten seine Werke mit weniger Glück, Geschmack und Pietät zu interpretieren weiss, als im Lande der Denker, wie ja die Romanen unser deutsches Vaterland nennen. Vielleicht hat das englische Gastspiel Herrn Direktor Reinhardt angeregt, die Shakespearische Komödie „Was Ihr wollt“ mit Wedekind in der wichtigen Rolle des Narren aufzuführen?

Max Kirschstein.

Das moderne französische Theater.

Von **H. Moltan.**

Die dramatische Dichtkunst — auf dem deutschen Parnasse das Stiefkind — ist augenblicklich in Paris, und damit in Frankreich, das enfant gâté. Es gehört schliesslich ja auch bei deutschen five o' clocks tea's zum guten Ton, schlechte und gute Dramen gesehen zu haben oder wenigstens darüber zu reden — aber in Paris beherrscht das „Drame“ das öffentliche Leben!

In den modernen Journalen und Revuen in Paris ist es für den Chefredakteur unerlässlich, in jeder Nummer ein kompletes Theaterstück, möglichst warm aus der „Urpremiere“ zu publizieren, und — ohne Erhöhung des Abonnementspreises dieses supplément théâtral den Lesern als Leckerbissen zu bieten. Die Nummern der „Illustration“, welche solche Theaterstücke mit Szenenbildern veröffentlichen, sind nach wenigen Tagen schon vergriffen und dann nur zu Spekulationspreisen zu haben; was der Illustration recht ist, ist den andern „Annales“, „Je sais tout“, „Lisez-moi“ et tutti quanti billig, — sie alle wagen sich nicht vor ihr Publikum, ohne ein vollständiges Theaterstück neuesten Datums zu bringen. — Gehen Sie abends von der Madeleine bis zur Place de la République, dann flimmert Ihnen fast alle paar Häuser lang von den Firsten der Boulevardstheater in Flammenbuchstaben der Titel der neuesten „Novität“ entgegen, die unter dem glitzernden Dache eben zum „hundert und so und sovielten“ Male repetiert wird.

Auch am hellen Tage sind Sie vor dem modernen französischen Drama nicht sicher! An den Strassenecken stauen sich Dutzende von dienstbaren Geistern, die auf dem Rücken in Riesenplakaten die Einladung zu der neuesten Premiere verkünden. Da und dort laden hellerleuchtete Schaufenster der „librairies théâtrales“ zum Erwerb der eben erschienenen Ausgaben der neuesten Theaterstücke ein.

Wer in Deutschland die neuesten Dramen nicht kennt, braucht deswegen kein Banause zu sein, wer in Paris nicht den Titel aller Premieren kennt, müsste blind sein. Auch die Regierung weiss die moderne Dramenproduktion zu ehren und zu schätzen. Ende Februar l. J. hatte die Académie française zwei Sitze zu vergeben. Für den durch den Tod des Historikers Albert Parel freigewordenen Fauteuil konkurrierten zwei Poeten: der Dramatiker Maurice Donnay und der bekannte Marcel Prévost. Letzterer hat von 32 Stimmen nur 9, ersterer dagegen 17 und damit den Sitz gewonnen. Damit ist das Kabaret akademiefähig geworden, denn M. Donnay hat seinen ersten Lorbeer im Chat noir verdient. Von seinen Dramen hat das Stück „Prinzenerziehung“ Beachtung gefunden, andere sind, Le Torrent, L'Autre langer, Retour de Jerusalem und Paraître.

Es ist eine Eigentümlichkeit des deutschen Importes, dass letzterer aus dem fruchtbaren Theaterschaffen der Pariser Boulevards just die zotenhafte Produktion und die pikante Possendichtung zur Einfuhr für geeignet hält und wer dem deutschen Leser über die neuesten Erzeugnisse gerade dieser Pariser Theaterproduktion berichten wollte, käme zu spät, denn die deutschen Bühnen, welche was auf sich halten, können diesen pariser Paprika meist schon in der Woche der Originalpremiere ihrem Publikum in kongenialen Uebersetzungen bieten.

Die Attraktion der gegenwärtigen Pariser Saison: „Florette et Patapon“, „Vous n'avez rien à déclarer?“ (beide von der Kompagnie; Maurice Hennequin et Pierre Veber) oder Gavault's „Mademoiselle Josette ma femme“ u. a. sind längst Gemeingut der deutschen Literatur geworden. Manchen andern freilich wird die deutsche Bühne für immer den Eintritt versagen.

Um ein Bild von dem Theaterleben in Paris zu geben, ist es vielleicht interessant zu konstatieren, was die zweite Aprilwoche an „Neuem“ gebracht hat.

Sehen wir von der Oper ab (Opéra „Tannhäuser“ und Opéra comique: Vie de Bohême), dann finden wir folgende Affichen: Voran des Theater kat' exochen: die Comédie-française: L'énigme; im Odeon: Zolas La faute de l'Abbé Mouret; im Vaudeville: Pierre Wolff's „Le ruisseau“, in den Variétés: Revue centenaire; im Gymnase die unverwüstliche Mlle Josette ma femme, im Renaissance „Le Voleur“; im Antoine „Timon d'Athènes; im Gaité: La fille du tambour major; in den der tollsten Posse geweihten Folies dramatiques: le coup de Jarnac; im Athénée das Lustspiel: Sa Soeur; im Palais royal: Vive l'Amour; bei der

Sarah-Bernhard „Bouffons"; bei der Réjane „Paris-New-York", in der Porte St. Martin „Notre Dame de Paris"; im Chatelet: das Ausstattungsstück „Voyage de Suzette", im Ambigu „Môme aux beaux yeux"; im Dejazet „Madame la Douane"; im Cluny „Bouffe la Route"; im Molière „Hüttenbesitzer" und im Arts „Madame Gosse". Von den Dutzenden von intimen Theatern, Variétébühnen und cabarets Montmartrois will ich ganz schweigen! —

Wenn ich in einem folgenden Artikel versuchen will, in knappsten Strichen über das Allerneuste vom französischen oder richtiger vom Pariser Drama zu berichten, so möchte ich gestehen, dass mich dazu die Tatsache veranlasst, dass das französische Drama der letzten Monate schüchterne Versuche gezeigt hat, in serieusere Bahnen einzulenken.

Bis in die letzte Zeit konnte das gelten, was der Kritiker Alfred Athis in der Humanité vor einem Jahre behauptete, dass das französische Drama im wesentlichen aus einer Welt schöpft, die er bezeichnet als „libre, élégant, oisif et un peu vague; les hommes qu'on y rencontre n'occupent pas dans la vie des positions très définies; les questions d'argent ou de travail y sont rarement soulevées; en revanche la question d'amour s'y pose continuellement."

Ich wüsste nicht präziser die Begriffsmerkmale der Dramenliteratur des Pariser Theaters der letzten Jahre zu geben, als es hier von einem Pariser chroniqueur geschieht. Die Kokette, ihre Gesellschaft, oder die femme du monde im Konflikte mit ihr, das Leben der hautes noces und was darum und daran ist, waren die Gegenstände der letzten Schauspiele; Brieux' Hannetons, Lavedon's: „Nouveau Jeu", Donnay's „éducation de prince" und hundert andre sind hierfür Paradigmen.

In den letzten Monaten änderte sich das Bild wesentlich. Von der auffallenden Erscheinung, dass die Klassizität sich urplötzlich aufdrängt, dass Shakespeares Julius Caesar, Sophokles, Elektra, auch Tolstois „Anna Karennina" übersetzt und dem Pariser Publikum vorgesetzt worden, will ich nicht weiter reden, denn das Pariser Publikum hat die Probe darauf nicht allzu glänzend bestanden. Aber die bedeutenderen Novitäten der letzten Monate und Wochen haben sich ernsteren Problemen zugewendet und von ihnen soll, wie gesagt, in einem folgenden Artikel die Rede sein.

Aus den Literarischen Vereinen.

* Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Vorstand: Dr. Georg Reicke, Regierungsrat und Bürgermeister von Berlin, Dr. Erich Schmidt, Geh. Regierungsrat und ordentl. Professor an der Kgl. Universität zu Berlin, Prof. A. von Werner, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Direktor der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin. In allen gebildeten Kreisen der deutschen Bevölkerung des In- und Auslandes haben die gediegenen Publikationen des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur" die grösste Anerkennung gefunden und dem Vereine eine überaus stattliche Anzahl treuer Mitglieder zugeführt. Der Verein für deutsche Literatur hat seinen Mitgliedern bereits hundertvierzig hervorragende populärwissenschaftliche Werke aus der Feder unserer ersten Schriftsteller, Gelehrten, Forscher und Denker auf dem Gebiete der Geschichte, Biographie, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Lebensweisheit, Musik und Kunst usw. zugänglich gemacht. Als nächste Veröffentlichungen des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur werden angekündigt: Vosberg-Rekow, Nation und Welt, Betrachtungen über Grundlagen und Aussichten der deutschen Weltpolitik. Joh. Wilda, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. III. Im Süden des Kontinents der Mitte. Paul Dehn, Von deutscher Kolonial-, Flotten- und Weltpolitik. Victor Ottmann, Nach dem Pharaonenlande. Hugo Grothe, Im Lande der zwei Ströme. Hoerstel, Korsika, Elba, Monte-Christo.

* Die Literarische Vereinigung Berlin, Künstlerhaus, hat abermals zwei hochinteressante Vortragsabende zu verzeichnen. Am 11. März durfte Herr Bürgermeister Dr. Georg Reicke als Vortragender begrüsst werden, der aus eigenen Werken zwei Einakter las: „Sterngucker" und „Morgen". Beide ganz verschieden in Stoff und Ausführung, beide aber gleich interessant und wirkungsvoll. Den ersten nennt der Verfasser „Drama in 1 Akt" und mit Recht, denn hochdramatisch und mit ergreifendem Schluss ist dies echte Stück schlesischen Volkslebens gestaltet. „Morgen" dagegen erinnert stark an die Arbeiten Maupassant's, denn prickelnd geistreich, schillernd, im scharf pointierten Dialog ist das Ganze gehalten — ein Genuss für den literarischen Feinschmecker. Und zum tiefen Gehalt des Gebotenen kommt die vollendte Vortragskunst des Dichters. Klangvolles Organ vereinigen sich hier mit Temperament und dramatischer Begabung zu zündender Wirkung, und Dr. Georg Reicke könnte wirklich sagen: „Wär ich nicht Bürgermeister von Berlin, könnt' ich wohl als Rezitator eigener Dichtungen Ruhm erwerben." — Im musikalischen Teil entzückte die bekannte Geigenkünstlerin Irene von Brennerberg die Hörer durch ihre reife Kunst. Hier ist Alles feinstes Verständnis, Temperament, Schwung und Eleganz des Vortrags, gepaart mit spielender Beherrschung auch der grössten technischen Schwierigkeiten. Dass beide Vortragende Ströme des Beifalls entfesselten, ist nach dem Gesagten selbstverständlich und darf die Literarische Vereinigung diesen Abend als einen der glänzendsten des Vereinsjahres bezeichnen. Der Abend des 8. April war dann einem heimgegangenen Dichter, unserem Sänger der Mark, Theodor Fontane, gewidmet. Der vollgefüllte grosse Festsaal bewies, wie frisch das Gedenken an den vornehm abgeklärten Vorläufer des Realismus in der Literatur, der nie zum krassen Naturalismus übergegangen, in den Herzen seiner Verehrer lebt. Oberstleutnant von Hassell gab in ungekünstelter, warmherziger Weise ein Lebensbild des Dichters und schloss daran eine Würdigung seines Schaffens, die dem Heimgegangenen wohl nicht in allen Teilen gerecht wurde. Um so nachdrücklicher aber geschah dies, als Fontane selber in seinen herrlichen Balladen und andern Dichtungen zu uns sprach, die durch die bekannte Rezitatorin Frau Lydia Friederichs in geradezu meisterhafter Weise zum Vortrag gebracht wurden. Ein selten schönes, tiefes und klangreiches Organ vereinigt sich hier mit feinem geistigen Erfassen und reifer Vortragskunst, um Vollendetes zu schaffen. Die berühmte Douglas-Ballade von Löwe wirkte hier z. B. in gesprochenem Wort mindestens so ergreifend als im Gesange. Dazu kommt, dass Lydia Friedrichs alles frei, aus dem Gedächtnis heraus spricht, was den Genuss für den Hörer wesentlich erhöht. Hervorragend war auch der musikalische Teil des Abends, den eine hochbegabte junge Pianistin, Frl. Erna Promnitz, bestritt. Der Faustwalzer von Liszt ist wohl selten so glänzend zum Vortrag gebracht worden und brachte der jungen Künstlerin wohlverdienten, stürmischen Beifall.

* Leipziger Schriftstellerinnen-Verein. Am 8. April hat eine Versammlung des Vereins stattgefunden. Dr. Bernhard Rost hielt einen Vortrag über den Minnesänger Heinrich der Rost (aus der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts). Ausgehend von der im kommenden Sommer auf der Wartburg festlich zu begehenden Feier der 700jährigen Wiederkehr des Sängerkrieges auf der Wartburg, charakterisierte der Vortragende den deutschen Minnegesang, die Lyrik der ersten Blüteperiode der deutschen Nationalliteratur und ging dann auf die neun aus der Mannesseschen Handschrift stammenden mittelhochdeutschen Gedichte von Heinrich der Rost ein, der Kirchherr zu Sarnen, der Hauptstadt des jetzigen schweizerischen Halbkantons Obwalden war. Dass ein Geistlicher als Minnesänger auftritt, ist, wie Dr. Bernhard Rost ausführte, für das 13. Jahrhundert durchaus nichts Auffallendes. Gerade aus derselben Zeit, in welche des Kirchenherren Rost zu Sarnen Lebenszeit fällt, wird uns bezeugt, dass auch der Abt von St. Gallen, womit wohl Abt Wilhelm (1281—1301) gemeint sein muss, weltliche Lieder, und zwar die weltlichsten Tagelieder gesungen hat. — Der Vortrag fand lebhaften Beifall und veranlasste hier und da auch eine Aussprache von Seiten der Zuhörer. Nachdem die Vorsitzende, Frau Clasen-Schmid, Herrn Dr. Rost für den anregenden Vortrag gedankt hatte, erörterte sie selbst die Frage: „Was ist Poesie?“ und schloss mit der Rezitation einiger Gedichte, die die gleiche Frage beantworten. Hierauf gab dieselbe noch ihr jüngstes Gedicht: „Vater unser“ zum Besten, das durch seine wahre, innige Empfindung und seine Formenschönheit ungeteilten Beifall fand. Elilla Bagge las alsdann noch eine ihrer hübschen Erzählungen „Herr Recoss“ vor und Frl. Lange-Lattorf einige humoristische Gedichte, die grosse Heiterkeit erregten. B.R.

* Freie literarische Vereinigung Breslau. Der vierte Vortragsabend gehörte Ottomar Enking, Dresden, der drei grösseren Roman-Fragmenten aus „Phantasus“, „Familie P. C. Behne“ und „Die Darnekower“ durch reife Vortragskunst zu starken Eindrücken verhalf. Im März erschien Maximilian Harden-Berlin und sprach über die literarisch-theatralischen Ergebnisse des verflossenen „Berliner Winters“ in seiner feinpointierenden Art. Harden, ein gern und häufig gesehener Gast der Vereinigung, hat noch niemals die Hörer so unbedingt in seinen Bann gezwungen, wie diesmal. Seine formvollendete Plauderei, in ihrer kunstlos-kunstvollen Disposition ein Meisterstück, schloss mit einem schwungvollen Bekenntnis zum Idealissmus. Die Vereinigung beendet ihre Saison mit einer Matinee im Lobetheater am 5. Mai. Zur Aufführung gelangen Rainer Maria Rilke's zweiaktiges Drama „Das tägliche Leben“ (zum 1. Male) und Ludwig Bauer's einaktige Komödie „Automobil“. W.

* Literarische Gesellschaft, Barmen. Die Vortragsreihe im dritten Jahre zeigte einen weiteren Fortschritt in der Entwicklung der Gesellschaft. Luise Dumont gab einen Ueberblick über moderne Frauenlyrik. Daran schlossen sich Vorträge von Selma Lagerlöf, Auguste Hauschmer, Anna Ritter, Maria Janitschek, Agnes Miegel und Ada Negri. Dann kam Henry Thode mit einem Vortrag über das Wesen der deutschen bildenden Kunst, worin er seine bekannten konservativen Kunstanschauungen niederlegte. Ottomar Enking las am dritten Abend einige Kapitel aus seinen Romanen „Die Darnekower“ und „Familie P. C. Behm“., Ueber Maeterlinck hielt Fr. von Oppeln-Bronikowski einen sehr interessanten Vortrag. Er hob den feinen Romantiker und Naturphilosophen in seinem ganzenden Schaffen hervor. Einen glänzenden Vortrag über Hugo von Hofmannsthal und gut ausgewählte Rezitationen dieses Dichters gab Ferdinand Gregori. Er verstand es in ausgezeichneter Weise, dem Dichter gerecht zu werden, ohne seine Schwächen zu verbergen und ihn doch dabei uns näher zu bringen. Otto Oskar Matthes vom Barmer Theater, ein sehr guter Rezitator, der sich durch einen populär ausgearbeiteten Vortrag über Hebbel den Dank der Zuhörer erwarb, las aus seinen dramatischen Werken, Balladen und Gedichten und trug viel zu einem allgemeinen Verstehen Hebbels bei. Im nächsten Jahre beabsichtigt die Gesellschaft wieder 6 Vortragsabende zu veranstalten, wobei ganz besonderer Wert auf grundlegende, künstlerisch kulturelle Fragen gelegt werden soll. S.

Eingegangene Bücher.

Die Philosophie des Monopluralismus. Eine Naturphilosophie im Versuch. Von Hugo Marcus (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock, 1907).

Die Freiheit und ihr Freier. Grundlinien einer monistischen Religion der Zukunft. Von Joh. Wedde. Aus dem II. Band der gesammelten Werke gesondert herausgegeben von Walter Hübbe (Hamburg, Alfred Janssen, 1907).

Normales Leben ohne Blutkreislauf. Von Jezek (Bern, Kampf-Verlag).

Lose Blätter. Kulturgeschichtliche Skizzen und Plaudereien von Edmund Bayer (Magdeburg, R. Zacharias, 1906).

Doppelstimmen. Von Bernd Isemann (München, E. W. Bonsels, 1907).

Im Gefängnisse. Neue Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. Von Heinrich Hansjakob. 2. Aufl. (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.).

Aus tiefster Brust. Ein Bändchen Lyrik von Rosa Axamethy-Racher (Leipzig, Verlag für Lit. Kunst und Musik, 1906).

Klatschmohn. Gedichte. von Thilo Kieser. (Leipzig, Verlag für Lit. Kunst und Musik, 1906).

Vom Lachen und Müdesein. Gedichte von Alfred Grünewald, (Leipzig, Verlag für Lit. Kunst und Musik, 1906).

Johanna Denkert. Erzählung von Arthur Grobe Wutischky (Leipzig, Verlag für Lit. Kunst und Musik, 1906).

Traum und Wahrheit. Gedichte von Fritz Ehebrecht (Leipzig, Verlag für Lit. Kunst und Musik, 1906).

Ein Erntelied der Liebe und des Lebens. Von Hermann Sternbach (Leipzig, Verlag für Lit. Kunst u. Musik, 1906).

Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart. Drei Vorlesungen von Rudolf Eucken (Berlin, Reuther u. Reichard, 1907).

Auf den dem heutigen Heft beiliegenden Prospekt des **Lotus-Verlag in Leipzig** machen wir hiermit ganz besonders aufmerksam.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

— Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831 —
Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt

Nummer 9 | Juni 1907 | 77. Jahrgang

Das „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“ ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen,
Im Ausland durch nachstehende Verkaufsstellen. **Amsterdam**, Maas & van Suchtelen, Gebr. Schroeder, Rokin 50; **Antwerpen**, J. Mertens-Somers, 26 rue de la station; **Basel**, Bahnhofsbuchhandlung; **Bern**, J. Beck, Lorrainestr. 8; **Brüssel**, Dechenne fils, Galerie du Roi; **Bukarest**, F. Veith, Stradia Saturn 19; **Genf**, Librairie universelle rue du Mont Blanc 11; **Haag**, Kioskonderneming; **London**, A. Siegle; 30 Limestreet und Librairie universelle 43 Highstreet; **Madrid**, Librairie-Baillière; **New York**, International News Company; **Paris**, Kiosques No. 50 Bld. Montmartre, No. 32 Bld. des Italiens; **Rom**, Chiosco Piazza di Spagna; **Shanghai**, Max Noessler & Co. Nanking, Road 38; **Tokyo** (Japan), Nankodo, No. 8, Kiridoshi-Sakamachi; **Wien**, H oldschmidt, Wollzeile 11; **Zürich**, Kioske Quaibrücke- und Bellevueplatz.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Deutsche Frauendichtung im Mittelalter.

Von Hans Ellenberg (Hamburg).

Unsere Zeit steht im Zeichen der Frauenbewegung. Nach und nach hat sich die deutsche Frau die verschiedensten materiellen und geistigen Gebiete des Erwerbslebens, welche bis dahin das Arbeitsfeld des Mannes waren, erschlossen. Heute ist sie ihm in fast jeder geistigen Leistung ebenbürtig, nicht zum wenigsten im literarischen Schaffen; und an dem, was unsere neuere Literatur Treffliches bietet, hat die Frau einen hervorragenden Anteil. Wir besitzen eine Reihe Dichterinnen und Schriftstellerinnen mit glänzenden Namen und an denen auch das Ausland Intelligenz und Bildung der deutschen Frau bewundert. Wenn wir aber in der Geschichte unserer Literatur um einige Epochen zurückblättern, so suchen wir vergeblich nach einer augenfälligen Betätigung des weiblichen Geschlechts in der Dichtkunst. Wir besitzen aus der Glanzperiode unserer mittelalterlichen Dichtung umfangreiche Reste unvergänglicher Epen und einer reichen Lyrik. Aber als man im Volk vom König Rother und Herzog Ernst, von Siegfried und Kriemhilde, von Dietrich von Bern, von der Gudrun und vielen anderen sang; als Kleriker und Laie wetteiferten in der Lobpreisung Mariens, als den Spielleuten ihre Poesie an den Höfen der Fürsten und Edlen Tür und Ohr öffnete, als in den Singschulen neue Weisen fleissig gesucht und geübt wurden, wo erscholl da der Sang der Frau? — —

Wohl konnte bei den sozialen Verhältnissen in der deutschen Vorzeit dem Volke keine Sappho bescheert werden, wie in der Blütenzeit des hochgebildeten Hellenentums; denn war im Mittelalter der Prozentsatz der gebildeten Männer schon ein geringer, so war der solcher Frauen ein verschwindend kleiner. — In den ältesten Zeiten hat auch wohl das Volkslied im Munde der Frau gelebt, sie erfand und sang Lieder, aber keine Hand zeichnete sie auf. Was ferner handschriftlich aus der altdeutschen Literatur vorliegt, sind nur klägliche Trümmer; wer weiss also, ob da nicht manche Dichtung von Frauen für immer der Vergessenheit anheimfiel. Aber so ganz unbedeutend war die Beteiligung der Frau an der Dichtung des Mittelalters jedenfalls nicht. Zeitlich wie örtlich liegen diese Erscheinungen weit auseinander, wir müssen von der Ottonenzeit in die Epoche der Kreuzzüge, von den braunschweigischen in die oberösterreichischen Lande hinübergreifen, um Proben dieser mittelalterlichen Frauendichtung zu finden. Von einigen Dichterinnen wissen wir nichts betreffs der äusseren Lebensverhältnisse und oft kennen wir nicht einmal ihre engere Heimat. Andere, wie die Urheberin eines Alexiusliedes oder eines Arnsteiner Marienleichs, obzwar sie sich ausdrücklich als Frauen bekennen, sind uns nicht namentlich bekannt. Einige Male können wir lediglich aus der Auffassungs- und Ausdrucksweise in einem Gedichtsreste schliessen, dass eine Frau die Verfasserin ist. —

Die dichterischen Leistungen der deutschen Frauen im Mittelalter sind um so bemerkenswerter als unsere Sprache und Literatur damals noch ganz in den Windeln lagen. Verstand doch auch die Dichterin bisweilen wohl kaum die Kunst des Lesens und Schreibens und musste häufig ihre poetischen Gedanken einem Schreiber diktieren.

Diese Dichtung der deutschen Frau war natürgemäss vorzugsweise eine Klosterdichtung, weil damals zumeist nur die Nonnen sich einer höheren geistigen Bildung erfreuten. Als Vorbilder dienten teilweise Werke der klassischen römischen Literatur, soweit diese damals gelesen wurde. Freilich mussten die Frauen die Anregung, wofern sie von aussen kam, aus ihrer nächsten Umgebung und den Stoff zur Bearbeitung den Schätzen der Klosterbibliothek, der hl. Schrift, Heiligenlegenden und andern asketischen Schriften entnehmen, doch fehlt es nicht an individueller Auffassung und Gestaltung. Der weibliche Genius wagte sich sogar, wie wir weiterhin sehen werden, an problematische Motive, wie das der ewig forschenden und nach Glückseligkeit ringenden Faustgestalt und versuchte, Ideale, wie das eines sittlichen und religiösen Lebenswandels, dichterisch zur Darstellung zu bringen. —

Die Charakterzüge und Tugenden aber, welche der deutschen Frau besonders eigen sind und die wir mit Stolz an ihnen als nationales Erbgut betrachten, die Sittsamkeit, Frömmigkeit, Treue in der Liebe, das innige Gemütsleben, sie leuchten uns aus den Dichtungen der mittelalterlichen Frauen vornehmlich entgegen.

Die Besorgnis über die sittlichen Gebrechen ihrer Zeit war es, welche der ältesten bekannten Dichterin in deutschen Gauen, einer Nonne aus dem braunschweigischen Kloster Gandersheim, die Feder in die Hand gab. Hroswith, die „helltönende Stimme von Gandersheim“ genannt, wurde um das Jahr 930 geboren und stammte aus einem edlen sächsischen Geschlecht. Mit jungen Jahren trat sie in dieses Benediktinerkloster, wo sie unter der Leitung gelehrter Schwestern und der feingebildeten Aebtissin theologischen und literarischen Studien oblag, und zwar, wie aus ihren Dichtungen hervorgeht, mit dem günstigsten Erfolge. Sie bemerkte mit Bekümmerung den Eifer, mit welchem die schlüpfrigen Komödien des Terenz wegen ihrer einschmeichelnden und eleganten Sprache von den jugendlichen Nonnen gelesen wurden, und beschloss, diesem Uebelstande abzuhelfen, indem sie nach dem Vorbilde dieses römischen Lustspieldichters eine Anzahl Komödien schuf, in denen nicht das Laster, wie in jenen, sondern christliche Tugenden verherrlicht wurden und die deshalb den Leserinnen unbedenklich in die Hand gegeben werden konnten. Ihren Zweck erscheint sie nicht erreicht zu haben; in ihrer Zeit konnten die Anfänge einer dramatischen Dichtung kaum Anklang finden.

Man könnte Hroswith als mittelalterlichen Blaustrumpf bezeichnen, aber im besten Sinne des Wortes; denn weder Eitelkeit noch Ehrgeiz war die Triebfeder ihrer dichterischen Tätigkeit, und der Schritt, mit dem sie literarisch an die Oeffentlichkeit trat und sich der Kritik aussetzte, mochte ihr nicht leicht geworden sein; wenigstens bezeugt dies ihr häufiger Appell an die Leser um Nachsicht mit ihren Unvollkommenheiten und ihrem lückenhaften Wissen, und sie gesteht selbst, ganz geheim, gleichsam wie ein Dieb in der Nacht gearbeitet, ihr Beginnen vor jedermann verborgen gehalten zu haben. In einsamer Zelle, in abgeschlossenen Stunden und gewissermassen im Schweisse ihres Angesichts habe sie gerungen mit der Bewältigung der Schwierigkeiten, die sich ihr bei der Bearbeitung des Stoffes und bei der Anwendung der Metrik boten. — Im allgemeinen besass sie keine reiche Ausdrucksweise, aber ihre Worte atmen Wärme und Begeisterung, wenn sie sich ganz ihren frommen Meditationen hingibt. Ihre Zuhörerinnen waren die Mitschwestern, denen sie das Gelesene im Refektorium während der gemeinsamen Mahlzeit vorlas. Sie war eine poetisch hochveranlagte Natur, deren Vorzüge besonders da zur Geltung kommen, wo sie sich auf dem geliebten heimischen Boden bewegt, wo sie aus ihrer täglichen Umgebung, aus ihrer persönlichen Anschauung heraus spricht, wenn sie, wie in ihrer dichterischen Schilderung von der Gründung des Gandersheimischen Klosters, die liebliche Naturumgebung beschreibt, welche zum Teil noch heute dieselbe ist: die heimlichen Talschluchten am schattigen Waldbach Glande, die grünen Hügel ringsum und die Steinbrüche, welche ihre verborgenen Schätze öffnen mussten zur Herstellung des Gotteshauses. — Ausser in den eingangs erwähnten Komödien und einigen zum Teil geistlichen Gedichten zeigt sich die poetische Veranlagung Hroswithas noch in einer Anzahl Legenden, an welchen sie sich zuerst versucht hatte und von denen die des Theophilus von besonderem Interesse ist, insofern als wir in der Schilderung des Strebens nach Wahrheit und Weisheit das Urbild der Faustsage vor uns haben.

Doch schrieb die Gandersheimer Dichterin wie alle Gebildeten ihrer Zeit nur in lateinischer Sprache, die sie allerdings so vollständig beherrschte und in der sie einen so glänzenden Stil besass, dass man versucht war, ihre Dichtungen für eine Fälschung eines späteren Humanisten zu halten. Als Vertreterin der rein deutschen Dichtung kann sie indes, wenngleich ihre Gedichte echt deutsches Gepräge tragen, nicht gelten.

Die erste uns bekannte Frau aber, welche deutsche Verse machte, war Frau Ava, vermutlich eine Recluse (eine Büsserin, die in einem vermauerten Raum ohne Ausgang ihr Leben verbrachte) aus Göttweih, wo sie nach Eintragungen österreichischer Todten- und Zeitbücher 1127 starb. Solcher Eingeschlossenen, sowohl männlichen wie auch weiblichen Geschlechts, gab es im Mittelalter viele. Sie waren meist Kleriker, die eine strengere als in den Klöstern gewöhnliche Lebensweise annahmen, oder auch Personen aus dem Laienstande, die sich aus der Welt in die Einsamkeit zurückzogen, um da ein beschauliches Leben zu führen. Letzteres war wohl auch bei Frau Ava der Fall, denn am Schluss ihrer poetischen Betrachtungen bemerkt sie: „Dies Buch dichtete die Mutter zweier Söhne, welche ihr auch die Gedanken gaben. Sie waren der Mutter lieb; der eine schied von der Welt. Nun bitte ich euch, wer das liest, dass er Gottes Gnade herabwünsche auf den einen, der noch lebt und mit Not und Mühsal ringt, dem wünschet Gnade, sowie der Mutter, das ist Ava." —

Wollte die Dichterin der Ottonenzeit einer laxen Moral steuern und eine schlüpfrige Lektüre durch eine sittenreine ersetzen, so zeigt sich auch in den Dichtungen der Frau Ava der schönsten Charaktereigenschaften des deutschen Weibes eine: die tiefe Religiosität und gläubige Zuversicht. — Sie verfasste „mit wohltuender Sinnigkeit" drei geistliche Gedichte vom „Leben und Leiden Jesu", vom „Antichrist" und vom „jüngsten Gericht". Sie will Reue, Busse und Besserung predigen; vielleicht bewog sie hierzu das lockere Treiben ihrer Zeit, das ernste Bedenken über die wachsende Ueppigkeit und Hoffahrt der Geistlichkeit, die sich allmählich von der früheren asketischen Einfachheit, entfernte, oder aber diese dichterischen Ergüsse waren der Ausfluss ihrer frommen Betrachtungen, in denen sie Trost für den Verlust ihres Kindes suchte. Die poetischen Schilderungen Avas bieten nichts Gewaltiges und Ergreifendes, sie zeugen von keinem bedeutendem Talent, sind vielmehr naiv und schlicht, aber was sie charakterisiert und zugleich anziehend macht, das ist der echt weibliche, „frauenzimmerhafte" Zug, wenn die Dichterin beispielsweise unter den Vorzeichen des jüngsten Tages es nicht unterlässt, zu erwähnen, dass auch Spangen und Armringe, also das Geschmeide der Frau, zu grunde ginge, wenn sie bei der Aufzählung der Geschlechter das Weib dem Manne vorangehen lässt.

In Verbindung mit der biblischen Erzählung von dem Leben des Heilandes im Gewand mittelalterlicher Anschauung — Christus erscheint als Herzog, seine Jünger als Bischöfe oder Prälaten, die palästinischen Städte als Ritterburgen oder Kastelle — erteilt die göttersweiher Klausnerin ihre Mahnungen zu einem tugendhaften Leben. In der Uebung der Tugend soll unsere Seele erstarken.

Mit dem Weltende aber kommt der Antichrist mit seinen Gräueln. Fünfzehn Schreckenszeichen geschehen; zuletzt gerät die Welt in Brand. Stein, Holz, Wasser und Berge stehen in Feuer, das Vieh stirbt und die Menschen morden einander. So bricht plötzlich der jüngste Tag herein; die vier Evangelisten erscheinen, besehen die Gebeine der Verstorbenen und erwecken die Toten. Engel tragen Kreuz und Krone vor Christus einher, der als hilfloses Kind in die Welt gekommen, jetzt als Herrscher zurückkehrt. Die Guten erhalten neben Gott unter den Aposteln ihren Platz, den Bösen zeigt der Heiland seine Wundenmale, und sie werden eine Beute des Höllenfürsten.

Zuletzt schildert die Dichterin die Seligkeiten des „Urstandes" im Himmel, wo die Menschen Gottes Angesicht schauen und keine Versuchung mehr an sie herantritt und sie in diesem Zustand ewig bleiben:

Dort seid ihr edel und frei,
Dort zwingt euch weder Sünde noch Leid
Dort ist die rechte Freiheit;

Dort ergötzet schier
Gott uns alle sehr,
Die wir manche Stunde
Litten in diesem Elende,
Dort ist das ewige Leben,
Das ist uns sicher gegeben;
Christ unser Herr,
Unsere Vernunft und unsre Weisheit
Der ist gekehret ein.
Viel edel ist unser Sinn
Unser Herz und unsre Augen
Sehen Gottes heimlich Auge,
Viel zierlich wird ihr Licht
Und niemals wirds vergänglich;
Das alles haben Gottes Kind',
Die hie demütig sind,
Die hie ihren Schöpfer loben.

(Schluss folgt.)

Lebenswerke.

Unsere Zeit drängt und hastet nach geschlossenen Resultaten. Die Gepflogenheit, das geistige Wirken erst mit dem Tode als ein ganzes zu betrachten, ist durchbrochen, willkürlich und ungerechtfertigt glaubt der Dichter, ohne irgendwie in seinem Schaffen einzuhalten, dem Publikum sein „Lebenswerk“ darbieten zu dürfen, so dass eine logische Beurteilung die später entstehenden Stücke als „dichterischen Nachlass bezeichnen müsste. Der fortgesetzte, wilde Kampf um den Erfolg drängt die lebenden Autoren zu den Gesamtausgaben ihrer Werke, und während das Lebenswerk der Klassiker erst nach jahrelanger Sichtung und liebevoller Prüfung als ein heiliges Vermächtnis dem deutschen Volke übergeben wurde, beschliessen heute Autor und Verleger ohne ersichtlichen Grund eine erste Gesamtausgabe, der späterhin eine zweite erweiterte, eine dritte verbesserte, eine vierte vollkommenere usw. folgen müssen. Lediglich bei Henrik Ibsen hatte die wundervolle Gesamtausgabe (bei S. Fischer), die bei Lebzeiten des Dichters veranstaltet wurde, ihre völlige Berechtigung, denn dieser Dichter hatte in einzig dastehender Beherrschung die Kraft, seine letzte Schöpfergewalt in einen Epilog zu bannen, und ehe die Klinge seiner greisen Hand entfiel, vom Kampfplatz zu scheiden. Dichten, so hatte er verkündigt, heisst ein Strafgericht über sich selber halten, und des Alters Milde schien dem weisen Richter nicht tatkräftig genug, den ernsten Beruf des prometheischen Sprossen auszuüben. — Anders verhält es sich bei Gerhart Hauptmann und Richard Dehmel, deren Werke jetzt in seltenem Geschmack ausgestattet bei S. Fischer erschienen sind. Während das Werk Hauptmanns nahezu vollständig vorliegt, erschienen von Dehmels Gedichten erst zwei Bände, doch auch schon diese genügen, um einen Ausblick über das Schaffen des Künstlers zuzulassen. —

Gerhart Hauptmann, der im Alter von 45 Jahren steht, zeigt in der unsteten Art seines dramatischen Schaffens, die sich in den verschiedensten Ausdrucksformen gefällt, dass er die endgiltige Form, die seiner künstlerischen Persönlichkeit entspricht, noch nicht gefunden hat. Die schauende Phantasie des Dichters, die „zu reich ist, als dass ihre Entwicklung auf einem Wege gelaufen wäre“, hat somit eine chronologische Anordnung als unzweckmässig erscheinen lassen. Schon aus dem Vorwort, in dem der Dichter seine dramatischen Leistungen als das Produkt seiner Anschauungsphilosophie hinstellt, ergibt sich die Anordnung in realistische und idealistische, in historische und moderne Dramen. Da das Vorwort literarisch ausserordentlich wertvoll ist, setze ich es ungekürzt hierher (den Kommentar dem Leser überlassend). Im übrigen sei es mir gestattet, auf meine mehr instruktive als kritische Schrift: „Gerhart Hauptmann, sein Leben und seine Werke“ hinzuweisen. Der Dichter kennzeichnet seinen Standpunkt gegenüber seinem Schaffen wie folgt: „Allem Denken liegt Anschauung zugrunde. Auch ist das Denken ein Ringen: also dramatisch. Jeder Philosoph, der das System seiner logischen Konstruktionen vor uns hinstellt, hat es aus Entscheidungen errichtet, die er in den Parteistreitigkeiten der Stimmen seines Inneren getroffen hat: demnach halte ich das Drama für den Ausdruck ursprünglicher Denktätigkeit, auf hoher Entwickelungsstufe, freilich, ohne dass jene Entscheidungen getroffen werden, auf die es dem Philosophen ankommt. Aus dieser Anschauungsart ergeben sich Reihen von Folgerungen, die das Gebiet des Dramas über das der herrschenden Dramaturgien nach allen Seiten hin unendlich erweitern, so dass nichts, was sich dem äusseren oder inneren Sinn darbietet, von dieser Denkform, die zur Kunstform geworden ist, ausgeschlossen werden kann. So viel will ich sagen zum Geleit dieser ersten Sammlung meiner dramatischen Arbeiten: sie wollen verstanden werden als natürlicher Ausdruck einer Persönlichkeit. Im übrigen muss es ihnen überlassen bleiben, ihr Leben, wie bisher, zwischen Liebe und Hass selbst durchsusetzen.“

Nicht ganz leicht ist es, sich über Dehmel klar zu werden. Seine Lyrik hat etwas Dramatisches. Er ist, wie Heimann sagt (Neue deutsche Rundschau 1897), ein Dichter über sein Verhalten zu sich selbst. Er nennt sich „das dunkle Raubtier mit den hellen Lichtern“, und gibt selbst die beste Definition über sein Wesen. Vielleicht ist er auch einem Faun mit einer hohen, von tiefgegrabenen Gedankenlinien durchfurchten Stirn zu vergleichen. Die Brunst des Sinnlichen weiss er mit der Inbrunst des Geistigen zu vereinen, die Leidenschaft durch die Seele zu bändigen. Er predigt die freie Vereinigung der Geschlechter, die Erziehung eines starken Herrengeschlechtes, die Entfesselung der Triebe, die aus der Dämmerung zur Verklärung drängt. Wenn vom Manne ihm das Wort gilt, „und sollst in deinen Lüsten nach Seele dürsten wie nach Blut“, so fordert er vom Weibe „Und bis einst jedes Weib gewinnt den rechten Vater für ihr Kind, soll jede Irrende die Treue dem Falschen brechen ohne Reue“. Das Nachtgebet der Braut (Band I Seite 73) schildert in diesem Sinne den Uebergang von glühender Brunst zu verklärter Inbrunst. Aber im Sinne der Erlösungen sehen wir schliesslich, wie die Lüste und Pflichten sich vermählen, „die kämpfenden Mächte feiern Versöhnung, im Heim der Allmacht zum Werk der Verschönung“. Der nach Gleichgewicht und Vollendung ringende Geist vereint den Menschen im Glück der Selbstvergessenheit mit der Welt, mit dem Volke, mit dem Vaterland. Von Bedeutung für Dehmels Weltanschauung sind die „Glockenklänge an Bismarck“ (S. 109) und der Nachruf an Nietzsche (S. 113). Geistvoll ist auch die Standrede eines fürstlichen Träumers „ein Heine-Denkmal“ (Band II S. 175). Die Lyrik eines nach eigenen Gesetzen schaffenden Dichters, zumal wenn sie sich durch Neuartigkeit des Ausdrucks und Umgestaltung der überlieferten Form auszeichnet, lässt sich nicht in nüchternen Worten charakterisieren. Wenn Dehmel die jüngste Geschichte des deutschen Geistes, die Fragen und Sehnsüchte der Zeit, durch die Kultur seiner Kunst geadelt, in zuweilen ganz ausserordentlich schönen Versen und in kühnen oft bestechenden, nur selten barocken Gedanken vorführt, so darf er mehr wie ein anderer zeitgenössischer Poet verlangen, dass man seinen Versen ruhige und aufmerksame Betrachtung widmet. Ein weiteres Eingehen auf das Werk Dehmel's mag nach Erscheinen des dritten Bandes erfolgen. --

Max Kirschstein.

Joris Karl Huysmans.

Ein Wort des Nachrufs.

Von **Franz Clement.**

Mit Huysmans ist der letzte einer Dichtergeneration gestorben, die nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als die teilweise Erneuerung des epischen Prosastiles in Frankreich. So sehr er sich auch ausserhalb der Schulen aufhielt und in seiner artistischen Abgeschlossenheit von Gewinnung bleibender und wirkungskräftiger Richtlinien nichts wissen wollte, er ist ein Glied der bedeutsamen Erzählergruppe Zola, Maupassant, Goncourt. Mit Zola hat er mehr gemein als seine Werke, von „à Rebours" an, auf den ersten Blick ahnen lassen, seine tollsten Extravaganzen in der willkürlichen Erfassung des Lebens sind mit denjenigen des Dichters von „La Tante de l'abbé Mouret" mehr verwandt, als mit irgend einem anderen Werke des französischen Gegenwartsliteratur. Maupassant, der dem Leben so viel viel näher stand als Huysmans und ein Talent von weit bedeutenderem Gepräge war, als der Dichter von „Là-Bas", zeigt in einigen seiner letzten Werke, ganz besonders im „Horla", dass der Weg, den Huysmans mit unbeirrbarer Sicherheit und unbeugsamer Konsequenz in Hinsicht Gewinnung psychischer Seltenheiten ging, ihm nicht fremd war.

Es ist ungeheuer leicht, Huysmans ohne weiteres als einen Halbverrückten und nach Spezialitäten haschenden Eigenbrödler hinzustellen und damit sich alle schwierigen Probleme, die des verstorbenen Dichters Leben und Schaffen dem Seelen- und Literaturanalytiker bieten, vom Leibe zu halten. Huysmans war einer der logischsten Geister und einer der zielbewusstesten Künstler, die unsere Zeit hervorgebracht. Er war bis zu seinem schmerzvollen Tode seines Geistes und seines dichterischen Wollens so sicher, dass sein vor ungefähr einem halben Jahre erschienenes letztes Buch „Les Foules de Lourdes" ein besserer Huysmans war, als alle vorher erschienenen Bücher. Sein unbezweifelbarer Kunstverstand hat nie versagt, seine Sonderbarkeiten standen immer in seiner Hand; er ist sein ganzes Leben hindurch nie von seiner ursprünglichen Art abgewichen.

Huysmans Werk ist eine der energischsten Aeusserungen jener Wertung des Lebens, aus der die Theorie des „l'Art pour l'Art" fliesst; nach wie vor seiner Bekehrung hat er als Künstler kein anderes Ziel gekannt, als die rein artistische Evokation von Seelenzuständen und Dingen der Welt und Kunst. Für seine Person aber nicht für seine Kunst war die Konversion zum Katholizismus ein Ereignis. Er ging von dem Glauben aus, dass man seinem Leben und besonders seinem Leiden durch ein Hinarbeiten auf ein besseres Jenseits allein Inhalt und Wert verleihen kann und speziell hatte er den dogmatischen Katholizismus zu einem persönlichen gemacht. Er sah aber die Dinge immer zuerst in Hinsicht auf seine Kunst, nicht in Hinsicht auf sein mühsam errungenes Glaubensbekenntnis. Huysmans hat alle Ueppigkeit vergangener und gegenwärtiger Kultur und Kunst, alle Raffiniertheiten erlebt und viele davon festzuhalten gewusst; für die Erkenntnis der Seelenstimmung des Aestheten ist „à Rebours" ein ebenso wichtiges als interessantes Werk. Er ist in seinen Frühwerken und besonders in „Là-Bas" vor keiner Hässlichkeit zurückgeschreckt, weil er keine seelische Hässlichkeit, sondern nur äusserliche Hässlichkeit kannte. Er ist ein Künder der Schönheit geblieben, nicht trotz, sondern wegen seines Katholizismus, denn sein Katholizismus war für seine Person die Religion des Trostes, für seine Kunst die Religion der Gothik und des Chorals. Wie alle Spezialitäten, wird Huysmans nur teilweise auf die Nachwelt kommen; am sichersten mit den Stellen seiner Werke, die am eigensinnigsten sein enges, aber wirkungsvolles Künstlerideal offenbaren.

Zur Reform des Strafprozesses.

Die Schwerfälligkeit, mit welcher die seit nahezu zwei Jahrzehnten von allen Seiten verlangte Reform des deutschen Strafprozesses im Reichs-Justizamt betrieben wird, ist eine so auffallende, dass es zur Pflicht der wissenschaftlichen Presse wird, den Herren Bureaukraten ein wenig unter die Arme zu greifen, und deren Aufmerksamkeit auf gewisse nicht offizielle Vorarbeiten für besagte Reform hinzulenken. Zu diesen gehört die Schrift des Unterzeichneten „Grundzüge zur Reform des deutschen Strafrechts und Strafprozesses." 2. Auflage. (Berlin, H. Muskalla, 1905.) In dieser ist klar vorgezeichnet, was inbetreff der deutschen Strafprozess-Reform vor Allem nottut. Das wichtigste daraus möge hier folgen.

Für die Reform des Strafprozesses im einzelnen kommt zunächst das sog. Ermittelungsverfahren in Betracht, welches in seiner heutigen, dem Mittelalter entstammenden Form durchaus unhaltbar geworden und einer völligen Umgestaltung bedürftig ist.

Erfolgt bei der Staatsanwaltschaft eine Anzeige gegen jemand, so genügt es, wenn diesem von deren Inhalt schriftlich Kenntnis gegeben wird mit der Aufforderung, sich binnen entsprechender Frist ebenfalls schriftlich darüber zu äussern und eventuell diese Aeusserung zu ergänzen. — ganz nach Art des Verfahrens bei Privatbeleidigungsklagen. Erst wenn die bezügliche schriftliche Rückäusserung und ihre eventuelle Ergänzung für ungenügend befunden wird, erst dann ist zu einer persönlichen Vernehmung zu schreiten, aber nicht seitens der Polizei, sondern seitens des Untersuchungsrichters. Auch soll nur diesem die Entscheidung über die Erhebung der Anklage zustehen.

Eine gründliche Reform ist weiterhin nötig hinsichtlich des Beweisverfahrens und der Erledigung der Schuldfrage im allgemeinen. Fürs erste müssen die Zeugenvernehmungen auf Fälle beschränkt werden, in denen jedes persönliche Interesse der aussagenden Zeugen an dem fraglichen Falle ausgeschlossen ist und in welchen überhaupt die Glaubwürdigkeit und Gewissenhaftigkeit der betr. Zeugen aufs zuverlässigste festgestellt ist. — Notorische Feinde eines Beschuldigten sind überhaupt nicht als Zeugen gegen denselben zuzulassen. Dem Angeklagten ist das Recht einzuräumen, den Vernehmungen der Zeugen beizuwohnen.

Die Vereidigung im Beweisverfahren ist ganz zu beseitigen, da die Meineidsstatistik die Wertlosigkeit dieses Beweismittels zur Genüge dartut, wobei noch in Betracht kommt, dass die Mehrzahl der geleisteten Meineide gar nicht zur Anzeige und Bestrafung gelangt.

In Wirklichkeit beweist der Eid nichts, als dass es sehr unklug ist, einen beliebigen Menschen zu ermächtigen, durch das blosse Nachsagen einer quasi suggerierten transzendentalen Beteuerungsformel unter Umständen dem schreiendsten Unrecht den Stempel des Rechts aufzudrücken. Diese Torheit ist um so grösser, als die Gerichte, selbst wenn sie überzeugt sind, dass Meineid vorliegt, nicht auf Bestrafung des Meineidigen erkennen dürfen, wenn der Meineid nicht durch mehrere einwandsfreie Zeugen oder entsprechende zwingende Urkunden festgestellt ist. In der übertriebenen Erschwerung der Bestrafung liegt tatsächlich eine gesetzliche Begünstigung dieses Verbrechens.

Wenn die Aussagen der Parteien widersprechend lauten, so hat der Richter die Tatsachen durch Vergleich und Würdigung der beiderseitigen Aussagen und der begleitenden Umstände gewissermassen auf dem Wege des Indizienbeweises festzustellen. Soweit absolut glaubwürdige Zeugen dabei zu vernehmen sind, soweit kann deren Vernehmung ohne Eidesabnahme erfolgen, wodurch die richterliche Beweiswürdigung wesentlich erleichtert wird.

Ein Vorverfahren muss bei allen Strafsachen, also auch bei Privatklagen stattfinden und auch bei diesen soll das Gericht über die Eröffnung des Hauptverfahrens entscheiden. Dagegen kann der im § 420 der Str.-Pr.-O. vorgeschriebene Sühneversuch beim Schiedsmann wegfallen.

Eine wahre babylonische Verwirrung herrscht im deutschen Strafprozess bzgl. der Anordnung der Untersuchungshaft. Da werden Leute in Haft genommen, gegen die wohl eine Beschuldigung vorliegt, aber noch nicht der entfernteste Nachweis für die Richtigkeit der Beschuldigung. Die Folge davon ist, dass bald nach der Verhaftung wieder die Freilassung der Verhafteten erfolgt. Ein anderes Mal sitzt ein Angeschuldigter ein halbes Jahr in Untersuchungshaft, und in einer Gerichtsverhandlung stellt sich dann in einigen Stunden seine völlige Unschuld heraus. Ein derartiges Umspringen mit der Freiheit der Staatsbürger muss für die Zukunft unmöglich gemacht werden, indem die Verhängung der Untersuchungshaft überhaupt auf die Verbrechen des Mordes und Totschlages beschränkt und nur dann als statthaft erachtet wird, wenn bezüglich der Täterschaft des zu Verhaftenden ganz entschiedene Verdachtsgründe vorliegen.*)

Hinsichtlich der Rechte der Beschuldigten ist es unerlässlich, dass jedem unbemittelten Beschuldigten schon im Stadium der Voruntersuchung ex officio ein Verteidiger bestellt wird.

Der Ablehnung eines einzelnen Richters oder einer Gerichtsabteilung seitens des Angeklagten ist, bei auch nur annähernder Begründung, ohne Rücksicht auf den Widerspruch der Abgelehnten, Folge zu geben.

Eine unabweisbare Forderung für den Strafprozess der Zukunft ist endlich die allgemein verlangte Zulässigkeit der Berufung gegen die Urteile der Strafkammern, wie gegen die Verdikte der Schwurgerichte, die, wenn es sich um Verirrungen ganzer Volksschichten handelt, leicht selbst diesen Verirrungen verfallen.

Im Interesse der Rechtssicherheit ist es nötig, dass alle gerichtlichen Beschlüsse und Urteile grundsätzlich als anfechtbar angesehen werden.

Der Strafvollzug muss, um gleichmässig zu wirken, ein individuell angemessener sein. Alles Herabwürdigende ist vom Strafvollzug auszuschliessen, desgleichen alle schikanösen Beschränkungen.

Eine Strafprozessreform, welche nicht wenigstens den hier aufgeführten Forderungen entspricht, kann auf neuzeitlichen Charakter und auf dauernden Wert keinen Anspruch machen.

Die Bestimmungen über die Verjährung sind dahin zu ändern, dass jede Anzeige bei der Staatsanwaltschaft die Verjährung von Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen ebensogut unterbricht, als die gerichtliche Anhängigkeit derselben. Nach den bisherigen Gesetzesbestimmungen verjähren Uebertretungen häufig während des staatsanwaltschaftlichen Ermittelungsverfahrens, so dass deren Bestrafung durch jene mangelhaften Gesetzesbestimmungen geradezu unmöglich gemacht und Gelegenheit zu Willkürlichkeiten aller Art geboten wird.

Aus dem Grundsatz „Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht“ muss für die Gerichte die Pflicht abgeleitet werden, ihrerseits die Parteien gegen die Folgen jenes Grundsatzes tunlichst zu schützen, indem sie, soweit es nach Lage der Sache geboten erscheint, auf die in Frage kommenden Gesetzesbestimmungen rechtzeitig aufmerksam machen, um die eine oder andere Partei vor dem drohenden Verlust gewisser Rechtsvorteile zu bewahren.

Einen sehr wesentlichen Punkt für eine Reform unserer Strafprozessordnung bildet schliesslich auch die Sicherung der Rechtsuchenden gegen Rechtsbeugung, d. h. gegen jede richterliche Willkür. Der § 336 des Strafgesetzbuches bietet solche nicht in ausreichender Weise. Derselbe lautet:

> „Ein Beamter oder Schiedsrichter, welcher sich bei der Leitung oder Entscheidung einer Rechtssache vorsätzlich zugunsten oder zum Nachteil einer Partei einer Beugung des Rechtes schuldig macht, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft.“

Durch das Wort „vorsätzlich“ in diesem Paragraphen wird dessen Zweck vollständig vereitelt. Ja es wird dadurch der Rechtsbeugung geradezu Tür und Tor geöffnet, denn nur in den seltensten Fällen wird die Vorsätzlichkeit dem betreffenden Richter nachzuweisen sein. Sagt doch Prof. Dr. Kohler in der Deutschen Juristen-Zeitung geradezu: „In das Heiligtum der die Ueberzeugung bildenden richterlichen Tätigkeit einzudringen, steht niemandem zu.“ Um das Publikum gegen jede Art von Rechtsbeugung zu schützen, muss dieser Begriff viel genauer abgegrenzt und festgestellt werden. Im wesentlichen ist zwischen objektiver und subjektiver Rechtsbeugung zu unterscheiden. Die objektive Rechtsbeugung beruht auf sachlichem oder Rechtsirrtum. Zur Richtigstellung werden hier die bestehenden Rechtsmittel meistens ausreichen. — Bezüglich der subjektiven Rechtsbeugung muss ausser der Vorsätzlichkeit auch die Fahrlässigkeit als strafbares Motiv in Betracht kommen, wenn nicht die Strafbarkeit der Rechtsbeugung überhaupt zunichte gemacht werden soll. — Selbst ein bona fide gefälltes richterliches Urteil kann eine fahrlässige Rechtsbeugung aufweisen, sofern das Beweisverfahren nicht mit der nötigen Gründlichkeit und Unbefangenheit durchgeführt

Bei den hier angeführten Punkten wird die Tätigkeit der gesetzgebenden Faktoren in erster Linie einzusetzen haben, wenn die geplante Justizreform sich dieser Bezeichnung würdig erweisen soll.

Dr. Eduard Loewenthal.

Gedichte.

Das alte Parktor.

Am Parkrand steht ein Tor aus Stein,
Da strahlt die Sonne mild hinein,
Vermählt sich einem Rosenbeet,
Einem Rosenbeet, das in Blüte steht,

---

*) Die Frage des Fluchtverdachtes ist angesichts der heutigen Verfolgungsmittel unerheblich.

Und seiner jungen Sprossen Schar
Hinauf- und hinüberrankt,
Da blüht es aus allen Rissen und Ecken,
Spielt mit den Blättern Verstecken —
Da guckt es neugierig durch die Stäbe —
Es strecken die duftigen Dingerchen
Ihre zarten Fingerchen
Nach dem Strahlengewebe
Hinaus und gucken und lachen,
Dass selbst die alten Buchen erwachen
Aus ihrem Sommertraum und sich lächelnd wiegen,
Sich zärtlich aneinanderschmiegen.
Am Rand des Parks das alte Tor
Trägt blühendes Leben zum Licht empor!

Josef Schicht (Wien).

Sonne.*)

Und lastet der Himmel in stumpfem Grau
Ueber den Dächern, den Gassen,
Als sei ein Märchen sein singendes Blau
Und die Welt im Dämmer verlassen:
Ich sehe die Sonne!

Und wollen die Sorgen mit schwerer Wucht
Das Herz mir zusammenpressen,
Dann schnell nur ein Spältlein Hoffnung gesucht,
Nicht träge und mutlos gesessen!
Ich schaffe mir Sonne!

Ich schaffe mir Sonne in dunkler Nacht
Und Sterne aus Grabestiefen'
Mich führt ein Leuchten im drohendsten Schacht,
Ich wecke die Strahlen, die schliefen!
Ich schaffe mir Sonne!

Ich lasse mir nicht von widriger Not
Die Freude des Lebens zerdrücken!
Auf meines Willens und Schaffens Gebot
Wird Sonne durch Wolken blicken!
Ich schaffe mir Sonne!

Mary Holmquist.

Die Geige.

Von **Ladislaw Debicki.**

Aus dem Polnischen übersetzt von Marek Scherlag (Wien)

Es schluchzt eine Geige in zitternder Klage,
So weint die Geliebte mit schmerzvollen Mienen,
So weint sie um frühlingsentschwundene Tage,
So weint sie auf traurigen Traumes Ruinen.

Es schluchzt eine Geige und stirbt in der Ferne
In trauernder Weiden verwehendem Schleier —
Am Himmelsplan zittern die silbernen Sterne,
Die Nebel zerfliessen sacht über dem Weiher.

Es schluchzt eine Geige und tönt in die Ferne
Die Blumen erglänzen in Tropfen in hellen,
Es stöhnen die Saiten in einsamer Stunde,
Ins Herz sich ergiessen der Traurigkeit Wellen.

Es schluchzt eine Geige in blauestem Schimmer,
Es will mich die Sehnsucht umarmen, umwerben,
Leb wohl du Geliebte, auf immer, auf immer.
Die schluchzenden Töne verstummen und sterben.

Bücher-Besprechungen.

Die Freiheit und ihre Freier, Grundlinien einer monistischen Religion der Zukunft. Von Johannes Wedde. Herausgegeben von Walter Hübbe (Hamburg, Alfred Janssen, 1907).

In vorliegender Schrift knüpft deren Verfasser an die im Jahre 1883 in Stuttgart erschienene Schrift „Die Religion der Zukunft" von J. Stern an und will eine Darlegung der den Wedde'schen Gedichten („Grüsse des Werdenden") zu Grunde liegenden religions-philosophischen Welt- und Lebensanschauung bieten. Der Monismus im Sinne Weddes beruht in der Vereinheitlichung physischer und ethischer Weltanschauung, und Wedde nimmt mit Stern an, dass der Monismus die Grundlage der Religion der Zukunft sei. Damit aber befindet er sich im Irrtum; denn der Monismus ist weiter nichts, als die Annahme der Einheitlichkeit alles Daseins. Diese Annahme kann als Bestandteil der Prinzipien der Religion der Zukunft, angenommen werden, nicht aber als deren positives Hauptprinzip,. schon darum nicht, weil es verschiedene Arten von Monismus gibt. Der naturalistisch-rationelle Monismus z. B. bildet einen Bestandteil der Weltanschauung des Cogitantentums. Aber dessen Hauptprinzip bildet das fortschreitende, jeweilig beste Wissen. Der pantheistische und der Haeckel'sche Monismus sind pure Hypothesen, die unter keinen Umständen als Grundlagen der Religion der Zukunft angesehen werden können. Ed. L.

Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart. Drei Vorlesungen von Rudolf Eucken (Berlin, Reuther u. Reichard, 1907).

Die vorliegenden Vorlesungen sind in einem theologischen Ferienkurs zu Jena im Oktober 1906 gehalten worden. Der erste Vortrag behandelt die seelische Begründung der Religion. Die zweite Abhandlung behandelt das Thema „Religion und Geschichte". Der Verfasser hält es für wünschenswert, einen erdrückenden und erschlaffenden Historismus zu überwinden und zugleich an der Bedeutung der Geschichte gegenüber einem geschichtsfeindlichen Radikalismus festzuhalten. Die dritte Vorlesung betraf das Wesen des Christentums. Im allgemeinen wird darin das Recht der Gegenwart auf eine eigene Gestaltung des Christentums nachdrücklich verfochten. Die Schrift Euckens richtet sich an alle Zeitgenossen, welche sich in den geistigen Wirren der Gegenwart mit dem Problem der Religion befassen und welche bei der Behandlung dieses Problems eine Freiheit verlangen, die nicht flach, und eine Tiefe, die nicht starr sein darf. Man kann nicht umhin, der Unbefangenheit, mit der Eucken sein sehr aktuelles Thema erörtert, volle Anerkennung zu zollen. Ed. L.

Zur nächsten intergouvernementalen Konferenz im Haag. Von Berta v. Suttner. (Berlin, Wilhelm Süsserott, 1907.)

Frau v. Suttner ist ehrlich genug, die sog. zweite Friedenskonferenz im Haag auf dem Titelblatt ihrer Schrift nicht als Friedenskonferenz, sondern als intergouvernementale Konferenz zu bezeichnen. Im holländischen Abgeordnetenhaus ist diese Konferenz vor Kurzem als blosse „Komödie" bezeichnet worden. Jedenfalls wird sie sich mehr mit dem Kriege, als mit dem Frieden zu befassen haben. Frau von Suttner kommt in ihrer Schrift auf die Ergebnisse der ersten Haager Friedenskonferenz zu sprechen und lässt durchblicken, dass auch sie von der zweiten sog. Friedenskonferenz noch geringere Ergebnisse für die Sache des Friedens erwartet, als von der ersten. Durchaus zutreffend bemerkt Frau von Suttner schliesslich: „Zur Teilnahme an der Friedenskonferenz sind militärische und diplomatische Vertreter bestimmt, die darüber wachen sollen, dass dem Krieg kein Haar gekrümmt werde, dass ihm selbst in Schiedsgerichtsverträgen genügende Hintertüren (vitale Interessen, nationale Ehre) zum beliebigen Eindringen offen gelassen bleiben. . . . Das erhabene und eherne Entwickelungsgesetz, das alte Kulturepochen in neue verwandelt, . . . kann aber mit einem Ruck weder ans Ziel gebracht noch zu nichte gemacht werden.“

---

*) Aus der Zeitschrift „Hessenland" (Kassel).

Der Arzt. Von Ernst Schweninger. (Frankfurt a. M., Lit. Anst. Rütten u. Loening, 1906.)

In diesem Buche hat der Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Schweninger zusammengefasst, was er über das Wesen des Arztes, seinen Beruf und seine Stellung in der Gesellschaft gedacht, gesprochen und manchmal auch veröffentlicht hat. Schreiber dieser Zeilen veröffentlichte vor Jahren einmal einen Artikel über bezw. gegen die akademische Lernfreiheit, die im Grunde nichts anderes sei, als die Freiheit nichts zu lernen. Herr Direktor Althoff vom Kultusministerium bestellte sich s. Z. mehrere Exemplare der betreffenden Zeitschrift-Nummer und Prof. Schweninger scheint sich die besagte Meinung von der akademischen Lehrfreiheit gleichfalls angeeignet zu haben. Denn er sagt in seiner vorliegenden Schrift: „Stöhnt nicht nach Lehr- und Lernfreiheit! . . . . . Lasst unseren Nachwuchs nicht auf Schulbänken die Zeit versitzen, wo sie unnütz Maulaffen feil halten, schickt die Schüler nach zwei Schuljahren in ein Landkrankenhaus, dann als Gehilfen zu beschäftigten Praktikern. Dadurch werden die Kosten des Studiums vermindert. Die grossen Institute sollen Forschern und Gelehrten überlassen bleiben. Assistent und wissenschaftlicher Dozent darf aber einer erst werden, der zehn Jahre allgemeiner Praxis hinter sich hat; dasselbe gilt für diejenigen, die Chirurgen, Geburtshelfer oder Okulisten werden wollen.“ — Das sind Worte, bezüglich deren man nur wünschen kann, dass sie recht bald in Taten umgesetzt werden möchten. Ed. L.

Dictionnaire International des Ecrivains du Monde Latin. Par Angelo de Gubernatis. Supplément avec Index. (Rom, Selbstverlag des Herausgebers, 1906.)

Vor einiger Zeit schon besprachen wir das 1506 Seiten umfassende „Dictionnaire International des Ecrivains du Monde Latin“, das von dem bekannten Literatur- und Kulturhistoriker Professor Angelo de Gubernatis herausgegeben wird. Von diesem internationalen Schriftsteller-Lexikon liegt uns jetzt ein 254 Seiten umfassender Ergänzungsband vor, der wiederum ein beredtes Zeugnis für die Sorgfalt liefert, welche dessen Herausgeber auf die Vollendung seines Werkes verwendet hat und noch verwendet. Denn es soll jetzt alljährlich eine neue Ergänzung zu seinem Werke erscheinen. Ausserdem zeigt Professor A. de Gubernatis in einem Nachwort an, dass er auch ein „Annuaire du Monde Latin“ herauszugeben gedenkt, welches selbstständige Artikel über Fragen von allgemeinem kulturellem Interesse und eine Chronik der jährlichen literarischen und wissenschaftlichen Erzeugnisse, soweit sie für die romanischen Völker von Wichtigkeit sind, enthalten soll. Ausserdem soll das Jahrbuch Besprechungen der bedeutendsten Literaturerscheinungen veröffentlichen. Mit diesem Jahrbuch wird die jährliche Ergänzung des Dictionnaire International verbunden werden. Der Titel des vorliegenden Schriftsteller-Lexikons könnte den Glauben erwecken, dass darin bloss Angaben über die Schriftsteller der romanischen Völker zu finden seien. Dem ist aber nicht so; man findet darin biographische und bibliographische Mitteilungen über Schriftsteller und Gelehrte aller Kulturvölker. Auch die deutsche Schriftstellerwelt ist reichlich darin vertreten. Das Werk wird in keiner grösseren Bibliothek fehlen dürfen.
Ed. L.

Isländerbuch von Arthur Bonus, Sammlung I Herausgegeben vom Kunstwart-Verlag (Georg D. W. Callwey, München 1907).

Dieses Isländerbuch lässt uns Blicke in die germanische Vorzeit tun, die uns die alten Germanen ganz anders zeigen, als sie Tacitus in seiner „Germania“ schildert. — Wir lernen da Menschen kennen, mit all den Fehlern, welche einer rauhen Kultur eigen sind, — einer Kultur aber, die in vieler Beziehung viel höher steht, als Tacitus in seiner „Germania“ sie darstellt. Der Inhalt des vorliegenden ersten Bandes umfasst die Geschichte des Skalden Egil Skallagrimssohn, die Geschichte des Skalden Gisli, die Geschichte des Kiartan Olafssohn und der Gudrun Osvifstochter und endlich die Geschichte Sigrids der Stolzen und des Königs Olaf Tryggvason. — Ein zweiter Band folgt in kurzer Zeit. Den Schluss wird eine Abhandlung über die „Bedeutung der isländischen Prosaschriften“ als dritter Band bilden.

Der grosse Baal, Drama in 3 Aufzügen. Von Gustav Herrmann (Leipzig und Berlin, Verlag von Giesecke u. Devrient, 1906).

In diesem Drama, das am 11. Mai im Stadttheater zu Leipzig mit gutem Erfolg aufgeführt wurde, behandelt der Verfasser das von Nietzsche aus dem Goetheschen Faust aufgegriffene Thema vom Uebermenschen. Horst Dankwart, der Held des Dramas, ist ein strebsamer Grübler, der seine geistige Kraft überschätzt und darum nur Unheil anrichtet, vor allem in seiner eigenen Familie. Dies bringt ihn zum Bewusstsein seiner Schwäche und er, der vermeintliche Uebermensch, „der grosse Baal“, faltet schliesslich verzweifelt die Hände zum Gebet. Gustav Herrmann hat sein Thema durchaus kunstgerecht behandelt, und damit eine vielversprechende neue Probe seiner poetischen Begabung geliefert. —*—

Most. Gedichte von Mary Holmquist. (Cassel, C. Victor, 1906.)

In diesen Gedichten gibt sich eine sehr bemerkenswerte poetische Begabung kund, die besonders in dem leidenschaftlichen Streben zum Ausdruck kommt, sich über die Welt des Vorurteils zu erheben und nur dem Zuge des Herzens und dem freien Fluge des Geistes zu folgen. Ein neueres Gedicht der Verfasserin haben wir an anderer Stelle veröffentlicht. Hier möge eine Probe aus vorliegender Gedichtsammlung folgen, welche wie diese selbst betitelt ist:

Most.

Ich will, — —
Hörst du es, Gott?!
Ich will schaffen können wie du,
Aus goldner Hand:
Und sitzen dann und in Ruh
Schaun auf mein Land.
Ich will, — —
Und sei's einmal nur, —
Durch meine Aehren dahingehn, —
Durch eigene Saat.
Bald! Eh' die Tage verwehn
Und Winter naht!
Ich will, — —
Schaffen will ich — —!
All das Drängen, das wild in mir gärt
Mit finstrer Gewalt,

All das Schäumende werde geklärt
Und finde Gestalt!
Ich will, — —
Ja! Leben will ich! —
Will glücklich und — elend sein. — fessellos!
Will Sieger sein!
Ob klein noch die Zahl meiner Tage, ob gross!
Das Heut ist mein!

—*—

„Traumwelt." „Vom Wege." Novellen von Marie Eugenie delle Grazie. (Leipzig, 1907, Breitkopf u. Härtel.)

Eine unserer bedeutendsten, wenn auch nicht vielgelesenen Dichterinnen ist die delle Grazie. Den Kennern ist sie wohlbekannt als Verfasserin der Epen ‚Robespierre' und ‚Hermann', weniger als Erzählerin. Dem weitern Lesepublikum bleibt sie zumeist eine Fremde. Weil vielleicht für sie keine Reklame gemacht wird, was, wie erwiesen, heutzutage für Autoren ein wichtiges Moment ist, oder weil in ihrem Schaffen selbst die Möglichkeit zur Popularität fehlt. Sie ist Philosophin in jedem ihrer Werke und ist vor allem Künstlerin in der höchsten Bedeutung des Wortes. Selbst die kleinste ihrer Erzählungen ist durchströmt von heisser Sehnsucht nach Schönheit in jedem Sinne. Eine jede ist beschattet von leiser Schwermut und im tiefsten Grunde durchzittert von wogenden Wellen heissester Leidenschaften. Und aus diesen einander kreuzenden Gefühlselementen heraus vermag sie die sublimsten Stimmungen zu erfassen und wiederzugeben, die auf den Leser zurückwirken und ihn in ihren Bann ziehen. Allein diese Wirkungen sind nur leiser Art, ganz verinnerlicht, so dass sie gleichartig veranlagte Leser verlangen. Auch hat die Sehnsucht die Dichterin in ein andres Gebiet geleitet, in das des Traumes, wo die Schönheit doppelt leuchtet und sich erfüllt. Was sie vielleicht für sich selber erlebt, schildert sie in der unsagbar feinen Erzählung „Die Sonette des Petrarca", wie der Dichter nach Jahren heisser Sehnsucht seine Geliebte zum erstenmal an ihrem Todestage, den er prophetisch ahnt, lebenswahr im Traume empfängt. Oder ein ähnliches Schicksal in der Erzählung ‚Der Traum". Weit kürzer, einfacher sind die Erzählungen des zweiten Bandes. Sie sind nicht gleichartig inbezug auf Stoff und Behandlung. Sie erweisen nur immer in ihrer Knappheit die Vollwertigkeit, Echtheit und Tiefe und das hohe Gestaltungsvermögen dieser Wiener Dichterphilosophin, deren Bekanntschaft wir fein empfindenden Menschen warm ans Herz legen wollen. Hugo Alt.

Die Erzählungen aus den tausendundein Nächten I. Band. (Leipzig 1907, Insel-Verlag.)

Die erste ungekürzte Ausgabe in deutscher Sprache, von Felix Paul Greve nach dem Englischen (Burton) mustergültig besorgt, wird in zwölf Bänden, herrlich ausgestattet. — Marcus Behmer zeichnete Titel und Einband. — Wer kennt die Worte nicht: Tausend und eine Nacht? Ein Tor tut sich auf vor unsern staunenden Blicken. Und es dringt ein Glanz hervor von seltsamen, zauberhaften Dingen, die uns befangen. Gravitätische Veziere und Maultiertreiber, Prinzen in strahlender Pracht und Derwische in zerlumpten Gewändern; und die Prinzessinnen gar, deren Schönheit unsere Augen blendet, und die zur Liebe ach so sehr und heiss bereit sind. Wir lesen und lesen, und der raschere Herzschlag treibt uns immer weiter. Die naiven Wunder, die unerhörten Merkwürdigkeiten fesseln uns mit einem male. Denn uns umfängt ein Märchenreich, in dem wir selbstverständlich auch auf dem Kopf stehen können, wenn es ein mächtiger Zauberer wünscht. — Vor langen Jahren, als man uns Kindern ein anderes Buch in die Hände legte, das ebenso hiess, da wachte erst ein Ahnen auf. Kinderlust, sehnsüchtige Phantasien, erfüllt von dem Unglaublichsten, die glitzernden Gaukeleien, farbigen Bildern, wo die Köpfe herumwirbelten. Heute: sind wir wieder Kinder? Oder ist ein ‚Mehr' da, das uns den Wundern dieses ewigen Buches folgen lässt? Oder ist die Freude an schillernder Phantasie beständig für alle Altersstufen? Ich weiss es nicht. Aber ich empfand, dass das Buch auch für uns, die wir nicht mehr Kinder sind, Reize hat, die uns mit Spannung erfüllen. Das Buch ist im Original auch nicht für Kinder erzählt. Die Aeltesten freuen sich im Orient der Erzählerkunst, die so primitiv sein mag wie nur immer denkbar. Das neue, das Abenteuerliche, das nicht Alltägliche lockt und zieht. Und auch wir gehen mit. Hugo von Hoffmannsthal hat viel Schönes darüber in seiner Einleitung gesagt. Der Insel-Verlag wird mit dem gross angelegten Buche einen bedeutenden Erfolg haben. Man wird sich von Band zu Band freuen und jeden neuen mit Verlangen erwarten. Otto Born.

Im Gefängnisse. Neue Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. Von Heinrich Hansjakob. Zweite umgearbeitete Auflage. (Adolf Bonz u. Comp., Stuttgart.)

Hansjakob hat eine neue Auflage der im Amtsgefängnisse Radolfzell 1873 verfassten Memoiren veranstaltet. Kirchliche Engherzigkeit und Klassenhass spricht aus diesen wider die moderne Kultur gerichteten Bekenntnissen. Der Priester, der eingesetzt ist, das Evangelium der Liebe zu verkünden, erweist sich als mannhafter Kämpfer gegen den Liberalismus und das „Judentum in der Presse", das er einen Haupthelfer unserer Felsenstürmer nennt. Freilich betont der Verfasser im Vorwort, dass er jetzt über viele Punkte milder urteilt, als zur Zeit, da er in jünglingshafter Streitbarkeit diese Blätter schrieb — allein, der Leser wird sich sagen, dass auch heute noch der weitaus grösste Teil der Klerikalen ebenso wie Hansjakob denkt: „Wir werden nur der Hauptwache des Liberalismus im „Geisterkampf" weichen: der Gewalt". Trotz der Garstigkeit des politischen Liedes kann man an der frischen, abwechslungsreichen Darstellung Gefallen finden. M. K.

Hänschen. Familientragödie in 3 Akten von Friedrich Drexler. (Kommissionsverlag von A. Ackermann Nchf., München.)

Die Tragödie der Gattenliebe hat der Verfasser nach dem Vorbilde Strindbergs mit achtenswertem Gelingen zu schildern gesucht. Ist auch die Fabel von der Mutter, die ihr Kind vergiftet, da sie die uneingeschränkte Liebe ihres Mannes besitzen will, in der Literatur durchaus nicht mehr originell, so lässt doch die technische Geschicklichkeit des Autors keinen ernstlichen Unmut aufkommen. Es wäre freilich für die Arbeit von Nutzen, wenn der Verfasser sich entschliessen würde, sein Werk in einen Akt zusammenzuziehen und einige Geschraubtheiten der Sprache zu beseitigen. M. K.

Dr. Volkner. Drama in vier Akten von Ernst Erik Eberhart (Berlin, Hermann Seemann, Nchf.).

Unter dem Namen Eberhart verbirgt sich ein höherer Kriminalbeamter, dem sein Beruf schon wiederholt den Stoff zu modernen Dramen gegeben hat. — Aehnlich wie Ibsens „Volksfeind" und Bahrs „Meister" scheint auch Dr. Volkner, der Besitzer eines Bergsanatoriums, zum Wohltäter der Menschheit bestimmt. Allein ihm fehlt der rechtliche, rücksichtslose Idealismus des Volksbeglückers. Von seinen Mitmenschen fordert er die höchsten Opfer, ohne dafür irgend welche Pflichten auf sich zu nehmen. Als plötzlich das Unglück über ihn hereinbricht, zeigt es sich, wie sein auf Aeusserlichkeiten und materiellen Gewinn gerichtetes Streben seinen Charakter verdorben hat. Seine Gattin, der er die Treue gebrochen, sucht im Sturm der Elemente den Tod, und schliesslich sieht der Schwächling, der sich die Maske des Uebermenschen vor das giériglüsterne Gesicht gebunden, allein an der Seite seiner Geliebten, ein Mann, der vom Weibe die Kraft borgt. — Die unsympathische Figur des Helden lässt ein regeres Interesse nicht aufkommen, und wenn auch das Drama technisch recht geschickt gebaut ist, so glaube ich doch, einer Aufführung nicht das Wort reden zu dürfen. —

M. K.

Nehmt hin den Rosenkranz! Rosengedichte von Wilhelm Graf. (Worms im Selbstverlag.)

Die Feier des Rosenfestes in Worms hat offenbar den Verfasser zur Niederschrift seiner Gedichte angeregt. Dass in unserer mit Lyrik gesegneten Zeit eine Notwendigkeit hierzu vorlag, wage ich nach Durchsicht des kleinen Büchleins nicht zu behaupten; denn die Ansicht, dass ein Gedicht des originellen Gedankens entraten dürfe, wenn er nur den Wohlklang der Reime und die gefällige Form besitzt, wird wohl auch Herr Graf, wie sehr er auch die Kinder seiner Muse liebt, nicht vertreten wollen. M. K.

Aussprüche Friedrichs des Grossen. Aus seinen Werken gesammelt und herausgegeben von Rudolf Eckart. (Dresden, Gerhard Kühtmann, 1906.)

Diese Blütenlese von Gedanken aus den Werken des grossen Philosophen von Sanssouci ist für alle diejenigen bestimmt, die nicht Gelegenheit haben, die auf Anregung Friedrich Wilhelms IV. und unter Leitung der Berliner Akademie von Preuss besorgte Gesamtausgabe der aus 30 Foliobänden bestehenden Werke Friedrichs II. zu lesen. Schon früher hat man Aussprüche des Königs gesammelt; die letzten Jahrzehnte haben nur eine bemerkenswerte Sammlung aufzuweisen, die von Heinrich Merkens herausgegeben wurde. Doch bietet jene Schrift im Vergleich zu der vorliegenden weder im Inhalt noch in der Anordnung Verwandtes. Die gesamten Schriften des grossen Königs sind ausschliesslich für Staatsmänner, Offiziere, Gelehrte und Forscher geschrieben. Zur Lektüre für jedermann sind sie nicht geeignet. Aber sie enthalten eine grosse Anzahl Aeusserungen und Sentenzen, die von jedermann gelesen und beherzigt zu werden verdienen. In diesem Buche ist nun alles das gesammelt, was in jenen Schriften beherzigenswert und darum für die grosse Masse des seit dem Zeitalter Friedrichs geistig vervollkommneten deutschen Volkes geeignet erschien.

Das deutsche Volkslied. Von Friedrich Arnold. (Prenzlau, C. Vincent, 1906.)

Hundert Jahre sind vergangen, seitdem „Des Knaben Wunderhorn“, die erste grössere Sammlung deutscher Volkslieder, erschienen ist. Die beiden Romantiker Achim von Arnim und Clemens Brentano haben sich durch ihr Werk nicht nur die grössten Verdienste um die deutsche Literatur erworben, sondern auch eine nationale Tat vollbracht. Als nach der Schlacht bei Jena das deutsche Volkstum dem Untergange preisgegeben schien, da haben die alten Lieder wieder Heimatfreudigkeit erweckt, und aus der Vergangenheit unseres Volkes schöpfte man neuen Lebensmut. In der Folgezeit haben sie der patriotischen Lyrik die Wege gewiesen; doch auch die Kunstdichtung entlehnte ihre wirksamsten Mittel der Volkspoesie. Eine Fülle von Sammlungen ist seit dem Jahre 1806 erschienen, und immer tiefer ist die gelehrte Forschung eingedrungen, um auch die zartesten Regungen der Volksseele zu deuten. Leider scheint die Liebe zum Volksliede nicht in gleichem Masse zugenommen zu haben. Viele Gebildete gehen gleichgültig an diesem Schatze vorüber. Das vorliegende Buch macht den Versuch, weitere Kreise für das Volkslied zu gewinnen. Der Verfasser hat sich bemüht, die Forschungen unserer grossen Meister in möglichst volkstümlicher Weise darzustellen; er möchte die Neigung zu einem eingehenden Studium des Volksliedes erwecken. Das Buch erscheint in zwei Ausgaben, die inhaltlich gleichlautend sind. Die Ausgabe A bringt die Lieder und Abhandlungen in einem Bande; sie ist für die Freunde des Volksliedes bestimmt. Die Ausgabe B will Schulzwecken dienen; sie bringt beide Teile getrennt. Der 1. Teil, die Liedersammlung, soll den Besprechungen im Unterricht zu grunde liegen; er ist auch als selbständiges Werk zu benutzen, da die Anmerkungen alles bieten, was zum Verständnis der Lieder erforderlich ist. Der zweite Teil kann für die Privatlektüre nutzbar gemacht werden. In Bezug auf die Auswahl der Lieder war der pädagogische Standpunkt massgebend; es ist nichts aufgenommen, was sittlich Anstoss erregen könnte. In erster Linie ist die Sammlung der Lieder für Lehrerbildungs-Anstalten bestimmt, denen die Pflege des Volksliedes durch die Bestimmungen vom 1. Juli 1901 vorgeschrieben worden ist. Sie ist jedoch auch in höheren Mädchenschulen und in Mittelschulen verwendbar.

Zeitgenössische Dichter und Denker.*)

(Nachdruck verboten.)

(Forsetzung.)

Kropotkin, Peter, Fürst, geb. 1841 in St. Petersburg, hervorragendster literarischer Vertreter des revolutionären Kommunismus. Seine Theorien sind hauptsächlich in folgenden Schriften niedergelegt: „Memoiren eines Revolutionärs“, „Der Wohlstand für ‚Alle“, „Die gegenseitige Hilfe in der Entwicklung“, ‚Die Vereinigung von Industrie und Landwirtschaft“.

Lemonnier, Camille, geb. am 24. März 1837 in Ixelles (einer Vorstadt von Brüssel), hervorragender belgischer Publizist und Schriftsteller, Verfasser zahlreicher Romane, Novellen und anderer Schriften von real-idealistischer Tendenz. Von seinen kunst- und literaturgeschichtlichen Schriften seien hier genannt: ‚Salon de Bruxelles“, „Salon de Paris“, „La Belgique“ (für dieses Werk erhielt Lemonnier den alle fünf Jahre zur Verteilung kommenden belgischen Staatspreis für französische Literatur), „Histoire des beaux-arts en Belgique“.

Leyden, Ernst von, geb. am 20. April 1832 in Danzig, Professor Dr. med. Direktor der medizinischen Klinik für innere Medizin, hervorragend auf dem Gebiete der Nerven- und Rückenmarksleiden. Von seinen Werken sind zu nennen: „Die graue Degeneration der hinteren Rückenmarksstränge“, „Klinik der Rückenmarkskrankheiten“. Dazu kommen zahlreiche Abhandlungen über Herz- und Nierenkrankheiten. Neuerdings widmet er sich auch mit Eifer der Erforschung der Krebskrankheit und hat unsere Kenntnisse über das Wesen dieser furchtbaren Krankheit bereits nach manchen Richtungen hin erweitert.

Lindau, Paul, geb. am 3. Juni 1839 in Magdeburg, bedeutender literarischer Kritiker und gewandter Lustspieldichter. Nicht nur in seiner Wochenschrift „Die Gegenwart“ und in seiner Monatschrift ‚Nord und Süd“, sondern auch in seinen Lustspielen bekämpfte er in satyrischer

---

*) In dieser Rubrik werden nur solche Schriftsteller berücksichtigt, die entweder auf belletristischem Gebiet Hervorragendes geleistet, oder zur Wissenserweiterung der Menschheit Wesentliches beigetragen haben.

Die Redaktion.

Weise so manche soziale Unsitte unserer Zeit. Gegen Scheingrössen zog er vielfach mit Erfolg zu Felde.

Loewenthal, Eduard, geb. am 12. März 1836 in Ernsbach (Württemberg), Dr. phil., gab in seinem „System und Geschichte des Naturalismus“ dem Feuerbach-Büchnerschen Materialismus eine tiefere, philosophisch begründete Fassung und erweiterte sein System neuerdings durch seine Fulgurogenesistheorie, welche eine exakt-wissenschaftliche Lösung des Welten- und Lebens-Entstehungsproblems bietet. — Jm Jahre 1865 gründete er die Cogitanten-Allianz, bezw. die Religion des fortschreitenden, jeweilig besten Wissens als einzig denkbare Religion der Zukunft. Ausserdem ist derselbe der Urheber aller Einrichtungen und Institute, denen die moderne Friedensbewegung ihren Aufschwung verdankt. Insbesondere war er der erste, der das Prinzip einer obligatorischen internationalen Friedensjustiz als unerlässliches Mittel zur Beseitigung des Krieges aufstellte und seit Jahrzehnten für dasselbe in die Schranken trat. — Von seinen Schriften sind zu nennen: „System und Geschichte des Naturalismus“ (6. Aufl., 18977), „Geschichte der Philosophie im Umriss“ (1898), „Herr Schleiden und der Darwinsche Arten-Entstehungs-Humbug“ (1864), „Die religiöse Bewegung im 19. Jahrhundert“ (1900), „Le Cogitantisme ou: La religion scientifique“ (Paris, 1887), „Die Fulguro-Genesis im Gegensatz zur Evolutionstheorie und die Kulturziele der Menschheit“ (1902), „Die Wahrheit über gewisse okkultistische Probleme oder: Der Mensch als Bewusstseinsträger des Sonnenorganismus“ (1903), „Grundzüge zur Reform des deutschen Strafrechts und Strafprozesses“ (1905), „Grundzüge zur Reform und Codifikation des Völkerrechts“ (1874 und 1898), — auch ins Englische und Französische übersetzt), „Obligatorische Friedensjustiz, nicht Schiedsgericht“ (1897), „Geschichte der Friedensbewegung“ (1903), „Organische Neubildung und Regeneration oder: „Die Biologie im Lichte der Fulgurogenesistheorie“ (1903), „Das Radium und die unsichtbare Strahlung, aufgeklärt durch die Fulgurogenesistheorie“ (1019), „Wahrer Monismus und Schein-Monismus“ (1907).

Liliencron, Detlev von, geb. am 3. Juli 1844 in Kiel, ein sehr gewandter, auf dem Boden der reiferen Modernen stehender Erzähler und lyrisch angehauchter Dramatiker. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: Gedichte (1889), Der Mäcen (1890), Haidegänger und andere Gedichte (1901), Poggfred, „ein kunterbuntes Epos in 12 Kantussen“ (1897), Breide Hummelsbüttel, Eine Sommerschlacht, Krieg und Frieden (181), Unter flatternden Fahnen (18889), sodann die Dramen: Knut der Herr, Die Rantzow und die Pogwisch, Der Trifels und Palermo, Die Herowinger, Arbeit adelt.

Lister, Joseph, Lord, geb. am 5. April 1827 in Upton (Essex), Professor der Chirurgie an der Universität zu London, berühmt durch Einführung der antiseptischen und aseptischen Wundbehandlung.

Lombroso, Cesare, geb. am 2. Januar 1835 in Verona, hervorragender Kriminalpsycholog, Professor der Psychiatrie und der gerichtlichen Medizin an der Universität von Turin. Seine auch ins Deutsche übersetzten Hauptwerke sind folgende: Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung, Klinische Beiträge zur Psychiatrie, Genie und Wahnsinn, Kerkerpalimpseste, Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte, Der Anarchist, Der politische Verbrecher und die Revolution. Nicht ins Deutsche übersetzt sind: Delitti di libidine, Pensiero e meteore, L'uomo blanco et l'uomo di colore, Pazzi e anomali, Le più recenti scoperte di antropologia criminale (1893).

Loti, Pierre, geb. 1850 in Rochefort — in Wirklichkeit Julien Viand, Kapitän eines französischen Kriegsschiffes —, seit 1891 Mitglied der französischen Akademie, ein trefflicher Schilderer des Lebens und Treibens in verschiedenen überseeischen Ländern. Seine bekanntesten Schriften sind: „Le mariage de Loti“ (1880), „Le roman d'un Spahi“ (1881), „Mon frère Yves“ (1883), „Pécheur d'Islande“ (1886), „Madame Chrysanthème“ (1887), „Le roman d'un enfant“ (1890), „Le livre de la pitié et de la mort“ (1891), „Jerusalem“, „Au Maroc“, „Japonneries d'automne“, „Fantôme d'Orient“.

Mackay, John Henry, geb. im Jahre 1864 zu Greenock (Schottland) schreibt in deutscher Sprache und zeichnet sich dadurch aus, dass er sein Talent nicht in den Dienst der vulgären Erotik stellt, sondern als Edel-Anarchist seinen sozialpolitischen Idealen zustrebt. Zum Ausdruck kommt dieses Streben in seinen Gedichtbüchern „Sturm“, „Das starke Jahr“, „Wiedergeburt“. Von Interesse ist auch sein Buch „Die Anarchisten, Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts“. Im ganzen kann er als ein Jünger Max Stirners bezeichnet werden, über dessen extrem-individualistische Lehre er selbst auch ein Buch unter dem Titel „Max Stirner“ veröffentlicht hat.

Maeterlinck, Maurice, geb. am 29. August 1862 in Gent (Belgien), der bedeutendste Symboliker in der französischen Literatur, d. h. nicht bloss ein Symboliker der Phrase, sondern der Ethik und Metaphysik, wie seine Bücher „La sagesse et la destinée“ und „Le trésor des humbles“ bekunden. Von seinen Dichtungen sind zu nennen: „Serres chaudes“, die Dramen „Les Aveugles“, „L'Jntruse“, „La Princesse Maleine“, „Pelléas et Melisande“, „La mort de Tintagiles“, „Monna Vanna“ etc.

Mendès, Catulle, geb. im Jahre 1842 in Bordeaux, hervorragender Kritiker, Romanschriftsteller, lyrischer und dramatischer Dichter. Er schrieb 50 Romane, 20 Dramen und mehrere Bände lyrischer Gedichte. Von letzteren sind hervorzuheben: Philoméla, Hesperus, Nuits sans étoiles (auch in deutscher Uebersetzung erschienen). Von seinen Dramen seien genannt: Justice, Le Capitaine Fracasse, Le Châtiment, Les frères d'armes. Von seinen Romanen sind zu erwähnen: Le roman d'une nuit, Le roman rouge, Méphistophéla, Pierre le véridique, Verger fleuri, Gog, Les mères ennemies.

Millien, Achille, geb. am 4. September 1838 in Beaumont-la-Ferrière (Nièvre), ein Vertreter der sog. Heimatkunst in Frankreich, der sich dort grosser Beliebtheit erfreut. Schon mit seiner ersten Dichtung „La Moisson“ hatte er einen grossen Erfolg aufzuweisen. Seine zweite Sammlung von Gedichten „Chants agrestes“ fand dieselbe günstige Aufnahme und für seine dritte Veröffentlichung „Poème de la nuit“ wurde Millien mit einem Preise der französischen Akademie bedacht. Fortan machte er besonders die Sagen, die Sitten und Bräuche, sowie die Naturschönheiten seiner Provinz zum Gegenstand seiner Lieder und sonstigen Dichtungen. Dahin gehört seine Gedichtsammlung „Chez nous: Le long des sentes nivernaises, airs de flûte, le jour qui tombe“. Auch diese Sammlung wurde von der französischen Akademie mit einem Preise gekrönt. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Achille Millien durch Uebersetzung fremder Volkslieder in's Französische. Hier sind zu nennen: Chants populaires de la Grèce, de la Serbie et du Montenegro (1891), Ballades et chansons populaires de Slaves d'Autriche, Fleurs de poésie, morceaux de poètes étrangers contemporains (poètes portugais), Le Parnasse du dix-neuvième siècle (Poétes néérlandais, flamands) espagnols et hispano-américains. Auch ist Achille Millien Mitarbeiter zahlreicher literarischer Zeitschriften und gibt selbst die Revue du Nivernais heraus.

Mosso, Angelo, geb. am 31. Mai 1846 in Turin, Dr. med., Professor der Physiologie an der Universität von Turin, bedeutender Physiolog. Von seinen Werken sind zu nennen: Periodische Atmung und überflüssige oder Luxusatmung, Die Temperatur des Gehirns (1894), Ueber den Kreislauf des Blutes im menschlichen Gehirn, Die Furcht (1892), Die Anstrengung (1892), Irisbewegungen, Plethysmograph, Von einigen neuen Eigenschaften der Gefässwand, Ueber die gegenseitigen Beziehungen der Bauch- und der Brustatmung, Ueber die lokalen Veränderungen des Pulses (1878).

Moutier, A., geb. am 21. Juli 1837 in Paris, Dr. med., machte sich um die Vervollkommnung der D'Arsonvalisation verdient, besonders im Hinblick auf deren Anwendung zur Beseitigung der Arterien-Verkalkung. (Artério-Sclérose). Von seinen Schriften seien erwähnt: „Traitement de l'artério-sclérose par la d'Arsonvalisation", „De l'influence de la vieillesse sur la pression artérielle" (Separat-Abdruck aus den „Annales d'Electrobiologie et de Radiologie" 1906) und „Le traitement de l'hypertension artérielle par les agents physiques".

Petrovitch, Michel, geb. am 6. Mai 1868 in Belgrad (Serbien), Professor der Mathematik und Physik daselbst, hat sich besondere Verdienste erworben durch seinen auf analogischer Erkenntnis beruhenden Nachweis einer allgemeinen Mechanik der physikalischen und physiologischen Erscheinungen. Sein darauf bezügliches Hauptwerk ist betitelt: „La Mécanique des phénomènes, fondée sur les analogies" (Paris, Gauthier-Villars).

Prévost, Marcel, geb. am 1. Mai 1862 in Paris, hervorragender französischer Romancier und dramatischer Dichter antinaturalisischer Richtung. Den grössten Erfolg erzielte er mit seinem Roman Les Demi-Vierges (1894) und seinem gleichbetitelten Drama (1895). Zu nennen sind ausserdem seine Dramen L'Abbé Pierre (1891) und Unis (1903), sowie seine Romane Chonchette (1888), Mademoiselle Jauffre (1889), Cousine Laure (1890), Lettres de femmes (1892), Le Moulin de Nazareth (1895), Le Domino jaune (1902).

Dies und Das.

* Inbetreff des Zentral-Institutes für Gedanken-Statistik und menschliche Wissenserweiterung, das unter Leitung Dr. Eduard Loewenthal's vom 1. Juli d. J. ab in Tätigkeit treten wird, ist noch folgendes mitzuteilen: Die Gedanken-Statistik hat teils die Sicherung des geistigen Eigentums zum Zweck, teils die systematische Förderung der menschlichen Wissenserweiterung durch Feststellung des status quo und der Grenzfragen aller Wissenschaftsgebiete. Dem einzig in seiner Art dastehenden Institute gehören als korrespondierende Mitglieder folgende Gelehrte an: Prof. Dr. Arrhenius (Stockholm), Prof. Dr. Arsène d'Arsonval (Paris), Dr. Foveau de Courmelles (Paris), Dr. A. Moutier (Paris), Prof. Dr. M. Petrowitch (Belgrad), Prof. Dr. Ramon y Cajal (Madrid), Prof. Dr. Golgi (Pavia), Prof. Dr. Röntgen (München), Prof. Dr. Behring (Marburg), Prof. Dr. Leyden (Berlin), Prof. Dr. O. Hertwig (Berlin), Prof. Dr. W. Wundt (Leipzig), Prof. Dr. M. Heinze (Leipzig), Prof. Dr. Emil Fischer (Berlin), Prof. Dr. J. van 't Hoff (Berlin).

* Die Verlagsbuchhandlung D. Dreyer u. Co., hierselbst veröffentlichte dieser Tage eine Broschüre unter dem Titel „Unsere Erfahrungen mit der Direktion von Ferdinand Bonn's „Berliner Theater." Daraus ergibt sich, dass Ferdinand Bonn die Weiteraufführung des im Verlag besagter Firma erschienenen Dramas „Staatsanwalt Alexander" davon abhängig machte, dass die H. H. anwalt Alexander" davon abhängig machte, dass die H. H. Dreyer u. Co. eine Broschüre, „Der Meuchelmord an Ferdinand Bonn" betitelt, möglichst schnell in ihrem Verlage erscheinen lassen würden. Die Antwort der Verlagsfirma lautete dahin, dass sie Herrn Ferdinand Bonn jede weitere Aufführung des „Staatsanwalt Alexander" untersagte und ihren Vertrag mit dem Berliner Theater für gelöst erklärte. — Ein Kommentar zu diesem Vorkommnis ist überflüssig. Die Gegner Ferd. Bonn's können diesem aber jedenfalls dankbar dafür sein, dass er selbst darauf bedacht ist, ihnen solches Wasser auf ihre Mühlen zu liefern.

* Berliner Bibliotheken. Es gibt in Berlin, dem B. L.-A. zufolge, nicht weniger als 99 Bibliotheken, die den Bewohnern von Berlin unentgeltlich zu Gebote stehen und deren Benutzung unter gewissen Voraussetzungen erreicht werden kann. Diese 99 Bibliotheken, die entweder dem Reich, dem Staat, der Stadt oder den grossen Vereinen gehören, haben insgesamt nahezu dreieinhalb Millionen Bände, wovon der Hauptanteil mit eineinviertel Millionen auf die Königliche Bibliothek entfällt. Die zweite Stelle nimmt die Universitäts-Bibliothek mit 415 000 Bänden ein. Dann kommt die Bibliothek des Statistischen Landesamts mit 172 000 Bänden, hierauf die des Reichstags mit 160 000 Bänden. Die Technische Hochschule hat 98 000 Bände. Aber auch die Büchereien der Reichsämter und Ministerien, die allerdings in erster Reihe für den amtlichen Gebrauch bestimmt sind, deren Besuch aber auch anderen Benützern gestattet werden kann, sind reich ausgestattet. So verfügt das Justizministerium über 71 000 Bände, das Patentamt über 96 000, das Kammergericht über 85 000, das Statistische Reichsamt über 55 000, das Reichsgesundheitsamt über 54 000 Bände. Im ganzen gibt es 41 Bibliotheken des Reiches und des Staates. Die Stadt hat 32 Bibliotheken, von denen die im Jahre 1815 gegründete Magistratsbibliothek 34 000, die Stadtbibliothek in der Zimmerstrasse 70 000, das Märkische Provinzialmuseum 64 000, die Bibliothek des Statistischen Amtes der Stadt 22 000 und die 28 Volksbibliotheken zusammen 167 000 Bände haben. Schliesslich gibt es noch 15 grosse Vereinsbibliotheken, von denen die Bibliothek der Medizinischen Gesellschaft mit 25 000 Bänden die reichste ist.

* Robert Schweichel, früher langjähriger Vorsitzender des „D. Schriftsteller-Verbandes", ist in Berlin-Schöneberg im Alter von 86 Jahren verschieden. Ein geborener Königsberger, beteiligte er sich als Student an der 48 er Bewegung, wurde wegen Pressevergehens bestraft, ausgewiesen und ging dann nach Lausanne, wo er eine Professur bekleidete. 1861 kehrte er nach Berlin zurück, um in die Redaktion der — damals oppositionellen — „Nordd. Allg. Zeitung" einzutreten. Nach mehrfacher redaktioneller Tätigkeit an anderen Blätter trat Schweichel zur Sozialdemokratie über. Er übernahm später die Janke'sche „Roman-Zeitung", und seit 1883 lebte er als freier Schriftsteller in Berlin. Eine grosse Anzahl von Romanen und Novellen, insbesondere schweizerische Dorfidyllen, entstammt seiner Feder. Sein bedeutendstes Werk ist „Der Falkner von St. Vigil". (Lit. Pr.

* Adolf Stern, der bekannte Dichter und Literarhistoriker, Professor der Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Dresden, ist im Alter von 72 Jahren am 14. April gestorben. Von seinen Schriften seien hier angeführt: Sangkönig Hiarne, Jerusalem (Epos), Historische Novellen, Bis zum Abgrund (Roman), Brouwer und Rubens

(Lustspiel), Die Deutschherren (Trauerspiel), Johannes Gutenbergs (epische Dichtung), Aus dunklen Tagen (Novellen), Die letzten Humanisten (Roman), Ohne Ideale (Roman), Camoëns (Roman), Die Ausgestossene (Roman), Fünfzig Jahre deutscher Dichtung, Katechismus der allgemeinen Literaturgeschichte, Zur Literatur der Gegenwart, Lexikon der deutschen National-Literatur, Geschichte der neuren Literatur, Geschichte der Weltliteratur, Beiträge zur Literaturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, Studien zur Literatur der Gegenwart, Die Musik in der deutschen Dichtung.

* In Luxemburg ist im Verlag von Josef Beffort kürzlich die erste Nummer einer neuen Monatsschrift „Floréal“ (Revue libre d'art et de littérature) — Freie Rundschau für Kunst und Literatur) erschienen, in der eine Anzahl von luxemburgischen Dichtern und Schriftstellern die spezifische Art ihres Landes zum Ausdruck bringen will. Einer der Herausgeber der neuen Zeitschrift ist unser geschätzter Mitarbeiter Franz Clement.

* Das Carducci-Museum in Bologna. Der Gemeinderat von Bologna hat das Geschenk der Konigin-Mutter Margherita, die der Stadt Bologna das Haus und die Bibliothek Giosué Carduccis angeboten hat, angenommen und eine erste Rate von 100 000 Lire für ein Denkmal des Dichters bewilligt. Nach den Bedingungen, die die Königin Mutter für ihre Stiftung gestellt hat, muss die Gemeinde das Haus und die Bibliothek des Dichters für alle Zeiten erhalten. Das Gemach, in dem Carducci lebte und starb, soll in seiner gegenwärtigen Gestalt bestehen bleiben. Die anderen Räume des Hauses dürfen nur zu Zwecken verwendet werden, die der Pflege des Andenkens an den Verstorbenen dienen.

* Der Besuch der französischen Universitäten. Der französische Unterrichtsminister hat eine neue Statistik über den Besuch der Universitäten und höheren Lehranstalten in Frankreich herausgegeben. Die Zahl der Studenten belief sich demnach auf 38 197, darunter 3431 Ausländer, eine ungewöhnlich grosse Zahl, deren Steigerung mit der zeitweisen Schliessung mehrerer russischer Universitaten in Zusammenhang steht. Unter den französischen Studenten befanden sich 1364 Frauen. Auf die grösseren Universitäten verteilt sich die Zahl der Besucher folgendermassen: Paris 15 789, Lyon 2783, Toulouse 2675, Bordeaux 2496, Nancy 1841, Montpellier 1752, Lille 1560, Rennes 1198, Aix-Marseille 1269.

* Der Romanschriftsteller Jorris Karl Huysmans ist am 13. Mai im Alter von 59 Jahren nach längerer Krankheit gestorben. Huysmans, am 5. Februar 1848 zu Paris geboren, war zuerst im Ministerium des Innern angestellt und widmete sich später ausschliesslich der Schriftstellerei. Anfänglich gehorte Huysmans der naturalistischen Schule an und gab seit 1880 mit Zola unter anderem die Wochenschrift „La Comédie humaine, organe du naturalisme“ heraus, später wandte er sich der mystischen Richtung zu, sagte sich von Zola los und schrieb 1895 den frommen Roman „En route“, worin die Pariser Kirche Notre Dame des Victoires und das Kloster La Trappe die Hauptrollen spielen. 1899 trat er sogar als Ordensbruder in den Benediktinerorden ein. (Vergl. auch oben den Artikel über Huysmans von Franz Clement!)

* Eine katholische Universität wird nach Le catholique Irlandais von den Jesuiten in Tokio errichtet werden, wozu der Mikado bereits seine Einwilligung gegeben hat. Der Orden hat die Auswahl der Professoren auch schon getroffen und nur Engländer, Amerikaner und Irländer dazu bestimmt. Zugleich ist den Jesuiten die Erlaubnis erteilt worden, eine neue Kirche in der japanischen Hauptstadt zu erbauen.

* Chinesische Unterrichts-Reform. Das neue System, das bis zum Jahre 1910 im chinesischen Unterrichtswesen überall durchgeführt werden soll, bringt einen organischen Aufbau von den untersten Elementarschulen zu den höheren Lehranstalten, der in einer Universität nach europäischem Muster, die in Peking errichtet werden soll, gipfelt. Diese Universität, die der Mittelpunkt der Studiums von ganz China sein wird, soll nach der „Deutschen Japan-Post“ auch Fakultäten umfassen: Theologie und Rechtswissenschaft, eine Fakultät, die Geschichte, Geographie und chinesische, englische, französische, deutsche und japanische Literatur umfasst; Medizin; Naturwissenschaften; die Fakultät der öffentlichen Arbeiten (Mechanik, Elektrotechnik, angewandte Chemie, Bergbau, Architektur, Schiffsbau, Waffenkunde, Sprengmittelfabrikation (!) und Metallurgie) sowie Landwirtschaft und Handelskunde. In den höheren Lehranstalten wird der englische Sprachunterricht obligatorisch sein; zwischen deutsch und französisch soll den Schulern die Wahl offen stehen, doch wird denjenigen, die sich der Chemie, Elektrotechnik, dem Bergbau, der Metallurgie oder der Forstwissenschaft zuwenden wollen, das Studium der deutschen Sprache empfohlen.

Berliner Theater.

Es ist vielleicht ein Zufall, dass ich diese Zeilen am 23. Mai schreibe, dem Tage, an dem vor einem Jahre Henrik Ibsen zur Unsterblichkeit einging. Einen besseren, würdigeren Nekrolog, als die bestellten und eingesetzten Trauerredner ihm weihten, hat ihm die Zeit bereitet, denn es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, dass in dem abgelaufenen Theaterjahr unserer grossen Bühnen nur mit seinen Stücken wahre und unbestrittene Erfolge erreicht haben. — Im Deutschen- und Lessing-Theater wurden die Komödien der Liebe die Stützen der Gesellschaft, Nora, Gespenster, Volksfeind, Wildente, Rosmersholm, Meerfrau, Hedda Gabler und Wenn wir Toten erwachen die wichtigsten Repertoirstücke, und so bot sich immer wieder die Gelegenheit, Ibsen als den Verkünder und Propheten der Moderne zu feiern. Es ist eine bekannte Tatsache, dass die Vorbilder des grossen Norwegers Deutsche waren. Wie die Philosophie Nietzsches sein Denken beeinflusste, so hat er von der bewundernswerten Naturalistik Hebbels seine Technik entliehen. Der grosse Baumeister, wie ihn Björnson nennt, ist bei dem grösseren in die Schule gegangen, und so ist es uns Pflicht, wenn wir des Schülers Todestag feiern, auch des Meisters liebend zu gedenken. O, über uns Undankbare, die wir erst das Wort des Kaisers abwarten mussten, um uns des Klassikers zu erinnern, der, obschon von unseren Bühnen vernachlässigt, dennoch der für unsere Zeit bedeutungsvollste Poet geworden ist. Als ob die Unsterblichen der verklärenden Fürstengunst bedürften, um der Ehrung teilhaft zu werden, mit der das deutsche Volk stets kargt, wenn es von den ausländischen Tagesgrössen seinen Blick zur eigenen, ruhmreichen Vergangenheit wenden soll. — Wohl hat Max Reinhardt Hebbels Trauerspiel „Gyges und sein Ring“ im Deutschen Theater zur Aufführung gebracht! Allein die gewaltige Tragik hat er nicht darzustellen vermocht, und der göttliche Rachegeist, der nach antikem Vorbilde wie eine Erinnye durch das Stück schreitet, hat von der Schaubühne nicht zu uns gesprochen. — Rhodopes grausige Prophezeiung: „Und Dinge kämen, die's uns fürchterlich enthüllen würden, dass die Götter nicht des Menschenarms bedürfen, sich zu rächen, wenn eine Schuld, die keine Sühne findet, weil sie im Dunkel blieb, die Welt befleckt“, — die Prophezeiung, die die Quintessenz der antiken Weltanschauung bildet, muss den Ton der Darstellung dämpfen. Die alte Fabel wird zu einer Tragödie des Herzeleides, und der Fluch, den die Götter den Kindern des Prometheus aufgebürdet, muss an den Unglücklichen auf ewig haften. —

Es ist mir eine angenehme Pflicht, bei dieser Gelegenheit das Drama des André Gide „Der König Candaules“ (in trefflicher Nachdichtung des Franz Blei im Insel-Verlag) zu erwähnen. Natürlich geht der Schüler Oskar Wildes bei der Behandlung des gleichen Stoffes von ganz anderen Gesichtspunkten aus, wie Hebbel. Er sieht nicht das Tragische, sondern nur das Aesthetische. Auch bei André Gide hat Candaules dem Gyges gegenüber seinen Willen durchgesetzt. Gyges geniesst aber nicht nur den Anblick der entschleierten Königin, nein! Durch den Ring geborgen, darf er sich einer Liebesnacht bei der schönen Nyssia (bei Hebbel Rhodope) erfreuen, deren Reize ihn völlig umstricken. Indessen zur Lüge zu stolz, bekennt er der Königin das Geheimnis und gibt ihr zugleich einen Dolch in die Hand, um die Schamlosigkeit zu rächen. Aber Nyssia, durch die ihr angetane Schmach zu höchster Wut entflammt, reizt den Lieberauschten mit wilden Küssen, den Freund zu töten, wofür sie selbst sich ihm zu eigen geben will. Gyges erfüllt ihern Wunsch und Candaules fällt, von unsichtbarer Hand erdolcht. Nun ist Nyssia des Königs Gyges Weib. Und die erste königliche Tat des jungen Herrschers ist, das Antlitz, das die Königin bei üppigem Mahle den Freunden entschleiern will, zu verhüllen. Hat Candaules in frevlem Uebermut den Schleier zerrissen und die Schönheit den Altagblicken freigegeben, wer des Zauberringes Wert erkannt, weiss, dass das Glück verborgen blüht, denn die Schönheit darf nur dem, auf des Lebens Höhen Wandelnden Freundin sein und der, der ein Glück hält, soll (wie Gide im Prolog seines Werkes sagt) sich gut verstecken. — Der Leesr verzeihe mir die kleine Abschweifung, die nur zeigen soll, wie verschieden dramatisches und ästhetisches Empfinden den gleichen Stoff betrachten.

Die Herrschaft der Gerechtigkeit, die nicht durch den Spruch der Götter, sondern durch das besonnene Urteil des menschlichen Richters gefestigt wird, hat Carl Schüler in seinem vieraktigen Schauspiel „Staatsanwalt Alexander“ (Aufführung im Berliner Theater, als Buch bei D. Dreyer u. Co.) verherrlicht. Der junge Autor hat ein wirkungsvolles Bühnenstück geschaffen, und wenn auch das Werk nicht als eine Bereicherung der modernen Literatur gelten kann, so darf man doch für das weitere Schaffen Schülers die besten Hoffnungen aussprechen. Der Stoff ist etwa folgender: Der Staatsanwalt Heinrich Alexander hat sich ebenso durch seine unbeugsame Strenge wie durch seinen juristischen Scharfsinn einen Namen gemacht. Auch in der Strafsache gegen Kaspar Wild ist es ihm gelungen, den Angeklagten des Totschlages zu überführen und schon beabsichtigt er, das Recht mit aller Strenge zur Geltung zu bringen, als ein Zufall seinen Plan vereitelt und seine bisherigen juristischen und Lebensgrundsätze über den Haufen wirft. Otto Alexander nämlich, der unter der Leitung des Vaters als Referendar arbeitet, hat, um seine Schulden aus der Welt zu schaffen und sich eine reiche Heirat zu ermöglichen, die Prostituierte Mirzel Schmidt, seine Geliebte und Gläubigerin, ermordet. Der unglückliche Vater sieht sich auf Grund der Gesellschaftsmoral in die furchtbare Notwendigkeit versetzt, dem Sohn den Revolver in die Hand zu drücken, zugleich aber muss er, während Otto über sich selbst Gericht halten soll, die Anklage gegen Kaspar Wild vertreten. Und in dem Gedanken an das Unglück seines Kindes gewinnt zum ersten Mal in seinem Leben das Mitleid in diesem schwer geprüften Herzen die Oberhand, das Mitleid mit den vom Leben Ueberwundenen! In einer glänzenden Rede findet er trostvolle Worte milden Verstehens für den wider seinen Willen zum Verbrecher gewordenen Totschläger, und schliesslich vermag er auch seinem Kinde zu vergeben, in dessen Seele ja im Grunde seine eigene Lieblosigkeit und Hartherzigkeit den Keim zum Bösen gepflanzt hat. — Otto, dessen blühende Jugend sich an das Leben klammert, wird nach des Vaters Willen dem Gesetze seinen Lauf lassen, und Heinrich Alexander wird zum ersten Mal im Leben der Gesellschaft Trotz bieten, vor der nur unselbständige Menschen sich zu beugen pflegen. — Das spannende Stück Schülers leidet unter allzu grosser Länge; auch müsste der zum Schluss angedeutete Kampf gegen das Vorurteil noch prägnanter und die Lebensanschauung des Verfassers klarer zum Ausdruck kommen. — Es ist bedauerlich, dass dieses Drama erst am Schluss des Theaterjahrs zur Aufführung gelangt ist, da schon die Vorbereitungen für die Sommerferien beginnen. Es ist jedoch zu hoffen, dass eine andere Bühne, vielleicht das Schiller-Theater, das wirksame Stück für die neue Saison erwirbt; doch Clique und Claque sind gar mächtig, wenn es sich darum handelt, einem neuen Talent die Wege zu versperren.

Max Kirschstein.

Das moderne französische Schauspiel.

Von **Hans Moltan.**

II.

In den nachfolgenden Zeilen sollen die bedeutenderen Neuheiten dargestellt werden, wie sie während der letzten Monate über die wichtigeren Pariser Bühnen gegangen sind.

In Bezug auf die Persönlichkeiten noch mitten im Grisettenmilieu stehend, aber nach seiner ernsten, psychologischen Arbeit, der Eleganz der Sprache, der Subtilität der Gedanken ein Kunstwerk ist Henry Bataille's vieraktiges Stück „Poliche“, das anfangs dieses Jahres auf der Szene der Comédie française eine vorzügliche Darstellung und verdienten Erfolg gehabt hat. Bataille hat die Lorbeeren, die er früher als Maler und Lyriker angestrebt hat, der Krone des Dramatikers geopfert, und ist seit seiner Madame Colibri und der Marche funèbre als Theaterdichter akkreditiert auf den Boulevards zu Paris. Ich stehe seinen ebengenannten Dramen sehr skeptisch gegenüber, bekenne mich aber als entschiedener Bewunderer seines Poliche. Didier — mit dem Scherznamen Poliche (Abkürzung für Polichinelle) — verbirgt unter der lachenden Maske des behäbigen, tollen Genussmenschen eine Seele voll Qualen und Leiden. Die Liebe zum Weibe lässt ihn die Maske vergessen und die Szene, in der sein wahres Seelenleben durchbricht (II. Akt, 10. Szene) ist meisterhaft, ebenso wie der ganze dritte Akt, der die beiden Liebenden in der Idylle des Landlebens zeigt; mehr und mehr kommt sein wahrer Charakter zum Durchbruche, was zur Trennung der Beiden führt. Bataille charakterisiert in richtiger Selbsterkenntnis sein Stück als „le conflit entre la vie extérieure et la vie intérieure“, und setzt seiner Novität ein Wort Schopenhauers voraus, das dem gleichen Gedanken Ausdruck gibt. In der Diktion Batailles ist nichts banal; seine Charaktere sind tiefverinnerlicht, über dem ganzen liegt eine schwermütige Grazie, die dem Stück dichterische Eigenart verleiht. —

Ein „serieuses“ Stück ist auch Gaston Leroux's Drama „La maison des juges“, das Ende Januar seine Uraufführung am „Théâtre national de l'Odeón" erlebt hat. Das „Justizstück" ist in Frankreich nicht unbekannt; die „Rote Robe" hat Vor- und Nachläufer gehabt. Das „Haus der Richter" ist interessanter als seine Vorbilder, da es die Konflikte innerlicher erfasst. Die Pariser Kritik nimmt den Autor in Schutz vor dem Vorwurfe, dass er ein „Thesenstück" geschrieben habe; sein Werk sei nur ein Stück, in dem Thesen behandelt werden. — Die Idee, vier Richter- und zugleich Familiengenerationen auf die Bühne zu stellen, ist nicht ungeschickt. Im „Hause der Richter" sehen wir: den alten Petrus Lamarque (100 Jahre alt), den Präsidenten Louis L. (60 Jahre), den avocat général Jean Lamarque (35 J.), den Staatsanwalt Marie-Louis L. (27 J.) und den kleinen 8jährigen Sohn Jeans. Das Sensationsthema der Salons und der Strassen von Paris ist der Prozess Tiphaine. Tiphaine steht unter schwerer Anklage, er behauptet aber, der Rächer seiner Familie, der Brüder Tiphaine zu sein, die vor Jahren unschuldig, auf das Schaffot geschickt worden seien und zwar durch den alten Petrus Lamarque, der Frankreichs grösster Richter gewesen und dessen centenaire eben die Pariser Gesellschaft in grossen Festlichkeiten feiern will. Also ein Justizirrtum? — Nein, aus den nur dem Generalstaatsanwalte zugänglichen Akten erhellt, dass Petrus Lamarque in voller Kenntnis der Unschuld der Brüder Tiphaine diese aufs Schaffot geführt hat. Die Justiz will den Skandal vermeiden, noch sind die Dokumente geheim, Tiphaine soll als geisteskrank freigesprochen werden, das „Haus der Richter" weist die Unterstellung entrüstet zurück: all dass kann nicht wahr sein! Da wankt der hundertjährige Petrus Lamarque herein und ruft sein vernichtendes: c'est vrai! Die Brüder Tiphaine waren nicht schuldig des ihnen zur Last gelegten Mordes, aber sie hatten den Glauben des Volkes an die Gerechtigkeit der Justiz untergraben, ihre Schwächen blosgelegt, da kam der Staatsanwalt und verlangte vom Richter, dass er das Prestige der Justiz rette und die drei Tiphaines wanderten aufs Schaffot. „Und ich habe nur meine Pflicht als Richter getan," behauptet Petrus; es ist kein Verbrechen, Menschen zu verurteilen oder zu töten, aber man sollte es nicht im Namen der Justiz, sondern der Gesellschaft tun. Im Namen der wahren Gerechtigkeit zu urteilen, ist überhaupt nicht möglich, denn „il faudrait savoir ce qui c'est passé dans le ventre de la première femme et remonter ainsi jusqu'aux origines du monde . . la justice n'est point dans nos temples, mais il ne faut pas le dire" . . Die drei Tiphaines haben dieses Geheimnis erraten und verrieten es dem lauernden Volke. Die Gesellschaft war in Gefahr. Der Richter ist der Soldat der Gesellschaft!" — Diese kurze Skizze lässt wohl keinen Zweifel, dass es sich um ein ausgesprochenes Tendenzstück handelt, dessen Tendenz zudem geradezu monströs genannt werden kann. Die Neuheit hat nicht allzuviele Wiederholungen erlebt; sie ist aber so kennzeichnend für die Entwickelung der modernen Theaterdichtung, dass sie hier nicht übergangen werden soll.

Zwei Novitäten, deren Tendenz ausgesprochen gegen Ehebruch und Ehescheidung gerichtet ist, sind die Schauspiele „Les Jacobines" von Abel Hermant (Uraufführung am 22. Februar 1907 im „Vaudeville") und Emil Fabre's „Maison d'argile" (argile = Lehm, Ton), dessen Premiere am 25. Februar 1907 in der „Comédie française" stattfand. — Hermant ist ein feiner Dialektiker, mit Recht aber hat man an seinen neuen Stücken dramatische Klarheit vermisst; seine Schilderung der modernen Gesellschaft und ihrer Moral (die „Moral der Jakobiner", daher der Titel des Stückes) sind trefflich, aber die Leitmotive sind verwaschen und verschwommen. Der Autor der „Transatlantiques" hat mit diesem Stück zweifellos einen Rückschritt gemacht. — Markanter in den Strichen ist Fabre's Stück „Das tönerne Haus". Das auf tönernem Fundamente aufgebaute Haus ist das Heim, welches die geschiedene Frau in zweiter Ehe gründet. In diesem „Neuen" lebt neben der Tochter aus zweiter Ehe auch die Tochter aus der getrennten Ehe. In wirksamem Kontraste stehen schon diese beiden Kinder; der tragische Konflikt entbrennt aber, als der Sohn der; der tragische Konflikt entbrennt aber, als der Sohn der ersten Ehe auf der Bildfläche erscheint und sein Recht fordert; die Szenen des erbitterten Kampfes der Kinder, zwischen denen verzweifelnd die Mutter steht, ist von ausserordentlich dramatischer Wirkung. Die finanziellen Verhältnisse der zweiten Ehe drängen zum Bankerotte, Frau Armières sucht alles für Gatten und Kind der zweiten Ehe zu sichern, aber die Kinder der ersten Ehe folgen dem Vater, Margerit, das Kind der zweiten Ehe, verlässt das Haus, um dem Bräutigam zu folgen; der zweite Mann sucht eine neue Existenz nach dem Zusammenbruche im Auslande und Frau Armières bricht vernichtet auf den Trümmern ihres auf Ton erbauten Hauses zusammen. — Emil Fabre ist eine interessante Erscheinung der französischen Bühne; er ist früher Sekretär des berühmten Marseiller Advokaten Nathan gewesen und bereits im Théâtre Antoine und im Odéon zum Worte gekommen. Es ist wohl übertrieben und nicht gerechtfertigt, wenn „Maison d'argile" mit Ibsens „Nora" verglichen wird. Alles in allem aber ist es ein ernst zu nehmendes Stück, das die Ehre, auf Frankreichs erster Bühne gespielt zu werden, verdient. Ende April hat die Comédie française ein Stück von Victor Hugo, des Dichters schwächstes Drama: „Marion Delorme" wieder ausgegraben. Die Hugo-Schwärmerei der Pariser und die prächtigen Verse des Dramas haben diesem einen Erfolg verschafft.

Eine Art Bauernkomödie nach Art der Schlierseer bildete das Ereignis des Théâtre Déjazet im letzten Monate: Madame la Douane (Die Zollbehörde) von Dinter und de la Rode. Es ist eine Schmugglergeschichte. Der Schmugglerkönig Franz Sperber gibt sich, als er hört, dass von Berlin aus ein Zollbeamter zur Inspizierung der Zollverhältnisse in das elsässische Grenzdörfchen geschickt werden soll, als diesen Inspektor aus und der echte Inspektor wird für einen Schmuggler gehalten und verhaftet. Auch dieses anspruchslose Bauernstück hat seinen Erfolg gehabt. — Die letzte Novität des Théâtre Réjane aus dem Monate Mai „La Clef" von Guitry soll nur dem Titel nach erwähnt werden; „eine unsaubere Geschichte, in welcher kein anständiger Charakter auftritt", sagt ein Pariser Kritiker darüber. — Ein moralisches Stück nach Boulevardbegriffen ist Pierre Wolff's Komödie „Le Ruisseau", das im Vaudeville aufgeführt wurde. Der Held des Stückes unternimmt es, ein der leichtesten Liebe ergebenes Mädchen aus dem Sumpfe des grossstädtischen Lebens zu sich heraufzuziehen, und trotz allen Protestes der Gesellschaft zu seiner Frau zu machen: c'est tout! —

Mit zwei dramatischen Novitäten, die gewissermassen parallel zu einander laufen, möchte ich die Darstellung der Schauspielneuheiten des Pariser Winters 1907 abschliessen. Brieux's „La française" (Odéon) ist bekanntlich das hohe Lied der Pariserin, der Frau kat'exochen, die nur in der Untreue dem Franzosen von dramatischem Interesse ist. Mit schönen Worten, in hübschen Szenen, plädiert Brieux gegen diese Manier der französischen Bühnenautoren und Romanciers und singt das Lied von der braven, französischen Frau. — Wie in diesem neuen Brieux die These einem reichen Amerikaner gegenüber, der in jeder Französin eine Ehebrecherin erblickt, entwickelt wird, so stellt auch die Komödie Paris-Newyork von Fr. de Croisset und Em. Arène (Théâtre Réjane) den modernen Pariser dem amerikanischen Yankee gegenüber. Hier ist es der Franzose, der die Staffage abgibt, aber (im Gegensatz zur Französin) vom Dichter nicht gerettet wird. Eine finanziell ruinierte Familie der französischen Hocharistokratie soll durch die Heirat des Prinzen mit der Milliardärin Desdemone über Wasser gehalten werden; allein die Amerikanerin hat zu wenig pariser Allüren und Anschauungen im Punkte der ehelichen Treue; der Prinz gerät in Seitensprünge schon vor der Ehe, aus der schliesslich nichts wird. Der ahnenstolze Aristokrat im Gegensatz zum self-made-man, der Vollblut-Pariser im Gegensatz zum Yankee gibt manch' lustige Szene, Humor und Witz helfen über manche Lücke der Handlung hinweg und das Stück, ein Mittelding zwischen Lustspiel und Schwank, ist nicht eines der schlechtesten der letzten Saison der französischen Bühne.

Aus den Literarischen Vereinen.

* Literarische Vereinigung Berlin, Künstlerhaus. Der 29. April brachte einen hochinteressanten Vortragsabend. Herr Walter Nithack-Stahn, Pfarrer an der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, der sich durch seinen geistvollen, grossangelegten und psychologisch so ausserordentlich fein ausgeführten Roman „Der Mittler“ mit einem Schlage in die Reihe der beachtenswerten zeitgenössischer Schriftsteller gestellt hat, trat als Dramatiker vor das Publikum. Nicht zum ersten Mal, und nicht als Neuling, denn sein packendes religiöses Schauspiel „Die Christen“ ist öfter und mit Erfolg aufgeführt worden. Der Dichter gab diesmal ein Napoleondrama „Markersdorf“, dessen Inhalt er knapp und anschaulich skizzierte, um dann einen Akt ganz vorzutragen. Der von patriotischem Geiste beseelte Stoff an sich ist neu und interessant, die Sprache, voll Kraft und Schwung, weist viel poetische Schönheiten auf, doch ist die Charakterisierung der Helden nicht ganz überzeugend gelungen; auch dürfte ein strafferes Zusammenziehen und einige Kürzungen dem Ganzen zum Vorteil gereichen. — Vorher hatte Herr Gerd von Bassewitz einige seiner Dichtungen vorgetragen, die sich ebenso durch reichen Gedankeninhalt wie feinsinnige Kleinmalerei auszeichnen und vom Publikum voll gewürdigt wurden.

Den musikalischen Teil hatte eine junge Sängerin und Pianistin, Frl. Therese Gindra, übernommen. Die Lieder von Jensen und d'Albert gelangen vortrefflich und zeigten namentlich zarte, weiche Tongebung. In der Loreley von Liszt aber hatte sich Frl. Gindra eine zu schwere Aufgabe gestellt, für die weder die stimmlichen Mittel noch das Können ausreichten. Aber aller Anfang ist bekanntlich schwer und was die Gegenwart versagt, kann die Zukunft bringen. — Der letzte Vortragsabend des Vereinsjahres (29. Mai) war zugleich mit einer kleinen Maienfahrt nach dem idyllischen, in Blütenpracht schimmernden Vorort Steglitz verbunden worden. Schon am Nachmittage gabs im Logengarten ein zwangloses Kaffee- und Plauderstündchen, abends fanden im grossen Logensaal die Vorträge statt, die durchweg einen heiteren Charakter trugen. Herr Dr. Gustav Klitscher gab eine spannende Revolvergeschichte mit ebenso überraschendem als humorvollem Abschluss und fügte eine Anzahl seiner lebensfrischen, graziösen, zum Teil sehr heiteren Gedichte hinzu. – Frl. Mathilde Lippert erfreute das zahlreich erschienene Publikum dann noch durch ihre, an dieser Stelle bereits gewürdigte reife Vortragskunst, die den köstlichen Humor Roseggers zu zündender Wirkung brachte. – Der musikalische Teil enthielt ein ganzes Frühlingsprogramm. Duette von Schumann und Hildach, von Frl. Käte Werk und Frau Klosseck-Müller gesungen, desgleichen die Frühlingslieder von Brandt, Gounod u. Wickede, die Frl. Käte Wenk allein vortrug, fanden ebenso verdiente Würdigung wie die literarischen Darbietungen und reicher, dankbarer Beifall lohnte allen Vortragenden. – Für den Juni ist noch eine grosse Dampferpartie über die Havelseen geplant. Dann tritt die Lit. Vereinigung bis September in die Ferien.

* Eine „Neue literarische Gesellschaft“ ist soeben von einer Anzahl von Schriftstellern gegründet worden, mit dem Zwecke, das bildungsbestrebte Publikum in die ältere Literatur einzuführen und ihm Gelegenheit zur Würdigung der neuen Literatur zu bieten. An vornehmer Kunststätte wird die „Neue literarische Gesellschaft“ im Laufe des Jahres fünfzehn Literatur- und Musikabende veranstalten, und an diesen in geordneter Reihenfolge, von der Zeit der Minnesänger an, das wesentlichste aus der Produktion einer jeweiligen Dichterperiode dem Publikum durch berufene Rezitatoren zu Gehör bringen lassen. So wird jeder Abend seinen besonderen Literatur-Charakter haben und die neuzeitige Lyrik, die an demselben Abend zum Vortrag gelangt, sich diesem Charakter möglichst anpassen. Der musikalische Teil, der jedem Abendprogramm eingefügt ist, soll vor allem neuzeitigen Komponisten Gelegenheit geben, das für die Musik geeignetste aus den älteren und neueren deutschen Literaturschätzen kennen zu lernen und mit ihren Liedern vor ein künstlerisch gestimmtes Publikum zu treten. — Das Programm der „Neuen Literarischen Gesellschaft“ ist von deren Schriftführer, Herrn Victor Laverrenz, Berlin W., Vorbergstrasse 10, zu beziehen.

* Leipziger Schriftstellerinnen-Verein. Die Versammlung des Leipziger Schriftstellerinnen-Vereins fand am 6. Mai im Vereinslokal Hotel Hochstein unter reger Beteiligung von Mitgliedern und Gästen statt. — Die Vorsitzende Mathilde Clasen-Schmid machte die Mitteilung von einer Aufforderung des Verbandes deutscher Schriftsteller in Amerika zur Unterstützung ihrer Unternehmungen. Einstimmig wurde sodann der von Elilla Bagge eingebrachte Antrag, Herrn Dr. Bernhard Rost, Lehrer an der 1. städtischen höheren Schule für Mädchen, zum Ehrenmitgliede des Vereins zu ernennen. Die Antragsstellerin und die Vereinsvorsitzende begründeten dieses mit dem Hinweis auf die viele Mühe, die Herr Dr. Rost in uneigennützigster Weise im Laufe von länger als 10 Jahren auf die Darbietungen von Vorträgen aus dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte verwendete. Dann erhielt Frau Cantor Clara Röthig das Wort zu ihrem Vortrag über die jüngst in den Osterferien stattgefundene Konzertreise des Röthigschen Soloquartetts für Kirchengesang. Hierauf las Elisabeth Frey einen bereits veröffentlichten Artikel: „Wie soll die moderne Frau sein?“ vor, in dem sie vor allen Dingen für eine obligatorische Haushaltungsunterweisung aller Mädchen, ob arm, ob reich, eintrat. Der 2. Teil der Darbietung bewegte sich im Gebiet der Poesie. Als erstes Gedicht wurde der „Hammer“ von Anna Dix, (Zittau), aus den „Zittauer Nachrichten“ durch Frau Lange-Lattorf vorgetragen und dann brachte die Vorsitzende t von ihr verfasste Gedichte zur Vorlesung. An den „über Minnegesang“

von Herrn Dr. Rost in der Aprilsitzung gehaltenen Vortrag knüpfte das Gedicht „Der deutsche Sängerkrieg" an. Daran reihten sich: „Halt aus", „Frauenrecht", und „Am Pfingstfest".

* Literarische Gesellschaft in Köln. Den idealschönen Abschluss des Vereinsjahres der Literarischen Gesellschaft in Köln bilden die Kölner Blumenspiele. Das Maienfest der Poesie fand in diesem Jahre zum 9. Male statt. Es hatte eine internationale Bedeutung wie noch nie, da eine Gesandtschaft aus Pressburg eintraf, um hier den 700. Geburtstag der heil. Elisabeth zu feiern, und da ein ritterlicher französischer Herzog, der duc de la Salle de Rochemaure, inmitten preussischer Generäle, aus den Händen der Blumenkönigin, der anmutreichen Gemahlin des Generalmajors v. Boehm, sich den Preis für die Elisabeth-Skizze in der Sprache der Auvergne holte. Die ungarische Gesandtschaft, ein Bürgermeister und ein Archivar mit seiner Gemahlin, brachten sechs schöne Preise der Stadt Pressburg und einen herrlichen Preis der Erzherzogin Isabella mit. Die glücklichen Gewinner der Preise Pressburgs waren der duc de la Salle de Rochemaure, der französische Dichter Achille Millien, der spanische Uebersetzer des Faust und des Heine'schen Buchs, der Lieder, Teodoro Llorente, der Ungar Prof. Dr. Bàn Aladàr und der Luxemburger Dichter Prof. Dr. Nikolaus Welter, während das eigens für die Blumenspiele von einem Pressburger Maler im Auftrag der Erzherzogin Isabella gemalte Rosenwunderbild einer deutschen Dichterin, Frau Hanna Schubert-Leuthold (Riesa in Sachsen) zufiel. Im stimmungsvollen Gürzenichsaal, in dem man ausser den fremdländischen Gästen auch Deputationen von Remscheid und von der Mosel, vom Rhein und von der Wupper und Dichterinnen und Dichter aus allen Teilen Deutschlands und Oesterreichs sah, hallte im harmonischen Verein mit der deutschen Sprache die ungarische, die spanische, die katalanische und die französische wieder. Der ungarische Bürgermeister, Theodor Kumlik, der ebenso die Sprache Schillers wie die Sprache Petöfis beherrschte, trat in seiner malerischen Amtstracht auf. Eine schöne Ungarin und treffliche Künstlerin, Riza Bajor, trug das Rosenwundergedicht vor. Und der Dompropst von Pressburg, der hochgebildete und redelustige, auch als Schriftsteller tätige Dr. v. Komlòssy, war so entzückt vom Kampf der Reden und Gesänge, von den Gedichten auf die heil. Elisabeth und dem Sängerkrieg auf der Wartburg, dass er die Blumenspiele mit dem Wahlspruch: Patria, Fides, Amor nach kölnischem Muster schon im nächsten Jahre in Pressburg einzuführen gelobte. Alle Teilnehmer des unvergleichlichen Festes aber sangen ein Lob auf die Colonia hospitalis. Und die Literarische Gesellschaft in Köln ehrte sich selbst, als sie den Bürgermeister Kumlik, den Dompropst Dr. v. Komlóssy und den Duc de la Salle zu Ehrenmitgliedern machte und so einem Mistral, Körösi Albin und Joh. Batka beigesellte. Der französische Herzog aber, der sich als ein Meister der causerie die Herzen gewann und der freundschaftliche Beziehungen mit den preisgekrönten Dichter-Kollegen anknüpfte, gab den Kölner Blumenspielen die consécration parisienne in begeisterten Artikeln im „Figaro" und im „Univers". Ein schöneres Lob auf Fastenrath ist nie gesungen worden als im Leipziger Tageblatt vom Dichter der Blumenspiele von Baltimore und Gründer der Kölner Blumenspiele, Dr. Ernst Henrici.

Eingegangene Bücher.

Die Schutzwälle im Osten. — In deutschen Heeresdiensten. Von Maurice Barrès. Autoris. Uebersetzung von Arnim Schwarz (Budapest, G. Grimm, 1907).

Kriegstagebuch 1870 von Paul Déroulède. Uebersetzung aus dem Französischen (Budapest, G. Grimm, 1907).

Der grosse Baal, Drama in 3 Aufzügen, von Gustav Herrmann (Leipzig u. Berlin, Giesecke und Divrient, 1906).

Der Tod des ewigen Juden. Von Peter Merwin (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag).

Spinozismus. Ein Beitrag zur Psychologie und Kulturgeschichte des Philosophierens. Von Dr. M. E. Gans (Wien, Jos. Lenobel, 1907).

Isländerbuch I. Von Arthur Bonus (München, Kunstwartverlag, Georg D. W. Callwey, 1907).

Most, Gedichte von Mary Holmquist (Cassel, E. Vietor, 1907).

Das Lied von der Treue. Von K. Fr. Töllner (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung).

Das neue Shakespeare-Evangelium. Von Peter Alvor. (Hannover, Adolf Sponholtz, 1907).

Leben, träumen. Gedichte von Wilhelm Apelt (Leipzig, Breitkopf und Härtel).

Eine Gymnasiasten-Tragödie. Von Robert Saudek (Berlin, Concordia, Deutsche Verl.-Anstalt, H. Ehbock).

Ueber den Handschuh. Schauspiel aus dem fernen Osten, in 4 Aufzügen. Von Frans Woas (Verlag der „Werkstatt", Wiesbaden. 1906).

Auf der Wanderfahrt. Gedichte von Gernot Gunt-herr. 5. Aufl. (E. Piersons Verlag, Dresden, 1906.)

Aufgeklärt. Schauspiel in 4 Aufzügen. Von P. P. Chrusen (Berlin, J. J. Harrwitz Nachf.).

Schwimmendes Land. Roman von J. Jobst (Berlin, W. Vobach, u. Co.).

Staatsanwalt Alexander.' Schauspiel in 4 Aufzügen. Von Carl Schüler (Berlin, D. Dreyer u. Co., 1907).

Helga, Grosse Oper in 3 Akten. Von C. E. G. Blau (Dresden, Piersons Verlag, 1906).

Vom Glück. Dramatische Dichtung in 4 Aufzügen. Von Ludwig A. Wagner (Bielefeld, R. Klinker).

Meeresrauschen. Seegedichte von H. F. Legedank (Dresden, Piersons Verlag).

Wie Stürme segnen. Roman von Frederik von Eeden. Deutsch von Else Otten (Berlin u. Leipzig, Schuster u. Löffler, 1907).

Leo Lasso Schauspiel in 4 Aufzügen von Max Kretzer (Jauer, Oskar Hellmann).

Die Thunische Familie in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. II. Teil. IV. Heft. Die Friederichische Linie. Von Edmund Langer, Schlossarchivar auf Schloss Tetschen, (Böhmen). — (Wien, K. Gerolds Sohn, 1907.)

Auf den dem heutigen Heft beiliegenden Prospekt des „Verlag für Literatur, Kunst und Musik" in Leipzig machen wir hiermit ganz besonders aufmerksam.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831
Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt

Nummer 10 | Juli 1907 | 77. Jahrgang

Das „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“ ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen, im Ausland durch nachstehende Verkaufsstellen. **Amsterdam**, Maas & van Suchtelen, Gebr. Schroeder, Rokin 50; **Antwerpen**, J. Mertens-Somers, 26 rue de la station; **Basel** Bahnhofsbuchhandlung; **Bern**, J. Beck, Lorrainestr. 8; **Brüssel**, Dechenne fils, Galerie du Roi; **Bukarest**, F. Veith, Stradia Saturn 19; **Genf**, Librairie universelle rue du Mont Blanc 11; **Haag**, Kioskonderneming; **London**, A. Siegle; 30 Limestreet und Librairie universelle 43 Highstreet; **Madrid**, Librairie-Baillière; **New York**, International News Company; **Paris**, Kiosques No. 50 Bld. Montmartre, No. 32 Bld. des Italiens; **Rom**, Chiosco Piazza di Spagna; **Shanghai**, Max Noessler & Co., Nanking, Road 38; **Tokyo** (Japan), Nankodo, No. 8, Kiridoshi-Sakamachi; **Wien XIII**, Paul Selinger, Winkelmannstr. 6; **Zürich**, Kioske Quaibrücke- und Bellevueplatz.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Das moderne Drama.

Gedanken, Kritik und Antikritik.

Von **Hugo Alt.**

Immerwährend bringt unsere Gegenwart die Anschauung zum Ausdruck, dass wir des Mannes — des Genies bedürfen, welches das Theater aus seiner Stagnation reisst, — der Kunst im allgemeinen neue Bahnen weist, vor allem unseren Empfindungen neue Formen gibt und diese in typischen Gestalten fixiert und kristallisiert. Wir haben alle das starke Gefühl, dass unser modernes Leben so ausserordentlich reich ist an neuen kulturellen Werten, dass wir nicht umhin können, zu erwarten, diese würden auch neue, starke, künstlerische Werte schaffen können. Und tatsächlich gelangen in unserer Zeit so viele und ungeheure Kräfte zum Ausbruch, kreuzen sich untereinander unzählige und mächtige Ströme, brechen neue Ideen und Gedanken aus dem brodelnden Kessel unseres sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens, dass diese förmlich nach jenem Dichter schreien, der die wirr geknüpften Fäden schlichten, die scheinbar untrennbaren Knoten öffnen und ein gross angelegtes Gewebe gestalten würde, dessen Grundlinien all unser modernes Fühlen und Denken in tiefgedachten und grossen Symbolen andeuten würden. Aber diese zahllosen und feinen Fäden sind dicht, planlos gewirrt und bunt und dunkel sind die Ströme des Geschehens, so dass es kaum denkbar wäre, unsere Gegenwart vollwertig erfassen zu können. Unserem Leben fehlt es an Einheitlichkeit, an einer grundlegenden, allumfassenden Idee, und infolgedessen ist das Streben aller dichterischen Talente nach dem grossen, ewigen Kunstwerke bisher vergeblich geblieben, — vermag die Kunst im allgemeinen sich selber nicht vollauf gerecht zu werden. Alles ist Stückwerk und Halbkunst, denn nur dann kann eine Kunst gross werden, wenn ihre Zeit auch gross ist.

Trotz alledem treten immerwährend neue, junge und kräftige Talente auf den Plan, kommen neue Persönlichkeiten, welche den Sturmlauf nach der Palme des Sieges, nach der Erschöpfung ihrer und ihrer Zeit Ideen versuchen, welche mit neuen Mitteln in alte Schläuche frischen Wein giessen, endlich auch neue Formen für ihren Gestaltungsdrang finden wollen. Als höchste Potenz des dichterischen Schaffens erscheint uns heute das Theater, das Drama insonderheit, und gerade die dramatische Dichtkunst ist heute den merkwürdigsten und auch fragwürdigsten Einflüssen und Erschütterungen ausgesetzt. Roman und Novelle setzen ihren eingelebten, festgetretenen Weg fort, kaum dass hie und da ein Erzähler zu finden wäre, der sich über den mittleren Durchschnitt der „Causerie“ erheben und ein wirklich lebendiges, gross angelegtes Bild der Zeit und ihres Lebens schaffen würde. Der Bühne zu drängt sich die dichtende Jugend, weil die Bühne, wie wir richtig erkannt haben, das beste, feinste und weitesttragende Organ zur Verkündung der Ideen ist, sich im Theater am besten alle geistigen und künstlerischen Werte unserer Zeit des bewegten öffentlichen Lebens konzentrieren lassen und die Schaubühne für uns und die breiten Massen die Spenderin aller grossen Gedanken, Taten und Menschen geworden ist, wenigstens werden sollte, — weil das Theater auch für Massenwirkungen auf breitester Basis am zugänglichsten und für diese im Gegensatze zu anders gearteten künstlerischen Betätigungen am geeignetsten ist.

Diese Erkenntnis führt nun viele Schriftsteller dazu, einen Versuch zu wagen, die Definition der Entwicklung der zukünftigen Gestaltung des Styles des grossen Dramas zu ermitteln, auf Grund einer kritischen Analyse der gegenwärtigen dramatischen Produktion die Perspektive nach ihrer zu erwartenden Wegrichtung zu gewinnen. Manchem von ihnen schwebt Lessing als Vorbild vor, der Wiedererwecker des deutschen Dramas, aber sie vergessen, dass dieses Reformators der deutschen Bühne Arbeit ganz anderer Natur gewesen als die ihrige wohl überhaupt sein könnte. Lessing hatte das deutsche Theater vom französischen Einfluss zu befreien, unserer heutigen Kunst sollen neue Bahnen gewiesen werden. Kritiken schaffen noch lange keine Werte und Spekulationen keine neuen Möglichkeiten, denn für die Kunst gilt einzig die Tat. Lessing stand als eigenartige und vor allem schöpferische Individualität in einer unproduktiven Zeit, aber unsere Zukunftsmusikanten der Kunst vermögen vielleicht ein Drama zu zerlegen, aber die Kunst nicht zu befruchten. Ueberhaupt kommt man auf diesem Wege absolut nicht zu einem befriedigenden Resultate, weil jeder einzelne dieser Schriftsteller zu den heute verhimmelten Dichtern eine sehr subjektive, ganz einseitige Stellung einnimmt und die meisten dieser Dichter keine klaren Ansätze zu neuen Formen zum Ausdruck bringen. Ausserdem sind theoretisierende Spekulationen die unfruchtbarsten aller Arbeiten, sofern sie vor allem auf das Aeussere, den Styl und nicht den Inhalt abzielen. Den Styl schafft sich die schöpferische

Persönlichkeit selber und den neuen Styl bringt erst das alles revolutionierende Genie, das hinabtaucht in des Lebens tiefste Gründe, der Psyche die letzten Schleier und Geheimnisse entreisst und der Menschheit zugleich den neuen Typus, eine reine Spiegelung, das Ideal seines Empfindens und seine Weltanschauung gibt.

Aus der Masse der immer von neuem auftauchenden theoretischen Versuche und Abhandlungen über das Drama und seinen Styl greifen wir ein kürzlich erschienenes Heftchen heraus, das von Julius Bab geschrieben ist und dessen einzelne Kapitel in der „Schaubühne", einem jungen Blatte, erschienen sind. Diese kritischen unter dem Titel: „Wege zum Drama" (Verlag Oesterfeld u. Co., Berlin, 1906) gesammelten Aufsätze wollen in ihrer Gesamtheit ein Bild unserer gegenwärtigen dramatischen Produktion gestalten, beleuchtet an den markantesten Vertretern einzelner literarischer Kreise, und aus den gewonnenen Einzelresultaten will Julius Bab, dem wir nur in den seltensten Fällen recht geben können, die sich ergebenden wichtigsten Gesetze dramatischen Schaffens ableiten. Aber Bab steht auf dem sehr einseitigen Standpunkte einer bestimmten Gruppe Berliner Aestheten, deren Anschauungen, vielleicht durch ihr Leben und Artistentum bestimmt, keinen nachhaltigen Wiederhall bei andern, unter gänzlich verschiedenen Bedingungen schaffenden Geistern finden werden. Seinen Untersuchungen eignet unzweifelhaft eine starke analytisch-kritische Begabung, er beherrscht einen guten, flotten und wortreichen Styl, und der angenehm berührende Grundton ist ein reines Streben, ein heisses Begehren nach den höchsten Aufgaben und Erfüllungen, ein schönes Träumen und Sehnen nach der höchsten Stufe des Dramas, den tiefsten, klarsten Formen der Kunst.

Der Fehler der Bab'schen Betrachtungen beruht in erster Linie auf dem sehr einseitigen und unrichtigen Standpunkte, dass erst der neue Styl das neue Drama schaffen könne — und ihm Hoffmannsthal und Frank Wedekind als die bedeutendsten und hierzu fähigsten Köpfe erscheinen, aus alten Werten mittels einer neuartigen Sprech- und Stylform das Drama fortentwickeln zu können.

Kann Hoffmannsthal wirklich der Erwecker und Pfadfinder des „neudeutschen" Dramas grossen Styles sein? Ist sein von Bab gerühmtes neues Pathos vorhanden und ist es wirklich die Erfüllung der letzten und höchsten Steigerung unseres Gefühls- und Ausdrucksvermögens? Nein, nein! Denn seine Werke sind nicht Symbole geläuterten, modernen Menschentums, seine Sprache ist nicht kristallklare Konzentration unseres Sprachvermögens, sein Pathos nicht die letzte Potenz unseres Willens in seinem einfachsten, kraftvollsten Ausdrucke. Nicht mit Unrecht spürte ein findiger Literat in Hoffmannsthals Werken nach seltsam anmutender stylistischer und gedanklicher Verwandtschaft mit Hoffmannswaldau und fand sie reichlich — und Hoffmannswaldau war gewiss nicht Anstieg zum Grossen, geschweige denn Entwicklungshöhepunkt, sondern verkörperter Stillstand und Schwulst, der schmächtige Gedankenschatten mit dunkel klingenden Phrasen bombastisch staffierte. Jener nach Sensationen spürende Literat deckte einen klaffenden Riss auf: den diametralen Gegensatz dieses heute verhimmelten Dichters zum innersten gedanklichen und seelischen Wesenskern seiner, unserer Zeit, die nach Klarheit und Kraft strebt. Hofmannsthal kann uns den modernen Styl nicht geben, weil seiner Sprache innerer poetischer Gehalt nicht die Keime zur Entwicklung birgt, sondern gewaltsamer Rückschritt zur symbolisch sich gebärdenden, selber sich schmückenden, an äusserlicher Melodik sich berauschenden Phrase ist. Ebenso kann er auch dem neuen, grossen Drama keine lebensfähigen Kräfte zuführen, weil sein Gefühl zu artistisch, wenig lebendig und in seiner ästhetischen Bedeutung reaktionär ist. Das moderne, grosse Drama verlangt Kraft und Gestalten, welche die losen, wirr sich splitternden geistigen Kräfte in sich einen, nicht aber krankhaft veranlagte, artistisch überfeinerte Nervenmenschen, weil solche kein reines Gefühl, keine wirklich innerlich bedingten dramatischen Erschütterungen auszulösen vermögen. Wenn auch der Lyriker Hofmannsthal manch Feines, Tiefes geschaffen hat, dem Dramatiker vermögen wir nicht wie Bab die gleiche Bedeutung zuzuerkennen.

Den gleich einseitigen Standpunkt nimmt der Kritiker Julius Bab Frank Wedekind gegenüber ein, indem er ihn auf ein unberechtigt hohes Piedestal stellt, da er in ihm den einzigen auf Shakespeare zurückgreifenden und diesem nahekommenden Dramatiker erblickt. Tatsächlich ist auch Wedekind weit mehr Dramatiker als Hofmannsthal sind die von ihm aufgerollten Probleme weit dramatischer und im Hinblick auf ihren skeptischen Charakter bedeutsamer. Nur schliesst seine masslose Kühnheit oft übers Ziel und wirkt dadurch vielfach peinlich.

Nach Bab sollte des Dramas stolze Wiedergeburt aus der neuen Form, dem neuen Styl hervorgehen. Nach unserm Dafürhalten dürfte dasselbe wie auch seine Form aus der Zeit heraus vom Genie geschaffen werden. Das Leben verkörpert sich dann im Kunstwerk, wenn seine Zeit nach höchsten Gütern ringt, nach dem wahrsten Menschentum, das, in sich geschlossen, immer frei ist. Dem deutschen Drama, der deutschen Kunst aber wird immer ein Streben nach dem Wunderbaren, Fernen, Hohen anhaften, jene seltsame Ruhelosigkeit und Sucherfreude, die wir Romantik nennen können, ein Streben, das schwerlich jemals erstickt werden wird und in unsern Tagen mit erneuter Stärke überall hervorbricht.

Friedrich Werner van Oesteren.

Von Ott. Stauf von der March.

(Nachdruck verboten)

In der jüngeren Reihe der deutsch-östereichischen Dichter ist Friedrich Werner van Ostéren unzweifelhaft das stärkste Talent, das zumal in der Epik und auf dem episch-lyrischen Gebiete vollgewichtige Proben seines Genius abgelegt hat. Wenn Einer, so ist er es, der die unglaubliche Behauptung eines, freilich noch sehr jungen und nachweisbar gar nicht unterrichteten Berliner „Essaisten" (Moeller-Bruck): „die Wiener Dichter verzichten auf das Geistige" gründlich widerlegte. Neben dem tiefsinnigen Inhalt und einem heutzutage seltenem poetischem Erfassen des dichterischen Vorwurfes ist es die staunenswerte Formgebung voll Schmelz und Zauber, die jeden Freund echter und grosser Poesie fesselt, ja in Bann schlägt. Was Oestéren schreibt, ist edelste Dichtung, wahre Kunst, die aber niemals ihre Zusammengehörigkeit mit der Natur und dem Leben verleugnet.

Schon das Erstlingswerk „Merlin", ein modernes „Epos" (G. H. Meyer in Berlin, 1907) zeigt scharfumrissen den Charakterkopf dieses Dichters. Nach einem Jahrtausend bangen Harrens, ob das Kreuz nicht denn doch durch sich selbst unterliegen würde, will Satan den Kampf gegen Gott wieder aufnehmen, wie dieser will auch er einen Sohn haben, der als „Höllenfürst auf Erden" den Gottessohn bezwingen soll. Die Frucht der Vereinigung mit einem irdischen Weibe, einer Ketzerin, die gleicherweise des Himmels- wie des Höllenglaubens bar erscheint, ist Merlin. Aber wenn ihm auch die Kraft des höllischen Vaters innewohnt, eines, das wichtigste, fehlt ihm zu tüchtigem Verfechten jener Absicht: die Feindschaft gegen Gott.

Des Vaters starker Höllengeist,
Der Mutter fester Erdenglauben
Sie beide schufen den Merlin:
Die Selbstsucht und die Eigenliebe.

Die Selbstsucht treibt ihn an, den Stein der Weisen zu finden, aber den nahen Erfolg des Alchymisten vernichtet der erzürnte Satan, die Eigenliebe spornt ihn, sich an die Spitze eines aufrührerischen Heeres zu stellen, doch den schon am Ziele seines Ehrgeizes Stehenden wirft die Hand des höllischen Vaters zurück. So gelangt er zuletzt nach Kardweil. Es ist dies die erste Stufe zur Läuterung.

Gestorben war in fernen Landen
Der Höllensohn und in Kardweil
War heut' der Paraklet erstanden.

Die Prophezeihung des alten Zauberers Klingsor weist auf ihn als den wahren Führer zum heiligen Grale, den König Artus mit seiner ritterlichen Tafelrunde als Nachfolger Titurels in Besitz nehmen will. Mit ausserordentlichem Pomp und Prunk zieht Artus, begleitet von all seinen Rittern, aus, den Gral zu suchen, allvoran Merlin, das Banner der Tafelrunde in der Hand. Aber innere Stimmen rufen ihn und auf halbem Wege verlässt er die Gralsucher. — Hier klafft eine Lücke. Emil Uellenberg fragt in seiner Besprechung des Epos ganz richtig: „Warum verlässt Merlin die Seinen? Das hätte vielleicht deutlicher gesagt werden können.“ Artus Heerschaar geht entsetzlichen Qualen entgegen. Tückische, erbarmungslose Feinde, wilde Naturgewalten reiben sie bis auf den letzten Mann auf. Sie waren eben nicht die wahren Gralsucher, denn:

Wer nach dem Gottessohne
Im Herzen hegt Begehr,
Trägt eine Dornenkrone
Und schleppt ein Kreuz wie er,

sie aber kamen in golddurchwirkten, edelsteinbesäeten Prachtgewändern, nicht demütig, wie es wahren Jüngern Christi ziemt, sondern stolz und voll irdischer Gedanken. Indes hat Merlin Hölle und Himmel durchwandert, überall zurückgestossen und als Abtrünniger verflucht. Dem so tief Verstrickten, Verzweifelnden bringt endlich seine Mutter Viviane Erlösung, und zwar durch jenes Zauberwort, das Wotan in dem erhabenen Liede seinem toten Sohne Balder ins Ohr flüstert, jenes Wort, das das Ende mit dem Anfang, den Anfang mit dem Ende verbindet, das die höchste und heiligste Rune des Havamal ist: „Wiederkehr!“ Himmelswahn und Höllenwahn, beide sind abgrundtief versunken, machtlos ist ihr Fluch und ihr Segen ohne Wirkung, ihre Tücke ebenso wie ihre Güte —

„dem Leben folgt der Tod, dem Tod das Leben
Was lebte — stirbt, was stirbt — muss auferstehen.“

So wird Merlin durch das Weib erlöst auf echt uraltgermanische Weise und findet im Erdenglauben Frieden und Ruhe.

Das grossangelegte Epos gehört zu den besten Dichtertaten der Gegenwart. Machtvoll setzt es ein mit der wahrhaft ergreifenden Schilderung Satans, in edlem Schwunge tönt es weiter, — manch einmal von lieblichen Ton-Arabesken durchschlungen und durchwoben, dann wieder aufnehmend das tiefe schwere Leitmotiv mit seinen erschütternden Momenten voll tragischer Grösse, bis es endlich ausklingt in den erhabenen Jubelhymnus der Erlösung durch das Weib, durch die Mutter. So wird das in seinen Grundfibern moderne Epos zu einem Triumphlied auf das edelste Wesen der Menschheit, auf die Mutter. Eine ganze Reihe prachtvoller Episoden gleisst und glänzt, blüht und glüht durch dieses faustische Werk. So der Gesang „Frühling“ (im VII. Kapitel „der Zug nach dem Gral“), in dem der Tod der Königin Ginevra und ihres Paladins Lanzelot geschildert wird. Dann das Ende der Gralsucher mit seinen furchtbaren Schrecknissen in wilder Einöde. Allerdings darf es nicht unausgesprochen bleiben, dass durch diese Episoden — wie Uellenberg am erwähnten Orte bereits bemerkt hat — „ein Missverhältnis in den architektonischen Aufbau hineingetragen wird“, die Episoden sind eben oft zu lose angereiht, ohne eigentliche Begründung, und die zahlreichen, an sich vorzüglichen Naturbetrachtungen voll lyrischer Schönheit, gesättigt mit echter Poesie, unterbrechen den epischen Fluss der Handlung. Aber sind dies auch Schwächen, die man sich schliesslich gern gefallen lässt, bezeugen sie ja doch klar und deutlich, dass es die Schwächen eines an sich begnadeten Dichters sind.

In seinem zweiten Werke „Wir“ (Zeichnungen von Käthe Schönberger, Dresden, Karl Reissner, 1901) zeigt er ein völlig anderes Antlitz, so dass man die Identität mit dem Dichter des „Merlin“ nicht ohne gewisse Berechtigung in Zweifel ziehen könnte. Sind es doch zwei ganz verschiedene Menschengeister, die aus den beiden Büchern zu uns sprechen. In der tiefsinnigen Sage von Merlin der geistesgewaltige Denker, der Grübler, der Dichter voll edlen Pathos und adlerhaften Schwunges, der weltfern, in stillem Geiste den verschlungenen Rätseln des Erschaffenen nachsinnt, — hier, in den prickelnden Tiergeschichten der esprit-volle Fabulist, der flotte Erzähler, in steter Begleitung des Schalks, der seine Pritsche mehr als einmal wie ein Schwert handhabt und lachenden Mundes klaffende Wunden schlägt; auch die Schellen seiner Pritsche schlagen tüchtige Beulen, so als wären es Bleikugeln. Lachend und schäkernd tollt er im dicksten Gewühl der Menschen umher, wird nicht müde, boshafte Schnurren zu erzählen und seine Umgebung mit allerhand mehr oder weniger edlen und unedlen Tierwesen zu vergleichen. Er steht mitten im Leben, freien, offenen Blicks um sich schauend und die Lage der Dinge beurteilend. In ihm lebt ein starkes, sittliches Pathos, dessen Wurzeln im sozialen Gewissen gründen. So hat er in diesen reizenden Tiergeschichten zu der zumal bei uns Deutschen so reichen und mit besonderer Vorliebe gepflegten Literatur ein neues, wertvolles Werk beigesteuert.

Seine Stellung kennzeichnet er sehr gut im Einleitungsgedicht „Das Fabeltier“:

„Es waren Tier und Mensch erschaffen,
Und jedes wusste, was es war;
Am längsten zweifelten die Alfen,
Doch schliesslich ward's selbst diesen klar.
Da sah man doch ein Wesen rennen;
Das hatte wohl der Beine vier,
Doch war es sonst nicht zu erkennen,
Das Tier sprach: „Mensch!“ Der Mensch sprach: „Tier!“
Nachdem man das merkwürdige Ding eingefangen,
Befiel die Schar ein Grausen:
„Ein Wesen, gar nicht so, wie wir!“
Doch bei genauerem Beschauen
Gefiels dem Menschen und dem Tier,
Am wunderbarsten war das Eine,
Dass jedes sagte: „Sicherlich!“
Des Wesens Gattung ist die meine;
Es sieht genau so aus wie ich.
Das Rätselwesen lebt noch heute;

Es ähnelt dir und ähnelt mir,
Es trägt das Wesen aller Leute
Und heisst bei ihnen: Fabeltier.

Und so führt er denn eine Reihe von Tieren vor, an denen in apart witziger, geistvoller und boshafter Weise einmal die Albernheiten, ein andermal die Schlechtigkeiten der Menschen verarbeitet werden, da sind z. B. die Krebse, die „feudalen Ritter“ mit dem „feudalen Rückwärtsgang“, dann die nicht weniger kastenstolzen Turmasseln, die „Barone Asselwitz“, die ihren Sohn wegen der Heirat mit einer ganz gewöhnlichen Kellerassel verstossen, endlich der alte, tiefverschuldete Sumpfbaron, der letzte seines Stammes, der seine Freiherrnkrone und „der Ahnen Blechgerümpel zum Tausch gegen reiche Heirat“ inseriert und behufs „Valutaregulierung“ die bürgerliche, alte, „befleckte“, doch an Wassermünzen, „die stets sich mehren“, sehr reiche Kröte heiratet und den Mitbaronen den Rat gibt, „die Kronenwährung umzuprägen“. Da ist ferner der Parvenu Molch, der gegen jedermann gleich frech ist und mit dem Maul weit ausholt, aber unsinnig kneift, sobald es zur Erprobung seines Mutes kommt; ferner der Tintenfisch, der allenthalben seine schwarze Jauche umherspritzt, die man euphemistisch „die öffentliche Meinung“ oder „Kritik“ nennt: auch fehlt die geistesverwandte Schmeissfliege nicht, die jeglichen Ort verunreinigt. In bunter Reihe ziehen vorbei: die aufgeklärten Frösche, die auswandern, dieweil in der Sumpflake ein Landsmann einen spitzen Scherben verschluckt hat und daran gestorben ist, die aber in dem klaren Bache, wo sie sich niederlassen, zugrunde gehen, da sie nur an Sumpfwasser gewöhnt sind; die altgedienten Beamten Krebs und Salamander, die infolge ihrer jahrelangen Tätigkeit im Seekohlblattarchiv erblindet, taub und lahm „in Pension gehen“ müssen und den „Seesternorden“ kriegen, aber Hungers sterben. Da der Orden sie nicht ernähren kann; die militärischen Heuschrecken, die des „gesegneten Friedens“ halber gezüchtet werden und schliesslich alle Feldfrucht vernichten; die Schlange, die so ausgezeichnet zu kurieren versteht, nur dass sie am Ende „als Honorar“ die kaum genesenen Patienten auffrisst; das unglückliche Seepferd, das in seiner Eigenschaft als Rekrut vom Korporal Seedrach mit Gewalt gerade gebogen wird, so dass es zerbricht; das Heupferd, das „zum Nutzen des Volkes bestellt ist, aber dieses Volk chikaniert; zum guten Schluss der scheinheilige Rabe, der als Bonze die Liguori-Moral so trefflich zu praktizieren versteht, sowie das liederliche Dreiblatt Hase, Kater und Hund, die als Agitatoren bald dieser, bald jener Partei durch die Welt gehen und die Leute begaunern etc. Daneben eine Galerie von allerhand anrüchigen Typen aus der Gesellschaft: Witwen von Ephesus, männliche und weibliche Tratschgemeinden, Ehrenmänner, die einander beim Spiel beschimpfen, aber doch weiter spielen u. a. Und das alles ist aus einem Guss: kernig und dabei doch ziseliert, beissend und doch nicht ohne herzlichen Humor, so urwüchsig und zwingend, dass auch der grämlichste Hypochonder sich eines lebhaften Schmunzelns nicht erwehren kann.

Bot das Satirbuch „Wir“ den Freunden des Dichters eine grosse, nach dem Epos „Merlin“ wohl kaum erwartete Ueberraschung, so hat die nächste Veröffentlichung „Domitian“, Tragische Dichtung in 5 Aufzügen (Dresden, Karl Reissner, 1901) die Ueberraschung noch vergrössert. Dass der ausgesprochene Lyriker, Epiker und Satiriker als Dramatiker, und zwar als Dramatiker grossen Stils auftrat, das erschien als ein Wagnis, das in den allerwenigsten Fällen von Erfolg begleitet zu sein pflegt, da der Epiker fast immer den Dramatiker erdrückt. Aber Oestéren verstand es, Scylla zu umfahren, ohne der Charibdis Opfer zu bringen, ein Beweis dafür, dass sich die Entwickelung dieses Dichters unzweifelhaft in aufsteigender Linie bewegt.

Die Gestalt Domitians gehört ohne Zweifel schon in der Geschichte zu den interessantesten, die in der reichen Galerie des römischen fin-de-siècle zu finden sind. Oestéren hat es verstanden, für sie auch in der Dichtung Teilnahme zu erwecken, indem er die aus den dürren Berichten des Sueton und des Tacitus entliehenen Charakterzüge des letzten Flaviers vertiefte und plastisch ausgestaltete. Meisterlich gelang es ihm, das Misstrauen — dieses alte Erbe der meisten Cäsaren — darzustellen, das einen besonders hervorstechenden Zug in Domitians Leben bildete. Ob ihm zu Liebe oder zu Leide gesprochen wird, stets weiss er etwas herauszufinden, das seiner Ansicht nach die Spitze gegen ihn kehrt. So wird er allgemach das reissende Tier, dessen sich aus Angst und Fürsorge um das eigene Leben seine nächste Umgebung durch den Dolch — ebenfalls ein altes Erbe der Cäsaren — entledigt. In den Auftritten, in denen diese Seite von Domitians Charakter zum Ausdruck gelangt, zeigt sich eine ungemeine Dichterkunst und -Kraft. Zeugnis hiefür sei der letzte Auftritt des vierten Aufzuges. Als Gegensatz dazu und zugleich als Beweis für Oestérens künstlerische Vielseitigkeit hebe ich den glutatmenden Auftritt zwischen der Kaiserin Domitia und dem Tänzer Paris hervor.

Die „tragische Dichtung“ ist durch und durch dramatisch, die Einrichtung für die Bühne könnte nur ganz geringe Mühe verursachen und die Ernte würde sich reichlich lohnen. Es wäre schon im Interesse der zeitgenössischen deutschen Bühne zu wünschen, dass ein Theaterleiter dieses lebensvolle, mit jeder Faser dramatische Stück aufführte. Dann würde man endlich einmal den Unterschied zwischen wahrer und falscher Dramatik, zwischen Kunst und Unkunst sehen! Freilich wird dieser Wunsch unter den gegebenen Verhältnissen leider ein frommer Wunsch bleiben! Wenigstens für die allernächste Zeit, denn es ist nicht recht denkbar, dass der moderne Halb- und Ganzblödsinn, der eben auf allen Gebieten der Kunst herumspuckt, von Dauer sein werde, trotz allen Denen, die die „moderne Seele“ empfunden oder vielmehr erfunden haben!

Nach diesem Buche voll überschäumender Kraft, das gegen die sarkastisch-sardonischen Fabeln ebenso abstach, wie dieses Fabelbuch gegen das symbolistisch-mystische Epos „Merlin“, veröffentlichte Oestéren eine lyrisch-epische Dichtung: „Schatten im Walde“. (Mit Bildschmuck von Hermann Hendrich, Leipzig, Karl Reissner, 1902). Auch dieses Werk bot eine Ueberraschung, denn wenn es auch einzelne verwandte Züge mit Merlin aufweist, (vergl. dessen 4. Gesang, den Gesang der Schatten), wenigstens was das symbolische Gepräge, den mystischen Zug anbelangt, so ist es im Wesen doch grundverschieden von jenem Epos. Die Dichtung ist eine Traumdichtung auf realistischem Grunde aufgebaut mit scharfen realistischen Umrissen, während Merlin als eine Gedankendichtung erscheint, aber fernab in mystisches Dunkel rückt.

Das letzte Buch van Oestérens „Die Wallfahrt, eine Erzählung aus Galizien“. (Dresden, K. Reissner, 1903.) steht den geschilderten wieder schnurgerade entgegen. Dort einmal eine tropisch-üppige Sprache voll Poesie und Schönheit, Leidenschaft und musikalischer Bewegung, ein andermal („Wir“) kurz, scharf, beissend, treffsicher und nachdrücklich, hier jedoch der denkbar einfachste Vorwurf in der denkbar schlichtesten Form, durch und durch realistisch, das Leben, die Natur fast photographisch-getreu nachbildend ohne Beschönigung, im vollen Lichte des Alltags, greifbar, mit virtuoser Plastik dargestellt. Leute aus dem galizischen Dorfe Bielnic wallfahren zur wundertätigen Gottesmutter von Krecow. Die Hauptsache der Erzählung ist die vorzügliche Charakteristik der Wallfahrer. Da sehen wir den alten Vorbeter und Fahnenträger Jasiek, einen grauhaarigen Narren und abergläubischen Dummbart, die Betschwester Poldzia, boshaft und verläumderisch, wie all die menschlichen Gebetsmühlen, die Landstreicherin Bronska, die für ihren gehenkten Mann beten geht, damit er in den Himmel komme, etc. Sehr übel kommt in dem Buche die katholische Kirche weg mit ihren, zumal in slavischen Ländern, bis zum Extrem getriebenen Aeusserlichkeiten. Das wird an den Folgeerscheinungen dieser Wallfahrt sehr deutlich gezeigt. Auch die Gaukelei, der „fromme“ Betrug, der in „renommierten“ Wallfahrtsorten so wacker praktiziert wird, zumal in Galizien, erfährt mittels eindringlier Striche eine treffliche Kennzeichnung. Dadurch aber erhält das Buch auch einen kulturgeschichtlichen Kern. Es ist eine vorzügliche Studie über die hier zum schmutzigsten Handelsgeschäft herabgesunkene Religion der Selbstlosigkeit und Selbstaufopferung, wurzelecht, ganz aus den Anschauungen des Volkes herausgeschrieben.

Hiermit wäre die Revision des literarischen Gepäckes dieses Dichters, soweit es bis heute in Buchform vorliegt, beendet. Fasst man alle Eindrücke zusammen, die seine Veröffentlichungen üben, so kommt man etwa zu folgenden Schlüssen: In Oestéren sind zwei Naturen gleich stark ausgeprägt: der Dichter und der Satiriker. Und beide Naturen kommen in gleich vorzüglicher Weise zur Geltung. Man wäre in grosser Verlegenheit, wenn man vor das Entweder-Oder gestellt würde: ob der Dichter dem Satiriker vorzuziehen sei oder umgekehrt. Dort wie hier offenbart er eine so starke energische Individualität, wie sie im deutschen Schrifttum der Gegenwart nur sehr spärlich zu entdecken ist. Den „Merlin“ oder „Wir“ zu lesen, um nur die gegensätzlichen Werke zu nennen, gewährt einen geistigen Genuss edelster Art. Die stolzen, volltönenden Rhytmen des einen Werkes mit dem von grossen Gedanken gesättigten Inhalt, und die leichtfüssigen, schneidigen Verse des andern, getaucht in treffsicheren Spott, hohnlachende Ironie und ätzenden Sarkasmus wirken befreiend und kräftigend auf Geist und Gemüt. Wir haben wieder einmal einen ganzen Dichter vor uns, der ein ganzer Mensch ist, einen ganzen Mann, der nicht nur etwas zu sagen hat, sondern der auch weiss, was und wie er es sagen soll. Keines von den modernen Sinnpflänzchen mit kleinen „halben, heimlichen“ Gefühlen, die ein gesunder Mensch nicht geschenkt haben möchte, keiner von den L'art pour l'art-Poseuren und -Faiseuren, die ihre künstlerische Impotenz hinter allerhand mystagogische Formeln und Phrasen verstecken.

Er betrachtet das, was er der Darstellung für wert erachtet, vom Standpunkt der Ewigkeit, soweit wir Menschen eben von einer Ewigkeit sprechen dürfen, ein Standpunkt, den die Dichter der Gegenwart mit ganz geringen Ausnahmen entweder gar nicht kennen oder nicht kennen wollen. Je flitterhafter und engbrüstiger ein Werk ist, desto dichterischer, künstlerischer erscheint es ihren blödsichtigen Augen. Van Oestéren geht ruhig und zielbewusst seinen eigenen Weg, wie es einer so vornehmen, wahrhaft aristokratischen Dichternatur ziemt und sein divinatorischer Instinkt hat ihn noch niemals irregeleitet. Unter den Dichtern, die es sich angelegen sein liessen, das seit dem furchtbaren Hagelschlag des Naturalismus verödete Feld der Dichtkunst grossen Stils dem Schrifttum wieder zu gewinnen, gehört ihm vor allen ein hervorragender Platz

Deutsche Frauendichtung im Mittelalter.

Von Hans Ellenberg (Hamburg).

(Schluss.)

Den lieblichen, kindlich-frommen Ton, wie er der Madonnenliteratur des Mittelalters allgemein eigen ist, hat eine Hessin oder Rheinländerin angeschlagen, von welcher der leider nur zum Teil erhaltene sogenannte Arnsteiner Marienleich stammt. (Der Leich besteht in einem wechselnden Versmasse mit mannigfaltigen Reimverschlingungen und freier Form und erfreute sich in der mittelalterlichen Dichtung besonderer Beliebtheit.)

Hier wird das Hohelied der Keuschheit gesungen, die ihre Verkörperung in der makellosen Reinheit Mariens findet:

„Deines Magdtums Blume grünet noch
Du heissest und bist Mutter doch,
Das ist das Wunder, das jemals geschah,
Das kein Ohr gehöret, kein Auge sah.“ —

So spricht die Frau zur Fraue. Sie bittet ihre Herrin inbrünstig um die Gnade der Reue und fleht sie an um Fürsprache bei ihrem göttlichen Sohne.

Etwas jünger ist eine dichterische Behandlung der anmutigen Alexiussage, die ebenfalls von weiblicher Hand herrührt. Im strenggläubigen Mittelalter stand die Ehelosigkeit in besonderem Ansehen. Beruhte doch das Mönchsleben auf ihr und wurde sie von vielen als Jugend geliebt. Nahm nun die Dichtung sie zum Vorwurf, so entsprach sie nur der damals herrschenden asketischen Stimmung. So wählte ein frommes Frauengemüt im Alexiusliede das Schicksal zweier Liebenden, welche der sinnlichen Liebe entsagten, um sich ausschliesslich dem Dienste Gottes zu widmen, zum Gegenstand der Dichtung; zugleich wurde damit das Motiv der Treue, eines Grundzuges des deutschen Frauencharakters, mit in die Behandlung gezogen.

Selten hat eine Legende eine so allgemeine dichterische Behandlung in zahlreichen Sprachen gefunden, wie diese. Das rührende Bild lebenslänglicher Märtyrergeduld, welche der Heilige, von reichen Eltern geboren, von lieblicher Braut scheidend, in freiwilliger Erniedrigung unter den härtesten Lebensentbehrungen und noch herberen Seelenschmerzen bis zum Tode erlitt, der ihm den Freudenreichtum des Himmels erschloss. — griff in seinen echt politischen Silberblicken selbst in die neuere und neueste Zeit über. Nicht allein Kosegarten hat den Stoff der Alexiussage romantisch verwertet, auch Goethe betonte den edelmenschlichen Gehalt der Legende.

Das Gedicht gipfelt in der Szene, wo man das junge Paar, Alexius, den spätgeborenen Sprössling fürstlicher Eltern, und Adriatika, eines angesehenen Römers liebreizendes und tugendhaftes Kind, der Sitte gemäss am Hochzeitsabend in die Brautkammer schloss. Dort standen nun die beiden Liebenden sich selbst überlassen einander gegenüber, zwischen ihnen die brennende Kerze. Da nun die Freuden der sinnlichen Liebe ihm winkten, gedachte der Bräutigam der Nichtigkeit aller irdischen Dinge und sprach zu seinem Lieb: „Sieh, Adriatika, wie das Licht hell vor uns brennt, das doch bald erlöschen wird; so ist es auch mit allem Irdischen. Jeder, jung oder alt, wird zuletzt zu Staub. Der Mensch ist ein Schatten, der bald verschwindet, eine

Blume, die bald verwelkt. Heute noch schön und herrlich, morgen missfarben wie die Erde. Drum, Geliebte, wollen wir der himmlischen Liebe freiwillig entsagen unser Lebelang.“ Damit zog er einen Goldring von seiner Hand und gab ihn ihr zum ewigen Abschied. Die Jungfrau aber sah den Geliebten innig an, wünschte ihm Segen auf den Weg, und gelobte auch ihrerseits, ihre Jungfräulichkeit zu bewahren.

Die Dichterin schildert diesen Vorgang mit den Worten:

„Als die Kemenate ward geschlossen,
Der Jüngling unverwandt
Sah die Jungfrau an
Wann das Licht hell vor ihnen brannte …
Auf schlug er die Augen da.
Er sprach: Nun sieh' Adriatika,
Das Licht hie brennend vor uns steht,
Dess Schein doch viel schier zergeht,
Wie's auch feste brennet,
Viel schnell doch ists zerrinnet;
Also ist's um der Welt Gestalt:
Man sei jung oder alt,
Man muss zu Staube werden
Zuletzt auf dieser Erden.
Wie einst Job gesprochen hat:
Der Mensch ist doch ein Schatten nur,
Der entweichen muss sehr bald
Vor der lichten Sonnen Gewalt,
Und nichts als ein Blümelein,
Dem ganz genommen wird sein Schein
Und seine Farbe leuchtend rot;
Also tut dem Menschen der Tod;
Wer heute ist schön und klar
Der ist morgen missfarben
Und der Erde gleich,
Deshalb sollen wir unsre Seele nähren.
Und des üblen Teufels wehren
Mit viel keuscher Zucht . . . . .
Frau, des mit mir pflege, —
Die Red ein Ende fand.
Er zog von seiner Hand
Ein rot gülden Ringelein,
Sprach: „Das soll gehören dein,
Damit sollen wir uns scheiden
Gott gebe Glück uns beiden.“ —

So zog er in die Fremde, um auf der dornigen Märtyrerlaufbahn die Krone der Heiligkeit zu erringen. Daheim aber trauern Eltern und Braut, und Mutter und Schwiegertochter warten gemeinsam des Geliebten.

Alexius aber unterzog sich der Armut, allen Entbehrungen und Mühsalen, und gab, was er erwarb, den Armen. Er wanderte lange Jahre in aller Herren Länder umher und führte ein gottseliges Leben. Zuletzt verschlug ihn das Schicksal wieder in die Vaterstadt. Dort lag er unerkannt als Bettler unter den Stiegen des Palastes, bis er starb, und damit sein Name und seine Heiligkeit offenbar wurde. Da weinte und jammerte alles um ihn, vor allem aber sein Lieb:

„Meine Zuversicht ist nun dahin,
Mit Rechte ich nun Witwe bin.
Jetzt erst empfind ich Schmerzen,
Die kommen aus meinem Herzen;
Ohne dich ich auch nicht leben mag
Fürbass noch einen einzgen Tag!“

Der rührende und wirkungsvolle Abschluss der Dichtung, der von dem Tode der Jungfrau erzählt, wie man sie auf ihren Wunsch zu dem Geliebten ins Grab bettete und des Längstverstorbenen bleichen Knochenarme der Braut aus der geöffneten Gruft entgegenwinkten, zeigt den wirklich poetischen Blick der Dichterin:

„Man tat das Grab auf mit Fleiss
Nun lag da das Gebein schneeweiss,
Das rückt zusammen und gab ihr statt,
Mit Winken er's da legen bat;
Empor sich reckten sein' Arme dann,
Da legte man die Reine dran.“

Bildete nun bisher die Lobpreisung der Jungfräulichkeit und der Triumpf der Askese über die sinnliche Liebe das Hauptmotiv der Frauendichtung, so erkor sich das Frauenherz anstelle der sinnlichen Leidenschaft ein anderes Objekt seiner Liebe. Unter dem Einfluss der Mystik, welche in der zweiten Hälfte des Mittelalters im deutschen Geistesleben weite Kreise zog, und deren Lehrer und Apostel, namentlich Meister Eckhart und Johannes Tauler waren, gestaltete sich das Verhältnis der Klosterfrauen zu ihrem Schöpfer in ihren Augen zu einer Art geistlichen Brautschaft. Als Endzweck des Lebens galt die Vereinigung der Seele mit der Gottheit. Vielerorten, wo in den Klöstern die Mystik Eingang gefunden., machte sich unter den Nonnen eine ekstatische Bewegung bemerkbar. Entweder schrieben diese visionären Frauen die gehabten Eindrücke und Anmutungen in metrisch-regellosen, oft mit Prosa durchsetzten Versen selbst nieder und liessen sie durch des Schreibens Kundige aufzeichnen.

Die bedeutendste dieser geistlichen Minnesängerinnen, deren Gedichte sich durch Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit vor ähnlichen Schriften auszeichnen, ist Mechthild von Magdeburg. Sie lebte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in einem Predigtorden des Thüringer- oder Sachsenlandes. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass wir in dieser Mechthild oder Madhilde die Matelda aus Dantes „Göttlicher Komödie“ vor uns haben! wenigstens spricht manches dafür. Sie gehörte der Genossenschaft der Beghinen an, deren Mitglieder in ihren religiösen Anschauungen vielfach freiere Bahnen einschlugen. Mechthildens geistliche Poesie enthält meist spontane Anmutungen und Betrachtungen, die auf lose Blätter aufgezeichnet, tagebuchartig entstanden und unter der mystischen Bezeichnung „Vom fliessenden Licht der Gottheit“ zu einer Sammlung vereinigt wurden. Bald sind es Zwiegespräche zwischen der Seele und ihrem himmlischen Bräutigam oder der Seele und der Gottesminne, bald lehrhafte Anweisungen zur rechten Mystik, oder Sittengedichte über den Wert einzelner Tugenden.

Besonders eigenartig wirkt in den Dichtungen dieser geistreichen Nonne der Zug, alle Erscheinungen, selbst die abstraktesten Begriffe mit wirklich dichterischer Kunst in der hinfälligsten Weise zur Darstellung zu bringen, wobei sie oft eine stark hervorsprudelnde Kraft zeigt, die vielfach über das gewöhnliche Mass weiblicher Gestaltungsfähigkeit hinausgeht. Und mehr als bei irgend einem andern weiblichen Vertreter der mittelalterlichen Poesie sprechen aus diesen Versen die zarten und innigen Empfindungen eines bewegten Frauengemüts, das bald in nicht zu stillender Sehnsucht schmachtend klagt, bald in frohlockendem Ton über das nahende heissersehnte Glück jubiliert. Der Grundton aber klingt immer aus in das sehnsüchtige Verlangen nach der endlichen Vereinigung mit Gott und wird mit den mannigfachsten Variationen vorgetragen. In diesem Verlangen verzehrt sich die Seele; nichts vermag sie mehr zu reizen oder zu fesseln, weder der Apostel Weisheit noch der Engel Schönheit genügt hier:

„Der Engel Wonne macht mir Minneweh,
Wenn ich ihren Herrn und meinen Bräut'gam nicht seh'."

Was sonst in den Augen des Weibes reizvoll und kostbar ist tritt zurück vor dem mächtigen Drange der geislichen Minne.

Selbst die Hilflosigkeit des lallenden Säuglings rührt die Dichterin nicht:

„Das ist eine kindische Liebe,
Dass man Kinder säuge und wiege,
Ich bin eine vollgewachsene Braut
Ich will gehen nach meinem Traut!"

„O weh, Frau, dann musst du aber erblinden von dem Glanze der Gottheit." wenden die Sinne ein. Doch sie entgegnet:

„Der Fisch mag im Wasser nicht ertrinken,
Der Vogel in den Lüften nicht versinken,
Das Gold mag in dem Feuer nicht verderben,
Denn es empfängt da seine Klarheit und leuchtend Farbe,
Gott hat allen Geschöpfen das gegeben,
Dass sie ihrer Nature pflegen;
Wie möchte ich denn meiner Natur wohl widerstehn?" —

Desgleichen hübsche Gedanken sind in den Gedichten Mechthildens häufig, und auch da, wo sie sich in den Sphären der mystischen Philosophie bewegt, trägt sie diese mit dem ganzen Bilderreichtum und Anmut der mittelalterlichen Poesie vor.

Neben der Verfasserin „Vom fliessenden Licht der Gottheit" ist noch eine ganze Reihe von Frauen zu nennen, die geistliche Minnelieder schrieben, wie Elisabeth von Schönau, Gertrud von Hakeborn, Gertrud v. Helfta, Adelheid von Langenau, sowie Margarethe und Christine Ebner, deren Dichtungen sich von denen der Mechthild nur wenig unterscheiden, denn das Grundmotiv ist überall dasselbe, Besondere Erwähnung verdient von ihnen noch Hildegard von Böckelheim, die aus der rheinischen Grafschaft Sponheim gebürtig war und später als Vorsteherin des Klosters Ruppertsberg bei Bingen am Rhein lebte. Sie verrät in ihren Dichtungen ein besonderes entwickeltes Innenleben und bietet das Beispiel einer Frau, die zum Teil über das geistige Niveau ihrer Zeit hinausgewachsen, mit seltenem Freimut kirchliche und soziale Schäden rügte. „Erkenne die Wege des Herrn" betitelt sie die Sammlung ihrer poetischen Aufzeichnungen.

In gleichem Masse wie Zucht und Bildung in den Klöstern in Verfall gerieten, verlieren sich auch die Spuren, weiblicher Dichtkunst. An dem Minnesange hat die Frau keinen Anteil genommen, sein Motiv schloss ihre Beteiligung naturgemäss aus.

Freilich gab es gegen Ausgang des Mittelalters an deutschen Fürstenhöfen Frauen, welche als Pflegerinnen der Dichtkunst die Ideen des Humanismus mit Eifer aufgriffen und als Uebersetzerinnen der alten und der ausländischen Literatur sich betätigten, jedoch selbständigem dichterischen Schaffen der deutschen Frau begegnen wir erst wieder im Ausgang des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts.

Mag auch die Dichtung mittelalterlicher Frauen vom literar-ästhetischen Standpunkt als Produkt ihrer Zeit wenig Wert besitzen, so ist sie doch nicht nur für den Literarhistoriker im allgemeinen und die Geistesgeschichte der Frau im besonderen, sondern auch in kulturgeschichtlicher Beziehung immerhin von Interesse.'

Zur Erinnerung an Fr. Th. Vischer.

(geb. 30. Juni 1807.)

Von Th. Ebner (Ulm).

Ueber diesen Zeilen steht ein Name, der, wie ich wohl mit Bestimmtheit behaupten darf, dem jüngeren Geschlecht unserer Tage eigentlich nur noch dem Hörensagen nach bekannt ist. Und doch war sein Träger einst deren einer, dessen Stimme weit über die schwarz-roten Grenzpfähle seiner schwäbischen Heimat hinaus als derjenige eines Rufers im Streite um unsere geistigen und politischen Errungenschaften gehört und beachtet wurde. Friedrich Theodor Vischer, der Sprössling einer altschwäbischen Theologenfamilie, der Neffe des Dichters Stäudlin, und der Freund eines V. F. Strauss, eines Schwegler, Eduard Zeller und so mancher anderen, die aus der Enge in die Weite strebten, war ja auch eine knorrige und eckige Kampfnatur durch und durch. Und er war dabei ebenso in seiner ganzen herben und manchmal rücksichtslosen Eigenart, seiner eigensinnigen und gerade herausgesagt groben, kernigen Persönlichkeit, wie in der unter solch rauher Hülle verborgenen Weichheit eines träumenden Gemüts ein Schwabe vom Scheitel zur Sohle. Ein idealer Phantast in gar vielen jener Anschauungen, die eben nur die weltferne Erziehung unserer schwäbischen Theologen zeitigt. Und dabei doch wieder ein Kopf voll logischer Schärfe und Nüchternheit, der allen Dingen auf den Grund gehen und des Daseins höchste und dunkelste Fragen auf eine begreifliche und befriedigende Formel bringen wollte.

Fr. Th. Vischer als der Sohn eines Ludwigsburger protestantischen Geistlichen, am 30. Juni 1807 geboren, und gleich seinem Vater zum Theologen bestimmt, durchlief die hierfür in Württemberg übliche Laufbahn durch das evangelische theologische Seminar in Blaubeuren und das Tübinger Stift hindurch bis zum Vikar und Repetenten. Seine Doktorpromotion, eine wissenschaftliche Reise, seine Habilitation in Tübingen als Privatdozent für Aesthetik und deutsche Literatur, eine Reise nach Italien, und endlich im Jahre 1845 eine ordentliche Professur in Tübingen, waren die Etappen seines Lebens, zu denen auch noch im Jahre 1844 seine Verheiratung mit einer österreichischen Dame, gerechnet werden kann. Aber der Mann, der sich seit Jahren innerlich und äusserlich von der Kirche losgesagt, der in seiner Tübinger Antrittsvorlesung seinen Freunden einen Kampf ohne Rückhalt, volle ungeteilte Feindschaft und offenen ehrlichen Hass" angekündigt hatte, war den Pietisten seiner Heimat ein Dorn im Auge; und ihren Machenschaften verdankte er es, dass er durch das Kultministerium bald für zwei Jahre vom Amt suspendiert und dadurch zu einer unfreiwilligen Musse verurteilt wurde, die ihm die Zeit gab, sein freilich erst im Jahre 1857 vollendetes Werk „Aesthetik oder die Wissenschaft des Schönen" zu beginnen. Zugleich mit der Wiederaufnahme seiner Lehrtätigkeit trat er auch mit einem Mandat der Wahlkreise Tübingen-Reutlingen für das Frankfurter Parlament in den politischen Kampf ein, in dem er bis zur Auflösung des Rumpfparlaments als der Vertreter eines geeinigten Deutschlands unter Oesterreichs Führung blieb, um dann bis zum Jahre 1855 ruhig seinem Studium und seinem akademischen Lehramt zu leben. Nach einer weiteren Lehrtätigkeit in Zürich bis zum Jahre 1866 kehrte er in die schwäbische Heimat zurück, um erst abwechslungsweise in Tübingen und Stuttgart, und dann, im Jahre 1868, da er selbst diese Zwiespaltigkeit als einen Nachteil für seine Wirksamkeit erkannte, bis zu seinem Tode am 14. September 1887 in Gmunden lediglich an der

Technischen Hochschule in Stuttgart seine Vorlesungen über deutsche Literatur, über Aesthetik und Shakespeare zu halten.

Man kennt in den schwäbischen Kreisen, in denen sein Name heute noch genannt wird, Friedrich Theodor Vischer als den „Aesthetiker“ oder als den „Schartenmaier“, nach seinem wissenschaftlichen Hauptwerk auf der einen, und nach seinen bedeutendsten komischen Dichtungen, den Bänkelsängerballaden von des Datpheus Leben, vom Heller Brehm, sowie dem Epos „Der deutsche Krieg 1870 bis 71“ auf der andern Seite. Zwischen und nach ihnen liegt eine reiche, alle geistigen Gebiete umfassende literarische Tätigkeit. Seine Essays, philosophisch, literarisch und künstlerisch, in verschiedenen Sammlungen als „kritische Gänge“ und „Neues und Altes“ veröffentlicht, seine schneidigen „Epigramme aus Baden-Baden“, sein Buch über „Goethes Faust“ seine im Jahre 1882 in neuer Bearbeitung und Erweiterung erschienene Literatur-Satire „Goethesches Lustspiel: „Nicht Ia.“, sein letztes Werk, ein Lust-Faust, der Tragödie dritter Teil“, sein neuerdings als Volksausgabe erschienener Roman „Auch Einer“, seine als „Lyrische Gänge“ gesammelten Dichtungen, sein schwäbispiel zu Uhlands hundertjährigem Geburtstag, sowie die in seinem Nachlasse von seinem Sohn Robert Vischer herausgegebenen Vorträge über Aesthetik und Vorlesungen über Shakespeare, denen nun auch noch solche über deutsche Literatur folgen sollen, und die dichterisch-humoristische Nachlese „Allotria“. Das alles zeugt uns die unermüdliche Tätigkeit eines Mannes, der nicht rasten wollte und deswegen nicht rasten konnte, bis auch ihm kurz nach Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres Gevatter Tod Halt gebot und den Müden und Einsamen hinübergeleitete in jenes Land, von dessen Grenzen kein Wanderer wiederkehrt.

Man darf es heute, da man des Toten gedenkt, ohne Zagen aussprechen: Denen, die in der letzten Zeit seiner Stuttgarter Tätigkeit zu den Füssen Fr. Th. Vischers sassen, hat er vor allem imponiert als machtvolle und eigenartige Persönlichkeit. Für sein literarisches Schaffen und seine wissenschaftliche Bedeutung wurde der Kreis der Verstehenden im Laufe der Jahre immer enger. Und nachdem erst einmal seine Vorlesungen, namentlich auch unter den schöngeistelnden Frauen der schwäbischen Residenz, zur Mode und er selbst, der doch niemals besonders viel für das weibliche Geschlecht übrig gehabt hatte, dadurch der Eindrucks nicht erwehren, dass Vischer und die Gegenwart Gegenstand einer manchmal recht taktlosen und aufdringlichen Anschwärmerei geworden war, konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Vischer und die Gegenwart allmählich zu Gegensätzen geworden waren, die auch seine Kraft lähmten und den Einsamen noch einsamer machten, als er es nach herben Lebenserfahrungen, wie der Trennung von seiner Frau ohnedies schon lange gewesen war. Denn ein Mann der Kompromisse und der oberflächlichen Verständigung war Fr. Th. Vischer nie gewesen. Das Bewusstsein seines Wertes, so wenig und so ungern er auch von seinem eigenen Schaffen sprach, lag zu tief in ihm, als dass er sich hätte bemüssigt fühlen können, den unklaren und verworrenen Gährungen einer neuen Zeit irgendwie entgegenzukommen. So zog er sich mehr und mehr, verbittert und trotzig in sich selbst zurück, mit scharfem Hieb und beissendem Witz nur dann und wann seinem alten Herzen Luft machend.

Es ist ja wahr; die ganze Lebensarbeit Vischers wurzelte in einer Vergangenheit, die nach anderen Formen gedacht, und ihr Wissen in andere Formen geprägt hatte, als die Gegenwart. Sein wissenschaftliches Hauptwerk, die „Aesthetik“ durchtränkt vom Geiste Hegelscher Dialektik, und in ihren wissenschaftlichen Voraussetzungen, wie in ihrer schwerfällig komplizierten Einleitung eben auch nur für einen engen Kreis von Gelehrten bestimmt, war im Laufe der Jahre zu einer literarischen Kuriosität geworden; man spricht von einer solchen ja wohl mit staunender Ehrfurcht, aber man lässt sie ruhig in den Regalen der Bibliotheken stehen, weil man von vornherein die Arbeit der langsamen und mühevollen Vertiefung in eine Welt von idealen Gedanken schaut, zu deren praktischen Umwertung dem Menschen von heute Zeit und Stimmung fehlen. Des Geistes Forschen und Streben ging inzwischen andere Bahnen, als die, auf denen Vischer gewandelt; man suchte für das Denken und Ringen der Menschheit neue Gesetze und Ziele, und man fand deren auch manche. Aber dürfte man darum derer vergessen, die uns zu ihnen Führer und Wegbereiter gewesen waren und vor unserer Erinnerung auch heute noch als Männer stehen, die ihrer Zeit ihr Bestes und Heiligstes geboten, sich selbst und die ganze leuchtende Fülle ihres Wissens und Wollens? Und dieses Leuchten dringt aus der Vergangenheit in die Gegenwart und umflutet auch den Namen Fr. Th. Vischers, des treuen und wurzelechten Sohnes seiner schwäbischen Heimat.

Herbert Spencers Autobiographie.

Schon bei Lebzeiten des Philosophen hatte sich das Gerücht verbreitet, Spencer habe eine umfangreiche Selbstbiographie verfasst, die indes erst nach seinem Tode herausgegeben werden dürfe. Spencer hatte mit den vornehmsten Trägern von Wissenschaft und Kunst während eines halben Jahrhunderts in enger Fühlung, wenn nicht in freundschaftlichem Verkehr gestanden. Da musste es begreiflicherweise von grossem kulturgeschichtlichem Reize sein, Gestalten wie Darwin, Wallace, Huxley, Tyndall, Carlyle, Mill, George Elliot und andere Geistesgrössen von einem so bedeutenden Philosophen beurteilt zu sehen. Wahrheit und Dichtung ist zwar das kennzeichnende Merkmal der meisten Autobiographien und von Rousseaus „Bekenntnissen“ bis zu Goethes herrlichem Buche „Dichtung und Wahrheit“ hat die Dichtung an Farbe gewonnen, während die Wahrheit an Zuverlässigkeit einbüsste. Spencer macht von dieser Regel eine Ausnahme. Nach Dichtung sucht man vergebens; was Spencer in seinem zweibändigen Werke schildert, ist von einer unheimlich beglaubigten Sicherheit. Dr. Ludwig Stein sagt in seiner Einführung in die Philosophie und Soziologie Herbert Spencers: „Jedes minutiöse Detail ist so beleidigend dokumentarisch belegt, dass man sich nicht selten fragt, zu welchem Behufe wohl die Strenge der Historizität bemüht wird, wo Zweifel schon deshalb nicht aufkommen können, weil der erzählte Vorgang ohne Schaden für die Nachwelt füglich ganz hätte übergangen werden können . . . Mit der Goetheschen „Andacht zum Kleinen“ verbindet sich der minutiöse Exaktheitssinn des Naturforschers, dem kein Detail zu unscheinbar ist, wenn es nur zur Erklärung oder Versinnbildlichung des Ganzen dienen kann. Jedenfalls liegt ein so dokumentarisch beglaubigtes Leben noch von keinem Philosophen vor.“ — Die Verlagsbuchhandlung von Robert Lutz in Stuttgart, die sich die Pflege der Memoirenliteratur besonders angelegen sein lässt, hat auch der Autobiographie Spencers viel Aufmerksamkeit zugewendet und das Werk in zwei stattlichen Bänden herausgebracht. Es ist schlechterdings unmöglich, den Inhalt eines so überaus arbeitsamen und reichhaltigen Lebens hier wiederzugeben; das Resultat aber dieser mehr als sechzigjährigen Arbeit eines intellektuellen Recken, der alle Provinzen von Natur und Geist mit der Fackel des Ingeniums durchleuchtet hat, lässt sich in ein einziges Wort von imperativer Wucht zusammenfassen: Lebe! „Der Sinn unseres Daseins ist die Erhöhung des Typus Mensch, die Steigerung aller Lebensmöglichkeiten, die Erleichterung und Erweiterung aller unserer Daseinsbedingungen, kurz das Heraustreiben der höchsten Summe von Leben für uns, unsere Mitmenschen und unsere Nachkommen.“ Wie Schopenhauer der klassische Philosoph der Lebensverneinung, so ist Spencer der eminente Vertreter der Lebensbejahung.

Die Metaphysiker feiern Spencer als Nachzügler oder Wiederaufrichter Schellings, die Psychologen ehren ihn als Mitbegründer der empirischen Psychologie. Die Biologen sehen in ihm den Vollender des Darwinismus, die Soziologen endlich feiern ihn als ihren Pfadfinder und Bahnbrecher. Auch die Politiker haben Ursache, sich seiner zu erinnern, denn Spencer war der erste Theoretiker, der den politischen Liberalismus kühn und rückhaltslos zu Ende gedacht hat. Die geschichtliche Perspektive, unter welche alle Ereignisse des viktorianischen Zeitalters und die persönlichen Erlebnisse Spencers gerückt sind, zeichnet sich, wie Dr. Ludwig Stein in seinem glänzenden Essay bemerkt, weniger durch makroskopische Weite des Darstellers, als durch mikroskopische Treue des Forschers aus. Aber gerade dieser Zug dürfte manchen Leser besonders berühren. Jedenfalls ist und bleibt die Autobiographie ein unentbehrlicher Kommentar seines Lebens, wie seines philosophischen Lebenswerkes.

Fritz Droop.

Ein Wort über Haeckels Schein-Monismus.

Als ich im Jahre 1900 meine Schrift „Der Bankrott der Darwin-Haeckelschen Entwickelungstheorie und die Krönung des monistischen Gebäudes“ (Berlin, E. Ebering) veröffentlichte, da ahnte ich nicht, dass vier Jahre später der grosse Welträtsel-Löser Haeckel bei mehreren Gelegenheiten meiner in jener Schrift ausgesprochenen Meinung zustimmen und sein Wissen selbst als „unvollkommenes Stückwerk“ bezeichnen, bezw. den Bankrott seiner Weltweisheit anmelden würde. Dies geschah zuletzt in seiner Schrift „Die Lebenswunder“.

Die Ehrlichkeit, welche sich in dem Haeckelschen Geständnis kundgibt, ist durchaus lobenswert. Wenn aber Haeckel hinzufügt, das Wissen aller denkenden Menschen sei Stückwerk, so verfällt er damit in eine Art pessimistischer Verzweiflung, die ihn oberflächlich denkende mit gründlich denkenden Menschen verwechseln lässt. — Es ist dies nicht das erste Mal, dass ein Naturwissenschaftler Schiffbruch erleidet, wenn er sich in das Fahrwasser der Philosophie begibt.

Halbgebildete mögen ja auch heute noch die „Welträtsel“ und „Lebenswunder“ Haeckels als höchst gelungene Erzeugnisse, ja sogar als non plus ultra menschlicher Weisheit anstaunen. In wissenschaftlichen Kreisen aber stehe ich mit der Meinung, die ich im Jahre 1900 in meiner oben erwähnten Schrift zum Ausdruck brachte, jetzt keineswegs mehr allein. So war vor einiger Zeit in der „Frankfurt. Zeitung“ in einem Feuilleton-Artikel von Dr. Ernst Teichmann folgendes zu lesen:

„Die physiologische Tätigkeit der Grosshirnrinde ist (nach Haeckel) der „Geist“. Die physiologische Tätigkeit der Grosshirnrinde besteht jedoch in Wahrheit aus chemisch-physikalischen Vorgängen: wie aber diese zu dem werden, was wir Geist nennen, das eben ist die Frage. Und diese Frage hat Haeckel nicht nur nicht beantwortet, er hat sie nicht einmal gestellt. Sie steht noch immer riesengross da, ein unerklärtes, unbegreifliches Problem — wenn man will, ein Rätsel und ein Wunder —. Haeckels Monismus ist eine Fiktion. Er trägt alle Kennzeichen der Religion an sich: er ist unduldsam, er vergewaltigt den menschlichen Verstand, er zwingt die Tatsachen in ein vorbestimmtes Schema. Die Wissenschaft hat mit Haeckel, dem Religionsstifter, nur das Eine zu tun, dass sie ihm ihr Interesse versagt und sich dagegen verwahrt, als ob sein Monismus etwa der Ausdruck und das notwendige Ergebnis biologischer Forschung wäre.“

Wenn Dr. Teichmann trotzdem sagt, „die Haeckelschen Schriften werden dazu helfen, dem kirchlich-dogmatischen Autoritätsglauben die Herrschaft zu nehmen“, so befindet auch er sich damit in einem grossen Irrtum. Ganz im Gegenteil arbeitet Haeckel dem kirchlich-dogmatischen Autoritätsglauben geradezu in die Hände, indem er erklärt, das Wissen aller denkenden Menschen sei unvollkommenes Stückwerk. Mit dieser Aeusserung stellt sich Ernst Haeckel völlig auf den Standpunkt, von dem aus der Papst Pius IX. seine Enzyklika gegen den Naturalismus von Stapel liess.

Hat schon Kant, indem er das Wesen der Dinge oder das „Ding an sich“ als der menschlichen Erkenntnis unzugänglich bezeichnete, sich die Anwartschaft auf die päpstliche Heiligsprechung erworben, so kann solche nach Obigem auch Haeckel, d. h. dem Manne, der alles menschliche Wissen für Stückwerk erklärt, schwerlich entgehen. Jedenfalls werden die Herren Theologen ihn bald genug als eine Leuchte der Wissenschaft nach ihrem Sinne in den Himmel heben, ohne dass wir darin ein „Lebenswunder“ zu erblicken brauchen. Schon der Umstand, dass Haeckel lange in dem Wahne lebte, mit der Entwickelung des entstandenen Lebens sei auch die Entstehung des Lebens an sich erklärt, — schon dieser Umstand liess das tragische Schlussstadium des Haeckelschen Entwickelungsganges voraussehen.

Dr. Eduard Loewenthal.

Bücher-Besprechungen.

Spinozismus. Ein Beitrag zur Psychologie und Kulturgeschichte des Philosophierens. Von Dr. M. E. Gans. (Wien, Josef Lenobel, 1907.)

In dieser Schrift ist nicht von Spinozas Philosophie, sondern von dem Wesen und Gesamtcharakter seines Philosophierens die Rede. Der Verfasser vergleicht das Philosophieren Spinozas mit dem des Goetheschen Faust und bemerkt in dieser Hinsicht: „Die Entwickelung sowohl des spinozistischen wie des faustischen Menschen charakterisiert sich als eine Gegenströmung gegen jenen Mechanisierungsprozess scholastischen Begriffswissens, der sowohl dem Bedürfnis des Seinsmenschen nach Wirken und Tat, wie dem Bedürfnis des Philosophen nach umfassenden Denkerlebnissen sich entgegensetzt und der daher von diesen beiden Seiten her überwunden werden kann. Wissenschaftlichkeit im Sinne Faustens überwinden hiesse dann, sich gegen sie für Leben und Tat entscheiden. Im spinozistischen Sinne genommen, bedeutet jene Ueberwindung der Wissenschaftlichkeit zunächst keine Entscheidung gegen sie, sondern eine Unterordnung der wissenschaftlichen Werte unter andere Zwecke, ihre Erhebung in die Späre der ethischen Emotion, welche trotz alles Gegensatzes einen gewissen Zusammenhang mit scholastischen Tendenzen aufweist Im grossen und ganzen findet Dr. Gans als die charakteristische Haupteigenschaft des Spinozismus in seinem Bestreben, die Wissenschaft als „ethisches Phänomen“ darzustellen mit dem Zwecke der Neugestaltung des Lebens. In diesem Sinne kann eine Philosophie sehr löblich sein hinsichtlich ihrer Tendenz, aber gleichzeitig durchaus unbegründet hinsichtlich ihres Inhalts. Diesen Umstand hat Dr. Gans in seinen Ausführungen so gut wie gar nicht berücksichtigt. Im übrigen sind dieselben der Form nach fesselnd und bekunden dem Inhalte nach eine gründliche Kenntnis der Werke Spinozas, — eine Kenntnis die heutzutage so manchen fehlt, die sich als Spinozisten zu geberden suchen. Ed. L.

Die Märchen der Naturwissenschaft. Von Dr. Eduard von Mayer. Mit 2 Bildern. (Jena, Hermann Costenoble, 1907.)

„Lebenswerte“ betitelt sich eine Sammlung illustrierter ethischer Essays, herausgegeben von Elisar von Kupffer und Dr. Eduard von Mayer im Verlage von H. Costenoble, Jena. Zu dieser Sammlung gehört die vorliegende Schrift, in welcher der Verfasser in scharfer und fesselnder Weise Kritik an gewissen Grundlehren der modernen Wissenschaft übt und zwar in vier Kapiteln, welche überschrieben sind: „Das chemische Märchen“, „Das physikalische Märchen“, „Das psychologische Märchen“ und „Das biologische Märchen“. Speziell bezeichnet Dr. Ed. v. Mayer als das chemische Märchen die Lehre von den Atomgewichten und den gleichen Atomen, — als das physikalische Märchen bezeichnet er die Lehre der Energetik von der abströmenden Urkraft, die darauf hinausgehe, dass die Kraft schliesslich aufhöre Kraft zu sein, was offenbar mit der Annahme der Energetiker von der Erhaltung der Kraft im Widerspruch stehe. — Das psychophysische Märchen besteht nach dem Verfasser in der Annahme, dass das geistige Schaffen des Menschen nur ein Umarbeiten, eine Entlehnung, eine Nachahmung des Milieus sei. — Das biologische Märchen besteht für Dr. Eduard v. Mayer in der Annahme einer allmächtigen, allweisen Natur. Nach ihm gibt es so viele Naturen, als es Arten gibt, aber jede Art selbst ist auf ihre Erhaltung bedacht, ohne dass die Natur sich darum zu kümmern hat. — Alle Freunde des Fortschrittes der Naturwissenschaft werden, wie aus Vorstehendem ersichtlich, in den „Märchen der Naturwissenschaft“ jedenfalls sehr wertvolle Anregungen finden. Ed. L.

Das Recht der Selbsthilfe. Vortrag von Prof. Dr. L. Kuhlenbeck. (Langensalza, Verlag von Julius Beltz.)

Prof. Kuhlenbeck bespricht in vorliegender Schrift das Recht der Selbsthilfe im weiteren und im engeren Sinne. Er beginnt mit der geschichtlichen Entwickelung der Selbsthilfe im Hinblick auf die Vergeltung, die Notwehr, die erlaubte Selbsthilfe zwecks eigenmächtiger Anspruchssicherung; sodann im Hinblick auf den Zweikampf und die Selbsthilfe im Völkerrecht, wobei er schliesslich auf die Haager Friedenskonferenz zu sprechen kommt. Bezüglich dieser meint Prof. Kuhlenbeck, sie bedeute nichts anderes, als eine gegen Deutschlands Weltstellung gerichtete Intrigue und ein selbstbewusstes Volk werde sein subjektives Recht nie unter die Vormundschaft eines diplomatischen Areopags stellen, sondern an der völkerrechtlichen Selbsthilfe als Grundrecht festhalten“. — Selbstverständlich kann von einem die Selbsthilfe ausschliessenden Frieden nur die Rede sein nach völkerrechtlich sanktionierter Errichtung einer obligatorischen internationalen Friedensjustiz. Eine solche Reform aber ist von einer Friedenskonferenz, die unter russischen Auspicien einberufen wurde, schwerlich zu erwarten.“ Ed. L.

Krieg oder Frieden? Volksvortrag von Robert L. Berendsohn. (Hamburg, C. H. A. Closs 1907.)

Die zweite Haager Friedenskonferenz hat das Erscheinen verschiedener Schriften veranlasst, welche sich mit der Friedensbewegung befassen. Dazu gehört auch die vorliegende Broschüre, deren Verfasser in begeisterter Weise für die Friedensidee eintritt und die Frage „Krieg oder Frieden“ in eingehender und teilweise zutreffender Weise erörtert. Zum Schlusse spricht er seine Verwunderung darüber aus, dass die Presse und die politischen Parteien nicht für die Friedensbewegung eintreten und wirken. Wir können diese Verwunderung nicht teilen, da das Verhalten der Pacifisten in Sachen des geistigen Eigentums und der Gerechtigkeit überhaupt nur einen abstossenden Eindruck machen kann, sowohl auf die Presse wie auf alle honett denkenden Menschen. (Vergl. die „Geschichte der Friedensbewegung von Dr. Ed. Loewenthal, Berlin, E. Ebering, 1903, Seite 91.) —*—

La Lingua Italiana fuori d'Italia. Discorso tenuto alla R. Accademia della Crusca da Angelo de Gubernatis. (Firenze, Tipographia Galileiana, 1907.)

Das vorliegende, 43 Seiten umfassende Schriftchen enthält einen Vortrag, den der bekannte italienische Orientalist und Literaturhistoriker in der Crusca im Dezember vorigen Jahres gehalten hat. De Gubernatis besitzt einen starken, aber durch und durch gesunden Optimismus. Das beweist der vorliegende Vortrag, worin er sich über die Rolle verbreitet, die die italienische Sprache ausserhalb der italienischen Grenzen gespielt hat und noch zu spielen berufen ist. Ebensowenig wie die Sprache Homers und Platos oder die Virgils und Ciceros je untergeht, ebenso wird auch Dantes, Macchiavellis und Manzonis Sprache nie dem Untergange geweiht sein. Gerade die moderne Sprache und besonders der Idioma gentile ist von einem Reichtum der Formen, wie ihn die italienische Sprache früher nie gezeigt hat. Wie viele neue, herrlichschöne Blüten treibt Jahr für Jahr der kraftstrotzende Baum der italienischen Literatur! Im zweiten Teile seiner Schrift verfolgt der Verfasser die Kanäle, auf denen die Sprache ins Ausland gedrungen ist. Im Mittelalter war die Geschäftssprache der europäischen Banken vorwiegend italienisch. Zu gleicher Zeit durchzogen italienische Schauspieler die Kulturländer und brachten auf italienischem Boden entstandene Dramen ebenso vor Philipp II. in Spanien, wie vor Elisabeth in England zu Gehör. Mit besonderer Liebe geht der Verfasser dem Geschicke seiner vielen ausgewanderten Landsleute nach, die sich überall auf der Erde eine neue Heimat gesucht haben, die aber meist die Muttersprache aufgaben. Am Schlusse gibt de Gubernatis Anweisungen, wie der Besitzstand der Sprache vermehrt oder wenigstens erhalten werden kann. Nach seiner Ansicht kann das nur durch Hebung der Schulbildung, durch liebevolle Pflege der Sprache vor allem in den Provinzen geschehen, die ein besonders hohes Kontingent zu den Auswanderern stellen. Wie man sieht, ist aus der neuesten Veröffentlichung des Herrn de Gubernatis viel Belehrung zu schöpfen. Dr. A. Sch.

Die Schutzwälle im Osten. — In deutschen Heeresdiensten. Von Maurice Barrès. Autorisierte Uebersetzung von Armin Schwarz. (Budapest, G. Grimm, 1907.)

Das vorliegende Buch des französischen Akademikers Maurice Barrès stellt einen Teil eines grösseren Werkes dar, welches unter dem Titel: „Die Schutzwälle im Osten" erscheint. — „In deutschen Heeresdiensten", so sagt Barrès in seinem Vorworte, — „bedeutet einen Augenblick in dem ewigen Leben unserer Schutzwälle im Osten. Wie man hieraus ersieht, gehört das Buch in das Gebiet der französischen Revanche-Literatur. Der Verfasser ist Nationalist und in Lothringen geboren. Sein Buch ist kein flammender Kampfruf, sondern eine ruhige, leidenschaftslose Ausführung der These: Elsass-Lothringen für die Elsass-Lothringer bezw. für Frankreich. Zumeist führt darin der Einjährige Paul Ehrmann das Wort, ein junger elsässischer Student der Medizin, der in einer Strassburger Kaserne sein Soldatenjahr abgedient hat und seine in der deutschen Kaserne gehabten Erlebnisse, das physische und seelische Ungemach, mit welchem er zu kämpfen hatte, mitteilt. Das Fazit ist, dass der Autor dem Einjährigen Paul Ehrmann recht gibt. Er ist ihm der Typus jener Elsässer, die auf dem heimatlichen Boden ausharren, die Herrschaft der Deutschen geduldig ertragen und im Herzen treue Franzosen bleiben, sich selbst und das Land für die Zukunft vorbehalten. Neben diesem bezeichnenden Inhalte sind es lehrreiche geschichtliche und ethnographische Beschreibungen, die das Buch, von seiner Tendenz abgesehen, zu einer interessanten Lektüre machen. —*—

Die Zeitung. Von J. J. David. (Frankfurt a. Main, Lit. Anst. Rütten u. Löning.)

Das Zeitungswesen wird in diesem Buche auf seinen geistigen und moralischen Wert geprüft. Sodann wird die Wechselwirkung zwischen Publikum und Zeitung darin klargelegt, ebenso wie die Stellung und Bedeutung des Journalisten. Gegenüber dem Worte Bismarcks von den „Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben," bemerkt der Verfasser vorliegender Schrift: „Es gab und gibt immer noch Redaktionen in deutschen Landen, die es nach der Summe des darin vereinigten Wissens, selbst nach Tüchtigkeit der Gesinnung immer noch getrost mit staatlich anerkannten und angeblich dem Betrieb und der Förderung der Wissenschaften gewidmeten Anstalten aufnehmen können." — Viel zu gering schätzt der Verfasser die Aufgabe und Bedeutung der Presse, wenn er sagt: „Albern ist es, von der Zeitung eine feste Gesinnung zu wünschen. Je vollkommener sie wird, desto mehr ist sie nur der Ausdruck einer Gesamtmeinung, ihr Durchschnitt etwa, desto weniger braucht sie den Luxus der Ueberzeugung." Diese Bemerkungen können allenfals inbetreff der Chronisten des Mittelalters zutreffen, aber sicher nicht hinsichtlich der Vertreter der modernen Presse, soweit es sich nicht um blosse Anzeigenblätter handelt. Ed. J.

Kriegstagebuch 1870. Von Paul Déroulède. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. (Budapest, G. Grimm, 1907.)

In diesem Buche begleiten wir den früheren Führer der französischen Patriotenliga im Verlauf seiner Erlebnisse im Kriege von 1870, verfolgen seine innere Wandlung aus einem begeisterten Anhänger der Weltverbrüderung in einen glühenden Patrioten und wohnen seiner und seines Bruders André Anwerbung in die Mobilgarde und ihrem schliesslichen Eintritt ins regelmässige Heer bei. — Grelle Lichter fallen auf den damaligen Gemütszustand der Pariser Bevölkerung; der Geist der Fronde und Disziplinlosigkeit, der so viel zu Frankreichs Niederlage beitrug, wird unbarmherzig gegeisselt. Doch was den Deutschen an diesem Buch am meisten fesseln wird, sind nicht die einzelnen Kriegsepisoden, obwohl auch diese durch die persönliche Note einen eigenen Reiz erhalten, sondern die zahlreich eingestreuten Bemerkungen über den deutschen Volkscharakter, wie er nach Déroulèdes Ansicht in den verschiedenen Stämmen zu Tage tritt. Dass diese Bemerkungen immer richtig sind, kann nicht behauptet werden, aber sie haben ihre Wichtigkeit, denn Déroulède steht mit seinen Anschauungen über Deutschland und speziell Preussen durchaus nicht vereinzelt da; was er sagt, gibt im grossen Ganzen den in Frankreich landläufigen Urteilen und Vorurteilen Ausdruck. Déroulèdes Buch lässt uns einen tiefen Blick tun in das, was unsere westlichen Nachbarn von uns denken und verbreitet helles Licht über die in der französischen Volksseele lebenden Aspirationen und Hoffnungen. Schon aus diesem Grunde darf das Buch auf das Interesse des deutschen Lesepublikums zählen.

„Vineta". Erzählung von Oskar Loerke. (Berlin, S. Fischer.)

Ein neuer Name. Hinter ihm steht ein grosses Talent, das leider schlecht beraten auf den ersten Weg ging. Loerke schrieb eine Geschichte eines jungen Lebens, eines Mädchens, das in seltsamem Unverständnis mit seinem Schicksal kämpft. Es ist viel Poesie in dem Buche; die Menschen sind vorzüglich porträtiert. Des Mädchens Zartheit ist mit leisen, glücklich gewählten Farben angedeutet. Und doch krankt die Erzählung an einem Uebel, das ihr schaden muss: die Begebenheiten sind mit einem Schleier zugedeckt, der unverständliche Schattenrisse zeigt; alles Erlebte ist übertüncht, so dass die Konturen, die an sich gut angelegt sind, verschwimmen. Manier, die den Stempel der Gewaltsamkeit an sich trägt, denn Loerke kann natürlich, ungekünstelt schreiben. Er kann es. Die Note des Geheimnisvollen muss angeboren sein, um nicht gemacht zu scheinen. Ich erinnere an Fr. Huchs schönen Kinderroman „Mao". Loerke hat anderes Können in sich. Und das soll er nunmehr beweisen. Otto Born.

Das neue Shakspeare-Evangelium. Von Peter Alvor, Zweite bedeutend vermehrte Auflage. Mit 5 Porträts. (Hannover, Ad. Sponholtz, 1907.)

Alvor sucht in diesem Buche in ziemlich überzeugender Weise den Nachweis zu erbringen, dass der Schauspieler Shakespeare, obgleich sein Name auf den angeblichen Werken Shakespeares steht, nicht der Verfasser sei, sondern dass seine Persönlichkeit sowohl wie sein Name einem Höfling als Maske diente. „Der Inhalt der Dramen, so schreibt Alvor, ist eben so subjektiver Natur und so eng mit dem damaligen Hofleben verknüpft, dass die misstrauische Königin den Höfling, von dem sie in Erfahrung brachte, er schreibe diese Dramen, offenbar mit unerbittlicher Strenge verfolgt hätte. Erblickte sie doch in der Absetzung Richards II. das Spiegelbild ihres eigenen Schicksals! Sie zwang den genialen Hofmann zu einem Pseudonym, und dieser fand keinen Bessern als den, der die Dramen spielte und sie demnach seinem Gedächtnis einprägen musste. Da, wo der Höfling in höchster Lebensgefahr schwebte, konnte ein harmloser Schauspieler ungestört die Sitten und Ereignisse des Hofes dramatisch verwerten. Dieser Gedanke war offenbar dem Dramendichter bei der Wahl des Pseudonyms massgebend. Der Graf Southampton und sein Freund Rutland schrieben die Shakespeare-Dramen. Zum Schutz des eigenen Lebens warben sie den Schauspieler Shakespeare. Dieser gab den Namen für die Werke her und spielte vor den Augen der Welt den Verfasser so natürlich, dass das eigene Zeitalter ihn mit seiner Rolle verwechselte. 300 Jahre hat das Schauspiel gedauert — unsere Zeit hält immer noch den Schauspieler für den Verfasser. Dieser Glaube soll aufhören. Den Weg zum neuen weist „das neue Shakespeare-Evangelium". Schliesslich fordert Alvor alle dazu Berufenen auf, seine Theorie zu prüfen und sie nach Befund anzuerkennen oder zu widerlegen. —*—

Dämmerseelen. Fünf Novellen von Arthur Schnitzler (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Für viele Gestalten unserer modernen Dichter finde ich bei dem stets originellen und geistvollen Baudelaire Erklärung und Erläuterung. So spricht Baudelaire in seinem Aufsatz über Edgar Poe von den Unglücklichen, die in geheimnisvollen Zügen das Wort Unheil in den düsteren Falten ihrer Stirn geschrieben tragen, von den Unglücklichen, deren Hoffnung in Poes Totenlied ausklingt „Nimmer, nimmermehr!" — Poes Leben und dichterisches Schaffen hat auch Schnitzler zu seinen Novellen angeregt, die ich zu dem Bedeutendsten zähle, was dieser Dichter uns bisher geschenkt hat. Wie die teuflische Vorsehung (um bei den Worten Baudelaires zu bleiben) diese opfergeweihten Seelen umstrickt und zu Falle bringt, wie unbekannte Kräfte der Welt des Geheimnisvollen und des alltäglichen Lebens sich vereinen, und die zwischen Himmel und Erde unerklärlich wirkende Kraft in das Geschick des Erdenpilgers eingreift, das ist hier mit einer Meisterschaft geschildert, die beinahe an den unvergleichlichen E. T. A. Hoffmann erinnert. Auch die überaus zierliche und vornehme Ausstattung des Werkes, die jeden Bibliophilen erfreuen muss, mag nicht unerwähnt bleiben. M. K.

Gedichte von Joseph Hilger. (E. Pierson's Verlag, Dresden und Leipzig.)

Hilger ist geborener Rheinländer. Er ist seiner Heimat auch ferner treu geblieben. Wer es nicht von ihm wüsste, müsste es aus seinen Gedichten ersehen. Da wird uns vom Rhein, von seiner Umgebung, von seinen Sagen, Land und Leuten so manches sinnige Lied gesungen. Und begeistert klingt sein Ruf mit den stolzen Worten aus: „Uns aber hat ein Gott gegeben den stolzen Rhein und seine Luft. Drum trinken wir den Saft der Reben mit vollem Zug und trunkner Brust". Eine „Maiennacht am Rhein" weckt in ihm mehr als sonst die Sehnsucht nach seiner fernen Geliebten und nicht ohne romantische Färbung verklingt seines Liedes Schluss:

„Ich sähe dich ins Aug mir schauen,
hört' flüstern dich: „O hier am Rhein
lass, Teurer, uns die Hütte bauen,
und hier unendlich selig sein!"

Jugend — Liebe — Leben. Das sind die drei Teile des I. Abschnittes seiner Gedichte. Seine „Vaterländischen Gedichte" entspringen einer echten patriotischen Gesinnung, doch der glatte, übermässige Schwung wird diesen Gedichten verhängnisvoll. Auch ihm gilt hier das Mahnwort: „Bilde Künstler, rede nicht!" C. M.

Gedichte von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. (Leipzig, G. J. Göschen.)

In den Tagen heftigster naturalistischer Literaturrevolution zählte Schoenaich-Carolath zu den Jungen und Kämpfern, trotzdem er äusserlich und innerlich mit dieser „Bewegung" wenig Gemeinsames hatte. Die selig entschlafene „Gesellschaft" zählte ihn zu ihren Getreuen, und damals drang sein Name mit jenen Liliencrons, Dehmels etc. ins Volk, wurde dieser einsam gehende Dichter berühmt. Sein Ruf ist aber nicht so allgemein geworden, wie jener mancher seiner vielleicht weniger begabten Weggenossen. Dies lag daran, dass er eine viel zu vornehme, innerliche Persönlichkeit gewesen. Auch heute ist Carolath nicht der Liebling der Menge, aber er hat immerhin eine grosse Gemeinde von Freunden seiner Dichtungen für sich. In seinem neuen uns vorliegenden Gedichtbande ist er derselbe geblieben, wie er sich früher gegeben. Er ist Romantiker durch und durch, ohne jedoch jemals in überschwängliche Extreme zu verfallen. Seine Romantik ist Sehnsucht nach Schönheit und einem nie erreichbaren Glücke, nach dem Hohen, Grossen und Reinen. Aus diesen Gedichten spricht herbe Männlichkeit, hohe sittliche Kraft, und vor allem zeugen sie von einer starken Begabung, grossem Reichtum an farbensatten, gutgezeichneten Bildern, Melodik der Sprache und Rhythmus des Verses. Allein die höchste Potenz seines Könnens liegt in der unnachahmlichen Knappheit der Konzeption, der Intensität der Empfindung und der Fülle an Geschehen, das in jedem Gedichte konzentriert ist. Seine Balladen: „Hans Fahrinsland", „Sulamith" sind in dieser Hinsicht besonders hervorzuheben.

Hugo Alt.

Drei Einakter. Der kranke König, Donna Ines, Das neue Haus, von Hermann Burte. (Berlin, Verlag von Wiegandt u. Grieben, G. K. Sarasin, 1907.)

Burte besitzt eine ausserordentliche Begabung für das Drama und wirkliche technische Gewandtheit. Er ist ein Dichter, der mir zu hohen Zielen berufen scheint. In seinem Streben nach Originellem stören freilich zuweilen gewisse Wortbildungen, die bei der Aufführung zu tilgen sein werden. So apostrophiert er die Hoffnung als „Trügestets, Gaukelmich, Haschesie und Bankert, vom heissen Wunsch gezeugt mit kalter Schwäche". Allein derartige Wendungen sind verhältnismässig selten; vielmehr sind die Bilder oft von überraschender Schönheit, zumal in dem Liebesspiel „Donna Ines". Als der Held die Sterne in die blaue Nacht herniedergleiten sieht, ruft er aus:

„Der Himmel weint, der gütige Himmel weint,
Weil er den Tag, den blonden Sohn begraben.
Ja, Sterne, in das blaue Nichts vertropft,
Sind glühende Thränen vom Gesicht der Welt —
Nur Wünsche flattern um die duftige Gruft
Wie Bienen, die nach süssem Honig fliegen —
Thränen auch Du? — So lass mich Wünsche tun,
Weil Sterne fallen . . . ."

Die wenigen Verse müssen dem Leser genügen; vielleicht regen sie den einen oder den anderen zur Lektüre des Werkes an, dessen einzelne Schönheiten auszubreiten nicht angängig ist. Die jünglinghafte Sehnsucht wird zu köstlichen Traumbildern verklärt, und in goldenen Weiten gewahren wir Märchenpaläste voll wunderbarer Phantastik. — Das Drama vom „kranken König" behandelt die alte Fabel von dem mit Aussatz behafteten Herrscher, der seinen Arzt töten lässt. Der Schwächling fürchtet, wie ihm der Weise durch Berührung eines Balles Genesung brachte, so könne er ihn auf gleiche Weise auch des Lebens berauben. Wie dann später der undankbare König in dem ihm vom Arzt hinterlassenen Geheimbuch blättert und durch die giftgetränkten Seiten den Todeskeim in sich aufnimmt — das ist interessant und wirksam geschildert. — „Donna Ines", die Liebestragödie einer spanischen Kurtisane gemahnt stofflich an das Volkslied. — Ines erwartet ihren Geliebten, den schönen Rodrigo. Auf ihrem Balkon singt sie ein Liebeslied zur Laute, einen Sehnsuchtsgruss an den fernen Freund. Da bringt ihr die Dienerin die fürchterliche Kunde, Rodrigo sei ermordet am Parkgitter aufgefunden worden. Auf den Rat der Magd lässt nun die Donna ihre Hand dem anbieten, der den Mörder nennen kann. Dieser aber stellt sich ihr selbst und unter falschem Namen wirbt er um Ines, die er seit langem vergebens liebt. Nun, da er den Nebenbuhler im Duell aus dem Wege geräumt, gelingt es ihm kraft seiner edlen Männlichkeit und Schönheit sein Ziel zu erreichen. Von Bewunderung und Liebe erfüllt, wird Ines die Seine. Inzwischen ist aber in Sevilla die Freveltat ruchbar geworden, die Wache dringt in das Haus ein, und nur durch die List der schönen Donna entgeht Ernesto dem Gesetz. Ines hat den Freund gerettet. Aber Liebe und Hass streiten um ihre Seele. Die Pflicht der Blutrache gewinnt zuletzt die Oberhand, im Kusse mordet sie den Liebsten und schmerzbewältigt ersticht sie sich an seiner Seite. „Blut rinnt in Blut, und meine Seele fliegt vereint mit Deiner, rote Schmetterlinge." — Das Verslustspiel „Das neue Haus" ist völlig misslungen; der Inhalt ist recht trivial und auch der gereimte Vers scheint mir für einen Stoff aus dem täglichen Leben nicht am Platze. Es liegt mir aber fern, dem Autor einen Vorwurf zu machen. Denn lieber als das abgemessene, seelenlose Geplauder des literarischen Durchschnitts ist mir das verfehlte Werk eines Dichters. —

Max Kirschstein

Wie Stürme segnen. Roman von Frederik van Eeden Deutsch von Else Otten. (Berlin, Schuster u. Loeffler, 1907.)

Der Autor hat seinem Roman eine Einleitung vorausgeschickt, die mit den Worten schliesst: „Wie es möglich ist, den augenscheinlich übermächtigen und überwältigenden Einflüssen unserer krankhaften Gesellschaftsordnung, ungeachtet der allerungünstigsten Schicksalsfügungen, kraft eines überzarten Seelenorganismus zu trotzen, und nach tiefstem Falle doch endlich das Heil zu erreichen, falls Glaubensmut und Gottvertrauen bewahrt bleiben, — das ist das herrliche Thema, dessen wunderbare Wirklichkeit dem Verfasser ebenso sehr bewusst ist, wie die Schwäche seiner Wiedergabe." — Ich habe diesen Satz angeführt, um mir die weitläufige Inhaltsangabe zu sparen, vermag jedoch nicht die Bemerkung zu unterdrücken, dass ich ein geschworener Feind von Vorreden bin. Denn der einsichtsvolle Leser bedarf bei einem belletristischen Werke keiner Erläuterung, und den beschränkten Verstand wird auch der weitläufigste Kommentar nicht fördern. — Wenn der Verfasser den Vorwurf, er habe eine pathologische Studie geliefert, in seiner Einleitung entkräften will, so hat er vergessen, dass selbst die vorzüglichsten Programmreden stets wirkungslos geblieben sind, wenn nicht für ihre getreue Durchführung Garantien gegeben waren. Weder Hauptmann noch Ibsen haben ihren das Pathologische streifenden Werken Vorreden hinzugefügt, und so talentvoll auch die Einleitung Eedens ist, — ich kann sie nur als ein lästiges, unangenehmes Anhängsel betrachten, das hoffentlich bei der zweiten Auflage fortbleiben wird. — Der Roman selbst gehört zu den interessantesten Schöpfungen, die mir in letzter Zeit begegnet sind. — Wie Heijermans, so huldigt auch Eeden dem Naturalismus. In seiner fein durchdachten Erzählung führt er uns in die Tiefen des grossstädtischen Lebens, in Verbrecherhöhlen, in denen der Mord lauert in Krankenhäuser, in denen die Verführung lockt, in die Wohnstätten der Aermsten, die, um ihr Leben zu fristen, für wenige Groschen ihren Körper verkaufen. Allein die Tendenz des Werkes ist allzu moralisierend, um eine reine Freude an der köstlichen psychologischen und naturalistischen Durchführung aufkommen zu lassen Eeden hat sich den Kampf für die Gottesidee allzu leicht gemacht. Die Heldin ist eine seelisch verkümmerte Person, die ihre Erlösung notwendiger Weise im Uebersinnlichen suchen muss, da sie in ihrer Umgebung nur körperlichen und geistigen Schwächlingen begegnet. — Der Vater ist ein Trinker, der Jugendfreund (ein begabter Maler, der sich das Leben nimmt, weil ihm die Liebste untreu wird) ein Feigling, der Gemahl ist impotent, der Liebhaber unbeständig und äusserlich, ein dichtender und malender Philosoph, bei dem sie sich Rates holt, verkommt bei all seinem ästhetischen Kunstempfinden in Unordnung, Schmutz und Krankheit und selbst die Aerzte, denen Hedwig auf ihrem Lebenswege begegnet, trachten neben der Ausübung ihres Berufes fast sämtlich nach Befriedigung der Sinnenlust. Was Wunder, dass Hedwig schliesslich an ihrer eigenen Kraft verzweifelt und sich dem frommen Kinderglauben anvertraut! Nun beschränkt sie ihre Wirksamkeit auf einen engen Kreis und wird schliesslich glücklich in ihrer Abgeschiedenheit. Ja sie vermag sogar Gott für das durchlittene Elend und die karge Zuflucht zu danken „und dass sie in diesem Leben noch leben durfte, so lange es Ihm behagte." — Habe ich bisher auf einige Schwächen hingewiesen, so darf ich gerechter Weise auch die Schönheiten nicht unerwähnt lassen. Eeden ist ein vorzüglicher Schilderer, mit feinstem ästhetischen Empfinden begabt. Seine Betrachtungen über die Ehe und die Lebensgewohnheiten sind immer interessant und anregend. Wenn er in der Tendenz zuweilen an unseren Frenssen erinnert, so überragt er diesen doch in der hervorragenden Technik und in der formvollendeten Erörterung des Problems. Der ästhetisch Empfindende wird in dem Roman eine herrliche Ausbeute finden, der philosophisch Denkende freilich nicht immer befriedigt werden.

Max Kirschstein.

Zeitgenössische Dichter und Denker.*)

(Nachdruck verboten)

(Forsetzung.)

Raabe, Wilhelm, geb. am 8. September 1831 in Eschershausen (Braunschweig), hervorragender Romanschriftsteller, dessen Schriften sich durch feinen, pessimistisch angehauchten Humor auszeichnen. Sein erstes Buch „Die Chronik der Sperlingsgasse" veröffentlichte er im Jahre 1857 unter dem Pseudonym Jacob Corvinus. Die besten seiner Werke sind: „Horacker", „Unseres Herrgotts Kanzlei", „Der Hungerpastor", „Die Leute aus dem Walde", „Halb Mähr, halb Mehr", „Das Odfeld", „Alte Nester"; „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge", „Die Kinder von Finkenrode" etc.

Richepin, Jean, geb. am 4. Februar 1349 in Médéa (Algier), ein sehr fruchtbarer Dichter auf den Gebieten der Lyrik, des Romanes und des Dramas. Er tat sich besonders hervor als radikaler Desillusionist. Gegen religiöse Traditionen, wissenschaftliche Vorurteile und soziale Bräuche bekundet er eine souveräne Verachtung. Von seinen Gedichten sind zu nennen: La chanson des gueux (1876), Les caresses (1877), Les blasphèmes (1884), La mer (186), Mes paradis (1894), La bombarde (1899). Seine hauptsächlichsten Dramen sind betitelt: La glu, Nana Sahib, Monsieur Scapin, Le Flibustier, Le Mage (Operntext in Musik gesetzt von Massenet), La Martyre, Don Quichotte. Von seinen Romanen seien genannt; Madame André, Les morts bizarres, Le pavé, Sophie Monnier, Le cadet, Braves gens, Flamboche, L'aimé, Lagibasse.

Risberg, Bernhard, geb. am 23. Sept. 1862 in Jumkil bei Upsala (Schweden), Dr. phil. Gymnasialprofessor und Konsistorialrat in Linköping, einer der hervorragendsten schwedischen Lyriker der Gegenwart, hochverdienter Forscher und Kritiker auf dem Gebiete der Kirchenliederdichtung, der Literaturgeschichte und der klassischen und modernen Linguistik. Von seinen Werken sind zu erwähnen: die drei

---

*) In dieser Rubrik werden nur solche Schriftsteller berücksichtigt, die entweder auf belletristischem Gebiet Hervorragendes geleistet, oder zur Wissenserweiterung der Menschheit Wesentliches beigetragen haben.

Die Redaktion.

Gedichtsammlungen „Gedichte" (1893), „Im Vorhof des Tempels" (1902) und „Mohn- und Kornblume, Neue Gedichte" (1906), zum Teil ins Deutsche übersetzt „Deutsche Vorbilder Atterbom'scher Gedichte" (1892), „Literarische Einflüsse auf Tegnér" (1904), sowie sein Hauptwerk „Theorie des schwedischen Verses" (1905), ein streng wissenschaftliches Standardwerk. — Ferner übersetzte er mit grossem Erfolg aus dem Deutschen, in dessen Literatur er sehr bewandert ist, Novellen von G. Keller (1883) und H. Heiberg (1884), sowie Goethes Egmont (1889).

Roentgen, Wilhelm, geb. am 27. März 1845 in Lennep, Dr. phil., Universitäts-Professor, Entdecker der nach ihm benannten Strahlen. Auf diese bezieht sich sein Buch „Ueber eine neue Art von Strahlen" (1895). Seine meisten wissenschaftlichen Arbeiten hat er in den „Annalen der Physik und Chemie" veröffentlicht.

Rosegger, Peter, geb. am 31. Juli 1843 in Alpl bei Krieglach (Steyermark), einer der ersten und hauptsächlichsten Vertreter der sog. Heimatkunst. Er beschränkt sich aber nicht auf diese, sondern brachte seine Weltanschauung auch in grösseren Romanen, wie „Der Gottsucher" (1883), „Martin der Mann" (1891) zum Ausdruck. Von seinen sonstigen Erzählungen seien hier genannt: „Waldheimat", „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen", „Dorfsünden", „Neue Waldgeschichten", „Höhenfeuer", „Sonnenschein", „Zitter und Hackbrett."

Shaw, Bernhard, geb. am 26. Juli 1856 in Dublin (Irland), hervorragender Kritiker auf den Gebieten der Kunst und des Gesellschaftswesens, ausserdem dramatischer Dichter und als solcher sich auszeichnend durch die scharfe Kennzeichnung der Charaktere der in seinen Dramen zur Darstellung kommenden Personen. — Von seinen Schriften seien hier erwähnt: Essays on socialism (1889), Pleasant and unpleasant (sieben Schauspiele), Three plays for puritans (1900), The admirable Bashville (1901) Man and superman (1903. Einige seiner Theaterstücke erzielten auch in Deutschland bedeutenden Erfolg.

Scheerbart, Paul, geb. am 8. Juni 1863 in Danzig, ein Dichter des Ueberirdischen im buchstäblichen Sinne des Wortes, — ein Dichter des Kosmos, dem die irdischen Dinge zu kleinlich und abgeschmackt erscheinen, um sich dafür oder dagegen zu ereifern. Augenscheinlich wandert er auf den Pfaden von Jules Verne. Aber er behandelt seine kosmischen Stoffe teils in humorvoller, teils in echt symbolischer Weise. Von seinen Schriften seien hervorgehoben, die auf dem Monde spielende „Grosse Revolution", „Liwuna und Kaidoh", „Kaiser von Utopia", „Tod der Barmehiden", „Die Seeschlange".

Schlaf, Johannes, geb. im Jahre 1862 in Querfurt, arbeitete zuerst mit Arno Holz zusammen und war wie dieser einer der Bahnbrecher der modernen deutschen Dichterschule. Er verfasste verschiedene Sammlungen von Novellen und die Romane „Das dritte Reich", „Die Suchenden", „Peter Boies Freite" und „Der Kleine", worin er sich als guter psychologischer Detaildarsteller bekundet.

Spielhagen, Friedrich, geb. 1829 zu Magdeburg, ein s. Zt. sehr gefeierter Romanschriftsteller. Den ersten grossen Erfolg erzielte er mit dem Roman „Problematische Naturen" (1860). Dann folgten „Die von Hohenstein" (1864), „In Reih und Glied", (1866), „Hammer und Amboss" (1869), „Sturmflut" (1877).

Strindberg, August, geb. am 22. Januar 1849 in Stockholm, Verfasser zahlreicher interessanter Romane und Dramen, in denen der jeweilige Zeitgeist lebendig und getreu zum Ausdruck gebracht wird und mit denen er zum Teil grosse Erfolge erzielte. Was sich wie ein roter Faden durch seine Werke zieht ist sein Hass gegen das ewig Weibliche, in dem er nur Niedrigkeit findet. Von seinen Novellen und Romanen sind zu nennen: Das rote Zimmer (1879), Heiraten (1884), Am offenen Meer (1890). Seine hauptsächlichsten dramatischen Werke sind: Hermione (Tragödie), Der Abtrünnige, Ritter Bangts Gattin, Der Vater, Totentanz, Paria, Die Stärkere, Das Band, Mutterliebe, Nach Damaskus, Ostern. Die Werke Strindbergs sind auch in einer deutschen Gesamtausgabe erschienen.

Sudermann, Hermann, geb. am 30. September 1857 in Matziken (Ostpreussen), einer der gefeiertsten deutschen Dramendichter und Erzähler unserer Zeit. Mit besonderer Vorliebe sucht Sudermann die Gegensätze im Gesellschaftsleben episch und dramatisch zu lebendiger Darstellung zu bringen. Einen grossen Erfolg erzielte er mit seinem Drama „Ehre" (1890). Weiter sind zu nennen seine Dramen „Das Glück im Winkel", „Heimat", „Sodoms Ende", „Fritzchen" und „Johannisfeuer". Misserfolge brachten ihm die Stücke „Es lebe das Leben" und „Sturmgeselle Sokrates". — Sudermanns Romane „Frau Sorge", „Der Katzensteg" und „Es war" zeigen, dass seine epischen Dichtungen hinter den dramatischen nicht zurückstehen.

Sully-Prudhomme. (René-Francois-Armand Prudhomme) geb. am 16. März 1839 in Paris, Mitglied der französischen Akademie, wurde im Jahre 1902 mit dem literarischen Nobelpreis bedacht und stiftete davon selbst einen jährlich zu erteilenden Preis zur Herausgabe der ersten Gedichte des nach dem Urteil der Société des gens de lettres jeweilig begabtesten französischen Dichters. Von Sully Prudhommes poetischen Schriften seien hier angeführt: Stances et poèmes (1865), Les Epreuves, Les Ecuries d'Augias, Croquis italiens (1866—1872), Les Solitudes (1869), Les Vaines tendresses (1875), La Justice (1878) Le Prisme (186), Oeuvres de prose (1898), Testament poétique (1901).

Dies und Das.

* Das Central-Institut für Gedankenstatistik und Erweiterung des menschlichen Wissens bittet Urheber sachgemäss begründeter neuer Ideen aus den Gebieten der Wissenschaft und der schönen Künste, dieselben behufs Verzeichnung in der im September dieses Jahres erscheinenden „Vierteljahrsschrift für Gedankenstatistik und systematische Erweiterung des menschlichen Wissens" dem Direktor des besagten Instituts, Dr. Eduard Loewenthal, Berlin N. 65, in kurzer und präziser Form, sowie unter Angabe ihrer bezüglichen Publikationen mitzuteilen.

* Josef v. Eichendorffs Werke. Professor Dr. Wilhelm Kosch an der Universität Freiburg (Schweiz) beabsichtigt im Verein mit den Herren Professor Dr. Philipp A. Becker an der Universität Wien und Professor Dr. August Sauer an der deutschen Universität Prag auf Grund aller erreichbaren Drucke und Handschriften eine kritische Gesamtausgabe der Werke, Briefe und Tagebücher des Freiherrn Josef von Eichendorff in 12 Bänden zu veranstalten, welche die Schöpfungen des grossen deutschen Dichters und Calderon-Uebersetzers gereinigt von allen Fehlern der Ueberlieferung, in lückenloser Vollständigkeit zukünftigen Zeiten aufbewahren sowie alle Dokumente zu seiner ausführlichen Biographie in sich vereinigen soll. Der Verlag von J. Habbel in Regensburg richtet zu diesem Zwecke an alle Bibliotheken, Archive, Vereine und Privatpersonen, welche sich im Besitze von Handschriften Eichendorffs oder von seltenen Einzeldrucken seiner Werke und Briefe befinden, die Bitte, ihr diese Materialien in ge-

eigneter Weise zur Benützung zu überlassen. Selbst blosse Nachweise sind sehr erwünscht. Für eine sorgfältige Aufbewahrung und für eine pünktliche Rücksendung des dem Verlag anvertrauten Materiales wird genaue Sorge getragen werden. Zuschriften und Zusendungen sind an den Verlag J. Habbel in Regensburg oder an den Leiter der Ausgabe: Professor Dr. Wilhelm Kosch in Freiburg (Schweiz) 13 Boulevard de Pérolles, zu adressieren.

* Die diesjährigen Festlichkeiten zu Ehren der Jeanne d'Arc in Orleans gemahnen daran, dass die erhabene Gestalt der Jungfrau zwei der grössten deutschen Dichter zu schöpferischer Betätigung entflammt hat: Schiller und Hebbel. In einem soeben erschienenen Schriftchen von Dr. Wilhelm Henzen: Hebbels Judith und Schillers Jungfrau von Orleans ist an der Hand von Hebbels Tagebüchern und Briefen aufs Ueberzeugendste nachgewiesen worden, dass bei Hebbel die Gestalt der Jungfrau ganz allmälig durch die der Judith ersetzt worden ist. Beide vertreten den Typus der den Kreis der Weiblichkeit überschreitenden Heldin. Zu Schillers Werk wollte Hebbel ursprünglich ein realistisches, sich genau an die Geschichte haltendes Gegenstück liefern, stand aber dann, von der Grösse des Schillerschen Dichtwerkes erdrückt, davon ab und wurde durch den Anblick von Giulio Romanos „Judith" in der Münchener Pinakothek auf die alttestamentarische Volksbefreierin geführt. Wie sich im Einzelnen die mannigfachsten Bezüge und Parallelen in Hebbels Judith zu Schillers Jungfrau ergeben, das wird man in Henzens Abhandlung, erschienen als Heft 28 der von Hermann Graef herausgegebenen Beiträge zur Literaturgeschichte, Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, überzeugend nachgewiesen finden.

* Ferdinand Lassalles Abhandlung „Ueber Verfassungswesen" mit den beiden Ergänzungen „Was nun?" und „Macht und Recht" gibt Eduard Bernstein neu heraus. Ueber die Zeitumstände, unter denen Lassalle, diese drei Vorträge gehalten hat, orientieren die von dem Herausgeber herrührenden Einleitungen, die in erweiterter Gestalt den Inhalt der Vorbemerkungen wiedergeben, die den Abhandlungen in der Gesamtausgabe von Lassalles Schriften vorausgeschickt sind.

* Zu Friedrich Theodor Vischers 100. Geburtstag (30. Juni) hat die Cottasche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart neue Auflagen von zwei Bänden seiner Vorträge (Das Schöne und die Kunst, Zur Einführung in die Aesthetik, Shakespeare-Vorträge) erscheinen lassen.

* Der Schriftsteller Gotthilf Weisstein, Mitredakteur der National-Zeitung, der sich besonders auf dem Gebiete der Theatergeschichte betätigte, ist am 21. Mai im Alter von 56 Jahren gestorben. Er veröffentlichte 1883 „Beiträge zu Maler Müllers Leben und Schriften", 1898/99 ein dreibändiges Werk „Zur Geschichte des Theaterzettels" und eine Monographie über Karl Philipp Moritz (1899).

* In Amerika macht ein Roman „Freitag der Dreizehnte" von Thomas W. Lawson grosses Aufsehen. In demselben wird die der allgemeinen Wohlfahrt von dem Börsenspiel drohende Gefahr durch frappante Ereignisse dargetan. In deutscher Uebersetzung ist dieser Sensationsroman soeben im Verlag von Ad. Sponholtz in Hannover, erschienen.

* Den Niedergang des französischen Journalismus beklagt Paul Adam in der „Revue Hebdomadaire" bitter, indem er besonders darauf hinweist, dass die eigentlichen Artikel von den vermischten Nachrichten fast ganz verdrängt werden. Soziale, geschichtliche und literarische Studien sind aus fast allen Blättern verschwunden. Der der Kunst gewidmete Teil der Zeitungen ist nur noch eine Berichterstattung über Erstaufführungen oder Firnistage; selbst der politische Artikel wird immer mehr eingeschränkt, während auf den ersten Seiten vieler grosser Boulevardblätter eingehende Darstellungen von Schändungen, Entführungen und Morden mit Zeichnungen, an denen jede Kritik vergeblich wäre, fast die ganze Fläche füllen. Es sei ein Armutszeugnis für den französischen Geist, dass die zwei oder drei grossen Abendzeitungen, die den besten Blättern der Welt sehr überlegen seien, zusammen noch nicht einmal 100 000 Abonnenten haben, obgleich jedes von ihnen die in der Bourgeoisie verbreiteten Meinungen befriedigt. Was lesen denn die Gebildeten der Nation? Leider die Blätter, die nur mit Telegrammen und vermischten Nachrichten ihre Spalten füllen. „Der Conciergegeist ist von der Hausmeisterloge in den Salon hinaufgestiegen." Der Verfasser sucht dann darzulegen, dass der verhängnisvolle Einfluss der verbreiteten Zeitungen auf die Leser und der Leser auf diese Zeitungen die notgedrungene Folge der Riesenauflage sind. Um Hunderttausenden von Lesern zu gefallen, muss man sich dazu verstehen, alles für die Unwissendsten, Gröbsten und Gemeinsten verständlich zu machen; so sinken die Zeitungen und drücken gleichzeitig die gebildeteren Leser auf eine tiefere Stufe. Jede Studie, die etwas Ueberlegung verlangt, wird von vornherein als langweilig zur Seite gelegt. Der Leser will Tatsachen sagt man; man gibt ihm ausser den Erzählungen von Verbrechen nur politische Depeschen, und diese Agenturtelegramme, die oft tendenziös, ungenau und unverständlich sind, führen die Meinung völlig irre und verdummen sie. Dazu kommt, dass die meisten Leute nur eine Zeitung lesen und also nur eine Seite einer Frage wahrnehmen; sie wissen nicht nur nichts von den Argumenten ihrer Widersacher, sondern man verheimlicht ihnen selbst die Tatsachen, die der von ihrer Zeitung vertretenen Idee ungünstig sind. So verlieren alle Klassen nach und nach die Gewohnheit zu denken. Je mehr die Presse sich entwickelt, desto mehr nimmt das Publikum die Ideen nicht wegen der Tüchtigkeit derer hin, die sie billigen, sondern wegen der Menge derer, die sie lesen. („Zeitungsverlag.")

* Der französische Dichter und Deputierte Clovis Hugues ist am 11. Juni in Paris gestorben. Derselbe war am 3. November 1851 in Ménerbes (Vaucluse) geboren, und betätigte sich schon vom 18. Jahre ab als Redakteur radikaler Blätter. Von seinen Dichtungen sind zu nennen: Les Intransigeants (1875), La Petite Muse (1875), Les Soirs de bataille (1884), Les Jours de combat (1885), Madame Phaéton (Roman), Monsieur le Gendarme (Roman), La Chanson de Jehanne Darc (von der französischen Akademie mit einem Preise gekrönt), Le Sommeil de Danton (Drama in Versen und in 5 Akten), Le Mauvais Larron, dramatische Vision in Versen und in 1 Akt. — Seine Gattin war es, die, am 27. November 1884 im Justizpalaste zu Paris den Journalisten Morin, den sie der Verleumdung beschuldigte, mit mehreren Revolverschüssen tötete. Der Aufsehen erregende Prozess endete mit ihrer Freisprechung durch die Geschworenen.

Aus den Literarischen Vereinen.

* Leipziger Schriftstellerinnen-Verein. In der Versammlung am 3. Juni wurde, nach Vorlesung verschiedener Berichte und Mitteilungen auswärtiger Mitglieder, unter andern auch Kenntnis genommen von zwei neuen Büchern: Gedichte von Mary Holmquist (Kassel) und einer interessanten Novelle: „Trudes neuer Herr" von Mary

Kate Lessy, München", die allgemeine Anerkennung fanden. Es folgten dann Vorträge von Jenny Schwabe, Lina Weller, Frau Prof. Mathilde Clasen-Schmid, Elsa v. Wehren (Görlitz), und Elisabeth Schmidt. — Einige Gedichte über Frauennamen, von dem Dichter Dr. Bernhard Rost selbst vorgetragen — wurden mit Beifall aufgenommen. Sämtliche poetische und prosaische Vorträge wurden richtig kritisiert. Dann folgte die Aufnahme von zwei neuen Mitgliedern: Frau Frida Schumann und Frl. Emmy Beutel. — Herrn Dr. Bernhard Rost, der 1892 zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt wurde, überreichte die Vorsitzende. im Namen des letzteren ein Ehrendiplom. Es trägt die Namen der Vorstandsmitglieder und wurde gezeichnet 1892 von Professor Lorenz Clasen Dasselbe stellt die Dichtkunst in Form eines Frauenbildes dar, das von den sinnigsten Enblèmen und Arabesken umgeben ist.

Eingegangene Bücher.

Das Werden der Welten. Von Prof. Dr. Svante Arrhenius. (Leipzig, Akad. Verlagsgesellschaft, 1907.)

Das tausendjährige Reich. Eine Streitschrift gegen Ellen Key und den radikalen Utopismus. Von Prof Vitalis Norström. (Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher, 1907.)

Dreiklang. Drei Novellen von C. Eisell-Kilburger (Frau Victor Blüthgen). Berlin, Paul Unterborn, Verlag für deutsches Schrifttum.

Bath, Roman von B. Moriton-v. Mellenthin. 2 Bde. (Dresden, E. Pierson.)

Psyche, Novelletten und Skizzen von Anna Dix. (Dresden, E. Pierson.)

Zu Freude und Trost. Dichtungen von Anna Dix. (Dresden, C. L. Ungelenk.)

Im Sonnenglanz. Gedichte von Anna Dix. (Dresden, E. Pierson.)

Aus jungem Herzen. Gedichte von Anna Dix. (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.)

Die Schartenmättler. Roman von Herm. Kurz. (Berlin, Wiegandt u. Grieben — G. K. Sarasin, 1907.)

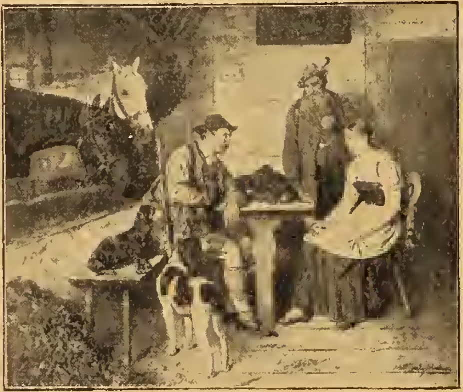
Drei Einakter. Von Hermann Burte. (Berlin, Wiegandt u. Grieben — G. K. Sarasin, 1907.)

Olympia und Golgatha. Von Elisar von Kupffer. Mit 5 Bildern. (Jena, Herm. Costenoble, 1907.)

Heiland Kunst. Ein Gespräch in Florenz. Von Elisar von Kupffer. Mit 4 Bildern. (Jena, Herm. Costenoble, 1907.)

Priesterin Mutter. Von Elisar von Kupffer und Dr. Eduard von Mayer. (Jena, Herm. Costenoble, 1907.)

Zu beziehen durch die Neue Photographische Gesellschaft Act.-Ges., Steglitz bei Berlin, Siemensstrasse 27.



No. K. 50. Ad Eberle: **Anknüpfungspunkt**.
Grösse 52×60 cm. Mk. 8.50. Grösse 22×26,5 cm Mk. 2.—.

No. K. 198.
Carl Seiler: Rekognoszierung vor der Schlacht bei Rossbach.
Grösse 44×61 cm. Mk. 6.—.

Hundestudien (Naturaufnahme) à Blatt Mk. 2.25.

Blatt I. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Blatt II. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Blatt III. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831
Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS: Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt.

Nummer 11 · August 1907 · 77. Jahrgang

Das „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“ ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen,
im Ausland durch nachstehende Verkaufsstellen. **Amsterdam**, Maas & van Suchtelen, Gebr. Schroeder, Rokin 50; **Antwerpen**, J. Mertens-Somers, 26 rue de la station; **Basel** Bahnhofsbuchhandlung; **Bern**, J. Beck, Lorrainestr. 8; **Brüssel**, Dechenne fils, Galerie du Roi; **Bukarest**, F. Veith, Stradia Saturn 19; **Genf**, Librairie universelle rue du Mont Blanc 11; **Haag**, Kioskonderneming; **London**, A. Siegle; 30 Limestreet und Librairie universelle 48 Highstreet; **Madrid**, Librairie-Baillière; **New York**, International News Company; **Paris**, Kiosques No. 50 Bld. Montmartre, No. 32 Bld. des Italiens; **Rom**, Chiosco Piazza di Spagna; **Shanghai**, Max Noessler & Co., Nanking, Road 38; **Tokyo** (Japan), Nankodo, No. 8, Kiridoshi-Sakamachi; **Wien XIII**, Paul Selinger, Winkelmannstr. 6; **Zürich**, Kioske Quaibrücke- und Bellevueplatz

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Die alte und die neue Philosophie.

La philosophie est morte - vive la philosophie! Dass die alte Philosophie tot ist, das bedarf keiner Bescheinigung mehr. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern. Alle Bemühungen der Kathederphilosophen, die Verblichene wieder zum Leben zu bringen, sind vergebens. Die alte Philosophie hat es fertig gebracht, dass sie nach einem zweitausendjährigen Entwickelungsgange auf dem Standpunkt anlangte, den der Buddhismus schon vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung einnahm — auf dem Standpunkt des Nirwana bezw. des mit diesem nahezu gleichbedeutenden Schopenhauerschen Pessimismus. Dass der Verlauf kein anderer sein konnte, ist leicht begreiflich. Denn die alte Philosophie beruhte fast ausschliesslich auf der sog. Dialektik, jener logischen Taschenspielerkunst, mittels deren man unter gewissen Voraussetzungen alles beweisen kann, um schliesslich nichts zu beweisen. So bildet denn die Geschichte der bisherigen Philosophie eine Reihe von dialektischen Kunstgebilden, die aus falschen Voraussetzungen, Trugschlüssen und Beweiserschleichungen bestehen, und an denen nur der Scharfsinn anzuerkennen ist, mit dem die einzelnen Philosophen bestrebt waren, ihre Taschenspielerkünste zu verschleiern.

Doch lassen wir die Toten ihre Toten begraben, und wenden wir uns der neuen Philosophie zu. Der Grund zu dieser ist in der sechsten völlig umgearbeiteten Auflage meines „System des Naturalismus“ gelegt. An die Stelle der Dialektik, die bloss nötig ist, wenn es gilt, falsches zu beweisen, tritt in der neuen Philosophie die an die Wirklichkeit anknüpfende und diese ergründende Analogistik und Induktion. An die Stelle der dialektischen Beweisführung tritt die sachliche Erklärung. Auf diesem neuen Wege bin ich zu den Resultaten gelangt, die in meinen bezüglichen Schriften*) niedergelegt sind. „Aber das sind ja blosse Behauptungen, die der Verfasser gar nicht zu beweisen sich die Mühe nimmt!“ rufen mir bezüglich jener Resultate die „Einfältigen“ entgegen, von denen es heisst, „dass sie selig seien, weil ihrer das Himmelreich sei,“ — natürlich das der Dialektik. Ich antworte: Es sind Behauptungen, die mit analogen Tatsachen in Einklang stehen und von selbst einleuchten, so dass kein „Eins, Zwei Drei“ dazu nötig ist, um ihre Richtigkeit zu beweisen, und dass es hierzu vor allem keiner dialektischen Scheingründe bedarf.

Nach meinem System tritt die selbstbewusste spezifische Geistesform erst im organisch abgeschlossenen, relativ freien Stoff auf, nicht aber im absolut freien, neutralen Stoff oder dem Weltäther. Die Elastizität des letzteren erzeugt Spannung und Widerstand bezw. Doppelspannung, welche schliesslich zur organischen Stoffbildung und zum Selbstbewusstsein solcher Gebilde führt. Die Welt ist nicht durch ein absolutes Sein oder eine Gottheit geschaffen, sondern es sind fortwährend Welten im Entstehen begriffen infolge der Ueberfülle des absolut freien neutralen Stoffes, aus welchem der relativ freie, organische abgeschlossene Stoff unter bestimmten Umständen hervorgeht.

Nach meinem „System des Naturalismus“ und meiner Fulgurogenesistheorie ist in dem absolut neutralen Weltäther die eine und ewige Ursubstanz zu erblicken und in dem Selbstbewusstsein eine Eigenschaft; die in dem Werdeakt der organischen Reflexgebilde oder Einzelwesen eines Sonnenorganismus ihre Erklärung findet. — Die Entstehung eines Sonnenorganismus und seiner Reflexgebilde oder Einzelwesen an sich ist auf die Explosion eines Fixsternes zurückzuführen, welche durch dessen Eintritt in die Peripherie eines kosmischen Nebelkomplexes hervorgerufen wird. — Die Explosion des Fixsternes hat nicht dessen Zerfall sondern seine Vereinigung mit dem Nebelgebilde zur Folge, in dessen Peripherie er eingedrungen ist. — Aus dieser Vereinigung des Fixsternes mit dem betr. Nebelgebilde geht in wahrhaft prototypischer Weise der Sonnenorganismus hervor, in welchem die Rolle des Richtung gebenden Zentralkörpers dem Fixstern bezw. der Sonne zufällt.

Speziell sind es beim Werdeakt eines Sonnenorganismus die mit der Explosion des betreffenden Fixsternes verbundenen Zerfallsprozesse, die eine gewaltige Absplitterung oder Spaltung der Atome herbeiführen. Infolge der Atom-Spaltungen treten grosse Energiemengen unter hydrolytischen und katalytischen Begleiterscheinungen in Tätigkeit und wird die Belebung der im Laufe der Zeit aufgehäuften protoplasmatischen Gärungsstoffe nach dem Typus des betr. kosmischen Gesamtorganismus bewirkt. Die besagte Belebung ist übrigens zunächst nur als eine embryonale aufzufassen, wobei gas Reifwerden der Einzelorganismen, ihr Innenkreislauf, ihre Loslösung von ihrer protoplasmatischen Umgebung, das Auftauchen ihres Selbstgefühls bezw. ihr Selbstbewusstwerden, d. h. die Empfindung ihrer inneren Abgeschlossenheit und des Gegensatzes ihres individuellen Seins zu der sie umgebenden Aussenwelt eine grössere oder geringere Zeit erfordern. — Das Denken des Menschen speziell ist nichts anderes, als die natürliche Reflexion des Ausgleichsprozesses zwischen seinem Selbstbewusstsein und seinen von der Aussenwelt empfangenen Eindrücken, bezw. die unterscheidende (intellektuelle) Empfindung des betr. Gegensatzes und seiner Ergebnisse (Konsequenzen).

---

*) Vgl. speziell meine Schriften: „Die Fulgurogenesis im Gegensatz zur Evolutionstheorie und die Kulturziele der Menschheit“ (Berlin, E. Ebering, 1902) und „Wahrer Monismus und Schein-Monismus“ (Berlin, Otto Dreyer, 1907).

Dass in der neuen Philosophie die generatio spontanea eine besondere Rolle spielt, gab da und dort Anlass zu der Bemerkung, dass diese Jdee nicht neu sei. Sehr wahr. Die Idee ist nicht neu, aber ihre Erklärung findet sie erst durch meine Kosmogonie. Kurz, so verblüfft auch die Philosophen alten Stils vor der neuen Philosophie stehen mögen, so gehört doch dieser ohne Zweifel die Zukunft. Die Zeit der dialektischen Taschenspielerkünste ist für immer vorüber.

Dass man in offiziellen Kreisen vor der in meiner Fulgurogenesis-Theorie enthaltenen Lösung des Welten- und Lebensentstehungs-Problemes vorerst die Augen zu verschliessen sucht, ist wohl begreiflich. Die Erfahrung, die ich damit mache, ist ja nicht neu in der Geschichte der Wissenschaften. Sogar Kopernikus war in dieser Hinsicht mein Leidensgenosse. Ist es doch nicht so einfach, gewohnheitsrechtlich eingebürgerte Anschauungen und Lehrsätze mit neuen, ungewohnten Lehren vertauschen zu müssen. — Seit Pythagoras bei Erfindung seines Lehrsatzes als Dankopfer hundert Ochsen schlachten liess, zittern bekanntlich alle Ochsen, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird. Das siegreiche Vordringen neuer Wahrheiten ist aber bis jetzt dadurch nicht behindert worden. Dr. Eduard Loewenthal.

Firdusi.

Von F. M. Tarrasch.

Es lässt sich nicht verkennen, dass sich in unserer Literatur immer mehr eine dem Epos günstige Strömung bemerkbar macht, die, wenn sie auch manchmal in allzu scharfen Gegensatz zum Theater- oder Musikleben der Gegenwart tritt, doch mit Freuden zu begrüssen ist. Denn das Aussterben der grossen epischen Dichtung in unserer Zeit, von dem so manche Literarhistoriker bereits träumen, wäre zweifellos sehr zu beklagen. Glücklicherweise sind wir noch nicht so weit; Heinrich Hart, der leider zu früh verstorbene Dichter des „Liedes der Menschheit“ und Karl Spitteler, der Schöpfer des „Olympischen Frühlings“, haben bewiesen, dass unsere Zeit noch wohl imstande ist, ein Epos hervorzubringen. Indessen ist die Wiederbelebung des Epos nicht allein ein Werk dieser Männer; sie geht zurück auf Graf Schacks meisterhafte Uebersetzung des persischen Epikers Firdusi, dessen Einfluss in den oben erwähnten Werken deutlich zutage tritt; bekennt ja Heinrich Hart selbst in der Vorrede zu seiner Dichtung „Tul und Nahila“, dass neben Homer auch Firdusi sein Vorbild sei. Leider ist aber Schacks vielleicht grösste literarische Tat, eben die Uebersetzung Firdusis, an der Masse der Gebildeten ziemlich spurlos vorübergegangen und der grösste Dichter Asiens fast ebenso unbekannt geblieben, wie zuvor. Nachdem ich nun aber im vergangenen Winter mit einer zwanzig Abende füllenden Rezitation Firdusis in grösserem Bekanntenkreise einen unerwartet reichen Beifall erzielt habe, halte ich es für angebracht, auch ein grösseres Publikum auf diesen überreichen und leicht zugänglichen *) Schatz hinzuweisen.

Firdusi, mit seinem eigentlichen Namen Abul Kasim Mansur, wurde im Jahre 939 unserer Zeitrechnung im Herzen von Iran als Sohn eines mässig begüterten Vaters geboren, der ihm eine vorzügliche Erziehung zuteil werden liess. Schon als Jüngling fasste er den Plan, die persischen Volkssagen zu einem grossen Heldengedicht zu verarbeiten. Mühsam verschaffte er sich die nötigen Materialien dazu und begann im Alter von 35 Jahren die Riesenarbeit, das Werk seines Lebens. Später führte ihn sein Ehrgeiz an den Hof des Schahs Mahmud von Ghasna, des persischen Mäcens. Dieser nahm ihn voll Bewunderung an seinen Hof auf und gewährte ihm zur Vollendung seines Werkes ein sorgenfreies Dasein, das freilich später durch die Kabalen neidischer Kollegen stark getrübt wurde. Mahmud war es auch, der dem Dichter den Beinamen verlieh, unter dem er in die Unsterblichkeit eingegangen ist: Firdusi (der Paradiesische). Nach 35jährigen Mühen vollendete endlich der greise Dichter im Jahre 1011 sein gewaltiges Werk. Das Folgende ist aus Heines Gedicht „Firdusi“ bekannt: Da der Sultan mit dem vereinbarten Lohne kargte, verliess der Greis entrüstet den Hof und rächte sich für die Missachtung durch eine flammende Satire voll scharfer Angriffe gegen den Sultan und voll erhabenen Stolzes, der kaum seinesgleichen findet. Nach mancherlei Irrfahrten endete der grösste Dichter Asiens in seiner Heimat zu Tus im Jahre 1020, der Sage nach zur selben Zeit, als eben vom Schah, der sein Unrecht bereute, eine Karawane mit reichen Geschenken in Tus anlangte.

Das ist in grossen Zügen alles, was wir von Firdusis Leben wissen. Und nun zu seinem Werke!

Abgesehen von dem indischen Heldenepos Mahabharata mit seinen 100 000 Doppelversen, dem jedoch Einheit der Komposition mangelt, ist Firdusis Schahnameh (d. h. Königsbuch) die umfangreichste und grossartigste Dichtung des Orients. In 60 000 Doppelversen behandelt es die Geschichte Irans von den mythischen Anfängen des altbaktrischen Reiches an bis zum Ende der Sassaniden durch die Araber, also einen Zeitraum von etwa 2 000 Jahren. Dadurch ist freilich das Fehlen einer äusseren Einheit bedingt; in chronologischer Reihenfolge werden die Regierungen sämtlicher Könige behandelt. Aber es wäre kleinlich, dem Dichter daraus einen Vorwurf machen zu wollen, denn bei der riesigen Fülle des Stoffes war dieser Mangel unvermeidlich. Die innere Einheit ist gewahrt, und darauf kommt es allein an. Durch das ganze Werk zieht sich wie ein roter Faden die Geschichte des fast ununterbrochenen Kampfes zwischen Iran und Turan, Persern und Türken, dem Volke Ormuzds und dem Volke Ahrimans. Dieser Kampf ist das Thema der Dichtung und die einzelnen Herrscher- und Heldensagen sind nur Episoden in diesem Kampfe. Man kann in der Anlage das Schahnameh mit Freytags Ahnen vergleichen, deren einzelne Teile ja auch nur durch die Idee des Ganzen und die Verwandtschaft der Helden verbunden sind, nur dass bei Firdusi in der zeitlichen Reihenfolge kein Glied übersprungen wird. Dagegen zerfällt das Werk seinem

---

*) Firdusi's Heldensagen, übersetzt von Graf Schack, 3 Bde. Stuttgart, Verlag von J. G. Cotta.

dichterischen Werte nach in zwei scharf gesonderte Teile, in die sagenhafte Geschichte des altbaktrischen und in die eng an die Historie sich anschliessende Geschichte des Perserreichs von Darius Hystaspis bis zum Sturz der Sassaniden. Trotz einzelner schöner Episoden hat der zweite Teil etwas Nüchternes, Chronikartiges an sich, weil bei der reinen Historie der Dichter seiner Phantasie keinen weiten Spielraum gönnen konnte. Daher hat Schack auch nur den ersten Teil übersetzt, der die uralten Heldensagen der Perser enthält.

Diese Sagen gehören zu den ältesten Dichtungen der Menschheit, reichen sie doch zum Teil in jene Urzeit zurück, wo die Indogermanen noch ein einziges Volk in Asien bildeten, der europäische Zweig sich noch nicht losgelöst hatte. Dadurch erklärt sich die überraschende Erscheinung, dass wir manche germanische und griechische Heldengestalt bei den Persern wiederfinden. So trägt der persische Nationalheld Rustern die Züge des Herakles und Achilleus; Sijawusch, der lichte Held, der infolge seiner Arglosigkeit durch die hinterlistige Tücke seiner nächsten Verwandten zugrunde geht, ist geradezu identisch mit dem Siegfried der deutschen Sage; die Gestalt der Gudrun und Penelope erkennen wir wieder in der treu liebenden und im Unglück standhaft ausharrenden Menische; den Stoff des Hildebrandliedes, den Kampf zwischen Vater und Sohn, die sich nicht erkennen, behandelt die Sage von Sohrab; sogar einer Lindwurmsage begegnen wir bei den Persern wieder. Diese durch noch zahlreiche andere Züge bewiesene Verwandtschaft der persischen mit den europäischen und besonders mit den germanischen Sagen ist von hohem Interesse und bringt sie uns näher, der Stoff erscheint uns nicht völlig fremd, nicht zu exotisch.

Der grossartige Stoff erforderte einen grossartigen Bearbeiter. Und das war Firdusi in erster Linie durch seine echt orientalische Phantasie. Das Gewaltige, das Ungeheure wie das Schöne, das Liebliche — alles weiss er meisterhaft darzustellen. Eine schier unübersehbare Fülle bunter Bilder lässt er an unserm geistigen Auge vorüberziehen; Riesen und Dämonen, übermenschliche Helden und Ungeheuer jeder Art folgen in mannigfaltiger Abwechselung aufeinander; dazwischen entwirft er packende Gemälde gewaltiger Zweikämpfe oder grossartiger Landschaften, paradiesischer Gärten oder trostloser Wüsten; kurz seine Phantasie ist unbegrenzt wie die Homers und Ariosts. Dennoch hält er sich frei von dem Fehler der meisten orientalischen, vor allem der indischen Dichter, zügellos die Einbildungskraft schalten zu lassen; bei aller Fülle von Phantasie, die er über seinen Stoff ausgegossen hat, geht er doch nie über die Grenzen des Anschaulichen, des Vorstellbaren hinaus und steht daher an Klarheit keineswegs dem Homer nach, so dass er auch dem Geschmack europäischer Leser entgegenkommt, deren Phantasie nicht so üppig ist wie die der Orientalisten.

Ferner entspricht der Erhabenheit des Stoffes das gewaltige Pathos der Sprache Firdusis; in majestätischem Strome rauschen seine Verse dahin. Der Ausdruck ist trotz aller Klarheit gedrängt. Mit wenigen Worten baut der Dichter vor unserm geistigen Auge einen schimmernden Königspalast inmitten paradiesischer Gärten auf oder führt uns in einen strahlenden Thronsaal, kurz die ganze Märchenpracht des Orients, wie wir sie aus 1001 Nacht kennen, zaubert er mit wenigen Strichen vor uns herauf. Wiederholungen vermeidet er vermöge seines Reichtums an treffenden, oft kühnen Bildern und Vergleichen, den Erzeugnissen seiner überquellenden Phantasie. So z. B. veranschaulicht er das Nahen des Morgens, den Anbruch des Tages stets durch ein neues überraschendes Bild von hoher poetischer Schönheit, während Homer hiefür fast nur sein stereotypes „*ημος δ'ηϱιγενεια φανη ϱοδοδακτυλος ημαϱ*" (als aber die frühgeborene, rosenfingrige Morgenröte erschien, hat. —

Was epische Technik anlangt, so weist Firdusi zahlreiche überraschende Aehnlichkeiten, ja Uebereinstimmungen mit Homer auf, den er doch nicht gekannt hat. So z. B. schildert er nicht die Rüstung des Sohrab, sondern erzählt, wie er sie sich anlegt, schildert also durch Handlung (vergl. Jlias II, 41, wie Agamemnon sich rüstet); wir finden bei Firdusi mehrmals eine Mauerschau (vergl. Ilias III, 161—243, Priamos und Helena am skäischen Tore), die uns mit den Helden eines Heeres bekannt machen soll. So lässt sich Sohrab von den Zinnen eines eroberten Schlosses aus von einem gefangenen Perser die Helden des persischen Lagers zeigen und nennen, eine dramatisch belebte Szene wie bei Homer. Ferner halten auch die persischen Recken vor dem Kampfe gerne noch lange Reden, gleich den Gestalten der Ilias, und dergl. mehr. Gleich Homer ist Firdusi auch ein Meister der Charakterisierungskunst, trotz der Fülle von Gestalten, — die in seinem Werke auftreten, ahmt er sich doch nie selbst nach, sondern verleiht ihnen stets ein individuelles Gepräge, auch den weiblichen Gestalten, die bei ihm eine weit grössere Rolle spielen als bei dem Hellenen. Dagegen gelingt es ihm nicht immer, in seine zahlreichen Schlachtenschilderungen Abwechselung zu bringen; auf die Dauer wirken sie ermüdend und langweilig; wie besonders im „Kampf der elf Recken", einer seiner schwächeren Dichtungen. Indes ist dieser Fehler allen Heldenepen gemeinsam; die Schlachtenschilderungen Ariosts und Tassos ebenso wie die Homers kranken daran, dass sie zu oft wiederkehren. Im Unterschiede von Homer verhältnismässig selten macht Firdusi von dem Kunstmittel der Episode Gebrauch; die Haupthandlung ist bei ihm meist so stürmisch belebt, dass sie förmlich zum Schlusse drängt und keine Verzögerung dulden will. Hingegen wagt er es doch hie und da, meist am Beginn oder Ende eines Gesangs, durch eingestreute Betrachtungen den Gang der Handlung zu unterbrechen. Man kann dies tadeln und dabei auf Homer verweisen, der seinem Werke völlig objektiv gegenübersteht und seinen Gedanken nur durch seine Gestalten Ausdruck verleiht. Aber man sieht gerne darüber hinweg, gefesselt durch den tiefen Gehalt dieser Reflexionen, in denen sich abgeklärte Lebensweisheit und ein erhabener, massvoller Pessimismus aussprechen. Das bei Homer so häufige Kunstmittel des Humors endlich wendet Firdusi äusserst selten an, weil sein Stoff zu erhaben, zu tragisch, seine Darstellung zu pathetisch ist. Er ist vor allem ein selbst Shakespeare nicht nachstehender Meister in der Darstellung des Tragischen und das verleiht seinem Werke jene erschütternde Wucht, jenen grandiosen Charakter, wie wir ihn höchstens noch bei Dante finden.

Betrachten wir nun zum Schlusse einige Sagen des Königsbuches eingehender! Eine der schönsten Dichtungen der Weltliteratur, ein würdiges Gegenstück zu Romeo und Julia, ist die Sage von Sal und Rudabe, in der Firdusi eine Zartheit und Innigkeit zeigt, die man nach der düstern Tragik des Vorhergehenden kaum bei ihm erwartet hätte. Den Stoff des Hildebrandsliedes behandelt, wie oben erwähnt, die Sage von Sohrab, in der sich auf verhältnismässig geringem Raume eine solche Fülle von Leben findet, von grossen Gestalten und Taten, wie selten in einer Dichtung. Das ganze, dem Fluge eines Meteors gleichende Heldendasein des Sohrab wird uns darin vorgeführt; sonnig und heiter beginnt die Sage, in erschütternden Tönen tiefsten Vater- und Mutterschmerzes klingt sie aus. Mit unheimlicher Wucht und Konsequenz schildert Firdusi hier das Walten des Fatums, das auf jede Weise eine Erkennung zwischen Vater und Sohn vereitelt. Der zweimalige Kampf zwischen beiden Giganten ist unübertrefflich spannend dargestellt und reich ausgeschmückt mit grossartigen Vergleichen, die uns die Furchtbarkeit dieses Ringens zweier ebenbürtiger Gegner veranschaulichen. Ein vollendetes Kunstwerk in jeder Hinsicht, in der wirkungsvollen Gliederung des Stoffes, in der Zeichnung der Charaktere, in der psychologischen Vertiefung der Gestalten, eine harmonische Mischung von Humor, breiter, epischer Behaglichkeit, düsterer Tragik und heiterem Glücke ist die Sage von Bischen und Menische, in der die Idee der Humanität, der selbstlosen Treue und edlen Versöhnlichkeit gegenüber dem Feinde behandelt ist. In ihr erkennen wir die geistige Verwandtschaft die Firdusi mit Homer (Ilias XXIV, Priamos und Achilleus; Odyssee VI ff., die Phäaken, Nausikaa; Penelope) ebenso wie mit Goethe (Iphigenie auf Tauris) verbindet. Welche Fülle von allgemein menschlichen Zügen, von tiefer Menschenkenntnis ist darin enthalten! Wie ergreifend ist der Schmerz des Vaters um seinen einzigen Sohn, die hingebende Treue der Menische im Unglück gegenüber Bischen dargestellt! Diese Menische ist überhaupt eine der schönsten Frauengestalten der Weltliteratur: treu, anschmiegend, zärtlich aufopfernd, klug, tätig und im entscheidenden Augenblick entschlossen und verschwiegen, eine rührende, liebenswerte Gestalt, die persische Gudrun. Ist dies die vollendetste und edelste, so ist die letzte Sage von Rustem und Isfendiar die grossartigste und erschütterndste Dichtung Firdusis, von elementarer Wucht und düsterer Tragik. Hier hat der greise Dichter noch einmal seine ganze Kunst aufgeboten und eines der ergreifendsten und gewaltigsten Werke aller Zeiten geschaffen.

So ist das Schahnameh, wie die Homerischen Epen, Dantes Divina comedia, Goethes Faust, eine jener grossen Dichtungen, in denen ein ganzes Volk, eine ganze Epoche der Menschheitsgeschichte ein unvergängliches Denkmal gefunden hat, und wie jene verdient es daher ein Gemeingut aller Gebildeten zu werden, eine Anschauung, der bereits der Dichter selbst in jener von titanischem Feuer beseelten und von prophetischem Geiste erfüllten Satire auf Schah Mahmud Ausdruck verliehen hat in den Worten:

Viel Männer lassen sich als gross begaffen,
Doch kein Firdusi war vor mir erschaffen.
In Worten, deren Schimmer nie verblasst,
Hab' ich dies Buch der Könige verfasst.
Sie alle starben längst, doch ich beschied
Ein ew'ges Leben ihnen durch mein Lied.
O Schah! Ein Werk liess ich dir zum Vermächtnis,
Das nie vergeht, als einziges Gedächtnis
Wird es von dir auf Erden hinterbleiben,
Wenn man dich selbst vergass und all dein Treiben....
Und den gewalt'gen Bau, den ich erhoben,
Verzehrt nicht Regen noch der Stürme Toben.
So lang die Welt besteht, die Jahre kreisen,
Wird, wer Verstand hat, meine Dichtung preisen.....
Durch das Gedicht, das ich hervorgebracht,
Hab' ich die Welt zum Paradies gemacht.

Le Cas du lieutenant Sigmarie.

Die Geschichte des Leutnant Sigmarie von **Jean Pommerol.** *)

Auch jenseits der Vogesen ist neuerdings der „bunte Rock“ zum Gegenstand literarischer Betrachtung geworden, und Deutschland steht nicht mehr allein mit seinen „kleinen Garnisonen“. Frankreich, das die Folgen der unglücklichen Dreyfus-Affäre nicht vollständig verwischen konnte, hat Ende vorigen Jahres in der „Revue de Paris“ einen Roman erscheinen sehen, dessen Autor mit grossem Freimut die Hand auf die Wunden des Militärstandes seiner Heimat legt. Das Tendenziöse des Werkes wird durch die psychologische Grundlage, die das ganze trägt, gemildert, und letztere, gepaart mit einer markigen, von Realistik durchtränkten, jedoch nicht unedel gehaltenen Sprache, erhebt das Buch aus der niederen Sphäre des banalen Sensationsromans in das höhere Gebiet der literarischen Kunsterzeugnisse.

Es spiegeln sich nämlich alle äuseren Eindrücke in dem reizbaren, hyperempfindsamen Gemüt eines jungen Leutnants wieder, den Naturanlage und Erziehung in nicht genügender Weise für seinen Beruf gestärkt haben. Nach tausend kühnen Hoffnungen sieht er sich in seinem Beruf enttäuscht, und da er nicht die Kraft besitzt, gegen die moralische Depression, die sich seiner bemächtigt, anzukämpfen, geht er schliesslich an sich selbst verzweifelnd zugrunde.

Die Tragik liegt in dem stufenweisen Sinken des Helden, in einer moralischen Vereinsamung („unter Larven die einzig fühlende Brust“, wäre man versucht auszurufen) und in der raffiniert systematischen Weise, mit der das Leben ihm ein Ideal nach dem anderen entreisst.

Viktor Sigmarie entstammte einem in Militärkreisen hochangesehenen Geschlecht. Valmy, Inkermann und Gravelotte hatten den Namen seiner Familie verherrlicht, und als der junge, von Begeisterung erfüllte Leutnant einen Ruf nach einer kleinen Garnisonstadt erhalten hatte, war er unter den verheissungsvollsten Anzeichen in die Armee aufgenommen worden. „Leutnant Sigmarie, seien Sie uns willkommen! Ein Stern schmückt ihre Stirne! Ich begrüsse in Ihnen ein ganzes Geschlecht französischer Helden, die sämtlich auf dem Feld der Ehre gefallen sind!“ Mit diesen Worten hatte ihn der Oberst eingeführt und mit Begeisterung hatte er auf die Fahne hingewiesen, deren blau-weiss-rote Seide in goldenen Lettern stolz die Namen französischer Siegestage zur Schau trug, „und hier ist Ihr Adelsbrief, Leutnant Sigmarie!“

Wie hätte er diesen Beruf nicht mit Begeisterung ergreifen sollen, er, den in seiner frühesten Kindheit alle an die glorreiche Vergangenheit seiner Ahnen erinnerten, den sogar seine Bonne mit Vorliebe nach Versailles brachte, damit er dort auf einem Gemälde von Horace Vernet seinen tapferen Grossvater bewundern könne, er, der aus dem Munde seiner geliebten Mutter oft die Worte vernehmen konnte: „Bis ins innerste Mark hinein soll er sich als Soldat fühlen!‘

Hätte die edle Frau es nur besser verstanden, einen Charakter aus ihm zu bilden, einen Mann, der mit fester Stirn dem, was Leben und Beruf mit sich bringen sollten, hätte entgegensehen können. Ahnungslos trug sie dazu bei, Keime zu schweren Konflikten in seine Seele auszustreuen. Sie versäumte nichts, das geeignet war, Weichheit des Gemüts bei ihm zu erzeugen und übersah dabei vollständig, dass der für ihn ersehnte Beruf Eigenschaften ganz anderer Natur erfordert hätte. Auch verstand sie es nicht, in die schweren

---

*) Erschienen bei Calmann-Lèvy, Paris.

Aufgaben, die ihrer als Mutter eines jungen Offiziers warteten, hineinzuwachsen, und als sie den heranreifenden Sohn sich ihr entfremden fühlte, versagte sie vollständig. Sie behandelte ihn wie ein Kind, und durch Nörgeleien und Moralpredigten beraubte sie ihn des letzten Restes kindlichen Vertrauens. Von Verständnis konnte zwischen Ihnen keine Rede mehr sein; als er in der schwersten Stunde seines Lebens ihr seine Bedenken über die Mängel seines Berufs mitteilte, konnte sie nichts anderes tun als ihn mit scharfen Worten auf den blinden Gehorsam seinen Vorgesetzten gegenüber hinzuweisen.

Auf die Dauer nämlich hatte die Begeisterung der ersten Tage nicht standgehalten. Zwar hatte er sich zuerst mit einer wahren Wollust den militärischen Aufgaben hingegeben; er war ganz darin aufgegangen, so dass Freuden und Genüssen nur eine bescheidene Stelle in seinem Leben eingeräumt wurde. Noch war der Augenblick nicht gekommen, wo der perverse Verkehr mit Dirnen ihm das Lebensmark aussaugen sollte; ihm winkte in der Ferne vielmehr eine andere, deren Besitz ihm viel herrlicher als alles erschien: die Göttin des Ruhmes! Aber selbst dieses ehrgeizige Gefühl war nicht fähig, ihn dauernd über die Schwächen eines Berufs hinwegzutäuschen, für den er nicht geschaffen war. Die Missstände, die er bemerkte, regten ihn zum Nachdenken an und spitzten sich zu bedeutungsvollen Problemen zu, mit denen er in seinem Innern schon schwer rang.

So hatte er versucht, seine Aufgabe den Rekruten gegenüber, möglichst hoch aufzufassen und dem einzelnen Soldaten gerecht zu werden. Doch bald sah er ein, dass dieses unmöglich war, weil die Armee eine riesige Menschenherde, einen Massenbetrieb darstellte, bei dem der einzelne verschwinden musste. Die Illusion einer harmonischen Einheit wurde zwar durch die allen gleichmässig erteilte militärische Unterweisung geweckt; aber sie war eben nur eine Illusion. Sie behandelte die Rekruten wie unbeschriebene Blätter und nahm keine Rücksicht auf die verschiedenen, subjektiven Elemente, die jedes einzelne in sich trug. Ebenso kommt ihm der ganze militärische Drill, auf den so viel Zeit verwendet wird, wie unnütze Spiegelfechterei vor. Er erreicht ja nicht einmal seinen Zweck, die Soldaten zu Kämpfern heranzuziehen. Angesichts dieser Schwierigkeiten frägt er sich zuletzt mit Entsetzen: „Entspricht überhaupt die Armee unserer Tage den zeitgemässen Bedürfnissen? Sollte bei den heutigen persönlichen Freiheitsbestrebungen aller Stände der Staat noch den einzelnen zwingen dürfen, Soldat zu werden? Wäre es nicht zum Besten der Armee selbst, wenn sie sich nur aus Berufssoldaten rekrutierte, die mit Leib und Seele ihrem Beruf nachgehen würden? Und sollte in unseren Tagen, die sich je mehr und mehr internationalistischen Bestrebungen zuwenden, die Zahl der Heere und der darin befindlichen Soldaten nicht verringert werden?“ *)

Selbst der Zusammenhang mit ihrer Nation ist der Armee verloren gegangen, und Sigmarie wird dies unter tausend Schmerzen klar. Das Heer ist dem Volk ein Gegenstand des Mitleids, der Verachtung, ja des Hasses geworden. Sie wird als unnötiger Ballast („un poids mort“) empfunden, den die Nation aus Gewohnheit noch mit sich fortschleppt. Der Bauer beklagt die hohe Zahl der Kasernen, der Steuern wegen und erblickt in dem Heer nur eine lästige Institution, welche seine Söhne ein paar Jahre vom Pfluge abruft und sie ihr Leben vergeuden lehrt; der sozialistisch angehauchte Bürger redet von dem Schweiss der Arbeiter, der triefen muss, um den Herren Offizieren goldene Tressen und Mätressen zu verschaffen, die höhere Bourgeoisie, die früher gern in den Offizieren ihre künftigen Schwiegersöhne begrüsste, lässt sie nunmehr unbeachtet, da sie kein Geld und keine Freiheit besitzen.

Und er selbst, Sigmarie, fing mit der Zeit an, sich seines Berufs zu schämen. Der Krebsschaden seines Standes war der Müssiggang. Kam er an Stätten der Industrie, oder des intellektuellen Lebens vorbei, so fühlte er, dass ihm die Schamröte in das Gesicht stieg. Er schämte sich dann seines Faullenzerlebens. Zumal bei den jüngeren Offizieren fällt der Mangel jeder ernsteren Beschäftigung auf. Das geisttötende Eindrillen von Rekruten, das dem modernen Empfinden so fernsteht, verflacht die jungen Offiziere und lässt ein Interesse an höheren Dingen überhaupt nicht aufkommen. In dem „Cercle militaire“ befindet sich wohl eine Bibliothek, doch benützen die jungen Leutnants den Raum nur, um darin zu spielen. Was ihnen an Mussestunden sonst noch übrig bleibt, das verbringen sie mit Frauen der niedersten Volksschichten. Die höheren Offiziersgrade entbehren daher auch des Idealismus, aus Lappalien wird eine Haupt- und Staatsaktion gemacht, und man streitet sich z. B. allen Ernstes und mit der nötigen Erbitterung um die wichtige Frage, ob die Knöpfe an der Feldwebeluniform auf der rechten oder auf der linken Seite zuzumachen seien. Dazu kommt noch das materielle Elend, mit dem die Offiziere zu kämpfen haben: ein kargbemessener Sold und grosse Ausgaben. Die natürliche Folge ist für jeden Nichtvermögenden unter ihnen das Kontrahieren von Schulden.

Wohin Sigmarie auch blicken konnte, überall fand er Enttäuschung. Er wollte seinem Elend entgehen und glaubte, in den Kolonien Rettung finden zu können, Rettung vor den skeptischen Gedanken der Armee gegenüber, Rettung aber auch vor sich selbst; denn trotz der höheren Einsicht, die er besass, fühlte er nicht die Kraft in sich, in neue Bahnen einzulenken. Von den Kolonien aber versprach er sich viel. Dort war von einem Massenbetrieb nicht die Rede, das Heer war kleiner; daher war das Verhältnis vom Offizier zum Untergebenen patriarchalisch, beide waren mehr auf einander angewiesen und standen einander näher; auch liess die stets andauernde Gefahr den Tätigkeitstrieb nie einschlafen. Ja, die Kolonien mussten Hilfe schaffen! Leider verhinderte ihn ein Unfall an der Abreise und als er wieder genesen war, hatte man seine Stelle besetzt, und er musste von neuem das ihm verhasste Kasernenleben in Frankreich durchkosten. Eines Tages jedoch erfüllte sich sein Wunsch, doch ganz anders, als er es früher gedacht hatte. Er kam nach Algerien, aber als ein physisch und moralisch gebrochener Mensch, beinahe als Sträfling. Er siechte dahin, und hatte selbst die Achtung vor sich selbst verloren. In einer Nacht, bei Gelegenheit eines Ueberfalls von Feinden, schwang sich der Fieberkranke auf ein Pferd, jagte durch die Wüste, fand in der Tasche eines gefallenen Muhammedaners einen Revolver und drückte ihn ab gegen sich selbst. „Und so starb Viktor Sigmarie, der Offizier mit dem ruhmvollen Namen, auf dessen Stirne ein Stern geleuchtet hatte.“

Er ist zugrunde gegangen; ob aber an den Problemen des Militärwesens, die ihn bewegt haben, sei dahingestellt. Er war vor allen Dingen ein schwacher Charakter; auch in den Kolonien hätte er sicher dieselben Konflikte durchgemacht, und die Frauen und die Schulden hätten ihn auch

---

*) Diese Fragen finden ihre Lösung von selbst, wenn es sich statt um Kriegsheere, nur noch um die Exekutive einer obligatorischen internationalen Friedensjustiz handeln wird. D. Red.

ohne militärische Probleme an den Abgrund führen können. Schade aber um Probleme, wenn sie von Schwächlingen getragen werden! Julius Roccarossa.

Lyrik und Roman.

Wie ein letztes zuckendes Stossgebet eines Totgeweihten hat die ersterbende Saison eine ganze Anzahl Bücher auf den Markt geworfen. In ihren bunten Hüllen liegen sie vor mir, zuweilen in der individualistischen Note ihres Aeussern, auf ihren Inhalt Schlüsse gestattend und zu nachdenklichen Betrachtungen über die moderne Buchkunst anregend. Indessen, wir können uns hier nicht mit kunstgewerblichen Betrachtungen beschäftigen, sondern wollen lediglich die vorliegenden Neuerscheinungen auf ihren literarischen Wert prüfen. Hie und da mag ein empfehlendes Wort den Leser zur Lektüre bestimmen oder ihm für die wechselnden Zustände der Seele den passenden Gefährten nennen. —

Ich beginne mit den neuen lyrischen Werken, da es vor allem dem Lyriker beschieden ist, die Geheimnisse von Seele und Leben zu Symphonieen zu formen, die die intimsten Regungen wiedergeben und die verschwiegenen Rätsel des eigenen Ich lösen. — Paul Ilg spendete ein Bändchen Gedichte (Verlag Wiegandt u. Grieben, G. K. Sarasin). Es sind schöne, schwungvolle Verse, voll tiefen, wahren Empfindens, an denen man seine Freude haben kann. Ilg besitzt eine anmutige, bilderreiche Sprache und die fünf Teile seines Werkes: Unterwegs und Daheim, Liebesblätter, Natur und Seele, Gedanken und Gestalten, Schwänke zeigen, dass dieser Poet vollauf die Gabe besitzt, das innere Erlebnis zum Bilde zu gestalten. In Lust und Ernst, immer findet der hochbegabte schweizer Dichter den richtigen Takt und so dürfen wir noch viel Schönes von ihm erwarten. — Auch Richard Dehmels Gedichte, von denen der dritte Band soeben erschienen ist, (S. Fischer), seien als Lektüre für die nachdenksamen Stunden empfohlen. Aus dem „Weib und Welt“ betitelten Buche klingt die Sehnsucht nach dem Weibe und der letzte Gruss an das Leben, klingt Liebesleidenschaft und Todesbrunst, die Freude an der Welt und am Schönen. Geistvoll wie immer zeigt sich Dehmel auch in diesen Liedern, von denen etliche völlig neu sind; aber wenn der Poet sich zu Versen an seine Freundin begeistert, wie: Solche Gedichte, meine braune Geliebte, könnt' ich dir noch viertausend und einige dichten an Einem Nachmittag; und die würden meine vielen verehrten neuen deutschen und neusten jüdischdeutschen lyrischen Brüder sicher furchtbar rühmen“, so sehen wir freilich, dass Dehmel sein Publikum wohl genau kennt, indessen, das „verstärkte Leben“, das uns die Lyrik geben soll, vermögen wir in dieser selbstgefälligen Spiegelung nicht zu erblicken.

Von den Romanen nenne ich in erster Linie „Ott, Alois und Werelsche“ von Albert Steffen (bei S. Fischer). Das Buch erzählt, wie drei junge Menschen mit einander Freundschaft schliessen und wie dann die Verschiedenheit ihrer Lebensanschauungen sie allmählich für einander bessere Lebensregeln finden lehrt. In wehem Tiefbegreifen geht ihnen die alte Wahrheit auf: Leben heisst Verzicht leisten auf Glück und Gut, und so wandelt sich ihnen das Begehren nach dem Weib in die Liebe zur Menschheit und jeder von der drei Freunden wird „Herr und Nützer eines vergangenen Lebens.“ Werelsche nimmt alle Eitelkeit der Menschen auf sich und sie fällt von ihm ab, er lernt die Sprache der Armen verstehen, und wirkt als Arzt im Gefängnis unter seinesgleichen. Ott ist Maler und Wärter in einem Kinderspital geworden, und Alois lebt mit Maurern und Handlangern. Die Dichtung scheint von den reinen Ideen Tolstois beeinflusst, und der neue Autor, dessen Buch reich an schönen und wahrheitsgetreuen Bildern ist, dürfte bald allgemeine Anerkennung finden. — Wie dieser Roman sich als Erziehungsroman ausweist, so kann auch „Bath“, Roman von Moriton v. Mellenthin (bei Pierson) der gleichen Gattung beigezählt werden. Indessen die Lebensgeschichte der Offizierstochter Bathilde, die schwere Schicksalschläge durchlebt, bis sie als Mitleiterin einer Fabrik in Amerika einen Lebenszweck findet, wäre etwas wirksamer geworden, wenn sie kürzer gefasst worden wäre. — Dagegen erfüllt Heinrich Manns neuer Roman „Zwischen den Rassen“ (bei Albert Langen, München) die hohen Anforderungen, die wir an ein wertvolles Werk stellen dürfen. Hier bietet sich dem Leser eine völkerpsychologische Studie, hier werden in feiner dichterischer Beobachtung die zartesten Probleme der Seele betrachtet und erläutert. Wenn schliesslich die Heldin, in der sich deutsches und welches Blut mischen, noch mannigfachen Prüfungen und wechselvollen Erlebnissen, nach Freundschaften und Liebschaften in den sonnigen Landen des Südens, die wahre Liebe bei den scheinbar so kalten Deutschen findet, so ist dies durchaus nicht als Patriotismus, sondern als die Anerkennung eines Volkscharakters zu betrachten, der weniger Wert auf die Kultur der Umgangsform als auf die der Seele legt. In der modernen Romanliteratur hat sich Mann mit diesem Werk einen bleibenden Platz erobert. — Auch Schalom Asch, dessen Drama „Der Gott der Rache“ wir in diesen Blättern erwähnten, hat einen wirkungsvollen Novellenband „Bilder aus dem Ghetto“ (bei S. Fischer) veröffentlicht. Wiederum interessiert dieser Autor durch die Naturalistik seiner Schilderungen. In engen Gassen sehen wir ein armes Volk leiden, in engen Schulstuben die Kinder schmachten, und ein Sehnen nach der goldenen Sonne der Freiheit und den blinkenden Sternen des Glücks glimmt in diesen Herzen. (Aber als endlich der Glutenbrand an das Licht dringt, da verzehrt die Flamme Freund und Feind, und wie ein Totenlied erklingt die schwermutvolle Weise „Zieht, Juden, zieht in die Verbannung hin.“ Eine uns unbekannte Welt spricht aus diesen Erzählungen. Bei der Arbeit, beim Beten, bei religiösen und bürgerlichen Festen, bei allen Geschehnissen des Lebens belauschen wir die Bewohner des Ghetto, und eine seltsame Poesie voll schwermütiger Freude und sehnsüchtigen Leides erschliesst sich unseren Blicken.

Max Kirschstein.

Angelo Neumann und Richard Wagner.

Wie ein grosser Roman zieht das Leben Richard Wagners an uns vorüber, wenn wir die Dokumente lesen, die Angelo Neumann, der Direktor des Deutschen Landestheaters in Prag soeben im Verlage von L. Staackmann in Leipzig veröffentlicht hat. Neumann war in mehr als einer Hinsicht der Apostel des Bayreuther Meisters, und seine „Erinnerungen an Richard Wagner“ gehören zu den wichtigsten Schriften, die über die Entwickelung des grossen Dichterkomponisten existieren.

Die Aufzeichnungen Angelo Neumanns reichen zurück bis in das Jahr 1862. Neumann war damals noch junger Hofopernsänger, der Wagner sehr oft begegnete, wenn dieser aus den Proben kam, zumeist im Gespräch mit sich selbst, in der Hand das grosse rote Taschentuch,

„Auf dem braunen Haupthaar sass gewöhnlich ein Zylinderhut, und den Leib bedeckte ein dunkler, fast niemals zugeknöpfter Schlussrock." Zwei Jahre später bewohnte Angelo Neumann während eines Gastspiels in Stuttgart das Hotel Marquardt, wo auch Richard Wagner abgestiegen war, der sich damals in so fürchterlicher Geldverlegenheit befand, dass er nicht einmal sein Mittagessen bezahlen konnte, bis ihm einige Wochen später ein Sendbote das glänzende Anerbieten Ludwigs II. überbrachte. Dann kam Bayreuth und der erste Triumphzug für den Ring. Neumann hegte den Plan, den Ring durch Aufführungen einer Mustertruppe in Deutschland bekannt zu machen, und Wagner begünstigte diesen Plan, da er auf solche Weise künstlerisch wie materiell seine Rechnung zu finden hoffte. So kam der Ring nach Leipzig, Karlsruhe und endlich Berlin, wo der ganze Hof inmitten der gesamten Berliner Künstlerschaft und Intelligenz den Vorstellungen beiwohnte.

Bei den Vorbereitungen war der Komponist häufig selbst als Regisseur tätig. So berichtet Neumann über eine Probe zur Walküre: „Er zeigte Sieglinde, wie sie in Siegmunds Schoss den Kopf zu legen und zu entschlummern habe, er hielt darauf, dass Brünnhilde bei der Todesverkündiugng den rechten Arm an den Hals des Pferdes lege und Schild und Speer mit der Linken fasse. Der Kampf zwischen Hunding und Siegmund war nicht nach seinem Sinne geraten. Kaum hatten die beiden Gegner die ersten Schwertstreiche gewechselt, da geschah etwas, was uns für einen Augenblick starr vor Schrecken machte. Mit der Behendigkeit eines Akrobaten schwang sich der achtundsechzigjährige Wagner auf die Logenbrüstung, und lief auf dem schmalen, luftigen Rampenvorsprung geschickt balanzierend voll Ungeduld bis zur ersten Proszeniumloge vor, um sich von da auf die Bühne zu schwingen. Dort nahm er Siegmunds Schwert und führte mit Hunding hoch oben am Joch den Kampf aus. Dann liess er sich bei dem gegebenen Stichworte hart an der Grenze des Abgrundes niederfallen; der Kopf kam etwas erhöht zu liegen, der linke Arm nach der Seite des Publikums schlaff herabhängend: dies alles mit einer Geschicklichkeit, um die ihn jeder Fünfundzwanzigjährige hätte beneiden können. Diese Kampfszene zwischen Hunding und Siegmund wurde auf Anordnung Wagners bei der Probe so lange wiederholt, bis sie ganz nach seinem Wunsche ausgefallen war. Sodann liess er Wotans tödliches „Geh!" kurz und scharf abbrechen, und man musste die Waffen und hierauf den Körper Hundings zu Boden niederrasseln hören."

Einer künstlerisch im höchsten Grade erfolgreichen und auch finanziell recht befriedigenden Tournee durch Italien folgten neue Enttäuschungen, als die für Paris geplanten Lohengrin-Aufführungen 1881 infolge einer von deutschenfeindlicher Seite ins Werk gesetzten Hetze scheiterten. Dagegen kamen im Mai 1882 trotz mancher Schwierigkeiten in London glänzende Ringaufführungen zustande.

Eins der interessantesten Kapitel ist der Parsifalfrage gewidmet. Nur allzugerne hätte Angelo Neumann auch diesem herrlichen Werk durch eine Rundreise Freunde geworben, aber Wagner schrieb ihm: „Der Parsifal ist nirgends anders aufzuführen als in Bayreuth, und zwar aus innern Gründen, die z. B. meinem erhabenen Wohltäter, dem Könige von Bayern, so bestimmt einleuchten, dass er sogar von einer Wiederholung der Bayreuther Aufführungen auf dem Münchener Theater ganz abstand. Nie darf und kann ich den Parsifal von anderen Theatern aufführen lassen: es sei denn, dass sich ein wirkliches „Wagnertheater" ausbilde, ein Bühnen-Weih-Theater, welches wandernd das über die Welt verbreite, was ich bis hierhin rein und voll auf meinem Theater in Bayreuth gepflegt habe."

Noch heute ist der Parsifal das Vorrecht Bayreuths und er dürfte es — mit Recht — noch lange bleiben.

Fritz Droop.

Die Heilwirkung der D'Arsonvalisation.

Für die Heilwirkung der D'Arsonvalisation oder für die Bekämpfung gewisser Krankheiten mit Strömen von hoher Frequenz und Spannung (Tesla-Strömen) hat man bis jetzt in Deutschland weniger Interesse und Verständnis bekundet, als in Frankreich. Vor einiger Zeit hat zwar Dr. Julius Baedeker die Ergebnisse seiner mit Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Eulenburg angestellten Untersuchungen über die physiologisch wichtigsten Einflüsse und die therapeutischen Wirkungen der D'Arsonvalisation in einer besonderen Schrift zusammengestellt und die Wirkungen des besagten Verfahrens auf die Atmung und den Blutdruck dargetan. Aber auch diese Veröffentlichung fand nicht die Beachtung, die sie verdient hätte, obwohl Dr. Baedeker noch speziell darauf hinwies, dass die französischen Aerzte Dr. Gandil und Dr. Doumer in zahlreichen Fällen von Lungentuberkulose durch die D'Arsonvalisation Besserungen erzielt haben, wie kein anderes Verfahren sie aufzuweisen hat, — Besserungen, die einer völligen Heilung gleichkamen.

Neuerdings erstattete der „Berl. Klinischen Wochenschrift" zufolge im Berliner Verein für innere Medizin, Dr. Nagelschmidt, der in Paris Studien über die D'Arsonvalisation angestellt hat, Bericht über seine bezüglichen Versuche. Nach der Ansicht desselben „haben die Hochfrequenzströme eine nachweisbare therapeutische Wirksamkeit. Wie andere Autoren, beobachtete auch er nach Behandlung im Solenoid eine Besserung des Allgemeinbefindens und vor allem eine gute Wirkung gegen Schlaflosigkeit. Er hat lancinierende Schmerzen und gastrische Krisen der Tabiker auf lange Zeit verschwinden sehen und mit sehr gutem Erfolg Neuralgien behandelt. Bei direktem Kontakt werden die Ströme nicht gefühlt. Entfernt man langsam die Elektroden, so springen starke Funken über, die aber nur sehr wenig schmerzhaft sind. Eine sehr wichtige Tatsache ist die, dass es mit Hilfe der Hochfrequenzströme bei einer besonderen Anordnung der Elektroden gelingt, schmerzlos ganz kolossale Muskelzuckungen auszulösen; wie sich in dieser Beziehung erkrankte Nerven und Muskeln verhalten, muss weiter nachgeprüft werden."

Es sei hier ferner darauf hingewiesen, dass Dr. A. Moutier in Paris seit geraumer Zeit auch die Arterien-Verkalkung durch die D'Arsonvalisation erfolgreich bekämpft.

In meiner Schrift „Organische Neubildung und Regeneration oder: Die Biologie im Lichte der Fulgurogenesis" (Berlin, Otto Dreyer, 1903) heisst es bezüglich der Heilwirkung der Hochfrequenzströme u. a.:

„Nach dem Prinzip der Fulgurogenesis üben die hochgradigen elektrischen Ströme bei entsprechender Wechselfrequenz eine belebende, bezw. regenerierende Wirkung aus. Durch den elektrischen Hochfrequenzstrom wird man daher imstande sein, die schwersten Krankheiten zu heilen, wie Krebs, Tuberkulose, Zuckerharnruhr, Lähmungen, Herz- und Hirnkrankheiten etc. Die Heil- und Regenerationskraft der elektrischen Hochfrequenzströme beruht speziell darauf, dass sie eine aussergewöhnliche, den Kreislauf des Blutes neu belebende, regulierende und tonische Wirkung ausüben, und auf diese Weise die Reaktionsfähigkeit des Organismus gegenüber Infektionen und Abnormitäten aller Art steigern, Stockungen des Blutes, sowie Lähmungen der Nerven und Muskeln beseitigen und abnormen Wucherungen Einhalt tun."

Hiernach ist der D'Arsonvalisation, die in der Fulgurogenesistheorie ihre rationelle Erklärung findet, eine noch weit grössere Tragweite zuzuerkennen, als selbst die französischen Aerzte sie ihr bis jetzt beigemessen haben.

Dr. Eduard Loewenthal.

Gedichte.

Mondnacht.

Von Rodrignez Velasco.
Aus dem Spanischen von Otto Agnes.

Wenn träufelnd goldnes Mondlicht niedersinket,
In Stille dunkle Schattennacht zu baden:
Mein Auge einer Schwesterseele winket,
Durch weite Räume an des Traums Gestaden.

Und träumend steige ich zu andern Welten
Und suche Seelen, die mir längst entschwunden,
Zu denen es mich zieht, den treugesellten,
Mit tiefgeheimnisvollen Liebesbanden.

Wie schön bist du, o Mond, in deinen Strahlen,
Wenn sie in meine milde Seele giessen
Mit deinem Licht der Trauer stille Qualen,
Dass der Erinn'rung alte Wunden fliessen.

Nur eine Liebe gibt es, ewig, heilig,
Wie dieser Himmel rein, wie dieses Glänzen.
Ach, ich verlor dich, doch ich lieb' dich heilig,
Nur dich, o Mutter, dich nur ohne Grenzen.

Wenn diese gold'nen Strahlen niedertauen
Herab auf mich in stiller, sanfter Süsse,
Die Mutter seh' ich auf mich niederschauen,
Und tausch' mit ihr des Herzens Liebesgrüsse.

* * *

Krieg dem Kriege.

Wohlauf, lasst uns zum Kampfe schreiten,
Zum Kampfe gegen Menschenmord!
Hinweg mit allen Völkerstreiten,
Fort mit den Mordwerkzeugen fort!

Nach Frieden rufen die Nationen, —
Wer ist's, der sie zum Kriege hetzt?
Wenn sich umschlingen Millionen,
Wer ist's, der da nach Blute lechzt?

Nicht woll'n wir unsres Schweisses Früchte
Noch länger solchem Spiele weih'n.
Wo sie im Keim stets wird zunichte, —
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n!

Mög' denn der Friedensruf ertönen,
Wie Sturmesbrausen durch die Welt! —
Wenn die Nationen sich versöhnen,
Wer wär's, der sich dazwischen stellt?

Wohlauf denn, auf zum letzten Kriege, —
Zum Kriege gegen jeden Krieg!
Die Völkerfeindschaft war nur Lüge,
Dies ist uns Bürgschaft für den Sieg!

Eduard Loewenthal.*)

Bücher - Besprechungen.

Das Werden der Welten. Von Svante Arrhenius. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Bamberger (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. 1907).

Arrhenius, der bekannte Professor der physikalischen Chemie an der Universität von Stockholm, der sich besonders durch seine Studien über die sog. Dissoziationstheorie hervortat, beschäftigt sich in vorliegendem Buche mit kosmogonischen Fragen. Er glaubt nicht an die Möglichkeit einer Selbsterzeugung des Lebens und, um die Möglichkeit vom Auftreten des Lebens auf den Planeten verständlich zu machen, nimmt er seine Zuflucht zu der bekannten Lehre von der Panspermie d. h. der Uebertragung von Sporen oder Lebenskeimen vom einen Teil des Weltalls auf andere Teile desselben. Dieser Lehre sucht Arrhenius durch seine Theorie vom Strahlungsdruck eine bestimmtere Grundlage zu verleihen. Damit ist selbstverständlich die Entstehung des Lebens an sich nicht erklärt. Ueber diese wichtigste Frage der Philosophie und Naturforschung will der Stockholmer Gelehrte sich überhaupt den Kopf nicht zerbrechen, indem er die Existenz des organischen Lebens einfach als ewig ansieht, ganz so, wie es die Theologen bezüglich des Daseins Gottes machen. Man sieht daraus, dass man ein guter Chemiker und Physiker sein kann, ohne zugleich ein guter Philosoph zu sein. Ed. L.

Die Kristalltheorie der Säugetiere. Neue Anschauungen aus dem Gebiete der Biologie. Von Dr. med. Konrad Schrwald, prakt. Arzt in Joinville (Brasilien). (Leipzig, Georg Thieme, 1907).

Diese 51 Seiten umfassende Schrift besitzt den grossen Vorzug, dass uns darin auf geringem Raum ein wissenschaftlich höchst interessantes Thema in klarer, anziehender Form vorgeführt und zu erörtert wird. — Bekanntlich wird die Biologie bis heute von der Zellentheorie beherrscht. Dieser tritt nun Dr. Schrwald, der Verfasser vorliegender Schrift ganz entschieden entgegen mit der sog. Kristalltheorie, nach welcher „alle Säugetiere zerfallende Urkristalle sind, deren vollständiger Zerfall zwar verlangsamt, nie aber ganz verhindert werden kann." Schon öfter haben Gelehrte den Zusammenhang zwischen Lebewesen und Kristallen vermutet, sie konnten aber diesen Gedanken, wie Dr. Schrwald bemerkt, niemals weiter verfolgen, weil sie fälschlich annahmen, dass Tiere wachsende Kristalle sein müssten. Das Leben der Tiere ist aber nach der Kristalltheorie ein Zerfallen. Auf einem regelmässig langsamen Zerfall, der durch Umkristallisierung der eigenen und Ankristallisierung verwandter Stoffe aufgehalten wird, soll die Gesundheit beruhen. — Bezüglich der Einzelausführungen des Urhebers dieser neuen Theorie müssen wir auf seine Schrift selbst verweisen, wollen aber nicht unterlassen, zu bemerken, dass besagte Theorie voraussichtlich sich vieler Zustimmungen zu erfreuen haben wird, denn die Beweisführung Dr. Schrwalds ist ziemlich einleuchtend. Ihre tiefere Begründung wird übrigens die Schrwaldsche Kristalltheorie in der Fulgurogenesistheorie von Dr. Ed. Loewenthal finden, worauf wir später zu sprechen kommen werden. —*—

---

*) Zuerst veröffentlicht als Vorwort zu meiner im J. 1870 erschienenen Broschüre „Der Militärismus und die Europäische Union."

Das tausendjährige Reich. Eine Streitschrift gegen Ellen Key und den radikalen Utopismus von Vitalis Norström, Professor der Philosophie an der Hochschule zu Gothenburg. Uebersetzt von M. Langfeldt (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1907).

Das mit einem gut kennzeichnenden Einführungsartikel des Prof. Dr. Eucken versehene Buch des schwedischen Gelehrten richtet sich, wie das Titelblatt selbst angibt, gegen Ellen Key, die schwedische Frauenrechtlerin und Sozialistin, wie auch gegen den radikalen Utopismus im allgemeinen. Prof. Norström steht, gleichwie Prof. Eucken auf dem Kantschen Standpunkt von der Beschränktheit des menschlichen Erkenntnisvermögens. Danach wäre auch ihrer Kritik an sich eine beschränkte Bedeutung beizumessen. Im vorliegenden Falle aber, d. h. soweit es sich um Ellen Key und den radikalen Utopismus handelt, müssen wir den beiden Professoren Recht geben. Durch den blossen Aestheticismus wird kein philosophisches Problem gelöst. Für die Anhänger des ersteren verwandelt sich das Leben schliesslich in „Spiel und Genuss", wie Eucken treffend bemerkt. Was die kollektivistischen Ansichten Ellen Keys betrifft, so entbehren sie vor Allem des Reizes der Neuheit. Norström wendet sich deshalb auch mehr gegen den radikalen Utopismus im allgemeinen, indem er dessen Schwächen mit beredten Worten schildert. Dass der Utopismus auch seine guten Seiten hat, indem er die Geister aufrüttelt und zum Denken anregt, darf dabei nicht ausser Acht gelassen werden. Für Ellen Key hat Norström ein scharf zurechtweisendes Wort, indem er sagt: „Man ist darum noch kein heller Kopf, weil man negativ ist, und kein tiefer Geist, weil man nicht weiss, was man sagt."
Ed. L.

In zehn Jahren. Von Upton Sinclair. (Hannover, Verlag von Otto Sponholtz.)

Der Verfasser des ‚Sumpf", Roman aus Chicagos Schlachthäusern, zeigt uns in vorliegendem Buche das ganze System der amerikanischen Industriemagnaten, die das Parlament, wie den Präsidenten selbst in der Hand haben und das Land aussaugen. — Wie in Frankreich vor der Revolution der gesamte Reichtum in den Händen der bevorrechteten Stände, des Adels und der Geistlichkeit, lag, und die Nation zu rechtlosen Sklaven heruntergedrückt war, so gebieten heute einige Milliardäre über das Nationalvermögen der Vereinigten Staaten und machen 80 Millionen freie Bürger zu Tagelöhnern. — Was die Revolution betrifft, die Sinclair nach Verlauf von zehn Jahren eintreten sieht, so nimmt dieselbe nach seiner Darstellung zwar einen sehr friedlichen, aber keineswegs einen befriedigenden Verlauf. Denn ihr Ergebnis soll nach Sinclair darin bestehen, dass Jedermann in der Fabrik oder sonstwo arbeiten soll, um im Genossenschaftsheim gegen gute Bezahlung Kost und Logis zu finden. Sogar der Schriftsteller soll sich durch seiner Hände Arbeit das Geld verdienen, das zum Druck seiner Schriften und zum Eintritt in das Genossenschaftsheim erforderlich ist. Die Stichworte Sinclairs ‚Eigentumswechsel", „Demokratisierung der Industrie" etc. hören sich ganz gemütlich an, ihre Verwirklichung aber würde sich wohl weniger gemütlich gestalten und neue Missstände an die Stelle der alten setzen. — Dass Upton Sinclair die plutokratische Misswirtschaft in Amerika geisselt, ist durchaus löblich, der Weg zur Abhilfe aber, den er angibt, ist mehr als utopistisch, — er ist ein ganz ungangbarer,
Ed. L

Die Friedensbewegung, was sie will, und was sie erreicht hat. Von Alfred H. Fried. (Leipzig, Felix Dietrich, 1907.)

Der Verfasser dieser Schrift gibt sich in derselben viel Mühe, für die von Dr. Eduard Loewenthal seit Jahrzehnten aufgestellte Forderung der Errichtung eines Welt Staaten-Bundes mit einer obligatorischen internationalen Friedensjustiz allerlei Umschreibungen zu finden, wie Staatengemeinschaft, internationale Kulturgemeinschaft, ständige Schiedsgerichtsbarkeit etc. Des Inhalts seines Artikels „Die Genesis der Friedensorganisation" im Novemberheft 1895 der Zeitschrift „Die Waffen nieder!" scheint A. H. Fried sich nicht mehr zu erinnern. Um seine Erinnerung aufzufrischen und im Interesse der grösseren Objektivität und historischen Wahrheit seiner Ausführungen würde derselbe jedenfalls gut tun, sich mit der „Geschichte der Friedensbewegung" von Dr. Eduard Loewenthal, die soeben in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschienen ist (Berlin, E. Ebering), näher bekannt zu machen. — Aus dem Inhalt der vorliegenden Fried'schen Schrift ergibt sich übrigens, dass ihr Verfasser naiv genug ist, um von der zweiten Haager Friedenskonferenz „das Günstigste für eine Erweiterung der Friedensorganisation und eine Erhöhung des Rechtes im internationalen Verkehr als sicher zu erhoffen." Für diese Gutgläubigkeit des Herrn Fried können die Mitglieder der Haager Konferenz selbst nur ein Lächeln haben. —*—

Der Prediger gegen den Krieg etc. Von Friedrich Friedenfels. (Straubing, Selbstverlag, 1907.)

Dieses kleine Buch ist eine wirkliche Predigt gegen den Krieg in gebundener und ungebundener Rede, — eine Predigt, in der sich ein wahrer Feuereifer für die von dem Verfasser vertretene Sache kundgibt. Durch Neuheit zeichnet sich der Inhalt der kleinen Schrift nicht aus. Interessant sind aber die Episoden aus dem russisch-japanischen Krieg, die Friedenfels als abschreckende Beispiele in seiner Schrift anführt. Auch muss man ihm beipflichten, wenn er bemerkt: „Die ärgsten und tapfersten Kriegshetzer daheim, die lautesten Schreier, welche es an nichts fehlen lassen, das Kriegsunheil über die Völker heraufzubeschwören, diese Kriegshetzer sind gewöhnlich nach Ausbruch des Krieges auf dem Kriegsschauplatz nicht zu finden, oder wenigstens nicht in der Front, nicht im Bereiche der feindlichen Bajonnette und Geschosse, sondern weit hinten in respektvoller Entfernung." —*—

Der Eintritt des Chinesischen Reiches in den völkerrechtlichen Verband. Von Dr. jur. Ma-Do-Yün. (Berlin, E. Eberings Verlag, 1907.)

Der Verfasser dieser Schrift ist der erste Chinese, der an der Berliner Universität zum Doktor promoviert wurde, wobei ihm die vorliegende Schrift als Inaugural-Dissertation diente. In dieser bekundet er sowohl in synthetischer, wie in kritischer Hinsicht eine hohe Intelligenz. Hinsichtlich des Verhältnisses der europäisch-christlichen Kultur zu der Kultur Chinas bemerkt Ma-Do-Yün in seiner Einleitung: „Europa zahlt heute in seiner Währung zurück, was es einstens von Asien erhalten hat. Der verschieden gestaltete Kultus und die verschiedenen Dogmen des Christentums, dessen Lehre an sich Europa ebenfalls erst von Asien entlehnt hat, werden bei einem geistig mündigen und philosophisch veranlagten Volke, wie es die gebildete Bevölkerung Chinas zweifellos ist, schwerlich jemals allgemeinen Eingang finden. Die ethischen und philanthropischen Prinzipien des Christentums dagegen befinden sich in vollem Einklange mit der bei uns zur Staatsreligion erhobenen Pflichtenlehre unseres grössten Philosophen Kong-fu-tze." — Was das Völkerrecht selbst betrifft, so bekämpft Dr. Ma-Do-Yün mit vollem Recht die Ansicht des preussischen Staatsrechtslehrers Prof. Dr. Ph. Zorn, wonach mit dem Wesen der Souveränität eines Staates eine ihm übergeordnete Rechtsordnung unvereinbar sei, da eine solche die Selbständigkeit der Staaten in Frage stelle. Zorn, bekanntlich deutscher Delegierter auf der ersten Haager Friedenskonferenz, betrachtet in der Tat das Völkerrecht juristisch als Recht nur insoweit, als es Staatsrecht ist. Schliesslich konstatiert der Verfasser der sehr interessanten und lesenswerten Schrift, dass sich der Eintritt Chinas in den völkerrechtlichen Verband bereits vollzogen hat, und dass auch in der Praxis dies stillschweigend angenommen werde.

Ed. L.

Das Weltsprache-Problem. Von Dr. W. Borgius. (Leipzig L., Felix Dietrich, 1907.)

Die Broschüre, die uns hier vorliegt, gehört zu der im gleichen Verlag erscheinenden Sammlung „Kultur und Fortschritt". Der Verfasser derselben ist ein guter Kenner der auf Schaffung einer künstlichen Weltsprache gerichteten Bestrebungen. Seine Begründung des bezüglichen Bedürfnisses stützt sich im Wesentlichen auf die zunehmende Internationalität der modernen Kultur und man kann diese Motivierung gelten lassen. Was aber die künstlichen Weltsprachen selbst betrifft, sei es nun das Volapük oder das Esperanto, so sind das Machwerke, die sich zu einer lebenden Sprache, wie die deutsche, französische oder englische, etwa so verhalten, wie das Quaken eines Frosches zum Gesang einer Nachtigal. Statt ein Kauderwelsch entsetzlicher Art, wie jene künstlichen Weltsprachen, zu erlernen, ist es daher doch vorzuziehen, die drei verbreitetsten Kultursprachen deutsch, französisch und englisch sich anzueignen und den Unterricht in diesen lebenden Weltsprachen in allen kultivierten Ländern, wenigstens für höhere Schulen zu einem obligatorischen zu machen. Auch die Friedensfreunde mögen es sich gesagt sein lassen, dass das „Esperanto" ihrer Sache einen abscheulichen Beigeschmack gibt.

Ed. L.

Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Ein Grundriss der modernen Plastik und Malerei. Mit mehr als 250 Abbildungen. Von Dr. Berthold Daun. (Charlottenburg, Georg Bürkners Verlag.)

Der Verfasser dieses aus 12 Heften im Gesamtumfang von 480 Druckseiten bestehenden Werkes geht von der wohlbegründeten Ansicht aus, dass das künstlerische Schaffen selbst, wie auch der Zusammenhang der Kunst mit der Gesamtkultur zu einem tieferen Verständnis erschlossen werden muss, wozu auch die Betrachtung wirklicher Kunstwerke unerlässlich ist. Dabei gilt es, „im Interesse der Läuterung des Geschmackes in den Werken unserer Kunst nicht etwas Unübertreffliches zu sehen, nicht die Abwege und Ausschweifungen der künstlerischen Phantasie kritiklos zu bewundern, sondern mit reifem, einem geläuterten Empfinden entsprungenen Kunsturteil sich allen neuen Erscheinungen gegenüberzustellen". — Dr. Daun hat auch Literatur und Kultur, soweit sie für die Kunst in Betracht kommen, in den Kreis seiner Erörterungen gezogen, was seinem mit grosser Sachkenntnis geschriebenen Werke einen noch allgemeineren und höheren Wert verleiht.

—*—

Zur Theorie der Tragödie. Von Dr. Hugo von Kleinmayr. (Wien, Karl Konegen, 1907.)

Nicht das Bedürfnis, zu aesthetisieren und damit den Wert historischer Forschung zu verleugnen, hat die vorliegende Arbeit veranlasst, wie der Verfasser in seinem Vorwort zu derselben bemerkt. Sie soll vielmehr dazu dienen die Begriffsverwirrung in der Beurteilung tragischer Kunstwerke zu lösen. Insbesondere ist Dr. v. Kleinmayr bemüht, die Begriffe „tragisch" und „dramatisch" klarzulegen und streng auseinanderzuhalten. Lässt der Dichter eine Idee Wirkung auf die dramatischen Vorgänge ausüben also reale Wirksamkeit im positiven Sinne erlangen, so hat man es mit einem Drama zu tun. Beeinflusst die Idee die dramatischen Vorgänge in negativem Sinne, so wird das Werk tragisch. Die Idee selbst ist progressiv und unendlich, soweit es sich um ihre Logizität handelt, und da die Kunst im allgemeinen die Summe aller logischen Ideen ist, so wird auch ihr Charakter progressiv und allgemein sein. Der Verfasser, der die Begriffe klären will, verfällt zwar da und dort in die Redeweise der transscendentalen Dialektiker, die bekanntlich das Gegenteil von Klarheit bildet. Die Nutzanwendung seiner Prinzipien auf Hauptmanns „Und Pippa tanzt", sowie auf Tragödien von Lessing, Schiller und Goethe ist aber so anziehend formuliert, dass auch der naive Leser sich dafür interessieren kann und für die dunkleren Stellen der Schrift entsprechende Entschädigung findet.

Ed. L.

„Vom Schaffen." Essays von J. J. David. (Jena, Eugen Diederichs, 1907.)

Man weiss, wie schwer J. J. David, dieser wurzelechte Oesterreicher, mit Sprache und Form kämpfen musste, bevor er sie mit dem Gedanken vermählte und zum Kunstwerk formte. Und deshalb ist dies Buch von besonderm Interesse, zumal es das beste seiner Bücher ist und am Krankenbette entstand, wo er Satz für Satz, Gedanken für Gedanken der schweren Krankheit und dem siechenden Körper unter bittern Qualen heldenmütig entrang. Darum ist es gewissermassen sein Vermächtnis, die Schlussrechnung seines Lebens, der Rückblick nach all dem, was ihm gross und erhaben schien. Mit seltener Hingabe versenkt er sich zum letzten Male in die Stunden, da der poetische Gedanke vorerst unklare Empfindung, sich verdichtete und zum Lichte strebte. All dies weiss David so feinsinnig, scharf zu schildern und hingebungsvoll zu sagen, dass man den Reichtum dieses kleinen Buches kaum wiederzugeben vermag. Man muss es lesen, ob Schaffender oder Geniessender, — der Schaffende, um neuen Antrieb zu empfangen, der Geniessende, um Einblick zu tun in die seelische Werkstatt des Dichters und Künstlers, in jene tiefsten Gründe einer Künstlerseele, wo selten einer so gut Bescheid wusste wie dieser schon tote Dichter, der edle, unvergessliche J. J. David.

Hugo Alt.

„Die Verwirrungen der Kunstbegriffe. Betrachtungen von Wilhelm Trübner. (Frankfurt a. M., Rütten und Loening.)

Man braucht nur einige Kunstausstellungen zu besuchen, hin und wieder einige Ausstellungsberichte zu lesen, um mit beschämender Gewissheit zu erkennen, welche Verwirrung der Kunstbegriffe im grossen Laienpublikum und auch unter den Vermittlern zwischen Künstlern, Kunstwerken und dem Publikum — den Kunstkritikern — herrscht. Man kann beobachten, wie oft ganz unkünstlerische Werke von heute auf morgen zu unerhörter Berühmtheit gelangen, um übermorgen mit absoluter Gewissheit vergessen zu werden. Die Prediger dieser Richtungen hüpfen eben immer lustig nach dem jeweiligen Wind der Mode, das Publikum, der Snob und modische Kunstprotz, tanzt nach, aber wirklich rein künstlerische Werke werden übersehen. Darüber sagt der bekannte Landschafter Wilhelm Trübner im vorliegenden Werkchen manch ein treffliches Wort, einerseits als gründlicher Kenner des ureigentlichsten Wesens der

Kunst und ihrer inneren Gesetze, andererseits als wirklich selbständige Persönlichkeit, die sich überall ihren festen Standpunkt zu erhalten weiss, so dass es, bei der Knappheit und Schlagkraft des Vorgebrachten, schwer wird, einzelne Gedanken herauszuheben. Damit würde uns die tadellos schliessende Kette des Gedankenganges zerrissen werden und ein einzelner Satz müsste an Bedeutung verlieren. Das Buch will deshalb als Ganzes genommen sein. Hingewiesen sei jedoch auf die glänzenden Definitionen des Künstlerischen und Akademisch-Populären, die Betrachtungen über die Bedeutung, den Wert und die Aufgabe der Kunstausstellungen, die Festsetzung des Verhältnisses von Kunst und Kunsthandwerk, darstellender Kunst und Architektur und schliesslich die Ausblicke in die Zukunft, die uns Trübner in wenigen Linien skizzierend zusammenfasst. Weil aber auch viele Gedanken dieses Autors auf die Literatur, insbesondere aber die Bühne und ihre Dekoration übertragen werden können, mag das Buch auch allen Literatur- und Theaterfreunden wärmstens empfohlen sein.

Hugo Alt.

Krieg und Katastrophen. Ein Friedensroman von Dr. Otto Weddigen. (Leipzig, Rich. Sattlers Verlag.)

In dem vorliegenden Roman schildert der Verfasser in lebhafter Weise den Konflikt zwischen den Vertretern des einseitigen Militarismus und einem Repräsentanten der Kulturidee, d. h. des geistigen und ethischen Volkswohles. Weddigen ist national und patriotisch durch und durch, aber er lässt keinen Zweifel darüber, dass es höhere Verdienste gibt als kriegerische, höhere Aufgaben als militärische bei uns und bei allen Völkern des Erdenrundes. — Interessant in diesem neuesten Buche von Otto Weddigen ist auch sein Suchen nach einer wahren, vom Dogma freien lebenswerten und lebensstarken Religion.

Dichter der Gegenwart im deutschen Schulhause. Charakteristik nebst Proben von R. W. Enzio. (Langensalza, Schulbuchhandlung von F. G. L. Gressler.)

Es wurde schon öfter darauf hingewiesen, dass auffallend viele berufene und unberufene Literaten aus dem Lehrerstand hervorgehen. Der Verfasser des vorliegenden kleinen Buches gibt dies zu, findet es aber leicht erklärlich, dass der Lehrerberuf an sich so viele Ideale darbiete, dass namentlich der junge, ins Amt tretende Lehrer von ihnen emporgezogen und für alles Gute, Schöne und Wahre begeistert werden müsse. Dazu kommen die dörflich-friedliche Einsamkeit, die innigen Beziehungen zu der Umgebung, den Menschen sowohl, wie der Natur, die das Herz des jungen Mannes rascher schlagen lassen, sein Fühlen vertiefen und nicht zuletzt sein Interesse für die Literatur beleben." — Die Charakteristiken sind von Enzio gut markiert, die Proben sehr sachgemäss ausgewählt und das Ganze bildet jedenfalls einen interessanten Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.

—*—

„Zon en Nevel", „Dolore", „Stille Geluiden", „Lichtsprankjes" door W. van Weide ('s Gravenhage, van der Haar u. van Ketel.)

Ein unstreitig sehr begabter Dichter ist der Verfasser der vorliegenden vier Gedichtsammlungen, W. van Weide. Seine Gedichte haben nichts von dem nüchternen holländischen Charakter an sich, den man darin vermuten könnte, vielmehr ist es deutsches Gemüt und deutscher Idealismus, der in den Gedichten dieses Holländers zum Ausdruck kommt und uns aufs Angenehmste berührt. Augenscheinlich sind es zum Teil deutsche Vorbilder gewesen, die von Weide in seinem Schaffen beeinflusst haben, unbeschadet der Originalität des letzteren. In der neuesten Gedichtsammlung desselben („Lichtsprankjes") finden wir auch ein Gedicht in deutscher Sprache, das wir als Probe hier folgen lassen.

„Eindruck

nach einer Zeile aus Sophokles' Oedipus

(Was du immer auch erstrebt hast....)

Was du immer auch erstrebt hast, nichts bleibt dir im Leben treu;
Ach, was Schönes man gebaut hat, das Gebäude bricht entzwei.
Dunkle Schicksalsmächte weben einen Totenkranz uns Haupt,
Was wir lange treu bewahrten, schliesslich wird es uns geraubt.
Stetes Hoffen, stetes Streben ist für Menschen nur das Ziel;
Auf der dunklen Fahrt durchs Leben, Schönstes leider uns zerfiel.
Auf dem hellen Schiff des Glückes winkt uns wie mit Händegruss
Leis' der Seligkeiten Fahne, wie mit stillem Mutterkuss.
Und, indessen sanft berührt uns dieser Windeshauch von fern,
Und, wenn er in Schlaf uns fächelt, glänzet uns der schönste Stern.
Doch, wenn sachte wir erwachen mit dem Lächeln um den Mund,
Blicken bald wir neue Wunden in des Lebens tiefstem Grund.
So von Wiege bis zum Grabe bleibt der Sel'gen Insel weit,
Aber alles schön-genoss'ne ist ein Trank der Ewigkeit.
Doch, wenn auf den ird'schen Landen eine Himmelsros' nicht blühte,
Würde unser ird'scher Körper sterben eh' er je erglühte."

—*—

Im Sonnenglanz. Gedichte von Anna Dix. (Dresden, E. Piersons Verlag.)

Die Verfasserin dieser und einiger anderer Gedichtsammlungen wie „Aus jungen Herzen" (Stuttgart, Greiner u. Pfeifer), „Zu Freude und Trost" (Dresden, C. L. Ungelenk), ist eine fromme Dichterin, kann also keinesfalls als moderne bezeichnet werden. Auch mit dem reinen, aber sinnlosen Aesthentum hat sie keine Berührungspunkte. Im Gegenteil muss man, um ihr gerecht zu werden, zugestehen, dass ihre poetische Begabung trotz ihres etwas veralteten Standpunktes nicht zu bestreiten ist. Ihre Gedichte sind vielfach sehr sinnreich und bekunden durchweg eine tiefe Empfindung. Eine Probe möge hier folgen:

Du kannst —

Du kannst des Lebens Rätsel selbst erklären,
Das Urgeheimnis stolz der Welt verkünden,
Wenn Kraft und Wille sich in Dir verbinden,
Und ihre Einheit durch die Tat bewähren.

Bewusste Wirksamkeit sei Dein Begehren!
Was Du erfasst im innersten Empfinden! —
Im freien Schaffen sollst Du es begründen,
Des Menschentumes hohes Recht zu ehren.

Bekräftige Dich selbst. Sei wach und rege.
Mit vollen Händen streue goldnen Samen,
Der Weltverneinung stark zu widerstreiten.

Gieb Deinem Kreis Dein eigenstes Gepräge,
Gleichwie die Gottheit ihren heilgen Namen
Gewaltig schreibt ins grosse Buch der Zeiten!

—*—

Herr Wenzel auf Rehberg und sein Knecht Kaspar Dinckel Von Felix Salten. (Berlin, S. Fischer.)

Wie eine alte Legende, so schlicht und bieder klingt die Erzählung Saltens und ist dem gemeinen Manne zur Erbauung, dem fürnehmen zum abschreckenden Exempel geschrieben. Ein gar herrliches Bild von dem Soldaten- und Hofleben unter Kaiser Karl V. ist in dem kleinen Werke gegeben. Der Junker Wenzel von Rehberg, der sich aus dem Frieden seines Schlosses nach Augsburg, an das lärmende, lustige Hoflager begibt, tut einen tiefen Blick in die Eitelkeit der Welt und die Kläglichkeit des Lebens. Der allein, vor der gaffenden Menge speisende Kaiser, der bei Nacht vor einer Spinne erschrickt, ein Bankett mit nackten Dirnen, über deren weissleuchtende Leiber ein bleicher Bischof rotfunkelnden Wein aus goldenen Pokalen ausschüttet, der Herzog Alba, bei Vollmondschein wie eine Geistererscheinung durch die Strassen sprengend in dämonisch hastigem Ritt von Ungarn nach Spanien, um eine Nacht bei seiner Frau zu ruhen — das sind die plastischen Bilder der menschlichen Grösse und Majestät. Und wie jämmerlich zerschellt die irdische Macht! Ein Fuhrknecht, der einen Hieb in das Antlitz des Kaisers führt, weil sein gerechter Zorn gegen den tückischen Spanier überwallt, und der dann freiwillig in die Hände des geliebten Junkers sein Leben befiehlt, ist mit seiner köstlich-stillen Entsagung und seiner reinen jugendfrohen Seele reicher als die übersättigten, rohen, nur dem Augenblick lebenden Edlen der Nation. — Die farbenreiche Sprache und der archaistische Stil, die wunderbaren altdeutschen Lettern und die geschmackvolle Anordnung des Druckes — Darstellung und Ausstattung lassen eine echte Freude an dem historischen Charakterbilde in uns wachwerden. M. K.

Selbst-Gymnastik. Von Andreas Oberst. (Berlin, Otto Dreyer.)

Ein Leitfaden, der berufen ist, die herrschende Unsicherheit auf gymnastischem Gebiete vollständig zu beseitigen. Mehr Ruhe und Sicherheit der Bewegungen, Anspannung der Muskeln zur Ueberwindung gedachter Widerstände, sachgemässe Atemgymnastik, vermehrte und verbesserte Rumpfbewegungen, Anweisung zur leichtesten Erlernung des guten Gehens und der Beweis, dass jede nur denkbare Bewegung sich als Selbst- oder Suggestions-Gymnastik ausführen lässt, müssen jeden Turnverständigen beim ersten Versuch überzeugen, dass auf diesem Wege die beste körperliche Ausbildung zu erreichen sein muss. Sehr förderlich für das Verständnis sind die naturgetreu hergestellten Illustrationen.

Zeitgenössische Dichter und Denker.*)

(Nachdruck verboten)

(Fortsetzung.)

Tolstoi, Leo, Graf, geb. im Jahre 1828 im russischen Gouvernement Tula, bedeutender Romanschriftsteller mit ziemlich extravaganten politischen Tendenzen, und antikirchlicher, aber liberal christlicher Gesinnung. Von seinen Romanen machten am meisten Aufsehen: Krieg und Frieden, Auferstehung, Anna Karenina und Kreuzersonate. In seinem Drama „Die Macht der Finsternis“ bringt er hauptsächlich die Gegensätze von Gerechtigkeit und Eigennutz, Sinnlichkeit und Keuschheit, Armut und Reichtum zur Geltung. Tolstoi erzielte mit den Erzeugnissen seiner hervorragenden dichterischen Kraft um so grössere Erfolge, als es gerade Russland, die Stätte des Despotismus, ist, von dem aus er seine radikalen Forderungen für die Reform der Gesellschaft aufstellt.

Traeger, Albert, geb. am 12. Juni 1830 in Augsburg, eines der ältesten Mitglieder des deutschen Reichstages, dem unter unseren Vaterlandsdichtern, wie es in Ed. Engels deutscher Literaturgeschichte heisst, eine Ehrenstelle anzuweisen ist. An gleicher Stelle heisst es: „Es ist etwas von Béranger in seinen Zeitgedichten und das eine gegen Napoleon III. (1870) „Caesar, die Toten grüssen dich“ zählt zu den Besten in der Kriegslyrik des grossen Jahres.“ Seine rein lyrischen Gedichte zeichnen sich durch grosse Gemütstiefe aus.

Verhaeren, Emile, geb. am 22. Mai 1855 in Saint-Amand bei Antwerpen, einer der bedeutendsten belgischen Lyriker mystisch-symbolischer Richtung und von ausgeprägt pathetischer Art. Er selbst sagt: „Le poète est par sa nature même un exalté.*) Von den zahlreichen Gedichtsammlungen Verhaerens seien hier aufgeführt: Les flamandes (1883), Les Contes de minuit (1885), Les Moines (1885), Les Soirs (1999), Les Flambeaux noirs (1890), Au bord de la route (1891), Les Apparus dans mes chemins (1891), Les Villages illusoires (1895), Les Villes tentaculaires (1895), Les Forces tumultueuses (1902). Von seinen Dramen seien hier genannt: Les Aubes (1898), Le Cloître (1900), Philippe II. tragédie) 1901.

Viebig, Clara, geb. am 17. Juli 1860 in Trier, eine der beliebtesten zeitgenössischen Romanschriftstellerinnen mit dem Zola'schen Naturalismus als Richtschnur. Von ihren zahlreichen Romanen und Novellen sind zu nennen: Vor Tau und Tag, Dilettanten des Lebens, Das Weiberdorf, Das tägliche Brot, Die Rosenkranzjungfer, Das schlafende Heer, Naturgewalten, Absolvote. Auch im Drama hat sie sich versucht, und zwar mit den Stücken Barbara Holzer und Die Pharisäer.

Weddigen, Otto, geb. am 9. Februar 1851 in Minden (Westf.). Dr. phil., zeichnete sich besonders aus durch eine grosse Anzahl von Werken, welche die Literatur-, Sagen- und Theatergeschichte betreffen. Es seien hier angeführt: „Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literatur der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit“, „Geschichte der deutschen Volksdichtung“, „Lord Byrons Einfluss auf die Literaturen Europas“, „Das Wesen und die Theorie der Fabel“, „Die deutsche Sage und das Volksmärchen“, „Illustrierte Geschichte der Theater Deutschlands“. — Ausserdem ist Weddigen sehr fruchtbar als lyrischer, dramatischer und epischer Dichter.

Wedekind, Frank, geb. am 24. Juli 1864 in Hannover, erscheint in seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen als scharfer Kritiker der menschlichen Einrichtungen. Er unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von dem Gros der seichten Optimisten und der angeblichen Mystiker, denen es nur darauf ankommt, ihre Gedankenlücken in geheimnisvolles Dunkel zu hüllen. Die Uebertreibungen, die man dem Skeptiker Wedekind zum Vorwurf machen kann, fallen angesichts der Heilsamkeit seines Schaffens im allgemeinen nicht ins Gewicht. Von seinen Schriften sind zu nennen: Die Fürstin Russalka, eine Gedichtsammlung; desgleichen

---

*) In dieser Rubrik werden nur solche Schriftsteller berücksichtigt, die entweder auf belletristischem Gebiet Hervorragendes geleistet, oder zur Wissenserweiterung der Menschheit Wesentliches beigetragen haben.

Die Redaktion.

*) Vergl. Anthologie des poètes français contemporains. Par G. Walch. Nouvelle Edition Tome II p. 224. (Paris, Ch. Delagrave éditeur.)

Die vier Jahreszeiten. Die Titel seiner Dramen sind: Frühlingserwachen, Der Kammersänger, Erdgeist, Büchse der Pandora, Marquis von Keith, Hidalla, Der Totentanz.

Wildenbruch, Ernst von, geb. am 3. Februar 1845 in Beirut (Syrien) als Sohn des preussischen Gesandten v. Wildenbruch und Enkel des Prinzen Louis Ferdinand von Preussen, leistete Hervorragendes auf dem Gebiete des Vaterlandsdramas, als Verfasser der Schauspiele Die Karolinger, Die Quitzows, Der Menonit, Das neue Gebot, Väter und Söhne, Der neue Herr. Er erhielt zwei Mal den Schillerpreis. Einen ausserordentlichen Erfolg erzielte Ernst von Wildenbruch neuerdings mit seinem im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin aufgeführten Drama „Die Rabensteinerin". Durch diesen Erfolg ist der Beweis geliefert, dass unsere Modernen mit ihrem Symbolismus und ihrer Mystik keinerlei Anlass haben, in wegwerfender Weise über das sog. Epigonentum zu urteilen, an das sie selbst im allgemeinen keineswegs heranreichen. Von seinen Zeitgedichten sind zu nennen: Vionville, Sedan und sein Jubellied Deutschlands zum 18. Januar 1871. Wertvoll ist auch sein kleines Buch Kinderthränen (1884). Von seinen Novellen sind hervorzuheben: Der Astronom, Die heilige Frau, Francesca von Rimini, Das edle Blut.

Wundt, Wilhelm, geb. am 16. August 1832 in Neckarau (Baden). Professor der Philosophie in Leipzig, hat sich besondere Verdienste erworben durch seine systematische Ausbildung der experimentellen Psychologie, speziell durch exakte Erforschung der Gesetzmässigkeit der psychischen Vorgänge mittels willkürlichen Einwirkenlassens bestimmter messbarer Reize. Von seinen Werken sind hervorzuheben: Lehrbuch der Physiologie des Menschen (1878), Untersuchungen zur Mechanik der Nerven und Nervenzentren (1876), Grundzüge der physiologischen Psychologie, Essays (1885), Ethik (1886), System der Philosophie (1889), Grundriss der Psychologie (1902), Völkerpsychologie (1900).

I. Nachtrag.

Bier, August, geb. im Jahre 1862 zu Helsen (Waldeck), Prof. der Chirurgie, als Nachfolger E. v. Bergmanns Direktor der Kgl. Klinik in Berlin, zeichnete sich aus durch Aufstellung der Theorie der aktiven und passiven Hyperämie als Heilmittel. Danach werden entzündliche und eitrige Prozesse durch künstliche Ueberfüllung der Organe oder Glieder mit Blut geheilt. (Bier'sche Stauungs- und Saugungsbehandlung). Auch verdankt man Bier die Neuerung der Schmerzverhütung bei Operationen durch Einspritzung schmerzstillender Lösungen in das Rückenmark.

Fischer, Emil, geb. am 9. Dezember 1852 in Euskirchen, Prof. der Chemie an der Universität Berlin, Mitglied der Kgl. Akademie der Wissenschaften, rühmlichst bekannt durch seine Studien über Eiweissstoffe und Polypeptide, sowie durch seine Entdeckung des Phenylhydracins, sowie der aliphatischen Hydracine. Erhielt 1902 den Nobelpreis für Chemie. Von seinen Werken sind zu nennen: Chemie der Kohlenhydrate und deren Bedeutung für die Physiologie, Aufklärung über die Triphenylmethan-Farbstoffe. Synthesen in der Puringruppe (Coffein, Theobromin, Xanthin), Synthesen in der Zuckergruppe.

Frenzel, Karl, geb. am 6. Dezember 1827 in Berlin, Prof. Dr. phil., hervorragender Romanschriftsteller, der als Leiter des literarischen Teils der National-Zeitung schon seit Jahrzehnten zu den einflussreichsten Vertretern des geistigen Lebens Berlins gehört. Seine Romane haben einen höheren Wert als Zeitbilder mit kulturellem Hintergrunde. Es seien hier hervorgehoben: Dichter und Frauen, Papst Ganganelli, Charlotte Corday, Watteau, Chambord, Im goldenen Zeitalter.

Gubernatis, Angelo de, geb. am 7. April 1840 in Turin, s. Z. Professor des Sanskrit am Kgl. Institut für höhere Studien in Florenz, hervorragender Literatur- und Kulturhistoriker, Herausgeber des Dictionnaire international des écrivains du monde latin, sowie einer Allgemeinen Literaturgeschichte, welche 21 Bände umfasst. Besondere Schriften gab er noch heraus über indische Literatur und indische Archäologie über Pflanzen-Mythologie, über Mythologie der Vedas, eine Geschichte der Gebräuche bei Geburten, Hochzeiten und Leichenbegängnissen. De Gubernatis ist auch Vorsitzender der Societa Elleno-Latina.

Heinze, Max, geb. am 13. Dezember 1835 in Priessnitz (Sachsen-Meiningen), Prof. Dr. phil., Direktor des philosophischen Seminars der Universität Leipzig, hervorragender philosophischer Kritiker, Fortsetzer des Grundrisses der Geschichte der Philosophie von Ueberweg. Von seinen Werken sind ausserdem zu nennen: Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie, Eudämonismus in der griechischen Philosophie, Der Nous des Anaxagoras, Die Ethik der Stoiker, Spinoza.

Kiehne, Hermann, geb. am 10. April 1855 in Wernigerode a/Harz, ein hervorragend veranlagter Lyriker. Von seinen Veröffentlichungen sind hervorzuheben: „Lenzfahrt", „Kleine Lieder", „Wandern und Weilen", „Neue Lieder" (Gedichte), „Die Dorfprinzess", „König Hübich" (poetische Erzählungen), „Aus Bodos Reich" (Harznovelle), „Ildico" Erzählungen), „Aus Bodos Reich" (Harznovelle), „Ildico", „Um Freiheit und Recht" (Dramen), „Die Kunst des Liedes", „Die deutschen Lyriker der Gegenwart", das „Jahrbuch deutscher Lyrik", die „Miniaturen deutscher Dichtung" etc. etc. (Schluss folgt.)

Dies und Das.

* Ueber den dramatischen Zeitgeist finden wir im „Berl. Lokal-Anzeiger" folgende sehr treffende Bemerkungen: „Nicht der letzte Grund für die Unzufriedenheit, mit der wir oft das Theater verlassen, ist der betrübende Mangel des aufgeführten Schauspiels an einem Kern, der uns innerlich trifft und bewegt. Während die moderne Literatur Gedichte und Romane hervorgebracht hat, die diese erste Forderung, die man an eine Dichtung zu stellen hat, erfüllen, hat das Drama in dieser Hinsicht noch sehr wenig geleistet. Es ist kein Zufall, dass Wedekinds „Frühlings Erwachen" der stärkste literarische Erfolg der letzten Saison gewesen ist. Man darf verschiedener Meinung sein über den künstlerischen Wert des Dramas, darf einwenden, dass hier eine Fülle von Motiven und Problemen ohne rechte Verschmelzung als Rohmaterial nebeneinandergestellt ist, aber man wird Wedekind das eine nicht absprechen können: er hat hier wirklich ein Thema ergriffen, das im Vordergrund unserer kulturellen Interessen steht, die einzelnen wie die Gesamtheit gleichmässig angeht. Es ist leicht, über das Tendenzdrama seinen Spott auszugiessen. Noch ist bisher jedes Drama, das weitere Kreise des Volkes ergriffen hat, ein Tendenzstück im besten Sinne gewesen. Von „Götz von Berlichingen" und den „Räubern" bis zu Hebbels „Maria Magdalena" und Hauptmanns „Webern", — überall ist es der grobe, ethische Wille gewesen, der solchen Werken zum Siege verholfen und den stumpfen Widerstand der Gleichgültigen überwunden hat. Aber unsere modernen Drama-

tiker haben es längst aufgegeben, damit aus dem vollen zu schöpfen, einen bestimmten Komplex moderner Ideen und Gefühle in ihre Dramen einzukreisen. Man gibt überfeinerte psychologische Studien oder grobkörnige, von Pathos und Sentimentalität triefende Freiheitsstücke. Im Bereiche des Theaterstücks begnügt man sich damit, der Mode durch Verarbeitung von Detektivethemen oder durch Ausklügelung neuer Milieus Konzessionen zu machen. Auf diese Weise kann ein erfolgreiches Theaterstück entstehen, niemals aber ein Drama, das vom Zeitgeist gesättigt ist. Nun liegt ein Recht zur Frage vor, was denn unter diesem geheimnisvollen Zeitgeiste zu verstehen sei. Das ist in festen Umrissen überhaupt nicht darzustellen, sondern höchstens andeutungsweise festzulegen. Der Kreis der dramatischen Motive ist von Sophokles bis zu Ibsen und Maeterlink verhältnismässig klein. Es handelt sich immer wieder um die gleiche Konfliktssphäre: der Sohn, der sich gegen den Willen des Vaters empört, der Mann, der zwischen zwei liebenden Frauen steht, das Weib, das von zwei Männern umworben wird, etc. Aber das Wesentliche ist, wie der Dichter einer neuen Zeit diese ewigen Konflikte ansieht, in welchen Charakteren er sie erleben lässt. Vergessen wir nicht, dass ein grosser Teil der sozialen Schranken, die sich ehedem vor den Liebenden verschiedener Stände und verschiedenen Glaubens auftürmten, gefallen ist, und dass es rückständig ist, wie wir es doch täglich auf der Bühne mit ansehen, im Theater Zustände zu konservieren, die im Leben längst aufgehört haben. Was ich nun den dramatischen Zeitgeist nennen möchte, das ist gerade die für unsere Zeit charakteristische Art, wie wir Konflikte durchmachen, die das Empfinden früherer Tage in anderer Art gelöst hat. Ibsen ist wohl der einzige, der in dieser Hinsicht dem dramatischen Zeitgeist Rechnung getragen hat, aber seine pessimistisch-romantische Psychologie kann für die Gegenwart nicht mehr als gesetzgeberisch gelten, soweit sie überhaupt einem breiteren Empfinden entsprochen hat. Wesentlich für die Erneuerung unseres Dramas wird es sein, dass in die alten Schläuche ein wirklich neuer Wein gefüllt werde, statt dass man den Wein mit Wasser und pikanteren Ingredienzien verdünnt."

* Das neue deutsch-französische Literaturabkommen hebt die bisher für Uebersetzungen bestehende 10jährige Schutzfrist auf. In Zukunft wird der Autor das Uebersetzungsrecht so lange besitzen, als er die Urheberrechte in seinem Heimatlande besitzt. Danach werden die deutschen Werke in Frankreich für 30 Jahre nach ihrem Erscheinen und die französischen Werke in Deutschland bis 50 Jahre nach dem Tode des Autors geschützt sein.

* Die Jagor-Stiftung zur Vermehrung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten im Gebiet der Naturwissenschaft und der Technik hat kürzlich Preise im Betrage von etwa 10 000 Mk. verteilt — gewiss ein auffallendes Vorkommnis im heutigen Deutschland des Rennsports und der amerikanischen „Sumpf"-Sitten und Gebräuche, in dem die höheren Wissenschaften nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. Je aussergewöhnlicher nun jene Stiftung erscheint, desto mehr Interesse flösst uns der Stifter ein, über den uns von dem betr. Kuratorium, an dessen Spitze Herr Oberbürgermeister Kirschner steht, folgendes mitgeteilt wird: „Der Erblasser Andreas Fedor Jagor ist im Jahre 1817 als Sohn des Hoftraiteurs und Besitzers des alten „Hotel de Russie", Unter den Linden 25, Jagor, geboren und erlernte den Traiteur-Beruf, worauf er nach dem Tode seines Vaters sich seinen wissenschaftlichen Neigungen hingab. Diese führten ihn zu geologischen, geographischen, anthropologischen und ethnologischen Studien. Seit dem Jahre 1847 bis kurz vor seinem Tode am 11. November 1900 hat Jagor den grössten Teil seiner Lebenszeit auf Forschungsreisen zugebracht. Diese führten ihn nach Indien, Japan, China und besonders nach den Philippinen, deren Erforschung er sehr gefördert hat. Besonderes Interesse wandte er dabei auch der Textiltechnik zu. Die grossen Verdienste Jagors um die Wissenschaft fanden ihre Würdigung durch seine Ernennung zum Ehrendoktor der Berliner Universität."

* In einem Artikel zu Fr. Th. Vischers 100. Geburtstag im Feuilleton der „Frankfurter Ztg." sagt Dr. Ernst Traumann von Vischer u. a.: „Er ist einer der letzten grossen Vertreter des deutschen Idealismus, des Geistes, der noch ganz von Schiller und Hegel und allem Grossen erfüllt war. Als er das neue Reich geeinigt sah, blickte er mit Sorge in dessen Zukunft. Er fürchtete für den neuen Tempel die Fälscher, Krämer, Wechsler und Wucherer. „Sehen Sie," meinte er, „die Deutschen können das Glück und die Grösse nicht recht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie's einmal haben, so werden sie frivol werden, die Hände reiben und sagen: unsere Heere haben es ja besorgt. Seien wir jetzt recht gemeine Genuss- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge." Was würde er heute sagen, — er, der Mann, der den Zorn der freien Rede hatte, wie kaum ein anderer, zur Nivellierung der Individualität, zur Veräusserlichung alles Innerlichen, zum Strebertum und der Karrierejagd von Jung und Alt, zur Knebelung der Schule durch die Orthodoxie, zur Ideenlosigkeit der Künste, zum Tiefstand des Dramas, zum Amerikanismus in Presse und Buchhandel, zum Byzantiner- und Alexandrinertum?"

* Die Geschichte der Friedensbewegung von Dr. Eduard Loewenthal (Berlin, E. Eberings Verlag), ist soeben in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschienen. Auch die zweite Haager Friedenskonferenz hat in der neuen Auflage bereits ihre Würdigung gefunden.

* Preisausschreiben für Gedichte über Essen. Nachdem Essen mit fast 250 000 Einwohnern in die Reihe der Grossstädte gerückt ist und jetzt vielfach von Kongressen als Tagungsort gewählt wird, hat es sich häufig als Missstand herausgestellt, dass weder ein gutes Gedicht, noch ein sangbares Lied über Essen vorhanden ist. Um diesem Mangel abzuhelfen, erlässt der Verlag der „Essener Volks-Zeitung" ein Preisausschreiben. Für die besten Gedichte auf Essen werden folgende Preise ausgeschrieben: 1. Preis 150 Mk., 2. Preis 100 Mk., 3. Preis 70 Mk., 4. Preis 50 Mk., 5. Preis 30 Mk., 6. Preis 30 M., 7. Preis 20 Mk., 8. Preis 20 Mk., 9. Preis 20 Mk., 10. Preis 10 Mk., in Summa 500 Mk. Der 1. Preis soll einem Gedicht zuerkannt werden, das die beste Charakteristik der Stadt Essen bezw. ihrer Bevölkerung (jedoch ohne übertreibende Verherrlichung) enthält. Die Gedichte sind ohne Verfassernamen, lediglich mit einem Motto versehen, tunlichst in Schreibmaschinenschrift, bis zum 15. August ds. Js. an den Verlag der „Essener Volks-Zeitung" einzusenden. Jedem Gedicht ist ein mit demselben Motto versehener verschlossener Briefumschlag beizufügen, der den Namen des Verfassers mit seiner Adresse enthält. Die Einreichung mehrerer Gedichte ist zulässig. Die Zuerkennung der Preise erfolgt durch ein aus 7 Sachverständigen bestehendes Preisgericht. Die durch Preise ausgezeichneten Gedichte gehen in das Eigentum des Verlages der „Essener Volks-Ztg."

über. Falls das Preisgericht weitere Gedichte der Veröffentlichung wert hält, werden auch diese vom Verlag der „Essener Volks-Zeitung" angekauft. Die Bekanntgabe der Preise erfolgt am 1. September.

* Im Schlossgarten zu Mannheim wurde vor kurzem ein Gedenkstein mit folgender Inschrift enthüllt: „Zur Erinnerung an Schillers Mannheimer Zeit, Anna Hoelzel, der Retterin des Dichters aus schwerer Bedrängnis. Der Kunstgewerbe-Verein Pfalzgau. — Errichtet im Stadtjubiläumsjahr 1907." — Es ist dies die wackere Frau, welche Schiller in seiner grossen Bedrängnis 200 Gulden geliehen hatte.

* Dr. phil. Timon Schroeter, in weiteren Kreisen durch seine langjährigen Bemühungen, ein Schriftstellerheim in Jena zu begründen, bekannt, ist im Alter von 62 Jahren in Jena gestorben. In absehbarer Zeit soll sich das Schriftstellerheim nunmehr am Landgrafenberge erheben. Schroeter veröffentlichte eine Reihe von pädagogischen Abhandlungen. Unter seinen Dichtungen sind namentlich Epigramme zu erwähnen.

* Prof. Kuno Fischer, der rühmlichst bekannte philosophische Kritiker, Literarhistoriker und Herausgeber verschiedener, die Geschichte der Philosophie betreffender Werke, ist am 4. Juli in Heidelberg im Alter von 83 Jahren gestorben. — Im allgemeinen hatte er mehr die Klärung, als die Erweiterung des menschlichen Wissens im Auge.

* Dr. Fedor Mamroth, seit 1889 Feuilleton-Redakteur der „Frankfurter Zeitung" ist in Frankfurt a. M. im Alter von 56 Jahren gestorben. Derselbe war als Bühnenkritiker sehr angesehen. In früheren Jahren hat Dr. Mamroth auch einige Lustspiele, sowie humoristische Erzählungen und Reisebeschreibungen veröffentlicht.

* Drei neue Stücke von Bernard Shaw sollen demnächst in Wien zur Aufführung gelangen. Das Wiener Volkstheater wird seine Komödie „Der Liebhaber" geben, während sich Siegmund Lautenburg dem „Berl. Tgbl." zufolge, im Raimund-Theater an dem Lustspiel „Kapitän Sparrbounds Bekehrung" und an einem weiteren Lustspiel versuchen wird.

* Der französische literarische Staatspreis, ein Reisestipendium von 3000 Frs., den das französische Unterrichtsministerium in jedem Jahr abwechselnd einem jungen Dichter oder Prosaschriftsteller erteilt, wurde in diesem Jahre dem Schriftsteller Ch. Géniand für seinen Roman „l'Homme de peine" zuerkannt.

* Die dramatische Produktion Frankreichs hat in der verflossenen Saison eine ausserordentliche Höhe erreicht. Es wurden insgesamt 953 Bühnenstücke veröffentlicht, von denen nur 165 unaufgeführt blieben.

* Clemenceau als Dramatiker. In Ferrara (Oberitalien) hat neuerdings, wie man dem Berl. Lok.-Anz. aus Mailand berichtet, die erste Aufführung des vom französischen Ministerpräsidenten Clemenceau in seiner Jugend verfassten einaktigen Dramas „Der Schleier des Glücks" stattgefunden. Der Inhalt des Stücks ist folgender: Tschandschi, ein chinesischer Mandarin, ist seit zehn Jahren blind, aber trotzdem glücklich, da er sich von guten Menschen umgeben weiss. Er verehrt den Freund und Lehrer seines Sohnes Liliang, den er für einen ausserordentlichen Gelehrten hält, und ist beglückt vom Umgange mit Foufou, dem Freunde seiner Frau, die er aufs zärtlichste liebt, in dankbarer Anerkennung ihrer Treue und Anhänglichkeit. Da gewinnt Tschandschi durch die Tropfen eines europäischen Arztes das Augenlicht wieder und erkennt jetzt, dass alle ihn betrügen, sogar ein armer Verurteilter, für den er vom Kaiser die Begnadigung erwirkt hatte. In Verzweiflung und an ein Spiel der bösen Geister glaubend, giesst er sich den ganzen Rest der Tropfen auf einmal in die Augen, um auf immer zu erblinden und hinter dem Schleier der Blindheit in der ungestörten Illusion des Glücks weiter zu leben. Die Aufführung war tadellos und das Publikum sehr beifallslustig. — „Der Schleier des Glücks" ist übrigens bei uns nicht ganz unbekannt, er ist, von Theodor Wolff bearbeitet, im Jahre 1902 auf einer deutschen Bühne zur Aufführung gelangt.

* Ein Denkmal für Leconte de Lisle. Zur Errichtung eines solchen hat sich in Paris ein Komitee gebildet. Dasselbe soll im Geburtsort des Dichters, d. h. in Saint-Paul auf der Insel Réunion, seine Aufstellung finden. Leconte de l'Isle ist am 22. Oktober 1818 geboren und im Jahre 1894 gestorben.

* Hector Malot, der bekannte französische Romanschriftsteller, ist in Paris im Alter von 77 Jahren gestorben. Seine Romane „Sans famille" und „Cara" sind auch in deutscher Uebersetzung erschienen.

Aus den Literarischen Vereinen.

* Leipziger Schriftstellerinnen-Verein. — Vorsitzende: Mathilde Clasen-Schmid. — Die Versammlung vom 1. Juli hat wieder unter reger Beteiligung von Mitgliedern und Gästen stattgefunden. Der erste Teil brachte zahlreiche, poetische Vorträge. Anna Dix (Zittau) sandte ein stimmungsvolles Gedicht: „Bei der Grossmutter" — veröffentlicht im „Deutschen Kinderfreund" 1907, Nr. 9. Lina Weller, las dann einige ihrer Gedichte, von denen besonders „Gondelfahrt" und „Abendfrieden" beifällig aufgenommen wurden. Daran reihten sich Dichtungen von Amanda Georgi: „Der Felsen", „Zertritt, o Mensch, die Blümlein nicht!" „Die Haide", etc. und von Marie Eisselt: „Schwüler Tag", „Mein Garten", „Wilder Mohn". Elisabeth Schmidt veröffentlichte in Nr. 132 der Leipziger Abendzeitung auch ein sehr inhaltsreiches Gedicht mit der Ueberschrift: „Sei nicht so stolz!" — Von ihren Skizzen und belehrenden Vorträgen zitierte ferner Elisabeth Thielemann: „Drum prüfe wer sich ewig bindet." — „Ueber die sexuelle Aufklärung." — „Die verschiedenen Stilarten" — etc., welchen eine lebhafte Diskussion folgte. „Eine verfängliche Stunde", Erzählung von Mathilde Clasen-Schmid, bildete den Schluss dieser Vorträge. Als neue Mitglieder wurden aufgenommen: Helene Martin, Johanna König und Frieda Köhler.

Eingegangene Bücher.

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Von G. Witkowski. 2. Aufl. (Leipzig, B. G. Teubner, 1906.)

Das Wesen des Genies. Von Dr. K. A. Gerhardi. 2. Aufl. (Jauer, O. Hellmann, 1907.)

Ludwig Uhland. Die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichtes. Von Hans Haag. (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf., 1907.)

Deutsche Volkslieder, eine aesthetische Würdigung von Herm. Graef. (Leipzig, Verlag für Lit., Kunst und Musik, 1907.)

Dreiklang, Drei Novellen von C. **Eysell-Kilburger** (Frau **Victor Blüthgen**). (Berlin, Paul Unterborn, 1907.)

Der letzte Wendenfürst. (Die Sage von Schildhorn.) Historischer Roman aus dem 12. Jahrhundert. Von **Victor Laverrenz**. Mit Tuschzeichnungen von C. A. Closs. 2. Aufl. (Berlin, Verlag „Kosmos“.)

Das Buch Joram. Von **Rudolf Borchardt**. (Leipzig, Insel-Verlag, 1907.)

Dorffreuden. Von Pastor **R. Schmidt**. (Berlin, J. Harrwitz Nachf., G. m. b. H., 1907.)

Gedichte von **F. W. H. Hellwig**. (Leipzig, Verlag für Lit., Kunst und Musik, 1907.)

Vom Glück, Dramatische Dichtung in 4 Aufzügen. Von **Ludwig A. Wagner**. (Bielefeld, R. Klinker.)

Lichtsprankjes, door **W. van Weide**. (J. G. **van der Haar**). (s Gravenhage, Van der Haar u. van Ketel, 1907.)

Fromme und unfromme Gedichte von **Aug. Ludwig**. (Deutscher Liederverlag, Dresden.)

Die Krystalltheorie der Säugetiere. Neue Anschauungen aus dem Gebiete der Biologie. Von Dr. med. **Konrad Sehrwald**. (Leipzig, Georg Thieme, 1907.)

In zehn Jahren (The industrial Republic). Von **Upton Sinclair**. Autorisierte Uebersetzung von M. Enckhausen und E. von Kraatz. (Hannover, Ad. Sponholtz, 1907.)

Die Lügner des Lebens. Der Börsenkönig. Von **Edward Stilgebauer**. (Berlin, Rich. Bong.)

Tagebuch einer männlichen Braut. Die Geschichte eines Dopelwesens. Von **Walter Homann**. (Berlin, S. W. 48, D. Dreyer u. Co.)

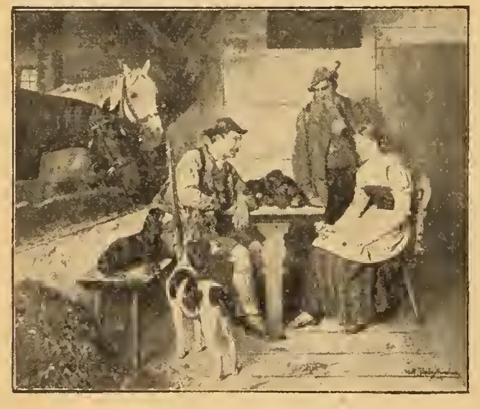
Die Elektrizität und ihre Technik. Von **W. Beck**. 11. bis 20. Heft. (Leipzig, Ernst Wiest Nchfg.)

Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn, herausgegeben von Professor **Berthold Litzmann**. (Fr. Wilh. Ruhfuss in Dortmund.)

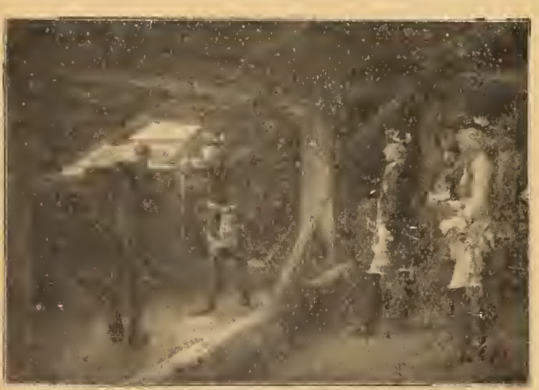
Die sexuelle Aufklärung der Jugend. Von **Fr. Droop**. (Neuwied, L. Heuser Wwe. u. Co. 1907.)

Tout ce qu'il faut savoir en astronomie et géologie, géographie et histoire, histoire des religions, philosophie et morale. Nouvelle encyclopédie, publiée sous la direction de F. **Damé**, docteur és lettres. 74 planches hors texte, — 128 illustrations et figures. (Paris, librairie Ch. Delagrave.)

Zu beziehen durch die Neue Photographische Gesellschaft Act.-Ges., Steglitz bei Berlin, Siemensstrasse 27.



No. K. 50. Ad. Eberle: **Anknüpfungspunkt.**
Grösse 52×60 cm. Mk. 8.50. Grösse 22×26,5 cm Mk. 2.—.



No. K. 198.
Carl Seiler: **Rekognoszierung vor der Schlacht bei Rossbach.**
Grösse 44×61 cm. Mk. 6.—.

Hundestudien (Naturaufnahme) à Blatt Mk. 2.25.

Blatt I. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm

Blatt II. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Blatt III. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831
Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile oder de-en Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt.

Nummer 12 | September 1907 | 77. Jahrgang

Das „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“ ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen,

Im Ausland durch nachstehende Verkaufsstellen. **Amsterdam,** Maas & van Suchtelen, Gebr. Schroeder, Rokin 50; **Antwerpen,** J. Mertens-Somers, 26 rue de la station; **Base** Bahnhofsbuchhandlung; **Bern,** J. Beck, Lorrainestr. 8; **Brüssel,** Dechenne fils, Galerie du Roi; **Bukarest,** F. Veith, Stradia Saturn 19; **Genf,** Librairie universelle rue du Mont Blanc 11; **Haag,** Kioskonderneming; **London,** A. Siegle; 30 Limestreet und Librairie universelle 43 Highstreet; **Madrid,** Librairie-Baillière; **New York** nternational News Company; **Paris,** Kiosques No. 59 Bld. Montmartre, No. 32 Bld. des Italiens; **Rom,** Chiosco Piazza di Spagna; **Shanghai,** Max Noessler & Coz lanking, Road 38; **Tokyo** (Japan), Nankodo, No. 8, Kiridoshi-Sakamachi; **Wien XIII,** Paul Selinger, Winkelmannstr. 6; **Zürich,** Kioske Quaibrücke- und Bellevueplat

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Einladung zum Abonnement.

Ein neuer Jahrgang des

„Magazin für Literatur des In- und Auslandes“

beginnt mit dem 1. Oktober. Bei dieser Gelegenheit können wir mit besonderer Genugtuung feststellen, dass die Tages- und Fachpresse, sowie alle Freunde der belletristischen und wissenschaftlichen Literatur vor einem Jahre es mit Freude begrüssten, das „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“ wieder zu neuem, äusserlich wie innerlich seinem alten Rufe entsprechendem Leben erwacht zu sehen. Die allgemeine Anerkennung, deren sich die jetzige Leitung unseres Blattes zu erfreuen hat, lässt uns hoffen, dass unsere geschätzten Abonnenten bemüht sein werden, auch fernerhin auf die Erweiterung des Leserkreises unserer Zeitschrift hinzuwirken. Im übrigen merken wir alle diejenigen auch als Abonnenten für den neuen Jahrgang vor, die uns bis zum 1. Oktober nichts Gegenteiliges mitteilen.

Der Verlag des „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“
Otto Dreyer, Berlin W. 57.

Das junge Frankreich.*)

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Beyle-Stendhals prophetisches Wort: „Ich werde erst um Neunzehnhundert gelesen werden“, ist gleichsam das Motto für die ganze Schriftstellergruppe, die unter dem Sammelnamen „Das junge Frankreich“ in diesem Zyklus zusammengefasst wurde. Es finden sich darunter nur ganz wenige der grossen Modeautoren, die der Tag hervorbringt und wieder fortschwemmt; es ist zumeist die zu ihren Lebzeiten verkannte Elite, es sind die sogenannten „unterirdischen Klassiker“ des letzten Jahrhunderts, die Rebellen gegen ihren Zeitgeschmack, die Verfechter der Extreme gegen eine Zeit der Mittelmässigkeit, die Begründer unseres heutigen Schönheitssinnes, unserer modernen Weltanschauung. Die meisten haben an ihrer Unzeitgemässheit gelitten oder sind an ihr zugrunde gegangen. Die meisten tragen das Kainsmal derer, die am Leben kranken. Der erstgenannte in diesem Kreis, Beyle-Stendhal, war ein Zeitgenosse Goethes, ein Sohn des realistischen 18. Jahrhunderts und zugleich ein Romantiker; er hat die beiden grossen literarischen Strömungen des 19. Jahrhunderts, Romantik und Naturalismus, in seiner Person und Kunst vereinigt, und der Naturalismus der Zola und Bourget sieht in ihm mit dem gleichen Recht seinen geistigen Ahnherrn wie der Symbolismus, der in Paris am Anfang der achtziger Jahre als bewusste Reaktion gegen den verflachenden Naturalismus einsetzte. Als Romantiker ist Beyle der Befreier der Instinkte von der Schulmeisterei des Aufklärungsgeistes, der Prediger der Energie und Natürlichkeit, der Vorläufer unseres modernen Individualismus; als Erbe des 18. Jahrhunderts der Vater des analytischen Romans, der aus tausend Empfindungsmolekülen zusammenkristallisiert ist; der Begründer der naturalistischen Technik und der Milieulehre Taines, der unbarmherzige Selbstzergliederer, in dessen Spuren Baudelaire trat. In seinem Buch „Ueber die Liebe“, in seinen unsterblichen Romanen „Rot und Schwarz“ und „Die Kartause von Parma“ hat er hochgespannte romantische Leidenschaften mit kaltblütiger Objektivität zergliedert — vor allem die Liebe in ihrer Mischung von Sinnenglut und seelischen Wonnen, jenen Blitzschlag der Leidenschaft, wie wir ihn aus „Romeo und Julia" kennen, der zwei Seelen und Leiber zusammenschmilzt, unbekümmert um Tod und Tugend. Mit Bewunderung hing Friedrich Nietzsche an diesem eigenwilligen Individualisten, den einzuholen es nach seinem Wort zweier Generationen bedurft hat; in Stendhals Romanhelden Julian Sorel fand er die katilinarische Vorform seines Uebermenschen und im Schicksal dieses Unzeitgemässen, Unverstandenen das Spiegelbild seines eigenen Loses. Und in unseren Tagen hat M. Maeterlinck seine Synthese von Romantik und Naturalismus, seine romantische Seelenkunst in Verbindung mit naturalistischer Technik erneuert.

---

*) Den „Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft in Bonn mit Genehmigung der letzteren entnommen. — Diese Gesellschaft, deren Vorsitzender Berthold Litzmann, Professor der neueren deutschen Literaturgeschichte in Bonn ist, wurde gegründet im Jahre 1905. Dieselbe ist bemüht, mit der Vermittlung von literarischem Wissen, Ausbildung der in fast allen Menschen vorhandenen Anlagen zur künstlerischen Genussfähigkeit zu verbinden, und den Blick zu schärfen für rein künstlerische Betrachtung von literarischen Kunstwerken. Sie sucht durch die Tat in Ausschaltung aller subjektiven, auf ungenügender oder unwissenschaftlicher Beschäftigung mit den Persönlichkeiten der Dichter und ihrem Werk beruhenden Beurteilung eine höhere literarische Kritik zu schaffen, wie wir sie schon einmal besessen. Prospekte gratis vom Sekretariat, Bonn, Goethestr. 35. Nähere Auskunft bei dem 2. Vors. Dr. Carl Enders, Bonn, Kurfürstenstr. 25.

Eine verwandte Natur ist Barbey d'Aurevilly, Stendhals Nachfolger in der literarischen Entwicklungsreihe, gleich ihm ein Liebhaber der grossen Leidenschaften des Cinquecento, „wo die Gefahr stets die Mutter der grossartigsten Empfindungen war", — ein „radikaler Aristokrat", der trotzig auf die Herrenrechte des Individuums pochte. Was beide unterscheidet, das ist der religiöse Einschlag bei Barbey, die tiefbohrende Mystik seiner Seelenschilderung. Stendhal stand als Kind des aufgeklärten 18. Jahrhunderts den religiösen Problemen skeptisch gegenüber; für den Vollblutromantiker Barbey waren die beiden Extreme des Katholizismus, Heiligkeit und Satanismus, gegebene Werte; „wir haben ja," sagt er, „nur diese beiden Worte, um etwas Unergründliches, unermessbar Tiefes auszudrücken". Und so werden auch seine Romangestalten zwischen Gott und Teufel, Venusberg und Wartburg, Sinnenliebe und Seelenliebe hin und hergerissen; aber meistens bleiben sie Satanskinder, „Diaboliques", mit der aristokratischen Leibes- und Seelenschönheit Luzifers, wie die sieghaften Menschen der so benamten Novellensammlung, die ihr lachendes Glück im Verbrechen finden. Auch der Held des Romans „Une vieille Maîtresse", Rhyno de Marigny, verharrt teuflisch bei seiner „alten Geliebten", wiewohl eine engelhafte Frau an seiner Seite steht. Vor allem aber schildert Barbey die Kundrynatur des Weibes, „in tiefsten Heiles heisser Sucht nach der Verdammnis Quell zu schmachten" (wie es in Wagners Parzival heisst). Das Fatalistische der Liebe ist es, was ihm so beunruhigend und rätselhaft erscheint, und die Sphinx ist das ewig wiederkehrende Symbol dieses Schicksalsdranges. Da ist z. B. jenes anständige Bürgermädchen, das allen Gefahren trotzt, um sich mit dem Quartiergast seiner Eltern, einem jungen Offizier, in Liebe zu vereinigen. „Ihren schönen Lippen entrang sich höchstens ein Ausruf der Erregung, ein hervorgestossenes Wort, das über ihren Charakter keinen Aufschluss gab." Noch rätselhafter erscheint die Pudica des „Atheistendieners", ein Ungeheuer von Schamlosigkeit und von Schamhaftigkeit zugleich, das „den Sumpf zum Paradiese wandelt", oder die braune Spanierin Vellini, die alte Geliebte, eine mystische Dreieinigkeit von Weib, Tier und Kind. Diesen Naturwesen steht Barbey ähnlich wie Stendhal als sinnlich-übersinnlicher Freier gegenüber; er trägt ein Frauenideal im Busen, durch das ihm die kleinste Grisette zum „Fetisch" werden kann.

Wie eine Uebersetzung dieser Gestalten und Motive in die Wirklichkeit erscheint das Leben seines Freundes, des grossen Lyrikers Baudelaire, in dessen Dichtungen die schon von Stendhal angeschlagene satanische Note zum furchtbaren Akkord anschwillt. Er hat jenes Zwitterleben geführt zwischen einer engelschönen, hochstehenden Frau und der kleinen mulattischen Grisette, die für ihn zum Fetisch wurde, weil sie ihn an die Wunder des Orients gemahnte, den er als Jüngling geschaut hatte und dessen Haschischrausch ihm die „künstlichen Paradiese" seiner weltflüchtigen Schönheitssehnsucht erschloss. Aber diese künstlichen Ekstasen zerrütteten seine Seele wie seinen Leib, und wenn Barbey schliesslich zum klerikalen Journalisten herabsank, so blieb Baudelaire eine Beute Satans, verstockt wie sein „Don Juan in der Unterwelt", und doch stets schmerzlich bewusst, dass er ein Harmonieverderber der Weltordnung war, „ein falscher Akkord in der göttlichen Symphonie", ein mit dem Kainsmal Gezeichneter.

> Je suis la plaie et le couteau,
> Je suis le soufflet et la joue
> Je suis les membres et la roue,
> Et la victime et le bourreau.
> Je suis de mon coeur le vampire,
> — Un de ces grands abandonnés,
> Au rire éternel condamnés,
> Et qui ne peuvent plus sourire.

Ewige Unbefriedigtheit, unerfüllbares Sehnen — das ist das Leitmotiv dieser tief am Leben krankenden Seele. Diese Unmöglichkeit, sein Ideal zu verwirklichen, führte ihn schliesslich zum Nihilismus. Der Tod erscheint ihm in einer furchtbaren Vision als Sieger über alles Leben, als Mors Imperator — ein Motiv, das namentlich Maeterlinck in seinen Jugendwerken wieder aufnehmen sollte. Und ebenso erscheint ihm die Liebe als eine todbildende Macht — ein Lieblingsmotiv seines Bewunderers Rodenbach — das Weib als ein Vampir, berufen, dem Manne die Kraft auszusaugen, als Werkzeug des Teufels, und der Mann als feiger Sklave: Esclave de l'esclave et ruisseau dans l'égout .... Der künstlerische Niederschlag dieser furchtbaren Weltanschauung ist die lyrische Giftblütensammlung der berüchtigten „Fleurs du Mal", eine Schilderung und häufig eine Lobpreisung sittlicher Fäulnis, unterbrochen durch wilde Gewissensschreie und Darstellung von Schrecken aller Art. Baudelaire ist der eigentliche Vater der Décadence, eine schmerzvoll überreizte Seele, die nach neuen unerhörten Sensationen suchte; aber gerade dadurch hat er viele neue Bilder und Vorstellungen in die französische Poesie eingefügt und so den Boden für ein neues Empfinden, ein differenziertes Schönheitsgefühl bereitet.

Wie Baudelaires Liebesleben eine Uebersetzung Barbeyscher Liebespsychologie in die Wirklichkeit, so ist er umgekehrt das lebendige Vorbild des Herzogs des Esseintes in dem Roman „A Rebours" von Huysmans, der sich aus dem lasterhaften Mystizismus Baudelaires und dem Sanatismus Barbeys zum frommen Katholiken des Mittelalters durchrang.*)

Die nächsten Verwandten von Huysmans sind die von ihm so bewunderten Lyriker Mallarmé und Verlaine, gleich ihm Ueberläufer aus dem Lager der „Parnassiens", deren Lyrik mit dem Naturalismus des Romans Hand in Hand ging, beide nach emotionellerem Ausdruck, nach sinnlicher und musikalischer Wirkung der Verse, nach seelischem Gehalt ihrer Dichtkunst strebend. Verlaine ist oft mit Baudelaire zusammengenannt worden als Prototyp des Décadencekünstlers. Ja es ist heute ein Gemeinplatz, dass die Décadence in Verlaine den grossen Lyriker entband und dass er seine besten Gedichte im Absinthrausch schrieb, ebenso wie Baudelaire seine Verzückungen im Haschisch suchte. Gleich diesem ward auch er zwischen Venus und Elisabeth, Gott und Teufel hin und hergerissen und endete als Ueberwundener des Lebens, als unheilbarer Trinker im Greisenhospitz .... Formell aber ist er der Ueberwinder Baudelaires. So revolutionierend im Inhalt dessen Poesie war, in der Form blieb er der formenstrenge korrekte Parnassien, ebenso wie er im Leben die Maske des unnahbaren Dandy trug. Verlaines Leben war das eines haltlosen Bohémien, und ebenso verschmähte er in seiner Kunst die starre Form; das immanente Metrum zartester Seelenschwingungen schafft sich bei ihm seine freie, oft reimlose Versgestalt. Das Gedicht „Mondschein" drückt eigentlich alles aus, was er wollte und konnte, es ist ein wahres Wunder in der französischen Lyrik. Aus der Reue über sein verfehltes Leben entsprangen dann jene schluchzenden Lieder wie „Im Gefängnis" oder „Regen" mit ihrem „Ich weiss nicht was soll es bedeuten", das der Wehmut des deutschen Volksliedes so eng verwandt ist. Der in Metz gebürtige Verlaine hat wahrscheinlich auch deutsches Blut in seinen Adern gehabt — so unfranzösisch und revolutionierend für seine Landsleute war seine Lyrik.

---

*) Vergl. den Nekrolog, den Franz Clement dem kürzlich verstorbenen Huysmans in Nr. 9 des „Magazin für Literatur des In- und Auslandes" widmete. D. Red.

Mondschein.

Durch Waldesdüster
Das Mondlicht webt,
Heimlich Geflüster
Im Blattwerk bebt
Und raunt uns zu...
Geliebte Du!

Im Silberkleide
Schlummert der Teich.
Die schwarze Weide
Spiegelt sich bleich.
Es seufzt in den Bäumen
Der Wind ... Lass' uns träumen!

Ein tiefer Friede
Vom Himmelszelt
Neigt sich hernieder
Zur stillen Welt.
Es leuchtet die Runde...
O selige Stunde!

La lune blanche
Luit dans les bois.
De chaque branche
Part une voix
Sous la ramée...
O bien aimée!

L'étang reflète,
Profond miroir,
La silhouette
Du saule noir,
Où le vent pleure ...
Rêvons, c'est l'heure.

Un vaste et tendre
Apaisement
Semble descendre
Du firmament
Que l'astre irise...
C'est l'heure exquise.

(Schluss folgt.)

Zur literarischen Bewegung in England.

Ein Buch, das hinsichtlich seines Erfolges über alle andern bedeutend hinausragt, hat die englische Literatur neuerdings nicht gezeitigt, nicht einmal einen bedeutenden Roman, und gerade in diesem Literaturzweige haben die Engländer in den letzten Jahrzehnten noch immer die besten Leistungen aufzuweisen. Was ich heute nenne, sind ein paar Bücher, die der Erwähnung wert sind, weil sie Schöpfungen von Dichterpersönlichkeiten bilden, die schon ein gutes Stück auf dem dornenvollen Pfade zum Ruhme zurückgelegt und die zum Teil auch den Weg nach dem Festlande gefunden haben.

Zu diesen letzteren gehört, obwohl sie das Schicksal keineswegs verdient, Mrs. Catherine Cecil Thurston. Von ihr sind kürzlich zwei Romane: „Der Herr Abgeordnete" und „Spielerblut", beides Unterhaltungslektüre gewöhnlicher Art in deutscher Uebersetzung erschienen (bei Egon Fleischel u. Co.). Damit haben wieder einmal zwei völlig wertlose Bücher den Weg nach Deutschland gefunden. Aber etwas Erfreuliches gibt es noch an der Sache: Beide sind von der deutschen Kritik mit einer seltenen Entschiedenheit zurückgewiesen worden. Doch dass das deutsche Publikum, das danach den Wert der englischen Romanproduktion einschätzt, zu einem gänzlich falschen Bilde gelangt, das ist betrübend. Also nur aus dem Grunde, weil die Verfasserin auch in Deutschland bekannt ist, erwähnen wir ihr letztes Werk: „The Mystics" (Blackwood, London). Das Haschen nach Sensationen wird darin zum Teil widerlich, und die Anlage und die Verwicklungen sind entsetzlich platt und seicht. Die Mystiker sind eine Art religiöser Schwärmer, die auf einen Propheten warten. Als einer der Erzpriester sein Vermögen, auf das sein Neffe gewartet hatte, der Sekte hinterlässt, rächt sich dieser, indem er nach jahrelanger Abwesenheit zurückkehrt und sich als der erwartete Prophet ausgibt. Der Betrug gelingt. Er trifft schon Anstalten, den grossen Schatz der Gemeinde, auf den es ihm natürlich am meisten ankommt, in Sicherheit zu bringen, als er sich zu seinem Unglück in eine junge Witwe verliebt, die auch zur Sekte gehört. Zum Ueberfluss kommt noch ein Mitglied der Sekte gerade in dem Augenblick herein, als er mit seiner Dulcinea Zärtlichkeiten austauscht. Damit ist der ganze Schwindel entdeckt. Dazu kommt, dass das Ganze in eine langweilige, an Flüchtigkeiten reichen Sprache geschrieben ist, die auch nicht imstande ist, das Gefühl des Missbehagens zu überwinden, das man bei der Lektüre nicht los wird. Trotzdem soll es uns nicht wundern, wenn auch dieser Roman in deutscher Uebersetzung erscheint.

Nicht sehr viel höher stehen die Schöpfungen einer andern Frau, die sogar ihren Weg in die Tauchnitz-Edition gefunden hat, bekanntlich eine von englischen Autoren heiss erstrebte Auszeichnung. Es ist Miss E. Braddon, deren neuester Roman den Titel hat: „Dead love has chains" (Tauchnitz, Leipzig). Die Verfasserin ist 70 Jahre alt, und die neuste Schöpfung zeigt neben andern Mängeln auch deutlich die Spuren des zunehmenden Alters. Die Fabel ist nicht übel erfunden, wie bei allem, was Miss Braddon schreibt, und die Erzählung ist spannend in dem guten Sinne, dass sie des Lesers Interesse mit rein künstlerischen Mitteln fesselt, und doch legt man das Buch aus der Hand mit dem Bewusstsein, keinen bleibenden Gewinn davon zu haben. Die Heldin, Miss Brown, ist ein junges Mädchen, die Tochter eines englischen Oberst auf Zeylon, die von einem jungen Landsmann verführt worden ist. Auf der Reise nach der Heimat teilt sie einer, mit ihrem Mitgefühl sich aufdrängenden Reisegefährtin, auch eine Engländerin, ihre Leidensgeschichte mit, lässt sich aber einen Schwur leisten, dass diese nie etwas von dem Erfahrenen verraten will. Die Mitwisserin ihrer Schuld ist die Mutter eines erwachsenen Sohnes, dem die erste schwere Enttäuschung in seiner Liebe ins Irrenhaus gebracht hat. Später gesundete er wieder, verliebt sich in Miss Brown und verlobt sich mit ihr. Dadurch kommt seine Mutter in schwere seelische Konflikte, denn sie kann ihren Sohn nicht aufklären, ohne den geleisteten Schwur zu brechen. Es kommt aber nicht zur Ehe. Miss Browns einstiger Verführer ist wieder aufgetaucht und weiss sie mit seiner unheimlichen, diabolischen Gewalt wieder zu umgarnen und zur Eheschliessung und Flucht zu veranlassen. Damit schliesst die Geschichte. Was noch folgt, die Afrikareise der zum zweiten Male Getäuschten, auf der er seine schlimmen Erfahrungen mit der Liebe zu vergessen sucht, wäre besser weggeblieben. Die wenigen Vorzüge werden durch die erheblichen Mängel der Komposition und der Charakteristik aufgewogen. Noch am besten gezeichnet ist Mary Harling, die ihren Anschauungen nach völlig konsequente, immer aufs Wohl des Sohnes bedachte Frau. Künstlerisch und technisch gleich ungeschickt gezeichnet ist ihr Sohn, bei dessen Charakterbild sich arge Widersprüche zeigen. Auch aus dem englischen High-life haben wir in andern Romanen viel bessere Genrebilder gefunden. Aber das Buch der beliebten Romanschriftstellerin hat für uns deshalb Interesse, weil man damit wieder einmal einen Massstab der gewöhnlichen Lesekost der gebildeten Engländer gewinnt, die auf höhere literarische Wertung meist kaum Anspruch macht.

Eine allzugeschäftliche Feder führt auch Mary E. Wilkins, von der ein neuer Roman: „Doctor Gordon (Unwin, London), vorliegt. Das Buch ist, wie so ziemlich alles, was sie schreibt, in England mit grossem Enthusiasmus aufgenommen, eine Tatsache, der wir fast verständnislos gegenüberstehen. Es handelt sich bei dem Buche um eine Liebesgeschichte von etwas absonderlicher Art, ohne viel Spannung mit einer kleinen Beimischung von Tragik, aber das Ganze gibt noch keinen literarischen Wert von bleibender Bedeutung.

Den Schluss der Romane aus weiblicher Feder mag ein Buch bilden, das wir für eine der relativ wertvollsten Schöpfungen der englischen Literatur der letzten Monate ansehen. Besonderes Interesse gewinnt das Buch für uns dadurch, dass deutsche Verhältnisse den Hintergrund abgeben. Es hat den Titel: Fräulein Schmidt and Mr. Anstruther. By the author of Elizabeth and her German garden (Smith u. Elder, London, Tauchnitz, Leipzig). Die unbekannte Verfasserin — es soll sich um eine in Deutschland lebende englische Gräfin von Arnim handeln — hat schon durch ihre früheren Werke dem englischen Publikum deutsches Wesen und deutsche Art geschildert. Das letzte Werk enthält die Briefe, die Fräulein Schmidt, die Tochter eines deutschen Gelehrten und einer inzwischen verstorbenen Engländerin, aus Jena an ihren Verlobten Mr. Anstruther schreibt, der längere Zeit als Pensionär im Kreise ihrer Familie geweilt hat. Wir begegnen ihm in dem Buche nicht, ja wir finden nicht einmal einen Brief von ihm und doch steht er greifbar nahe vor uns, einzig und allein gezeichnet durch die Briefe seiner Braut, die eine seltene Tiefe des Gemütes und eine ungewöhnliche Urteilsfähigkeit besitzt. Das Mädchen plaudert in ihren englisch geschriebenen Briefen mit köstlichem Humore über alles, was sich in ihrer Umgebung abspielt, und was sie der Erzählung für Wert hält. Als Mr. Anstruther das Verhältnis zu ihr löst, setzt sie sich mit ihrer selbstgefundenen Lebensphilosophie schnell darüber hinweg und verwandelt ihre Liebe in treue Freundschaft. Das Buch berührt vor allem deshalb so sympathisch, weil es nichts von dem Herkömmlichen romanhaften an sich hat, das in England viel schwerer wie in Deutschland überwunden zu werden scheint.

Auch bei den Romanschriftstellern sind bekannte Namen in den Schöpfungen der letzten Monate kaum vertreten. Von Percy White ist ein neuer Roman: The eight Guests (Tauchnitz, Leipzig) erschienen, der eine besondere Beachtung verdient. Man kann ihn als eine Art Londoner Gesellschaftsroman voll scharfer Beobachtungsgabe bezeichnen. Er führt in einen der feinsten Londoner Klubs, dessen Mitglieder, die „Englighteners“, mit ungemein schneidender Satyre charakterisiert sind. Ein von ihnen aufgenommener Jude, dessen Reichtum nach Millionen zählt, ist aufs gründlichste von ihnen geschröpft worden. Er rächt sich dadurch, dass er die Enlighteners mit auf seine Jacht nimmt und mit ihnen die Gefahren einer sehr stürmischen Fahrt teilt. Das Verhalten der Enlighteners auf dem Schiff ist recht hübsch geschildert. Ueberhaupt ist das Milieukolorit von jener seltenen Echtheit, die den Hauptvorzug wirklicher Darstellungskunst bildet.

Frank Frankfort Moore ist in Deutschland vielfach überschätzt worden. Seine Romane sind glatt und gewandt geschrieben, sind aber selten höher zu bewerten als bessere Unterhaltungslektüre, und das ist nicht viel. Sein neues Buch Captain Latymer (Cassel, London), ist eine Mischung von Abenteuerroman und Seeroman und wird zweifellos bei den englischen Lesern mehr Beifall finden als bei uns., denn das Meer mit seinen tausendfachen Reizen und Gefahren, mit all den abenteuerlichen Gesellen, die auf ihm fahren, wirkt viel mehr auf die Phantasie des englischen Lesers, dem das Meer etwas völlig Vertrautes ist. Captain Latymer schildert die Abenteuer eines Gefangenentransportes, der nach den Kolonien verschickt wird. Kämpfe mit Piraten und ähnliche Sachen, die wir gewöhnlich in Romanen nicht suchen, die aber in England noch immer ein dankbares Publikum finden. Vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus könnte man sich das Buch, das nette Schilderungen der Zustände des 16. Jahrhunderts enthält, allenfalls noch gefallen lassen.

A. E. W. Masons neuer Roman: Running Water (Hodder London; Tauchnitz, Leipzig) enthält hübsche Schilderungen der Hochalpen, erscheint aber seinem Inhalte nach unerquicklich, seiner Anlage nach verfehlt und weist überdies einige derbe Unwahrscheinlichkeiten auf.

Ebenso können wir uns ein genaueres Eingehen auf den Roman von H. A. Vachet: Her Son (Murray, London; Tauchnitz, Leipzig) ersparen, bei dem in noch höherem Grade Unwahrscheinlichkeiten gehäuft sind. Welch' unmögliche Frauengestalt, die Dorothy Fairfax, die dem Geliebten, einem armen, talentvollen Journalisten, dessen Bewerbung sie schon angenommen hat, den Laufpass gibt, als sie erfährt, dass manches in seiner Vergangenheit nicht ganz klar liegt, und die dafür seinen und einer Schauspielerin Sohn zu sich nimmt und ihn aufzieht, trotz der Welt und ihrer Verleumdung! Dazu kommen noch alle unmöglichen anderen Verwickelungen, aber am Schlusse löst sich alles in Wohlgefallen auf.

Wie auf keinem anderen Gebiete der englischen Literatur wird gerade hier, auf dem Gebiete des Romans, um die Siegespalme gerungen, doch nur wenige haben sich über die Grenzen des Landes hinaus Anerkennung verschaffen können.

In der dramatischen Literatur herrscht keine Hochflut, wenigstens ist hier die Scheidung zwischen dem dauernd Wertvollen und dem wertlos Vergänglichen weit weniger schwer, weil hier die Aufnahme bei dem Publikum den Ausschlag gibt. Zu den Stücken letzterer Art gehört Alfred Sutros: John Glayde's Honour. Die Vorfabel ist fast alltäglich. Ein amerikanischer Millionär hat bei seinem Bemühen, noch reicher zu werden, seine junge Frau vernachlässigt, die solange ihre eigenen Wege geht, bis sie von ihrem Manne auf einem verbotenen Pfade wieder eingeholt wird. Da er einsieht, dass er selbst den grössten Teil der Schuld trägt, gibt er sie frei und sie verzichtet nun auf das Glück an der Seite eines französischen Malers und kehrt zu ihrem Gatten zurück. Das Stück ist reich an wirkungsvollen Szenen und hat einen recht dramatischen Schluss, aber sicher ist es kein Meisterwerk, schon deswegen nicht, weil keine einzige von den Personen kraftvoll herausgearbeitet ist, weder der Multimillionär, noch seine lebenslustige Frau, noch der französische Maler.

Sonst ist in den letzten Monaten nicht viel Bemerkenswertes auf die Bühne gekommen. Dafür haben eine Menge von älteren Werken ihre Auferstehung gefeiert. Am bemerkenswertesten in dieser Beziehung ist Oskar Wildes Woman of no importance (1894), das von Beerbohm in His Majesty's Theatre zur Aufführung gebracht wurde.

Natürlich hat der Frühling, der ja alle Knospen spriessen und alle Dichter freudiger in die Saiten greifen lässt, auch in England eine Fülle von Gedichtbänden hervorgezaubert, aber von denen, die einen bekannten Namen haben, ist niemand unter den Verfassern und neue Talente unter ihnen zu entdecken ist in England eine noch undankbarere Aufgabe als bei uns.

Wenn ich dafür einige bedeutende Erscheinungen der Literaturgeschichte nennen darf, so muss ich zuerst Bernard Shaws Sammlung von Theaterkritiken, die 1895 bis 1898 in der Saturday Review erschienen sind, erwähnen. Sie sind in zwei Bänden herausgegeben unter dem Titel: Dramatic Opinions and Essays; with an apology (Constable, London). Wer sich über Shaws Schaffen und vor allem über seine dichterischen Tendenzen orientieren will, wird in dem Buche eine reiche Fundgrube entdecken.

Von besonderem Interesse für uns Deutsche ist ein kürzlich erschienenes Buch, das eine Auswahl der deutschen Minnelieder des 12.—11. Jahrhunderts in englischer Uebersetzung und in seiner Einleitung eine gute Abhandlung über den deutschen Minnesang bringt. Es hat den Titel: Old German Love-Songs. Translated from the Minnesingers of the twelfth to the fourteenth centuries. By F. Nicholson, M. A. (Unwin, London). Die Auswahl ist recht gut getroffen und legt Zeugnis davon ab, dass sich auch allmählich in England ein tieferes Interesse für deutsches Geistesleben Bahn bricht. Dr. Arno Schneider.

Selbstkritiken deutscher Schriftsteller der Gegenwart.

Von Dr. Adolph Kohut.

(Nachdruck verboten)

Neben der zünftigen Literatur und Kulturgeschichte, die sich mit dem Leben und den Werken hervorragender Persönlichkeiten und bedeutsamer welt- und sittengeschichtlicher Ereignisse beschäftigt, gibt es auch einen sogenannten „Treppenwitz der Weltgeschichte", der sich mehr mit den Dingen und Ereignissen befasst, die sich hinter den Koulissen oder, besser gesagt, in der menschlichen Psyche abspielen. In der Tat interessieren das heutige grosse Lesepublikum nicht allein die Werke seiner Lieblingsautoren, sondern auch die Persönlichkeit verlangt ihr Recht. Es ist begreiflich, dass man nicht blos den Stimmen des Fachkritikers über die geistigen Erzeugnisse der Poeten und Schriftsteller lauscht, sondern auch die Selbsturteile der „ragenden Gipfel der Welt" gern hören will, zumal sich der Genius am besten Rechenschaft über die Ideen, Beweggründe und Stimmungen, die ihn bei der schöpferischen Arbeit leiten, geben kann.

Es war daher eine gute Idee seitens der Herausgeber zweier Sammelwerke *) zahlreiche namhafte deutsche Poeten und Schriftsteller in autobiographischen Skizzen und kritischen Randglossen über sich und ihre Werke zu Worte kommen zu lassen. Da diese Mitteilungen, wie man es seitens jener Persönlichkeiten nicht anders erwarten konnte, sich nicht auf die trockene Aufzählung von Daten und Erlebnissen beschränken, sondern auch über gar manches Neue und Interessante in anziehender Weise Aufschluss geben, so liegt es auf der Hand, dass diese Bekenntnisse schöner Seelen einen eigenen Reiz darbieten. Gewiss werden daher einige kleine Stichproben aus dieser Gedankensymphonie all denjenigen, die sich für das Seelenleben schaffender Geister interessieren, von besonderem Interesse sein, zumal diese „Konfessions" nicht nur eigenartige Einblicke in das Leben der einzelnen Dichter und ein Zeugnis ihrer literarischen Eigenart gewähren, sondern uns auch scharfe Schattenrisse der betreffenden Individualitäten geben. Derartige Zeichnungen machen es uns erst möglich, vieles in den Schriften der betreffenden Autoren nachzuempfinden und ganz zu verstehen, was uns vielleicht bis dahin fremdartig berührte.

Auch für Abwechselung haben die Verfasser gesorgt. Da steht die lustig plaudernde, geistreiche Frau neben dem strengen Philosophen, der leichtlebige, leichtentflammte Dichter neben der ernsthaften Lehrerin der Tugend, der moderne Tagesschriftsteller und Politiker neben dem Romanschriftsteller alter und neuer Richtung, der Dramatiker neben der Novellistin. Darin aber sind sie alle gleich: sie erzählen aus ihrem Leben oder wie es kam, dass sie unter die „Schreiber" gingen. Sie „berichten" eben, was sie selbst erlebt, und wer es versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, der wird in diesen interessanten Abschnitten noch mehr finden als geschrieben steht. Er wird sich dem „Schreibenden" menschlich näher gerückt fühlen, er wird mit ihm die ganze Skala von Glück und Leid empfinden, die dem Dichterdasein Rosen flicht.

Der Romanschriftsteller Hermann Heiberg erzählt, dass der erste Gedanke, sich literarisch zu betätigen, in ihm entstanden sei, als er eines Tages im Sommer nach längerer anregender Wanderung über die Felder in der Umgegend seiner Heimatstadt Schleswig auf einem beschatteten Weg an einer Wiesenhecke stehen geblieben, sein Auge über den von bebuschten Knicken dicht umschlossenen Erdenfleck schweifen und diese stille Welt auf sich wirken liess. Er hörte, wie die Bienen und anderes unsichtbares Getier in diesem kleinen Zauberreich der Einsamkeit summte und brummte und berauschte sich an dieser eigentümlichen melodischen Musik, und nachdem dieses gleich-

---

*) „Selbsterlebtes; aus den Werkstätten deutscher Poesie und Kunst. Mit zahlreichen Illustrationen, herausgegeben von Anny Wothe". Bremerhaven und Leipzig, Verlag von L. Vangerow und „Bildende Geister", Peter J. Ostergaard, Verlagsanstalt, Berlin-Schöneberg.

sam heilige Naturschweigen dadurch eine Unterbrechung erfuhr, dass Trommelwirbel von unten aus der Stadt her und bei geschärfteren Sinnen auch das unruhig wogende Geräusch wie ein dumpfes Brausen sein Ohr traf, wurde er in eine Stimmung versetzt, die den Gedanken in ihm aufsteigen liess, das Alles — diese Natureindrücke, diese Gegensätze und die Empfindungen dabei — einmal aufs Papier zu bringen. Was Heiberg als der Weisheit letzten Schluss nach einer jahrzehntelang fortgesetzten literarischen Tätigkeit über die Freuden und Leiden des Schriftsteller-Lebens zum Besten gibt, hat den Reiz der Originalität. Man höre: „Der schreibende Mensch gleicht einem Erdenbewohner, der von Hülsenfrüchten existiert. Bisweilen findet er einen süssen Inhalt: den vollen Erfolg — nach Ueberwindung der harten Schale, d. h. nach unermüdlichem Fleiss den Lohn! Weit eher den bitteren Kern der Enttäuschung! In dem Leben des Schriftstellers gibt es drei scharfumrissene Perioden: das Ringen um Beachtung, den für kürzere oder längere Zeit anhaltenden Erfolg, und den durch die natürliche Unlust und Veränderungssucht des Publikums eintretenden Untergang. In der ersten Periode werden die Kritiker dem Autor ein Helfer, in der zweiten, wo ihn der Ruhm umstrahlt, schreiben sie häufig nur deshalb über ihn, um sich selbst zu schmücken, und in der dritten hören sie gern auf die Vielen, die ihnen zuflüstern, dass der von ihnen einst Protegierte mindestens ebenso viele Schwächen wie Vorzüge habe und schieben die ferneren Produkte seines Fleisses unbeachtet bei Seite. Das klingt paradox, aber es ist allezeit viel Wahrheit darin! Künstler und Schriftsteller müssen, kommt die Zeit, wie die Präsidenten überseeischer Republiken, unweigerlich abdanken. Es wollen andere herrschen, Ansehen geniessen und Vorteile erringen; da helfen keine Verdienste, da ist es gleich, ob der neue Präsident weniger leistet! Es sitzen in allen Ecken und Winkeln Personen, die auch leben wollen, die sich durch den Erfolg der Erfolgreichen beeinträchtigt sehen, und dass sie letztere zu beseitigen trachten, ist menschlich, es ist ihnen nicht zu verdenken. Nicht um eines Vorwurfs willen registriere ich den Lauf der Dinge vielmehr nur, um eine Tatsache festzustellen."

Treffend ist, was er als die eigentliche Aufgabe des Poeten hinstellt, indem er u. a. sagt: „Wer Schriftsteller werden will, muss etwas können: er muss zu fesseln, anzuregen, zu beleben, die Herzen, Gemüter und Seelen der Leser in Bewegung zu setzen vermögen, oder wenigstens Stunden der Langeweile zu vertreiben verstehen. Vor der Wahl des Berufs beherzige der Aspirant den Spruch Garricks:

Als Arzt und auch als Advokat
Salbadre nach Belieben,
Denn hinter Schwulst und Mienenspiel
Lässt Hohlheit sich verschieben!
Verbind' damit gewichtgen Ernst,
Das bricht dann sicher Bahn! —
Doch hier sieht man — bist's Du —
Dir stets den Stümper an!"

Der erfolgreiche Dramendichter Joseph Lauff, der am 16. November ds. Js. seinen 51. Geburtstag begeht, weist auf die eigentliche Wurzel seiner Kraft, auf das echte und rechte Heimatsgefühl, hin, das ihn beim dichterischen Schaffen stets beseelt habe. Seine Arbeiten, namentlich der letzten 6 Jahre, galten fast ausschliesslich der Schilderung des Lebens in der kleinen Stadt Calcar am Niederrhein, wo er inmitten einer ganz eigen gearteten Bevölkerung seine glücklichsten Kinder- und Jugendjahre verlebte. Das Charakteristische der dortigen Verhältnisse und der Bevölkerung habe er speziell in dem Drama „Der Heerohme" anschaulich zu schildern versucht. „Meine Dramen „Der Burggraf" und „Der Eisenzahn" — so sagt Lauff — „haben mir neben vieler Anerkennung auch freundlich dedizierte Disteln auf den Hut gebracht. Der Erfolg meines unbeirrt fortschreitenden Schaffens hat bereits gelehrt, wer recht hat — jedenfalls die gesinnungstüchtigen Distelspender nicht."

Selbsterkenntnis, aber zugleich auch Bescheidenheit zeichnet den steirischen Volksdichter und Humoristen Peter Rosegger aus. Indem er seine trübselige Jugend und seinen Entwicklungsgang schildert, der aus der Werkstatt eines Bauernschneiders in den Olymp führte, zieht er das Facit seines Wirkens mit den Worten: „So bleibt mir nur übrig, dem Himmel zu danken für die freundlichen Wege, die er mich geführt, verdient hab' ich's nicht. Von einem zielbewussten Streben keine Rede; ich begnügte mich mit dem Tage voll Befriedigung. Ich durfte dichtend schreiben, wie mir ums Herz war; je weniger Mühe mir etwas gemacht hatte, je besser schlug es ein. Und dort, wo die Absicht etwas sehr Gutes, wenn nicht gar Unsterbliches zu schaffen sehr gross war, da wurde zumeist nichts. Verwöhnt hatte mich meine Jugend nicht, wahrlich nicht!... Stürmisch wie einst sprudelt es nimmer hervor; doch die kleinen Waldquellen sind klarer als die mächtigen. Stolz wird mich der Kritiker machen, der da ausruft: „Frisch Wasser!" (Schluss folgt.)

Neue Lyrik.

Besprochen von M. M.

Peter Hamecher. Von der stillen Fahrt. Eine Auswahl Verse. Otto Albert Schneider: Gedichte. (J. C. C. Bruns Verlag, Minden.) — Bernd Isemann: Doppelstimmen. (E. W. Bonsels, Verlag, München-Schwabing.)

Bei der Lektüre dieser drei Gedichtbücher ist es mir wie auch bei vielen andern Lyrikbändchen ergangen. Man findet einzelne schöne Gedichte, die aber im ganzen betrachtet, noch wenig Abschliessendes, Umrissfestes ergeben. Es kommt doch immer wieder darauf an, dass wir hinter aller Kunst das Zwingende einer Persönlichkeit herausspüren. Am stärksten noch kommt sie in den Versen von Peter Hamecher zum Ausdruck. „Worte, die schwer von Tränen sind...." Diese Zeile aus dem Gedichte: Erloschene Sterne kennzeichnet den Charakter seiner Gedichtsammlung. Verhaltene Trauer liegt über dem Ganzen, etwas unsagbar Wehes. Man vernimmt deutlich den verhaltenen Schmerz eines ungestillten, halberstickten Dranges nach grösserer Lebensbetätigung. Leiderstarrte Tränen. Und doch ist eine gewisse Lebensbejahung nicht zu verkennen. Sein vorwiegend scharfer, klarer Intellekt reisst Hamecher immer wieder aus trüben Stimmungen heraus. Er ist aber auch andererseits die Erklärung für die geschickte Mache und die Gefühlsarmut, die sich in vielen seiner Gedichte nicht ganz verbergen können. Sein Bestes gibt er in den Gedichten: „Eros", „Im Nebel", „In der Stille".

Eros.

Ein holdes Bild von eines Meisters Hand
der für den Schönheitsglauben seiner Seele
in deinem Wuchs und Antlitz sonder Fehle
ein Sinnbild und ein Siegel sich erfand:

So sah ich dich an einem Sommertag:
dem Bad entstiegen, liefst mit flücht'gen Füssen
den Hügel du hinan, das Licht zu grüssen,
das reifesegnend auf der Landschaft lag.
Die schlanken Arme hoch emporgespannt,
standst du im Glanz; die jauchzende Gestalt
umbrandet von der Sonne vollsten Wogen.
Da war es, dass ich Bild und Ausdruck fand
für jener Schönheit göttliche Gewalt,
der ich in Traum und Sehnsucht nachgezogen.

Das Bändchen von Otto Albert Schneider gibt sich schlicht, ohne aufdringlichen Buchschmuck und Buchtitel und redet doch eine warme, eindringliche Sprache. Man gewinnt es lieb, weil ein tiefes, lauteres Gemüt und echtes, ehrliches Gefühl aus diesen Versen spricht. Man versenkt sich daher gern in seine schlichte Kunst, weil sie überzeugend wirkt. Keine Lebensfreude, kein Jauchzen, kein helles Lachen klingt aus seinen Versen. Enttäuschungen einer jungen, unverstandenen Seele sind es, die in ihrem Traumfluge den Heimweg verlor und nun zielverirrt im Dunkel tastet.

Ich höre fern des Lebens wirr Getön,
Die Räder rollen und die Menschen rufen —
Ich stehe einsam auf den dunklen Stufen,
Die zu den Tiefen des Vergessens geh'n. —

Er überrascht zuweilen mit einer grossen Sicherheit des dichterischen Ausdrucks. Seine Sprache birgt eine Fülle angenehmen Wohllautes. Ein Gedicht, das seine Kunst am besten charakterisiert, setze ich hierhin:

Ein Liedchen.

Ein Liedchen wird in meiner Seele wach
aus Kinderzeiten. — Meine Mutter sang
es mir an einem jungen Frühlingstag —
Dann schlief es, viele dunkle Jahre lang.
Und plötzlich wird es leuchtend hell um mich,
und alle Dinge seh ich fern und gross —
und alles scheint mir neu und wunderlich —
und meine Sehnsucht lächelt — qualenlos. . . .

Nun komme ich zu dem dritten Buche: „Doppelstimmen" von Bernd Isemann. Das Buch ist so richtig danach angelegt, einen gleich ärgerlich zu stimmen. Dieser elende, bizarre Buchschmuck vermittelt ebenso wenig den Eindruck einer eigenartigen Persönlichkeit wie auch der Inhalt des Buches. Und mag Herr Isemann sich noch so prätentiös geben, wir glauben nicht eher an ihn, bis er uns ausgereiftere Proben seiner Kunst gibt, von der wir gewiss Besseres erwarten dürfen, denn er hat unstreitig das Zeug dazu. Aber was soll denn das: „Um die steilen Zinnen deiner Liebe windet sich des Nachts ein Silberschleier". Ein verschrobeneres Bild kann man sich gar nicht denken; es ist absolut nicht klar und gut geschaut. — Und dann Buschiaden, die wir hier nicht näher bezeichnen wollen. Aber das alles wäre noch nicht so schlimm, wenn man nicht wüsste, wie man jetzt von gewisser Seite mit diesen jungen Leuten förmlich Literatur macht.

Das Programm der Neuen Literarischen Gesellschaft.

„Ein Volk steht erst dann auf der Höhe der Kultur, wenn es die geistige Arbeit, die Edelarbeit, ehrt und schätzt. Diese Ehrung ist ein Ruhmestitel für die ganze Nation."

Dem deutschen Volke zumal, das die Bezeichnung „Volk der Dichter und Denker" mit Stolz trägt, müsste es ein heiliges Vermächtnis sein, die geistige Arbeit, wie sie besonders sich in Literaturwerken ausprägt, zu fördern, vor allem kennen zu lernen und damit auch die Stellung der geistigen Arbeiter zu erhöhen, im gesellschaftlichen Empfinden sowohl als in ihrer materiellen Position. Dass hier nicht alles zum Besten bestellt ist, weis man in den Kreisen der Einsichtigen sehr wohl und in vertrauten Zirkeln redet man sehr pessimistisch von dem Missverständnis, das ein grosser Teil selbst der bestimmenden Gesellschaft den ernsthaften Schriftstellern gegenüber zeigt. Von den minder Gebildeten ganz zu schweigen.

Es scheint, als ob in einer materialistisch gerichteten Zeit viele sich von der Anschauung nicht befreien können, die Literaten müssten „Hungerkandidaten" bleiben und ihre Arbeit sei eine unfruchtbare. Diese Anschauung ist eine des deutschen Volkes unwürdige und muss mit allen Mitteln bekämpft werden. Wer sich an diesem Kampfe beteiligt, erwirbt sich ein Verdienst um die Hebung des geistigen Niveaus, oder um dessen Wiederaufrichtung — denn man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, dass es in früheren Zeitperioden in deutschen Landen, als das schöngeistige Wesen gegenüber den technischen Wissensbestrebungen überwog, damit besser bestellt war. Bei aller Sympathie für „Sport und Spiel", soweit sie sich sinngemäss äussern, bei allem Respekt vor den Errungenschaften technischen Strebens, die die materiellen Lebensbedingungen verbessern, muss doch gesagt werden, dass auch Seele und Geist eines Volkes nicht Schaden leiden dürfen.

Vieles von dem, was wir heute als Siegeszeichen vermeintlich vollendeter Technik anstaunen, wird vergessen und begraben sein, während die Namen der grossen Denker und Dichter noch durch alle Jahrhunderte leuchten werden.

Das Interesse an wirklich wertvollem Schrifttum zu beleben und zu festigen ist der Zweck der „Neuen literarischen Gesellschaft". Nicht darauf kommt es an, die sensationellen Literaturerscheinungen des Tages, die oft nur einen ephemeren Wert haben, zu verbreiten, sondern in den Geist echter, wahrhafter, geweihter Dichtkunst der Vergangenheit und Gegenwart einzuführen. —

Mit diesem weitzügigen Programm führt sich die „Neue Literarische Gesellschaft", von deren Begründung wir schon Vermerk genommen, temperamentvoll ein. Und Jeder, der die Dinge kennt, muss diesem Programm ein Glückwort auf den Weg geben. — Den Sinn für Literatur und Kunst zu beleben, ist wahrlich eine Aufgabe, die des Schweisses der Edlen wert ist.

Auf dieser Kundgebung fussend, hat die „Neue Lit. Gesellschaft" Leitsätze aufgestellt, die im einzelnen darstellen, wie die neue Vereinigung sich die Uebertragung ihrer Theorie in die Wirklichkeit denkt. Diese Leitsätze lauten im wesentlichen Auszuge:

Weiten Kreisen der Gebildeten und Bildungsbeflissenen sind die Geistesschätze der deutschen Literatur der älteren sowohl als der neueren, abgesehen von der Kenntnis der Klassiker, viel zu wenig vertraut. Diese Kenntnis soll in angemessener künstlerischer Form den Literaturfreunden vermittelt werden. Die „künstlerische Form" wird darum betont, weil eine blos lehrhafte Vortragsweise, wie sie sich in den meisten Literaturgeschichtswerken ausspricht, den angestrebten Zweck nicht erreichen würde. Es sollen die besten Poesien der bedeutsamsten Dichter vom frühesten Mittelalter bis in unsere Zeit durch berufene Rezitationskunst und soweit ihre Schöpfungen komponiert sind, durch Gesang zu Gehör gebracht werden. Zu diesem Zweck veranstaltet die „Neue Lit. Gesellschaft“ an vornehmer Kunststätte unter Heranziehung erster künstlerischer Kräfte, zunächst fünfzehn Abende im Jahre, die in chronistischer Anordnung den weitschichtigen Stoff der deutschen Literatur — in erster Reihe der Lyrik und Epik — behandeln.

Das Programm aller dieser Abende umfasst einen literarischen und musikalischen Teil und erstrebt, neben den hervorstechenden Literatur-Erzeugnissen der jeweiligen Zeitperiode auch die Musik dieser Zeit, soweit sie erreichbar, zum Vortrag zu bringen. Solchergestalt soll eine dem Zeitcharakter entsprechende abgetönte Stimmung des Abends erzielt werden.

An den Abenden, die den Dichtungen früherer Jahrhunderte gewidmet sind, wird ausser diesen auch die neuzeitige Lyrik zu Worte kommen, wenn sie in derselben Gedankenrichtung oder Kunstform sich bewegt.

Zum weiteren Programm der „Neuen Lit. Gesellschaft“ gehört endlich auch die Aufführung solcher unbekannt gebliebenen oder vergessenen dramatischen Werke, die dennoch den Schätzen deutscher Literatur zugezählt werden müssen.

Die literarhistorische Anordnung für diese Abende gibt in geordnetem System jedem einen besondern Charakter: Roswitha-Zeit — Minnesänger — Meistersinger — Luther — Schlesische Dichterschule — Dichter aus der Zeit des 30jährigen Krieges — Klassiker-Abende — Göttinger Dichterbund — Sturm- und Drangperiode — Romantiker etc. bis in unsere neueste Zeit, so dass die bedeutsamsten Stimmen deutscher Literatur zu Gehör gebracht werden. Alles in allem ein Bestreben, die Schätze deutschen Schrifttums auszugraben.

Die bewährtesten Namen deutschen Geisteslebens haben sich diesem Programm angeschlossen. Das Präsidium bilden die Herren: Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Haseldorf; Prof. Dr. Felix Dahn, Breslau; Dr. Paul Heyse, München; Dr. Rud. v. Gottschall, Leipzig; Frhr. v. Dincklage-Campe, Berlin; Friedr. Spielhagen, Berlin; Detlev Frhr. v. Liliencron, Alt-Rahlstedt; Gerhard v. Amyntor, Potsdam; Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin W., Vorbergstrasse 10.

Nun ist der Arbeitsausschuss, in dem erfahrene Kämpen der Literatur sitzen, am Werke, die Vertreter der Geistes- und Geburtsaristokratie an ihr nobile officium zu gemahnen, Förderer der Literatur zu sein, wie es ihre Altvorderen gewesen. Denn immer noch heisst es auch bei Intentionen geistiger Art: „Tu Geld in deinen Beutel“. — Shakespeare hat wie immer Recht.

Paul Gisbert.

Gedichte.

Frühnebel.

Wie ein Schleier ohne Unterlass
Hebt und senkt sichs über jenen Rücken.
Und die Gipfel schauen zart und blass
Durch des weissen Nebels duft'ge Lücken.

Sanft und leise giesst ihr Rosenrot
Nun die Sonne auf das matte Glänzen.
Immer höher steigt sie, bis es loht
Um die Gletscher wie von Feuerkränzen!

Walle, Nebel, walle, grüsse mir
Die dich hebt, die Sonne, von der Erde.
Sag ihr, dass der schönste Morgen hier
Uns zu oft zum schlimmsten Tage werde. —

Otto Born.

* * *

Im Geisteslenz.

Ha Studienzeit, du Zeit der Geistbefreiung
Im Gartenlande seelenvoller Rosen
Und Plauderlippen, die gar zärtlich kosen.
Siehst du berauscht mich, gönne mir Verzeihung!

Wie sollt' ich neigen jetzt zur Selbstkasteiung? —
Mein Leitwort heisst: Empor! Der Brandung Tosen
Hörst du, hörst nichts vom niedrig Würdelosen.
Das stolzem Haupte drohet mit Entweihung.

Sorglose, jubelfrohe Mussestunden
Und ernstes Ringen wechseln auf dem Plan,
Der an den freien Willen nur gebunden.

Der Wahrheit und der Schönheit untertan,
Hab' ich mich Nacht und Dämmerung entwunden,
Seh ich im Sonnenglanz des Lebens Bahn.

J. Klokow.

* * *

Klagst du mir dein dunkles Weh.

Von Otto Agnes.

Klagst du mir dein dunkles Weh,
Ach, ich bin doch selbst verlassen,
Glückverlassen, wegesblind.
Klagst du mir, mein armes Kind?
Ach, ich weiss nicht Pfad noch Steg,
Nicht wie sich mein Schicksal wende,
Kenne nicht den Zaubersteg,

Kenne nur den Firnenglanz
Roten Glücks, ach, aus der Weite.
Denn ein Kobold hielt gebannt
Alle Kräfte meiner Hand.
Ja, es führt ein Pfad wohl auf
Zu der goldnen Schätze Gleissen.
Alle Pforten springen auf,
Wenn der Berggeist es geheissen.

Ach, vergebens Pfad und Weg
Sucht mein Maultier in der Irre.
Keines Sternes tröstend Licht
Dieses Nebels Bann durchbricht.
Meine Hände blutigwund
Schürft das harte Felsgestein,
Trüb die Augen, stumm der Mund. —
Sage mir nun, bist du mein?

Bücher-Besprechungen.

Das Wesen des Genies. Von Dr. Karl August Gerhardi. Zweite, stark erweiterte Auflage. (Jauer, O. Hellmann, 1907.)

Unter Genie versteht der Verfasser „schöpferischen Geist“. Zur näheren Erklärung dieser Annahme bemerkt Gerhardi: „Die Leidenschaft ist es, welche den Geist unablässig zur Beschäftigung mit einem bestimmten Gegenstande hindrängt; die Phantasie ist es, welche das im engeren Sinne Schöpferische, das Ersinnende ausmacht; die Urteilskraft ist es, welche aus den mannigfaltigen, aber vorerst noch nicht durchgehends richtigen und passenden Darbietungen der Phantasie das Richtige und Passende auswählt." — „In der Wissenschaft", so bemerkt Gerhardi ganz richtig, „fängt das Geniale erst dort an, wo das schon Bekannte und Gewusste aufhört." Der Verfasser bespricht dann die verschiedenen Arten von Genie und die „Formstrebungen der heutigen Menschenerscheinung" im allgemeinen und im einzelnen. — Das Buch enthält viel Interessantes und sein Verfasser bekundet durchweg, dass er das Wesen des Menschen und der Entwickelung der Menschheit bis zum heutigen Tage richtig erfasst hat. — In einem Anhang spricht sich Gerhardi gegen den altsprachlichen Unterricht aus, der zur Förderung der Genialität keineswegs dienlich sei. Die Naturwissenschaften seien es, die sich, im Gegensatz zum klassischen Unterricht, mit der Erkenntnis des gesamten Weltalls beschäftigen und uns daher umfassender, wie auch harmonischer bilden, als die altsprachliche Erziehung. —*—

Monisten-Traum. Von Dr. Monisthorno. (Dresden, E. Piersons Verlag.)

Eine glänzende Satyre auf den Schein-Monismus und die einseitige Haeckelvergötterung. Wer es wünscht, kann ja auch eine Verherrlichung darin erblicken, aber ich glaube, der Dr. Monisthorno ist ein Schalk und seine Lobrede eine boshafte, witzsprühende Periode. Sie ist mit Glück im Festpredigerton gehalten, mit komischen archaistischen Anklängen. Sehr gelungen sind die Hymnen auf den „Kohlenstoff, den Vater alles Lebens" und die „gütige Mutter, das Eiweiss". Die Schilderung des Atheons ist von grosser Wirkung, hat einen Zug ins Phantastische. Der Schluss ist eine Ovation für das wirklich Bedeutende in Haeckel. Eine sehr originelle Zeichnung schmückt das preiswürdige Büchlein, das allen, die sich für die modernen Geistesbewegungen interessieren, hiermit bestens zur Lektüre empfohlen sei.

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts, in seiner Entwicklung dargestellt von Georg Witkowski. Mit einem Bildnis Hebbels. Zweite, durchgesehene Auflage. (Leipzig, B. G. Teubner, 1906.)

Die vorliegende Schrift entstand aus Volkshochschulvorträgen, die der Verfasser in Leipzig und Altenburg hielt. Derselbe versucht darin, das Verständnis des Dramas der Gegenwart auf historischem Wege anzubahnen. Vom deutschen Drama am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausgehend, verfolgt Witkowski dessen Entwicklung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Von besonderem Interesse sind die Urteile des Leipziger Literaturprofessors über unsere bekannteren zeitgenössischen Dramatiker. Von Gerhart Hauptmann sagt er: „In seinem Schaffen spiegelt sich der unklare künstlerische Charakter der Zeit, das stete Suchen nach einem neuen Stil und neuen Stoffgebieten ab. Unter den 15 dramatischen Werken, die wir von ihm besitzen, wird kaum eines sich dauernd auf der Bühne behaupten, aber sie alle, die besten, wie die misslungenen, werden in der Geschichte der Denkmäler dieser wirren, unsicher umhertastenden Zeit fortleben." — Hugo von Hofmannsthal wird von Witkowski, wie folgt, charakterisiert: „Schade nur, dass ausschliesslich das ästhetische Geniessen dem Dichter erstrebenswert erscheint und so der schönen Hülle der Kern starken Empfindens und unmittelbar ergreifender Leidenschaft fehlt.... Die dramatische Form lässt sich hier in eine Reihe von lyrischen Gedichten auf, die Sprechenden stehen zuletzt in gar keiner äusseren Verbindung mehr, und jede Spur eines Vorgangs, geschweige denn einer dem Ziele zustrebenden Handlung fehlt." — In dem Kapitel „Das Ergebnis des Jahrhunderts" kommt Witkowski zu folgenden Conclusionen: „Die ringenden Gegensätze von erstarrter, enger Kunst- und Weltanschauung, krassem Materialismus und neu erwachtem Streben nach Schönheit, Verinnerlichung und Vertiefung hüllen die Gegenwart, ihren Kampfplatz, in undurchsichtige Staubwolken, zumal auf dem Gebiete derjenigen Kunst, die mehr als irgend eine andere für Schaffende und Geniessende zeitlich bedingt ist. Aber der Streit selbst, das eifrige Parteinehmen ist doch ein Zeichen dafür, dass das lebendige Interesse im Steigen begriffen ist, und damit wird die erste Vorbedingung verständnisvollen Geniessens und der Abwendung vom leeren Sinnengenuss in höherem Masse erfüllt." — Das Witkowski'sche Buch wird jedenfalls dazu beitragen, die Staubwolken, von denen er spricht, zu beseitigen, den Kampfplatz zu lichten und dem wahrhaft Schönen und Erhabenen auf dem Gebiete des modernen Dramas zum Siege zu verhelfen. Ed. L.

Wolfgang Heribert von Dalberg als Bühnenleiter und Dramatiker. Von Dr. Fritz Alafberg, Berlin, E. Ebering, 1907.)

Das Buch, das zum 300 jährigen Jubiläum der Stadt Mannheim erschien, ist das erste zusammenfassende Werk über den Intendanten Dalberg. Es ist somit ein wichtiger Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Der Verfasser hat seine Studien auf dem Boden eines grossen, wenig bearbeiteten Materials gemacht und kommt infolgedessen zu vielen neuen Ergebnissen. Besonders in der Beurteilung des schauspielerischen Stils, der Organisationen am Mannheimer Theater, des Verhältnisses Dalbergs zu Iffland und Schiller und endlich auch der Persönlichkeit des Intendanten gelangt er zu Auffassungen, die von den bisherigen erheblich abweichen. §.

Tout ce qu'il faut savoir en Astronomie et Géologie, Géographie et Histoire, Histoire des Religions, Philosophie et Morale. Nouvelle Encyclopédie, publiée sous la direction de F. Damé, docteur ès lettres. 71 planches hors texte, 128 illustrations et figures. (Paris, Ch. Delagrave, 1907.)

In dem 302 Seiten umfassenden Bande in Gross-Oktav und in kleinster Schriftgattung (Nonpareille) ist der Inhalt einer ganzen Bibliothek zusamengedrängt, speziell ein Lehrbuch der Astronomie mit Illustrationen, ein Lehrbuch der Geologie, der Geographie und der Weltgeschichte, sodann eine Geschichte der Religionen und eine Geschichte der Philosophie nebst Lehrbüchern der Psychologie, Aesthetik, Logik, Ethik und Metaphysik. — Ein weiterer Band soll die Naturwissenschaften behandeln und ein dritter Band wird die beiden ersten ergänzen, bezw. die Stoffe bis in die Gegenwart ausdehnen, was dem Ganzen jedenfalls sehr förderlich sein wird. Die einzelnen Lehren und Geschichtsstoffe sind von kompetenten Gelehrten in klarer und anziehender Weise entwickelt, so dass schon dem Inhalt des uns vorliegenden in sich abgeschlossenen Bandes ein hoher Wert beizumessen ist und dass man dem Erscheinen der weiteren Bände mit Spannung entgegensehen darf. Ed. L.

Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen. Von Prof. K. Brugmann und Prof. A. Leskien. (Strassburg i. E., Karl J. Trübner, 1907.)

Der Erstgenannte der beiden Verfasser, K. Brugmann, beurteilt die gegenwärtige Weltsprachenbewegung im allgemeinen, während sich der Zweite (Leskien) insbesondere über das Esperanto ausspricht. Beide Verfasser stehen auf dem verneinenden Standpunkt, den wir selbst neulich bei Besprechung der Broschüre von Dr. Borgius einnahmen. Brugmann meint, Mutter Natur lasse sich nicht überlisten, schon an dieser Tatsache müsse jeder Versuch eine künstliche Weltsprache zu schaffen, scheitern. Eine solche könne nur als ein lebensschwaches Geschöpf erscheinen, dem der frühe Tod auf der Stirn geschrieben stehe. — Was speziell das „Esperanto“ betrifft, so bemerkt Leskien, „der Erfinder desselben ohne jede lautphysiologische Beobachtung und ohne Erfahrung aus der wirklichen Sprachenwelt, habe sich die prinzipiellen Vorfragen, die vor der Aufstellung einer Weltsprache zu erledigen wären, gar nicht aufgeworfen. . . . Sein Werk sei daher ein ganz misslungener Versuch, das Problem der Weltsprache zu lösen.“

Die moderne Friedensbewegung. Von A. H. Fried. (Leipzig, B. G. Teubner, 1907.)

Der Verfasser bespricht in dieser Schrift das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung, die Schiedsgerichtsbarkeit, das Werk vom Haag, das Rüstungsproblem, sodann die Entwickelung und den Umfang der modernen Friedensbewegung und fügt schliesslich eine Chronik der Friedensbewegung bei. Es sei anerkannt, dass in diesem Buche die Daten der Friedensbewegung mit grossem Fleisse zusammengestellt sind. Nur mit der historischen Treue und Wahrheit scheint es Fried nicht sehr genau zu nehmen. In seiner Chronik sagt derselbe: „1871. 13. Januar. Dr. Loewenthal gründet in Berlin eine Friedensgesellschaft. (War nur von kurzer Dauer.)“ — Diese Notiz enthält eine direkte Unwahrheit, die um so auffallender ist, als Fried selbst dem von Dr. Loewenthal 1874 gegründeten „Verein für internationale Friedenspropaganda“ noch im Jahre 1895 (d. h. von seiner Neukonstituierung an) bis 1897 angehörte. Er trat aus demselben allerdings aus, weil von dem Gründer des Vereins und diesem selbst das grösste Gewicht auf die Geltendmachung des Prinzips einer obligatorischen Friedensjustiz gelegt wurde, womit Fried damals nicht einverstanden war. Dass inzwischen das Prinzip der obligatorischen Friedensjustiz zum Kernpunkt der ganzen Friedensbewegung geworden ist, wird Fried nicht bestreiten wollen. — Wie es mit der historischen Wahrheit in dem vorliegenden Buche Frieds bestellt ist, geht ausserdem in wahrhaft staunenswerter Weise auch aus der Tatsache hervor, dass er in demselben Eduard Loewenthal überhaupt mit 4 bis 5 Zeilen abzufertigen sucht. Und das tut derselbe A. H. Fried, der im Novemberheft 1895 der Zeitschrift „Die Waffen nieder“ dem Irrtum entgegentrat, wonach dem 1878 in Paris tagenden internationalen Kongress der Friedensgesellschaften das Verdienst zugeschrieben wurde, den Gedanken der Gründung einer alljährlichen Vereinigung der Friedensgeselslchaften zu einem Kongress, die alljährliche Versammlung der Parlamentarier aller Länder zu einer Friedenskonferenz und schliesslich die Gründung eines den Mittelpunkt aller Friedensbestrebungen bildenden Friedensbureaus in Anregung gebracht zu haben. Fried stellt demgegenüber fest, dass das Verdienst, diese Institutionen zuerst angeregt zu haben, dem Vorkämpfer der Friedensidee, Dr. Eduard Loewenthal, zuerkannt werden müsse, der bereits am 20. Juli 1873 in seiner in Berlin erscheinenden „Neuen Freien Zeitung“ die Vereinigung der Parlamentsmitglieder zu Friedenszwecken (d. h. die Gründung einer Interparlamentarischen Union) befürwortete und 1871 in einem an alle Friedensgesellschaften versandten Zirkular als Vorsitzender der ersten Berliner Friedensgesellschaft die alljährliche Abhaltung eines Friedenskongresses, sowie die Herstellung einer einheitlichen Organisation aller Friedensgesellschaften beantragte. — Fried schloss seinen oben erwähnten Artikel mit der Bemerkung: „Es dürfte demnach Herrn Dr. Loewenthal in Berlin das Verdienst der ursprünglichen Anregung jener Organisationen zufallen, denen die moderne Friedensbewegung ihren Aufschwung verdankt.“ — Wenn Herrn Frieds Gedächtnis nicht bis zum Jahre 1895 in welchem er Vorstehendes schrieb, zurückreicht, so ist ihm dringend anzuraten, die soeben erschienene zweite Auflage der Geschichte der Friedensbewegung von Dr. Eduard Loewenthal (Berlin, E. Ebering) eingehend zu studieren. Wahrscheinlich wird er dann nicht umhin können, bezüglich seiner Tätigkeit als „chroniqueur“ auszurufen: „Erkläret mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!“ Ed. L.

Die Weltfriedensfrage in ihrer unanfechtbaren wissenschaftlichen Lösung. Von Karl F. Bluthársch (Dresden, E. Piersons Verlag.)

Der in Salt Lake City Utah, also unter den Mormonen lebende Verfasser vorliegender Schrift ist ohne Zweifel ein sehr entschiedener Freund des Friedens. Aber von einer unanfechtbaren oder gar „wissenschaftlichen“ Lösung der Weltfriedensfrage haben wir in seiner Schrift nichts entdecken können. Seine Ausführungen erscheinen vielmehr als eine politische Plauderei, aus welcher hervorgeht, dass er die Politik Englands und Russlands richtig einzuschätzen weiss und ebenso deren Rolle auf der Haager Friedenskonferenz. Bluthársch bemerkt in dieser Hinsicht u. a.: „Der Selbstschutz gebietet, England die Wahrheit wissen zu lassen, dass zum Weltfrieden vor allen Dingen das gehört, dass Recht immer Recht ist, auch wenn es mit Gewalt unterdrückt ist, und Rechtsfragen zuerst der Regelung bedürfen. . . . Doch die Sorge um die Erhaltung des Friedens würde, wenn sich die Mächte auf Bannermanns Programm einlassen, nach wie vor dieselbe sein, eine Sache, die der Haager Konferenz den nämlichen Stempel, was das erstere war, „Komödie“ aufdrücken täte.“ (!) „Wenn in Haag, auf den Pfeilern des christlichen Prinzipes ein Gebäude der Wahrheit errichtet wird,“ so meint Bluthársch, „dann wird das zur Wirklichkeit, was die himmlischen Heerschaaren in jener denkwürdigen Nacht den Hirten auf dem Felde in jenem hehren Lobgesang kundgaben: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“! — Das ist Blutharschs „wissenschaftliche“ Lösung der Weltfriedensfrage. Ed. L.

Der Weltverkehr. Von Albrecht Wirth. (Frankfurt a. M., Lit. Anst. Rütten u. Löning.)

Ein mit grosser Sachkenntnis und geistvoll geschriebenes kleines Buch über das höchst aktuelle und weltumfassende Thema des modernen Weltverkehrs. Wirth bemerkt treffend: „Gerade die steigende Buntheit des Verkehrs erzeugt eine grössere Einförmigkeit und Einerleiheit in der Welt. . . . Und doch fördert die Ausdehnung und Erleichterung des Verkehrs auch wieder den Individualismus. . . . Wie bei den Menschen, so bei ganzen Völkern. Der Verkehr macht kosmopolitisch und nationalistisch, er konzentriert und lässt los, er festigt und lockert.“ — Reisen fördert auch Halbwissen und Oberflächlichkeit sagt der

Verfasser an anderer Stelle und kommt zu dem Schlusse: „Der Weltverkehr ist nun einmal erstanden und wir müssen uns mit ihm abfinden. Von uns selbst hängt es ab, wozu er uns gereiche, zum Unheil oder zum Segen.“ Hinsichtlich der Einzelnheiten, die Wirth zur Charakterisierung des Weltverkehrs vorbringt, müssen wir auf sein Buch selbst verweisen, das sicher kein Freund des modernen Kulturlebens unbefriedigt aus der Hand legen wird. Ed. L.

Unbekannte Episoden aus der Bismarck'schen Zeit. Von einem alten Diplomaten. (Berlin W. 57, Verlag von Otto Dreyer, 1907.)

Der Verfasser bringt in dieser Schrift, die er als „politischen Roman“ bezeichnet, sehr interessante, auf den Arnim-Prozess bezügliche Mitteilungen. Dieselben betreffen besonders die Rolle, welche der Polizeidirektor und Geh. Regierungsrat Krüger (ein vormaliger Klavierlehrer), bei der Verfolgung des Grafen Harry v. Arnim spielte. Nach der Verabschiedung Bismarcks wurde bekanntlich auch Geh. Rat Krüger zur Disposition gestellt, nachdem der Kaiser erfahren hatte, dass Bismarck ihn durch Krüger überwachen liess. Die den Arnim-Prozess begleitenden Umstände werden in der vorliegenden lesenswerten Schrift in ihr wahres Licht gestellt, was derselben einen nicht geringen historischen Wert verleiht. —*—

Volkstümliche Kolonialkunde für Schule und Haus. Von Emil Sembritzki. (Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57.)

„Die Kolonien dem Volke!“ So lautet jetzt die allgemeine Losung. Das Volk kennt aber seine Kolonien nicht. Es lebt trotz der Unmasse von gelehrten Büchern betreffs der Kenntnis der deutschen „Schutzgebiete“ in wahrhaft heidnischer Finsternis; ja, es hasst seine Kolonialkinder. „Mehr Licht!“ rufen die kundigen Seher. Es müssen fähige Leute aufstehen, die auch den „einfachen Mann aus dem Volke“ durch schlichte und doch fesselnde Darlegungen für die koloniale Sache gewinnen und seinem Leben einen neuen, unerschöpflichen Quell des Interesses erschliessen. Vorliegendes Werk ist reich an Eigenheiten, die klären, ergreifen und interessieren müssen, insbesondere, weil es von einem durch pädagogische und koloniale Aufsätze bekannten Experten geschrieben ist, der deutsche und andere Kolonien aus eigener Anschauung kennt. Einfache, anschauliche Schilderungen, gute Kartenskizzen, zahlreiche kolonial-geschichtliche Uebersichten und wirtschaftliche Vergleiche, eine reiche Auswahl von gründlichen Kritiken kolonialer Bücher erhöhen den Wert des Werkes. Für Vorträge über die Kolonien gibt das Buch eine vorzügliche Handhabe. —*—

Der Dienst des Goldes. Wie werde ich reich? Von Dr. Eduard von Mayer. Mit 2 Bildern. (Jena, Hermann Costenoble, 1907.)

Wer dieses Buch in die Hand nimmt in der Hoffnung, darin eine direkte Antwort auf die Frage „Wie werde ich reich?“ zu finden, der wird bald einsehen, dass er sich geirrt hat. Der Verfasser kennzeichnet das wahre Wesen der Geldwirtschaft. Um die verhängnisvollen Missstände, welche letztere im Gefolge hat, zu beseitigen, schlägt er vor, „das Geld in den öffentlichen Dienst der Menschheit zu stellen, nicht nur, um intensiver zu arbeiten und jedem mehr Erwerb zu geben, sondern um Freude in die Menschheit zu bringen. Nicht Demokratisierung, sondern Individualisierung und Aristokratisierung jedes Menschen könne Rettung bringen. Das Gold sei ein Moloch geworden, es müsse wieder der Diener der Menschen werden.“ — Dieser Ansicht wird gewiss jeder Vernünftige beipflichten. Zu wünschen bleibt nur, dass unsere Staatenlenker und Parlamentarier die Verwirklichung der humanen Idee ernstlich ins Auge fassen möchten. —*—

Der Zusammenbruch. (Le débâcle.) Roman von Emile Zola. Volksausgabe in 1 Band. (Stuttgart, 1907, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Jetzt, da in Scheveningen die Vertreter der Grossmächte über die Abrüstungsfrage beraten sollen, erscheint eine billige deutsche Volksausgabe des Zola'schen „Le débâcle“ und wendet sich an die breitesten Massen, denen die durch sich selbst wirkende innere Kraft und Schwere dieses Werkes, die lähmend beredte Sprache der nackten grausamen Tatsachen — die Greuel und Schrecken des Krieges, welche Zola so klar und einfach, ohne Hinzutun schmückender Bilder zu zeichnen wusste — als ein wirksamer Mahnruf zum Frieden zu Herzen geht. Gelesen will dies Werk sein, nicht blos zur Unterhaltung, sondern als Ruf zur Einkehr — nicht allein für einzelne, sondern für die Massen, damit auch diese erschüttert und gedrängt, ihrem tiefinnern Wunsch nach Frieden Worte geben. Hugo Alt.

Schwimmendes Land. Roman von J. Jobst. (Berlin, W. Vobach u. Co.)

Die Verfasserin dieses Romans stellt darin zwei gut gekennzeichnete Frauencharaktere einander gegenüber. — Toinette Tosti, eine typische Figur für die internationale Eleganz, und Schön-Eyke, das herbe, unberührte Kind der nordischen Hallig. Beide kreuzen sie den Weg des Malers Rettberg, der sich im Laufe des Romans zu den Höhen des Ruhmes und Erfolges emporringt. Beide lieben sie ihn, jede in ihrer Weise, und beide kämpfen sie um ihn, jede mit ihren Waffen. Wohl schmeichelt die Gunst der schönen vielumworbenen Toinette Tosti seinem Stolz und seiner Eitelkeit, aber Schön-Eyke ist es, die mit dem herben Zauber ihrer Unberührtheit, mit ihrer selbstlosen Liebe, in der sie um seinetwillen den Verlobten und die Heimat verlässt, sein Herz gewinnt. Ihre keusche Schönheit begeistert ihn zu dem ersten grossen Meisterwerk, zu dem grossen Wurf, der ihn mit einem Schlage in die Zahl der Meister einreiht und ihm Gold und Ruhm in Fülle einträgt. Aber das schlichte Naturkind vermag ihm in seinem Fluge nicht zu folgen, sie sieht in ihm nur den Menschen und kann es nicht fassen, dass es für ihn noch etwas anderes gibt, als sein Weib, dass sein Herz neben ihr der Kunst gehört, der er sein Leben geweiht hat und der er dienen muss. In dem Augenblick, da die Enge ihn zu erdrücken droht, sprengt Wolf Rettberg die Fesseln und lässt Eyke, die sich um ihn in Gram verzehrt, auf ein Jahr allein, um auf Reisen neue Eindrücke für sein Schaffen zu sammeln. Eyke, die der herbe Schlag völlig gebrochen hat, lernt in dieser Leidenszeit den besten Freund ihres Gatten, einen Bildhauer, kennen, der der Einsamen in seinem Hause ein Asyl bietet. Unter seinem Einfluss lernt sie erst begreifen, wie sie mit ihrer Liebe ihrem Gatten als Menschen wohl alles gegeben hat, wie sie aber den Künstler in ihm darben liess, so dass ihm die Rosenketten der Liebe zu drückenden Fesseln werden mussten. Als eine dem Tode Geweihte kehrt sie auf die heimatliche Hallig zurück, um dort in der grossen Einsamkeit, die einst Zeugin ihres jungen Liebesglücks gewesen, auf die Wiederkehr Wolfs zu harren. Bei seiner Heimkehr findet er Eyke als eine Sterbende, für die der Tod aber nichts Bitteres mehr hat, in dem Bewusstsein, dass der geliebte Mann gereift und geläutert zu ihr zurückgekehrt ist und dass sie sich in seiner Liebe nicht getäuscht hat. Und als nun die bestrickende Toinette Tosti noch einmal Wolf Rettbergs Weg kreuzt, hat er für die stolze Frau nur noch ein Wort des Abschieds für immer, denn das Bild der in Liebe harrenden Eyke wird unausgelöscht in seiner Seele fortleben. Als ein Einsamer, aber Grosser in seiner Kunst strebt er hinfort fernen Zielen zu. Die hier angedeutete Entwicklung der Dinge, die den Inhalt des Romanes bilden, ist kunstgerecht durchgeführt. Auch die Schilderung der Naturstimmung, besonders die Reize der meerumspülten Hallig sind der Verfasserin sehr gut gelungen.

—*—

Der Fetisch. Schauspiel in fünf Akten. Von Lion Feuchtwanger. (München und Leipzig, Gg. Müller.)

Unter Fetischismus versteht der Autor die Anbetung des Ichs und die Verherrlichung der eigenen Person. Wie nicht anders zu erwarten, schildert er, wie die „Uebermenschen", ein strebsamer und ruhmgekrönter Theaterdirektor und eine geniale Schauspielerin zugrunde gehen, während die demütig von der Unzulänglichkeit ihres Seins durchdrungenen Alltagsseelen leichter ihren Weg finden. Das Drama ist mit ausserordentlicher Routine geschrieben, so dass ich nicht übel Lust hätte, eine Parallele mit Sudermann zu ziehen, der ja auch häufig hinter effektvollen Bühnenbildern den Mangel an poetischer Gestaltungskraft verbirgt. Amüsant ist übrigens, wie ungeniert der Verfasser mit seinen literarischen Kenntnissen um sich wirft; Goethe, Ibsen, Wedekind, Kleist, Hebbel, Vollmöller, Eulenberg, Emil Ludwig, Karpeles, Birch-Pfeiffer und Heine sind genannt, und eine Broschüre, die den Titel trägt „Friedlands Sterne, Eine Götzendämmerungs-Studie von Fritz Eichmann" ist offenbar eine Anspielung aus das Pamphlet „Der Fall Reinhardt von Dr. Bergemann." — Musste das sein?

Die Verhüllte. Novellen von Robert Michel. (Berlin, S. Fischer.)

Das sind geschickte Erzählungen eines ehemaligen österreichischen Offiziers, den das Schicksal für lange Jahre nach Bosnien und der Herzegowina verschlagen hatte. Dort spielen die Novellen, die das ungewohnte Milieu des halb von der Kultur beleckten Orients recht anschaulich malen. Der Autor hat stellenweise den Ton glänzend getroffen, und er verstand es auch, die Frische wiederzugeben, die über den scheinbar kalten, dabei so besonders reizvollen Landschaften dort unten liegt. Darin hat er sich vor allem als Poet erwiesen. Es handelt sich zum grössten Teile um Soldaten, wie das beinahe nicht anders zu erwarten war. Die sind es ja, die vorläufig in jenen Gegenden das erste Wort zu sprechen haben. Und diese Gestalten sind begreiflicherweise besonders gut geschildert. Michel hat aber auch den herzegowinischen Hirten nicht weniger studiert. Davon zeugen die prächtigen Figuren, die jedem Freude machen müssen. So sei denn Robert Michel in die Reihen derjenigen gestellt, von denen wir Zukunft erwarten. Und sein erstes Buch sei wärmstens empfohlen.

Otto Born.

Ausgewählte Gedichte. Von Giosué Carducci. Aus dem Italienischen übertragen von Bettina Jacobson. (Leipzig, Insel-Verlag.)

Der berühmte italienische Dichter ist bisher in Deutschland so gut wie unbekannt gewesen; als Grund hierfür mag vielleicht das Fehlen einer guten deutschen Uebersetzung angesehen werden, vielleicht aber ist der Stil des an Horaz und Catull, sowie an den klassischen Italienern geschulten Poeten für unser Empfinden zu streng. Er hat die italienischen elf-, zehn-, neun- und siebensilbigen Zeilen mit ihren Akzenten den sapphischen, alkäischen, asklepiadischen Massen angepasst, mehrere jener Zeilen nach Bedürfnis aneinander fügend, und sich so einen neuen, glutvollen und wirksamen Stil geschaffen. Die Schönheit der Landschaft, die glühendste Vaterlandsliebe, Vergangenheit und Gegenwart gewinnen in seinen Dichtungen „aus geheimem, innerem Drange" vollendete Form und Gestalt und die herrlichen Bildwerke der Antike tauchen in lebensvollen Farben vor uns auf. — Durch die ausgezeichnete Uebersetzung und die Auswahl der bedeutendsten Dichtungen Carduccis sich Bettina Jacobson ein wirkliches Verdienst erworben.

M. F

Oberschlesische Sagen. Nacherzählt von Professor Dr. Paul Knötel und Hildegard Knötel. Mit Originalbildern von Professor Dr. Paul Knötel. Original-Umschlagzeichnung von Professor Richard Knötel. (Phönix-Verlag Carl Siwinna, Kattowitz und Leipzig.)

Der weit über die Grenzen Oberschlesiens hinaus bekannte Verfasser, Herr Professor Dr. Paul Knötel, hat in gemeinsamer Arbeit mit seiner Gattin ein Werk geschaffen, das tatsächlich eine Lücke in unserer oberschlesischen Literatur ausfüllt. Die Verfasser sagen im Vorwort: Unseren Kindern widmen wir dieses Buch. Wenn Vater oder Mutter ihnen Geschichten, Sagen und Märchen erzählen, dann wird die sonst so laute Gesellschaft andächtig still und lauscht aufmerksam unseren Worten. So werden wohl auch andere Kinder — und wir hoffen recht viele — im Lande Oberschlesien gern lesen mögen, was die Phantasie ihres Volkes in schlichter Weise aus geschichtlichen Vorgängen und Ereignissen des täglichen Lebens zu Sagen geformt hat. Sagen liest und hört jedes Kind gern; vertrauter aber klingen sie ihm, wenn die eigene Heimat darin vorkommt, wenn bekannte Namen und bekannte Stätten darin erscheinen. Auch Erwachsene aus den gebildeten Kreisen dürfen dieses Sagenbuch nicht achtlos liegen lassen. Denn auch in seinen Sagen offenbart sich des Volkes Eigenart, auch sie sind ein Mittel, die Volksseele kennen zu lernen. Der Buchschmuck ist von dem Verfasser selbst gezeichnet.

Vom Blute, von der Wollust und vom Tode. Von Maurice Barrès. (Leipzig, Julius Zeitler.)

Das Vorwort von Franz Blei gibt einen treffenden Begriff von der feinen, kapriziösen Art des Dichters. In der Tat gehört Barrès zu den begabtesten Analytikern der menschlichen Seele. Er spricht mit Vorliebe von den komplizierten Naturen, „die vollbewusst die Wollust von zwei oder drei verschiedenen und sich widersprechenden seelischen Existenzen geniessen". Ihm gilt das Leben nichts ohne die Sensation. So führt er uns durch die Länder des Nordens und des Südens, und sein Geist ist stets auf der Jagd nach unerhörten Eindrücken, nach ganz neuen Bildern. Auch dem Tode weiss er in merkwürdigen Beschwörungen die Maske zu entreissen, wenn er den liebe- und lebenslustigen Don Juan der Vergänglichkeit erliegend zeigt. — Ist doch auch der Duft der verwelkenden Blume oft nervenerregender als das Aroma der blühenden! — Das Werk „vom Blute, von der Wollust und vom Tode" bezeichnet Blei als das gedanklich und künstlerisch stärkste Buch von Barrès. In der Tat hat Barrès einen überaus graziösen Stil, der seine in seltsamer Schönheit prangenden Ideen trefflich zum Ausdruck bringt. Dass eines dieser Bücher — so bemerkt der Herausgeber mit Recht — mehr ist als fünf Jahre deutscher Romanfabrikation, das wäre noch nicht viel; dass es in einem Lande höchster geistiger Kultur ihre herrlichste Blüte ist, dass man nach ihm einer Epoche französischen Geistes den Namen geben wird, dies muss gesagt werden. Die von Blei ins Leben gerufene Uebersetzung ist eine literarische Tat; wir erwarten die Verdeutschung fernerer Werke von Barrès. M. K.

Eine Ehecirce von heute. Die vierte ihrer fünf Ehen Roman von ***. (Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstrasse 19.)

Durchflochten von anmutigen Bildern aus dem sonnigen Indien und heissen Afrika, die durchaus, wie das ganze Buch den Charakter des Selbsterlebten tragen, führt uns der Verfasser durch den Sumpf einer Ehe, den er in Erinnerung an ein indisches Erlebnis mit den gifthaltigen Morasten der tropischen Mangroven vergleicht. Von Geburt polnische Jüdin, klug und mit viel schauspielerischem Talente, versteht es die im Mittelpunkt der Erzählung stehende Frau mit fünf Ehemännern zum Standesamt zu wandern, wobei sie zur Erreichung dieses Zieles die romantischsten Erzählungen glaubhaft zu machen weiss. Durch Schilderung frei erfundenen, entsetzlichen Unglücks gelingt es ihr, Mitleid zu erwecken; sie lockt durch die Vorzauberung grosser Reichtümer, erdichteter hoher Abstammung und hocharistokratischer Verwandtschaft und begeht skrupellos auch einen dreimaligen Glaubenswechsel je nach der Konfession des betreffenden Opfers. Allerdings muss sie auch fünf Mal den Weg zu dem sie verdammenden Scheidungskadi machen. Unschwer ist die traurige Heldin eines Dramas jüngerer Zeit zu erkennen, dessen bedauernswertes Opfer der fünfte Ehemann war. Die Schilderung lehnt sich an den die gleiche Figur behandelnden Roman: „Im Hexenring" der geistvollen Freiin von Bülow an; sie kann so als dieser Tragödie zweiter Teil bezeichnet werden und ist ein Beitrag zur Psychologie eines sich hinter den Spruch des Gesetzes und der Kirche verkriechenden, dadurch aber doppelt verwerflichen Dirnentums und als solcher von nicht nur belletristischem Werte. **

Die deutsche Dorfdichtung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Im Zusammenhang dargestellt von Louis Lässer. (Salzungen, L. Scheermessers Hofbuchhdlg., 1907.)

Der Verfasser dieses Buches sucht darzutun, wie das deutsche Dorfleben und der deutsche Bauernstand im Laufe der Jahrhunderte jeweilig Gegenstand der dichterischen Darstellung gewesen sind. Er untersucht die Anfänge der Dorfpoesie auf deutschem Boden und verfolgt deren Entwickelung vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart an der Hand eines sehr umfassenden und sorgfältig benützten Literaturmaterials. Die Schrift, die als Frucht einer Jahrzehnte langen literarischen Arbeit anzusehen ist, wird sicher nicht verfehlen, unserem deutschen Bauernstande, dem Urquell unserer Volkskraft, neue Freunde zuzuführen. —*—

Ausgewählte Oden des Horaz in moderner Uebersetzung von Prof. Edmund Bartsch. (Sangerhausen, Ewald Sittig, 1907.)

Die hier vorliegende Arbeit schlägt in verschiedenen Richtungen neue Wege ein. Die Glätte der in moderner Gestalt erscheinenden Verse, insbesondere die Uebereinstimmung der logischen und rythmischen Glieder, deren Mangel die meisten der anderen Uebersetzungen so ungeniesbar macht, ferner die sorgfältige Beachtung der Situationen und anderes mehr, führt uns den alten Horaz mit seiner herlichen Freude an Lied, Liebe und Wein und mit seiner köstlichen Lebensweisheit dergestalt vor, dass jeder Gebildete, auch wenn ihm die Antike fremd ist, an dem Buche aufrichtige Freude haben muss, ganz abgesehen von der Zahl derer, die den Alten wenigstens einen Teil ihrer Bildung zu danken haben.

Zeitgenössische Dichter und Denker.*)

(Nachdruck verboten.)

(Schluss.)

II. Nachtrag.

Björkman, Göran, geb. am 14. August 1860 in Harg, Stockholm, Dr. phil., einer der 6 Mitglieder des Nobel Instituts der Schwedischen Akademie, hervorragendster [illegible]romanist Schwedens. Er ist der erste, der in seinen poetischen Uebersetzungen die schwedische Metrik zur Aufnahme der französischen alexandrins bezw. der italienischen versi martelliani modifizierte. Er hat (1881) Friedrich Bodenstedts „Lieder des Mirza-Schaffy" meisterhaft ins Schwedische übersetzt, ist vor allem wegen seiner lyrischen, dramatischen und epischen Uebersetzungen aus dem Portugiesischen, Kastilianischen, Katalanischen, Provenzalischen, Französischen, Italienischen berühmt, wofür ihm von den betr. Ländern die grössten Ehrungen zuteil wurden. Von seiner übrigen Werken sind zu nennen: „Flickor, Idyller" (1887), „Anthero de Quental, ett skaldeporträtt" (1894) „Främlingens visor" (1904).

Björkman, Victor, geb. am 22. Mai 1858 in Gefle (Schweden), zeichnete sich aus durch seine literaturgeschichtlichen archivarischen und archäologischen Arbeiten. Von seinen Schriften seien hier genannt: Xavier Marmier et ses relations avec les pays du Nord (1894), Martin Greif als lyrischer und dramatischer Dichter (1906), Nature et habitants de la péninsule scandinave (1891).

Coppée, François, geb. in Paris am 12. Januar 1812, Mitglied der französischen Akademie, einer der beliebtesten lyrischen, dramatischen und epischen Dichter Frankreichs. Diese Beliebtheit verdankt er besonders dem Umstande, dass er das Natürliche in der Kunst in geschickter Weise zur Geltung zu bringen versteht. Von seinen Werken seien hier genannt: Die Gedichtsammlungen Le Reliquaire (1866), Les Intimités (1868) und Les Poèmes modernes (189), Les Humbles (1872), sodann die Dramen: Les deux douleurs, Fais ce que dois, L'Abandonnée, Le Luthier de Crémone, Severo Torelli, Madame de Maintenon, Les Jacobites, Le Pater, La Guerre de Cent ans, Pour la couronne. Auch kleinere Erzählungen und Romane hat François Coppée geschrieben, so den Roman „Le Coupable (1897).

Greif, Martin, eigentl. Friedrich Hermann Frey, geb. am 18. Juni 1839 in Speyer, Kgl. Bayer. Hofrat, einer der besten deutschen Lyriker und Dramatiker der Gegenwart. Er hat einen unverkennbaren Einfluss auf die zeitgenössische Lyrik ausgeübt und ist geradezu zum herrschenden Stilträger auf dem Gebiete des Naturbildes in derselben geworden. Auch als Schöpfer packender vaterländischer Dramen gebührt ihm ein Ehrenplatz in der deutschen Literatur. Es sind von ihm erschienen: „Gedichte" (7. Aufl. 1903), Deutsche Gedenkblätter, Ep. Ged. (1875), Neue Lieder und Mären (1902); seine 12 ersten Dramen bilden den 2. und 3. Band seiner Gesammelten Werke (1895/69); ferner erschienen von ihm General York (2. Aufl. 1901); Schillers Demetrius nebst Nachspiel, dram. Dichtg. (1902).

---

*) In dieser Rubrik werden nur solche Schriftsteller berücksichtigt, die entweder auf belletristischem Gebiet Hervorragendes geleistet, oder zur Wissenserweiterung der Menschheit Wesentliches beigetragen haben.

Die Redaktion.

von Heidenstam, Verner, geb. am 6. Juli 1859 in Schweden, Dichter und Romanschriftsteller. Er ist sehr bereist, so zeigten auch seine Dichtungen anfänglich ein starkes Gepräge seiner internationalen Sympathien. Im Gegensatz zu einer von der Analysierungssucht und Problemdichtung angekränkelten Zeit wurde er zum Apostel einer neuen Renaissance, predigte die Rückkehr zum grübelfreien Schönheitskultus der Antike. Später hat er sich unter Anwendung der Technik der modernen Prosadichtung dem historischen Romane vaterländischen Inhalts zugewandt. Auf Carolinerna, Schwedens moderne Iliade, folgte eine Zeichnung der Heil. Brigitte, Schwedens grösster Frau im Mittelalter. Gegenwärtig ist von Heidenstam damit beschäftigt, aus der mittelalterlichen Chronikliteratur die Familiengeschichte des königlichen Folkungergeschlechts zu rekonstruieren, ein Werk, das einen glänzenden Beweis vom psychologischen Scharfsinn des Dichters sowie von seinem phantasiereichen Intuitionsvermögen gibt.

Lagerlöf, Selma, geb. am 20. November 1858 in Värmland (Schweden), Dr. phil. honoris causa, Schriftstellerin. Gleich nach Erscheinen ihres ersten Werkes „Gösta Berlings saga“ (1891) wurde sie als eine erstklassige Dichterin begrüsst. Diese Sittenschilderung mit ihrer ungezügelten Phantasie und ihrem altväterischen Aberglauben tönte laut als Befreiungsruf in die literarische Welt hinein, der die quasi-wissenschaftliche Darstellung der documents humains bis dahin das A und O war. Wunderbar versteht Selma Lagerlöf Sagen und Legenden nicht nur um- sondern neuzudichten, als einzigen Zügel ihrer Phantasie nur die ethischen Gesetze gelten lassend, wunderbar versteht sie auch, sich der Wünschelrute zu bedienen, die Verstehen heisst. Sei es, dass die Volksbewegungen (Jerusalem) oder Schicksale einzelner Menschen (En herrgardssägen) schildert, so geschieht es mit einer gewissen Breite, die einen an die klassischen Werke der epischen Dichtkunst gemahnt. Nach einer allgemein verbreiteten Ansicht ist sie die berufenste als erste schwedische Kandidatin für den literarischen Nobelpreis.

Lehmann, Otto, geb. am 1. Januar 1855 in Konstanz, Dr. phil., Geh. Hofrat, Prof. an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, hervorragender Physiker, erregte besonderes Aufsehen durch seinen Vortrag auf der 78. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte über „Flüssige Krystalle und die Theorien des Lebens“. Von seinen Schriften seien hier hervorgehoben: Physikalische Technik (1885), Molekularphysik (1889/99), Kristallanalyse (1891), Elektrizität und Licht (1895), Flüssige Kristalle (1904).

Lemaître, Jules, geb. am 27. April 1853 in Vannecy (Loiret), verdienstvoller Literaturhistoriker, Kritiker und Verfasser verschiedener Dramen und Gedichtsammlungen. Im allgemeinen sind von seinen Schriften hervorzuheben: La comédie après le théâtre de Molière et de Dancourt (1882), Impressions de théâtre (10 Bände), Corneille et la Poétique d'Aristote (1888), Sérénus, histoire d'un martyr qui n'a pas la foi, Myrrha und die Dramen: Révoltée, Le Député Leveau, Mariage blanc, Flipote, L'Age difficile, Le Pardon, Les Rois, La Bonne Hélène, L'Aînée, La Massière, Bertrade.

Roux, Wilhelm, geb. am 9. Juni 1850 in Jena, Professor der Anatomie in Halle a. S., Begründer der Theorie von der Entwickelungsmechanik der tierischen Organismen. Von seinen Werken sind zu nennen: Der Kampf der Teile im Organismus (1881), Programm und Forschung der Entwicklungsgeschichte der Organismen (1897), Die Entwicklungsmechanik der Organismen, ein neuer Zweig der Biologie (1905).

Schnitzler, Arthur, geb. am 15. Mai 1862 in Wien, hervorragender epischer, besonders aber dramatischer Dichter. Was seinen Dichtungen ein eigenes Gepräge und einen Wert verleiht, ist die darin zu Tage tretende auf Versöhnung aller Gegensätze gerichtete Weltanschauung. Von seinen Schriften seien hier genannt: die Novellen Sterben und Leutnant Gustl, sowie der Roman Berthas Garten, ferner seine dramatischen Arbeiten Anatol (7 dramatische Szenen), Liebelei, Paracelsus, Die Gefährtin, Der grüne Kakadu, Lebendige Stunden, der einsame Weg, Der Ruf des Lebens, Der Schleier der Beatrice.

Wilbrandt, Adolf, geb. am 24. August 1837 in Rostock, hervorragender Roman- und Schauspieldichter, erhielt für sein Drama „Kriemhild“ 1877 den Schillerpreis. Von seinen Dramen sind noch zu nennen: „Der Meister von Palmyra“ (1889), „Tiberius“, wofür er 1875 den Grillparzerpreis erhielt; „Nero“, „Arria und Messalina“; von seinen Romanen seien hier erwähnt: „Fridolins heimliche Ehe“, „Hermann Ifinger“, „Die Osterinsel“, „Der Lotsenkommandant“.

af Wirsén, Carl David, geb. am 9. Dezember 18422 in Bellsta (Schweden), Dichter und Kritiker. Seit 1879 einer der Achtzehn der Schwedischen Akademie, seit 1881 ständiger Sekretär derselben Akademie und seit 1901 (wo die internationale Nobelstiftung ins Leben trat) Leiter des Nobelinstituts der Schwed. Akademie, ist Dr. af W. einer der bedeutendsten Vertreter der zeitgenössischen schwedischen Dichtkunst, sowie der schwedischen Kultur überhaupt. In 9 Bänden sind seine Gedichte gesammelt, einer erhabenen Weltanschauung entsprungen, der die höchsten Interessen des Lebens und die edelsten Erinnerungen der Geschichte lieb sind. Als Kritiker ist er ein Ritter sonder Furcht und Tadel, der freimütig für seine Ideale kämpft, auch wenn seine Meinung der herrschenden Alltagsmeinung widerstreitet. Seine Belesenheit in der Weltliteratur sowohl der Vergangenheit wie der Gegenwart ist ausserordentlich gross, und die Bücheranzeigen, die er in Schwedens offizieller Zeitung regelmässig veröffentlicht, sind die einzigen in Schweden, in denen Originalwerke des Auslands angezeigt werden. Sonstige Werke von ihm: Vergleichung der Ansichten Vischers und Zeisings über das Humoristische (1866), Studien über die Reformen in Frankreichs schöner Literatur im 16. und 19. Jahrhundert (1868).

Dies und Das.

* Dr. Timon Schroeter, dessen im Juli ds. Js. erfolgten Tod wir bereits mitteilten, hat im Jahre 1902 zum Besten des von ihm geplanten „Deutschen Schriftstellerheims“ in Jena ein Prachtwerk „Unser Heim“ im Verlag von J. J. Weber, Leipzig, erscheinen lassen, — ein Werk, dem ein um so höherer literarischer Wert beizumessen ist, als darin unsere bedeutendsten Dichter und Denker mit interessanten Originalbeiträgen und mit ihren Bildnissen vertreten sind. Der Ertrag des Werkes war für den Stiftungsfonds des Deutschen Schriftstellerheims bestimmt, für welches Dr. Timon Schroeter selbst ein 2000 qm umfassendes Grundstück unentgeltlich zur Verfügung gestellt hatte.

* Der Dichter und Schriftsteller Johannes Trojan feierte am 14. August seinen 70. Geburtstag. Er stammt aus Danzig, studierte in Göttingen und Berlin Medizin, später in Bonn und Berlin Philosophie. Im Jahre 1862 trat er

in die Redaktion des „Kladderadatsch“ ein, den er 10 Jahre mit Kalisch redigierte. Ausserdem hat Trojan als Lyriker viel Wertvolles aufzuweisen. — Ausser Trojan feierten im August auch Heinrich Hansjakob und Adolf Wilbrandt ihren 70. Geburtstag.

* Der Dichter Dr. Theobald Kerner, Sohn Justinus Kerners, ist im Alter von 90 Jahren in Weinsberg am 12. August gestorben. Er veröffentlichte u. a. folgende Schriften: Prinzessin Klatschrose, Aus dem Kinderleben, Natur und Frieden, Galvanismus und Magnetismus als Heilkraft, Der fliegende Schneider (Singspiel), Tragische Erlebnisse, Gesammelte Dichtungen, Pastor Staber oder der neue Ahasver (Lustspiel), Altes und Neues, Das Kernerhaus und seine Gäste, Briefwechsel Justinus Kerners mit seinen Freunden.

* Der Astronom und Astrophysiker Prof. Dr. Hermann Carl Vogel, Vorstand und Begründer des Astrophysikalischen Instituts in Potsdam, ist dort vor Kurzem gestorben. Vogel war einer der führenden Geister auf astrophysikalischem Gebiete.

* Wilhelm Holzammer, ein begabter lyrischer Dichter und epischer Kritiker ist im Alter von 37 Jahren in Berlin gestorben.

* Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Die Entwicklung dieser Stiftung deren Geschäftsstelle sich in Hamburg-Grossborstel befindet — Generalsekretär ist Dr. Ernst Schultze —, war auch im Jahre 1906 eine günstige. An 718 kleinere Volksbibliotheken wurden 32 627 Bücher verteilt. Der Stiftung gehören ausser 790 Ortsgruppenmitgliedern, 2854 persönliche Mitglieder an. Der Mindestjahresbeitrag beträgt 2 Mark, für den noch ein Buch gewährt wird. Geplant ist die Schaffung einer Abteilung für Massenverbreitung guter Volksschriften. Hoffentlich erlangen dann auch die Lebenden ihr Recht, nicht nur die Toten! In dieser Hinsicht, so bemerkt die „Literarische Praxis“, wird gerade in Deutschland viel zu sehr gesündigt. Wer Volksbildung fördern will, sollte auch die Werke zeitgenössischer Schriftsteller berücksichtigen. Was hilft das schönste „Gedächtnis“, das man den Verstorbenen zu bewahren sucht, wenn man sich um die Lebenden überhaupt nicht, oder nur wenig kümmert, vielmehr ihnen durch die Herausgabe billiger Ausgaben von Werken aus längstvergangenen Zeiten noch eine schwere Konkurrenz zu bereiten sucht! Dabei scheint es in der Tat fraglich, ob es wirklich lohnt, in so manchen Fällen literarische „Ausgrabungen“ zu machen.

* In einer Besprechung des Buches von Wilhelm Bölsche über Ernst Haeckel bemerkt der Kritiker des „Berl. Lokal-Anzeiger“ u. a.: „Die Haeckel-Begeisterung beginnt stark abzuflauen, soweit es sich nämlich darum handelt, den berühmten Mann von Jena nicht als Naturforscher, sondern als Philosoph und Löser von „Welträtseln“ zu preisen. Die wissenschaftliche Oberflächlichkeit, die sich in diesen „Welträtseln“ kundgibt, die der Jenenser Forschungsmeister auf grobsinnlichem, mechanischem Wege zu lösen meint, hat seinem Ruhm unendlich geschadet, und nur die objektiven Geister sind gerecht genug, zwischen dem bedeutenden Forscher und dem dilettantischen Philosophen zu unterscheiden.“

* Dem Baron J. v. Uexkühl in Heidelberg ist in Anerkennung seiner bedeutenden Experimente über Erregungsvorgänge in Nerven end Muskeln von der medizinischen Fakultät ehrenhalber der Doktortitel verliehen worden —

* „Revue für Internationalismus“ ist eine Zeitschrift betitelt, welche im Haag zweimonatlich erscheint und zwar in deutscher, englischer, französischer und holländischer Sprache. Die Herausgeber sind die H.H. P. H. Eykman und Paul Horrix als Vertreter der Stiftung für Internationalismus. Diese Revue will ein Abbild all dessen geben, was auf dem Gebiete des Internationalismus gedacht und gearbeitet wird, und was in Zukunft im Sinne des Internationalismus, d. h. der Interessengemeinschaft der gesamten Menschheit zu geschehen hat. Die Revue für Internationalismus will Ordnung in das Chaos aller bezüglichen Bestrebungen und Veranstaltungen bringen. In der Stiftung für Internationalismus sollen alle grossen Weltgeister sich vereinigen und die systematische Organisation des Internationalismus zustande bringen. — Das Welt-Wohlfahrts-Komitee, das in Berlin seinen Sitz hat, hat sich besagter Stiftung neuerdings angeschlossen. Seitens letzterer wird u. a. auch beabsichtigt, in der Nähe von Haag eine Welt-Hauptstadt zu gründen, für welche der Plan bereits entworfen ist. In dieser sollen alle grossen internationalen Organisationen ihre Bureaux errichten, — in ihr soll gewissermassen die Einheit der menschlichen Gesellschaft ihre Verkörperung finden. Ohne Zweifel verdient dieses Unternehmen das Interesse aller jener Geister, deren Blick nicht durch die Grenzpfähle diplomatischer Kirchturmspolitik beschränkt ist.

Ed. L.

* Alphonse Lemonnier, der bekannte Dramendichter und Kritiker, ist in Nivelles (Belgien) gestorben. Seit den 1861 in Paris gespielten „Aventures d'un Rock-Ambolle“ bis zu den im letzten Winter in Brüssel gegebenen „Les deux Suzanne“, (veröffentlichte er über 100 Stücke, Von 1871 bis 1900 stand er mehreren Pariser Theatern vor; nachdem er zum Variété übergegangen war, leitete er als Regisseur „Château d'Eau“.

* Ehrensold für englische Schriftsteller. Die englische Regierung hat, wie wir der „Literar. Praxis“ entnehmen, dem früheren Redakteur des Witzblattes „Punch“, Sir Burnand, dem Verfasser zahlreicher Schwänke und Possen, einen Ehrensold von jährlich 4000 Mk. und der bekannten Romanschriftstellerin Ouida (Louise de la Ramée) einen solchen von 3000 Mk. jährlich zuerkannt. Burnand ist 70 Jahre, Ouida 67 Jahre alt. Gezahlt werden ferner u. a.: an den schottischen Dichter John Davidson und an die englischen Schriftstellerinnen M. Betham-Edwards und Edith Greenidge je 2000 Mk., an zwei Enkelinnen von Robert Burns je 1000 Mk., an den irischen Historiker O'Grady 900 Mark und an den englischen sozialpolitischen Schriftsteller George Howell 600 Mk. jährlich. Im letzten Jahre sind an derartigen Pensionen im Ganzen 26 000 Mk. von der englischen Regierung gezahlt worden.

* Professor Giuseppe Mantica, Verfasser der grossen epischen Dichtung „Scanderberg“, ist in Rom gestorben. Derselbe war auch Mitglied der italienischen Deputiertenkammer und hat in dieser Eigenschaft mit den Deputierten Rossi und Pavia in diesem Jahre den Redakteur dieses Blattes ,Dr. Eduard Loewenthal, aufs Neue für den Nobelschen Friedenspreis vorgeschlagen.

Eingegangene Bücher.

Nefanda-Infanda, der „moderne“ Roman und die Volkserziehung. Ein Protest von Professor Dr. Fr. Hashagen. (Wismar, Hans Bartholdi, 1905.)

Meine Selbstheilung von 18jährigen Sprachstörungen Von Jens Schernius. (Berlin, Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Gedichte von Paul Ilg. (Berlin. Wiegandt u. Grieben G. K. Sarasin. 1907.

Tau und Blut, Gedichte von Otto Brill. (Leipzig. Modernes Verlagsbureau.)

Meeresrauschen, Seegedichte von H. F. Legedank. (Dresden, E. Pierson.)

Der Tod des ewigen Juden. Von Peter Merwin. (Dresden, E. Pierson.)

Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen. Von Prof. Karl Brugmann und Professor August Leskin. (Strassburg, Karl J. Trübner. 1907.

Volkstümliche Kolonialkunde für Schule und Haus. — Owanama (Deutsch-Süd-West-Afrika). Von Emil Sembritzki. (Berlin. Otto Dreyer, 1907.

Unbekannte Episoden aus der Bismarckschen Zeit. Von einem alten Diplomaten. (Berlin, Otto Dreyer, 1907.

Eine Ehecirce von heute. Die vierte ihrer fünf Ehen. Roman von ***. (Berlin Otto Dreyer, 1907.)

Das Asthma. Seine Heilung durch Entgiftung und Blutregeneration. Von Dr. med. Walser. Leipzig. Edmund Demme, 1907.

Wie stellt sich Düsseldorf zu den Bestrebungen betreffs Reform seines Schauspielhauses. Von Hans Wehberg. Köln. M. Du Mont-Schauburg, 1907.

Friedrich der Grosse. Von Otto Krack. (Berlin W. 50. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock.

Verirrte Liebe. Erzählung aus der Kärntner Türkennot. Von Ludwig Jahne. (Graz, Deutsche Verlagsanstalt, 1907.

Gedichte von Otto Albert Schneider. (Minden. J. C. C. Bruns' Verlag.

Tastende Seelen. Novellen von Ella Emmerich (Senta Gylfen). (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1907.)

Glück und Glas. Novellen von Maria Otto. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1907.)

Im Nebel. Novelle von Emma Vockeradt. (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1907.)

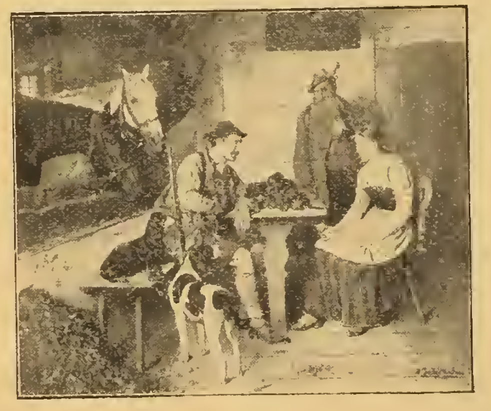
Gedichte und Aphorismen von Paul Kunad. — (Leipzig, Verl. f. Literatur, Kunst u. Musik, 1907.)

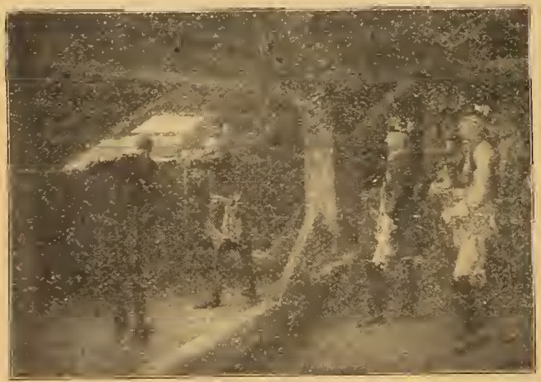
Novellen von Georg Kurt. (Leipzig. Verlag f. Literat., Kunst und Musik, 1906.)

Seligkeiten. Von Victor Hardung. (Zürich und Berlin, Arnold Bopp, 1907.)

Ringelreihe. Herzige Kinderlieder. Von Udo Siegfried Fessel. (Hannover, Otto Tobies, 1907.)

Zu beziehen durch die Neue Photographische Gesellschaft Act.-Ges., Steglitz bei Berlin, Siemensstrasse 27.


No. K. 50. Ad Eberle: **Anknüpfungspunkt.**
Grösse 52×60 cm. Mk 8.50. Grösse 22×26,5 cm Mk. 2.—.


No. K. 198.
Carl Seiler: **Rekognoszierung vor der Schlacht bei Rossbach.**
Grösse 44×61 cm. Mk. 6.—.

Hundestudien (Naturaufnahme) à Blatt Mk. 2.25.

Blatt I. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm

Blatt II. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Blatt III. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831
Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt.

Nummer 13 | Oktober 1907 | 77. Jahrgang

Das „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“ ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen,

Im **Ausland** durch nachstehende Verkaufsstellen. **Amsterdam**, Maas & van Suchtelen, Gebr. Schroeder, Rokin 50; **Antwerpen**, J. Mertens-Somers, 26 rue de la station; **Basel**, Bahnhofsbuchhandlung; **Bern**, J. Beck, Lorrainestr. 8; **Brüssel**, Dechenne fils, Galerie du Roi; **Bukarest**, F. Veith, Stradia Saturn 19; **Genf**, Librairie universelle, rue du Mont Blanc 11; **Haag**, Kioskonderneming; **London**, A. Siegle; 30 Limestreet und Librairie universelle 43 Highstreet; **Madrid**, Librairie-Baillière; **New York**, nternational News Company; **Paris**, Kiosques No. 50 Bld. Montmartre, No. 32 Bld. des Italiens; **Rom**, Chiosco Piazza di Spagna; **Shanghai**, Max Noessler & Co., lanking, Road 38; **Tokyo** (Japan), Nankodo, No. 8, Kiridoshi-Sakamachi; **Wien XIII**, Paul Selinger, Winkelmannstr. 6; **Zürich**, Kioske Quaibrücke- und Bellevueplatz.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Ueber czechische Literatur und Literaturgeschichte.

Von Felix Wahrmund.

Es gibt wenige Erzeugnisse auf dem Gebiete der czechischen Literatur und Kunst, die nicht mehr oder weniger deutlich in chauvinistischem Sinne geschrieben wären. Die Malerei hat sich in den Dienst der nationalen Sache gestellt, hat unzählige Male Hus verherrlicht und aus dem Leben von nationalen „Märtyrern“ à la Havliczek die Stoffe zu ihren Schöpfungen genommen. Die Musik pflegt mit Vorliebe das czechische Volkslied und ihre Jünger wenden sich häufiger als die unserigen Motiven der einheimischen Sagenwelt und Geschichte zu. Die Literatur führt im historischen Roman besonders Stoffe aus, in denen die nationale Frage wenigstens gestreift werden kann, mag es auch auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit und des einheitlicen Aufbaues der Handlung geschehen, und die sozialen Romane behandeln vorzüglich den nationalen Kampf, lassen Sokolistenzüge aufmarschieren und schildern, wie der Feind von Stellung zu Stellung zurückgedrängt wird. Selbst die wissenschaftliche Literatur, in der doch jedes andere Moment vor dem rein wissenschaftlichen verstummen soll, weiss immer den Ruhm und die Bedeutung des czechischen Volkes und der czechischen Geistesarbeit mit den glänzendsten Farben zu malen und scheut auch vor einer tendenziösen Zuspitzung des Stoffes nicht zurück. Bekannt ist ja, dass Schembera in seinen historischen Schriften die Czechen zu den Ureinwohnern Italiens, Spaniens und anderer Länder macht und diese Ansicht aus den Orts- und Ländernamen (Venedig, Galicien) zu beweisen sucht — eine Art der Geschichtsforschung, worüber einsichtige Czechen selbst die Köpfe schütteln, die aber bei der grossen Masse noch immer gläubige Anhänger findet. Ein Gelehrter ähnlicher Art ist der berühmte Archäologe Kollar, von dem Stanek in seiner czechischen Literaturgeschichte selbst zugibt, dass „in seinen archäologischen, philologischen und theologischen Schriften die schriftstellerische Phantasie eine grössere Rolle spielt als die Wissenschaft.“ Aehnlich steht es mit der czechischen Wissenschaft der Gegenwart. Es ist vielleicht nur eine Kleinigkeit, dass viele Fachausdrücke der deutschen Sprache entnommen werden mussten — trotz aller Sprachreinigungsbestrebungen. Allein auch viele Fachabhandlungen sind nichts als Uebersetzungen deutscher, französischer, englischer Werke und dass die wissenschaftliche Tätigkeit grösstenteils auf deutschen Forschungen fusst, geben ja aufrichtige czechische Gelehrte selbst zu, wie nicht minder den Umstand, dass sie erst an ausländischen Hochschulen studieren müssen, bevor sie an wissenschaftliche Arbeiten schreiten, da die wissenschaftliche Tätigkeit der Prager czechischen alma mater ungeachtet der werktätigsten Bemühungen massgebender Kreise weit hinter der deutschen Universität zurücksteht. Dass endlich die Achtung vor dem literarischen Eigentum manchem czechischen Forscher abhanden gekommen zu sein scheint, haben einige Vorkommnisse der letzten Zeit gelehrt.

Das, was den Arbeiten gewisser czechischer Gelehrter an Wissenschaftlichkeit abgeht, das ersetzt aber in den Augen stammverwandter Fanatiker vollständig ihr chauvinistisches Gepräge. Um ein Beispiel hierfür anzuführen, sei an den Streit erinnert, der sich an die Auffindung der Königinhofer und Grüneberger Handschrift knüpfte, die man anfangs stolz als das czechische Nibelungenlied pries und durch die man den Beweis erbracht hielt, die czechische Literatur sei der deutschen zum mindesten ebenbürtig. Und als an der Macht der Tatsachen der Beweis kläglich zerschellte, als die Fälschung dieser Dichtungen herauskam, da fand man sofort wieder ein Gegenargument: Ja, wir Czechen besassen eine Literatur wie die Deutschen, aber sie wurde nach der Schlacht auf dem weissen Berge vernichtet. — Diese Behauptung ist um so unhaltbarer, als die erhaltenen wertvolleren Literaturdenkmale fast durchwegs Nachbildungen deutscher Dichtungen — Rosengarten, Tristram — sind, so dass es mit der Ursprünglichkeit der czechischen Dichtungen in dieser Zeit nicht weit her gewesen sein mag. Dass jedoch die Czechen schon damals mit Hass und Neid auf die deutschen Eindringlinge blickten, die in Böhmen die Grundlagen der Kultur legten, auf denen die Czechen dann nur weiter zu bauen hatten, das zeigt so manche Dichtung dieser alten Tage — ein Beweis, dass diese verderbliche Kurzsichtigkeit nicht erst von heute stammt. Selbstverständlich werden solche Kampfschriftsteller in den Literaturgeschichten besonders hervorgehoben, mag auch ihre dichterische Bedeutung sich nicht viel über den Nullpunkt erheben.

Die czechischen Literaturgeschichten kommen an Chauvinismus den französischen zum wenigsten gleich, übertreffen sie aber in der meisterhaften Art, das Czechenvolk zu einem Volk von Märtyrern und Duldern zu stempeln und gleichzeitig den Beweis zu erbringen, dass die Czechen es trotz aller unverdienten Bedrückungen und Demütigungen zu einer grossen, reichen Kultur und Literatur gebracht hätten. Da dieser Beweis durch die Güte der Arbeiten nicht geliefert werden kann, schafft man ihn durch Anführung einer möglichst grossen Zahl von Namen. Wie man hierbei vorgeht, dafür nur ein Beleg: Stanek erwähnt in seiner Geschichte der czechischen Literatur sogar einen Schriftsteller, dessen Haupttätigkeit auf dem Gebiete der Indianergeschichten-Dichtung liegt. [A. B. Stastny.]

Wären die czechischen Schriftsteller wirklich durchwegs mit so glänzenden Gaben des Geistes und Talentes ausgestattet, wie ihre Landsleute es darzustellen suchen, so würde es unverständlich, wieso die Literarhistoriker bei so vielen verstorbenen Dichtern die Schlussbemerkung machen müssen, ihre Werke seien heute gänzlich vergessen. Denn gerade bei einem kleinen Volke, wie es die Czechen sind, müsste ja die Erinnerung an die grö/ten Kinder der Nation nahezu unauslöschlich sein, wenn die Kinder eben wirklich — gross gewesen wären.

Wie getadelt wird, wo einmal getadelt werden muss, das zeigt die geradezu klassische Beurteilung Kollars bei Stanek: „In seinen Romanen fehlt die psychologische Vertiefung, so dass man sie in dieser Hinsicht nicht als tatsächlich künstlerische Werke ansehen kann, dafür sind aber seine Dramen tatsächlich wertvoll bis auf den Umstand, dass ihnen die Originalität fehlt.“ Wem fiele da nicht das Wort Lessings von dem Buch mit den guten und neuen Gedanken ein, von denen aber die neuen nicht gut und die guten nicht neu sind?

Nicht minder, wie bei der Darstellung der Zeit bis 1620 der Literarhistoriker meist hinter dem Chauvinisten zurücktritt, ist es auch bei Schilderung der Periode der „Wiedererweckung“ des völkischen Bewusstseins der Fall, die auf jene Tage folgte, da die Czechen den bösen Deutschen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren und Czechisch nur in Dienstbotenkreisen geredet wurde. Es legt tatsächlich einen staunenswerten Beweis für die Zähigkeit des Czechenvolkes ab, wenn man betrachtet, mit welcher Raschheit der völkische Gedanke Wurzel schlug in einer Zeit, da bei den Deutschen das Volksbewusstsein im Oesterreichertum noch ganz aufging und der Begriff „deutsch“ ihnen noch ganz fremd war. Allerdings darf man nicht vergessen, dass diese Entwickelung gerade durch deutsche Dichter wie Egon Ebert u. a. gefördert wurde, da man damals in den kosmopolitischen Ideen steckte, wie sie Goethe und die Schlegel und Tieck aufgebracht hatten, die das Nationalbewusstsein dem Weltbürgertum hintan setzten.

Der Dank, den die Deutschen dafür ernteten, dass sie die czechische Literatur begründen halfen und in der Welt bekannt machten, war spärlich genug, und es ist unverständlich, dass man auch heute nicht klüger geworden ist und aus Schriftstellereitelkeit und Gewinnsucht slavische Literaturerzeugnisse ins Deutsche, also in eine Weltsprache übersetzt, um sie weiteren Leserkreisen zugänglich zu machen, während man die Werke unserer heimischen Dichter, von denen mancher zehn fremde aufwiegt, unbeachtet lässt. So hat Sienkiewicz, dessen literarischen Ruhm deutsche Verleger begründeten, seiner Dankbarkeit in einigen Werken Ausdruck verliehen, die von Deutschenhass triefen, und so werden es auch andere nach ihm tun. Die Czechen lassen sich unsere Dienste gerne gefallen, ja sie fordern sie sogar, wie dies jüngst ein czechischer Schriftsteller getan hat, der in einem Aufsatze ausführte, seine Landsleute sollten mit den Deutschen Frieden schliessen, damit die Früchte czechischer Geistesarbeit auch über den Böhmerwald hinaus bekannt würden, was bei der geographischen Lage Böhmens nur mit deutscher Hilfe möglich sei. — Wir würden solche Freundschaftsdienste gerne leisten, gewiss! denn echte Kunst kennt keine Landesgrenzen, aber wir können uns nicht dazu hergeben, den Feind zu unterstützen, der uns dafür nie Dank wissen wird, und wir dürfen dies umsoweniger tun, als die Czechen heute mit besonderer Vorliebe jene Art von Literatur treiben, die sich die Erweckung des Deutschenhasses zur Aufgabe macht. Da werden deutsche Amtsleute geschildert, die die armen Czechen auf alle denkbare Art quälen und aussaugen, da wird das alte, oft widerlegte Märchen vom Wortbruch des Kaisers Siegismund wieder aufgewärmt, wodurch angeblich die Hinrichtung Hussens ermöglicht wurde, da wird geschildert, wie czechische Bauern- und Bürgerssöhne erbarmungslos zu Soldaten gepresst werden u. a. m. So entrüstet sich, um nur einige Beispiele anzuführen, die Schriftstellerin Svutla über die deutsche Verwegenheit, auf deutsch-böhmischem Gebiete einen Denkstein mit der Aufschrift „Auf ewig deutsch“ anzubringen, da die Deutschen nur Eindringlinge seien, die die Czechen durch Gewalt von ihren angestammten Sitzen vertrieben hätten. An anderer Stelle wieder wünscht sie sehnsuchtsvoll die Zeit heran, wo die Welt endlich erkennen wird, was sie alles der czechischen Wissenschaft verdankt. — Anregende Beobachtungen über diese Art von Literatur lassen sich namentlich an den Werken Havliczeks anstellen, von dessen „Bildern aus Russland“ Dr. Tobolka, der Herausgeber des Werkes, selbst zugesteht, sie seien in der Beurteilung des deutschen Einflusses auf die russischen Verhältnisse oft äusserst ungerecht. So sagt Havliczek u. a., dass die Slaven erst von anderen Völkern die Sklaverei kennen gelernt hätten und zwar auf der einen Seite von den Tataren, auf der anderen von den Deutschen. — Eine hübsche Parallelle! Der ungeheure Hochmut des Verfassers äussert sich in dem Satz, in hundert Jahren werde schon in Paris, Berlin, Moskau und vielleicht auch in Peking czechisch geredet werden. (Geschrieben 1843.) Unsere czechische Landsleute werden sich beeilen müssen, wenn sie diese Aufgabe noch in 35 Jahren fertig bringen wollen! Die Russen hätten übrigens nach Havliczeks Ansicht nicht auf den deutschen Verstand warten müssen, um von der Stufe halber Barbarei zu der eines Kulturvolkes zu gelangen. Diesem Standpunkt entspricht, wenn der Verfasser von den weltbekannten russischen Betrügereien als von „harmlosen Eulenspiegeleien“ spricht, in denen eigentlich sehr viel Ehrlichkeit und Humor stecke, oder wenn er den russischen Absolutismus viel erträglicher als den österreichischen vor 1848 nennt. Die kühnste Behauptung ist unstreitig die, dass unser Tadeln und Nörgeln an den vielgelobten russischen Zuständen nur daher stamme, weil wir mit Neid nach Russland hinüber blicken. — Wie kleinlich volksbewusste Czechen oft werden, zeigt Hevera in seinem „Gefängniswesen“, also in einem wissenschaftlichen Werk, wo er es ängstlich vermeidet, wenn von den guten Einrichtungen in Deutschland die Rede ist, das Wort „Deutschland“ zu gebrauchen. Er spricht in solchen Fällen immer allgemein von „Nachbarn", worunter auch Russland verstanden werden kann, dessen vortreffliche Einrichtungen in Havliczek einen begeisterten Anhänger gefunden haben!

Es sind nur wenige Beispiele, die hier gegeben wurden, aber sie zeigen deutlich, wie man von seiten der czechischen Intelligenz zuwerke geht, um das Volk den Wünschen und Bestrebungen der Führer gefügig zu machen, wie man es zum Hass gegen alles Deutsche aufstachelt, es für eine czechische Literatur und Wissenschaft begeistert, die in Wahrheit kaum besteht — von einzelnen glänzenden Ausnahmen abgesehen, die jedoch nur die Regel bestätigen, sie zeigen weiter, wie wenig wählerisch man in der Wahl der Waffen — der physischen ebenso wie der geistigen — ist, mit denen man den Gegner bekämpft.

Diese Art von Schrifttum wird in Vereinen und Schulen verbreitet und namentlich von Leuten gelesen, denen mangels einer höheren Bildung jeder kritische Sinn abgeht.

Solange sich jener Literaturzweig darauf beschränkt, den völkischen Sinn zu wecken und zu fördern, hat er in unserer heutigen kampfdurchtobten Zeit seine volle Berechtigung und wir müssen nur bedauern, dass wir Deutschen auf diesem Gebiet so wenig geleistet haben. Denn die deutschen Schriften, die den völkischen Kampf an unseren Landesgrenzen schildern und damit zur Erstarkung des Volksbewusstseins beitragen, lassen sich an den Fingern aufzählen. Es haben sich wenige Schriftsteller gefunden, die das Feld, welches Männer wie Meissner, Mauthner und Ohorn zu beackern begannen, weiter bearbeiteten.

Welch wichtiger Bundesgenosse im Kampf um unsere Scholle eine gute, in diesem Sinne nationale Literatur werden kann, das hat schon vor vielen Jahren Pröll in seinem trefflichen, leider wenig bekannten Büchlein „Vergessene deutsche Brüder" (Reclams Universal-Bibliothek) mit den nicht genug beherzigenswerten Worten ausgedrückt: „Dass sich unser Schrifttum so wenig um den nationalen Kampf kümmert, beweist nur, dass der nationale Herzschlag unserer heutigen Literatur ziemlich matt oder unregelmässig geworden, dass ihre Sinne und Nerven, trotz realistischer Stahl- und Schlammbäder, an Feinfühligkeit verloren haben. Sonst würde man nicht achtlos vorübergehen an Problemen, welche im Grossen und Kleinen den Daseinskampf der Völker, sowie dessen Formen enthüllen, natur- und kulturgeschichtlich interessant sind und selbst unser Gemüt in Mitleid ziehen sollten, da die Experimentalmenschen — sozusagen — Stammesbrüder sind. . . . Ja unsere modernen Realisten, die nach den französischen Gesellschaftsauffassungen Deutsch zu stammeln versuchen, sollten ein klein wenig sich um nationale Politik bekümmern. Sie würden entdecken, dass für den deutschen Realismus noch grosse Gebiete brach liegen.

Das junge Frankreich.

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

(Schluss.)

Als Erbe und Fortsetzer Baudelaires erscheint neben Verlaine auch Stephane Mallarmé, der eigentliche Vater des Symbolismus, gleich Baudelaire ein Bewunderer und Uebersetzer des Amerikaners Poe, gleich ihm begeistert für Richard Wagner, auf dessen Musik er eine ganze Aesthetik aufbaute. Auch er wollte — wie dieser — die Mannigfaltigkeit der Dinge metaphysisch durchdringen, ihren Ewigkeitswert blosslegen und eine synthetische Gesamtkunst schaffen, die alle Kunstgattungen vermählte, und darum erblickte auch er in der Sage, die alle Zeitlichkeit abgestreift hat, das beste Symbol des „allgemein Menschlichen". Aber wenn Wagner alle Bühnen und Konzertsäle Europas erobert hat, so wurde Mallarmés Kunst, der die Anschaulichkeit der szenischen Handlung fehlte, zu einer „Kunst des verdunkelten Bewusstseins", wie man höhnisch gesagt hat, zu einer Geheimschrift für wenige Auserwählte, die sich in spitzfindigen Deuteleien ergingen. Ja, seine Uebergewissenhaftigkeit liess ihn nicht einmal etwas Ganzes und Grosses vollenden, und dieser vielberufene „Dichterfürst" der Jungen hinterliess nichts als eine Reihe dunkler lyrischer Gedichte, ein Büchlein feinnerviger Prosagedichte im Stil Baudelaires und ein paar wundervolle episch-lyrische Fragmente, „Die Herodiade" und den berühmten „Nachmittag eines Fauns", der in seiner Anmut und Frische an die antiken Bukoliker erinnert.

Mallarmés dunkler, orphischer Symbolismus wurde künstlerisch erst voll ausgenützt und organisch weiter gebildet durch seinen Schüler Henri de Régnier; durch dessen Jugendlyrik hindurch erscheint Mallarmés Kunst für viele erst verständlich und gerechtfertigt. Wer den Irrwald dieser symbolistischen Lyrik durchquert, dem begegnen da die gleichen Gestalten und Dinge wie in Mallarmés Dichtung, die Böcklinschen Fabelwesen, Verkörperungen der Naturkräfte, die magischen Spiegel der Quellen und Brunnen, die den Menschen zur Selbstvertiefung führen wollen, die herbstliche Staffage, das Spiegelbild der herbstlich müden Dichterseele, die scheuen Einsiedler, die in alten, halb verfallenen Schlössern hausen, von selten vergangenen Dingen umgeben wie von einem Museum. In seinem Gedicht „Le Seuil" (die Lebensschwelle) hat de Régnier das Milieu besungen, in das er hineingeboren ward und das seinem jungen Geiste den Stempel aufgedrückt hat.

Aber de Régnier ist hier nicht stehen geblieben; er hat gleich Huysmanns einen grundstürzenden inneren Umschwung durchgemacht, aus dem er als realistischer Darsteller vergangener Kulturen hervorging, vor allem als Schilderer des fanzösischen ancien régime, das dem Spross eines alten Adelsgeschlechts ja am nächsten lag. So führt er uns in seinem Hauptwerk „La Double Maîtresse" in das Frankreich des Rokoko und in das Rom zur Zeit Winkelmanns, aber der kunstvolle Filigran-Rahmen dieses raffinierten Archaismus umschliesst das tatlose Leben einer zerfahrenen Hamletgestalt, die mit feinster moderner Seelenanalyse aus ihrem Milieu herausentwickelt wird — eine Mischung von Archaismus und raffinierter Modernität, wie wir sie in Rodenbachs Werken, in Maeterlincks erster Periode und in Rostands Dramen als typisch wiederfinden werden.

Mit de Régnier sind wir bereits zu der zweiten jüngeren Generation der Symbolisten übergegangen und haben dabei ein paar Figuren der älteren übersprungen; den genialen Vagabunden Rimbaud, der ganz im Schatten seines grossen Freundes Verlaine stehen geblieben ist und sich selbst frühzeitig aus dem tintenklecksenden Europa verbannt hat, um im schwarzen Erdteil seine dämonische Macht zu erproben; den kränklichen, exzentrischen Jules Lafargue, der ganz deutschen Einflüssen hingegeben war und aus Deutschland den Freivers ohne Reim und Rhythmus in die französische Lyrik importierte, — eine für den Franzosen unerhörte Neuerung, — und den Griechen Moréas, der anfangs als Haupt der Symbolistenschule auftrat, sich neuerdings aber den Dichtern der Plejade, den Begründern der neufranzösischen Sprache und Poesie im 16. Jahrhundert, angeschlossen hat, ähnlich wie de Régnier an das Zeitalter des XIV. und XV. Ludwig anknüpfte und wie Rostand auf diesem Felde seine grössten Lorbeeren ernten sollte.

Die jüngere Generation der Symbolisten erhält ihren Akzent durch die belgische Gruppe, die Rodenbach, Verhaeren, Maeterlinck, Lerberghe, Elskamp etc., Germanen von Geburt, aber in ihrer Geistesbildung dem französischen Kulturkreis angehörend. Das mystische Allgefühl, Baudelaires goût de l'infini, zu dem die französische Literatur erst auf dem Leidenswege der Décadence gelangt ist war den Söhnen des mystischen Brabanter Weltwinkels vererbt und eingeboren, und so traten sie, wie die nordischen Barbaren die Erbschaft der untergehenden Antike, die Erbschaft der französischen Décadence an, verjüngten sie durch ihr frisches Blut und führten sie aus dem müden Pessimismus einer neuen, zukunftsfrohen Weltauffassung entgegen. Sie wurden ihre Vollender und zugleich ihre Ueberwinder.

Maeterlincks frühverstorbener Jugendfreund Georges Rodenbach war einer jener „Avertis“, jener „Kinder des Todes“, von denen Maeterlincks tiefsinniger ‚Schatz der Armen“ spricht; er ist noch ganz im Banne von Baudelaires krankem Mystizismus und Mallarmés Hieroglyphenkunst, sowie der pessimistischen Jugendlyrik seines Schülers de Régnier verblieben. „Das tote Brügge“, seine Vaterstadt, wird zur Hauptfigur seines Lebens wie seiner Kunst. „Eine Mahnung zur Frömmigkeit ging von ihr aus, von den Mauern ihrer Spitäler und Klöster, von ihren zahlreichen Kirchen, die in steinernen Chorhemden niederknieen“.... In diesen altehrwürdigen Kirchenrahmen spannt der Dichter dann moderne Ehebruchstragödien mit fiebernder fin-de-siècle-Psychologie, so in seinem Hauptwerk „Das tote Brügge“, so in „Le Carillonneur“, wo der künstlerische Kontrast zwischen alt und neu sich zu einem seelischen Konflikt zuspitzt. Das alte Flandern mit seinen ehrwürdigen Kunstdenkmälern, seinen alten Traditionen, seiner mystischen Frömmigkeit, ist dem Untergang geweiht; die neue Zeit mit ihrem Industrialismus zertrümmert roh diese teure Vergangenheit, an der des Glöckners ganzes Herz hängt, und er endet schliesslich als Ueberwundener im Selbstmord. Der gleiche Kontrast geht auch durch die Novelle „L'Arbre“; auch sie endet mit der gleichen Katastrophe. Kurz darauf starb der Dichter selbst im Wahnsinn, an dessen Schwelle er uns in seinen Werken so oft geführt hat, und dem er sich fatalistisch entgegentreiben lies.... Er ist kein Kämpfer wie Huysmanns, sondern eine weiche, weibliche, sensualistische Natur wie Verlaine, und darum leistete er auch sein Höchstes in der Lyrik, dem Spiegel unreflektierter Seelenstimmungen und Impressionen.

Von Maeterlinck interessiert hier nur die symbolistische Lyrik, insonderheit die der ‚Serres Chaudes“, in denen der junge Dichter den Sturm und den Drang seines Pariser Lehrjahres austobte. Diese Dichtungen sind nur dann richtig einzuschätzen, wenn man ihre Voraussetzung, die Lyrik der französischen Décadents, der Baudelaire, Mallarmé und Verlaine kennt. Dann erscheint sie als ihr non plus ultra, als ihre letzte Konsequenz, und Maeterlinck hat sie darum in gerechter Selbstkritik auch als „Treibhausblüten“ bezeichnet. Ueber sie hinaus gibt es nur noch den Wahnsinn oder die Abkehr, welch letztere in den späteren Quinze Chansons erfolgte: hier wird mit den denkbar einfachsten Mitteln, denen des Volksliedes, namentlich das Schicksal der Frau in so herzbewegender Innigkeit besungen. — wie es denn auch die Frauenliebe war, die dem Dichter hinaushalf aus der mystischen Weltabgewandtheit in die strahlende Lebensfreude („Blaubart und Ariane“). Eine charakteristische Probe aus den „Serres chaudes“ möge hier Platz finden.

Treibhausstarre.

Die blaue Starre, ach, im Herzen immer
Und dieses allzu klare Schauen
Von meinen Träumen, meinen sehnsuchtsblauen
Im tränenfeuchten Mondenschimmer!
O Starre, wie das Treibhaus blau!
Die tiefen grünen Scheiben fest verschlossen
Das Glas von Mondlicht übergossen,
Und nur der Blick durchdringt den Bau,
Sieht draussen Wälder riesenhaft
In nächtlichem Vergessen in den Raum,
Aufragen, unbeweglich wie ein Traum,
Der auf den Rosen liegt der Leidenschaft.
Und langsam steigt ein Wasserstrahl,
Darin zu einem ewigen grünen Weinen
Der Himmel und das Mondenlicht sich einen —
Und wie im Traum eintönig ist sein Fall....

Ein anderer verwandter Dichter, Maeterlincks Jugendfreund Charles van Lerberghe, der in seinem Schallen stehen blieb wie Rimbaud im Schatten Verlaines, zeigt die gleiche Entwickelungslinie zum freudigen Goethischen Pantheismus. Und ebenso ist Maeterlincks belgischer Landsmann Verhaerens, gleich ihm zum Dramatiker geboren, gleich bedeutsam in seiner inneren Entwickelung, als Lyriker, der er ward, nur wenigen in Deutschland bekannt. Und doch bietet er gerade ein Musterbeispiel der Selbstüberwindung der Décadence. Er hat erst den mittelalterlichen Vorstellungskreis Huysmanns, dann den der weltlichen Feudalkultur de Régniers durchlaufen und ist schliesslich in die Moderne mit all ihren Müdigkeiten und Neurosen eingetreten, um auch sie auszuleben und zu überwinden und aus ihrer Gefühlsverwirrung ein freudiges Allgefühl, einen Goetheschen Pantheismus zu gewinnen. So hat er sein Werk in den letzten Tagen mit einem jauchzenden Hymnus an das Leben gekrönt, der auch die neue Zeit mit ihren technischen Errungenschaften freudig bejaht, und so ist er neben Maeterlinck ein leuchtendes Vorbild eines neuen, differenzierten und befreiten Menschentums.

Damit ist der Kreis des 19. Jahrhunderts und dessen, was das junge Frankreich auf dem Leidenswege der Décadence errang, geschlossen, und es bleibt nur noch ein Blick auf einen Neuromantiker übrig, dessen Werke gleichsam eine Rekapitulation der Romantik und zugleich ihre Selbstauflösung in Virtuosentum sind, den einzigen des Kreises der in Frankreich von der Bühne herabgewirkt hat — Edmond Rostand. Er hat durch seinen „Cyrano von Bergerac“ eine ähnliche Berühmtheit erlangt wie Maeterlinck durch seine — in Frankreich nicht beachtete — „Monna Vanna“, und doch würde ein Vergleich beider Dichter am besten zeigen, wie tiefernst es der Flame mit seinen Problemen nimmt, und wie sie für Rostand nur Mittel zur Wirkung auf die Zuschauer sind. Um der Neuromantik auf dem Pariser Theater eine Heimstätte zu bereiten, blieb ihm nichts, als sie mit Ironie zu pfeffern, um den an gesalzene Ehebruchstücke gewöhnten Gaumen seines Publikums zu reizen. So sind die „Romantischen“, sein Erstlingswerk, ein vorsichtiges Anfühlen beim Publikum unter der Maske der Selbstverspottung, und das gleiche Zwielicht von Spott und Stimmungszauber bleibt über seine späteren Stücke ausgegossen. Die tragischen Figuren seiner wundervollen „Prinzessin im Morgenlande“ sinken zu Marionetten operettenhafter Verwechselungen herab, und sein Cyrano von Bergerac ist mit einer riesigen Nase ausgestattet, über die er auf dem Wege zur Erhörung stolpert, ja mit der die ganze „Handlung“ steht und fällt. Durch sie kommt auch jene Zwiespältigkeit in alle Empfindungen, Worte und Situationen dieser „heroischen Komödie“, vornehmlich aber in jene einzige Balkonszene, wo Shakespeare-Parodie und intimer Stimmungszauber, Inbrunst des Gefühls und abgefeimte Theatralik so märchenhaft verquickt sind. Es ist eine spöttische, sich selbst zersetzende Virtuosenkunst, die alle Motive der Romantik noch einmal anschlägt, um sie zu persiflieren, eine späte Kunst, die den Dopelsinn, die Maske liebt und das Brillantenfeuerwerk des Esprit leuchten lässt, um gelegentlich in den elegischen Seufzer auszubrechen:

„Ein einz’ger Blick empor zu den Gestirnen
Und unser künstlich Feuerwerk verblasst.“

Selbstkritiken deutscher Schriftsteller der Gegenwart.

Von Dr. Adolph Kohut.

(Schluss.)

Otto Ernst entwirft eine gar köstliche innere Selbstbiographie. Sein Dasein habe sich wie hunderttausende andere Leben abgespielt, aber unendlich reich sei es an Erinnerungen; diese seien ein berauschendes Genussmittel und besonders an schweigenden Abenden, wenn die Schatten der Bäume in unser Zimmer wachsen und ihre sausenden Schattenwipfel in uns zu reden beginnen, wenn im dunklen Spiegel gegenüber unser dunkles Bild erscheint und wir mit ihm Zwiesprache halten, wie mit einem Vorfahren aus alter Zeit. Gar anmutig weiss Otto Ernst von seinem Vater und von seiner Jugendzeit zu plaudern: „Er war ein lieber, herrlicher Mann, der bei der Arbeit — er war Zigarrenarbeiter — köstliche Weisen sang aus dem Freischütz und dem Don Juan, aus dem Fidelio und dem Barbier von Sevilla, und ich hatte schon damals diese zwei Ohren, die jeden Fetzen Musik auffangen und behalten. Und dann hängte ich mir eine Zigarrenkiste vor den Leib, das war eine Drehorgel, stellte mich vor meinen Vater und fragte: „Was soll ich Ihnen vorspielen?“ und wenn er dann sagte: „Spiele aus dem Don Juan“, so spielte ich wirklich aus dem Don Juan und wenn er sagte: „Spiel La Traviata“, dann spielte ich aus Traviata. Und ein Bruder war da, der nannte mir eines Tages die 25 Buchstaben des Alphabets und ein andermal zeigte er mir, wie einige mitunter kurz und mitunter lang gesprochen werden, und als ich eines Tages absichtslos mit einem alten Buche spielte, da entzifferte ich Folgendes: „S—c—h—n—ee—w—i—tt—c—h—e—n. Es war einmal“, und entdeckte, dass ich lesen konnte, und das war nun freilich ein goldeneres, strahlenderes Märchen, als jenes, wo die Dornhecke sich öffnet und der Hof erglänzt in seiner Pracht und der Prinz die Königstochter wachküsst. Nun las ich im Sitzen und im Liegen, im Gehen und im Stehen, bis das alte, vergilbte Lesebuch zu Ende war, — aber es hatte kein Ende; die letzten Blätter fehlten, das machte mir nun das Buch so geheimnisvoll und wunderbar! Was mochte alles auf den fehlenden Blättern gestanden haben! Alle unvollständigen Bücher hatten nun einen rätselhaften Zauber für mich. Auf dem Dachboden fand ich einmal solch ein Buch, dem vorn und hinten viel Blätter fehlten, und das erste Blatt fing an: „Philine fing an zu singen, und zog ihren Freund zu einem Tanz in den Saal.“ Ob es das Buch wohl ganz gibt? dachte ich, und ob ich es wohl einmal finden werde? Philine, dacht’ ich, ist gewiss ein reizendes Mädchen. Ich behielts im Gedächtnis und war innig erfreut, als ich sie mit 17 Jahren an der Seite Wilhelm Meisters wieder fand.... Mein Vater war ein gütiger, phlegmatischer Mann, der mich nur einmal schlug, wenn ich es hundertmal verdient hatte. „Wenn ich nur einmal für ihn sterben könnte“, dachte ich, als wir in der Schule die Christenverfolgung gehabt hatten. Ich lernte ihn früher lieben, als meine Mutter, die mich öfter zauste und mit gutem Grund behauptete, dass ich vom Vater verzogen würde. Aber seltsam die „Verziehung“ schlug bei mir besser an, als die Prügel. Als ich zum erstenmal krank war, begriff ich, wie auch meine Mutter mich liebte und dachte bei mir, wie schön ist es, krank zu sein.“

Voll Humor ist die Selbstbiographie des kürzlich leider aus dem Leben geschiedenen Paul von Schönthan, der, wie viele seiner Brüder in Apollo, den Beruf verfehlt hatte, als er Schriftsteller wurde. Ursprünglich Kadett, sollte er sich dem Offiziersstand widmen; doch entliess man ihn schon nach 3 Jahren vom Militär wegen „allgemeiner Abmagerung“. Doch habe sich das seither gegeben. „Ich war“ — so meint er lustig — „immer ein schwacher Esser und die Beobachtung, dass ich bei absolut geringer Nahrungsaufnahme existieren kann, war ausschlaggebend für die Entscheidung, mich der Schriftstellerei zuzuwenden.“ Ueber die Frage, ob er sich in seinem schriftstellerischen Berufe, den er in Berlin und Wien ausübte, glücklich gefühlt habe, äussert er sich als echter Humorist in anziehender Weise: „Ich bin nie eigentlich Journalist gewesen und habe das Handwerksmässige niemals ausgeübt, das ist meiner Natur und meinem ganzen Wesen auch zuwider. Eine kontemplative Natur, ein Zuschauer des Lebens, ein — und Journalist!! So bin ich immer in diesem Milieu ein „Aussenseiter“ geblieben, wie einige andere Kollegen, die die Zeitung nur als eine milchende Kuh betrachten. Na, wie die Milch ausschaut, aber man braucht doch nicht zu verdursten! Für das Theater hätte ich gern Erfolgreiches geschrieben, es gelang mir nicht. Im tiefsten Grunde liebe ich das Theater nicht einmal und als Schriftsteller fehlt mir der Sinn für die Situation, für die Handlung. Mit meinen schriftstellerischen Qualitäten ist kein Hund vom Theaterofen zu locken. Und so treibt man die brotlose Kunst des Feuilletons, der handlungsarmen Erzählung, der Satyre weiter. Es sieht nichts heraus dabei; aber so schmerzlich in späten Tagen die Erkenntnis ist, dass man sein Leben vertan hat, ich wüsste mir doch, wenns noch einmal losginge, nichts anderes, nichts besseres! Das kann nicht jeder von sich sagen; seinen Beruf nicht verfehlt zu haben, ist auch etwas.“

Eine Art von Galgenhumor bekunden die Zeilen des Romanschriftstellers und Begründers des Ueberbrettl in Deutschland, Ernst von Wolzogen, der es als das Unglück seines Lebens betrachtet, dass er sich im Jahre 1900 in Berlin dazu bewegen liess, den Bestrebungen zur künstlerischen Ausbeutung des Variétégedankens durch Schöpfung des Ueberbrettl Gestalt zu geben, wobei er sarkastisch bemerkt: „Da viele Leute bei diesem, über alles Erwarten geglückten Versuch viel Geld verdienten, drängte man mich dazu, dem Bunten Theater ein ständiges Heim in Berlin zu bereiten. Aber das Geschöpf einer künstlerischen Sonntagslaune wurde umgebracht von der lumpigen Not der Alltäglichkeit — und mein ehrlich erworbener guter Name in der Literatur wurde mit hinabgerissen ins Verderben. Die seriösen Leute in Deutschland hatten schon lange eine stille Wut auf mich, weil ich nicht ruhig und geduldig wie sichs gebührt, in meiner Schachtel sitzen bleiben wollte, in der Schachtel mit der Etiquette: „Harmloser Humorist", sondern so oft etwas Neues, Vorschriftswidriges begann."

Das Interessanteste und Reizvollste aus ihrem Leben und der Werkstatt ihres Schaffens erzählen uns die dichtenden und schriftstellernden Damen. Wie rührend ist nicht die Plauderei der ostpreussischen Volksdichterin Johanna Ambrosius, die offen und ehrlich eingesteht, dass sie die einklassige Volksschule nur bis zu ihrem 11. Lebensjahre habe besuchen und von da ab nichts mehr lernen können, denn ihr Vater sei ein kleiner Handwerker gewesen, der recht und schlecht seine grosse Familie habe ernähren müssen. Bis zu ihrer Verheiratung mit einem unbemittelten Bauernsohn habe sie harte, grobe Magddienste im Hause ihrer Eltern und von da ab — ein Menschenleben hindurch im eigenen Hausstand getan. Von ihrer dichterischen Tätigkeit sagt sie: „Ich kenne keine Regeln der Dichtkunst und selbst wenn ich sie kennen möchte, wäre es mir unmöglich, danach zu dichten; ich schreibe nur nach meinem Gefühl.... Mein Leben hat nichts Interessantes und keine Geheimnisse; ich lebte wie Millionen anderer Frauen in tiefster Niedrigkeit hier auf dem Lande leben. Ob ich zu den „Berühmten" gehöre, glaube ich kaum, und wenn mein Name hier ein Plätzchen gefunden, so mögen die hohen Geister darüber nicht empört sein, wie sie so oft anderwärts sind, wo mein Name gedruckt steht."

Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem bekennt, dass sie eine unverbesserliche Gegnerin von Reklame und Protektion sei und von sich als Schriftstellerin und Mensch behaupten dürfe, dass sie „selfmade" sei, was aber ihren Stolz ausmache: „Es hat eben jeder seinen Sparren."

Auguste Groner, eine staatlich geprüfte Lehrerin, die bis zum 1. Mai 1905 dem Status der staatlichen Lehrpersonen in Wien angehört hat, bekennt, dass, obschon sie Musik und Malerei nicht vernachlässigte, in Schule und Haus Kinder zu erziehen und zu unterrichten und ihr Hauswesen zu leiten gehabt hatte, sie doch ausser ihrer Lieblingsbeschäftigung — Sticken und Stricken — genügend Zeit gefunden habe, um zahlreiche Romane, Novellen, Feuilletons etc. zu verfassen. Allerdings ist die Dame von erstaunlicher Fruchtbarkeit, denn sie hat nicht weniger als 32 Bücher teils kulturhistorischen, teils rein belletristischen, bezw. kriminalistischen Inhalts herausgegeben.

Die unter dem Pseudonym Ossip Schubin schreibende Romanschriftstellerin Lola Kirschner verrät, dass die packendsten Abenteuer, die sie erlebte, zufällig gemachte Bekanntschaften mit „Elitemenschen" gewesen seien. Nicht die Dichtung, sondern die Musik sei ursprünglich ihre Hauptleidenschaft gewesen und erst nachdem sie ihre schöne Stimme, noch nicht 20 Jahre alt, totgesungen, und so ihrer liebsten Zerstreuung beraubt gewesen, habe sie angefangen, Novellen zu schreiben. „Hauptsächlich weil ich sehr viel zu sagen hatte und nicht immer jemand bei der Hand war, der es hören wollte. Es drängte mich, meine Weisheit oder was ich dafür hielt, in die Welt hinauszuschreiben." Wie so vielen ihrer Kollegen und Kolleginnen vor und nach ihr, erging es auch Lola Kirschner. Sie hat lange ringen müssen, bis ihre Laufbahn sich zu einer erspriesslichen gestaltete. Sie sagt darüber: „Meine erste grosse Arbeit, der Roman „Ehre", teilte das Schicksal aller literarischen Erstlingswerke. Er wanderte von einem ablehnenden Verlag zum andern — ich bedauerte, ihm kein Rundreisebillett nehmen zu können. Als sich aber endlich ein heldenmütiger Mann fand, der den Roman druckte, wurde er „the book of the season", hauptsächlich, weil man ihn abwechselnd für das Werk eines damals prominenten abgedankten — Diplomaten und das des seither verschollenen Erzherzogs Johann Orth gehalten hat! Die Sprödigkeit der Verleger aber war verschwunden!"

Zur Kultur des Buches.*)

Von Max Kirschstein.

Das achtzehnte Jahrhundert gilt im allgemeinen für die Buchkunst als vorbildlich. Der Bucheinband, die Druckzeichen, die ganze Ausstattung deuten darauf hin, dass im Jahrhundert der grossen Philosophen, Theologen und Dichter eine Harmonie der Buchkunst angestrebt wurde und Schillers Wort „die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen sind: die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen und in einem innigen Bündnis zu vereinigen," hat wohl in Bezug auf die Kultur des Buches in Deutschland niemals mehr Geltung erlangt, als im Jahrhundert Voltaires und Klopstocks.

Jede Zeit ringt danach, ihrem Empfinden künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Unsere grossen Verleger haben sich für ihre Tätigkeit ein festes Programm gesetzt, und so bieten sich uns nur geringe Schwierigkeiten bei der Beantwortung der Frage, ob auf Grund der neuzeitlichen ästhetischen Bewegung anstelle der noch vor etwa zwanzig Jahren beliebten Gleichförmigkeit in der Ausstattung und dem Einband heute eine harmonische Uebereinstimmung zwischen der äusseren (sinnlichen) Form und der inneren (geistigen) Kraft durchgeführt ist. —

„Der Hauptgedanke ist, wie dies Schiller ausdrückt, dass der Mensch, in dem einmal das Gefühl für Schönheit, für Wohlklang und Ebenmass rege und herrschend geworden ist, nicht ruhen kann, bis er alles um sich in Einheit auflöst." Eugen Diederichs in Jena, der diese Worte seinem Verlagsverzeichnis vorgesetzt hat, hat damit die Ziele seiner Bestrebungen völlig erläutert. Er will eine neue deutsche Kultur verbreiten, in Anknüpfung an die Tradition Neues schaffen. Indem er die alten Philosophen in modernen

---

*) Zu diesem Artikel unseres geschätzten Mitarbeiters haben wir eine kleine Randbemerkung zu machen. Einen geschmackvollen Einband wird selbstverständlich Jedermann, der Sinn für dergleichen hat, einem geschmacklosen Einband vorziehen. Eine zu grosse Rolle darf aber der äusseren Erscheinung der Bücher nicht eingeräumt werden, sonst gerät man auf den Standpunkt der oberen Zehntausend in England, bei denen es üblich ist, im Empfangssaal oder in einem besonderen Raume auch eine Bibliothek aufzuweisen, — eine Bibliothek, deren Kriterium aber für den Besitzer ausschliesslich die schönen Einbände bilden. Der Inhalt der Bücher kommt dabei nicht im Entferntesten in Betracht. Ein schön eingebundenes Kochbuch interessiert den englischen Bibliothekbesitzer mehr als eine weniger schön eingebundene Ausgabe der Werke Shakespeares. Zur Nachahmung eines solchen Beispieles werden wir uns doch wohl durch die englischen Vettern nicht so leicht verführen lassen.

D. Red.

Ausgaben darbietet, zeigt er, wie auch die griechische Kultur dem gegenwärtigen Geistesleben dient und für die ewigen Menschheitsprobleme unser Interesse wachzurufen vermag. Die Schriften Platons, die Unterredungen mit Epiktet sind frei von allem Philologischen und Schulmeisterhaften mit trefflicher Sprachkunst ins Deutsche umgedichtet und auch Marc Aurels Selbstbetrachtungen, die nach dem Ausspruch Taines „die Seele eines grossen Dichters offenbaren“, verdienen ehrenvollste Erwähnung. Die romanische Kultur wird durch eine Auswahl aus den philosophischen und theologischen Schriften von Pico della Mirandola (der für Zwingli und Reuchlin Wegweiser geworden) erläutert und auch von dem Werke Giordano Brunos liegen bereits mehrere Bände vor. — Meister Eckehart und Angelus Silesius' Cherubinischer Wandersmann repräsentieren die deutsche Mystik, des Paracelsus und des Erasmus von Rotterdam ausgewählte Schriften den deutschen Humanismus. Aus der Blütezeit der romantischen Dichtkunst nenne ich das Gesamtwerk des Novalis und des Hölderlin, die zu dem Schönsten und Auserlesensten gehören, das uns in Deutschland bisher dargeboten wurde. Auch die „Strophen“ Christian Günthers in der feinsinnigen Auswahl des Dichters Wilhelm von Scholz muss ich an dieser Stelle rühmend hervorheben. — Von den Modernen nenne ich die Werke von Wille, Bölsche (Liebesleben), Maeterlinck Jacobson, Emerson, Ruskin, Stendhal und Tolstoi. —

Während Diederichs vornehmlich pädagogische Ziele zu verfolgen scheint, beschränkt sich S. Fischer in Berlin zumeist auf die literarisch-belletristische Erziehung. Als der Verlag vor zwanzig Jahren gegründet wurde, veröffentlichte er Werke von Ibsen, Dostojewski, Tolstoi und Zola. Die Freie Bühne, die Zeitschrift des Verlages (die jetzige Neue Rundschau) bot den jungdeutschen Naturalisten Gelegenheit, die im Geiste dieser Vorbilder konzipierten Dichtungen zu veröffentlichen und allmählich bildete sich so der deutsche Naturalismus, dessen Dichter überzeugt waren, „zum Material ihrer Kunst nichts nehmen zu dürfen als was sie wirklich gesehen, erfahren und erlebt hatten, nicht allgemeine Schemenhaftigkeit sondern individuelle Kernigkeit“. Nach diesen Grundsätzen wurde das Programm des Verlages zusammengestellt, und später, als die Neuromantik die durch den Naturalismus hindurchgegangen und von ihm gelernt, ihre erneuernde Kraft geltend gemacht hatte, entsprechend erweitert. So sehen wir in den Werken des Fischerschen Verlages den Entwickelungsgang von Ibsen, Hauptmann, Hartleben, Hirschfeld und Schnitzler, wir verfolgen die Neuromantiker d'Annunzio, Beer-Hofmann, Hofmannstal und Wilde, während wir bei dem Satyriker Shaw einen Unterschied zwischen Naturalistik und Romantik nicht ohne weiteres feststellen können. — Als ein besonderes Verdienst des Fischerschen Verlages aber möchte ich es hinstellen, dass er in jedem Jahre neue Talente entdeckt, und dass alle, die hinsichtlich der Form oder des Inhalts etwas Neues bieten, nicht vergebens bei ihm anklopfen.

Ganz andere Wege wie die beiden genannten Verleger geht der Insel-Verlag in Leipzig. Er wendet sich vornehmlich an die, die ein „Bücherherz“ besitzen, die beim Anblick eines gut ausgestatteten Buches helle Freude empfinden. So werden wir uns bei der Betrachtung über die äussere Form des modernen Buches ganz besonders mit den Erzeugnissen dieses Verlages zu beschäftigen haben. Mit Recht wird ja dem äusseren Gewande in unserer Zeit eine besondere Pflege zuteil, und ebenso wie wir dem einzelnen Gegenstand unserer täglichen Umgebung eine grössere Aufmerksamkeit schenken, wie es uns nicht mehr gleichgültig ist, in welcher Form uns die geistige Nahrung gereicht ist, so wollen wir uns auch das einzelne Buch zu einem geschätzten Besitztum machen. Der Vers Goethes: „Ueberall trinkt man guten Wein, jedes Gefäss genügt dem Zecher; doch soll es mit Wonne getrunken sein, so wünsch' ich mir köstlich griechischen Becher,“ illustrierte gewissermassen die Bestrebungen des Insel-Verlags und die Liebe und die Sorgfalt, die bei der Herstellung aller Bücher sich kundgibt, zeigt, dass die Verleger eine Herzensfreude an den Autoren empfinden und teilt sich auch voll und ganz dem geniessenden Leser mit. Eine besondere Erwähnung verdienen die nummerierten Ausgaben, die entweder garnicht oder nur in einfacher Form wiedergedruckt werden. Auch die „Grossherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker“, die in grosser klarer Antiquaschrift auf Dünndruckpapier gedruckt und in schmiegsames Leder gebunden, so handlich ist, dass jeder stets sein Lieblingsbuch bei sich zu tragen vermag, sei hervorgehoben. —

Gedichte.

Trotz Wolken.

Ob Wolken auch am Horizonte weinen,
Und dunkle Schleier um die Sonne weben,
Erwecken wird sie doch der Erde Leben
Und schöpfungsfreudig allen Wesen scheinen.

Für immer ist das Licht nicht zu verhüllen.
In seiner Klarheit muss der Trug erbleichen;
So muss die Täuschung einst der Wahrheit weichen.
Mit Strahlenglanz den Weltenraum erfüllen.

J. Klokow.

* * *

Das ist die Nacht.

Geflohn vom Schlaf durch manche wache Stunden
In fürchterliches Dunkel starren,
Mit heissen Pulsen und mit Fieberwunden,
Entflammten Schläfen, matt, des Morgens harren —
Das ist die Nacht. Nach schleichenden Minuten
Der Turmuhr Schlag als bitt'ren Hohn empfinden.
Und jeden leisen Ton mit allen Gluten
Der feuchten Stirn schreckhaft zu verbinden. —
Das ist die Nacht. Mit dräuend dunklen Farben
Füllt sie den Raum, und alle Grössen sanken,
Und Stolz und Mut und Macht und Kraft erstarben
In all der Kleinheit müder Nachtgedanken.

Otto Born (Wien).

* * *

Frau Phantasie.*)

Frau Phantasie, die holde Frau,
Hat wunderkräft'ge Schwingen,
Sie hebt sich fröhlich auf ins Blau,
Den Aether zu durchdringen.

---

*) Aus der Gedichtsammlung „Aus jungem Herzen“ von Anna Dix (Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer)
Die Red..

Und räumst du ihr die Seele ein,
So treibt sie's immer besser,
Denn ohne Mörtel, Kalk und Stein
Baut sie die schönsten Schlösser.

Doch bricht der Sturm des Lebens aus,
Dann zittern ihre Flammen,
Und haltlos wie ein Kartenhaus,
Bricht schnell ihr Bau zusammen.

Drum hüte dich, die Oberhand
Der holden Frau zu geben, —
Vermähle sie dem Herrn Verstand,
Dann schmückt sie dir das Leben!

Dies und Das.

* Von dem Gesamtinhalt unserer jetzt abgeschlossenen Rubrik „Zeitgenössische Dichter und Denker" wird demnächst ein Separatabdruck im Verlage von Otto Dreyer hierselbst erscheinen.

* Schriftstellernde Damen. Jn der „Deutschen Reichpost" vom 14. August 1907 bespricht ein ungenannter Kritiker (—nck) eine Reihe von Büchern aus weiblicher Feder. Er schickt diesen Kritiken folgende einleitende Betrachtung voraus: „Schöne Literatur und das schönere Geschlecht — beides gehört in unseren Tagen mehr zusammen als früher. Nicht etwa bloss, was die Nachfrage den Konsum, wenn man so sagen darf, betrifft: da waren beide von jeher eng verbunden und der „Roman" der Damen Leibspeise! — Nein, auch dem Angebot, der Produktion nach, und das je länger je mehr! Unter den in Hinrichs' Katalog angezeigten belletristischen Neuerscheinungen zählte ich fürs erste Halbjahr 1907 bloss (!) 155 Frauennamen. Und wieviele Damen mögen sich hinter den neutralen Anfangsbuchstaben verbergen, da ein unschuldiges P. L. H., ebensogut einen Paul wie eine Pauline, einen Ludwig wie eine Luise, einen Hermann oder eine Hermine bezeichnen kann. Dazu kommen ein paar Dutzend verkappter Ritterinnen mit aufgeklebtem schneidigem Schnurrbart à la „Hans von Kahlenberg", die Berliner Range in Mannshosen, „Ernst Georgi", oder der bekannte Anselm Heine, der eigentlich eine Selma ist, aber auch schon Feodor geheissen hat, und andere mehr. Auch ist bei obiger Zahl zu bedenken, dass wir die Hochflut der Novitäten erst im zweiten Halbjahr besonders zu Weihnachten haben werden. Die Klage über Feminismus in der Literatur, zunehmende Verweibung ist sicher nicht ganz grundlos. Es sind nicht bloss soziale Missstände, die die Frau ihrem eigentlichen Berufsfeld entfremdeten und ihr die Feder in die Hand drückten. Gewiss wie sich um des lieben Brotes willen ein Heer von Mädchen zum Katheder und zur Staffelei, an die Schreibmaschine, ins Telephon- und Postamt drängte, so traten auch in die schriftstellernde Armee Dutzende aus Not ein. Aber es liegt bei einzelnen in ihrer Wahl doch ein gut Teil innerer Beruf. Männliche und weibliche Dilettanten der Nichtskönner Hans und die eingebildete Grete werden sich immer die Wage halten, sich wohl auch gegenseitig begeifern und herabsetzen. Eine Untersuchung darüber, wer auf diesem Gebiete mehr sündigt, Adam oder Eva, ist eigentlich müssig. Sie fehlen beide, ein jedes nach seiner Art. Ganz allein darauf kommt's an, wer unter den Vielen und Allzuvielen etwas kann und leistet. Dass aber einzelne Frauen trotz den Herren der Schöpfung und des Geistes ein starkes literarisches Können aufweisen, ist gar keine Frage. Noch steht die Sache so, dass auf allen Lebens-, d. h. Erwerbsgebieten neidige Konkurrenz zwischen den Geschlechtern herrscht. Besser wäre ein friedliches Ringen um die Palme, vielleicht auch eine Art Arbeitseinteilung. Denn auch im Können gilt wie im Stümpern „ein jedes nach seiner Art". Man kann sich nämlich darüber besinnen, worauf die besondere Befähigung der Frau auf dem in Frage stehenden Gebiet deute. Der Plauderton steht ihr so allerliebst im Leben, warum nicht auch in Büchern? Also wäre sie berufen, etwas zu leisten auf dem Gebiet gemütvoller Unterhaltungslektüre, die zunächst nicht mehr sein will, als eben — Lektüre zur Unterhaltung. Bloss erzählen ist ja noch nicht viel: aber erzählen können, ist immerhin etwas. Unter dies Urteil fällt so manches Buch aus Frauenhand."

* Ein Denkmal für den Dichter Hölty, den Verfasser von „Ueb' immer Treu und Redlichkeit", wurde kürzlich in Mariensee, wo Hölty Pfarrer war, enthüllt. Es ist ganz aus heimischem Material aufgebaut, nämlich als eine bewachsene Grotte von Findlingen, an einem der Steine ist das Brustbildnis des Dichters in Bronze angebracht, das Frau Küsthardt-Langenhan in Hildesheim modelliert hat. An der Feier nahmen 25 Gesangvereine teil.

* Frau Dr. Frida Brasch, die Begründerin des Schillerbundes deutscher Frauen, ist wie der Frankf. Ztg. aus Leipzig berichtet wird, am 20. September dort gestorben. Dieselbe war die Witwe des ihr schon vor einem Jahrzehnt im Tode vorausgegangenen freisinnigen Schriftstellers und Philosophen Dr. Moritz Brasch. Durch ihre Vermittelung konnte am 100 Todestage Schillers (5. Mai 1905) der Schillerstiftung in Weimar eine Ehrengabe deutscher Frauen im Betrage von einer Viertelmillion Mark zur Unterstützung kämpfender und darbender Schriftsteller, sowie deren Angehöriger zugeführt werden.

* Die erzieherische Bedeutung der deutschen Literatur für die jungen Franzosen wird von dem Gymnasialprofessor M. Bloch in der Wochenschrift Le Censeur eingehend und anziehend besprochen. Es genügt nicht, führt er aus, die deutsche Sprache zu kennen oder in Deutschland Studienreisen zu unternehmen, sondern man müsse auch in das Geistesleben des Nachbarvolkes eindringen, das man sonst gar nicht zu verstehen vermöge. Ueberhaupt habe die deutsche Literatur einen allgemein erzieherischen Wert. „Keine moderne Literatur weist so viele Philosophen und Pädagogen auf; keine hat sich mit gleichem Feuereifer für alle Probleme der Erziehung begeistert; keine hat im gleichen Grade den Ehrgeiz gehabt, nicht nur für eine Rasse, sondern für die ganze Menschheit erzieherisch zu wirken. So verwegen dieser Ehrgeiz auch sein mag muss doch zugestanden werden, dass er auf dem Gebiete der Kunst und des Gedankens Werke von unsterblicher Schönheit, Tiefe und Wissenschaft gezeitigt hat. Niemand erlaubt sich heute mehr, wie es vor noch nicht langer Zeit Mode war, den Nutzen in Abrede zu stellen, den die intellektuelle und moralische Kultur der Jugend aus dem Studium eines Herder, eines Lessing, eines Goethe, eines Schiller ziehen kann. Diese Geistesheroen haben nicht nur für ihre Zeit und für ihr Land geschrieben. Indem sie hochstrebende und gewaltige Gedanken in eine

vollendete Form kleideten, indem sie unvergängliche Gestalten und Typen schufen, haben sie das Bürgerrecht in allen Nationen erworben. Wer sie nicht kennt, bleibt einer ganzen grossen Provinz des menschlichen Gedankens fremd. Wer sie liebt und erfasst, bereichert sein Herz und seinen Geist mit unvergleichlichen Schätzen, er schafft sich eine neue Seele. Aber das Studium der grossen deutschen Schriftsteller kann nicht ohne eine weise, methodische Vorbereitung erfolgen. Der synthetische Charakter ihrer Sprache und ihres Stils, die philosophische Tragweite ihrer Werke bieten jungen Intelligenzen unüberwindliche Schwierigkeiten. In der deutschen Literatur finden wir indessen das Mittel, uns allmählich zu der Erkenntnis ihrer Meisterwerke aufzuschwingen, nämlich durch die Volksmärchen und die Lieder. Ihr Studium ist ebenso leicht wie anziehend. Es ist die natürlichste und glücklichste Einführung in die Kenntnis des germanischen Geistes und seiner mannigfachen Schöpfungen. Das deutsche Märchen belebt das ganze Weltall und gibt allen Dingen eine Stimme, Tränen und Lächeln." (Frkf. Ztg.)

* Die Bücherproduktion der Kulturvölker. 80 000 neue Werke werden alljährlich in folgenden elf Staaten mit zusammen 314 000 000 Einwohnern veröffentlicht: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Grossbritannien, Italien, Schweiz, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen und Vereinigte Staaten. Das macht im Durchschnitt ein Buch auf 3920 Einwohner. Die Schweiz hält den Rekord der Fruchtbarkeit: Auf 448 Schweizer kommt jährlich ein Buch! Es folgt Holland mit einem Bande auf 1600 Einwohner und weiter schliessen sich mit folgenden Zahlen an: Dänemark 1618, Deutschland 2085, Belgien 2700, Norwegen 3146, Frankreich 3180, Grossbritannien 4642, Italien 5320, Vereinigte Staaten 10 171, Oesterreich-Ungarn 20 454. Das französische Blatt, das diese Zahlen zusammenstellt, hebt noch besonders hervor, dass Frankreich nur 12 261 neue Werke jährlich auf den Markt wirft gegen 27 606 neue deutsche.

* Ein Denkmal für den französischen Naturforscher Lamarck soll, wie Tagesblätter melden, im Jardin des Plantes in Paris errichtet werden. Eine Subskription ist zu diesem Zwecke von den Professoren des Naturgeschichtlichen Museums bereits eröffnet. Auf dem Monument sollen die Titel seiner hervorragenden Werke eingraviert werden, darunter besonders die seiner spekulativen Schriften, die bei seinen Zeitgenossen so wenig Beachtung fanden und in denen er doch als einer der wichtigsten Vorgänger Darwins ein vollständiges System der Transmutationstheorie aufgestellt hat. Durch dieses Denkmal soll dem verkannten Gelehrten, der seine letzte Ruhestätte in einem Armengrabe gefunden hat, wenigstens ein Nachruhm gesichert werden.

* Sully Prudhommel, der bekannte franzssische Dichter, der im Jahre 1902 den literarischen Nobelpreis erhielt, ist am 8. September im Alter von 68 Jahren auf seinem Schlosse Châtenay bei Paris gestorben. Verschiedene seiner Gedichte sind auch in Deutschland bekannt, besonders „Le vase brisé" (Die zersprungene Vase). Bezüglich dieses Gedichts sagte Sully Prudhomme in seinem „Testament poétique": „Heute ist die Improvision unmöglich. Das Blatt, auf dem ich „Die zersprungene Vase" niedergeschrieben habe, ist voll von Korrekturen. Die Aufrichtigkeit meiner traurigen Stimmung selbst war es, die mich wiederholt zu Verbesserungen nötigte, um sie getreu zum Ausdruck zu bringen." — Von dem Betrage des Nobelpreises, den er erhalten hatte, stiftete Sully Prudhomme selbst einen Preis, der jährlich in Höhe von 1500 Francs dem Verfasser der nach dem Urteil der Société des gens de lettres besten Gedichtsammlung, die im Laufe des Jahres erschienen ist, verteilt wird.

* Ernest Blum, der bekannte französische Vaudevillist und Feuilletonist, langjähriger Mitarbeiter des „Rappel", ist in Paris am 20. September im Alter von 71 Jahren gestorben.

* Gabrile d'Annunzio hat sein Werk „La Nave", an dem er seit einigen Jahren arbeitete, nunmehr beendet. Zwei andere Schauspiele in Prosa, betitelt „Amaranta" und „La Dama spietata" (Die grausame Frau), sehen ebenfalls ihrer baldigen Vollendung entgegen. Der Dichter soll ferner einen Entwurf zu einem Schauspiel über das Thema „Tristan und Isolde" vorbereitet haben.

* Ein internationaler Literaturkongress. Steward Appleton, einer der bekanntesten New Yorker Verleger, ist mit der Organisierung eines internationalen Kongresses von Schriftstellern und Künstlern beschäftigt, der im Herbst in den verschiedenen Hauptstädten Europas tagen soll und dessen Hauptaufgabe es ist, einen Austausch von Ansichten zwischen amerikanischen Schriftstellern und Künstlern und ihren europäischen Kollegen herbeizuführen. Die Idee ist im Zusammenhang mit der Bildung eines amerikanischen Regierungsdepartements für Literatur und Kunst in Washington entstanden. Eine grosse Zahl Delegierte aus amerikanischen Presseklubs von freien Schriftstellern und Künstlern wird New York in der Mitte des November verlassen und zunächst in Paris mit den europäischen Delegierten zusammentreffen. Die Mitglieder des Kongresses gehen darauf nach Rom, wo unter dem Patronat König Viktor Emanuels ein Empfangskomitee von einflussreichen Männern gebildet ist. Von Rom begibt sich der Kongress nach Berlin und Wien, wo gleichfalls grosse öffentliche Versammlungen stattfinden sollen. Nach einem Besuch in Griechenland, der Türkei, Aegypten und Palästina werden die Delegierten nach London gehen, wo die letzten Verhandlungen stattfinden sollen, ehe die Amerikaner nach Hause zurückkehren.

* Das japanische Theater soll einer völligen Umformung nach europäischen Vorbildern unterworfen werden. Der Mikado hat zwei Millionen Mark für die Gründung eines japanischen Nationaltheaters in Tokio zur Verfügung gestellt, das auf dem Wege der Reformen allen anderen voranschreiten soll. Aber schon seit einiger Zeit spielen die japanischen Schauspieler Bearbeitungen europäischer Stücke; man findet auf ihrem Repertoir einen „Hamlet", einen „Julius Cäsar", eine „Sappho", „Hernani", usw. Nur würde es einem europäischen Theaterbesucher schwer werden, in diesen „Bearbeitungen" das Original wiederzuerkennen. Hamlet ist der Sohn eines japanischen Edlen, der auf der Universität studiert. Eines Abends erscheint ihm auf dem Kirchhof sein Vater und teilt ihm mit, dass er von seiner ungetreuen Gattin ermordet wäre und Hamlet schwört, ihn zu rächen. Die Handlung vollzieht sich dann ungefähr ebenso wie bei Shakespeare; aber der ganze tiefe philosophische Gehalt des Dramas ist abgestreift, der berühmte Monolog „Sein oder nicht sein" ganz einfach gestrichen, da er dem Bearbeiter entweder zu langweilig oder zu schwer zu übersetzen schien. Die japanische „Sappho" hat Watanebe

Katei geschrieben, ohne dass er auch nur eine Zeile von dem Werke von Alphonse Daudet gelesen hätte; er hielt sich einfach an die Erzählung, die der berühmte Schauspieler Kawakami nach seiner Rückkehr von seiner grossen Tournee gab. Und nicht besser ist es den anderen europäischen Stücken ergangen.

Bücher - Besprechungen.

Ultramontane Weltanschauung und moderne Lebenskunde. Orthodoxie und Monismus. Die Anschauungen des Jesuitenpaters Erich Wasmann und die gegen ihn in Berlin gehaltenen Reden. Herausgegeben von Prof. Dr. L. Plate Berlin. Mit 12 Textfiguren (Jena. Gustav Fischer, 1907).

Professor Wasmann hat in seinen Reden, die er zu Anfang dieses Jahres in Berlin über die Abstammung des Menschen hielt, die Behauptung aufgestellt, ein geistiges einfaches Wesen könne nicht durch Entwicklung entstehen, sondern nur durch Schöpfung, nur für die leibliche Seite des Menschen bleibe daher die Frage offen, ob derselbe von tierischen Vorfahren abstamme oder nicht.

Professor Plate äusserte demgegenüber, dass die Annahme einer Schöpfung keine Erklärung biete, schliesslich aber versicherte auch er: „Ich für meine Person glaube, dass hinter der Schöpfung auch ein Schöpfer steht.“ Nach anderen soll er geäussert haben: „Hinter den Naturgesetzen stecke auch ein Gesetzgeber.“ Der Unterschied zwischen Wasmann und Plate ist hiernach kein prinzipieller. Nur sucht letzterer sich den Haeckelschen Monisten mehr zu nähern und vom Standpunkt des liberalen Christentums mit ihnen zu paktieren, während Wasmann offen Farbe bekennt und konsequent auf seiner Meinung besteht. – In vorliegender Schrift spricht sich Prof. Plate entschieden für die Trennung von Staat und Kirche aus. Nach dieser Trennung, meint er, werden Glaubenssätze so beurteilt werden, wie sie es verdienen, nämlich als unmassgebliche Privatansichten. Als Beleg für die Nützlichkeit jener Trennung führt er Nordamerika an und dessen „glänzenden wirtschaftlichen Aufschwung“. Und die amerikanische Korruption – die Trusts usw.? Der Hinweis auf Nordamerika ist jedenfalls sehr verfehlt.

Ed. L.

Arterienverkalkung des Herzens und des Gehirns. Ursachen, Verhütung und Behandlung mit besonderer Berücksichtigung der Lähmungen und des Schlagflusses. Von Dr. Honcamp. (Verlag von Edmund Demme, Leipzig)

Abgenutzte, unbrauchbare, vom Organismus nicht aufnehmbare Stoffe suchen sich überall da festzusetzen, wo ihnen der Organismus den schwächsten Widerstand bietet. mehr oder minder grosse Schädigungen der gesamten Verrichtungen sind die Folge. Eine dieser Schädigungen schwerster Art ist die in ihren Grundursachen noch immer nicht ganz feststehende, dafür aber nach ihren äusseren Merkmalen und nach ihren Beschwerden um so bekanntere, in der Jetztzeit leider besonders stark verbreitete Arterienverkalkung oder -Verhärtung, d. i. die chronisch verlaufende Form der Arterien-Entzündung; mit erschwertem Kreislaufe des Blutes in den Schlag- oder Pulsadern. Wie diese Krankheit entsteht, wie sie verhütet und behandelt wird, lehrt die kleine Schrift.

Das Asthma, dessen Grundursache: Kohlensäurevergiftung und Harnsäurevergiftung. Heilung durch rationelle Entgiftung und Blutregeneration. Von Dr. med Walser, Leipzig, Edmund Demme.)

Unter vielen anderen Krankheitsäusserungen ist die Schwäche unserer Zeit gekennzeichnet durch das Asthma. Vielfach wechseln die zweifelhaften Methoden in der lokalen Behandlung desselben, was doch sicher ein Fingerzeig sein dürfte, dass Asthma nicht nur ein lokales, sondern ein allgemeines Leiden sei. Die Grundursache des Asthma ist, wie der Autor nachweist, Säurevergiftung und es muss deshalb die Entstehung gewisser Säuren im Blut und in den Säften nachgeforscht werden, wenn wir diese qualvolle Krankheit bekämpfen wollen. Die Broschüre gibt über alle einschlägigen Fragen Aufschluss.

Babel-Berlin. Typen und Schicksale. Von Josef Gruenstein. (Berlin, Karl Siegismund.)

Ein treffliches modernes Kulturgemälde ist es, das der Verfasser der in diesem Buche enthaltenen drei Erzählungen „Hilde“, „Erna“ und „Fanny“ uns vorführt. Wir begegnen darin der Berliner Gesellschaft in ihren Hauptbestandteilen, der Welt der Arbeit, der Kunst, der Wissenschaft, des Handels und des Beamtentums. Auch Presse und Militär spielen darin ihre Rolle. Gruenstein bekundet sich in „Babel-Berlin“ nicht nur als hervorragender epischer Darsteller, sondern auch als ein auf höchster Warte stehender Kulturkenner, sowie als scharfblickender Psycholog und Kritiker. Die Charaktere von Hilde, Erna und Fanny, wie auch die von Prokopius usw. sind meisterhaft entwickelt. Von dem Standpunkt, den Gruenstein im allgemeinen einnimt, mögen die Betrachtungen einen Begriff geben, die er in der Erzählung „Hilde“ in betreff des Schicksals der Familie von Kempen anstellt. „In allen Sphären,“ sagt er da, „sind die Menschen dieselben, und gleiche Beweggründe, nur anders verbrämt, führen überall zu gleichen psychischen Erscheinungen. Die Scheelsucht und das Vorurteil, Misstrauen und Genugtuung führen in allen Schichten der Gesellschaft ihre Orgien auf und sind überall schuld an Unglück und Verderben, an Schädigung und Verruf. Hart und lieblos wird jeder verurteilt und selten, allzu selten glückt es dem wahrhaft Edlen und Grossherzigen, dem von Eigennutz befreiten, liebevollen Menschenkinde, seinesgleichen auf Erden zu finden. Aber dass es solche erhabene Seelen gibt, ob die Zeiten barbarisch oder kultiviert, ob die Verhältnisse, in denen solche Menschen leben, gross oder klein sind, das ist der Trost für alle, die von höherer Warte auf das Treiben der Menschlein sehen, deren soziale Moralgesetze weniger Einsicht, Gerechtigkeit und Nachsicht lehren, als schonungslose Kritik nach dem äusseren Schein und schonungslose Verurteilung auf Grund von Kenntnisnahme nach dem Hörensagen.“ — Wer sich mit dem heutigen Berliner Leben in der Form von drei spannenden Erzählungen bekannt machen will, tut gut, von Gruensteins „Babel-Berlin“ Kenntnis zu nehmen.

Ed. L.

Der Christengott und der Judengott. Von Adalbert Sternberg. (Wiener Verlag, 1907.)

Graf Sternberg ist unter die Romanschriftsteller gegangen und hat eine beachtenswerte Talentprobe abgelegt. Nur hält der Roman nicht, was der Titel verspricht. Vom Christengott und vom Judengott soll darin die Rede sein und wir spüren kaum den Hauch eines Gottes. Freilich ist der Gott in der Brust des Menschen gemeint und da ist wohl der Versuch gemacht, in der Gestalt der Gräfin Schwandorf zu zeigen, wie die feste, fromme Gläubigkeit den besten Halt im Leben ausmacht. Hingegen soll an ihrem Gatten, dem

Grafen Schwandorf, ein Exempel des modernen gottfremden und darum haltlosen Menschen statuiert werden. Ihm ist der Glaube seiner Väter ein leerer Wahn, Leichtsinn und Genusssucht lassen ihn ins Netz der Burgschauspielerin Martha geraten. Von der leidenschaftlichen Teufelin umstrickt, vergisst er Frau und Kinder, Stellung und Ehre. Nachdem er, vielleicht gegen seinen Willen, den Vorgänger, den alten, reichen Grünbaum, verdrängt hat, muss er die Kosten der verschwenderischen Passion Marthas bestreiten, stürzt sich in Schulden, spielt, spekuliert auf der Börse in verhängnisvollen Papieren, die ihm Grünbaum durch einen Makler aufdrängt, verliert sein Vermögen, und geht jämmerlich durch Selbstmord zugrunde. Sein altererbtes Gut soll in den Besitz des reichen Grünbaum übergehen. Und das ist der grosse Fehler des Romans, dass der Autor dem jedenfalls sympathischen Grafen Schwandorf die unsympathische Gestalt des alten Bankiers Grünbaum gegenübergestellt hat. Soll diese Karikatur etwa den Judengott in der Brust tragen? Graf Sternberg ist uns die Herausarbeitung des Konfliktes zweier Weltanschauungen schuldig geblieben. Wenn er auch am Schluss des Schlüsselromans nach einigen krassen Szenen, in deren Mittelpunkt die gottlose Martha steht, die Schwenkung nach der Seite des Problems macht, so entbehrt doch das ganze des grossen Zuges. Der Autor will den Gott der Liebe und den Gott der Rache gegenüberstellen und — lässt die Gräfin dem alten Grünbaum, den sie für den Mörder ihres Mannes hält, Verzeihung entgegenbringen. Aber dieser Verzeihung liegen Selbsterhaltungstrieb und Liebe zu ihren Kindern zugrunde. Wo bleibt das christliche, altruistische Motiv? Der Jude wieder, dem der Graf einst die Geliebte geraubt hatte, schwingt sich zu einem Mitleid mit dessen Nachkommen empor, das die Gräfin rührt. Er verzeiht nämlich auch, und zwar deshalb, weil das Söhnchen des Grafen gegen ihn, den verhöhnten Juden, freundlich ist. Denn ein Jude ist für Freundlichkeit, wenn sie von einem Christen kommt, sehr empfänglich und dankbar. Reuig klopft sich der alte Sünder an die Brust, worin eigentlich gar kein strenger Gott wohnt, und überlässt grossmütig das erworbene Schloss Schwandorf der frommen Gräfin und ihren Kindern. Es gibt also genau genommen keinen Gegensatz zwischen dem Christengott und dem Judengott. —

Wien. Dr. M. Scherlag.

Dorffreuden. Roman von Pastor R. Schmidt. (Berlin, J. Harrwitz Nachf. G. m. b. H.)

Das ist in kurzer Zeit der dritte Roman von Pastor R. Schmidt, er ist uns also kein Unbekannter mehr. Zuerst war es „Han Grot“ und dann „Geduld“, beide bilden die Vorläufer für den neuesten Roman und den Schlüssel für den sozialen Gedanken, der ihm unterlegt ist. In unserer Zeit gilt die Agrarfrage als der Angelpunkt einer jeden sozialen Reform, die das Uebel auch wirklich an der Wurzel fassen will. Pastor Schmidt schildert das Dorfleben: die Leiden auf dem Gutshofe, die Freuden auf der Ackereigenossenschaft, der neuen Form eines landwirtschaftlichen Betriebes. Man fürchte aber nicht, einen Roman zu lesen, der sich in Einzelheiten verliert. Ganz diskret tritt der Gedanke der Ackereigenossenschaft immer nur an geeigneter Stelle hervor. Das erste Kapitel: Im Stellenvermittelungsbureau zeigt den scharfen Beobachter, dem ein guter Humor zur Seite steht. Schmidt zeigt, wie die Städter, die aufs Land „zum Vergnügen“ kommen und bei der Landarbeit mithelfen, erkennen müssen, dass die Feldarbeit keineswegs so einfach ist, wie die mechanische Tätigkeit in der Fabrik und dass sie ein erhebliches Mass von Aufmerksamkeit, Geschicklichkeit und vor allem Ausdauer erfordert. Und dann die Sitten auf dem Lande der Ton, der dort herrscht, gewinnt bei näherem Zuschauen. Noch mehr solche Bücher und das Märchen von der stumpfsinnigen Landbevölkerung wird bald dahinschwinden.

Die Schwester Gertrud. Roman von Charlotte Knoeckel. (Berlin, S. Fischer).

Von der Autorin ist früher ein Roman „Kinder der Gasse“ erschienen, dessen Lektüre in mir grosse Erwartungen auslöste. Nun muss ich bei aller Schätzung des im Grunde ganz guten und brav geschriebenen Buches bekennen, dass ich enttäuscht worden bin. Ein bedeutsames Problem bildet den Mittelpunkt der Erzählung: darf man den unrettbar verlorenen Kranken von seinen Leiden erlösen? Dieses Problem ist hier gestört durch die Gartenlauben-Klischees : die Krankenpflegerin, die Heldin des Buches, liebt den Gatten der Kranken. Dieser Umstand verdoppelt die tragische Schuld. Vielleicht hätte ein grosser Dichter einen Ausweg auch hier noch gewusst. Bei Charlotte Knoeckel bricht sich hier der Schwung und es wird aus dem Strömen ein Versanden. Der Roman ist im übrigen gut zu lesen, und er regt immerhin zu Gedanken an. Die Gestalten sind teilweise, soweit sie nicht durch die Schablone verdorben wurden, recht lebendig. Die Autorin verfügt über Milieukenntnis und über einen warmen, ruhigen, angenehmen Erzählerton. Vielleicht ist ihr nächster Griff glücklicher.

Otto Born.

„Hirschkater“. Roman von Johann Georg Seeger. (Berlin, Otto Janke, 1907.)

In Kleinstädten sich abspielende Romane gehören nicht mehr zu den Seltenheiten. Der Vorbilder gibt es genug, und die zeitgenössische Ueberproduktion an Belettristik bemächtigt sich jedweder Verhältnisse, um sie in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen. Nur heisst es eben, einer Aufgabe wirklich künstlerisch gerecht zu werden, denn überall gibt es Tragik, Komik, gibt es Poesie in Hülle und Fülle, sofern sich nur ein Dichter findet, der die verborgenen Schätze zu heben und einzuwerten versteht. Und dieser Joh. Georg Seeger hat wirklich das Zeug eines Dichters, kennt Menschen und ihre Gefühle und weiss sie am rechten Fleck anzupacken. So ist's mit diesem „Hirschkater“, einem seltsamen Zwitterding von einer Katze mit einem Hirschgeweih, welche gewissermassen das Symbol jener Menschen ist, die sich nie so zeigen, wie sie sind, woraus denn oft komische und tragische Momente erwachsen. In diesen Romanen wird eine Familie gezeichnet, die an irgend einer gewaltsam aufgezwungenen Tradition zu zerbrechen droht, welche die Ehegatten trennt und ihren Sohn in den Tod treibt. Der Autor hat aber gefehlt, hart gefehlt, weil er nicht den Mut zur Konsequenz gehabt, sondern schliesslich mühselig ein „gutes“ Ende, und für etliche andere nebeneinander laufende Verwirrungen eine „glückliche“ Lösung gefunden hat. Trotz dieses Mangels ist der „Hirschkater“ ein gutes, mitunter lustiges, und vor allem in seinem innersten Wesenskern echt deutsches Buch.

Hugo Alt.

„Schwarz und Rot“. Eine Chronik des 19. Jahrhunderts. Von Stendhal-Beyle. „Renaissance-Novellen“. Von Stendhal-Beyle. (Jena 1907. Eugen Diederichs.)

Von den französischen Naturalisten auf den Schild erhoben, von deren deutschen Nachbetern und Nachfahren als Begründer des Naturalismus und psychologischer Detailschilderung gefeiert, konnte Stendhals Nachruhm eine Auferstehung feiern, wie sie von ihm vorausgesagt, selten jedoch von einem Poeten früherer Epoche in diesem Masse zuteil geworden ist. Selbst Nietzsche nannte ihn einen seiner Lieblinge. Tatsächlich verdienen die Werke Stendhals, unter den bedeutendseten Repräsentanten künstlerischen Schaffens genannt zu werden, trotzdem sie wahrscheinlich auf dem Index stehen. Insbesondere „Rouge et noir", der deutsche Titel lautet: „Rot und Schwarz", darf hervorgehoben werden als wirklich einzigartiges Werk, dessen realistische, psychologisch tief verfasste, köstlich knapp formulierte Szenen, Bilder und Stimmungen, einen seltenen, dauerhaften Glanz sich erhalten haben, den sie wohl auch nicht verlieren dürften. Der Hauptheld, der zur bekannten Figur gewordene Julian Sorel, ist in seiner unbedingten Echtheit, Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, diesem sich widerstrebenden Gemengsel von Empfindsamkeit, raffinierter Berechnung, verlogener Pose, knabenhafter Aufrichtigkeit und Derbheit, Mut und tollem Fatalismus ein echter und rechter Vertreter seiner nachromantischen, reaktionär-imperialistischen Zeit, ein bleibender, unverwüstlicher Typ, den man ebenso in späteren Zeitläuften antreffen kann und wird. Ebenso bedeutend und interessant sind die Renaissance-Novellen, welche vier prächtige Frauencharaktere der Renaissance glücklich illustrieren; Frauen, die schon recht oft Dichtern und Künstlern zum Vorwurf dienten, aber noch niemals eine derart historisch-trockene, klug behandelte, flott entworfene und auch künstlerisch bedeutende Behandlung erfahren haben. Stendhal, der an deutschem Geiste sich schulte, uns in vollwertiger Weise nähergebracht zu haben, ist neben dem Verleger das Verdienst des fleissigen Friedrich v. Oppeln-Bronikowsky, der eine ausgezeichnete Uebersetzung und Einleitung geliefert hat. Hugo Alt.

Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Ein Grundriss der modernen Plastik und Malerei, mit etwa 400 Abbildungen, Lieferung 5—8, Preis à 1,20, von Dr. Berthold Daun, (Berlin, Georg Wattenbach.)

Das vorliegende, mit guten Abbildungen ausgestattete Werk Dauns. eines durch seine Vorlesungen hochgeschätzten Hochschuldozenten, hat vor den übrigen Kunstgeschichten, die das 19. Jahrhundert behandeln, den grossen Vorzug, dass es uns auf dem Gebiete der Malerei und Plastik nicht mit allen möglichen Namen belastet, sondern dafür eingehender und ausführlicher die führenden Meister der modernen Kunstströmungen behandelt. Der Verfasser sagt auf Seite 46: „Ihre Art wird auch die kleineren Meister verstehen lehren und meines Erachtens wird ein tieferes Eingehen auf die Kunst einzelner einer allgemeinen künstlerischen Erziehung mehr nützen, als Handbücher mit vielen Namen". Obwohl sich das in edler, flüssiger Sprache und mit Begeisterung für hohe Kunst geschriebene Buch „Grundriss" betitelt, ist es dennoch frei von leitfadenmässiger Kürze. Wie in den ersten vier Lieferungen Carstens, Canova, Thorwaldsen, Cornelius, Gottfried Schadow u. a. eingehend in ihren Vorzügen und Schwächen klar charakterisiert werden, so bringen die folgenden vier Lieferungen geistreiche Abhandlungen über die französische und Düsseldorfer Romantik, über den belgischen Maler Wiertz, über die Bildhauerschule Rauchs, über die französische und belgische Geschichtsmalerei. Die 8. Lieferung enthält eine feinsinnige Schilderung von Rethels und Schwinds Lebenswerk. Die spannende Lektüre des wertvollen Buches, das trotz seiner tiefen ästhetischen Ausführungen, auch dem Laien verständlich ist, bietet jedem Gebildeten Genuss und trägt durch seine sachliche Kritik zur Läuterung des Geschmackes wesentlich bei.

Wenn die Natur ruft. Von Jack London. Autorisierte Uebersetzung von L. Löns. (Hannover, Ad. Sponholtz.)

Der Verfasser erzählt in spannender Form die Geschichte des Hundes Buck, der seinem Herrn, einem reichen Pflanzer gestohlen und nach den arktischen Gegenden transportiert wird. Das starkknochige Tier wird ein trefflicher Ziehhund, aber im Verkehr mit den tückischen Brüdern einer niederen Rasse erwachen seine wilden Triebe; auch er wird wild und blutgierig und nach mancherlei Abenteuern schliesst er sich den Wölfen an; beim bleichen Schein der Mitternachtssonne läuft er mit ihnen und heult mit ihnen den uralten schauerlichen Sang. Die lebhafte Erzählung und die geschmackvollen Bilder werden dem Buche sicher Freunde gewinnen. M. K.

Der heutige Stand der Shakespeare-Frage von Peter Alvor. (Hannover, Adolf Sponholtz, 1907.)

Seit mehr als drei Jahrhunderten steht der Dichter des „Hamlet". von „Romeo und Julia" und der Königsdramen als „strahlender Stern der reinsten Höhe" am Himmel all der Lichtbringer, die den sich aufwärts entwickelnden Kulturorganismus der Menschheit befruchtet, ihn der der reinigenden Sonne haben entgegenfliegen lassen — und noch immer wissen wir von dem Leben dieses Heros, von den Umständen, die sein Wachsen und seine Blüte bestimmten, so gut wie nichts. Naturgemäss hat die literarhistorische Legende den günstigsten Boden zum Wuchern gefunden, und es herrscht zurzeit eine vollkommene Anarchie in dieser wichtigen Frage, in der drei Parteien einander bekämpfen. Mit besonderem Geschick hat aber ein neuer, und wie es scheint, glücklicher Prophet das Problem in die Hand genommen, wir meinen Peter Alvor, den Verfasser des „Neuen Shakespeare-Evangeliums" (2 .Aufl. Adolf Sponholtz, Hannover), der die Grafen Rutland und Southampton auf den Schild hob und ganz neue und verblüffende Zusammenhänge aufdeckte. Julius und Heinrich Hart, wie auch Karl Bleibtreu, haben sich in wesentlichen Fragen zu seinen Eidhelfern gemacht, und auch die sehr kritisch veranlagte „Schaubühne" hat ihm in vielem Recht gegeben. — In der vorliegenden, knapp und elegant pro domo et pro arte geschriebenen Broschüre entwirft Peter Alvor in scharfen Umrissen ein treffendes Bild vom heutigen Stand der Shakespeare-Frage, das in erster Linie für die grosse Schar der Leser und Verehrer Shakespeare bestimmt ist. Die kleine, mit Leidenschaft für den Gegenstand geschriebene Broschüre bietet soviel Anregungen und neue Gesichtspunkte, dass jeder, der auf literarische Bildung Anspruch macht, sie gelesen haben sollte.

„Ringelreihe", Herzige Kinderlieder von Udo Siegfried Fessel. (Hannover, Otto Tobies.)

In vorliegendem Bändchen gibt ein neuer Kinderlieddichter, der zwar aus vielen Jugendzeitschriften schon bekannt ist, eine kleine Auswahl seiner herzigen Kinderlieder, die wert sind, weitgehende Beachtung zu finden. Es sind allerliebste Gedichtchen von formvollendeter Schönheit, wie sie gerade bei den bekanntesten Kinderlieddichtern selten anzutreffen ist. Sie sprechen die Sprache derjenigen Kreise, für die sie bestimmt sind, meisterhaft.

Aus den Literarischen Vereinen.

* Die „Neue literarische Gesellschaft, die sich vor kurzem mit dem Sitz in Berlin gebildet hat und welcher nahezu sämtliche namhafte Dichter Deutschlands sowie viele hervorragende Persönlichkeiten aus allen Künstler- und Gesellschaftskreisen angehören, hat nunmehr ihre Ausschusswahlen vollzogen. Es bestehen ausser dem Arbeitsausschuss, der die Geschäfte der Gesellschaft leitet, ein Regie-, ein Musik- und ein literarischer Prüfungsausschuss, die aus folgenden Personen bestehen: Regie-Ausschuss: Direktor Richard Alexander, Nuscha Butze-Beermann, Axel Delmar v. Demandowsk, Paul Knüpfer, Adolf Kurth. Musik-Ausschuss: Prof. Dr. Wilh. Altmann, Heinz Beyer, Prof. Arthur Egidi, Juan Luria, Königl. Kammervirtuos Felix Meyer, Prof. Rich. Schmidt, Prof. A. Sormann. Literarischer Prüfungs-Auschuss: Ferd. Avenarius, Victor Blüthgen, Dr. Friedrich Düsel, Josef Lauff, Dr. Heinrich Stümcke. Arbeits-Ausschuss: Paul Gisbert, Victor Laverrenz, Dr. Cajus Moeller, Dr. Josef Wiese, Moritz Rinckleben, Dorothea Goebeler, Dr. Friedr. Pfannkuch, Prof. Dr. Otto Pniower, Reinhold de Witt, Paul Anthony, Fedor v. Zobeltitz, Prof. Dr. Rich. M. Meyer.

* Das Programm der Freien litrarischen Vereinigung in Frankfurt a. M. für 1907—1908 weist folgende Veranstaltungen auf: Vortragsabend Ernst und Else Laura von Wolzogen, Darmstadt: Zur Entwickelungsgeschichte des deutschen Volksliedes, illustriert durch Lieder zur Laute. Vortrag Lily Braun-Gizycki, Berlin: Goethes Wanderjahre — ein Zukunftsbild. Dichterabend: Rudolf Presber, Berlin: Ernstes und Heiteres aus eigenen Werken. Schwabinger Schattenspiele: Zweimaliges Gastspiel des Gesamtensembles unter Mitwirkung von Alexander von Bernus, Adelheid von Sybel-Bernus, Käthe Vesper-Wäntig, Will Vesper. Dr. Rudolf Siegel (Musikalischer Leiter). 1. Abend: Pater Brey von J. W. von Goethe. Fortunatus von Hans von Rosengluth, bearbeitet von Will Vesper. 2. Abend: Der Totengräber von Feldberg von Justinus Kerner. Pan romantisches Schauspiel von Alexander von Bernus. Rezitation: Ernst von Possart, München: Buschabend. Dichterabend: Ludwig Ganghofer, München: Vorlesung aus eigenen Werken. Hebbelabend: Würdigung Hebbels durch Intendanten Carl Hagemann, Mannheim: Rezitation Hebbelscher Werke durch erste Darsteller des Schauspiels.

* Leipziger Schriftstellerinnen-Verein. — Vorsitzende: Mathilde Clasen-Schmid. — Die Monats-Versammlung am 2. September wurde durch Vorlesung der Vereinsberichte aus der „Literarischen Praxis“ und dem „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“ sowie Mitteilungen aus Briefen auswärtiger Mitglieder und Freunde des Vereins von der Vorsitzenden eröffnet. Dem folgte ein Vortrag von Jugenderinnerungen aus dem deutsch-französischen Krieg, die einst im Leipziger Tageblatt von Elisabeth Schmidt unter dem Titel erschienen: „Es wird Krieg!“ Mit viel Interesse wurden diese Erinnerungen aufgenommen. Anna Dix (Zittau) hatte wieder eines ihrer sinnigen, bereits auch im Druck vorliegenden Gedichte „Zuversicht“ zur Vorlesung eingesandt. Unter den komponierten Liedern von Elisabeth Schmidt ist zunächst das von A. Pommer komponierte Lied: „Erinnerungen an Friedrichsroda“ hervorzuheben. Elisabeth Thiedemann belehrte die Anwesenden über „Die Erwerbstätigkeit der Frau“, und Emmy Beutel las eine ihrer hübschen Skizzen: „Ein Reiseerlebnis“. Eugenie Pahlke aus Böhlitz hat sich durch ihre mit Beifall aufgenommenen Lieder: „Vergib“, „Gefunden“, „Launen“, usw. gleichfalls in den Verein eingeführt. Die bereits in weiteren Kreisen bekannten Lieder von Mathilde Clasen-Schmid: „Die Mutter“, komponiert von Carl Mehler, und „Einfach und schlicht“ und „Die Nachtigall“, komponiert von Alfred Wendt, wurden von Aenny Thümler, die den verdienten Beifall erntete, vorgetragen. Fräulein Sem sang ein vom Vereinsmitglied Elsa von Wehren (Görlitz) verfasstes und von Gabriel Castels komponiertes Wiegenlied und Fräulein Pilz: „Die Nacht“ und „Das Veilchen“ von Mathilde Clasen-Schmid, komponiert von Frau Direktor Elise Kleinod. Weitere Lieder von der genannten Dichterin: „Gute Nacht“, „Geständnis“, „Verlorner Lenz“, komponiert von Carl Zierold, wurden von demselben Komponisten vorgetragen. Zur Feier des Tages zitierte die Vorsitzende noch eines ihrer vaterländischen tief empfundenen Gedichte. An diese zahlreichen, poetischen und musikalischen Vorträge reihte sich alsdann noch ein patriotischer Vortrag von Dr. Bernhard Rost, der eines edlen Künstlers und langjährigen Ehrenmitgliedes des Vereins, des Malers der „Germania auf der Wacht am Rhein“, Professor Lorenz Clasen, gedachte. Und zu dem bekannten Bild, das Hütten und Paläste des deutschen Vaterlandes schmückt, emporschauend, erinnerte der Vortragende die anwesenden Mitglieder, die bis zu dem am 31. Mai 1899 erfolgten Tode des Künstlers demselben nahe gestanden, an die lehrreichen und veredelnden Vorträge des Heimgegangenen im Verein.

Eingegangene Bücher.

Brackwasser, Roman von Martin Bücking (Berlin, B. Behr's Verlag, 1907).

Stoffel Hiss, Roman von Hermann Kurz (Berlin, Wiegandt u. Grieben, — G. K. Sarasin, 1907).

Aus dem sechzehnten Jahrhundert, Kulturhistorische Novellen. Von Wilhelm Jensen. II. Aufl. (Leipzig, B. Elischer Nachfl.).

Fürst Arvanit. Dramatische Dichtung in fünf Akten. Von Nikolaus I. Fürsten von Montenegro. Autor. deutsche Ausgabe von Carl Amico. (Augsburg, M. Rieger'sche Buchh. — A. Himmer).

Ostloorn, Holländische Dorfgeschichten. Von S. Ulfers. Autorisierte Uebersetzung von Karl Emrich. (Hagen i. W., Otto Rippel).

Ingebronnen. Von Wigbert Leo Börsing. (Paderborn, Ferd. Schöningh, 1907).

Auf heissem Boden, Roman von Heinrich Tiaden (Paderborn, F. Schöningh, 1907).

Deutsche Shakespeare-Probleme im 18. Jahrhundert und im Zeitalter der Romantik. Von Dr. Marie Joachimi-Dege (Leipzig, H. Haessel 1907).

Geheimnisse von 1870 u. 1907. Ein Einblick in unsere politische Lage. Von M. A. Schmitz du Moulin. (Leipzig, Teutonia-Verlag).

Eros und Christus. Gedanken über Bibel, Kirche, Religion und geschlechtliche Liebe. Von Felix Maritus. (Leipzig, Teutonia-Verlag, 1907).

Fliehen und Sehnen. Gedichte von Guido Hartmann. (Jauer, O. Hellmann).

Auf meiner Geige ist ein Ton. Gedichte von Margarete Sachse (Dresden, E. Piersons Verlag).

Trübes Wasser. Eine Schulkomödie. Von Felix Otto, (Leipzig, Teutonia-Verlag, 1907).

Kusswirkungen. Von Helene Böhlau (Hamburg-Grossborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung).

Der Wilddieb. Von Ernst Wichert (Hamburg-Grossborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung).

Amerikanische Redensarten und Volksgebräuche. Von Prof. Karl Knortz. Mit dem Anhang: Folkloristisches in Longfellow's „Evangeline" (Leipzig, Teutonia-Verlag, 1907).

Der Architekt. Von Karl Scheffler (Frankfurt a. M., Lit. Anst. Rütten u. Löning).

Der Handel. Von Richard Calwer. (Frankfurt a. M. Lit. Anst. Rütten u. Löning).

Die körperliche Misshandlung von Kindern durch Personen, welchen die Fürsorgepflicht für dieselben obliegt. (Zürich, Rascher u. Co. — Meyer u. Zellers Nachfl.).

Die Kinderarbeit und ihre Bekämpfung. Von Julius Deutsch (Zürich, Rascher u. Co. — Meyer u. Zellers Nachfl.).

Meisterbilder, herausgegeben vom Kunstwart (Neue Reihe) Blatt 172/173 (München, G. D. W. Callwey).

Geschichte der ungarischen Literatur. Von Dr. J. Kont (Leipzig, C. F. Amelang, 1906).

Geschichte der rumän. Literatur. Von Dr. G. Alexici. Deutsch von Dr. K. Dietrich (Leipzig, C. F. Amelang, 1906).

Die Augen der Assunta, und andere Novellen. Von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem. (Dresden, E. Piersons Verlag).

Von den geheimen Kräften in uns. Von William Thompson (Berlin, Modern-Pädagogischer und Psycholog. Verlag).

Amphitryon, Comédie en 3 actes de Molière avec traduction allemande en vers rimés par P. Richarz (Düsseldorf, Max Richarz).

Druckfehler-Berichtigung. In Nr. 12 des „Magazin" musste es S. 239 Spalte 1, Zeile 22 von oben unter „Dies und Das" statt „lyrischer Dichter und epischer Kritiker" — lyrischer und epischer Dichter sowie Kritiker heissen. — Seite 233 Z. 2 von unten muss es löst statt „lässt" heissen.

Zu beziehen durch die Neue Photographische Gesellschaft Act.-Ges, Steglitz bei Berlin, Siemensstrasse 27.

No. K. 50. Ad Eberle: **Anknüpfungspunkt**.
Grösse 52×60 cm. Mk. 8.50. Grösse 22×26,5 cm Mk. 2.—.

No. K. 198.
Carl Seiler: Rekognoszierung vor der Schlacht bei Rossbach.
Grösse 44×61 cm. Mk. 6.—.

Hundestudien (Naturaufnahme) à Blatt Mk. 2.25

Blatt I. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm

Blatt II. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Blatt III. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Bücher der Zeit.

Bücher-Beurteilungen.

☞ Es sollen nur solche Rezensionen aufgenommen werden, die eine Frucht des ernsten Studiums der betreffenden Werke sind, und demnach die wirkliche Ueberzeugung des Kritikers wiedergeben. Hierdurch wird die Kritik das, was sie sein soll, eine ehrliche Aussprache der Anschauung des Beurteilenden, und wirkt auf den Leser so, wie es ihre Bestimmung verlangt. Angebote, in diesem Sinne die Besprechung übernehmen zu wollen, mit der Bezeichnung der erwünschten Gebiete sind dem Verlage der Bücher d. Zeit willkommen!

Schaarschmidt, C. **„Die Religion, Einführung in ihre Entwicklungsgeschichte.“** Leipzig, Dürrsche Buchhdlg. Geheft. 4.40 M., geb. 5.40 M.

In dem Vorwort bezeichnet der Verfasser als massgebende Gesichtspunkte seiner Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Religion folgende: „Die Religion ist das Erzeugnis menschlicher Vernunfttätigkeit; die Entwicklung der Religion geht Hand in Hand mit den Errungenschaften der allgemeinen Kultur; nicht eine an den Menschen herantretende vermeintliche göttliche Offenbarung, sondern die natürliche Ordnung der Dinge bestimmt das jedesmalige Religionswesen und den Religionsprozess überhaupt.“ Damit ist der evolutionistische Standpunkt des Verfassers klar gekennzeichnet. Konsequent festgehalten, tritt er in seiner ganzen Schärfe zutage in dem Urteil über die Bibel und der Beurteilung des Charakters des Christentums. In der Bibel könne nur Weniges als unbedingte göttliche Wahrheit betrachtet werden, das Meiste sei blosse Hülle, mehr oder weniger passende Zugabe menschlichen Ursprungs. Das „wahre“ Christentum sei nur enthalten in der Lehre Jesu von der wahren Liebe zu Gott und den Menschen, welche aus der Vollziehung der auf uns wirkenden Liebe Gottes entspringe, während alles Uebrige, was sonst zum festen Bestande des biblischen Christentums gehört, ausgeschieden wird. Jn dem kirchlichen Liberalismus sieht der Verfasser den Retter des wahren Christentums, und nach seiner Meinung ist die Zeit des Glaubens an den Erlöser als Gottmenschen vorüber.

Im übrigen zeichnet sich das Buch durch eine ausserordentlich klare und durchsichtige Darstellung aus, und sein Studium wird auch denen viel Förderung und Gewinn bringen, die den Standpunkt des Verfassers nicht teilen.

Repke, J., Pastor prim. in Freiburg (Schles.). **„Was kann geschehen, um das Evangelium den gebildeten Kreisen, die es gering achten, wieder näher zu bringen!“** Verlag des Schles. Prov.-Ver für Inn. Miss., 46 S. 8°. 40 Pf.

Eine ausgezeichnete Schrift, in welcher die aufgeworfene, in unserer Zeit so brennend gewordene Frage eine überaus klare, überzeugende und höchst anregende Behandlung erfährt. Sie enthält sehr feine Bemerkungen über und die beachtenswertesten Winke für die apologetische Arbeit, die in den Gemeinden heute getan werden muss. Der apologetische Literaturnachweis am Ende der Schrift, für die dem Verfasser die dankbarste Anerkennung gebührt, ist sehr gut.

Hammer, Walter. **„Wir Kinder Gottes.“** Besprechungen über wahres Christentum. Verlag von W. Scholz in Werdohl (Westf.) 0.50 M.

Das Büchlein eines Mannes, der nicht ernst zu nehmen ist. Denn er hat weder vom wahren Christentum auch nur eine blasse Ahnung, noch besitzt er für die übrigen Fragen und Erscheinungen, die er in den Bereich seiner Betrachtungen zieht, das geringste Verständnis. „Konfus und töricht“ — das ist immerhin ein noch mildes Urteil, das über dies Büchlein gefällt werden muss.

Rennecke. P. **„Aus Doktor Martin Luthers Leben u. Haushalt!“** Gedichte, illustriert von Fr. Wessenborn-Elberf., Lutherischer Bücherverein. Geschmackvoll gebunden 2.50 M.

Mit einem Worte Luthers rechtfertigt der Verf. die Ausgabe seiner ohne bestimmte Ordnung aneinander gereihten Gedichte, für die der Titel insofern nicht ganz zutreffend ist, als die allermeisten einen Rat und eine Auskunft Luthers über die verschiedensten Fragen christlichen Glaubens und Wandels enthalten. Verse und Reime sind nicht durchweg einwandfrei und der Wert der Gedichte steht nicht gerade hoch, aber es mag auch mit dieser Sammlung manchem ein guter Diest erwiesen werden. So sei sie empfohlen mit dem Wunsche, dass sie in vielen die bewundernde Liebe zum Reformator wecke, aus der die Gedichte entstanden sind. Die Illustrationen sind zum guten Teil recht ansprechend, einzelne sogar besonders schön.

Unbedingt gelesen haben muss man die soeben im Verlage von **Fr. Rothbarth** in Leipzig erschienene **Aufsehen erregende** Broschüre

Christus in der Laterna magica

vorgeführt von **Hans W. Fischer,**
Preis Mk. 1.50, — 8 Tage nach Ausgabe erfolgte bereits die **4. Auflage!**

J. F. Lehmanns Verlag in München

Christentum und Religion

Von **Dr. Otto Pfleiderer,** Prof. an der Universität Berlin.

BAND I. **Die Entstehung des Christentums.** Zweite unveränderte Auflage. — 255 Seiten gr. 8°
Preis geheftet M. 4.—, geb. M. 5,—
in Liebhabereinband M. 6.—.

BAND II. **Die Entwicklung des Christentums** von den Uranfängen bis zur Gegenwart. — 270 Seit. gr. 8°
Preis geheftet M. 4.—, gebd. M. 5.—,
in Liebhabereinband gebd. M. 6.—.

BAND III. **Religion und Religionen.**
280 Seiten gr. 8° Preis geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—, in Liebhabereinband gebunden M. 6.—.

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und auch einzeln käuflich!

Verlag der Evang. Buchhandlung
Mülhausen i. Els.

Scheer, C. Pfr., Staat u. Kirche —.40
„ „ „ Kathol und evangel. Frömmigkeit . . . . . —.40
Stricker, Ed., Pfr., Die wichtigsten Unterscheidungslehren . —.15
Stricker, Ed., Pfr., Evang. Christenlehre cart. —.60, in Leinen —.70
Hadorn, W., Lic. Pfr., Bern, Kraft zur Rettung. Innere Missionsfestpredigt . . . . . . —.25
Tournier, C., Pfr., Aus vergangenen Tagen . . . . . . geb. 2.50
Eine köstliche Gabe eines alten jugendfrischen elsäss. Pfarrers, dessen Jugend- und Lebenserinnerungen Jung und Alt erquickende und gewinnbringende Stunden bieten.

Wilhelm Steinhausen. **„Göttliches u Menschliches“:** Eine Kunstgabe mit einem Geleitwort von Gerhard Krügel. Herausgegeb. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege Mainz 1907, Verl. von Jos. Scholz. 1 M.

Steinhausens Kunst weiteren Kreisen bekannt zu machen, dass ist der Zweck dieser 16 Blätter enthaltenden Kunstgabe, mit deren Veröffentlichung sich die Lehrervereinigung für Kunstpflege ein Verdienst erworben hat. An der Hand des trefflichen Geleitwortes, das neben einem kurzen Ueberblick über des Künstlers Leben- und Werdegang eine knappe Charakteristik der einzelnen Bilder gibt, wird es jedem ermöglicht, einen Blick zu tun in die stille heilige Kunst Wilh. Steinhausens, die in der Tat, wie es am Schluss des Geleitwortes heisst, dem, der sich ihr hingibt, eine reiche Freude gewährt.

Möchte diese Kunstgabe, deren Ausstattung gut und deren Preis so niedrig ist, sehr viele aufmerksame Leser und Beschauer finden.

Verlag des Luther. Büchervereins

Elberfeld, Paradeſtraße 41.

Rennecke, P.: **Aus Doktor Martin Luthers Leben und Haushalt.** Illuſtriert von Fr. Weißenborn. Original-Leinenband M. **2.50.**

Treuherzige Weiſe, meiſt über einzelne Lutherworte, der Volkston wohl getroffen, kräftige Bilder mit klaren Linien. Druck, Papier, Ausſtattung — alles gleich lobenswert, kurz ein gutes Buch, zu Geſchenkzwecken beſtens zu empfehlen. (Die Wartburg.)

Hübner, Heinr.: **Was der kleine Katechismus für ein großer Schatz iſt.** Zweite vermehrte Auflage. 96 Seiten, broſch. M. **0.50.**

D. Dr A. Freybe ſchreibt in der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“: „Das vortreffliche, gerade in ſeiner Kürze ſo gehaltvolle Katechismusbüchlein verdient die weiteſte Verbreitung. Es iſt für Hohe und Geringe, für Junge und Alte, Gelehrte und Ungelehrte.“

— **Wie läßt ſich der Katechismusunterricht möglichſt einfach, intereſſant und fruchtbar geſtalten?** Zugleich ein Beitrag zum Verſtändnis der Struktur des kleinen Katechismus, broſch. M. **0.40.**

— **Paul Gerhardt.** Ein Lebens- und Zeitbild. Mit 30 Illuſtrationen. 2. Aufl. 144 Seiten, in Leinen geb. M. **1.20.**

Ein Buch von bleibendem Wert, ausgezeichnet durch ſeinen friſchen, herzlichen Erzählerton und durch ſeine klare entſchiedene Glaubensſtellung. Eine der wenigen Schriften, die dem „Bekenner“ Gerhardt ohne viel Bedenken und Abwägen gerecht wird.

Müller, Karl: **Die vollſtändige evang.-luth. Kirche in den heſſiſchen Landen.** Mit 2 Vollbildern und 20 Textilluſtrationen. 324 Seiten. Leinenband M. **3.**—
Ein ergreifendes Stück lutheriſcher Kirchengeſchichte. (Ev.-Luth. Friedensbote.)

Froböß, G.: **Kurze Abwehr der gegen die evang. luther. Kirche in Preußen erhobenen Vorwürfe.** Broſch. M. **0.75.**

Oberpaſtor Dr. Angerſtein ſchreibt in der „Evang.-luther. Kirchenzeitung“: Möchten viele dies Büchlein leſen, um zu begreifen, daß die luth. Freikirchen, die gegen die Union auftreten, im vollen Rechte ſind.

Flacius, Dr. M. Ill.: **Eine chriſtliche Vermahnung zur Beſtändigkeit in der wahren reinen Religion Jeſu Chriſti.** Mit einem Vorwort wider den Byzantinismus, Opportunismus und Unionismus unſerer Tage. Von D. Schwertfeger. Broſchiert M. **0.60.**

Schmidt, Dr. D.: **Die Wittenberger Nachtigall und der Schwan vom Avon.** Ein Vortrag. Broſchiert M. **0.30.**

„Sehr empfehlenswert.“ (Evang.-luth. Kirchenblatt.)

Im September erſchienen folgende
Neuheiten:

Vally Nagel: **Von lieben Leuten.** Erzählungen. Mit Spruchkarten in Zweifarbendruck. 190 Seiten. Eleg. broſchiert M. **1,20,** in Leinen geb. M. **1,60.**

Lic. Dr. Joh. Stier: **Wider den ſabbatariſchen Adventismus.** Mit beſonderer Beziehung zur Sabbats- und Sonntagsfrage. ca. 5½ Bogen broſch. M. **0.75.**

☞ **Verlangen Sie bitte, gratis unſern neueſten Proſpekt!** ☜

Dieterich’sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Geschichte des Christentums als Religion der Versöhnung und Erlösung.
Von **Lic. Karl Dunkmann, Greifswald.**
I. Band. 1. Teil: **Prolegomena.** Mk. 3.80.

Akademische Predigten von **D. Carl Stange,** o. ö. Professor an der Universität Greifswald. Mk. 1.60.

War Abraham eine historische Persönlichkeit?
Von **Lic. Fritz Wilke,** Privatdozent an der Universität Greifswald. Preis 80 Pf.

Seestern „1906“. Der Zusammenbruch der alten Welt.
Volksausgabe. Preis 1 Mk.

Südwestafrika deutsch oder britisch? Von einem alten Afrikaner. Preis 75 Pf.

Trampe, L., Ostdeutscher Kulturkampf. **Erstes Buch: Rassenkampf.** Preis Mk. 1.—.

Im Verlage von **Kober C. F. Spittlers Nachf.** in **Basel** ist soeben neu erschienen:

Huene, Joh. von, Der Brief des Paulus an die Philipper, ausgelegt. Mit Vorwort von **W. Arnold,** Direktor der ev Predigerschule in Basel. Geh. Mk. **1.20,** Lwd Mk. **1.60.**

Planck, (Dekan), Predigten auf die Sonn- u Feſttage des Kirchenjahr., eleg. geb. M. 3.50
Kübel, (Dekan), Evangelien Predigten geb. M. 5.—
Stark, Handbuch in guten u. böſen Tagen geb. M. 1.50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, ſowie direkt vom

Verlag Wilh. Langguth, Esslingen a. N.

21 Gründe der Glaubenstaufe
des **Chinamissionars** Pastors a. D. **P. Kranz.**

Verlag ONCKEN, Kassel 50 Pfennige.

Hermann Meusser
:: :: Spezialbuchhandlung :: ::
für evangelische Theologie
Berlin W. 35/119 Steglitzerstr. 58

erleichtert die Anschaffung grösserer Werke wie ganzer Bibliotheken durch Einräumung monatlicher oder Quartals-**Raten** in der Höhe des 10.—20. Teils des Verkaufspreises.

Zahlreiche Anerkennungen!!

In christlicher Familie *in vornehmem westlichem Vorort Berlins (18 Minuten Bahnfahrt) finden 1—2 Schüler höherer Lehranstalten neben eigenem 16 jähr. Sohn (Gymnasiast) liebevolle Aufnahme bei sorgfältiger Ueberwachung und vorzüglicher Verpflegung. Villa mit schönem Garten. Mässiger Pensionspreis. Referenzen. Anfragen unter* ***H. D. 1*** *an die Geschäftsstelle der* ***Bücher der Zeit*** *in* ***Berlin W., Kurfürstenstr. 19.***

NEU! Der Philipperbrief. wie er zum ersten Male verlesen u. gehört ward.

Von **Oberpf. Dr. Költzsch, Chntz.** **2 Mk.**

Hier ist ein neuer Weg der Schriftauslegung beschritten, den wir freudig willkommen heissen. Das Buch ist Herrn Kirchenrat D. Meyer gewidmet und wird seinen Weg finden in evang. Christenhäuser, wo man Gottes Wort lieb hat und es in moderner Form „hören und lernen möchte.
(Sächs. Gust Adolf Bote.)

Pf. Blankmeister, Dresden.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::
Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831
Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal
Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt.

Nummer 2 | **November 1907** | **77. Jahrgang**

Das „Magazin für Literatur des In- und Auslandes" ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen,

Im **Ausland** durch nachstehende Verkaufsstellen. **Amsterdam,** Maas & van Suchtelen, Gebr. Schroeder, Rokin 50; **Antwerpen,** J. Mertens-Somers, 26 rue de la station; **Basel,** Bahnhofsbuchhandlung; **Bern,** J. Beck, Lorrainestr. 8; **Brüssel,** Dechenne fils, Galerie du Roi; **Bukarest,** F. Veith, Stradia Saturn 19; **Genf,** Librairie universelle rue du Mont Blanc 11; **Haag,** Kioskonderneming; **London,** A. Siegle; 30 Limestreet und Librairie universelle 43 Highstreet; **Madrid,** Librairie-Baillière; **New York,** nternational News Company; **Paris,** Kiosques No. 50 Bld. Montmartre, No. 32 Bld. des Italiens; **Rom,** Chiosco Piazza di Spagna; **Shanghai,** Max Noessler & Co. lanking, Road 38; **Tokyo** (Japan), Nankodo, No. 8, Kiridoshi-Sakamachi; **Wien XIII,** Paul Selinger, Winkelmannstr. 6; **Zürich,** Kioske Quaibrücke- und Bellevueplatz.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Zur Theaterreform.

Von Hugo Alt.

(Nachdruck verboten.)

Verschiedene Auswüchse des modernen Bühnenbetriebes haben das Bedürfnis nach einer grundlegenden Reform des Schauspieles und der Schaubühne gezeitigt. Unliebsame, keineswegs dem gesunden Geschmack entsprechende Inszenierungen, Interpretationen des Schauspieles haben, um Erfolge zu erzielen, nahe dem dürren — der Kunst abträglichen — Wege der Sensationen geführt. Neues zu schaffen, war das Bestreben, und das à tout prix Neugeschaffene war, kurz bezeichnet, das Alte, nur empfing es ein frisches Mäntelchen, einen neuen schönen Namen und war dazu da, zu locken und zu reizen. Daneben ging natürlich viel des Guten mit, aber das Gute wurde einfach erdrückt von dem Unnatürlichen. Deshalb ruft man von vielen Seiten nach einer Bühnenreform.

Warum und inwiefern Bühnenreform? Inwieweit Reform des Schauspiels überhaupt? Das ist die Frage. Und sie zu lösen, haben sich unzählige Skribenten aufgetan, jeder hat seinen Standpunkt, seine Wünsche, sein Ziel und ein Ideal. Genau genommen haben alle ihr persönliches Ideal im Auge und übersehen darob die zwingende, kaum sich kurzerhand wegschaffende Wirklichkeit. Vergessen einfach, dass sich Reformen nicht übers Knie brechen, festgewurzelte Zustände nicht ohne weiteres und von Grund auf ändern lassen. Und für das wichtigste in der Kunst scheinen sie überhaupt keinen Sinn zu haben: für die Tat. Denn nur die Tat allein kann gewogen und gewertet werden. Das papierne Wort gibt veilleicht Anregungen, bleibt aber meist Schall und Rauch. Gerade darauf muss mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden, weil das Wort vielfach überschätzt und über dieses Thema überhaupt viel zu viel geschrieben wird. Dabei kommt jeder dieser Reformatoren von einem bestimmten Standpunkt, gibt seine Weisheit in einem unangenehm aufdringlichen Ton der absoluten Gewissheit und Richtigkeit, schwingt ein mächtiges Räucherfässlein, dessen Dämpfe die priesterhaft schwungvolle und mystische Schwere, das Dunkel seiner Logik verdichten und verschönern soll. Am ärgerlichsten jedoch ist die verachtungsvolle Ueberhebung jedes Einzelnen, mit welcher vom „lieben Publikum" nur mit mitleidigem Achselzucken und Bedauern gesprochen wird, als wäre er nur dazu da, die irregeleiteten Theaterbesucher in ein gelobtes Land künstlerischer Schönheit und Seligkeit zu führen.

Das Theater hat immer Reformbestrebungen gekannt. Sie waren natürlich, weil sich die Anforderungen der Zuschauer fortschreitend verschärften und die Darstellungsmöglichkeiten der Schauspieler erhöhten. Mit den Fähigkeiten der Akteure steigen auch die Aufgaben der Ausstattung, denn im Vordergrunde jedes Theaters steht einzig und allein die darstellende Kunst, die Gestalt, das Spiel, nimmermehr die tote Sache, die als Begleitung untergeordnete Bedeutung hat, niemals „Schwesterkunst" in ihrer Anwendung werden kann. An diesem Punkte setzt die Verwirrung an unseren Schaubühnen ein, als Resultat einer bedeutungsvollen Verwirrung der Kunstbegriffe, wie sie jetzt überall als Kennzeichen einer suchenden Uebergangsperiode auftauchen. Sie sind einfach Begleitumstände einer ständigen Verläugnung, Ueberschätzung und auf der andern Seite einer Unterschätzung feststehender Tatsachen. Man überschätzt entweder einmal den einzelnen Spieler und vergisst darob sehr den Dichter, oder man erdrückt im Wunsche, das Wagner'sche „Gesamtkunstwerk" zu erzielen, Darstellung und Dichtung die man beide mit der Ausstattung sozusagen „harmonisch" vermählen will. Besonders das sogenannte „Gesamtkunstwerk" hat eine unbeschreibliche Verwirrung angerichtet, da vielfach, um dem Geschmacke des Publikums gerecht zu werden, das wirkliche Spiel der Ausstattung hinangesetzt wurde.

Doch die Reformen sollen sich nicht bloss auf die Art und Weise der Darstellung beschränken, sondern sich auf den Bau des Theaters, des Zuschauerraumes und der Bühne erstrecken. Vorerst nehmen die Architekten das Wort und behaupten: wir brauchen einen neuen Theatertyp, weil der alte weder unsrer Zeit, noch unserm ästhetischen Empfinden entspricht. Diese Forderung ist insoweit berechtigt, als unsere moderne Baukunst danach strebt, Bauten zu schaffen, die ihren Zweck erfüllen und auch in ihrem architektonischen Aeussern ihren Zweck verraten. Der moderne Baustyl ist klare Einfachheit und edle Ruhe, und so wird auch das moderne Theater eine äussere und innere Form erhalten müssen, die ihren Zweck und allen Anforderungen des modernen Betriebes, der öffentlichen Sicherheit und jedem der Besucher durchaus gerecht wird. In einem kürzlich erschienenen Hefte 1 bietet der Architekt Karl Moritz einige Aufnahmen von Theaterbauten, die für den interessierten Laien sehr instruktiv sind. Ebenso sind seine Erläuterungen insofern wertvoll, da sie der Feder eines erfohrenen Praktikers entstammen. So wendet sich Moritz gegen die unbedingten Anhänger des Wagner-Semperschen Bayreuther Theaters: „Wenn man zurzeit in einzelnen Kreisen das Semper-Wagnertheater als den allein berechtigten Typus hinstellt, so liegt hierin zweifellos eine Modeverirrung und völlige Verkennung des Sonderzieles, das Wagner sich gesteckt und Semper verwirklicht hat. „Das baukünstlerische Ideal eines Theaters ist die klare Gliederung und harmonische Aufeinanderwirkung der einzelnen Räume, die sich wiederum in ihren Hauptmerkmalen auch in der äusseren Gestaltung des Hauses rein abheben und dem Theater seine besondere eindringliche Sprache geben müssen.

Das Theater müsste jedoch eine ganz andere Gestaltung erfahren, wenn statt des heute bestehenden, vielverleumdeten „Rangtheaters", der „Guckkastenbühne" das Amphitheater oder zumindest eine seiner Varianten als Typus zum Durchbruch käme. Gerade der heutigen Bühnenreform, der „Illusions- und Guckkastenbühne" gilt das stärkste Kriegsgeschrei. „Eine gründliche Theaterreform wird also heute damit anfangen müssen, die objektivierende „Guckkastenbühne" und die zerstreuende „Illusionsbühne" aus dem Theater wieder zu entfernen", ruft William Wauer in seinem sehr pretentiös ausgestatteten Hefte: „Der Kunst eine Gasse" aus. Um aber das Amphitheater zu erreichen, ist es nach diesem Autor notwendig, das „Rangtheater"-auszumerzen. Es wird aber von ihm und allen Reformern vergessen, dass das heutige „Repertoiretheater" so weitgehenden Ansprüchen zu genügen hat, dass sich schwerlich jene, die sozialen Abstände der Zuhörer hervorhebenden Ränge jemals werden vollständig entfernen lassen. Vielleicht wenn einmal jener ersehnte Idealzustand der Theaterbesucher erreicht, und das Theater eine echte Weihestätte der Kunst sein wird, werden auch diese gesellschaftlichen Schranken fallen können. Auch das Amphitheater hat für uns heute nicht mehr den Wert, der ihm vielfach zugemessen wird. Es heisst einfach, das Verhältnis zwischen Bühne und Zuschauer verkennen, wenn man für ein Theater, insbesondere eine Bühne plaidiert, welche aus gänzlich verschiedenen Verhältnissen entstanden und, mit ganz anderen Mitteln wirkend, auf eine uns heute — wenigstens der Allgemeinheit — wesensfremde Wirkung berechnet war. Wo liessen sich z. B. heute der antike Chor in echter Wirklichkeit befriedigend denken, der das Resultat eines innigen Zusammenhangs und geistigen Rapportes zwischen Darstellern und Zuschauern gewesen. Dieser Verbindung entsprang wiederum die weit vorgelagerte, wenig tiefe Bühne mit unveränderter Szene. Es ist absolut verfehlt, mit einer geradezu apodiktischen Sicherheit, wie Paul Marsop zu behaupten: „die Reformbühne bedingt den Amphitheater-Ausschnitt; der Amphitheater-Ausschnitt bedingt die Reformbühne" — und die letztere folgender Art zu konstruieren: „eine Szene, die einem, gleichviel ob in grösserem oder kleinerem Massstabe konstruierten Amphitheater-Ausschnitt mit überdecktem, bezw. überbrücktem Orchesterraum vorgelagert ist" — umsomehr da Marsop von der Musik herkommt, der Wirkungsbedingungen des Schauspiels vergisst und nebenbei mit Herzlichkeit den Berliner Theatern eins auszuwischen trachtet. Wauer sagt ungefähr das gleiche, ohne jedoch mit gleichem Temperament vorzugehen und konkret vorzuzeichnen, begnügt sich mit Andeutungen, welche sich so ziemlich im Rahmen der Marsop-schen Ausführungen bewegen. Weit sympathischer ist der durchaus sachliche Praktiker Moritz: „Es dürfte wohl erwiesen sein, dass auf dem Wege des Zusammenfassens von Zuschauerraum und Bühne allgemein gültige Lösungen zu einer Reformation der Bühne nicht gefunden werden können; an der Abtrennung des Bühnenbildes wird man festhalten müssen. Gleichfalls unbrauchbar sind die Vorschläge jener, welche die Bühne möglichst vereinfachen und in den Rahmen der Shakespeare'schen zurückführen wollen.

Alle diese Reformatoren vergessen, dass des Theaters erste und einzige Aufgabe ist, zu täuschen. Diese Täuschung ist aber heutzutage nicht so weit zu reduzieren, dass wir uns mit der ganz primitiven Bühne Shakespeares begnügen, zur antiken zwingen könnten. Ist der Zuschauer nicht selber soweit psychisch disponiert, genügen Stück und Darstellung nicht, so vermag auch eine neue Bühne nicht bessere Wirkungen zu erzielen. Und ausserdem darf nicht ausseracht gelassen werden, dass der Hauptstock unserer grossen Dramen nur für die „Guckkastenbühne" geschrieben ist. Trotzdem sind Reformen möglich. Aber immer nur im Wege einer langsamen Entwickelung — und hauptsächlich grundlegend nur dann, wenn ein bestimmtes Theater einem bestimmten Dichter, einer bestimmten Art von Dramen gewidmet ist. Eine solche Bühne wird sich ihr Publikum erziehen müssen. Wohltätig wäre aber die Reform des Zuschauerraumes jederzeit. Diese läge in der Vereinfachung der Anlage und der Ausstattung. Klare, reine Gliederung, einfache edle Linien, ruhige Farben müssten unser ästhetisches Empfinden am besten zufriedenstellen.

Schliesslich bleibt als wichtigster Punkt die Szene als solche. Gordon Craig ist ihr Prophet, Max Reinhardt auf seine Art ihr Gestalter, die Roller, Walser, Urban und Leffler markante Vertreter. Craig will die stilisierte Primitive und ist ein Gegner der Illusionsbühne; Reinhardt hat die „Illusionsbühne" par exellence geschaffen. Wagner ist der Urheber; „Gesamtkunstwerk" heisst seine Formel. Richard Wagners Idee war genial, aber als er sie in die Wirklichkeit übertrug, musste er auch Konzessionen bewilligen, ohne mit dem bisher feststehenden opernmässigen Ausstattungswesen vollends brechen zu können. Dies gesteht auch Marsop zu, der von Wagner herkommt und die Bedingungen der Oper auf die Schaubühne übertragen will. Reinhardts Verdienst um die neue Szene ist nicht anzuzweifeln; er hat insoweit führend gewirkt und seine Szenen sind für den modernen Theaterbetrieb geradezu mustergültig, als er in die tote Szene Leben und alle zu Gebote stehenden Mittel zur Anwendung gebracht hat. Sein Bestreben ist dahin gerichtet, die Szene möglichst lebenswahr und dem Geiste des aufgeführten Stückes entsprechend zu gestalten und vor allem ein harmonisches, wirklich künstlerisches Szenenbild zu schaffen, wo ein Schauspiel zum Ausstattungsstück herabsinkt und das szenische Bild Darstellung und Dichtung erdrückt.

Wir können uns vorläufig ohne weiteres mit der „Guckkastenbühne" begnügen, weil einmal unsere Theater nicht anders gebaut und unsere Stücke nur für diese Bühne gedacht und eingerichtet sind. Wir können auch mit der „Illusionsbühne“ einverstanden sein, wenn diese wirklich künstlerisch geleitet ist und Illusionen zu erwecken vermag. Im Vordergrunde steht die Dichtung und das Spiel. Diesem muss die Szene entwachsen. Eine harmonisch gebaute Szene wird uns immer Genuss zu bereiten vermögen. Massvoll angewendete Ausstattung kann das Spiel heben, zu stärkerem Ausdruck bringen. Die einzelne Inszenierung ist immer ein Werk für sich, eine Einheit, die der Individualität des Regisseurs entspricht. Sie kann nachgeahmt, niemals zur Norm werden. Ein geistvoller Regisseur wird sich vielleicht Gordon Craigs und anderer Worte zu Herzen nehmen, aber er wird immer seine eigene Szene schaffen, kraft seines künstlerischen Vermögens und der ihm zu Gebote stehenden Mittel. Mit Geschmack und Geist wird man selbst mit geringeren äusserlichen Mitteln eine „schöne“ Szene schaffen können.

Auch von der „gestaltenden Kraft des Lichtes“ wird viel gesprochen. Gewiss, mit dem Lichte und differenzierter Anwendung verschiedener Lichtwerte wird man die schönsten Effekte und Erfolge erzielen können. Das Licht macht den Darsteller und seine Umgebung lebendiger, plastischer, und mit dem Lichte lassen sich die feinsten Stimmungen komponieren. Sie liegen immer in der Hand des Regisseurs. Einer, der zu sehen weiss mit Augen des Plastikers und Malers wird auch die „gestaltende Kraft des Lichtes“ zu einem willigen Werkzeug zu machen wissen. Ein Theater, dessen Darsteller die Dichtung werden vollwertig zu erschöpfen vermögen, wo sich das Spiel harmonisch in eine möglichst künstlerisch gebaute Szene einordnet und wo das lebendige Licht die feinsten Details herausarbeitet, wird seine Zuhörer und Zuschauer jederzeit vollständig befriedigen können.

Mit dem von vielen Seiten vorausgesagten — im Prinzip seiner Ferne nach kaum prognostizierbaren — grossen Drama neudeutschen Stiles, das überall erwartet wird, muss auch die neue Bühne, die neue Szene kommen. Wie das Genie der Zukunft den neuen dramatischen Stil aus sich selbst herausgestalten wird, so muss auch die neue Szene dem Stil des Dramas entwachsen. Unübersehbar und äusserst kompliziert ist die Kette von Kräften, die hier gestaltend wirken; immer aber wird die Bühne da sein, um dem Dichter, zu dienen. Beide schaffen uns Illusionen — deren tiefinnere, elementare Urkraft in symbolischer Form den tiefsten Sinn des Lebens vermittelt.

Der literarische Satyr der deutschen Nationalversammlung,

Von **Dr. Adolph Kohut.**

Im ersten deutschen Parlament, das in den „tollen“ Jahren 1848 und 1849 in der Pauls-Kirche zu Frankfurt a. M. seine Sitzungen abhielt, um über eine deutsche Reichsverfassung und die Grundrechte der Nation zu beraten und schwierige Probleme, welche Jahrhunderte hindurch die hervorragendsten und scharfsinnigsten Köpfe beschäftigt hatten, zu lösen, nämlich die deutsche Einheit zu stande zu bringen, waren die interessantesten und eigenartigsten Charkterköpfe vertreten. Die berühmtesten deutschen Dichter, Schriftsteller, Politiker, Gelehrte, Generale usw. gaben sich dort ein Stelldichein und nicht nur durch den Glanz ihres Namens blendeten sie, sondern lenkten vielfach auch durch ihre imponierenden Persönlichkeiten die Aufmerksamkeit des mit grösster Spannung den Verhandlungen des ersten deutschen Parlaments folgenden Publikums auf sich.

Da war z. B. **Friedrich Hecker** in seiner jugendlich ritterlichen Gestalt, mit ausdrucksvollem, von langen braunen Locken umrahmten Kopfe und scharfen Zügen, in welchen die Glut leidenschaftlicher Erregung zitterte. Wenn er die Tribüne bestieg und mit beredten Worten die Not des Vaterlandes schilderte, umbrauste ein wahrer Beifallsorkan die Paulskirche und die Damen auf der Galerie applaudierten gleichfalls dem entzückenden verführerischen Manne.

Zeigte sich der Präsident der Nationalversammlung, **Heinrich von Gagern**, mit seiner würdevollen Hoheit in Gestalt und Miene, seinem machtvollen Organ, seinem leidenschaftslosen und doch von innerer tiefer Bewegung zeugendem Wesen, so war er sicher, dass ihm das Haus zujubelte.

Unter diesen, durch den Klang ihres europäischen Namens und ihrer faszinierenden Individualitäten sich auszeichnenden Männern gab es aber auch ein Mitglied, das von der Natur sehr vernachlässigt war, — an dessen Wiege die Grazien nicht gestanden hatten, und das dennoch in der Nationalversammlung eine herrschende Stellung einnahm. Wie war das möglich? — Von kleiner misswachsener Gestalt, ein kaustisches, sarkastisches Lächeln um die Lippen, verfügte er auch nicht über die Gabe hinreissender Beredtsamkeit. Das, was er von der Tribüne vorbrachte, war keineswegs geeignet, das Interesse der Mehrheit für ihn zu erwecken, denn er gehörte weder dem Zentrum, d. h. der aristokratisch-demokratisch-konstitutionellen, noch der Linken, d. h. der demokratisch-konstitutionellen Partei, sondern der verhassten aristokratisch-konstitutionellen Rechten an, Schulter an Schulter mit dem General von Radowitz aus Arnsberg, dem Fürsten Lichnowsky in Schlesien, dem Obersten von Auerswald aus Breslau und anderen Führern kämpfend, die Grundrechte und den Verfassungsentwurf in der Nationalversammlung und ein geeinigtes Deutsches Reich unter Preussens Führung perhorreszierend.

Dieser literarische Satyr des ersten deutschen Parlaments erzielte trotz alledem, wenn er ein scharfes polemisches Wort in die Versammlung warf, wenn er seine witzigen, in bittere Satire getauchten Pfeile gegen seine Gegner abschoss oder mit einem höhnischen Lächeln die eine oder andere gegen ihn gemünzte Bemerkung abtat, die tiefgehendste Wirkung, erregte leidenschaftlich die Gemüter und versetzte das Haus förmlich in Aufruhr. Der Zwerg mit dem grossen ausdrucksvollen Kopfe, dieser zweite Aesop, war der, gerade vor einem Jahrhundert — am 24. Juli 1807 — in Hannover geborene satirische Schriftsteller und Politiker **Johann Hermann Detmold**. Was ihm eine solche Gewalt über die Köpfe und Herzen seiner Kollegen verschaffte, war die Waffe der Satire, die er mit Meisterschaft handhabte. Der kleine David brauchte nur seine Steine in Gestalt eines beissenden Witzwortes, einer scharf geschliffenen Pointe oder einer boshaften Anekdote gegen die Goliats der anderen Parteien zu schleudern und er konnte in den meisten Fällen des Sieges gewiss sein. Die ernstesten Gesichtszüge erheiterten sich und ein homerisches Gelächter quittierte über den Erfolg des hannoverschen Knirpses, in dessen schwächlichem und gebrechlichem Körper jedoch ein Riesengeist lebte.

Als Sohn eines angesehenen und viel beschäftigten Arztes erblickte Johann Hermann Detmold in Hannover das Licht der Welt. Dort wuchs er auf und dort machte er sich auch sesshaft. Nach Absolvierung des Lyzeums studierte er in Heidelberg und Göttingen die Rechte und liess sich im 23. Lebensjahre als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. In Göttingen wurde er mit Heinrich Heines jüngstem Bruder Maximilian, dem späteren Arzt und russischen Staatsrat, bekannt und befreundet; durch diesen erhielt er die Anregung und den Mut, sich im Frühling 1827 vertrauensvoll an den schon damals gefeierten Verfasser des „Buches der Lieder“, an Heinrich Heine, zu wenden und ihn um Förderung und Beurteilung seiner schriftstellerischen Anfänge zu ersuchen. Der 20jährige Jüngling schrieb Sonette, die den Geist des „ungezogenen Lieblings der Grazien“ atmen und literarisch-kritische Aufsätze, die sich durch lichtvolle Klarheit und schlagfertige witzige Bemerkungen auszeichneten. Die Proben, die er dem grossen Lyriker und Spötter zur Prüfung einsandte, sagten diesem sehr zu, denn Heinrich Heine hielt es nicht unter seiner Würde, sich mit einem bis dahin in den weitesten Kreisen rühmlichst unbekannten Jüngling in eine ausgebreitete Korrespondenz einzulassen, die bis ans Lebensende der beiden anhielt, sondern brachte ihm auch die freundschaftlichsten Gesinnungen und Empfindungen entgegen, so dass die Harmonie zwischen den beiden vielfach geistig wahlverwandten Männern während ihrer 30-jährigen Bekanntschaft auch nie durch den geringsten Misston getrübt wurde.

Hermann Hüffer, der hochverdiente Heineforscher, hat vor 22 Jahren in der „Deutschen Rundschau“ einige Briefe Heinrich Heine's an Johann Hermann Detmold aus dem Nachlass desselben veröffentlicht und diese Zuschriften sind für das Leben und Wirken des Dioskurenpaares der Literatur von hohem Wert.

Heine schrieb aus dem Seebad Ramsgate in England, wo er sich damals aufhielt, unter dem 28. Juli 1827 an seinen „lieben jungen Collegen“, dass die Erstlingsprodukte einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht haben, doch sei dieser Eindruck nicht von der freudigsten Art. Es tue ihm leid, dass sein Talent sich nach einer Nachtseite der Poesie gewendet, die Hoffmann schon so leuchtend dargestellt habe. „Lassen Sie Hoffmann und seine Gespenster, die um so entsetzlicher sind, da sie am hellen Mittag auf dem Markt spazieren gehen und sich wie unsereiner betragen. Und ich bin es, Heine ist es, der Ihnen diesen Rat gibt und ich gebe auch zugleich das Beispiel, wie man sich aus jener Tiefe an den eigenen Haaren wieder herauszieht. Ich bin jetzt oben, nämlich in East-Cliff zu Ramsgate, und sitze auf einem hohen Balkon und während ich schreibe, schaue ich hinab auf das schöne weite Meer, dessen Wellen die Felsen hinanklimmen und mir die freudigste Musik ins Herz rauschen. Ich sage Ihnen das, damit Sie wissen, dass mein guter Rat aus einer schönen, gesunden Höhe herabkommt.“ Gern wolle er ihm bei seinem Debüt als Schriftsteller behilflich sein, doch rate er ihm, nicht unter eigenem Namen aufzutreten, auch sei es wünschenswert, dass er seine Erstlingsprodukte vorher nicht seinen guten Freunden mitteile, denn diese könnten ihm gar nichts nützen, sondern nur schaden.

Welche Bedeutung Heine seinem neu erworbenen Freunde beilegt, beweist schon der Umstand, dass er in einem zweiten Brief (München, 15. Februar 1828) ihn um sein Urteil über den Dichter und Schriftsteller Heinse, den Verfasser des „Ardinghello“ und „Fiormona oder Briefe aus Italien“, befragt. Bei diesem Anlass charakterisiert Heine sich selbst, Heinse und auch Detmold mit den Worten: „Er (Heinse) ist einer jener Dämonen, die ich vielleicht jetzt repräsentiere, zu denen auch Sie gehören und die einst den Olymp stürmen werden, freilich die Zeit dieses Sieges ist noch lange nicht da. Ich und Sie und die anderen Gleichzeitigen, wir werden mit verdriesslich abgemühtem Herzen ins Grab steigen, doch mit der festen Ueberzeugung, dass die Stärkeren unser Bestreben fortsetzen werden.“

Den Rat des Schreibers dieses Briefes, sein Erstlingswerk anonym herauszugeben, befolgte Detmold nicht. Seine überaus witzige geistreiche kleine Schrift: „Anleitung zur Kunstkennerschaft“ oder: „Kunst, in 3 Stunden ein Kenner zu werden“ erschien vielmehr (Hannover 1834, Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung) unter dem vollen Namen des Autors. Den Anstoss zur Herausgabe dieses Büchleins gab die im Februar 1833 veranstaltete erste Hannoversche Gemälde-Ausstellung, über welche Detmold in verschiedenen Hannoverschen Blättern, sowie in den, auch in den späteren Jahren von ihm mit Ostwald und anderen herausgegebenen „Hannov. Kunstblättern“ berichtete.

Schon dieses Opusculum verrät die Tatze des Löwen. Der jugendliche Franz Dingelstedt, der damals mit dem Verfasser in Hannover freundschaftlich verkehrte und kurz nachher von den Zuständen in Alt-Hannover in seinen „Wanderungen“ (Leipzig, 1839) eine Schilderung gab, erzählt uns, welches Aufsehen die „Kunstkennerschaft“ des jungen hannoverschen Advokaten machte; er sei infolgedessen von der einen Hälfte der Gesellschaft als eine öffentliche Autorität eifrig aufgesucht und von der anderen ängstlich gemieden worden. Die von seinem ätzenden Sarkasmus getroffene Clique suchte sich dadurch an ihm zu rächen, dass sie ihn der Parteilichkeit, der bösartigen und übelwollenden Kritik beschuldigte, allein die echten und tüchtigen Künstler haben ihm volle Gerechtigkeit zu teil werden lassen. Dingelstedt berichtet auch von der Originalität des Wesens Detmold's, seinem bizarren Humor im Umgang, sowie dem stets treffenden Witz seiner Unterhaltung: „Im Saale der Kunst-Ausstellung musste man ihn sehen. Das war sein Feld und seine Sphäre, er sprach wenig aber in seinen Worten waren Funde und waren Pfeile. Er beobachtete nicht aus Profession und mit der Absicht eines Stadtpoeten, aber wenn er etwas gefunden, wusste er es köstlich wiederzugeben. „Hören Sie“, sagte er mir eines Morgens, indem er mich vor eine, im Tone etwas zu grün gehaltene Landschaft, ich weiss nicht mehr, welches Künstlers, zog. „Hören Sie, zu welchen Wünschen könnte Sie das Ding da begeistern?“ Ich verstand ihn nicht. „Wissen Sie, was eben die Frau von . . . . . dabei geseufzt hat? Gott! hat sie geseufzt, die Landschaft möchte ich besitzen, sie passt so schön zu meinen grünen Möbeln.“ So etwas war Detmold eine innige Freude. Er trug es wie ein Schatz mit nach Hause in sein Parterre-Zimmerlein, wo neben einer wahrhaft künstlerischen Unordnung doch eine ausgesuchte Bequemlichkeit zu finden war. Andern Morgen wandelte dann der Fund in Gestalt einer bitteren Note, ohne alle Anmerkung und Zutat, in die Druckerei des „Kunstblattes“, und am nächsten Mittag schrie man in Hannover wieder Zeter über den „boshaften“ Detmold.“

In seiner Satire über die Dilettanten, Phrasendrescher und oberflächlichen Köpfe, die, die Miene der „Kunstkennerschaft“ annehmend, unverdiente Redensarten zum besten geben, vereinigt er in sehr gelungener Weise Ernst mit Humor. Er bekämpft die Floskel, dass die Kunst ihrer selbst willen da sei; nur der Mensch sei seiner selbst willen da, aber alles andere, auch die Kunst, des Menschen wegen. An der Kunst sollen wir Vergnügen haben, aber man könnte nicht jedes Vergnügen gleichsam weggeniessen, man müsse alles, auch den Genuss erlernen. Wie das Kegelspiel und das Kartenspiel für den Kenner, so sei auch die Kunst zunächst für den Kunstkenner da, nur mit dem Unterschied, dass die Kunst viel schwieriger zu erlernen sei, wie das Kegel- und Whistspiel usw. Der wahre Kenner wisse, wie sehr die subjektive Empfindung täusche und dass ein Bild schlecht sein könne und doch gefalle und umgekehrt. Er werde daher nicht nach seiner Subjektivität urteilen, sondern die Gründe seines Urteils im Bilde selbst aufsuchen. Die bildende Kunst sei, wie alle schönen Künste, nur zum Beurteilen und nicht zum Empfinden.

„Empfinden“, sagt er drastisch, „ist eine Dummheit, empfinden kann selbst das Vieh, beurteilen nicht. Empfinden kann selbst der Bauer, er fühlt und empfindet, dass Schläge weh tun, aber um über Schläge urteilen zu können, müsse man schon eine höhere Stufe der Bildung erreicht haben, alles überhaupt in der Welt kommt von den Empfindungen; traute man denen weniger und brauchte das Urteil mehr, so würden weniger dumme Streiche passieren und die Welt viel glücklicher sein. Und das ist durch Erlernung der Kunstkennerschaft zu erreichen. Auch schon Ovid sagt, wie den Philologen Hannovers wohl vom Theatervorhang her bekannt sein wird, dass die Kunstkennerschaft den Menschen veredle:

Didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.“

Heinrich Heine, dem natürlich der Verfasser das erste Exemplar seiner „Kunstkennerschaft“ zusandte, sprach sich — in einem Briefe aus Paris, 22. März 1835 — sehr anerkennend darüber aus: „Das Büchlein ist vortrefflich geschrieben, in stilistischer Hinsicht gebe ich Ihnen das unbedingteste Lob, auch die Ironie ist vortrefflich, aber sie ist nicht immer Swiftisch genug durchgeführt, der Ernst hat sie manchmal überrumpelt. Dass Sie sich als einen bedeutenden Schriftsteller plötzlich gezeigt, hat gewiss das Publikum sehr überrascht, für mich, Liebster, hatte die Erscheinung nichts überraschendes. Ich wunderte mich vielmehr, dass Sie nicht früher aufgetreten sind. Ich habe sehr oft an Sie gedacht und ich habe Sie immer zu den sehr wenigen Personen gezählt, denen mein Wirken und Schreiben immer klar war und die den letzten Gedanken alles dessen, was ich treibe und schaffe, immer genau kennen und begreifen.“

Im November 1836 konnte Detmold dem Drange seines Herzens, Heinrich Heine in Paris aufzusuchen, nicht länger widerstehen. Die Freundschaft zwischen beiden wurde im persönlichen Verkehr eine noch innigere und wie der Dichter, so fühlte sich auch dessen Gattin Mathilde zu dem geistvollen, daneben stets liebenswürdigen Hannoveraner mächtig hingezogen. Mit dieser Reise verband der Verfasser der „Kunstkennerschaft“ auch das Ziel, von der französischen Kunst und den neueren Kunstwerken durch eigene Ueberzeugung Kenntnis zu erhalten. Ueber die „Gemälde-Ausstellung“ und den „Salon des Jahres 1837 berichtete er in sechs ausführlichen Briefen im „Morgenblatt“ zu Stuttgart (Mai und Juli 1837). Diese Kunstplaudereien und kritischen Betrachtungen sprachen in Deutschland sehr an, auch Heine war von ihnen entzückt. Die Sprache belebt, geistreich und witzig, hat doch nicht den leisesten Anflug von Heinescher Leichtfertigkeit; vor allem ist dem Autor grosse Gerechtigkeitsliebe und unbedingte Objektivität zuzuerkennen, im Lob und Tadel ist er massvoll und trifft stets den Nagel auf den Kopf.

Ueber diesen Besuch Detmolds bei Heine äusserte sich dieser freudig erregt an seine Freunde, z. B. an August Lewald, dem er kurz darauf u. a. schrieb: „Der Dr. Detmold aus Hannover, der den verflossenen Winter in Paris zubrachte und uns immer ins Theater begleitete, hielt uns munter, wenn die Stücke auch noch so einschläfernd waren, wir haben zusammen gelacht, kritisiert und medisiert.“

Um hier das Kapitel zwischen Detmold und Heine abzuschliessen, sei noch erwähnt, dass jener sich stets als der uneigennützigste und aufopferungsfreudigste Freund des Dichters bewährte. Immer war er bereit, seine kleinen und grossen Wünsche zu erfüllen und in der Presse, sowohl wie bei Salomon Heine, dem reichen, aber oft gegen den Neffen aufgehetzten Onkel, wie bei dem Vetter Karl Heine, mit dem, wie man weiss, Jahre hindurch der grosse Poet in bitterster Fehde lebte, zu intervenieren und für ihn aufs wärmste einzutreten. Und seine Schritte waren fast immer von Erfolg begleitet. Als eifriger Advokat des Ruhmes Heines bewährte er sich namentlich dadurch, dass er gehässige und hämische Angriffe auf die Person und die literarische Bedeutung Heines nach Kräften zurückzuweisen suchte. Welches Vertrauen der von persönlichen und kritischen Feinden umlauerte Dichter zu dem hannoverschen Anwalt hatte, beweisen die an ihn gerichteten Zuschriften, selbst aus jenen Jahren, als er bereits als armer kranker Lazarus auf der Matratzengruft dahinsiechte. Mag hier nur aus einem Brief (Paris, 3. Oktober 1854) die nachstehende Stelle wiedergegeben werden: „Es handelt sich nicht, liebster Detmold, wie Sie merken, um einen Lobartikel für mein Buch, sondern es handelt sich darum, den bösartigen Kleintreibereien der Gegner durch dieselben Mittel, die sie anwenden, entgegen zu wirken, durch ganz kurze Notizen in den verschiedenartigsten Blättern zusammenwirkend dem Publikum den Wink zu geben, wie das böse Gewäsche, das vielleicht jetzt gegen mich aufkommt, durch die Machination verletzter Persönlichkeiten und die Koalitionen derselben hervorgebracht wird. Ich habe es mit den schlimmsten Feinden zu tun, denn es sind eben die feigsten und schleichendsten Kreaturen, Wanzen aus wohlbekannten Bettstellen. Ich glaube, meine Andeutungen genügen Ihnen, und Sie werden das Mögliche für mich tun. Da ich weiss, was Jhr Geist vermag, so fühle ich mich beruhigt, nachdem ich demselben meine Sache übergeben und ich weiss, es wird ihm noch viel Spass machen, das Gesindel mit kaltem Blut zu ärgern, das auf die Empfindsamkeit, die Krankheit und Hilflosigkeit Ihres armen Freundes rechnet. Sie sehen, liebster Detmold, dass ich Sie in der Not nicht vergesse. Aber Sie glauben gewiss auch meiner Versicherung, dass ich ohne besondere Benötigung oft genug an Sie denke und der umdüsterte Geist manchmal durch eine Erinnerung an Sie wie durch einen Zauberschlag angeheitert wird.“

(Schluss folgt.)

Eine Stimme aus der evangelischen Geistlichkeit.*)

Von Konsistorialrat und Hofprediger a. D. Aye.

Es geht eine allgemeine Klage durch die deutschen Lande, dass der heutige Büchermarkt je länger desto mehr von einer Literatur überschwemmt wird, die in der verderblichsten Weise die Volksseele vergiftet und verdirbt. Es ist ein Dämon des Verderbens, der bald eingehüllt in die Toga philosophischer Wissenschaftlichkeit bald in der alltäglichen Arbeitsbluse, bald in feinen sinnberückenden Formen, bald in widriger Nacktheit frei und frech durch die deutschen Lande schleicht. Er arbeitet im Geheimen, sät Keime des Unheils in die Herzen der Jugend, zieht den Männern das Mark aus und schürt die glühende Flamme unreiner Liebe in Hunderttausenden beider Geschlechter. Aus allen Gebieten des Wissens hat er mit Schlauheit seine Schlagworte gestohlen, mit allen Farben und Tönen einer sinnberückenden Darstellungskunst weiss er das leichtempfängliche Herz für sich zu gewinnen, die Geister zu überreden, Gefühle zu verwirren, die Willenskräfte zu lähmen. So sehr auch der Volksfreund dem braven Eckart gleich, ruft und warnt, so viele Massnahmen auch von berufener Seite ergriffen werden, um diesem Unhold zu wehren, es scheint doch alles vergebens zu sein. Von tiefer Entmutigung ergriffen tritt mancher zur Seite. Eine Gesundung scheint ausgeschlossen. Den Glauben an sein Volk, das Volk eines Kant, Fichte, Goethe und Schiller hat mancher verloren!

Aber Klagen sollten zu Anklagen, zu Selbstanklagen werden, auch, und nicht zum wenigsten, unter den berufenen Vertretern unserer deutschen evangelischen Geistlichkeit. Hat der Staat Gesetz und Recht zu pflegen, so die Kirche die Gesinnung und das Herz! Mag auch vieles in unseren Tagen anders geworden sein, als früher in der herzenanfassenden Predigt von der Kanzel, der eifrigen Seelsorge hin und her, in Häusern und Vereinen, es klingt hart, aber es ist wahr, dass Kirche und innere Mission im Hinblick auf die gerügten Uebelstände Ursache genug haben, sich an die eigene Brust zu schlagen. Denn die sogenannten christlichen Schriftsteller haben leider so viel abgeschmacktes, gemachtes und lebensunwahres Zeug und so wenig künstlerisch und an der Schönheit gemessen Feinpoliertes zusammengeschrieben, dass gedankentiefe und fein empfindende Leser sich abwandlen und zu dem griffen, was die von der Kirche und ihren Organen entfremdeten Dichter und Schriftsteller darboten. Dadurch am meisten ist die Kirche auf dem Gebiete der Literatur in Misskredit und Rückstand geraten !—

Aber wie es ein alter Grundsatz der ärztlichen Wissenschaft ist, dass es nicht genüge, Zeichen der Krankheit zu bekämpfen, sondern deren Gründe anzugreifen, so lässt sich dieser Satz auch auf das öffentliche Leben übertragen und auf das gesamte moderne Geistesleben. Es wanken die Grundfesten christlicher Weltanschauung und Lebensauffassung. „Das Drüben mag uns wenig kümmern", so lautet die Lebensphilosophie von Hunderttausenden, ob bewusst oder unbewusst. Den Himmel verlegt man auf die Erde. Selig sind die Besitzenden, selig die Geniessenden! lautet das Evangelium unserer Tage. Zum Gelde drängt nach Geld bemisst man alles. Sogar idealgerichtete Menschen müssen sich unter die gewalttätige Macht der Geldfrage beugen. Das Geld regiert, das aus der Tiefe stammt und in die Tiefe führt! So mag es kein Wunder sein, wenn diese moderne Kultur ihren beherrschenden Einfluss auch auf die Erzeugnisse der Literatur in erschrecklicher Weise ausübt, wenn nicht nur der Inhalt, besonders auch der Vertrieb vom modernen Standpunkte des Geldgeschäftes bemessen wird, wenn Schriftsteller und Buchhändler weniger an die auch ihnen gewordene erziehliche Aufgabe am Volke denken, als an den eigenen Gewinn! —

Hier gilt es kräftig einzusetzen ! Hier gilt es kein Zaudern, kein Ueberlegen auch, und zunächst von seiten des Staates. Es bliebe meines Erachtens eine bleibende Unehre haften an denen, die berufen sind, die Völker und Staaten zu lenken, wenn sie dem Weckruf, der lauter und lauter himmelschreiend auch an ihre Ohren dringt, sich verschliessen wollten. Eine der hauptsächlichsten Aufgaben des Staates ist und bleibt die Selbsterhaltung. Und mag er auch nach aussen glänzend und gebietend dastehen in dem Reigen der Völker, wahrlich, es gilt noch andere Güter zu wahren, als Besitz und Frieden, als Arbeit und Wissen. Es ist die geistige Gesundheit eines ganzen Volkes in seinen Höhen und Tiefen, die einzige Gewähr und Bürgschaft nationaler Wohlfahrt und sittlichen Gedeihens. Und was auch immer die Bekenner der einzelnen staatlichen und kirchlichen Bekenntnisse bannen mag, hier handelt es sich um eine Aufgabe, die alle angeht, Männer aller Berufsarten, deren Gesinnung, Weltkenntnis und Arbeitskraft heilsame Schranken bildeten, den Einfluss der schlechten und seelenverderblichen Literatur einzudämmen und die Verbreitung und gesunde Entwickelung nach Kräften in ihren Kreisen zu fördern. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg! —

Wie sollte sich aber nicht in erster Linie die Geistlichkeit berufen fühlen, an dieser wichtigen Sache nach Kräften mitzuarbeiten, wenn anders nicht die christliche Religion bald ganz zur Sache der Kirchenhallen werden soll, in die nur ein geringer Teil der Bevölkerung mehr kommt!? Während die sonntägliche Predigt nur noch einen verschwindend geringen Teil der Gemeinde erreicht, dringt so oft das Gift des Lesestoffes in tausend und abertausend unsichtbaren Kanälen unaufhörlich, sicher wirkend, in den Volkskörper hinein ! Mag es auch schwer sein, einen Stab wohlgeschulter und tüchtiger Schriftsteller in diesen Kreisen zu finden und heranzubilden, der Geschick und Verständnis hat, aktuelle Fragen des gegenwärtigen modernen

---

*) Wir pflichten dem Verfasser dieses Artikels insofern bei, als er sich gegen jene Literatur wendet, welche die Poesie nicht im geistig Schönen und Erhabenen, sondern im Tierischen und Frivolen sucht. Wenn auch die evangelische Geistlichkeit sich dagegen erhebt, so ist sie im Rechte, ebenso wie die Vertreter anderer Glaubensbekenntnisse und Weltanschauungen, die gleichfalls die Menschenwürde höher stellen, als gewisse, bloss die Sinnlichkeit verherrlichende Dichter und Dichterinnen. Das Glaubensbekenntnis an sich aber ist für diese Literaturfrage nicht massgebend. Wird doch das Wort Luthers „Die Wahrheit muss den Trug aufdecken" von vielen bedeutenden Vertretern der Wissenschaft heutzutage gegenüber der Lehre Luthers selbst geltend gemacht, was auch dem Verfasser obigen Artikels nicht unbekannt sein wird. D. Red.

Geisteslebens volkstümlich zu behandeln und darzustellen, so ist doch das nüchterne und gesunde Urteil nach der Mahnung des Apostels: prüft alles und das beste behaltet“: est ist doch in den meisten Fällen Gelegenheit vorhanden, dank der Vertrauensstellung, die der Geistliche in den Gemeinden geniesst, an die Einzelnen heranzukommen und auch nach der gedachten Seite hin, zur Auswahl des Lesestoffes und zur Befriedigung des Lesebedürfnisses in grösseren und kleineren Kreisen, die gewichtige, ausschlaggebende Stimme zu erheben. Ist es möglich, dass in Bonn wie Charlottenburg die Lesehallen alle sozialdemokratischen wie christentumsfeindlichen Zeitschriften ausschliessen, warum sollte es nicht möglich sein, überall Lesehallen ins Leben zu rufen, die von entschieden evangelisch gerichteten Männern geleitet werden? Das Beispiel des Generalsuperintendenten D Hesekiel, der die Gesamtsynode zu gewinnen wusste, für die Verbreitung guter Literatur Mittel zu beschaffen, verdient allerorten Beherzigung und Nachfolge. Wenn das Bewusstsein gestärkt wird, dass hinter dieser Arbeit die ganze evangelische Christenheit steht, so wird sie zu einer elementaren Volksbewegung und Volksgewohnheit, die den Bann, der auf unserer Volksseele lastet, endlich brechen wird. Es gilt auch hier das Wort Carlyle’s zu beherzigen: „Arbeiten und nicht verzweifeln!“ —

„Lebt denn“, so fragen wir mit Otto v. Leixner „in unserem Volke nicht mehr die sittliche Kraft, Herr zu werden über die niedrigen Triebe? Ist denn alle Kraft, die deutsches Gemüt und deutscher Geist so oft im Laufe der Geschichte entfaltet haben, zum Märchen geworden? Spricht nicht der laute Widerhall, der heute so vieles gute Streben findet spricht das neuerwachte Ringen nach Vertiefung des sittlich-religiösen Bewusstseins nicht für das Gegenteil?“ Wohlan denn, die Milliarden der gedruckten Buchstaben sind die Armeen, an deren Fahnen sich der Sieg heften wird. Wie in jedem, so auch in diesem erbittersten Geisteskampf unseres Volkes triumphieren wir mit Luther: „Der Geist muss den Geist töten, die Wahrheit den Trug aufdecken!“

Charles Bonnet und Kant.

Von Dr. Eduard Loewenthal.

Man weiss, dass Kant seine Kategorienlehre, deren Wert ein zweifelhafter ist, der Hauptsache nach Aristoteles entlehnte, man weiss ferner, dass schon 100 Jahre vor Kant, John Locke, der Vater des Sensualismus, behauptete, allem andere philosophischen Forschen müsse eine Untersuchung darüber vorausgehen, wieweit das Vermögen des menschlichen Verstandes reiche, eine Untersuchung über Ursprung, Gewissheit und Grenzen der Erkenntnis. Man weiss endlich, dass auch der Skeptiker David Hume schon vor Kant erklärte, ein Schliessen auf Dinge, die ausserhalb der Erfahrung liegen, sei unmöglich, das das causale Verhältnis, wo die Erfahrung es aufzeige.

Weniger bekannt sind die auffallenden Berührungspunkte zwischen der Philosophie Kants und Charles Bonnets, des Genfer Philosophen. Ein kurzer Hinweis darauf findet sich in J. E. Erdmann’s Grundriss der Geschichte der Philosophie. Da heisst es:

„Höchst interessant ist unter den Unternehmungen über die komplizierten und abstrakten Begriffe Bonnet’s Unterscheidung von essence réelle und nominelle, von denen jene auch als chose en soi, diese als ce que la chose paraît être vorkommt . . . Uebrigens bleibt der grosse Unterschied zwischen Bonnet’s essence réelle und Kant’s Ding an sich, dass jene zwar auch, wie dieses unverkennbar sein, dabei aber doch in diesem Verhältnis zur Entscheidung stehen soll, dass beide einander nie widersprechen können.“

Der grosse Unterschied, von dem hier Erdmann spricht, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden. Denn einerseits behauptet auch Kant nicht, dass die Erscheinungen und das „Ding an sich“, bezw. das wahre Wesen der Erscheinungen sich stets widersprechen. Anderseits sagt auch Bonnet, die Dinge an sich müssen nicht immer dem entsprechen, was sie uns zu sein scheinen. Es heisst in dieser Hinsicht, in Bonnet’s „Essai analytique sur les facultés de l’âme“ (Préface, p. XXIII):

„Je n’affirmerai pas que les attributs, par lesquels la Matière m’est connue, soient en effet ce qu’ils me paroissent être. C’est mon Ame qui les apperçoit: ils ont donc du rapport avec la manière dont mon Ame apperçoit; ils peuvent donc n’être pas précisément ce qu’ils me paroissent être. Mais assurément ce qu’ils me paroissent être, résulte nécessairement de ce qu’ils sont en eux-mêmes et de ce que je suis par rapport à eux.“

Den Unterschied zwischen dem Ding an sich und den Erscheinungen hebt Bonnet beinahe noch schärfer hervor, als Kant, ebenso dass jenes unserer Erkenntnis verschlossen sei. Es verlohnt sich, auch hier den Originaltext anzuführen. Bonnet sagt *):

„Les effets d’une Force ne sont pas cette Force. Le principe qui produit n’est pas ce qui est produit. Mais, l’Esprit déduit l’existence de la Force de l’existence des effets. — L’Esprit affirme donc des déterminations du Sujet l’existence du Principe de ces déterminations. Il le nomme l’ Essence réelle du Sujet par ce qu’elle renferme la réalité de tout ce dont nous n’avons que l’idéalité. Elle est la raison en vertu de laquelle le Sujet est ce qu’il est. Nous ne connoissons donc point l’Essence réelle. Nous n’appercevons que les effets et point du tout les agens. Ce que nous nommons l’ Essence du Sujet n’est donc que son Essence nominale.“

Den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele führt Bonnet auf die moralische Gewissheit zurück, — eine Gewissheit, welche die blosse Vernunft uns nicht gewähren kann. Auch in dieser Hinsicht ist, wie man sieht, Kant’s Standpunkt von demjenigen Bonnet’s nicht zu unterscheiden. Auf Zufall kann die Uebereinstimmung leider um so weniger beruhen, als Bonnet’s Schriften schon 13 Jahre vor dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft sogar in deutscher Uebersetzung zur Ausgabe gelangt waren.

Vorstehende Feststellungen dürften vielleicht dazu dienen, den neuerdings wieder zutage tretenden Uebereifer der Kantverehrer einigermassen herabzumindern.

---

*) Essai analytique sur les facultés de l’âme, p. 188 (Copenhague 1759).

Zur Kultur des modernen Buches.

Von Max Kirschstein.

(Schluss.)

Von den im Insel-Verlage erschienenen neuen Werken nenne ich nur folgende: Balzac, das Mädchen mit den Goldaugen (Umdichtung von Ernst Hardt); Bierbaum, Gugeline (Bühnenspiel), Irrgarten der Liebe (Gedichte); Boccaccio, Dekamerone und Fiametta; Ernst Dowson, Dilemmas; Srimmelshausen, Simplizissimus; Holz, Die Blechschmiede; Hofmannsthal, Kleine Dramen; Heinse, gesamte Schriften; Kierkegaard, Tagebuch eines Verführers; Kortum, Jobsiade; Murger, Bohême; Pocci, Komödienbüchlein, Wilde, Salome usw.

Nachdem ich so die geistige Richtung von drei bedeutenden deutschen Verlagsbuchhandlungen erörtert habe, komme ich zu der äusseren Form des modernen Buches. Wie wir vom Verleger die Herzensfreude an seinem Autor forderten, wie wir verlangten, dass er ein persönliches Verhältnis zu seinem Verlagswerk findet, so dürfen wir auch erwarten, dass wie unser geistiges, so auch das wirkliche Auge ästhetische Befriedigung findet. Ein entschiedenes Vorbild auf diesem Gebiete waren uns lange Zeit die von Ruskin und Morris beeinflussten Engländer, und nicht nur die Künstler — nein, auch die Schriftschneider, Drucker und Buchbinder leisteten in England Mustergiltiges. Das englische Ideal des Gentleman führt Eugen Diederichs aus, bewährte sich auf dem Buchbindergebiete als künstlerische Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die jede Imitation des Materials als Lüge ansah. Ihr Grundsatz war: Schönheit erwächst nur aus den im Material liegenden Ausdrucksformen. Daher bevorzugten sie schöne, charakteristisch geschnittene Schriften, eine dekorative Wirkung der schwarz-weissen Seite, edles Papier und für den Einband die Struktur zeigende Leinwand oder farbiges Leder. — Nun aber will der Ruskin wesensverwandte Geist Schillers wiederum lebendig werden, unsere Kultur will sich mit all ihren Kräften durchsetzen, um die sinnlichen und geistigen Kräfte auf dem Gebiete der Buchausstattung in Harmonie zu bringen und in einem innigen Bündnis zu vereinigen.

Es sei mir nun gestattet an einigen Werken aus meiner Bibliothek die wesentlichen Vorzüge der modernen Buchkunst darzustellen. Aus dem Verlage von Eugen Diedederichs besitze ich drei Werke: Hölderlin, Maeterlinck und Jacobsen. Hier ist die Klarheit des Druckes hervorzuheben. Das Schmuckstück ist dem Inhalt angepasst. Für Maeterlinck wurde eine ernste, romanische Schrift gewählt, für Hölderlin und Jacobsen die zierlichen gothischen Lettern, die dem graziösen Charakter ihrer Werke entsprechen. Bei dem letzteren Werk sind die Vignetten von Vogeler-Worpswede von wundervoller Zartheit. Die Einbände sind in schlichtem, blauen Leinen gefertigt, keine überflüssige Verzierung lässt irgend ein Gefühl der Unlust aufkommen. Auch das Vorsatzpapier in stumpfer Farbe steht mit der Würde des Inhalts durchaus im Einklang. (Wie würde denn auch etwa uns ein Palast anmuten, zu dessen erhabenen Säulengängen ein mit schnörkelhaften Goldfiguren geziertes Portal führte?!) — Das Titelblatt ist bei Hölderlin in schwarz und rot gehalten und wirkt durchaus harmonisch und wohltuend, bei Jacobsen trägt es den Namenszug des Dichters, während bei Maeterlinck eine ansprechende Arabeske als Einfassung für den Titel gewählt wurde. Der Verlag hat übrigens den Marzocco des Donatello im Wappen zur Erinnerung daran, dass er in Florenz entstanden ist. —

Bei den Werken von S. Fischer konnte ich erst in der letzten Zeit ein Streben auch nach äusserlicher Schönheit feststellen. Wohl wirkten die früheren Bände durch eine gewisse Einfachheit ernst und streng — allein gerade deshalb fehlte das gemütvolle und herzensfrohe, das wesentliche Element der Diederichschen Bücher. Von seltener Schönheit ist die neue Ausgabe des Gesamtwerkes von Richard Dehmel. Eine klare, feine romantische Schrift, die durch den schrägen Druck der Anmerkungen wirkungsvoll unterbrochen wird, fördert die Freude an der Lektüre. Die Deckelzeichnung auf dem Pergamentbande (ein Opferbecken mit aufsteigender Flamme ist ebenso wie Titelinitialen des Dichters und Verlegers von Walter Tiemann entworfen. Auch hier ist das Titelblatt in schwarz und rot gehalten, wobei ganz besonders die beiden Siegel vorzüglich zur Geltung kommen. — Monumentaler wirkt die in dunkelgraues Leinen gebundene, vor vier Jahren erschienene zehnbändige Ibsenausgabe. Der Druck ist freilich hier bei weitem nicht so apart, und die Anordnung nicht so künstlerisch, wie bei den im letzten Jahre veröffentlichten Werken dieses Verlages. Immerhin ist die Einfachheit durchaus wohltuend, wenn ich auch den Vorsatz, schwarz mit grauen Blumen, gern durch ein glattes Papier ersetzt sähe. Die schlichte Aufschrift auf dem Deckel wirkt nicht unschön. Im übrigen hätte ich es gern gesehen, wenn die nicht immer geistreichen Einleitungen zu den einzelnen Dramen fortgeblieben wären. — Erwähnenswert ist auch die von Heinrich Vogeler geschmückte Ausgabe von Hauptmanns Armem Heinrich, bei der mich nur der grellrote Vorsatz störte, der mit dem vornehmen Blau des Einbands nicht harmonieren will. Das rauhe Papier des Buches wirkt ebenso wie der Druck archaisierend, und auch die wenigen, aber im Geiste des Werkes hinzugefügten Illustrationen und Zierleisten gewähren dem Leser die Freude an einem harmonischen Kunstwerk. — Nach künstlerischen Grundsätzen sind auch Hofmannsthals Bücher Elektra sowie Oedipus und die Sphinx ausgestattet. Die romantische Schrift steht recht gut mit dem Inhalt im Einklang und auch der Einband, ein schwarzes stumpfes Papier mit Pergamentrücken, ist im Sinne des Altertums. Dass für den Vorsatz ebenfalls schwarzes Papier gewählt wurde, ist durchaus geschmackvoll. — Ich habe es mit Freude begrüsst, dass der Verlag neuerdings zu dem einst so beliebten Pappband zurückgekehrt. Wenngleich ich die unbeklebte Pappe der beklebten vorziehe, muss ich doch die Art, wie die Prosaschriften Hofmannsthals dargeboten werden, durchaus lobend anerkennen. Die Pappe ist mit gelbem, glattem Papier beklebt, und auf dem Buchrücken befindet sich ein weisses, drei Zentimeter grosses Schild, das in gefälligem schwarzen Druck den Titel angibt. Das von E. R. Weiss entworfene Titelblatt in schwarz und rot ist ein Kunstwerk für sich! —

Die Bücher des Insel-Verlages sind in ihrem Aeussern durchaus je nach dem Charakter des Inhalts verschieden. Für Bierbaums Gugeline wurde ein weisser Pappband verwendet den E. R. Weiss auf der Vorder- und Rückseite mit grünen und gelben Ranken, mit Sternen und Vögeln geschmückt hat. Für den Vorsatz ist ein sehr wirkungsvolles, blaues Papier mit grünen Arabesken gewählt, der Schluss und Anfang eines jeden Aktes ist durch ein Vogelbild im Biedermeierstil prächtig geziert, während am Ende des Werkes der Dichter mit seinem zugeklappten Manuskript, eine Zigarre im Mund versinnbildlicht ist, wie er aufatmend verkündet: „Das ist das End vom Lied.“ — Scheerbarts Roman Rakkox der Billionär ist von Jossot und Vallotton ausgestattet. Auf dem dunkelblauen Grund, der für Deckel und Vorsatz gewählt wurde, erheben sich zwischen grünen und roten Ranken vier dekorativ wirkende gelbe Blumen. Das Bild des Protzen von Vallotton ist eine ganz ausgezeichnete Karikatur. — Im Gegensatz zu diesen übermütigen Büchern ist die ernste Essaysammlung „Bildung“ von Bahr ganz schlicht gehalten. Für den Druck ist eine schöne Antiquaschrift verwendet, für den Umschlag ein einfach beklebter Pappdeckel, in dessen rechter, oberer Ecke ein weisses Schild mit schwarzem, übersichtlichem Druck den Titel trägt. — Glatte Pappbände wurden beispielsweise für Wildes Salome und Dowsons Dilemmas verwendet. Dem ersten Werk verleihen die Zeichnungen von Marcus Behmer einen hohen Wert. — Für meinen Geschmack bleiben die hellen Lederbände, so unpraktisch sie auch sind, immer das Vornehmste. In wunderschönem, rostbraunem Lederband liegt Murgers Bohème vor. Dieser Lederband ist bis auf ein kleines, grünes Rückenschild ganz glatt und wirkt ausserordentlich köstlich. Auch die zierlichen und zarten fünf Vollbilder von Franz von Bairos nehmen sich recht reizvoll aus. Das graue, wolkige Vorsatzpapier stimmt durchaus harmonisch zu dem kräftigen Braun des Deckels. — Die Günderode, Bettina von Arnims Roman, ist in nussfarbiges Leder gebunden, der Deckel ist auf der Vorder- und Rückseite mit Randleisten Walter Tiemanns geziert. — Es würde zu weit führen, wollte ich die schönen Bücher des Verlages im einzelnen besprechen. Nur auf eine Besonderheit möchte ich noch hinweisen. In André Gides Drama „Der König Candaules“ wurde eine ausserordentlich hohe Wirkung dadurch erzielt, dass für den Druck eine sehr zarte, feine romantische Schrift gewählt wurde. Die Namen der Personen und alle szenischen Bemerkungen heben sich durch rote Schrift sehr wirkungsvoll ab, und ich gestehe offen, dass dieses Werk ebenso durch seine dichterische Gestaltung wie durch die wundervolle Ausstattung mir besonders lieb geworden ist.

Gewissermassen als Nachtrag möchte ich noch einige wertvolle Ausgaben anderer Verleger erwähnen: Ich nenne hier das bei R. Piper u. Co., München, erschienene Dafnis-Buch von Arno Holz, dessen Ausstattung und Inhalt Geist und Ton des siebzehntes Jahrhunderts wundervoll treffen. Auch die prächtige Dostojewski-Ausgabe des Verlages von Moeller van den Bruck verdient lobende Erwähnung. (Bisher erschienen leider nur „Die Dämonen“.) — Georg Bondi, Berlin, hat die Dichtungen Stefan Georges, die in dessen eigener Schrift gedruckt sind, freilich ohne jede Besonderheit, doch immerhin vornehm und gediegen ausgestattet. — Dem Verlag von J. C. C. Bruns, Minden, verdanken wir eine einwandfreie Baudelaire-Ausgabe. — B. Behr's Verlag, Berlin, hat Grisebachs Grabbe-Ausgabe in schlichter, aber darum um so vornehmerer Einfachheit herausgebracht. Die grauen Einbände, die auf den ersten Blick an Fischers Ibsenbände erinnern, wirken weit stimmungsvoller als diese, da das Gold vermieden und hierfür ein dunkles Blau gewählt wurde. Auch das bei Hermann Seemann Nachf. erschienene Werk Strindbergs würde zu diesen schönen Ausgaben zu rechnen sein, wenn dem schönen Aeusseren ein vornehmerer Inhalt entspräche — ich meine, wenn der Dichter einen Uebersetzer gefunden hätte, der unsere Muttersprache zu meistern wüsste, und nicht durch viele, an das Schwedische erinnernde, undeutsche Konstruktionen uns den reinen Genuss an der genialen Dichtung schmälerte. —

So manches Interessante hätte ich noch zu erwähnen, will aber diese Betrachtung nicht übermässig ausdehnen, zumal das Wichtigste gesagt ist. Wenn meine Ausführungen die Kultur des Buches fördern, und dazu beitragen möchten, dass der geistige Gehalt des Kunstwerks harmonisch auch in der äusseren Form zum Ausdruck gelangt, dann werde ich meine Bestrebungen aufs schönste belohnt sehen und gern Gelegenheit nehmen, aufs neue die Künstler zu erwähnen, die sich um die Kultur des modernen Buches verdient gemacht haben. —

Gedichte.

Im Zeichen der Selbstsucht.

Vom Hof her dudelt ein Drehorgellied —
Schmutzige Kinder mit blassem Gesicht
Tanzen dazu und merken nicht,
Dass sie ein Einsamer sieht.
Ich wandre durch die grosse Stadt,
Und sehe im Glanz der fahlen Lichter
Die tiefen Furchen zermürbter Gesichter,
Die Augen stumpf oder lüstern und satt.
Ein scheues Begehren, ein dumpfes Verlangen
Lauert aus manchem heissen Blick — —
Aber das Glück
Ist an allen vorbeigegangen.
Durch die lärmenden wimmelnden Gassen
Pfeift ein eisiger Selbstsucht-Wind . . . .
Ich fühl's, dass die Liebe die Herzen verlassen,
Und dass Lachen und Freude gestorben sind. —

Paul Friedrich (Berlin).

* * *

Das goldene Band.

Die Sonne rüstet sich zum Untergehen;
Ich kann ihr fest ins müde Auge sehen.
Den grauen Himmel schmückt ein Streifen Gold,
Der leuchtet, friedsam, rein und lieb und hold,
Als hätt' das Himmelstor sich aufgetan.
Ich schau' ihn lang' in stillem Sinnen an.
Ist er ein Stück wohl von dem gold'nen Band
Der heil'gen Liebe, das die Welt umspannt?! —

Gertrud Hey.

* * *

Der sterbende Wald.

Weit einsamer noch als die Klippe im Meer,
Von den tosenden Wogen umbrandet —
Und einsamer als der versiegende Quell,
Dessen Lauf in der Wüste versandet,
Liegt, wo auch des Hirten Schalmei längst verhallt,
In der Heide verloren der sterbende Wald.

Noch fristet sein Dasein ein kärglicher Rest
Der wie Kerzen sich reckenden Föhren —
Wohl schmückt jedes Jahr noch der Lenz diesen Wald
Lässt schmeichelnd sein Hochlied hier hören
Doch unten am Wurzelwerk zehrt schon die Not:
Da lauert und wühlt schon der sichere Tod!

Der zerrt ihn hinab in das modrige Moos,
Das sich endlos zum Moore hin breitet,
Den Boden durchsickernd, den schlammigen Grund,
Den kein wandernder Fuss mehr beschreitet;
Denn wer sich, verirrend, dorthin je verlor,
Versank im Morast und kam nie mehr hervor.

Und mächtig packt es den wehrlosen Wald,
Der nicht fliehen kann und nicht entweichen,
Und Stamm über Stamm zieht es langsam hinab
In das Massengrab modernder Leichen.
Ihr Aechzen und Stöhnen ertönt durch die Luft,
Und gurgelnd verschlingt sie die schlüpfrige Gruft.

Der sterbende Wald ist der sinkende Mensch,
Dem der Boden schwand unter den Füssen,
Und dem kein Erbarmen, kein Retter mehr naht,
Wenn die Gründe sich über ihm schliessen:
Sein Notschrei erstickt, und sein Klagen verhallt —
Er sinkt in das Grab wie der sterbende Wald.

Ernst Nicolai.

Theater.

Die Theatersaison hat heuer ungewöhnlich spät eingesetzt. Der ganze September ist völlig frei von Premièren geblieben, und auch im Oktober hat sich eigentlich nur ein neuer Autor, der literarisch mitsprechen kann, Felix Salten, mit seinem Einaktercyklus „Vom andern Ufer“ (Lessing-Theater) dem Urteil des Publikums, das diesmal gnädig war, unterworfen. Neben ihm hat dann noch die geschickte Compagniefirma Blumenthal-Kadelburg mit dem Feuer ihres Witzes, das freilich diesmal nicht recht brennen wollte, die genügsamen Gäste des Theaters am Gendarmenmarkt behaglich erwärmt. Wir werden die Getreuen auch einzeln wiedersehen. Dr. Martin Ziekel wird wohl mit seinem Kadelburg nach dem jüngsten Misserfolg der Sozietät Stein-Seller nicht lange hinterm Berge halten. Wem der Blumenthal gefällt, weiss ich im Augenblick nicht. Auch das Wissen des Literarhistorikers ist Stückwerk. Die neueröffneten Bühnen haben dem Gesamtbilde des theatralischen Berlins keine neue Note aufgeprägt. Das Theater an der Spree unter Philipp Spandows Leitung hätte den „Aktienbudiker“ ruhig schlafen lassen sollen. Der Tagespossenliteratur des nachmärzlichen Berlin ist nicht mehr auf die Beine zu helfen, und das Lokalstück ist im Grunde nur eine ungeheure Philisterei. Das Hebbel-Theater hat überhaupt noch nicht eingreifen können. Vorläufig spielen ihm die anderen Bühnen alle Dramen Hebbels weg. Da war die „Judith“ im Neuen Schauspielhause. Eine brave, bürgerliche Judith, bei der man aber nicht spürt, dass in diesem Liebeshass die Welt in den Fugen kracht. Jugendwerke wie die „Judith“ soll man nicht mildern, man soll sie in ihrer grellen Unversöhnlichkeit spielen als den gigantischen Wurf eines Dichters, der den Weg von der Metaphysik zur Durchdringung der realen Weltzustände noch nicht gefunden hat. Die allgemeine Begeisterung der modernen Literarhistoriker für „Maria Magdalena“, die im Kleinen Theater in Szene ging, habe ich nie teilen können. Das Schauspiel ist masslos gequält und peinigt. Für einen Hebbel genügen eben die vier Wände eines Bürgerhauses durchaus nicht. Weit genussreicher war die Aufführung des „Prinzen von Homburg“ im Deutschen Theater. Reinhardt scheint von seinen allen Göttern, den Ausstattungsfeerien, abzufallen und sich zu einem einfacheren, mehr literarischen Stile zu entwickeln. Oder sollen die jüngsten Ereignisse, die Aufführung von „Was Ihr wollt“, auf die ich später zurückkomme, beweisen, dass diese Meinung ein Irrtum ist? Der wirkliche kulturelle Fortschritt im Theaterwesen wird gegenwärtig die stärkste Reaktion gegen alles äusserliche Ausstattungswesen fordern müssen. Die Bühne muss nach Vereinfachung und Akzentuierung streben. Sie arbeitet heute mit viel zu viel Coulissen, Dekorationen, Verwandlungen, Requisiten, mit zuviel Pappe, die doch jedem Zuschauer eben nur als Pappe erscheint, und zu wenig mit den eigentlich dekorativen und zugleich suggestiven Materialien, wie Stoffe und dergl.

Zweitens ist unseren Bühnenleitern mehr Beharrlichkeit in der Verfolgung eines wirklichen Programms statt dieser ängstigenden Hatz nach dem Kassenerfolg, der sich doch nicht erzwingen lässt, zu wünschen. Gegenwärtig zeigen nur drei Bühnenleiter diese Konsequenz; Brahm im löblichen Sinne, indem er an Ibsen und Hauptmann, als den Säulen seines Hauses, festhält und mit seinen Aufführungen beweist, dass der Schauspieler niemals das Facit einer Darstellung bestimmt, sondern der Geist, der die Darsteller anleitet. Konsequent ist sodann Schmieden, der im Neuen Theater prinzipiell nur Dilettanten zu Worte kommen lässt und das Repertoire der bühnenunmöglichen Werke bald erschöpft haben dürfte. Er sollte einmal ein Stück geben, von dem er sich nichts verspricht. Konsequent ist auch Bonn, der seine eigenen Stücke spielt. Da er aber rascher dichtet, als seine Schauspieler lernen, seine Dramaturgen lesen können, so ergeben sich auch hier Disharmonien.

Inzwischen halten sich die grossen Männer der Zeit grollend im Hintergrund. Sudermann lässt seine „Rosen“ erst an anderen Stellen spielen und behandelt Berlin als letzte Provinstadt. Hauptmann dürfte auf uns auch nicht gut zu sprechen sein. Ob er sich wirklich an Karl dem Grossen versucht hat, scheint mir mindestens zweifelhaft. Hartleben ist tot, und Halbe pfeift auch auf Berlin. Wo aber sind die kommenden Männer? Am dramatischen Horizonte entdeckte ich nur einen mit ungewöhnlicher Begabung, Johann Raff, dessen „Letzter Streich der Königin von Navarra“ (Verlag S. Fischer) sehr viel verspricht.

Wie sonst die Dinge liegen, ist es ganz gescheit, dass man die Klassiker von Shakespeare bis Ibsen neu auf die Bühne bringt. Es ist hier durch Regietradition und Jahrhunderte alte Gedankenlosigkeit sehr viel gesündigt worden. Die deutsche Bühne hat mehr zu vergessen als zu lernen. Sie hat vor allem zu lernen aus der Psychologie des Zuschauers. Wie kommen theatralische Eindrücke zustande, die den Besuch des Theaters genussreich machen? Das ist der springende Punkt. Das geistige Niveau des Theaters ist zu heben. Man soll weniger spekulieren und blenden, dafür aber mehr schaffen. Das ist Zukunftsmusik, aber die bisherigen Resultate der Saison sind so unbedeutend, dass die Kritik, wenn sie nicht geschwätzig werden will, blutwenig zu sagen hat. Es wird fortgewurstelt.

Desto mehr soll sie fordern!

Dr. Hans Landsberg.

* Die „Deutsche Nationalbühne“ (Direktion: Friedrich Weber-Robine), welche aus der im Jahre 1904 gegründeten Gesellschaft „Neue Bühne“ hervorgegangen und

den gebildeten Ständen der Reichshauptstadt und ihrer Vororte gewidmet ist, hat nunmehr ihr neues Programm veröffentlicht. Wir entnehmen demselben, dass ihr Hauptziel die Errichtung einer deutschen Nationaloper ist, deren Mitglieder in einer jetzt gegründeten Meisterschule der Gesellschaft einheitlich ausgebildet werden und wozu eine Anzahl neuer technischer Gesichtspunkte in Anwendung kommen soll. Zunächst will die „Deutsche Nationalbühne“ ihren Mitgliedern gegen einen Monatsbeitrag von 1 Mk., welcher für Familien und alleinstehende Geschwister entsprechend ermässigt wird, monatlich 2—3 Konzert- und späterhin auch Bühnen-Abende bieten; ferner Lichtbildervorträge und Besuche von Galerien, Museen, Ateliers usw. zur Pflege der bildenden Künste veranstalten. Ein Ehrenpräsidium soll dem gesellschaftlichen Schutze alleinstehender Frauen und Mädchen dienen, ein künstlerischer Beirat die Direktion unterstützen. Auch die Bildung eines gemischten Chores innerhalb der Mitgliedschaft ist in Aussicht genommen. Besondere gesellige Vergnügungen werden zur Hebung des Verkehres der Mitglieder untereinander beizutragen haben und auch der Förderung junger Talente ist gedacht. Die Geschäftstelle befindet sich Barbarossa-Strasse 47 pt.

Ch. Th. — Dr. Friedrich Drexler, der Verfasser des s. Z. viel besprochenen und aufgeführten süddeutschen Familienstückes „Mutter Eva“ hat neuerdings unter dem Titel „Häns'chen“ eine Familientragödie in 3 Akten veröffentlicht. Es ist eine Tragödie des Mutterhasses von erschütternder Wirkung. Der Hauptvorzug des Stückes liegt in der feinen psychologischen Entwickelung der Charaktere.

Dies und Das.

* „Zur Psychologie der Massen“ ist ein Buch Gustave Le Bons betitelt, das in der französischen Originalausgabe bereits die zwölfte Auflage erlebt hat und nun auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Der Verfasser beschäftigt sich darin besonders mit der Leichtgläubigkeit der Massen und mit den Grenzen der Veränderlichkeit der Anschauungen und Ueberzeugungen derselben. Auf Neuheit können die Behauptungen Le Bons im ganzen keinen Anspruch machen. Schon Goethe gab dem Gedanken von der Leichtgläubigkeit der Massen im „Faust“ Ausdruck mit den Worten:

„Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle, — Schafsnatur!“

Nicht minder treffend spricht sich Schiller zu dem Thema aus, indem er sagt:

„Jeder, sieht man ihn einzeln,
ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird
ein Dummkopf daraus.“ Ed. L.

* Die erste dramaturgische Doktordissertation. Die wissenschaftliche Behandlung der dramatischen Kunst, wie sie in neuerer Zeit namentlich von dem Jenaer Aesthetiker Hugo Dinger praktisch sowohl als theoretisch vertreten wird, hat einen bemerkenswerten Fortschritt gezeitigt. Vor kurzem ist nämlich, wie der „Theater-Courier“ berichtet, an der Universität Jena die erste rein dramaturgische Arbeit als philosophische Doktordissertation angenommen und damit der bisher bestenfalls als Grenzgebiet behandelten Dramaturgie die von Dinger erstrebte wissenschaftliche Selbständigkeit in prinzipiell-praktischer Weise zugestanden worden. Die Arbeit ist betitelt: „Heinrich Laubes Prinzip der Theaterleitung, ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik im neunzehnten Jahrhundert.“ Sie wurde angeregt durch eine Feier zum hundertsten Geburtstag Laubes im Jenaer akademisch-dramaturgischen Verein, dessen vor Jahresfrist erfolgte Begründung wiederum als erste Frucht der Bestrebungen „Dramaturgie als Wissenschaft“ anzusehen ist.

* Schillers Flucht auf der Bühne. Die hundertfünfundzwanzigste Wiederkehr der Tage, da Friedrich Schiller auf der Flucht aus der Heimat unter dem Namen eines Dr. Ritter in Mainz einkehrte, wird dort festlich begangen werden. Durch alle Lande ging der Ruhm des Dichters der „Räuber“, des jungen Himmelstürmers, der aber kaum soviel besass, um eine bescheidene Gasthofrechnung bezahlen zu können. In diesen schweren Zeiten war es bekanntlich der treue Streicher, der Schiller obenauf hielt und ihn immer wieder dem Trübsinn entriss. Im Mainzer Stadttheater kommt ein Werk zur Aufführung, das die Erinnerung an die Mainzer Episode des Dichters festhalten wird: das von dem Mainzer Historiker Hofrat Alfred Börckel verfasste einaktige historische Lustspiel „Auf Schillers Flucht“.

* Neue Ausgabe des „Jungen Goethe.“ Eine völlig neu bearbeitete Ausgabe des „Jungen Goethe“ wird im Einverständnis mit der Firma S. Hirzel im Insel-Verlage in Leipzig erscheinen. Die neue, mit Einleitung und Kommentar ausgestattete Ausgabe wird wesentlich umfangreicher sein, als die erste, und alles umfassen, was an Werken, Briefen, Jugendarbeiten, Gesprächen, Radierungen und Zeichnungen Goethes, sowie an Bildern von ihm bis zum Jahre 1775 bekannt ist. Sämtliche irgend erreichbaren Handschriften werden für den Druck noch einmal genau verglichen werden. Herausgeber und Verlag richten daher an alle, die Handschriften u. a. aus dieser Lebensepoche Goethes, vor allem etwa noch ungedrucktes oder unbekanntes Material besitzen oder im Privatbesitz wissen, die Bitte, Herrn Dr. Max Morris, Weimar, Kurthstr. 2, davon zu benachrichtigen.

* Sully-Prudhomme über Deutschland. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“: „Der gefeierte Dichter der „Solitudes“ und des „Bonheur“ war bis zu der Zeit, da er den Nobelpreis für Literatur erhielt, in Deutschland fast unbekannt geblieben. Daran, dass er hier nicht ins Publikum drang, war wohl in erster Linie die lyrisch-philosophische Richtung seiner Poesie schuld. Dem dramatischen Genre, das durch die vermittelnde Kunst der Interpreten einem Autor auch in fremden Ländern Einfluss verschafft, blieb er fremd. Eine so fein abgetönte, innerliche, an verborgenen Intentionen reiche Lyrik wie diejenige Prudhommes ist schon für die Angehörigen der eigenen Nation keine sehr begehrte literarische Kost und verliert in fremder Mundart immer einen Teil ihrer künstlerischen Eigenart. Nichtsdestoweniger hat Sully-Prudhomme nicht ganz des Verkehrs mit literarischen Persönlichkeiten Deutschlands entbehrt, noch weniger vermisst man in seinen Werken den Einfluss der geistigen Heroen aus Deutschlands Vergangenheit. Dass er auch über die moderne deutsche Nation ein eigenes und von Voreingenommenheiten freies Urteil besass, mögen einige Aeusserungen dartun, die er mir gegenüber tat, als ich ihn im

Jahre 1900 in seiner bescheidenen Wohnung in der Rue du Faubourg St. Honoré besuchte. „Das militärische Deutschland," sagte er u. a., „ist, wie es scheint, rascher gewachsen als das geistige Deutschland. Das erfüllt mich mit Zweifel und Unruhe. Ich hatte immer einen grossen Respekt vor dem Volk, aus dem Männer hervorwuchsen wie Kant, Hegel und Feuerbach." Nun sei aber der kriegerische Geist über Germanien gekommen, und der, meinte er, „zwingt uns Franzosen, gleichfalls unser ganzes Genie in der Kunst des Mordens zu verbrauchen."

* Der Rückgang der französischen Literatur im Auslande. Grosse Beunruhigung erregt in den Kreisen der französischen Buchhändler und Schriftsteller die Tatsache, dass der Absatz der französischen Bücher im Auslande in den letzten Jahren stark zurückgegangen ist. Vor allem, so schreibt man der „Frankf. Ztg.", hat der französische Bücherhandel in den Vereinigten Staaten gelitten, und zwar hängt dieser materielle Schaden mit einer Abnahme des Ansehens der französischen Literatur überhaupt zusammen. Frankreich ist ja seit mehr als 50 Jahren der grosse Fabrikant des Lesefutters für den Weltmarkt; pikante Werke sind die Spezialität der gallischen Erzähler, und daher ist der Argwohn berechtigt, den man gewissen französischen Büchern entgegenbringt. Dadurch wird aber ungerechterweise auch der wertvolle Teil des französischen Schrifttums getroffen. Die öffentlichen Bibliotheken in Amerika verschliessen sich seinen Autoren, Schulen und Eltern zögern, sie den jungen Leuten in die Hand zu geben, und selbst die Amerikaner französischen Ursprungs wenden sich von ihnen ab. Bedeutende Schriftsteller wie Jules Claretie, Paul Hervieu, Abel Hermant, Marcel Prévost haben sich nun bei einer Umfrage dahin ausgesprochen, dass die „pornographische Literatur" durch den stärkeren Vertrieb ernsthafter französischer Bücher bekämpft werden müsste, und der „Matin" hat eine Organisation ins Leben gerufen, die in New-York ein Vertriebskontor des französischen Buchhandels einrichten will. Die besten Werke der französischen Dichtung, die in der Vergangenheit wie in der Gegenwart an ernsthaften bildenden Werken so reich ist, sollen dadurch in den Vereinigten Staaten verbreitet und gegen die gewöhnliche Marktware in den Vordergrund gestellt werden.

Bücher - Besprechungen.

Notions générales de biologie et de plasmogénie comparées. Par le Prof. A. L. Herrera. Traduit par G. Renaudet (Berlin, W. Junk).

Le rôle prépondérant des substances minérales dans les phénomènes biologiques (Mexico, Imprenta del gobierno federal, 1907).

Prof. Herrera stellt die Behauptung auf, dass die meisten Lebensäusserungen der Zelle auf die Einwirkung mineralischer Substanzen zurückzuführen sind, dass letztere also in dem allgemeinen Lebensmechanismus die Hauptrolle spielen, speziell auch bei der Entstehung des Plasma's. Was die Gestaltung des Plasma's betrifft, so führt er diese hauptsächlich auf das Wasser zurück. Von diesem sagt er, es sei der grosse Baumeister der Organismen. Ohne in Bewegung befindliche Flüssigkeiten sei keine Gestaltung möglich. Von den Organismen behauptet er, dieselben seien die abgestorbenen Formen der Lösungen (Les organismes sont les formes cadavériques des solutions). Das Gleiche wird bezüglich der Kristalle behauptet. Hierauf gründen andere wiederum die Lehre, dass die Säugetiere im Zerfall begriffene Urkristalle seien. Die Ausführungen, mit denen Herrera seine Behauptungen zu begründen sucht, sind von nicht geringem Interesse, wenn er auch in seinen Schlussfolgerungen da und dort zu weit geht. Ihre wahre Erklärung finden die von ihm dargestellten plasmogenetischen Vorgänge in der Schrift: „Organische Neubildung und Regeneration oder Die Biologie im Lichte der Fulgorogenesis" von Dr. Eduard Loewenthal (Berlin, Otto Dreyer, 1903).

—*—

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1906—1907. 22. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 42 Abbildungen. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung).

In diesem Jahrbuch wird über die hervorragendsten Fortschritte auf allen Gebieten der Naturwissenschaft eingehend Bericht erstattet, besonders über die Forschungsergebnisse und praktischen Errungenschaften, die im Laufe des verflossenen Jahres das Interesse weitester Kreise mit Recht in Anspruch genommen haben. Unter Physik nehmen den weitesten Raum ein die Erscheinungen vom Grenzgebiete des Lichtes und der Elektrizität und die Fortschritte in der Funkentelegraphie. Unter Chemie finden neben den Fortschritten in der allgemeinen und der physikalischen Chemie und in der speziellen Chemie, der anorganischen wie der organischen, auch die wichtigsten neueren Versuche und Apparate, dazu die Errungenschaften der chemischen Technologie, die gebührende Beachtung. In der Astronomie wird, neben einer Reihe mehr wissenschaftlicher Aufsätze, über Kometen von 1906, Feuerkugeln und Sternschnuppen, Nordlicht und Planetenstörungen und über neue Instrumente berichtet. Unter Meteorologie verdienen die wissenschaftliche Luftschiffahrt mit ihren erstaunlichen Ergebnissen und die Erscheinungen der meteorologischen Optik die meiste Beachtung. Unter Zoologie sind die neuesten Ergebnisse der Regeneration und Transplantation im Tierreich unter Beigabe von neun veranschaulichenden Figuren am ausführlichsten besprochen worden; derselbe Gegenstand wird in dem Berichte über die letzte Naturforscher- und Aerzteversammlung auch noch in seiner Bedeutung für die Chirurgie behandelt. Die Botanik enthält nicht weniger als 21 in sich abgeschlossene Artikel teils rein wissenschaftlichen, teils praktischen Inhalts. Aus dem Kapitel Mineralogie und Geologie sind die unterirdischen Flüsse („Höhlenflüsse") und der gewaltige letzte Ausbruch des Vesuv, dessen Verlauf ein übersichtliches Kärtchen veranschaulicht, zu nennen. Unter Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie wurden, neben einer Reihe anderer Besprechungen, wie in weiter zurückliegenden Jahrgängen wieder die gewiss allen Lesern willkommenen Mitteilungen über neue Arzneimittel, neuere Nährpräparate und Geheimpräparate gebracht. Den Schluss des Textes bilden Länder- und Völkerkunde, Jndustrie und industrielle Technik, angewandte Mechanik. Dem Buch ist beigegeben ein Ueberblick über die Himmelserscheinungen des nächsten Jahres, ein 232 Namen umfassendes Totenbuch und ein ausführliches alphabetisches Namen- und Sachregister.

Die drahtlose Telegraphie und Telephonie. Nach Geschichte, Wesen und Bedeutung für Militär und Marine, Verkehr und Schule, gemeinverständlich dargestellt von Gustav Partheil, Oberlehrer in Dessau. Mit 127 Abbildungen und 2 Porträts. 2, vermehrte Auflage (Berlin, Gerdes und Hödel, 1907).

Der Verfasser legt in seiner Darstellung der drahtlosen Telegraphie und Telephonie in etwas einseitiger Weise das Hauptgewicht auf das deutsche „Telefunken"-System. Von den ausländischen Systemen schildert er nur die genauer, welche für den allgemeinen Weltverkehr von unbestreitbarer Wichtigkeit sind, sofern sie fördernd oder hemmend in denselben eingreifen. Für die Zwecke des Schulunterrichts hat der Verfasser einen besonderen Abschnitt über die Demonstration der drahtlosen Telegraphie beigefügt. Im allgemeinen ist das Partheil'sche Buch als eine schätzbare Bereicherung der Literatur über einen der wichtigsten Zweige der modernen Technik zu bezeichnen und als solche willkommen zu heissen. —*—

Die geistigen Epidemien. Von Willy Hellpach. (Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten & Löning.)

Nach Willy Hellpach gibt es Erscheinungen im menschlichen Seelenleben, deren Eigenart gar nicht besser bezeichnet werden könne, als wenn man sie sozialpathologisch, gemeinschaftspathologisch nenne. Der Genannte führt dann Beispiele aus Geschichte und Gegenwart bezüglich des Ursprungs und der Bedeutung seelischer Massenerkrankungen oder Epidemien an. Vom Religiösen sagt der Verfasser vorliegender Schrift, „es sei fast überall und immer in krankhaftem Gewande in die Geschichte eingetreten und habe auf den Flügeln seelischer Massenkrankheit seine Ausbreitung und seine entscheidenden Umbildungen erlebt. Die Wunder liegen dicht bei den Erscheinungen der Hysterie und die Offenbarung wohne im psychopathischen Gehäuse. Die Wissenschaft aber habe nicht immer die Grenzen ihrer Aufgabe zu finden gewusst. . . . Wenn das Religiöse aus dem Krankhaften entspross, so hat die Wissenschaft diese Kausalkette darzulegen. — Etwas besonders Neues und Förderndes ist in den Ausführungen des Verfassers nicht zu erblicken.

Ed. L.

Von den geheimen Kräften in uns. Von William Thompson. (Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag, Berlin.)

Ein interessantes Buch, das sich wie ein spannender Roman liest und dem Leser auf verhältnismässig geringem Raum eine Fülle von Aufschlüssen und Kenntnissen vermittelt. Der Titel „Von den geheimen Kräften in uns" klingt allerdings sehr mysteriös. Aber der Inhalt bietet genau den Gegensatz davon, was landläufig als „Geheimnisse" im Sinne des Spiritismus, Okkultismus und dgl. gilt. Die geheimen Kräfte in uns sind vielmehr im Sinne William Thompsons jene starken Seelenkräfte, die jeder von uns besitzt und selten von ihnen zum eigenen Vorteil und Nutzen Gebrauch macht, nämlich die Kräfte der Suggestion, der Autosuggestion, des Hypnotismus, des Ueber- und Unterbewusstseins, der Gedächtnismechanik usw. In anziehender Darstellung konstruiert uns Thompson einen Gegensatz zwischen dem bisherigen Menschen, der die Phänomene dieser Kräfte sah und fühlte, ohne sie zu verstehen, und dem neuen Menschen, der die volle Erkenntnis vom Wesen dieser Kräfte hat und mit klarem Bewusstsein und starkem Wollen sich ihrer bedient und bedienen wird.

Wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Betrachtung. Von Dr. Karl Frey. Mit besonderer Berücksichtigung der akademischen Interpretation literarischer Kunstwerke. Eine Studie. (17 Seiten, 8⁰, (Zürich, Art. Institut Orell Füssli).

Der Verfasser, Dozent für allgemeine Aesthetik am eidgenössischen Polytechnikum, setzt in dieser kleinen Studie die ihn bei seiner akademischen Tätigkeit leitenden Grundsätze auseinander. Nachdem die Betrachtung des Kunstwerkes erst seit etwa anderthalb Jahrhunderten in den Plan der Wissenschaft aufgenommen worden ist, verlangt er neben der bloss wissenschaftlichen Behandlung gesondert und selbständig die künstlerische Betrachtung. Auf den Universitäten soll neben dem Professor endlich auch der Künstler zum Worte kommen; das Kunstwerk soll nicht mehr bloss verstandesmässig als eine Resultante verschiedener Komponenten aufgefasst, sondern durch ein vom Interpreten unmittelbar erwecktes Nachfühlen von innen heraus begriffen werden! Die Berechtigung dieser Forderung leitet der Verfasser aus allgemeinen philosophischen Ueberlegungen über den Gegensatz von Wissenschaft und Kunst her, dabei sich vor allem auf den kantischen Kritizismus stützend. Seine Untersuchung geht nicht ins Detail, sondern begnügt sich damit, das Problem in grossen Zügen zu zeichnen, seine Wichtigkeit darzutun und alle Freunde akademischer Bildung — zuerst die Studierenden selbst — zu weiterm Nachdenken anzuregen.

Geschichte der ungarischen Literatur. Von Prof. Dr. J. Kont (Paris). — (Leipzig, C. F. Amelang, 1906.)

An einer knappen und doch das Wesentliche enthaltenden Darstellung des ungarischen Geisteslebens in seinem Zusammenhang mit dem politischen und sozialen Leben fehlte es bis jetzt in Ungarn. Konts vorliegendes Werk ist berufen, diesem Mangel abzuhelfen. Selbst Ungar von Geburt, hat der Verfasser doch dadurch, dass er in Paris lebt und dort seit 15 Jahren für die Verbreitung der ungarischen Literatur tätig ist, diejenige Objektivität gewonnen, die einem westeuropäischen Publikum gegenüber geboten ist. Entsprechend der späteren Entwicklung der ungarischen Literatur legt er das Hauptgewicht auf das 19. Jahrhundert, dessen geistige Grösse er in scharfen Umrissen kennzeichnet. Lyrik, Theater und Roman werden in ihren Hauptvertretern vorgeführt, ohne dass der Leser mit gelehrten Abschweifungen belästigt wird. Zum Schluss wirft der Verfasser noch einen Blick auf die bedeutendsten Leistungen der ungarischen Geschichtschreibung, Kritik und Aesthetik und gibt für den, der sich näher mit diesen Dingen beschäftigen will, in einer gut ausgewählten Bibliographie zahlreiche Hinweise auf die in Deutschland, Frankreich und England erschienenen Schriften über den Gegenstand.

Geschichte der rumänischen Literatur. Von Prof. Dr. G. Alexici. In deutscher Bearbeitung von Dr. K. Dieterich, (Leipzig, C. F. Amelang, 1906).

In dieser Geschichte der rumänischen Literatur betont der Verfasser besonders die Entwicklungstendenzen der neueren Literatur Rumäniens, d. h. er sucht die in derselben verkörperten kulturgeschichtlichen Strömungen klarzulegen. Das Hauptgewicht legt er auf die Charakteristik der drei in ihr vereinigten Kultursphären der walachisch-griechischen, der moldauisch-slawischen und der siebenbürgisch-deutschen. Hierdurch wird es dem Leser ermöglicht, sich die Stellung der rumänischen Literatur zu ihrer Umgebung zu verdeutlichen, und sich ein Bild von den in ihr waltenden Tendenzen zu machen.

Der Weg nach Eden oder Die Tragödien des neuen Weltalters. Eine Tetralogie von Karl Kösting. (Leipzig, Oswald Mutze, 1907).

Dass sich in den religiösen und sozialen Kämpfen unserer gärenden Uebergangszeit, in ihren wissenschaftlichen Entdeckungen und technischen Erfindungen ein neues Weltalter ankündigt, ahnen Millionen; alle Denkenden sind sich dessen bewusst, und auch die zeitgenössische Kunst steht im Bann dieses Gedankens. Karl Kösting schildert in seinem Werke, dessen erster Teil schon vor Jahren erschienen ist, die Gründung eines idealen Gemeinwesens „Eden“ durch eine deutsche Familie, die. durch den Revolutionssturm des vorigen Jahrhunderts in die neue Welt verschlagen, sich nach dem amerikanischen Bürgerkrieg mit gleichgesinnten Landsleuten am stillen Weltmeer verbunden hat. Jenseits der Schneeberge, an der gesegneten Küste, wo amerikanische Tatkraft und Intelligenz seitdem ein Stück Italien hingezaubert, gedachten die deutschen Ansiedler ihr Kulturideal zu verwirklichen. Mittelpunkt ihrer Gemeindeschöpfung sollte die Schule sein. Sie sollte die junge Generation in einer Weltanschauung erziehen, die mit den unanfechtbaren Lehren der modernen Naturerkenntnis die unzerstörbaren Heilswahrheiten der echten Religion verbindet. Das Nachwort zur vorliegenden Dichtung schildert den Besuch auswärtiger Gäste in „Eden“. Das in der Gemeindeschule zu Bürgern des neuen Weltalters herangebildete junge Geschlecht ist mit dem weiteren Ausbau des väterlichen Kulturwerkes beschäftigt und plant ein Theater, das sich dem Schulpalast als ebenbürtiger Kunsttempel an die Seite stellen soll. Die in der Schule gelehrte Weltanschauung, deren Segenskraft der Gemeindeflor bezeugt, soll in dramatischer Verkörperung den Zuschauern vorgeführt werden. Und zwar soll dies in einer Tetralogie geschehen, welche die Sehnsucht der ringenden Menschheit nach einem „besseren Jenseits“ zum Gegenstand hat. Was als „Seelenland“ über den Wolken, als „Kanaan“ hinter Wüsten, als „Neue Welt“ hinter Wellen gesucht worden, das wird in der sozialen Schlusstragödie, deren Helden die Gemeindeväter selber sind, als jenes Reich der Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe erkannt, das Jesus als „Reich Gottes“ auf Erden hatet stiften wollen. Im Dienst dieses Ideals stehen die Kulturheroen der Menschheit, die zugleich die volkstümlichsten dramatischen Helden sind. Der grösste unter ihnen ist Jesus von Nazareth! Er tritt in der vorliegenden Tragödie „Das Himmelreich“ auf. Mit dem übersinnlichen Christus des Dogmas, welchen auch einst die Gründer der Edengemeinde abgelehnt, hat der hier vorgeführte wahre Christus freilich nichts zu schaffen. Er ist vielmehr der Vertreter jenes praktischen Christentums, das im neuen Weltalter das dogmatische ersetzen wird. Aus dem sozialen Elend seiner unseligen Zeit heraus, die mit der unsrigen eine so beängstigende Aehnlichkeit hat, muss der Anwalt der Mühseligen und Beladenen in seinem Erlöserberuf verstanden werden. In dieser Auffassung schildert ihn auch das für die Aufführung gedichtete Bühnenwerk, das seine volle Wirkungskraft natürlich nur in szenischer Verkörperung offenbaren kann. Eine Aufführung im neuen Deutschen Reich wird der Dichter wohl kaum erleben. Er muss sich damit begnügen, sein Jesusdrama der Lesewelt anzubieten als Probestück aus einem Lebenslied, in welchem er ein einheitliches Weltbild von versöhnender Wirkung zu hinterlassen hofft. —*—

Der Wilddieb. Von Ernst Wichert. (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Grossborstel.) Ernst Wichert — gestorben in Berlin 1902 war als Richter lange Jahre in Litauischen tätig gewesen. In seinen „Litauischen Geschichten“ hat er Bilder von psychologischer Kraft und Stärke aus seiner genauen Kenntnis dieses langsam verschwnidenden Volkstums gezeichnet. Die Erzählung „Der Wilddieb“ ist aus ihnen entnommen. Der Held, der Bauer Lauronat, ist ein typischer Vertreter seines Volkes. Dessen Urwüchsigkeit und Natürlichkeit, zugleich aber auch sein wohl naives, aber mit unserem Rechtsbewusstsein durchaus nicht harmonierendes Gefühl für Recht und Billigkeit sind die Triebfedern seines Handelns, die ihn zum Zerfall mit der Gesellschaft und endlich zum Selbstmorde führen. Das Schicksal, einem unterdrückten und an Kulturfähigkeit unterlegenen Volke anzugehören, drückt seinem Tun und Lassen den Stempel des verzagten Sichgehenlassens auf, das dem starken Manne von Natur aus nicht eigen ist. Ernst Wichert hat dies für eine dramatische Gestaltung geeignete Schicksal in seiner Erzählung mit dramatischer Straffheit zu schildern verstanden. Dieser Umstand, vereint mit der Romantik des Stoffes macht das Büchlein zu einer sehr interessanten Lektüre.

Gedichte von Otto Albert Schneider (Minden. J. C. C. Bruns Verlag.)

Schneider besitzt eine hübsche Begabung und ein ausgeprägtes Verstalent. Seine Bilder sind anschaulich der Ausdruck stets edel und vornehm. Besonders ein kleines Gedicht, Madonna im Rosenhag, durch Stephan Lochners Bild im Kölner Museum hervorgerufen, verdient hervorgehoben zu werden. Die Sammlung ist leider zu klein, um ein abschliessendes Urteil zuzulassen, vorläufig scheint es nur am Platze, das nächste Werk des wohl noch jugendlichen Dichters zu erwarten. M. K.

Aus den Literarischen Vereinen.

* Die Neue Literarische Gesellschaft zu Berlin versendet soeben ihr neues, erweitertes Programm, welches fünfzehn literarhistorisch-musikalische Abende umfasst, von den Dichtungen der frühesten Literaturzeit an bis zur neuesten Lyrik und den deutschen Humoristen. Die erste grössere Veranstalung der Gesellschaft ist ein „Roswitha-Abend“, der Ende Oktober im Künstlerhause stattfinden wird. Die Geschäftsstelle der „Neuen Literarischen Gesellschaft“, der fast sämtliche namhaften Dichter Deutschlands sowie hervorragende Persönlichkeiten aus den Kreisen der Künstler- und höheren Beamtenwelt, sowie der Geistes- und Finanzaristokratie angehören, befindet sich Berlin W., Vorbergstr. 10, wohin Bewerbungen um Beitritt, sowie Anfragen bezüglich Eintrittskarten zu richten sind.

* Leipziger Schriftstellerinnen-Verein. (Vorsitzende: Mathilde Clasen-Schmid) Die Versammlung am 8. Oktober hat diesmal im Theatersaal des „Siebenmännerhauses“ stattgefunden. Zunächst wurden am Beginn eines neuen Vereinsjahres die Mitgliedskarten verteilt und der Bericht aus der „Literarischen Praxis“ vorgelesen. Alsdann hielt die Vorsitzende einen längeren Vortrag über die allgemein beliebte Vereinsgenossin Elisabeth Schmidt.

welche den 17. Oktober ihren 50. Geburtstag feierte. — Anna Dix (Zittau) hatte ein Gedicht aus dem „Deutschen Kinderfreund“, „Der Apfelbaum vor Nachbars Haus“ eingesandt und Eugenie Pahlke aus Pöhlitz rezitierte von ihren Gedichten: „Ein Wahn“, „Frieden“, „Noch sind die Tage der Rosen“. Beifällig aufgenommen wurde auch ein Singspiel in einem Akt: „Das grosse Los“ von Elisabeth Frey, von der Dichterin selbst vorgetragen. Diesem folgten Lieder von Mathilde Clasen-Schmid „Das Geständnis“, „Verlorner Lenz“ usw. und „Die Waise“, von Lina Weller, komponiert und vorgetragen von Carl Zierold. Ein Lustspiel in einem Aufzug „Der Friede“ von C. von Wildenfels, erregte viel Heiterkeit. Hr. Tätzner, Lina Weller, Carl Zierold, Hr. Wolf, Frl. Grothe und Ebert waren dessen Darsteller. Daran reihten sich noch ausgewählte Gedichte von Marie Eisselt: „Die wilde Mara“ usw. und von Jenny Schwabe: „Feierabend“, „Ruhe im Sturm“, „Ringelreigen“ usw., vorgetragen von Frl. Ratzel, welche diesen Dichtungen der Vereinsmitglieder noch einige freie Lieder: „Der Bleistift“, „Mama bleibt immer schön“, „S' Zeiserl“, „ Die zwei Grenadiere“, „Erlkönig“ usw. in der ihr eigenen, schönen Vortragsweise hinzufügte.

* Einem Rundschreiben der Freien literarischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. entnehmen wir nachstehende, allgemeines Interesse bietende Auslassungen:

> „Wer das geistige Leben unseres Volkes namentlich in den Grossstädten verfolgt, kann nicht darüber im Zweifel bleiben, dass die eifrige Pflege von Kunst, Literatur und sozialen Wissenschaften durch Vereine und sonstige Verbindungen zu den am meisten ins Auge springenden Zeichen einer hochentwickelten Kultur gehört. Jeder will heute teilnehmen an der Entwicklung auf den verschiedenen Gebieten der Kunst und Literatur. Wir sind heute zumeist Weltbürger auf geistigem Gebiete, wir wollen auch die Errungenschaften anderer Völker kennen lernen und, um mit Goethe zu reden, „in einen Austausch der edelsten Güter mit ihnen treten, der den Fortschritt der gesamten Menschheit fördern soll“. Was aber Einer, was sogar Wenige nicht erreichen würden, weil oft die Mittel fehlen und anderenteils der zwingende Nachdruck ausbleibt, das gelingt der geistigen und materiellen Kraft der geschlossenen Gesamtheit und dem in den Bestrebungen der künstlerischen und literarischen Vereine und Gesellschaften zum Ausdruck gelangenden „Gegenwartswillen“. Seit man mehr und mehr erkannte, dass der Einzelne, selbst wenn er mit bedeutender Kraft ausgerüstet ist, seine Ideen und Forderungen selten zu allgemeiner Geltung bringen kann, hat das Vereinsleben nicht nur im Bereiche der Politik, nein auch in dem der Kunst und Literatur einen ganz ungewöhnlichen Aufschwung genommen. Er beginnt in Frankfurt a. M. wie in vielen Städten im ersten Jahrzehnt nach der Gründung des deutschen Reiches, er wird gefördert durch die Bewegung des Realismus, die mit idealistischen Phantastereien aufräumte, dem Recht des wirklichen Lebens Anerkennung verschaffte und stärkere Mittelpunkte, sowie mächtigere Förderungen für das geistige Leben der Gegenwart verlangte. Durch alle Wirnisse und Gegensätze der Zeit wirken diese Gedanken noch weiter fort, sie haben da und dort den Riegel von der Pforte zum Throngemach veralteter und unfruchtbar gewordener Anschauungen gesprengt, den Luftzug der neuen Zeit eingelassen und modernen Werten die Herrschaft erobert. Als insbesondere in den achtziger Jahren die Freizügigkeit die Städte mehr und mehr wachsen liess, und das geistige Leben im Getriebe des Alltagskampfes zurückgedrängt zu werden drohte, da erstarkte im Stillen das Verlangen nach bildungskräftigen Berührungspunkten, erscholl immer lauter die Forderung nach Zusammenschluss von Gesinnungs- und Strebensgenossen zu Zweck der Pflege literarischer, ethischer und ästhetischer Bildungsziele. Waren die Standpunkte auch noch so verschieden, pflegten die Einen mehr diese, die Anderen mehr jene Richtung: letzten Endes trafen doch alle Bestrebungen in dem Wunsche zusammen, den geistigen Zustand der Allgemeinheit zu heben und dadurch den Fortschritt der Menschheit fördern zu helfen.“

* Die Literarische Gesellschaft in Köln richtet an die deutschen Dichter und Dichterinnen die Aufforderung, sich an dem am 3. Mai 1908 in Köln stattfindenden poetischen Turnier zu beteiligen. Die Einsendungen sind bis zum 15. Dezember an den Stifter und Leiter der Kölner Blumenspiele, Hofrat Fastenrath, Neumarkt 3 in Köln, zu richten. Die Manuskripte werden nicht zurückgegeben. Sie dürfen nicht von der Hand des Verfassers geschrieben sein. Keine der einzusendenden Arbeiten darf bereits gedruckt oder sonst bekannt sein. Beteiligung an zwei Preisaufgaben, aber nur mit je einer Arbeit, ist zulässig. Jede Einsendung muss ein Kennwort haben, das auch auf einem, den Namen und Wohnort des Verfassers enthaltenden verschlossenen Briefumschlag anzubringen ist. Als Preisrichter fungieren die Herren: Gustav Delphy, Redakteur des „Kölner Tageblatts“, — Dr. Otto Dresemann, Redakteur der „Kölnischen Volkszeitung“, — Hofrat Dr. jur. Joh. Fastenrath, — Schulrat Dr. Theodor Herold-Düsseldorf, — Karl Freiherr v. Perfall, Redakteur der „Kölnischen Zeitung“, — Dr. Arnold Schröer, Professor an der Handelshochschule in Köln, — Geheimrat Professor Dr. jur. Ernst Zittelmann-Bonn. Die fünf Stiftungspreise sind: natürliche Blumen mit gestickter Schleife und das Recht, die Blumenkönigin zu wählen, für den Dichter des besten Liebesgedichtes; ein goldenes Veilchen für das beste religiöse Gedicht; eine goldene Kornblume für das beste Vaterlandsgedicht; — eine goldene wilde Rose, für die beste Novellette in Vers oder Prosa, die den Raum eines Feuilletons nicht überschreiten darf; — eine goldene Nelke für ein humoristisches (nicht karnevalistisches) Gedicht in kölnischer Mundart. Der von Dr. Ernst Henrici-Leipzig gestiftete silberne Becher ist diesmal für ein sangbares Lied im Volkston bestimmt. Die Stadt Köln hat wieder einen silbernen Ehrenpokal für das beste Gedicht über einen Stoff aus der kölnischen Geschichte oder Legende ausgesetzt. Die Stiftung eines ausserordentlichen Preises (silberne vergoldete Lilie) durch den König von Spanien für den Verfasser der besten Ballade ist in Aussicht gestellt.

Neu erschienene Bücher.

Philosophie und Pädagogik.

Eucken, R. Beiträge zur Einführung in die Geschichte der Philosophie. 2. Aufl. (Leipzig, Dürr).

Tews, J. Schulkämpfe der Gegenwart (Leipzig, B. G. Teubner).

Bauer, Albert, Kant und unsere modernen Naturforscher (Esslingen, S. Mayer).

Dürr, Prof. Dr. E. Die Lehre von der Aufmerksamkeit (Leipzig, Quelle & Meyer).

Wenzig, C. Die Weltanschauungen der Gegenwart (Leipzig, Quelle & Meyer).

Freimark, Hans. Das Geschlecht als Mittler des Uebersinnlichen (Leipzig, Lotus-Verlag).

Religion.

Conrad, Gerh. Horneffers Religion des neuen Heidentums im Lichte philosophischer Kritik (Dresden, C. L. Ungelenk).

Willy Hellpach; Die geistigen Epidemien (Frankfurt a. M., Lit.-Anst. Rütten u. Löning.)

Kabisch, Richard. Gottes Heimkehr. Die Geschichte eines Glaubens (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht).

Naturwissenschaften.

Wildermann, Dr. Max. Jahrbuch der Naturwissenschaften, 1906—1907 (Freiburg i. Br. Herder).

Girtler, Dr. Rud. Zur Rotation von Gasmolekülen (Wien, A. Hölder).

Höhnel, Prof. Dr. Franz v. Fragmente zur Mykologie (Wien, A. Hölder).

Rechts- Staats- und Gesellschaftswissenschaft.

Bozi, Alfr. Die Weltanschauung der Jurisprudenz (Hannover, Hellwing).

Loening, Prof. Rich. Ueber Wurzel und Wesen des Rechts (Jena, G. Fischer).

Schwarz, Dr. O. G. Strafrecht und Strafprozess (Berlin, C. Heymann).

Klöpper, C. Chapitres choisis de l'histoire des institutions et des moeurs de la France (Glogau, Carl Flemming)

Knortz, Prof. Karl. Amerikanische Redensarten, Teutonia-Verlag).

Belletristik.

Haar, Georg. Parenthesen zu Lessings „Laokoon" (Hanau, Clauss u. Federsen).

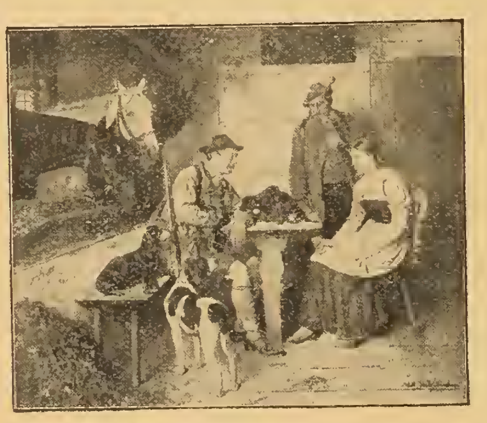
Massow, M. v. Junge Sehnsucht. Gedichte. (Hanau, Clauss u. Feddersen).

Huckarde, Heinrich. Lieder der Einsamkeit (Berlin, Verlag Sammlung menschlicher Dokumente).

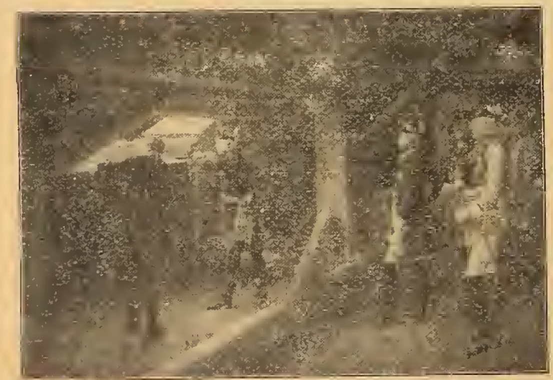
Gehre, C. R. Allerlei Gereimtes (Stuttgart, Carl Rocco).

Lasswitz, Kurd. Traumkristalle. Neue Märchen (Leipzig, B. Elischer Nachf.)

Zu beziehen durch die Neue Photographische Gesellschaft Act.-Ges., Steglitz bei Berlin, Siemensstrasse 27.



No. K. 50. Ad. Eberle: **Anknüpfungspunkt.**
Grösse 52×60 cm. Mk. 8.50. Grösse 22×26,5 cm Mk. 2.—.



No. K. 198.
Carl Seiler: **Rekognoszierung vor der Schlacht bei Rossbach.**
Grösse 44×61 cm. Mk. 6.—.

Hundestudien (Naturaufnahme) à Blatt Mk. 2.25.

Blatt I. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm

Blatt II. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Blatt III. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Bücher der Zeit.

Bücher-Beurteilungen.

☞ Es sollen nur solche Rezensionen aufgenommen werden, die eine Frucht des ernsten Studiums der betreffenden Werke sind, und demnach die wirkliche Ueberzeugung des Kritikers wiedergeben. Hierdurch wird die Kritik das, was sie sein soll, eine ehrliche Aussprache der Anschauung des Beurteilenden. und wirkt auf den Leser so, wie es ihre Bestimmung verlangt. Angebote, in diesem Sinne die Besprechung übernehmen zu wollen, mit der Bezeichnung der erwünschten Gebiete sind dem Verlage der Bücher d. Zeit willkommen

Pfleiderer, Otto. „Die Entwickelung des Christentums". J. F. Lehmanns Verlag in München. Ungeb. 4 Mark.

Im Wesentlichen ein Vertreter der Baur'schen Auffassung vom Christentum als dem in Jesus keimartig vorhandenen neuen religiösen Prinzip der Gottmenschheit, dessen Entwickelung von Anfang durch Gegensätze hindurchgegangen ist. wobei auf keiner Seite die ganze reine Wahrheit war — will Pfl. in dieser an die beiden vorangegangenen („Religion und Religionen" und „Die Entstehung des Christentums") sich eng anschliessenden Vortragsreihe die Hauptpunkte der Geschichte des Christentums herausheben, die geeignet sind, zu zeigen, auf welchem Wege, durch welche Mittelglieder, durch welche natürlichen Motive das Christentum des Neuen Testaments zum Christentum der Gegenwart geworden ist. So ist's eine Kirchen- und Dogmengeschichte in engem Rahmen aber in grossen Zügen, die uns in diesen 16 Vorträgen geboten wird, und zwar in einer Darstellung, welche des berühmten Religionsphilosophen und ausgezeichneten teologischen Lehrers genugsam bekannte Vorzüge: Klare Verständlichkeit. tiefe Gelehrsamkeit und religiöse Wärme überall verrät, und auch dem theologischen Gegner vollste Anerkennung abnötigt.

Es ist zu wünschen, dass dieses neueste Buch Pfl's von allen Seiten die Beachtung erfährt, die es in höchstem Masse verdient. Besonders sei es auch denen angelegentlich empfohlen, die den kirchengeschichtlichen Unterricht an höheren Schulen zu geben haben. Man braucht nur etwa den Vortrag über „Scholastik und Mystik" zu lesen. um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie meisterhaft Pfl. es versteht, von einer Periode der Kirchengeschichte in wenigen Strichen ein lichtvolles, anschauliches Bild zu zeichnen.

Stricker, Ed. „Evangelische Christenlehre" unter Zugrundelegung des Heidelberger Katechismus. Mülhausen i. E., Evgl. Buchhandlung d. kirchl. Vereins f. innere Mission. 1904. 70 Pfg. gebunden.

Der Verfasser hat seine Christenlehre zunächst bestimmt für den Konfirmandenunterricht, dann aber möchte er sie auch der konfirmierten Jugend und den Erwachsenen als Geleitbuch zur Förderung und Befestigung der christlichen Erkenntnis darbieten. Diesem doppelten Zwecke kann das nach Anlage, Form und Inhalt gleich treffliche Büchlein in vorzüglicher Weise dienen. Besonders dankenswert ist. was im Anhang geboten wird: ein kurzer Abriss der Bibelkunde, eine Besprechung des Kirchenjahres, eine sehr klare und übersichtliche Darstellung der Unterscheidungslehren, eine Zeittafel zur Geschichte des Volkes Israel und der christlichen Kirche und endlich ein Verzeichnis der in den verschiedenen Abschnitten berücksichtigten, gut ausgewählten Bibelsprüche.

Scheer, C. „Kathol. und evang. Frömmigkeit". Ein Vortrag. Mülh. i. E., Verl. der Evgl. Buchhandlung. 40 Pf.

Es ist kaum anzunehmen, dass es dem Verfasser mit diesem Vortrage gelungen ist, seinen Zuhörern ein in jeder Hinsicht klares Bild zu geben von kathol. und evangel. Frömmigkeit und dem Unterschiede beider, auch wie er es verstanden wissen will. Dazu ist in der Darstellung zu wenig Bedacht genommen auf ein nicht-theologisches Publikum, besonders gilt das von der Schilderung der Entwickelung und des Charakters der kathol. Frömmigkeit.

Betreffs der evangel. Frömmigkeit meint er, dass es eine allgemein anerkannte Quelle, aus der ihre Kenntnis geschöpft werden könne, nicht gebe. Denn für den Glauben, den er im eigentlichsten Sinne als Vorsehungsglauben bezeichnet, weist er auch die äussere Autorität der Bibel zurück, wie es gleicherweise Luther bis 1520 getan haben soll.

Unbedingt gelesen haben muss man die soeben im Verlage von **Fr. Rothbarth** in Leipzig erschienene **Aufsehen erregende** Broschüre

Christus in der Laterna magica

vorgeführt von **Hans W. Fischer,**

Preis Mk. **1.50**, — 8 Tage nach Ausgabe erfolgte bereits die **4. Auflage!**

J. F. Lehmanns Verlag in München

Christentum und Religion

Von **Dr. Otto Pfleiderer,** Prof. an der Universität Berlin.

BAND I. **Die Entstehung des Christentums.** Zweite unveränder- e Auflage. — 255 Seiten gr. 8⁰ Preis geheftet M. 4.—, geb. M. 5,— in Liebhabereinband M. 6.—.

BAND II. **Die Entwicklung des Christentums** von den Uranfängen bis zur Gegenwart. — 270 Seit. gr. 8⁰ Preis geheftet M. 4.—, gebd. M. 5.—, in Liebhabereinband gebd. M. 6.—.

BAND III. **Religion und Religionen.**

80 Seiten gr. 8⁰ Preis geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—, in Liebhabereinband gebunden M. 6.—.

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und auch einzeln käuflich!

!Neu!

Chriſtliche Ethik.

Von

Prof. D. **Ludwig Lemme**

2 Bände

I. Bd. 640 Seiten M. 11 broſch., M. 13 geb.

II. Bd. 578 Seiten M. 10 broſch., M. 12 geb.

Vorzüglich empfohlen von rechts und links ſtehenden, erſten Fach- und Tagesblättern. Ausführliche Proſpekte ſtehen gern

!gratis!

zur Verfügung.

Edwin Runge, Verlag, Gr. Lichterfelde-Berlin.

Hinwiederum bietet dieses jungen, erst hernach sich wieder untreu gewordenen Luthers Grunderfahrung von dem in und an der Person Jesu erlebten lebendigen Gott als der Macht der Liebe über die Wirklichkeit die einzige Möglichkeit, das Ideal evangelischer Frömmigkeit sich zu bilden.

Mit diesen Anschauungen des Verfassers werden sich wohl die nicht einverstanden erklären wollen, die die Autorität der Bibel höher werten für den Glauben, in dessen lebensvollem Bekenntnis zu dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland sie mit dem jungen und alten Luther die Wurzeln und das Wesen der evangel. Frömmigkeit erblicken.

Kranz, P., Missionar. „21 Gründe, warum ich dem neutestamentl. Vorbild der Glaubenstaufe gehorcht habe“. Kassel. J. G. Oncken Nachf. — 50 Pf.

Der Verfasser vertritt das alleinige Recht der Glaubenstaufe gegenüber der Säuglingstaufe, und was die Form der Taufe betrifft, lässt er nur das Untertauchen aber nicht die Besprengung gelten. Darin liegt doch ein Mangel an geschichtlichem Sinn und andererseits eine Verkennung dessen, was schon Luther gegen die Wiedertäufer geltend machte, dass der Glaube nicht zum Wesen des Sakraments gehöre, wenn auch der ganze Segen der Taufe erst unter

Soeben erschien:

Die Mission auf den
Deutschen Südsee-
Inseln

auf Grund englischer, amerikan. und australischer Quellen von

P. Carl. Paul.

: Illustriert und mit 1 Karte. :
Kart Preis 2,50 Mk.

Den Schilderungen von Land und Leuten und dem ganzen Leben und Treiben auf den Stationen eignet **anschauliche und fesselnde** Form.

Verlag von
C. Ludwig Ungelenk
Dresden-A.

Im Verlage von **Kober C. F. Spittlers Nachf.** in **Basel** ist soeben neu erschienen:
Huene, Joh. von, **Der Brief des Paulus** an die Philipper, ausgelegt. Mit Vorwort von **W. Arnold,** Direktor der ev. Predigerschule in Basel. Geh. Mk. **1.20,** Lwd Mk. **1.60.**

In Vorbereitung:

Blau, P., Und dann? 10 biblische Betrachtungen über die persönliche Vollendung. Berlin, Trowitzsch. ca. 2 M.

Dalton, H., Aus dem Tagebuche eines evangel. Seelsorgers. Gütersloh, Bertelsmann. ca. 2,40 M.

Freybe, A., Erdbestattung und Leichenverbrennung. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. ca. 2,50 M.

Notizbuch, christliches, 1908. Neumünster, Ihloff & Co. ca. 1 M.

Perikopen, alttestamentliche. Herausgeg. v. J. Rump. Leipzig, Krüger & Co. ca. 4 M.

Stark, Handbuch in guten und bösen Tagen. W. Langguth, Esslingen. Preis gebunden 5 M.

Nagel, Von lieben Leuten. Erzählungen. Verlag des Luthervereins, Elberfeld Preis 1,20 M., geb. 1,60 M.

Planck, (Dekan), Predigten auf die Sonn- u Feſttage des Kirchenjahr., eleg. geb. M. 3.50
Kübel, (Dekan), Evangelien Predigten geb. M. 5.—
Stark, Handbuch in guten u. böſen Tagen geb. M. 1.50
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, ſowie direkt vom
Verlag Wilh. Langguth, Esslingen a. N.

Verlag der Evang. Buchhandlung
Mülhausen i. Els.

Scheer, C. Pfr., Staat u. Kirche — 40
„ „ „ Kathol. und evangel. Frömmigkeit . . . . —.40
Stricker, Ed., Pfr., Die wichtigsten Unterscheidungslehren . —.15
Stricker, Ed., Pfr., Evang. Christenlehre cart. —.60, in Leinen —.70
Hadorn, W., Lic. Pfr., Bern, Kraft zur Rettung. Innere Missionsfestpredigt . . . . . . —.25
Tournier, C., Pfr., Aus vergangenen Tagen . . . . . geb. 2.50
Eine köstliche Gabe eines alten jugendfrischen elsäss. Pfarrers, dessen Jugend- und Lebenserinnerungen Jung und Alt erquickende und gewinnbringende Stunden bieten.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

Die fünf Perikopenreihen
der evangelischen Landeskirche Preussens
nach ihrem erbaulichen Inhalt und Zusammenhang von Pastor **R. Friedewald.**
Preis geheftet 1,80 Mk., in Leinwandband 2,40 Mk.

Der Verfasser ist durch seine preisgekrönte, in 13000 Exemplaren verbreitete Schrift „Warum evangelisch?“ bereits literarisch hervorgetreten. Auch diese Schrift wird bei allen Geistlichen und Lehrern denselben Anklang finden.

Von der Kgl. Regierung in Breslau empfohlen!

Verlag von Max Woywod in Breslau.

NEU! Der Philipperbrief. wie er zum ersten Male verlesen u. gehört ward.

Von **Oberpf. Dr. Költzsch, Chntz.** **2 Mk.**

Hier ist ein neuer Weg der Schriftauslegung beschritten, den wir freudig willkommen heissen. Das Buch ist Herrn Kirchenrat D. Meyer gewidmet und wird seinen Weg finden in evang. Christenhäuser, wo man Gottes Wort lieb hat und es in moderner Form „hören und lernen möchte.
(Sächs. Gust. Adolf Bote.)

Pf. Blankmeister, Dresden.

der Bedingung des Glaubens in das Leben trete. Im übrigen mag das Schriftchen in mehrfacher Hinsicht als ein heiliger Mahn- und Weckruf gelten, von dem zu wünschen ist, dass er nicht ungehört verhallt.

Pickel, G. „Die Haustafel des luther. Katechismus für Christenlehren bearbeitet". München, Th. Ackermann. 1907. — Preis 2 Mark ungeb.

Für katechetische Unterredungen mit der konfirmierten Jugend, in denen die Haustafel leider noch viel zu wenig Berücksichtigung findet, bietet dieses Buch eine sehr empfehlenswerte Handreichung. Die Dispositionen sind durchweg klar und übersichtlich, und die einzelnen Besprechungen sind Zeugnisse einer tüchtigen katechetischen Begabung. Möchten recht viele Geistliche daraus die Anregung empfangen, mit der Lust und Liebe, wie es der Verfasser getan, und mit dem Segen, der ihm gewisslich nicht gefehlt hat, nach seiner Anleitung die Haustafel des luth. Katechismus in der Christenlehre zu behandeln.

Brochüren und Werke
werden unter günstigen Bedingungen in Druck und Verlag genommen.
Memmingers Verlag in Würzburg.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Geschichte des Christentums als Religion der Versöhnung und Erlösung.
Von Lic. Karl Dunkmann, Greifswald.
I. Band, 1. Teil: **Prolegomena.** Mk. 3.80.

Akademische Predigten von **D. Carl Stange,** o. ö. Professor an der Universität Greifswald. Mk. 1.60.

War Abraham eine historische Persönlichkeit?
Von **Lic. Fritz Wilke,** Privatdozent an der Universität Greifswald. Preis 80 Pf.

Seestern „1906". Der Zusammenbruch der alten Welt.
Volksausgabe. Preis 1 Mk.

Südwestafrika deutsch oder britisch? Von einem alten Afrikaner. Preis 75 Pf.

Trampe, L., Ostdeutscher Kulturkampf. Erstes Buch: Rassenkampf. Preis Mk. 1.—.

Verlag von Hermann Gesenius in Halle.

Neu! Weihnachten 1907. Neu!

John Ruskin.

Über Mädchenerziehung. Nach dem Originale übertragen und mit einer biographischen Einleitung versehen von **Johanna Severin.** Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50.

Die Kunst zu lesen. Arbeit. Nach dem Original übertragen von **Johanna Severin.** Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1,50.

Zwei gute Büchlein zur geistigen Erholung nach getaner Arbeit und für die Mütter der heranwachsenden Generation.

Michelangelos und Raffaels Gedichte von **Hermann Harrys.** 2. Aufl. Mit einer kurzen biogr. Einführung 1906. Brosch. M. 2.—; eleg. geb. Mk. 3.—.

Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter. Von **Dr. Otto Weddigen.** Mit 4 Photogravüren und 68 Abbildungen im Text. Brosch. Mk. 5.50. Höchst elegant gebunden Mk. 7.—.

21 Gründe der Glaubenstaufe
des **Chinamissionars** Pastors a. D. P. Kranz.
Verlag ONCKEN, Kassel. 50 Pfennige.

In christlicher Familie in vornehmem westlichem Vorort Berlins (18 Minuten Bahnfahrt) finden 1—2 Schüler höherer Lehranstalten neben eigenem 16jähr. Sohn (Gymnasiast) liebevolle Aufnahme bei sorgfältiger Ueberwachung und vorzüglicher Verpflegung. Villa mit schönem Garten. Mässiger Pensionspreis. Referenzen. Anfragen unter ***H. D. 1*** *an die Geschäftsstelle der* ***Bücher der Zeit*** *in* ***Berlin W., Kurfürstenstr. 19.***

Hermann Meusser
:: :: Spezialbuchhandlung :: ::
für evangelische Theologie
Berlin W. 35/119 Steglitzerstr. 58

erleichtert die Anschaffung grösserer Werke wie ganzer Bibliotheken durch Einräumnng monatlicher oder Quartals-**Raten** in der Höhe des 10.— 20. Teils des Verkaufspreises.

Zahlreiche Anerkennungen ! !

Jeder Mann von Kultur
liest **Ludwig Zoeller:**
Grundzüge einer neuen Glaubens-, Seelen- und Lebenslehre.
Büttenpapier, gothische Initialschrift, Leinenband. Preis 3 M.
Bezug durch jede Buchhandlung. Auslieferung an diese durch **Otto Maier,** G. m. b. H., Leipzig.

Für jeden Seelſorger!
Hilfe auf dem Wege.
Die beſten Bibeltexte für perſönliche Seelſorge zum praktiſchen Gebrauch geordnet.
127 Seiten in kl. Taſchenformat in Lederbd.
Mk. 1,00.
Pfr. Dr. Jeremias: Ihr Büchlein wird von mir warm empfohlen; es iſt ganz vortrefflich.
Pfr. Moderſohn: Das Büchlein iſt ungemein praktiſch und ſehr zu empfehlen.
In 4 Monaten 3000 Exemplare abgeſetzt.
Verlag von **Carl Alshöfer, Stuttgart,** Hauptſtätterſtraße 51.

Verlag des Luther. Büchervereins **Elberfeld,**
Paradeſtraße 41.

Rennecke, P.: **Aus Doktor Martin Luthers Leben und Haushalt.** Illuſtriert von Fr. Weißenborn. Original-Leinenband M. **2.50.**

Treuherzige Verſe, meiſt über einzelne Lutherworte, der Volkston wohl getroffen, kräftige Bilder mit klaren Linien. Druck, Papier, Ausſtattung — alles gleich lobenswert, kurz ein gutes Buch, zu Geſchenkzwecken beſtens zu empfehlen. (Die Wartburg.)

Hübner, Heinr.: **Was der kleine Katechismus für ein großer Schatz iſt.** Zweite vermehrte Auflage 96 Seiten, broſch. M. **0.50.**

D. Dr. A. Freybe ſchreibt in der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“: „Das vortreffliche, gerade in ſeiner Kürze ſo gehaltvolle Katechismusbüchlein verdient die weiteſte Verbreitung. Es iſt für Hohe und Geringe, für Junge und Alte, Gelehrte und Ungelehrte.“

— **Wie läßt ſich der Katechismusunterricht möglichſt einfach, intereſſant und fruchtbar geſtalten?** Zugleich ein Beitrag zum Verſtändnis der Struktur des kleinen Katechismus, broſch. M. **0.40.**

— **Paul Gerhardt.** Ein Lebens- und zeitbild. Mit 30 Illuſtrationen. 2. Aufl. 144 Seiten, in Leinen geb M. **1.20.**

Ein Buch von bleibendem Wert, ausgezeichnet durch ſeinen friſchen, herzlichen Erzählerton und durch ſeine klare entſchiedene Glaubensſtellung. Eine der wenigen Schriften, die dem „Bekenner“ Gerhardt ohne viel Bedenken und Abwägen gerecht wird.

Müller, Karl: **Die vollſtändige evang.-luth. Kirche in den heſſiſchen Landen.** Mit 2 Vollbildern und 20 Textillustrationen. 324 Seiten. Leinenband M. **3.**— Ein ergreifendes Stück lutheriſcher Kirchengeſchichte. (Ev.-Luth. Friedensbote.)

Froböß, G.: **Kurze Abwehr der gegen die evang. luther. Kirche in Preußen erhobenen Vorwürfe.** Broſch. M. **0.75.**

Oberpaſtor Dr. Angerſtein ſchreibt in der „Evang.-luther. Kirchenzeitung“: Möchten viele dies Büchlein leſen, um zu begreifen, daß die luth. Freikirchen, die gegen die Union auftreten, im vollen Rechte ſind.

Flacius, Dr. M. Jll.: **Eine chriſtliche Vermahnung zur Beſtändigkeit in der wahren reinen Religion Jeſu Chriſti.** Mit einem Vorwort wider den Byzantinismus, Opportunismus und Unionismus unſerer Tage. Von D. Schwertfeger. Broſchiert M. **0.60.**

Schmidt, Dr. D.: **Die Wittenberger Nachtigall und der Schwan vom Avon.** Ein Vortrag. Broſchiert M. **0.30.**

„Sehr empfehlenswert“ (Evang.-luth. Kirchenblatt.)

Im September erſchienen folgende Neuheiten:

Bally Nagel: **Von lieben Leuten.** Erzählungen. Mit Spruchkarten in Zweifarbendruck. 190 Seiten Eleg. broſchiert M. **1.20,** in Leinen geb. M. **1,60.**

Lic. Dr. Joh. Stier: **Wider den ſabbatariſchen Adventismus.** Mit beſonderer Beziehung zur Sabbats- und Sonntagsfrage. ca. 5¹/₂ Bogen broſch. M. **0.75.**

Empfehlenswerte Werke aus dem Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstrasse 19.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag.

Leitfaden der Massage
für Nichtärzte zum Selbstunterricht

Auf wissenschaftlicher Grundlage mit **erklärenden Abbildungen** gemeinverständlich dargestellt von

Dr. H. Schwengkmann.

6 Bogen gr. 8vo. Preis 1,50 Mark.

Professor Zabludowski sagt in No. 8 des „Zeitgeist“:

„Schon Altmeister Hippokrates, der Vater der wissenschaftlichen Medizin, welcher 460 Jahre vor Christus lebte, erkannte vollkommen, die Wirkung der Massage, indem er den Satz aussprach: Durch die Massage kann man ein steifes Gelenk beweglich machen und ein schlaffes festigen.

Wir finden die Anwendung der Massage sowohl zu hygienischen Zwecken als auch zu Heilzwecken vertreten. Ihre Aufgabe ist, sowohl den gesunden Körper zu stählen und somit gegen schädliche Einflüsse widerstandsfähiger zu machen, als auch Blutstockungen infolge krankhafter Thätigkeit einzelner Organe zu beheben und endlich abnorme Ablagerungen in den Höhlen des Körpers zu zerkleinern, auf grössere Flächen zu vertheilen und somit leichter zur Aufsaugung zu bringen. Letztere Wirkung kann man sich leicht durch ein Thierexperiment veranschaulichen. Wir spritzen einem Kaninchen eine geleeartige Masse, welche mit einem Farbstoff gemischt ist, in beide Kniegelenke ein. Wir massiren an einigen aufeinander folgenden Tagen nur das eine Knie. Das massirte Knie schwillt dreimal so schnell ab wie das nicht massirte und wird schnell wieder beweglich. Beim massirten Thier können wir die Farbstoffe bis in die Brusthöhle durch das Zwerchfell hindurch verfolgen. Bei dem nicht massirten Thiere erreicht der Farbstoff kaum die Leistengegend.“

„Richtig Deutsch“
Merkbüchlein zur deutschen Rechtschreibung.
32 Seiten klein 8⁰ — Preis 25 Pf.
Eine kurze und leicht fassliche Anleitung von Max Nagel.

Paul Dieke, Handelsschullehrer.

Praktisch Englisch :: ::
Korrespondenz und Konversation
☛ für Kaufleute ☚
Unterstufe Preis **Mk. 2.—**, Mittelstufe Preis **Mk. 2.—.**

Praktisch Französisch
Korrespondenz und Konversation
☛ für Kaufleute ☚
Unterstufe Preis **Mk. 2.—.**

Der tolle Fürst
Roman von **Otto Sontag.**
13 Bogen 8vo. elegant gebunden M. 3,—, broch. M. 2,—

Wanderungen durch die Hochalpen
nebst Ausflügen nach den
Normannischen Inseln und Sizilien.
Von **Rodrich Gedike.**
24 Bogen 8vo.
Hocheleg. gebund. Mk. 3.—, in Umschlag Mk. 2.—

Aussprüche aus den Dramen Shakespeares
(der deutsche Text steht dem englischen gegenüber)
von **E. Jacobi.**
5¹/₂ Bogen 8vo. Preis brochiert Mark 1.—

Verantwortlicher Redakteur, CARL MALCOMES, Berlin-Gr. Lichterfelde. — Druck und Verlag von OTTO DREYER, Berlin W. 57.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes

Erscheint am Anfange eines jeden Monats ::

Abonnements-Preis 6 Mark pro Jahr :::

Gegründet von Josef Lehmann im Jahre 1831

Verlag von Otto Dreyer · Redigiert von Dr. Eduard Loewenthal

Geschäftsstelle: BERLIN W. 57, Kurfürstenstr. 19 :: Fernsprecher: Amt VI, 8883

ANZEIGEN-PREIS:
Die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., bei gröss. Aufträgen entspr. Rabatt.

Nummer 3 | **Dezember 1907** | **77. Jahrgang.**

Das „Magazin für Literatur des In- und Auslandes“ ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen,
Im **Ausland** durch nachstehende Verkaufsstellen. **Amsterdam,** Maas & van Suchtelen, Gebr. Schroeder, Rokin 50; **Antwerpen,** J. Mertens-Somers, 26 rue de la station; **Basel** Bahnhofsbuchhandlung; **Bern,** J. Beck, Lorrainestr. 8; **Brüssel,** Dechenne fils, Galerie du Roi; **Bukarest,** F. Veith, Stradia Saturn 19; **Genf,** Librairie universelle rue du Mont Blanc 11; **Haag,** Kioskonderneming; **London,** A. Siegle; 30 Limestreet und Librairie universelle 48 Highstreet; **Madrid,** Librairie-Baillière; **New York,** International News Company; **Paris,** Kiosques No. 50 Bld. Montmartre, No. 32 Bld. des Italiens; **Rom,** Chiosco Piazza di Spagna; **Shanghai,** Max Noessler & Co. Nanking, Road 38; **Tokyo** (Japan), Nankodo, No. 8, Kiridoshi-Sakamachi; **Wien XIII,** Paul Selinger, Winkelmannstr. 6; **Zürich,** Kioske Quaibrücke- und Bellevueplatz

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen wir keine Verantwortung.

Die „Lex Cosima“ und die deutschen Künstler.

Es ist nicht unmöglich, dass der deutsche Reichstag sich in absehbarer Zeit mit der Beratung einer neuen „lex Cosima“, wie sie der verstorbene Eugen Richter getauft hat, zu beschäftigen haben wird. Der Herrin des Hauses Wahnfried gefiel es nicht, dass mit dem Jahre 1913 das Privilegium Bayreuths ein Ende haben und Richard Wagners Tondramen vogelfrei werden sollten. Das Gesetz bewilligt bisher den Erben eines Künstlers eine Schutzfrist von 30 Jahren, vom Tode des Künstlers an gerechnet, innerhalb welcher nur diese über das Recht der Vervielfältigung der Aufführungen usw. verfügen dürfen. Frau Cosima Wagner verlangte vom Reichstage für die Werke ihres Gatten eine erhöhte Schutzfrist von 50 Jahren. Eugen Richter stand in der vordersten Reihe der Gegner solcher Sonderansprüche, und die Vorlage kam zu Fall. Nun ist es ja begreiflich, dass eine Frau wie Cosima Wagner danach nicht die Hände in den Schoss legte. Sie scheint unermüdlich für ihre Idee gearbeitet und bearbeitet zu haben; denn es geht das Gemunkel und das Geraune, dass des Reiches Kanzler auch diese Sache regeln will. Für den Schutz der schwer ringenden deutschen Geistesarbeiter in dem freien privatisierenden Nordamerika ist Fürst Bülow allerdings nicht zu haben; aber für Cosima Wagner, auch vielleicht für den Roland-Komponisten Leoncavallo u. a. . . . ja, Bauer, das ist ganz was anderes! Eine neue Vorlage sei unterwegs, heisst es, welche die Schutzfrist für musikalische Werke bedeutend erweitert. Man spricht sogar, nicht nur auf 50. sondern auf 60 Jahre!

Wer will etwas dagegen haben? Handelt es sich nicht allein um den Schutz der Werke eines einzelnen Mannes, so mag's hingehen; aber die Frage sei erlaubt: Warum denn dieser verstärkte Schutz nur für Tonsetzer? Dürfen Dichter, Philosophen, Bildner, überhaupt alle Geistesarbeiter, nicht mindestens die gleichen Ansprüche erheben? Auf diese Ungerechtigkeit, die in solcher neuen lex Cosima läge, sei hingewiesen.

Anders müssen wir reden, wenn wir die Einrichtung der Schutzfrist an sich beurteilen wollen.

Dass der Schöpfer eines Werkes alle Erträgnisse aus diesem für sich beansprucht, ist so lange selbstverständlich, als nicht die Allgemeinheit den Künstler in den Stand setzt, nach reiner Neigung und Ueberzeugung zu schaffen. Dass auch seine Familie die Nutzniessung an den Werken habe, wenn er die Augen geschlossen, ist menschlich und billig. Das Gesetz sagt: 30 Jahre nach seinem Tode. Gut. 50 würden auch nicht schaden; das gäbe dem Künstler eine grössere Sicherheit für seine Kinder; aber keine Ausnahmen! Was dem einen recht ist, sei dem andern billig.

Und nach Ablauf der Schutzfrist? Sollen da die Werke vogelfrei werden, wie jetzt?

Ich denke mir: In einem prächtigen Grossstadtpark steht die Statue irgend eines Geistesgewaltigen, eines mutigen Bekenners, Bahnbrechers und Pfadfinders, der vor hundert oder zweihundert Jahren gelebt hat. Sein Gedenktag ist gewesen; Kränze liegen rings umher. Auf einer Bank in den Anlagen sitzt ein halbwüchsiger Mensch und starrt bekümmert zu dem Denkmal hinüber. Er ringt mit einem tiefen Schmerz. In seiner Seele glüht die heisse Sehnsucht, innerlich geschautes ins Leben treten zu lassen, sei es in Tönen, sei es in Farben, sei es auf eine andere Weise. Aber er kann, er darf seinem ungestümen Drange nicht folgen; er ist armer Leute Kind und muss — Kaufmann werden. Und er fühlt, dass er unglücklich wird! Da oben steht er, den alle Welt heut noch feiert, dessen Werke heut noch das Entzücken der Menschen bilden, und hier sitzt — sein Nachkomme und sieht den rinnenden Quell in sich verschlossen von der Not des Lebens! Nur ein kleiner Betrag der Tantiemen aus den Werken seines grossen Ahnen hätte ihm den Weg geöffnet!

Ein seltner Fall, gewiss; aber doch möglich!

Was ich damit sagen will? — Dass die Werke unserer Schöpfer überhaupt nie ganz vogelfrei werden dürften. Nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist stehe die Vervielfältigung, Uebersetzung, Aufführung jedermann zu, das soll recht sein; aber tantièmefrei seien die Werke niemals! Eine prozentuale Herabsetzung der Einkünfte, auf etwa 5 % vom Ladenpreis jeder Auflage bei Büchern, Partituren, Stichen etc., auf etwa 2 % oder 3 % bei Aufführungen etc. würde zu empfehlen sein, um eine möglich ergiebige Verbreitung zu fördern. Man sage nicht, dass die Tantièmebezw. Honorarfreiheit erst die billigen Volksausgaben ermögliche. Das ist nur zum kleinsten Teile wahr. Das Monopol ist es, das die billigen Volksausgaben hindert; mit der gesetzlichen Zulassung der Konkurrenz verbilligen sich auch die Buchpreise; daran ändert auch die kleine Honorarpflicht nichts, zudem ja das Honorar nach dem Ladenpreis prozentual berechnet werden soll, also der Billigkeit nicht im Wege steht.

Da wir noch befürworten möchten, dass nur Abkömmlinge in gerader Linie Anspruch auf diese Einkünfte haben dürften, so würde sehr oft der Fall eintreten, dass für die Erbschaft keine Erben vorhanden sind. Und das ist der Punkt, in dem eine unserer Lieblingsideen einsetzt: Eine allgemeine Fürsorge grossen Stiles für geistige Kämpfer und Schöpfer!

Jede preussische Provinz und jeder deutsche Staat hätten je eine Körperschaft zu bilden, welcher die Pflege des oben entwickelten Gedankens anheim gegeben ist. Diese Körperschaft wäre in erster Linie von sämtlichen in der Provinz ansässigen Künstlern und Gelehrten, ferner von allen Realschul-, Gymnasium- und Hochschullehrern zu wählen und könnte vielleicht alle fünf Jahre erneuert werden. Diese Körperschaft muss von Regierung, Kirche und Behörden absolut unabhängig sein. Dem Vorsitzenden wäre ein aus allgemeinen Mitteln zu unterhaltendes Sekretariat beizugeben. Zweck dieser Provinzialbehörde ist besonders die Ueberwachung des Büchermarktes, des Kunsthandels und aller künstlerischen Veranstaltungen, soweit die geschäftliche Seite in Frage kommt. Werke von Künstlern, deren Schutzfrist noch nicht abgelaufen ist, kommen für sie nicht in betracht. Sie überwachen nur die Urheber, die „frei“ geworden sind. Jeder Verleger etc. wird gesetzlich verpflichtet, diesem Provinzialsekretariat ein Exemplar jeder Neuerscheinung mit Angabe der Auflagehöhe, Ladenpreis etc. zu übersenden. Ansprüche direkter Nachkommen der Autoren sind diesen Sekretariaten mitzuteilen. Nun sollen den Erben 5 % vom Ladenpreis und dem Sekretariat 1 % zur Verfügung gestellt werden, und von Aufführungen den Erben 2 % und dem Bureau 1 %. Sind keine direkten Abkömmlinge angemeldet, so zieht das Bureau die sonst den Erben zustehenden Beträge ebenfalls ein. Es liegt auf der Hand, dass diese Provinzialurhebersekretariate bald in den Besitz ziemlich nennenswerter Geldmittel kommen werden. Klugheit und Gerechtigkeit erfordern, dass das, was Künstler erarbeitet haben, auch wieder Künstlern zu gute kommt. Wir alle wissen, welches Elend auf diesem Gebiete herrscht. Und Weimarer Fürstenhöfe sind dünn gesät, sind auch selten die rechte Luft für den Künstler. Diese Provinzialfonds sollen nun den Zweck haben, Künstlern jeder Art, die im Bezirk ansässig sind, Ehrengaben zu bewilligen. Wer solcher Ehrengaben gewürdigt werden soll, das entscheidet durch Abstimmung die gewählte Körperschaft, die im Hinblick auf ihren Ursprung völlige Garantie bietet, dass weder Regierung, noch Kirche irgendwelchen Einfluss auf die „Richtung“ haben können. Vorschläge darf jeder machen, und über jeden Vorschlag müsste abgestimmt werden. Auf diese Weise erhielten wir für jede Provinz ein Institut, ähnlich den Arbeiter-, Gewerbe- oder Handelskammern, die behördlich, aber doch nicht regierungsamtlich sind, die zugleich die höchsten Instanzen für gerichtliche Sachverständigen-Gutachten in zivil- und strafrechtlichen Fällen, also auch in punkto Sittlichkeit, Anstössigkeit etc. sind, wo das Zartgefühl eines Schutzmannes oder das Verständnis selbst eines Staatsanwalts doch nicht immer ausreicht.

Dem Künstlerleben ferner Stehende werden den Kopf schütteln und diese Fürsorge missbilligen. „Man kann doch etwas Gescheites lernen“, meinen die Biedern. Ach, leben wir den immer noch in den finsteren Tagen des Mittelalters? Können wir denn noch immer nicht begreifen, dass ein Künstler nur ein Künstler wird, weil er muss? Und dass schliesslich auch ein Künstler das Recht hat, zu sein und zu leben? Und dass es nicht überflüssige Sentimentalität ist, für ihn zu sorgen? Verdanken wir ihm nicht so viel? Und sorgen wir nicht für so viele, die selbst für sich zu sorgen nicht vermögen? Und es liegt im Wesen der Kunst, dass der Künstler die Kunst der Weltkinder, für sich ausgiebig zu sorgen, meist nicht versteht. Darum sollen wenigstens die toten Künstler sorgen für – – die lebenden! Max Wundtke.

Verner von Heidenstam's „Folkungerstamm“.

Von Carl Davis Marcus.

Ein Blick auf die heutige schwedische Prosadichtung zeigt, dass der Ehrenplatz der historischen Schilderungskunst und Phantasiedichtung gebührt. Der rein realistische Roman, der die heutige Wirklichkeit mit ihrem Schmerz und Lachen, ihrem Streben nach Gold, Glück, Sonne und Freiheit zum Gegenstand nimmt, hat kaum ähnliche Erfolge aufzuweisen. Seine Autoren betrachten das Leben ausschliesslich als einen erotischen Wirbel, in welchem Mann und Weib in immer schärferer Frontstellung eines nach des anderen Hände tappen, um ein Liebesideal zu realisieren, das bloss wie ein undeutliches Schattenbild an der Scheibe gaukelt. Bald wird die Nachwelt, die schonungslos ihre Ferse auf das Zufällige setzt, jene Erzeugnisse eines häufig bloss geschickt betriebenen Handwerks mit den schwarzen Strichen des Vergessens überziehen.

Durch die ganze Weltliteratur geht die historische Dichtung als ein eigentümliches Verlangen der Kunst, Vergangenheit und Gegenwart durch eine einzige goldene Kette zu verbinden. Hier offenbart sich das tiefste Wesen der Kunst: den zersplitterten Augenblick unter den Sternen der Ewigkeit zu sammeln, die Merksteine des Lebens in das Unendliche hinauszurücken. Die Stube ist zu eng, die grosse Menschensehnsucht gleitet über Meer und Wälder, sie fliegt über die Wipfel der Jahrhunderte, um sich am Fusse des ersten Baumes, der in die Erde gepflanzt worden, niederzulassen.

Diest ist keine Einzelerscheinung. Diese Menschensehnsucht hat einmal im Leben jeder Nation die Lust erzeugt, ihre besten Helden unter Kampf und Spiel in jenen gewaltigen Dimensionen auftreten zu lassen, die bloss ein Volksepos darbietet. Aber auch bei den grössten modernen Dichtern, Shakespeare und Goethe, zeigt sich dies Bedürfnis, zu schaffen wie ein ganzes Volk und die Mauern des Alltags niederzubrechen, um in anderen Zeiten den Stoff zu finden, der allein den himmelhohen Brand der Phantasie entzünden kann. Die Geschichte des Volkes ist im Grossen gesehen die der Individuen. Beide werden von unbewussten Kräften vorwärts getrieben, von dem Unsichtbaren, das sich hinter den Erscheinungen birgt. Notgedrungen kehrt die Phantasie auf ihrem Fluge heim zu dem Horizont der Geschichte, denn der Stoff muss, um zur Dichtung zu werden, sich an der Natur des Dichters und der umgebenden Wirklichkeit brechen, und diese letztere besitzt in nur äusserst geringem Masse die Fähigkeit eines Zukunftspropheten. Nur ein einzigesmal hat eine Weltdichtung den morgigen Tag geweissagt: es war Dantes Meisterwerk, das kraft seiner seltsam theologischen Natur vom Höllenbrande zu den lichten Hügeln des Paradieses aufstieg.

Eine vollbewusste und allgemein verbreitete Kunstform wurde die historische Prosadichtung jedoch erst, als das neunzehnte Jahrhundert in das Zeichen der Romantik trat. Das eigentliche 18. Jahrhundert, vollständig bar jeder historischen Phantasie, liebte das Leben mit naturwissenschaftlichem Wirklichkeitssinn. Unser Land erzeugte in dieser Zeit die beiden grössten Realisten, die unsere Kultur aufzuweisen hat, Linné und Bellmann. Ihre auf verschiedenen Wegen und in verschiedener Absicht gesammelten unzähligen Naturbeobachtungen verleugnen die dominierende romanische Anschauung der ganzen Zeitepoche und zeigen weit eher ein Verwandtschaftsverhältnis mit der bürgerlichen Kultur, die auf dem Inselreiche England erwachte. Aber diese aussergewöhnlichen Gestalten legen in ihrer überragenden Bedeutung zugleich Zeugnis ab von der Vielseitigkeit und dem Reichtum des schwedischen Volksgeistes, der zwischen dem schärfsten Realismus und dem kühnsten phantastischen Fluge hin- und herschwingt.

Letzterer tritt mit der Romantik hervor, einer germanischen Reaktion gegen jene Art Wirklichkeitssinn, die die Poesie auf die Holzfüsse der Nützlichkeit stellt und das Nationalgefühl in dem Brunnen der Humanität ertränkt. Denn über der ganzen Linie steht die Romantik in intimstem Zusammenhang mit dem neuerwachten Nationalgefühl, jenem Frühlingssturm, der den Heros des romanischen Kultus, Napoleon, umtobte. Nur eine unvollkommene Wissenschaft könnte den Fehlgriff begehen, diesen gewaltigen Gärungsprozess in verschiedene Arten Bakterien zu zerpflücken Die Romantik, das ist die universelle Ewigkeitssehnsucht, die sich aus dem Vaterlandsgefühl des Herzens erhebt. Hier arbeiten Religion, Wissenschaft und Kunst in demselben Garten. Wieder wird die Hecke gesprengt, und die Saat dringt so tief hinab in das Erdreich der Historie wie nie zuvor in der Geschichte der Kultur. Die Dichtung wird befruchtet. Das moderne Versepos, dieser eigentümliche Romanzenzyklus, der das Volksepos nachahmt, ohne doch dessen strenge Objektivität zu erreichen, blüht unter der Verkleidung der Sage und Geschichte in allen Ländern: Oehlenschläger, Walter Scott, Byron, Chateaubriand, Tegnér, Atterbom, Runeberg.

Aber zugleich ersteht der historische Prosaroman, ausgerüstet mit dem grössten Sinn für moderne und historische Realitäten. Walter Scott ist der Meister. Als wirkliche Kunstart reicht diese Form nicht weiter zurück.

Es gelang nicht, diese Art sogleich nach Schweden umzupflanzen. Die Prosasprache, das erforderliche Instrument, versagte noch, und es konnte daher zu keiner Musik kommen. Hierzu kam die Reaktion des Liberalismus gegen die Romantik. Es mag ja sein, dass das Interesse der letzteren sich zu stark auf die Historie warf, aber darin lag kein Grund für die neue Bewegung, unhistorisch zu werden. Allein die Romantik kam wieder; Viktor Rydberg schrieb seine grossen kulturhistorischen Romane, und nun war die Form klassisch geworden. Auch der letzte grosse Bannerträger des schwedischen Realismus, Strindberg, universell und unberechenbar wie ein Romantiker, schuf, nicht zufrieden mit der Gegenwart, das historische Drama und die historische Novelle. Während die Sprache so mit Riesenschritten weitergeeilt war, hatte das Leben gegen Ende der Achtzigerjahre in einem Pessimismus gemündet, der zunächst die Frucht eines unnatürlich gesteigerten naturwissenschaftlichen Optimismus war, sämtliche Welträtsel lösen zu können. Wieder gab es zu viel französische Romane und zu viel französische Wissenschaft! Der Naturalismus, der die Bedeutung der Gasse gepredigt, befand sich nun selbst in einer Sackgasse, in der die Hausdächer den Himmel verdeckten. Da kam Verner von Heidenstam und hob das Dach ab, so dass die funkelnden Sterne herabstrahlten. Es war, als wären alle mit geschlossenen Augen gestanden und hätten seinen Gesängen und Sagen aus der Trompete der Einbildungskraft gelauscht, um wieder mutig den Blick zur Sonne zu erheben. Wie mit einem Zauberschlag steht der Garten in Blüte. Die weissen Lilien und blauen Glocken der Lyrik steigen aus dem Boden, der rote Rosenstock der Erzählung schiesst in die Blüte, und alle rosigen Blumen des Märchenspiels schaukeln im Winde. Alles trägt die Farben der Phantasie.

Die Bewegung wurde mit dem Namen Neuromantik getauft. Und tatsächlich war Heidenstams Auftreten eine neue Romantik. Es war wieder eine germanische Revolte der Persönlichkeit gegen romanische Dogmatik. Er durchläuft denselben Entwicklungsgang wie die deutsche Romantik. Er hat ihre Schwärmerei für die südländische Lebenslust und die farbensatte Dichtung der Renaissance, ihre Liebe zur hellenischen Kunst, eine Begeisterung, die Heidenstam wie ein guter Genuss durchs ganze Leben begleitet. Und wie die deutsche Romantik in eine nationale Schule ausmündet, so wird auch die schwedische Erde immer mehr das einzige Fundament für Heidenstams Dichtung. Er mag die Lieblingsform der Romantik, den Aphorismus, das „Fragment" handhaben und mit Paradoxen Ball spielen, dass es uns um die Ohren saust, immer doch macht er den Eindruck einer Persönlichkeit, die die Schönheit im Reiche aller Zeiten sucht. Und er bleibt nicht, wie der Romantiker oft, beim Fragment stehen. Es ist seine Klassizität, dass er unablässig die ideale und endgültige Form des antiken Werkes zu erreichen strebt. Und sein Wesen — jener geheimnisvolle Spiegel des Menschen — in dem sich die einfallenden Lichter brechen, lässt sich am besten in seinem eigenen Wunsch und Morgengebet formulieren:

„Steig auf vor uns wie ein Leitstern, du unfassbare Menschensehnsucht nach dem Erhabenen und Grossen!"

Auch Friedrich Schlegel, ein Führer der deutschen Romantik, nannte den innersten Trieb zu seinen Schöpfungen „die Sehnsucht nach dem Unendlichen".

So wiederholt die Entwicklungsgeschichte sich immer wieder, aber mit immer neuen Gesichtern und Gesten. Sonst wäre sie ja nichts als ein antiquarisches Museum. Heidenstam selbst nennt sein Zeitalter gern Renaissance, und tatsächlich ist ja auch die Romantik eine der Früchte an dem grossen Lebensbaum der Renaissance. Dies aber ist germanische Renaissance!

Zunächst fesselt uns die Frage, wieso der Dichter seine Phantasie der schwedischen Geschichte zuwandte. Nach

Snoilskys historischem Gedichtenzyklus[1]) war es klar, dass etwas Aehnliches sobald nicht wieder entstehen konnte. Heidenstam war ein grosser Lyriker und Künstler, aber als Versifikator nicht ebenso gross. Und der unvergängliche Einsatz des Naturalismus war eine schwedische Prosadichtung. Daher ritzte auch Heidenstam seine Aetzungen zu Karl des Zwölften Geschichte in Prosa.[2]) Er beginnt mit einer Zyklenform, die eine Sonderart der besten schwedischen Dichtungen bildet.

Nach dieser unvergänglichen Dichtung hat Heidenstam mit kurzen Zwischenräumen an der Ausführung seiner dichterischen Vorstellung von den Szenerien der schwedischen Geschichte unablässig weiter gearbeitet und mit genialem Takt sich just jener Zeit zugewendet, die ihre Dramen an der Grenze seines Heimatsgaus abspielte. Er stammt ungefähr aus derselben Gegend wie die Phosphoristen in dem grossen Bruderkreis der Romantik. Aber sie besassen mehr von der Schwärmerei und Weichheit des Flachlandes. Unauflöslich verknüpft mit Heidenstams Herzen ist seine Heimat, die Waldlandschaft Tiveden. Er ist aus trotzigerem und männlicherem Material gebildet, und seine Dichtung hat die monumentale Plastik des Berggrates statt des musikalischen Wohllauts der Ebene. Wenn wir einmal eine wirkliche ethnographische Schilderung von Land und Leuten haben werden — der glänzende Aufschwung, den der schwedische Staat der Freiheitszeit nahm, als er Linné auf Reisen in die schwedischen Landmarken schickte, hat sich nämlich nicht erfüllt — dann wird es leichter sein, die Bedeutung der verschiedenen Gegenden für den Dichter zu verstehen.

(Schluss folgt.)

Der literarische Satyr der deutschen Nationalversammlung.

Von Dr. Adolph Kohut.

(Schluss.)

Der vielbeschäftigte und sich in seiner Vaterstadt grosser Volkstümlichkeit erfreuende Anwalt konnte bei den politischen Unruhen in seinem Vaterlande im Jahre 1838, als König Ernst August von Hannover sofort nach seinem Regierungsantritt das unter seinem Bruder, dem König Wilhelm IV., geschaffene Staatsgrundgesetz umstiess, kein müssiger Zuschauer sein. Als ein Schrei der Entrüstung durch das Land ging und die Göttinger „Sieben“ sich weigerten, sich ihres auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eides entbinden zu lassen, fühlte auch er sich verpflichtet, in die Schar der Kämpfer für die Verfassung und das Staatsgrundgesetz einzutreten. Von der Stadt Münden als ihr Vertreter in die II. Kammer entsandt, beteiligte er sich an dem passiven Widerstand gegen die neue Verfassung, aber auch in Zeitungskorrespondenezn und Privatbriefen befehdete er durch seinen gefürchteten scharfen Witz die Regierung aufs rücksichtsloseste. Mit seiner Feder leistete er der Opposition sehr wichtige Dienste. Bald galt er in der Stadt Hannover als die Seele des Widerstandes gegen die Staatsgewalt und die Regierung bot alles auf, um ihren gefährlichen Feind unschädlich zu machen. Seine parlamentarische Tätigkeit erreichte damals ein rasches Ende, da ihn die Regierung seines Mandates für verlustig erklärte. Er durfte keine Reise unternehmen und wurde auf Schritt und Tritt auf seinen Spaziergängen oder Ausflügen polizeilich überwacht. Wie sehr ihm auch diese willkürliche Beschränkung seiner persönlichen Freiheit lästig war und wie sehr er mit allen ihm zu Gebote stehenden gesetzlichen Mitteln Verwahrung dagegen einlegte, so fasste er, der Humorist und Satiriker, nicht allein in seinen Werken, sondern auch in seinem Leben, die ganze Sache von der heiteren Seite auf und es bereitete ihm oft viel Spass, der ihn überwachenden Hermandad ihr Geschäft unendlich sauer zu machen. Unter der Beschuldigung, die Eingabe des Hannöverschen Magistrats an die Bundesversammlung verbreitet zu haben, stellte man den „Mirabeau der Lüneburger Heide“ (wie man ihn nannte) unter Anklage und das Oberappellationsgericht zu Celle verurteilte ihn und einige seiner Genossen am 12. Mai 1843 zu einer Geldstrafe von dreihundert Talern oder im Unvermögensfalle zu sechs Wochen Gefängnis. Er war der Regierung ein solcher Dorn im Auge, dass, als nach Beendigung der Verfassungskämpfe die übrigen Verurteilten vom Könige begnadigt wurden, er der einzige war, der der Amnestie sich nicht erfreuen durfte. Auf eine recht originelle Weise, die aufs neue die gelungenen Einfälle des Spottvogels verriet, suchte er die ihm auferlegte Geldstrafe dadurch sich zu verschaffen, dass er zur Deckung der Kosten ein Werkchen, betitelt „Randzeichnungen“ (Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, 1844), veröffentlichte.

Diese zweite satirische Schöpfung Detmolds trägt ein durchaus politisches Gepräge; in geradezu zwerchfellerschütternder Weise sucht er das Gebaren der hannöverschen Reaktion an den Pranger zu stellen. In der Burleske „Die schwierige Aufgabe“ führt er uns nach Flachsenfingen, der Haupt- und Residenzstadt eines deutschen Fürstentums, d. h. Hannovers, und speziell nach dem dort vor einigen Jahren gestifteten „Kunstklub“. Dieser Klub habe alle Notabilitäten der Stadt vereinigt und den wahren geistigen Mittelpunkt von Flachsenfingen gebildet. Seine Aussprüche über künstlerische Leistungen seien für das Urteil des gesamten Publikums entscheidend gewesen. Gleich vorn am Eingang des Klubzimmers sei ein Geschenk eines Mitgliedes aufgestellt gewesen, nämlich ein Gipsabguss der Venus von Medici in der Grösse des Originals, womit symbolisch ausgedrückt werden sollte, dass diese Räume nur dem Schönen geweiht seien. Nun aber habe der ursprünglich gipsweisse Teint dieser Venus mit den Jahren ein gar übles Aussehen erhalten, indem Fliegen, Tabaksqualm und andere Dünste die Göttin schlimm zugerichtet hätten. Der eine Teil der Venus, und zwar der ziemlich hervorragende rückwärtige Teil derselben sei unverhältnismässig gefärbt gewesen. Um nun die Statue der Göttin zu restaurieren, hätten hochwichtige Verhandlungen stattgefunden, in denen die dem Kunstbunde angehörenden, alle Buchstaben des Alphabets führenden A-, B- und Z-Meyer ihre Ansichten über diesen Gegenstand in eingehendster Weise auseinandersetzten. Was nun diese Herrschaften reden und was alles sie für verkehrte Ansichten äussern, das muss man in dem Büchlein selbst nachlesen. Es ist dies vielleicht das boshafteste, was je gegen die bei uns so blühende Vereinsmeierei geschrieben wurde. Das amüsanteste und zugleich aktuellste in der Satire sind die politischen Anspielungen. Als z. B. der Advokat Emeyer, auf die ewigen Verbote im Klub bezug nehmend, dieselben als eine unglückliche Richtung der Zeit bezeichnet, wird er von dem Präsidenten Hofrat Ameyer mit den Worten unterbrochen: „Keine Politik, keine politischen Anspielungen, das geehrte Mitglied weiss, dass politische Verhandlungen statutenmässig untersagt sind“, und als der Justizrat Jmeyer von dem guten Gewissen redet, das in jeder Hinsicht ein so unschätzbares Gut sei, wird er von dem genannten Präsidenten unterbrochen, der ihn mit den Worten, zur Ordnung verweist: „Ich muss den geehrten Herrn allen Ernstes bitten, sich aller politischen Anspielungen zu enthalten“. In welcher Ansicht er von dem Regierungsrat Xmeyer unterstützt wird, der im Namen der Regierung erklärt, dass, wenn noch derartige Aeusserungen im Kunstklub fallen würden, er aufs energischste einschreiten müsste. Zwar sei die angegebene Tendenz des Klubs eine anscheinend unschuldige und unverdächtige, aber es sei bekannt, wie oft die Demagogen, diese „im Dunklen schleichenden Feinde des Rechts und der Ordnung“ unter anscheinend unschuldigen und harmlosen Aushängeschilden von den Regierungen die Erlaubnis erschlichen haben, Vereine zu stiften, in denen sie ihre verbrecherischen Pläne schmiedeten zum Umsturz von Thron und Altar. „Wie oft ist solchergestalt die Erlaubnis erteilt worden, Lesevereine, Singvereine oder dergleichen unschuldig scheinende Gesellschaften zu errichten, während sich unter der unschuldigen Maske nichts anderes versteckte, als verbrecherisches, revolutionäres Treiben

---

[1]) Graf Karl Johann Gustav Snoilsky, hervorragender schwedischer Lyriker und Verfasser der „Schwedischen Lieder“ („Svenskabilder“.)

[2]) „Karolinerna‘ („Die Karoliner“) deutsch erschienen bei C. J. E. Volckmann, Rostock i. M.

Bei diesen Worten des Regierungsrats durchbebte ein Schauder die ganze Gesellschaft und die Herzen aller klopften hörbar, als der Vertreter der Regierung mit den Worten schloss: „Die Regierungen müssen auf ihrer Hut sein, denn sie wissen, ihre Feinde ruhen und rasten nicht, sondern unterwühlen fort und fort den Boden, um so Thron und Altar zu stürzen. Die Regierungen aber sind auch auf ihrer Hut: sie kennen ihre Feinde. Staatsgefährlich sind nicht alleine alle Verhandlungen über eigentlich politische Gegenstände,auch die über religiöse und soziale Fragen erfordern nicht minder ihre volle Aufmerksamkeit, sie sind nur gar zu oft die Vorläufer der Revolution . . . Ich muss es daher der Gesellschaft in Ihrem Interesse anheimgehen, ob Sie mein Benehmen aus dem richtigen Gesichtspunkt auffassen und demnach die Rücksichten nehmen wollen, von denen das Fortbestehen unseres Kunst-Klubs abhängt, denn sehe sich unsere Regierung genötigt, diesen Klub, weil sich derselbe mit irgend staatsgefährlichen Verhandlungen befasst hat, zu schliessen, so würde man ohne Zweifel diplomatischerseits davon Notiz nehmen und höchstwahrscheinlich würde dann gegen alle Institute dieser Art in ganz Deutschland eingeschritten werden.“

In den folgenden Jahren widmete sich Johann Hermann Detmold nun wieder in stiller Zurückgezogenheit der Beschäftigung mit der Kunst und seiner Praxis, bis ihn das Jahr 1848 auf die politische Schaubühne zurückrief. Inzwischen hatte er jedoch mit der hannöverschen Regierung seinen Frieden gemacht, wurde Partikularist und stand ganz und gar auf dem Standpunkt seines Freundes und Kollegen, des Advokaten Johann Karl Bertram Stüve — geboren 1. März 1798 in Osnabrück, gestorben 16. Februar 1872 —, der ursprünglich auch ein leidenschaftlicher Bekämpfer des hannöverschen Verfassungsbruches war, aber als Minister des Innern im Jahre 1848 zwar freiheitliche Reformen im Innern anstrebte, aber der Bildung eines kleindeutschen Bundesstaates unter preussischer Leitung sich abhold zeigte und die Sonderrechte der Kleinstaaten sowie die Verbindung mit Oesterreich aufrecht zu erhalten suchte.

Ich habe schon erwähnt, dass Detmold — im Mai 1848 als Vertreter des 23. hannöverschen Wahlkreises in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. entsandt — der Rechten sich anschloss und vereint mit Stüve, mit dem er 1838 gegen den Rechtsbruch des Königs Ernst August von Hannover angekämpft hatte, jetzt gegen alles loszog, was deutsch war und Preussen hiess. Er schwang die Narrenpeitsche seines beissenden Witzes bald nach rechts, bald nach links und war bald das gefürchtetste Mitglied des Parlaments. Der Satyr in der Paulskirche zeigte sich als ein Geist, der stets verneint, und da er an die Aufgabe der ersten deutschen Versammlung nicht glaubte, waren es nicht ernste Gründe, die er geltend machte, sondern nur höhnische und spöttische, espritvolle Bemerkungen, die er in die Versammlung zu schleudern beliebte. Er war gleichsam die Verkörperung des teils schalkhaft lächelnden, teils blutig treffenden Humors. Aus dem linksten Deutschen wurde ein Stockhannoveraner von der äussersten Rechten.

Wie seine Satire beschaffen war, mögen schon die nachstehenden Pröbchen beweisen. Als der Abgeordnete Wiegard im Verfassungsausschuss vorschlug, das Volk solle seine Vertreter auf Widerruf wählen, brachte Detmold den Verbesserungsvorschlag dazu ein: Nicht bloss auf Widerruf, sondern auf Kündigung müsse bestanden werden, aber auf vierwöchentliche wenigstens, da ja selbst ein Dienstbote von seiner Herrschaft nicht leicht vor Ablauf des Quartalsjahres entlassen würde.

Als die Linke ihm fortwährend zurief, dass er die Freiheit verrate und dass er ein Reaktionär sei und ihm ein Pfui zuschrie, lächelte Satyr über die Parlamentarier, die die Freiheit so weit ausgedehnt wissen wollten, als Ordnung damit verträglich sei.

„Warum lächeln Sie?“ rief man ihm zu.

„Weil ich den Ernst für eine nichtige Sache spasshaft finde.“

„Sie halten die Grundrechte für eine nichtige Sache?“

„Die Grundrechte werden nie eingeführt.“

„Dessen sind Sie gewiss?“

„Gewiss. Soll die deutsche Einheit darin bestehen, dass wir unseren wohlhabenden Bauernstand in Hannover zum Proletariertum herunterbringen, weil sie's in Schwaben bereits dahin gebracht? Sollen wir das? Heisst Einheit so viel als gemeinschaftliche Armut? Wird man nur alsdann deutsch, wenn man seinen Verstand opfert und anerkennt, dass Herr Moritz Mohl und Herr Lette von Berlin mit ihrer französisch-schwäbisch-preussischen Teilbarkeit des Grundeigentums empfehlenswerte Nationalökonomen sind? Das wäre doch ein unbilliges Opfer. Die Paulskirche mag's bringen, Deutschland bringt's nicht.“

Man glaubte aber nicht, dass die Detmoldsche Satire, die das behagliche Philistertum in seinen gemütlichsten Kasinowinkeln verfolgte, lediglich ein Ausfluss der parlamentarischen Gesinnung dieses Politikers war. Mit seinen witzigen Stichworten und beissenden Anekdoten wollte er vor aller Welt den Beweis führen, dass er nicht gesonnen sei, die schöne Ordnung und das Recht des Individuums zu opfern, und wie 1838 einem königlichen Willkürregiment, so setzte er jetzt 1848 einem pöbelhaften Willkürregiment den heftigsten Widerstand entgegen.

Nicht nur in der deutschen Nationalversammlung reizte und erbitterte der Satyr seine Gegner aufs äusserste, sondern auch in seiner vom Meister Adolf Schrödter köstlich illustrierten und bald berühmt gewordenen Satire „Taten und Meinungen des Herrn Piepmeier“ (Frankfurt am Main, Karl Jügels Verlag, 1849). Diese Satire gehört zu den witzigsten und treffendsten politischen Satiren aller Zeiten. Der Verfasser schuf hier einen Typus von unvergänglicher und unverwüstlicher Lebenskraft. Kein Geringerer wie Heinrich Laube, bekanntlich auch einst Mitglied der deutschen Nationalversammlung, aber ein politischer Gegner Detmolds, widmet in seinem dreibändigen Werk über das erste deutsche Parlament (Leipzig, 1849) „Piepmeier und der Piepmeierei“ eine meisterhafte Abhandlung. „In dieser Karikatur,“ so sagt er u. a., „wurde eine Gattung dargestellt, die modernen Schwächen moderner Männer waren in ihm zu einer Figur vereint. Gerade unsere Zeit, in welcher eine grosse Reform erforderlich war, und in welcher, durch den Zufall begünstigt, eine grosse Revolution erkünstelt wurde, konnte und musste den Piepmeier erzeugen, den gesinnungslosen Gesinnungshelden, den Sklaven der Freiheit, den Wicht der Popularität, den Lump der stolzen Presse. . . . . Die Karikatur züchtet verdientermassen jenes aufgehlasene, nichtsnutzige Treiben, welches unser Vaterland überfiel, wie der Heuschreckenschwarm gerade zur Zeit der Ernte ein Land überfällt und bedeckt und um die längst ersehnte Ernte betrügt. Alle Fehler und Schwächen werden sich zusammendrängen in diesem Namen, Piepmeierei wurde bald eine Eigenschaft genannt, welche freilich zu allen Zeiten als Schwäche des Charakters vorhanden, aber besonders nur zu den Zeiten eines gelinden Terrorismus sichtbar ist. Wer nicht die Kraft hatte, unpopulär zu werden, der piepmeierte . . . . Sie piepmeierten alle, die Linke terrorisierte das linke Zentrum und das linke Zentrum terrorisierte manche Schwächen im rechten Zentrum. Piepmeier hier, Piepmeier da, ganz so geschah es umgekehrt von rechts her. Piepmeier ist eben der Gegensatz zum wahrhaft selbständigen, zum wahrhaft freien Mann, zu demjenigen, der sich in seinem Votum nicht durch Lob oder Tadel, nicht durch Lohn oder Strafe beirren lässt.“

Die grösste Ueberraschung, nicht allein für die deutsche Nationalversammlung, sondern für das ganze deutsche Volk war es, als der Satyr eines Tages urplötzlich deutscher Reichsjustizminister wurde. Ein Günstling des Reichsverwesers, Erzherzog Johann von Oesterreich, und wie gesagt, Gegner des preussischen Kaisertums, folgte er nach Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. von Preussen dem Ruf des Reichsverwesers, indem er am 16. Mai 1849 unter dem Präsidium des Dr. Graevell das Portefeuille des deutschen Reichsjustizminister übernahm. Wie er sich als Parlamentarier durch eine bis dahin noch ganz ungewohnte „Wurstigkeit“ dem Hause gegenüber auszeichnete, so bewahrte er auch als Reichsjustizminister diese seine Eigenschaft. Als die Nationalversammlung dem neuen Kabinett alsbald ein Misstrauensvotum erteilte und die Erklärung abgab, dass das Ministerium eine Beleidigung der Nationalversammlung sei, ging er über dieses Tadelsvotum einfach zur Tagesordnung über. Seine Ministerlaufbahn war übrigens nur von kurzer Dauer, denn als der Reichsverweser am 21. Dezember 1849 die Gewalt der Bundeszentral-Kommission übergab, trat auch er von seinem Posten zurück. Aus seiner kurzen ministeriellen Karriere sei hier nur hervorgehoben, dass er in der hessischen Angelegenheit für den, dem Kurfürsten von Hessen und seinem Minister Hassenpflug günstigen Bundesbeschluss stimmte und sich dadurch den besonderen Dank des Königs Ernst August von Hannover erwarb, der ihm in Anerkennung seiner Tätigkeit den Titel eines Legationsrates und den Welfenorden verlieh. Durch dieses sein Votum, welches er ohne jede Instruktion seitens des Ministeriums abgab, trat er in entschiedensten Gegensatz zu seinem bisherigen intimsten Freund und politischen Gesinnungsgenossen, dem Minister Stüve.

Nach seiner Rückkehr nach Hannover wurde er zum Bevollmächtigten seines Vaterlandes bei der provisorischen Bundeszentralkommission und dann zum Gesandten Hannovers beim Bundestag ernannt, aber schon im Juli 1851 wieder abberufen, denn inzwischen wehte in Hannover ein anderer Wind, indem Ernst August sich Preussen näherte, und da Detmold den neuen Kurs nicht mitmachen wollte, wurde er durch den Freiherrn v. Schele ersetzt.

In der Politik hatte Detmold nunmehr ein Haar gefunden und er hielt sich von jeder politischen oder parlamentarischen Tätigkeit fern. Mit seiner Gemahlin, einer den besten Kreisen der Frankfurter Gesellschaft entstammenden Dame, der Tochter des Schöffen von Guaita, lebte er in seiner Heimatstadt ausschliesslich der Kunst, Literatur und Geselligkeit. In seinem schönen Hause an der grossen Duvenstrasse zu Hannover verkehrten die Leute der geistigen Aristokratie und wer je das Glück hatte, ihm näher zu treten, war von der eigentümlichen Charme der Unterhaltungsgabe des Hausherrn und von der sprühenden Frohlaune desselben hingerissen. In sehr guten Vermögensverhältnissen lebend, war er im besten Sinne des Worts ein Förderer der Kunst, Wissenschaft und Literatur und unterstützte namentlich junge aufstrebende Talente mit Rat und Tat.

In dem Testament, das der schwererkrankte Heinrich Heine am 27. September 1846 niedergeschrieben hatte, ernannte er Detmold zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker, d. h. zum Herausgeber seiner gesamten Werke. Doch sollte es Detmold nicht mehr vergönnt sein, diesen Wunsch seines treuesten Freundes zu erfüllen, denn er überlebte Heine nur gerade einen Monat.

Erst 49 Jahre alt starb der Satyr der deutschen Nationalversammlung, oder wie er von seinen Gegnern genannt wurde, der „Talleyrand des Parlaments“, plötzlich in der Nacht vom 16. zum 17. März 1856, in den weitesten Kreisen von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern betrauert.

Vielleicht gibt der Säkulartag Veranlassung, dass der nicht unbeträchtliche literarische Nachlass des Verewigten, besonders aber seine reichhaltige Korrespondenz, veröffentlicht würde. Es wäre dies nicht allein eine Ehrung der Manen des so eigenartigen und bedeutenden Mannes, sondern zugleich auch ein wertvoller Beitrag zur politischen und Kulturgeschichte Deutschlands in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Acta Sanctorum.

Die modernen Roman- und Dramendichter legen im allgemeinen nur geringen Wert darauf, grosse und erschütternde Begebenheiten zu schildern, sie wollen vielmehr lediglich die psychologische Entwickelung aufzeigen. So haftet ihren nüchternen Schöpfungen oft etwas Kleinliches an, da des Helden Pilgerfahrt alles Göttlichen entkleidet wird. Selbst die acta sanctorum, die Lebensläufe der Heroen entbehren in der biblia pauperum unserer zeitgenössischen Autoren alles Gewaltigen, da das Wunder, des Glaubens liebstes Kind, mit dem grauen Mantel des Alltags zugedeckt wird. Nun aber gibt es meines Erachtens gewisse Stoffe, die der klügelnde Verstand nicht der poetischen Sage entkleiden darf, und weder szenische noch epische Darstellung, mag sie auch noch so geschickt sein, wird uns mit einer Freude erfüllen, wenn das liebe Wunder uns nicht mehr berauscht. —

Ich habe in diesen Blättern früher von dem Moses-Drama Karl Hauptmanns gesprochen und dieser dichterischen Leistung höchste Anerkennung gezollt. Nun hat Victor Hahn den gleichen Stoff bearbeitet (Moses, Tragödie, in 5 Akten und einem Vorspiel bei J. G. Cottha Nchf.) und ich muss bekennen, dass dieses Werk mir trotz einzelner Schönheiten, wie sie der Stoff bedingt, völlig misslungen erscheint. Wenn es auch ein hübscher Gedanke ist, dass Moses und Mineptoch, der Pharao Aegyptens, Jugendfreunde sind und so der seelische Kampf des Volksbefreiers noch grösser ist, so muss doch die Sendung weniger bedeutungsvoll erscheinen, da sie der hohen Dramatik der biblischen Poesie entbehrt. Gibt es wohl einen Menschen, der die Erscheinung Jahwes im Dornbusch, wie sie die Bibel schildert, vergessen könnte?! Und was „dichtet‘ Herr Hahn? „Mir ist, als ob mich Fittiche umrauschten, als ob aus dieser Lüfte sanftem Kosen, aus diesem Dornbusch blühender Rosen voll, mir Gott mit seiner Donnerstimme riefe! . . “ Das prophetische Gesicht, die gewaltige Zwiesprache mit Gott ist in die Sprache des Alltags übersetzt, und die Weissagung quillt nicht aus dem Munde des von der göttlichen Allmacht umleuchteten Sehers — nein! ein unter der Bürde des Alters und der Sklavenfrohn in den Tod taumelnder Jude kündet auf dem Sterbelager des Glückes Sonnenschimmer, der auf das Volk fällt und den Mizri blenden wird. Ebenso prosaisch wird der Durchzug durch das Rote Meer geschildert. Auf einer zur Zeit der Ebbe gangbaren Furt führt der des Weges kundige Josua die Freigewordenen an das sichere Ufer. „Sieh', so spricht er zu Moses, „diesen Haufen kannst du nimmer lenken mit geradem Wort, das die Vernunft geprägt. Was sie begreifen können, lässt sie kalt. Sie bleiben ewig Kinder. Deshalb bitte ich, entschleiere nie dem Volke mein Geheimnis, es soll darob erbeben und erschauern.“ — Und Moses erwidert: „Ungern bequem' ich mich zu solchem Spiel!“ Allein, er bequemt sich! Wie unköniglich ist dieser Diskurs, wie kleinlich! So spricht kein Moses, wie wir ihn in der herrlichen Gestalt Michel Angelos vor uns sehen! Auch wenn es an anderer Stelle im Gebet Mosis heisst: „Brandopfer bracht' ich dir: verbrannte Freundschaft bracht' ich dir: geliebte Kinder“ — so zeigt dies alles nur, dass Victor Hahn zu wenig historischen Sinn und zu wenig künstlerisches Empfinden besitzt, um einen so gewaltigen Stoff meistern zu können. — Schliesslich sei noch bemerkt, dass die Tragödie mit der Zertrümmerung der Gesetzestafeln. also nach der Aufstellung des goldenen Kalbes endet, während Hauptmanns Bühnendichtung bis zum Tode Mosis reicht. —

Acta sanctorum erzählt auch Victor Hardung in seinem Märchenbuch „Seligkeiten“ (Arnold Bopp, Zürich) Die acht Geschichten, die von den Himmlischen und Heiligen berichten, zeichnen sich durch einen graziösen Stil und frischen Humor aus. Hardung besitzt ein liebenswürdiges poetisches Talent, und jeder wird seine helle Freude an den harmlosen Plaudereien haben. Schade nur, dass der Verlag diesem Werke eine so überaus dürftige Ausstattung gewährt hat; gerade Himmelsgeschichten sollten nicht im Gewande der Armut dargeboten werden. –

Im Stil der Bibel ist Rudolf Borchardts Legende „Das Buch Joram“ abgefasst. (Insel Verlag, Leipzig.) Wie Hofmannsthal in unübertrefflicher Meisterschaft den Hellenismus für die Gegenwart mit neuem Leben erfüllte, so strebte Borchard danach, die unvergängliche Schönheit der Bibel nachzudichten. Er besitzt für Stil und Sprache ein ausserordentlich feines Zartgefühl, und so schafft sein Werk jedem Aestheten eine hohe Freude. In seiner Bewunderung und seinem eigenen Verständnis für Form und Schönheit ist er unserem Hofmannsthal, über den er bereits zwei Reden veröffentlicht hat, beinahe kongenial. — Wenn Joram mit Gott hadert, der ihm seine Frömmigkeit in ähnlicher Weise wie einst dem Hiob lohnt, so findet der Dichter Worte voll tiefer seelischer Kraft und Gewalt. Für Vortrag und Lektüre ist das Büchlein in gleicher Weise geeignet und es verdient den besten epischen Gedichten unserer Zeit beigezählt zu werden. —

Den Lebensläufen der Heroen darf man in gewisser Hinsicht auch die beiden Dramen beizählen: Doktor Eisenbart, eine vieraktige Komödie von Otto Falckenberg, (Georg Müller, München) und Das wahre Gesicht, Drama in fünf Akten und einem Vorspiel von Max Halbe (Albert Langen, München). Falckenberg hat verstanden, einen germanischen Volksheiligen lebendig darzustellen. Die Sprachkunst, die er in einem früher veröffentlichten dramatischen Gedicht „Der Sieger“ bereits offenbart hat, ist ihm treu geblieben. Die Gestalten des Mönches sind plastisch gesehen, die Fabel, die in humorvoller Form menschliche Schwachheit gegenüber dämonischen Lebensmächten darstellt und dabei auf den beissenden Spott der Alltagsweisheit verzichtet, ist hübsch erfunden. Dieser Eisenbart, der selbst an seine Wunder und Kuren glaubt, der vermeint, ein durch Zufall zerbrochener gläserner Treuering könne ihm die Untreue seiner Gattin beweisen, und der am Ende einsehen muss, dass er sich und die Welt an der Nase geführt, — dieser Eisenbart, dem sein Hanswurst den Henkersstrick so geschickt dreht, dass er noch Zeit findet, wieder vom Tode zu erstehen. ist eine Gestalt, die man lieb gewinnen muss, und der Autor hat seinem Helden so viel Humor und Seelengüte verliehen, dass die Komödie viel Freunde finden wird. — Max Halbes Drama „Das wahre Gesicht“ ist ein Werk voll Wucht und Kraft. Der Dichter hat an die Ueberlieferung der Klassiker angeknüpft und eine Dichtung im Geiste Schillers geschaffen, die auf der Bühne sicher ihre Wirkung ausüben wird. Hier werden nicht kleine Seelchen seziert, es geht um Hass und Liebe, um Tod und Leben, um Gewalt und Recht. Der Menschheit ganzer Jammer tut sich unseren Blicken auf. Das wahre Gesicht, d. h; das durch Leidenschaft und Sehnsucht verzerrte Antlitz der Menschheit zeigt sich uns, nicht durch die Brille moderner Dekadence gesehen, — nein! es sind Helden, die mit List und Verwegenheit um die Herrschaft und um die Liebe kämpfen. Wohl ist Zierenberg bei weitem kein Wallenstein und Meinerts kein Octavio, wohl erreicht die Gräfin Belicky nicht ihr mutmassliches Vorbild die Prinzessin Eboli, allein auch in diesen Gestalten pulsiert so viel echtes und heisses Leben, dass es ungerecht wäre, das Verdienst unseres zeitgenössischen Dichters durch den Vergleich mit dem grössten deutschen Dramatiker zu schmälern. Im Gegenteil! Halbe hat durch sein neues Werk bewiesen, dass er imstande ist, dem herrschenden Geschmack zu trotzen, und hohes Können hat ein starkes Drama geschaffen. —

Zu den acta sanctorum darf man vielleicht auch Wilhelm Scharrelmanns Geschichten „Die Fahrt ins Leben" (Egon Fleischel u. Co.) rechnen; erzählt doch der Verfasser gleich in seiner ersten Skizze, wie der Dämon ein Seelchen aus den himmlischen Gefilden über die Wolkenberge und die sich türmenden Wogen in das Leben geleitet. Das Märchen vom Geborenwerden ist aber tief traurig, denn die sozialen Gegensätze des Lebens stehen in schroffem Kontrast zu der himmlischen Glückseligkeit, und die kleine Seele, die noch von den Wundern einer besseren Welt träumt, ist bereits in den Körper eines armen Jungfernkindes eingekerkert. — Von verbotener und gebüsster Liebesglut, von dem unverschuldeten Elend des Erdenpilgers, von der Sehnsucht des verklärten Kindes, das seinem irdischen Schwesterlein eine Weihnachtsfreude bereiten möchte — von mancherlei Humor und Mitleid weckenden Begebenheiten berichtet uns der Dichter, dessen kleinen Arbeiten moderner Ideengehalt und interessante Darstellung nachzurühmen ist. — Scharrelmann, der den Anstoss zu der Bewegung der Bremer Lehrerschaft gegen den Religionsunterricht gegeben, hat mit diesem Buch seine Begabung als gewandter Stilist und feinsinniger Autor erwiesen. —

Max Kirschstein.

Sonnenheimweh.

Gedichte von Ella Stern-Kohlhund. (Berlin W. 50, Verlag Continent).

Die schönsten Träume von Licht und Freiheit werden im dunklen Kerker geträumt. Und aus der Tiefe kommen auch diese Dichtungen voll Schwermut und Seelenleid. Sie athmen sinnendes Mitleid mit all' den Menschenwanderern da unten in den Niederungen. Und aus ihnen klingt der Ruf nach Glücksrecht und Freiheitsbesitz so echt und wahrhaft, so erschütternd und erhebend. Eine Sonnen-Anbeterin überwindet den alten Kult konfessioneller Angelerntheiten. Eine grosse Sehnsucht nach Licht und Sonne erhebt sich hier und gestaltet künstlerische, dichterische und ethische Neubildungen. Eine neue Lebens-Religion ist über die Dichterin gekommen, und sie wird denkende Evangelistin und siegesgewisse Künderin einer grossen, allgemeinen, glücklichen Menschlichkeit.

Durch allen Druck und Drang leuchtet die frohe Hoffnung auf den Sieg:

Doch weiter wand're ich unentwegt
Der Sonne zu,
Erst auf den sonnigen Bergen winkt
Mir Abendruh'.

Doch einen Weggenossen ersehnt die Dichterin. Nach einem Herzenserlöser schaut sie aus. Der soll von derselben glühenden Begeisterung für Sonne und Freiheit erfüllt sein. Der soll mit ihr fühlen und flammen:

Hör! Frau Sonne, eines erdgebornen
Kindes Bitte: Send' mir den Genossen,
Der nach Dir sich sehnt — in dessen Auge
— Tief verborgen — schläft ein Strahl des Lichts,
Deines Lichtes, Mutter, das nur Sonnenkindern
Unter Menschen Du zu schau'n vergönnt!

Und neue Jugendkraft klingt in starken, mutigen Akkorden. Eine Hymne ist's, ein stolzer Gottesdienst von Arbeit und Kraft:

Durch's Leben sich kämpfen,
In Leid und Nacht,
Die höchsten Kräfte
Der Seele entfacht,
Zusammenzuckend
In schmerzlichstem Krampf,
In Seligkeit jauchzend, —
Leben ein Kampf!

Im Kampfe wäschst die Tapferkeit. Dem weichen, friedeheischenden, feigen Geschlechte da drunten trägt sie die Sturmfahne voran:

Und dennoch lieb' ich Dich, Sturm, —
Weil Du ob Leben und Tod triumphierst
Unbesiegbar, gewaltig und frei —
Weil Du gross bist, königlich gross,
Darum lieb' ich Dich, Sturm !—

Die Tapferkeit findet ihren Lohn. Nach schwerer Gedankenschlacht feiern wir das Lichtfest, die Siegesfeier der Sonne:

Lass in jubelnden Tönen
Ein Lied Dir erklingen,
In flammenden Gebeten.
Deiner Schönheit Preis
Mich jauchzend verkünden,
Erdenmutter,
Lichtspenderin !—

Und die Lichtspenderin Sonne wird nun zur Freiheitskünderin:

„Gib mir Dein Bettlerkleid, nur mach' mich frei!"

Echtes proletarisches, stolzes Fühlen pulsiert in der Dichterin. Ein unbeackertes Brachfeld ist zu pflügen. Darinnen ruht soviel jungfräuliche Kraft, soviel geraubtes politisches Recht, soviel versklavte wirtschaftliche Not, soviel niedergezwungenes geistiges Streben. Das alles sah und erfuhr die trauernde Muse, und nun strömt sie es aus in tiefen mitfühlenden Tönen. Daher die Schwermut, die über den Dichtungen schwebt. Daher aber auch die sturmtapfere, sonnenstarke Sehnsucht. Das Sonnenheimweh sehnt sich nach Frieden und tönt aus im Hohenlied des Lichtes:

Empor zum Licht!
Kein trotzig Schicksal beuge uns'ren Mut,
Im Herzen spreche heil'ge Feuersglut!
Der Brüder Qual ruft uns zum Freiheitskrieg —
Empor zum Licht! — und unser ist der Sieg!
Der Liebe Purpurfahne stolz voran,
Ziehen wir sieghaft uns're Sonnenbahn:
Ueber der Grossen Hass, der Schwachen Neid
Jauchzend hinein in die Unendlichkeit!

Waldeck Manasse.

Gedichte.

Meines Alltags bin ich müde.

Meines Alltags bin ich müde,
Müde längst von Lärm und Streiten:
Nimm mich mit in deiner Seele
Tiefe, stolze Einsamkeiten. —

Trag mich fort an jenes Ufer,
Wo die Wellen stärker branden,
Und wo nur die allerkühnsten
Schiffer heimlich, nächtlich landen.

Margarete Sachse.

* * *

Freunde.

Wenn Freunde sich nach langer Trennung wiedersehn —
Selten spricht da Seele zu Seele,
Wie sie es heimlich gedacht.
Zwischen ihrem heissen Hoffen,
Ihren hingestreckten Händen
Droht wie eine Trennungsmauer
Ihr eigenstes Leben —
Und gebieterisch steht hinter ihnen,
Unerbittlich nach getrennten Sternen weisend,
Ihre Zukunft, wie ein dunkler Schatten.

Paul Friedrich.

* * *

Allerlei von Wilhelm Kunze.

Der Wecker.

Dass der Funke nun auch ohne Draht
Durch der Erde feste Masse dringt,
Ist ein Wunder, eine Wissenstat,
Die dem Weltengeist uns näher bringt.

Sind wir nach des Lebens Kampf zur Ruh'
Eingebettet in der Erde Schoss,
Rollt auf uns die Funkenwelle zu,
Leise flüsternd: Mach dich frei und los!

Was an uns unsterblich ist, das ringt
Sich dann los, vom Erdenstaub befreit,
Dringt empor zum ew'gen Licht und schwingt
Jubelnd sich durch alle Ewigkeit.

* * *

Toleranz.

Man spricht so viel von rechter Duldung;
Es tönt ihr Lob in allen Gassen.
Doch sicher wird sie zur Verschuldung,
Will man die Dummheit herrschen lassen.

* * *

Renommist.

Du sprichst: „Ich dichte voller Kraft,
Mein Herzblut gebend“ — welche Finte!
Ich kenne ganz genau den Saft:
Du schreibst mit echter roter Tinte.

Dies und Das.

* Ueber die Weiterbildung der Religion sprach Geheimrat Friedrich Delitzsch vor kurzem in der Lessinggesellschaft. Er sagte bei dieser Gelegenheit u. a.: „Während in allen Religionen es auf innige Ergebenheit in Gott, auf Sanftmut, herzliche Verträglichkeit und Wohltun ankommt, bleibt für alle dogmatischen Fragen die Wissenschaft allein die Entscheiderin mit der Devise: veritati. Die Religion ist ewig; ihre Ausgestaltung ist zeitlich und deshalb dem Wandel unterworfen. Die Orthodoxie jeder Religion hängt abergläubisch am inspirierten Buchstaben fest der direkt vom Himmel gekommen sei. Im unerbittlichen Geschichtsprozess dagegen bleibt nicht einmal die Dreiheit Israels unangetastetes Eigentum: Glaube an den einen, einigen Gott, Nächstenliebe und Institution des wöchentlichen Ruhetages. Die Zeit hilft die Religion fortbilden. . . . In bezug auf die Person Jesu können wir keine Autorität anerkennen, weder Kaiser noch Papst, die höher stände als Jesus und seine Apostel. Er aber wusste sich nicht als gut, sondern Gott allein; er ist der Sohn Josefs und der Maria. Jesus war nach seinem eigenen Sinn und nach dem Zeugnis der Urchristenheit nicht wesenseins mit Gott. Die übernatürliche Geburt als fälschliches Dogma wird aus dem Uebersetzungsfehler in Jesaia 7 schlagend zurückgewiesen. — Im orthodoxen Lager wird man über diese Auslassungen des Geheimrats Fr. Delitzsch schwerlich sehr erbaut sein.

* Eine freireligiöse Leichen-Bestattungsrede, gehalten von dem Sprecher der freireligiösen Gemeinde zu Berlin, Hrn. Waldeck Manasse, liegt uns im Drucke vor. Man ersieht aus derselben, dass eine solche Rede auch ohne übersinnliche Grundlage sehr gehaltreich und eindrucksvoll sein kann. Einige Proben daraus, die wir hier folgen lassen, werden dies bekräftigen. Die Gedenkrede betrifft Frau Auguste Thölde, die verstorbene Gattin des Hern. Gustav Thölde, Vorsitzender des Berliner Asylvereins für Obdachlose. Es heisst von ihr u. a.: „Solches ewig sich bemühende Streben (wie es der Verstorbenen eigen war) erhält lange jung. Wenn der Scheitel längst ergraut, dann bleiben wir doch jung, wenn hohe Ideale Herz und Sinn durchdringen. So blieb ihr eine dauernde Lebensjugend beschieden . . . Sie blieb jung bis zum letzten Atemzuge . . . Sie hatte von Jugend an ein geistig hohes Streben. Es war auch eine andere Zeit als die heutige . . . Es herrschte damals die Sehnsucht eines grossen Volkes zu geistiger Einheit, die grössere Sehnsucht nach freiheitlicher Betätigung. Sie hatte das Glück grossen Männern zu begegnen, mit ihnen tüchtige Gedanken auszutauschen und diese ihre Regsamkeit hat sie sich bewahrt durch ihr ganzes Leben. Eine Faustkennerin und eine Faustnatur, welche die Wahrheit sucht. Denn die Wahrheit war ihr Lebensinhalt und ihr Lebenszweck . . . Sie hat sich ein Denkmal gesetzt durch ihr Lebenswerk, ein Denkmal, dauernder und wertvoller als manches äusserliche, prunkvolle Marmordenkmal, das oft nichts anderes bedeutet als ein Entschuldigungszeichen für die Inhaltlosigkeit eines Lebens.“

* Eine Akademie zur Förderung der Dichtkunst. Im „Kunstwart“ tritt Paul Ernst (Weimar) für die Gründung einer deutschen Dichterakademie ein. Das Ideal einer solchen Anstalt wäre, dass sie die ersten Dichter eines Volkes umfasste; die Aufgabe bestehe darin, sie so einzurichten, dass sie dem Ideal möglichst nahe komme. Bei der Einrichtung der französischen Akademie seien einige Fehler gemacht, deren Vermeidung schon sehr viel helfen würde. Man habe in Frankreich nicht nur Dichter in die Akademie aufgenommen, und die Zahl der Akademiker

zu gross gemacht. Paul Ernst meint, es würde genügen, wenn die deutsche Akademie etwa sechs Mitglieder, einschliesslich der Prosadichter, zähle und die Reichsregierung den Mitgliedern ein Gehalt von zehn- bis fünfzehntausend Mark aussetze. Die Wahl eines neuen Mitgliedes hätte lediglich durch die Akademiker selbst zu erfolgen. Der Verfasser der Abhandlung begründet seinen Vorschlag damit, dass mit wertlosen Arbeiten für die grosse Menge Geld zu verdienen, dagegen für ehrliche und künstlerische Arbeit gerade auf poetischem Gebiete heute so wenig Verdienst zu holen sei wie früher. Er verhehlt sich dabei nicht, dass kaum eine Aussicht für eine Verwirklichung seiner Anregungen besteht.

* Ueberkritik. In der „Schaubühne" veröffentlicht Ferdinand Hardekopf eine Kritik, über eine Berliner Lustspielpremière, die er mit folgenden Sätzen einleitet: „Das weitaus Schönste an diesem Abend des Neuen Schauspielhauses war die Schauspielerin Helene Fehdmer. Man weiss lange, wie luxuslächelnd, wie betäubend sie ist, schwebend und duftend und hell-gelb —; aber soll man ihr nicht Hymnen singen, mondäne Hymnen, Ekstasen an die Salonschönheit, bitte!? Ja: man soll es (und ich bitte die Dichter, den Stil der Puder-Liturgie, der Spitzenkleid-Litanei erfinden zu wollen für diese Frau). Helene Fehdmer, zwischen den Altern, süss-irdisch in ihrer hohen, wehenden Grazie, im Goldschmuck der stumpfblonden Haarwolke, ist eine europäisch-elegante Frau. Wenn man sie halb im Profil sieht, so bildet, über der Doppelline des johannisbeerroten Mundes, über den schieferblau leuchtenden Augen und über der glatten Stirn, das giebelig vorlastende Haar einen gotischen Spitzbogen. In gotischen Chorälen soll man diese Schönheit besingen, sie und ihre flirrende Stimme, in der es wie ein leiser Riss im Champagnerglas . . Jeder Vorwand aber, um dessenwillen Frau Fehdmer sich zeigt, sei gebenedeit."

* Zur Vorsitzenden des Schiller-Verbandes deutscher Frauen ist an Stelle der im September gestorbenen Frau Dr. Frieda Brasch die Frau Justizrat Dr. Wildhagen in Leipzig gewählt worden.

* Prof. Dr. Karl Frenzel in Berlin, der bekannte belletristische Schriftsteller und Feuilleton-Redakteur der „National-Zeitung", feierte am 6. Dezember seinen 80. Geburtstag.

* Der diesjährige Bauernfeld-Preis ist im Betrage von je 3000 Kronen Wilhelm Raabe (Braunschweig) und Kurd Lasswitz (Gotha) verliehen worden.

* Das Werk „Grandezza e Decadenza di Roma" von dem italienischen Historiker Guglielmo Ferrero wird bei J. Hoffmann in Stuttgart demnächst eine deutsche Uebersetzung erscheinen.

Bücher-Besprechungen.

The Persistent Problems of Philosophy. An introduction to metaphysics trough the study of modern systems. By Prof. Mary Whiton Calkins (New-York, The Macmillan Company, London Macmillan & Co., Ltd. 1907).

Prof Calkins, der sich bereits durch Schriften über Psychologie hervorgetan hat, bemüht sich in vorliegendem, 575 Seiten umfassenden Werke den Leser über das Wesen und die Aufgaben der Metaphysik in sachgemässer Weise aufzuklären und zwar im Anschluss an eine umfassende Darstellung der bekanntesten philosophischen Systeme, von Descartes, Spinoza und Leibnitz ab bis auf Kant, Hegel und Schopenhauer. Seine Analyse dieser Systeme zeichnet sich durch grosse Sorgfalt und Klarheit aus. Inbetreff der Metaphysik steht Calkins selbst im wesentlichen auf dem Boden der Kantschen Erkenntnistheorie. Ed. L.

Chapitres choisis de l'histoire, des institutions et des moeurs de la France. Ausgewählt und erläutert von Clemens Klöpper (Glogau, Karl Flemming).

Das kleine Buch enthält Originalauszüge aus französischen Werken über die Geschichte und die staatlichen Einrichtungen Frankreichs, speziell über die Justiz, die Finanzen, den Handel und über die verschiedenen Stände. Die daran geknüpften Anmerkungen in deutscher Sprache sind den besten Quellen entnommen und sollen den Schülern höherer Lehranstalten das Verständnis des Inhaltes erleichtern. Das Bändchen bietet auch vorzüglichen Stoff für mündliche und schriftliche Uebungen. Ed. L.

Die romantische Krankheit (Fourier-Beyle-Stendhal). Von Ernest Seillière. Autorisierte Uebersetzung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski (Berlin W. 30, Hch. Barsdorf).

In diesem Schlussbande der „Philosophie des Imperialismus" versucht Seillière eingehend die romantische Krankheit darzustellen, die er im zweiten Bande als dionysischen Romantismus Nietzsches, und im dritten Bande als romantischen Sozialismus skizzierte, der von Rousseau herstammt und den Karl Marx so bedeutsam erneuert und den Zeitverhältnissen angepasst hat. Seit Nordaus „Entartung" sind wohl kaum so eindringliche Mahnworte an das heutige Geschlecht gerichtet worden als in Seillières „Die romantische Krankheit!" Sie verdienen destomehr Beherzigung in einer Zeit, wo der Kultus der Leidenschaft, der zügellose Individualismus, der auf der Rousseauschen Irrlehre von der „natürlichen Güte" des Menschen fusst, sich mit einem pseudochristlichen Mystizismus verbindet, um der Vernunft, der planvollen Sorge für die Zukunft, der Unterordnung des Ich unter die Ziele der Gesamtheit Hohn zu sprechen. In der Erschlaffung der höchsten Hirnzentren durch Missbrauch der Kräfte oder erbliche Belastung sieht Seillière die Wurzel dieses pathologischen Egoismus" den er (mit jenem von Stendhal geprägten Worte) dem gesunden und berechtigten Egoismus entgegenstellt. Nicht im Emporlügen des Individuums zum Gotte, ebensowenig aber in dumpfem Büssergeist sucht Seillière die Befreiung von der romantischen Krankheit, sondern im bewussten Unterordnen der Triebe des Einzelnen unter die Vernunft der Gesamtheit, der allein das „imperialistische" Recht der Welteroberung zusteht. Gesundung, nicht Abschreckung ist das Leitmotiv dieses Werkes! Nächstdem verdient die Auffassung der Romantik als einer Zeitkrankheit, die von Rousseau bis auf unsere Tage eine kontinuierliche, aufsteigende Linie darstellt, besondere Hervorhebung. In grossen Zügen werden zuerst die „Fünf Generationen der Romantiker" in allen Kulturländern dargestellt, manches sanktionierte Werturteil über den Haufen geworfen, manche auffallende literarhistorische Parallele gezogen. So wächst die „Einleitung" weit über den Rahmen dessen hinaus, was man sonst in Einleitungen zu finden pflegt: zu einem tief eindringlichen Mahnruf an die Gegenwart, die sich gerade heute der Neuromantik mit erschreckender Sympathie zuzuwenden beginnt. Die Darstellung selbst zerfällt in zwei

Teile: zwei typische und grundlegende Gestalten — Fourier und Beyle-Stendhal — illustrieren den Romantismus der Armen und den Romantismus der Wohlhabenden. Andererseits wird Seillière dem scharfen Psychologen Stendhal dem Psychologen der Ausnahmezustände, als den ihn Taine preist — dem Vorläufer unserer verfeinerten modernen Psychologie durchaus gerecht; er protestiert nur gegen seine Morallehre, den „Beylismus", der heute — dank Nietzsches Hinweisen — auch in Deutschland blinde Bewunderer zu finden beginnt. Auch der Stendhal-Forschung, die noch immer nicht ihren Abschluss erreicht hat, gibt Seillière neue Anregungen und vor allem ein moralisches Rückgrat, indem er den Wert dieser pathologischen Ausnahmezustände der Seele für den Psychologen und Moralisten durchaus bejaht, andererseits aber abrät, ihn aus dem Laboratorium hinauszutragen in Kunst und Leben. Es ist ein kluger Esoterismus, der sich der falschen Wirkungen auf hemmungslose und ungefestigte Leser wohl bewusst ist und diese vor Gefahren warnt, die nur für reife und gefestigte Geister nicht vorhanden sind. So ist dies Buch des geistvollen Franzosen im hohen Sinne aktuell und verdient das Interesse unserer gesamten, dem wahren Fortscritt ergebenen Geisteswelt. Die aus der Feder Friedrich von Oppeln Bronikowski stammende deutsche Uebertragung ist eine durchaus formvollendete.

**

Gottes Heimkehr. Die Geschichte eines Glaubens. Roman von Richard Kabisch. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.)

Ein Mensch geht an uns vorüber, der in der Kindheit die Luft einer frommen Umgebung atmete, der dann hineingeworfen wird in die geistigen Kämpfe unserer Zeit, der mit dämonischem Wahrheitsdrang in alle Gründe des Glaubens und des Zweifels und der Verzweiflung sich versenkt, dem nichts Modernes fremd bleibt, bis er zuletzt zum Gottesglauben zurückkehrt. Ein Gleichnis ist es, das den Zweifelnden zum Gottesglauben zurückführt. Der Mensch wird im Hinblick auf das Jenseits mit einem Stabtierchen in den menschlichen Eingeweiden verglichen, für das der Mensch selbst das Jenseits bildet. Allerdings wird vorausgesetzt, dass das Stabtierchen im Menschen selbst den Vater zu erblicken gelernt habe, in dessen bessere Welt es sich hinübersehne und dass es die Ahnung dieser Welt zum tiefsten Inhalt seines Strebens gemacht habe. Dieses Gleichnis hat für den Augenblick etwas Bestechendes, ist aber für die Dauer nicht halbar. Denn erstens ist eine solche Ahnung und eine solche Ueberschätzung des Menschen bei einem Stabtierchen nicht zu präsumieren. Und zweitens würde das Stabtierchen bezüglich des Himmelreiches, das es im Menschen ahnen soll, bei richtiger Erkenntnis im allgemeinen gewaltig enttäuscht sein. — Abgesehen hiervon, muss man es dem Verfasser dieses Buches lassen, dass er ernstlich bemüht ist, für den Gottesglauben nicht fromme Redensarten, sondern Vernunftgründe beizubringen. Ob seinen bezüglichen Ausführungen Beweiskraft innewohnt oder nicht, darauf haben wir hier nicht näher einzugehen. Ed. L.

Tiefe Feuer. Von Paul Friedrich. (Berlin, Verlag Gose & Tetzlaff.)

Nicht leicht hätte ein besserer, den Inhalt charakterisierender Titel für diese Gedichtesammlung gefunden werden können. Es sind in der Tat tiefe Feuer, tiefe Gluten, mystische Flammen in mystischen Dämmerungen. Der Dichter ist ein ernster Denker, ein düsterer Grübler, ein schwermütiger Träumer. Seine uferlose Phantasie wirft gigantische Wogen auf und schwelgt in wilden, grandiosen seltsamen, oft auch gewaltsamen Träumen voll dunkler Rätsel. Dumpf und schwer tönen seine Rhythmen, am liebsten von Tod und Traum meldend. Seine Sprache ist schön, bildkräftig und voll edlen Schwunges. Alles in allem: ein Gedichtbuch, das gelesen zu werden verdient und ein Dichter, dessen Namen die Oeffentlichkeit sich wohl merken muss, denn er wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, noch viel Trefflicheres leisten. Der hübsch ausgestattete Band — Emil von Schönaich-Carolath gewidmet — sei jedem Freunde der Dichtung grossen Stils aufs wärmste empfohlen. Stauf v. d. March.

Frühlingstage in Spanien. Von Kurt Kainlah (Düsseldorf, Schmitz und Olbertz).

Eine Reisebeschreeibung, nicht dürr und trocken, sondern voll Temperament, Anschaulichkeit und tiefem Verständnis für Leben, Natur und Kunst. Zwar manchmal schweift der stets frohgelaunte Verfasser etwas ab und schlägt sich in die Büsche, aber man kann ihm darüber nicht böse sein. Die Schilderung von Alhambra, dann jene des bewunderungswürdigen Sevilla, die von warmem Humor durchsonnten Reise-Erlebnisse, endlich die feinen Bemerkungen über Murillo, Ribera und Goya sind in ihrer Einfachheit meisterhaft. Stauf v. d. March.

Ledige Bräute. Roman von O. Eugen Thossan (Leipzig, Verlag von C. F. Tiefenbach).

Ueber diesen Roman, des sich in sein Pseudonym zurückziehenden fleissigen Verfassers, könnte man die Worte setzen: Verstand und Mut müssen wir zu Führern, die Hoffnung aber bloss als Gesellschafterin mit auf die Lebensreise nehmen. Ein Hausbesitzer, der durch allerlei verfehlte Spekulationen in bezug auf seinen Geldbeutel und auch im Denkvermögen Schiffbruch gelitten hat, lässt sich gewissermassen durch seine Frau erhalten, die eine Pension und einen Mittagstisch eingerichtet hat. Die Familie, Vater, Mutter und erwachsene Tochter, die einst bessere Tage gesehen, schlagen sich notdürftig durch, und die Tochter Lissy gerät im Umgang mit den Pensionären in allerhand Herzenskonflikte. Ihr Bräutigam, der sich als Lehrer herumplagt, hat im Suchen nach einer besser dotierten Stelle mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen. Dadurch zieht sich Lissys Brautstand in die Länge und ihre Zuneigung zu dem in der Ferne Weilenden wird in dem Masse abgeschwächt, als ihre Beziehungen zu den Pensionären sich verstärken, die sich um sie drängen, teils mit Verführungskünsten teils ihr wahre Freundschaft und Liebe bieten. Schon als Verstand und Mut ihr ihre Dienste zu versagen drohen und sie nahe daran ist, in dem Strom der Leidenschaft zu versinken, reisst sie ein kurzer Entschluss daraus empor und sie greift zum Gift, um allen ihren Qualen ein Ende zu machen. Aber noch zu rechter Zeit schreckt sie der plötzliche Gedanke an ihre armen alten Eltern, die dann ohne sie elend und verlassen zurückbleiben, sie war die kräftigste Stütze des Haushaltes, von einem Selbstmord zurück und sie nimmt die Resignation zur Gefährtin ihres weiteren einsamen Lebensweges an. Das Buch hält das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende wach und predigt die alte Lehre: Man kann mit Leidenschaften wie mit andern Gütern schlecht haushalten.

Karl Tetzel.

Hille Bobbe. Klassische Bilder-Märchen von Else Croner (Berlin, Hermann Seemann Nachf.).

Für die Kinder ist das Beste gerade gut genug. Das ist die neue Botschaft vernünftiger Pädagogik. Von den lieblichen Kindergestalten Robbias, vor dem Florentiner Findelhause über Hals, Tizian zu Rembrandts ausdrucksvollem Menonitenprediger begleitet die Dichterin uns mit klugem, sinnigen Märchenwort. In der guten Gesellschaft von Raffael Mengs, Rubens, Palma Vecchio, Jan van Eyck und manchem Gleichwertigen lauschen wir ihrem Fabulieren, und mit innigem Gedenken an die eigene treue Mutter sehen wir Chodowiecki sein altes Mütterchen zeichnen. Leonardo da Vinci, Watteau, Murillo, Dürer, Raffael, die Vertreter verschiedener Epochen, marschieren in internationaler Kunstgemeinschaft an unseren Augen vorüber. Für jedes Bild ein kluges Wort, nichts Herbeigezerrtes und Zusammengekünsteltes, ein Werk aus einem Gusse, in fortlaufender Sympathie der beiden Musen. Sustermans, Teniers, Boticelli, Bordone fügen den Schluss harmonisch an. Kinder werden grösser und nachdenklicher an dem schönen Buche, und wir Grossen werden wieder jung und weltvergessen. Waldeck Manasse.

Der Zoo. Tierbilderbuch von P. Haase mit Schilderungen von D. Th. Zell (Berlin, Hermann Seemann Nachf.)

Schöne Bilder und leichtverständlicher, klarer Text, das sind die Vorzüge dieses Bilderbuches. Ein guter Beobachter hat in wenigen Strichen die Vögel und Haustiere, die Raubtiere und die Jagdtiere lebenswahr gezeichnet. Dem Texte aber merkt man es an, dass ein feiner Kenner der Tierwelt ihn liebevoll verfasste. Das äussere Leben und die inneren feineren Vorgänge in der Tierseele werden uns gegenständlich gemacht. Es ist ein Buch, das die Kleinsten sich vorlesen lassen können und doch auch ein Buch, bei dem auch die Vorleser noch manches Neue und Interessante hinzulernen. Waldeck Manasse.

Lieder der Einsamkeit. Von Heinrich Huckarde (Berlin, Sammlung menschlicher Dokumente, 1908).

Ein Bändchen Gedichte, in dem der Verfasser die Natur, die Jahreszeiten und das Menschenleben in seinen verschiedenen Lagen besingt. Es befindet sich darunter manches Gelungene, aber auch manches, was besser ungedruckt geblieben wäre. Eine etwas strengere Auswahl hätte daher dem Charakter und Wert der ganzen Sammlung wesentlichen Vorschub geleistet. —*—

Leben und Dichtung. Von Arthur Rimbaud. Uebertragen von K. L. Ammer. Eingeleitet von Stefan Zweig. (Leipzig, Inselverlag.)

Das Leben schreibt Roman. Da ist ein Held, dem tausend Bitternisse auferlegt waren, ein Dichter, der von seiner Musse nichts wissen wollte; eine ungehinderte Tatkraft, die vor Europa floh; ein Riese an Geist, den des Leibes schlimmste Nöten brechen. Arthur Rimbaud hiess er, der Seltsame, von dem dieses Buch spricht, und dessen Poesien es bringt. Nach Bearichons „Vie de Rimbaud" und nach Rimbaudschen Briefen hat Ammer die Lebensgeschichte bearbeitet, und er erzählt sie hinreissend, lebenssprühend, mit all der impulsiven Gewalt, die in ihr wirklich lag. Keine Phantasie kann erdenken, was dieses Leben ausfüllte. Vielleicht würde der Novellist, der so zu erzählen wagte, verlacht und verspottet worden. Rimbaud waren diese unwahrscheinlichen Schiksale auferlegt, und er brach unter ihnen zusammen, nachdem er lange, lange vorher seine Dichtkunst, die ungerufen seine Jugend begleitete, weggejagt hatte. Mehr Knabe noch als Jüngling war er unter die Berühmten gegangen. Er wusste es nicht. Und als er es wusste, wollte er es nicht. Seine Dichtungen füllen die zweite Hälfte des Buches, das gelesen werden soll wie kein anderes, will man an dieses wunderliche Leben glauben lernen. Arthur Rimbaud, diesen Namen wird man behalten müssen. Die Natur wiederholt sich nicht in ihren grossen Absonderlichkeiten, vor denen wir in ehrfürchtigem Staunen stehen. Das war Rimbaud: Ein Wunder. Otto Born.

„Die Kartause von Parma". Roman von Henry Stendhal-Beyle. 2 Bände (Jena, Eugen Diederichs).

Der im vorigen Hefte besprochenen neuen Ausgabe und Uebersetzung zweier Werke Stendhal-Beyles mag sich, gleichlaufend mit dem Erscheinen, die Anzeige des Romans: „La Chartreuse de Parme" anschliessen. Diesmal ist Arthur Schurig der Uebersetzer, der diesem Werke eine äusserst instruktive, dem Laien durchaus verständliche Einleitung voranschickt. Ueber diesen Roman ist im besonderen nicht viel des neuen zu sagen. Er beweist nur wieder das bedeutende Erzähler- und Darstellertalent Beyles und dessen tiefgründige, unnachahmliche psychologische Schärfe umfassende Kenntnis der italienischen Volksseele, die er in diesem Werke in eine ungeahnt neue Beleuchtung rückt. Wie „Rouge et noir" das Frankreich der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts zum Milieu hat, so schildert Beyle in diesem Buche Menschen des Cinquncento, die er jedoch im Anfang des 19. Jahrhunderts leben lässt. Allein der Charakter der dargestellten Persönlichkeiten verweist nachdrücklich auf die selbstherrlichen Zeiten der Renaissance und nicht mit Unrecht zeigt Schurig auf eine unleugbare Verwandtschaft mit der Geschichte Alexander Farnese's, des nachmaligen Papstes Paul III. und der Vanozza, Maitresse des spätern Papstes Alexander VI., für welche Beyle eine ungemein sympathische Schilderung gefunden hat. Die Willkür, mit welcher er historische Tatsachen verrückt, umschreibt, direkt umformt, ist bei Beyle bewusste Aneignung eines mächtigen historischen Materials, dem er eine derart intensive, schöpferische Liebe entgegenbringt, dass uns, den spätgeborenen Lesern seiner Werke, der prickelnde Reiz, die belebende Kraft seines Geistes und seiner Persönlichkeit als etwas durchaus Eigenartiges, unberührt Frisches, Lebendiges gefangen nimmt. Sicherlich durchaus berechtigt war die Bemerkung Georg Brandes' in der „Emigrantenliteratur", dass neben Stendhal-Beyle andere Romanciers flach erscheinen. Hugo Alt.

Lemkes sel. Wwe. Roman von Erdmann Graeser. (Berlin, Herm. Seemann Nachf.)

Dieser Roman soll in einer Reihe von Bänden das heutige Berlin mit all seinen Licht- und Schattenseiten in humoristischer Form darstellen. Der erste soeben erschienene Band mit dem charakteristischen Untertitel „Zur unterirdischen Tante" versetzt uns mitten hinein in jene Berliner Volkskreise, die für den Kenner eine so unerschöpfliche Fülle von Volkswitz und derbem Humor bieten. „Zur unterirdischen Tante" nennt sich nämlich die etwas unter dem Strassenspiegel liegende Kneipe, in der sich ein grosser Teil der Vorgänge des ersten Bandes abspielt. Urkomisch sind Wirt und Wirtin geschildert im Kreise ihrer Verwandten und Gäste. Eine biderbe, an Fritz Reuters berühmten Onkel Bräsig erinnernde Figur ist Onkel Karrel, eine Art Universal-Genie, das alles kann und alles versteht. Seine Reden und Taten sind mitunter so seltsam, dass er dem Leser richtig zur problematischen Natur wird. Ueber allem aber schwebt als alter Familiengeist Lemkes sel. Wwe., deren Erscheinen immer für die vom Stamme Lemke ein bedeutungsvolles Ereignis ankündet. Wie schon dem ersten Bande zu entnehmen ist, will Erdmann Graeser nach und nach seine Familie Lemke von der niederen Welt in die mittlere und dann in die feine und allerfeinste hinauf führen. Wenn er seine Aufgabe fernerhin so gut löst, wie im ersten Band, wird ihn zweifellos ein grosser Leserkreis auf seiner Wanderung begleiten.

Das Wein-Turnier. Von C. Kohlis (Kyffhausen). Reich illustriert von C. Zander. Geb. Mk. 5,00. (Verlag Hermann Walther, Berlin W. 30).

Der Verfasser des eigenartigen Buches ist der Besitzer des Phoenixhotels in Berlin, der in den Kreisen seiner Fachgenossen unter dem Dichternamen „Kyffhausen“ schon lange rühmlichst bekannt ist. Wer auf bequeme Art in die Geheimnisse der Vinologie eingeweiht werden will, wird das Ziel durch die Lektüre dieses Buches erreichen, dessen Inhaltsverzeichnis wohl die reichhaltigste Weinkarte darstellt, die je in einer Weinstube den Gästen vorgelegt wurde. Mit solcher Kennerschaft, Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit konnte auch nur ein Fachmann und Dichter zugleich der Kunst des edlen Trinkens poetisch gerecht werden.

Der Autorenverkehr. Briefe von Verlegern an Autoren und von Autoren an Verleger. Mit Berechnungsschemata für jede Schrift und jedes Format. Von einem Praktikus. Neue verbesserte Auflage (Leipzig, H. Hedewigs Verlags).

Der Verfasser des kleinen Buches will dem buchhändlerischen Fachgenossen, welcher der verlegerischen Tätigkeit ferner steht, geeignete Fingerzeige für das Herstellungswesen der Bücher geben. — Die mitgeteilten Briefe sollen für die meisten in der Praxis vorkommenden Fälle entsprechende Anhaltspunkte bieten, desgleichen die angefügten Berechnungs-Schemata. Das Büchlein wird in den Kreisen, für die es bestimmt ist, ohne Zweifel gute Aufnahme finden. —*—

Allerhand Gereimtes. Von C. R. Gehre. Mit 7 Holzschnitten von A. Ehrhardt. (Stuttgart, Carl Rocco's Verlag, 1907).

Eine Gedichtsammlung, die von Satire stark durchtränkt ist und sich hauptsächlich gegen Vorurteile und Aberglauben aller Art wendet, zum Teil auch gegen die Ausartungen der modernen Dichtung. In letzterer Hinsicht heisst es z. B. in dem Gedicht: „Der alte Major“:

„Zürnet nicht, ihr vielen lieben Dichter,
Dass ich alter Kerl, ich dummer, schlichter,
Euch nicht lesen mag und kann.
Aus dem Bimmel-Bammel-Reimgewühle
Eurer Hoch- und Voll- und Feingefühle
Starrt mich alles wie ein Vorwurf an.
Herrgott! nie hätt' ich geträumt,
Was zu fühlen alles ich versäumt.“

Sodann in dem Gedicht „Geheimnis“:

„Es steckt, wie im Nebel der König Erl,
In jedem Poeten ein — dummer Kerl,
Das sage nicht ich, das sagt Vischer (mit „V“),
Doch stimmt es mit meiner Erfahrung genau,
Ja, ich frage mich, hab' ich 'nen Dummen entdeckt,
Ob nicht umgekehrt etwa ein Dichter drin steckt.“

Ebenso sinnreich wie die kleineren Gedichte Gehre's sind auch seine Balladen und Legenden. Diese wie jene gehören zu dem Besten, was uns auf diesem Gebiete seit geraumer Zeit zur Kenntnis gelangt ist.

Ed. L.

Aus den Literarischen Vereinen.

Roswitha-Abend

der „Neuen Literarischen Gesellschaft“, am Busstag veranstaltet im Neuen Theater zu Berlin.

Der Name der Dichterin aus der Ottonenzeit, die im Benediktinerinnenkloster zu Gandersheim in Thüringen um das Jahr 1000 gelebt hat, ist in letzter Zeit im literarischen Deutschland, nachdem er lange verschollen war, zu neuem Ansehen gekommen. Die „Neue Literarische Gesellschaft“, eine Vereinigung, deren Zweck die Neuerweckung des schöngeistigen Wesens, die Hebung des geistigen Niveaus unseres Volkes ist, und an deren Spitze Männer wie Dr. Paul Heyse, Gerhard v. Amyntor, Detlev Freih. v. Liliencron, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Friedr. Spielhagen, Viktor Laverenz, Professor Arthur Egidi stehen, hat sich mit ihrem „Roswitha-Abend“ vor dem sonst so skeptischen Berliner Theaterpublikum mit einem überraschenden Erfolge eingeführt, den die Presse von der konfessionellen Orthodoxie bis zum freidenkenden Liberalismus einmütig festgestellt und gewürdigt hat.

Der Roswitha-Abend fand im Neuen Theater statt und wurde mit einem Prolog, gedichtet von Viktor Laverenz, und gesprochen von Grete Hofmann, eingeleitet.

„Ein stolzes Wort geht durch das Weltenwalten;
Als heiligstes Vermächtnis sollt Ihr's halten,
Das Dichterwort: „Es wird am deutschen Wesen
Die kranke Welt dereinstens noch genesen!“
Und ein noch stolz'res hebt uns zu den Sternen,
Das Wort vom „Volk der Dichter und der Denker —“,
Für unser Tun sei's uns ein weiser Lenker
Und eine ernste Mahnung, draus zu lernen.
Des geistig sich bemühenden Volkes Stärke
Sind seine Dichter —, seine Denker-Werke;
Und diese, die des Deutschtums Würde zieren,
Sie wollen wir vor Aug' und Ohr Euch führen.
Von Urzeit her sind Schätze aufgespeichert,
Die unsrer Ahnen Geist entzückt, bereichert;
Wir wollen sie bis zu den neusten Zeiten,
In auserles'ner Weise vor Euch breiten.
Nicht alles freilich können wir Euch zeigen,
Die Schätze sind zu reich, die uns zu eigen;
Doch lasst' was allzu unbekannt, uns bringen,
Nicht ungehört soll Wichtiges verklingen.
Was unsere Dichter einst erschaffen haben,
Daran sollt Ihr, dran soll die Welt sich laben.
Und mit der Dichtkunst zeigt sich eng verwoben
Die Schwesterkunst, die minder nicht zu loben;
Musik gibt erst der Dichtkunst rechte Weihe,
Wie Wort an Wort, so Ton an Ton sich reihe.
So lassen sie vereint, in sel'gen Stunden
Uns von des Lebens Kampf und Not gesunden.
Auch andre Künste seien gern gewonnen,
Aus ihnen allen sprudle uns der Bronnen,
Der uns erquickt, wenn in vergangne Zeiten
Die Bilder, die wir zeigen, uns geleiten.

Lernt Eure Dichter, Eure Künstler kennen!
Wir wollen Euch hier manchen Namen nennen,
Der bis zur Zeit noch ungehört verhallte,
Ob auch in ihm das heilge Feuer wallte.
Lernt Deutsche, lernt Euch auf Euch selbst besinnen,
Was Eure Denker schufen, liebgewinnen!
Den Fremden, der als Gast kommt, dürft Ihr ehren,
Ihr braucht ihm nicht den Eintritt zu verwehren;
Doch duldet nicht, dass seines Einfalls Menge
Im eignen Haus Euch in die Ecke dränge.
Am deutschen Werk sollt Ihr zuerst Euch letzen;
Hinweg vom Herde mit den fremden Götzen!
Der Kunst der Heimat gelte unsre Pflege;
Und findet Ihr uns auf dem rechten Wege,
So helft uns, helft, dass wir das Ziel erringen:
Im deutschen Land soll'n deutsche Lieder klingen!"

Dann hielt Direktor Sebaldt vom Werth eine Rede über die Pläne der Neuen Gesellschaft.

Die bezeichnendsten poetischen Werke der namhaften Dichter Deutschlands vom frühesten Mittelalter bis in unsere Zeit sollen durch Rezitationskunst und, soweit ihre Schöpfungen komponiert sind, durch Gesang zum Vortrag gebracht werden. Zunächst sollen fünfzehn Abende veranstaltet werden. Nicht die philosophische und scholastische Gelehrsamkeit, sondern der Stimmungsgehalt des Schrifttums unserer Vorfahren, das rein menschlich Sympathische soll bei den Vorführungen in den Vordergrund treten. Auf die Weltanschauung in deutschen Landen vor 1000 Jahren ermöglichen den besten Rückschluss die Schriften Roswithas. Diese sind lateinisch geschrieben, aber nur die Form ist fremdartig, der wesentliche Inhalt ist durchaus deutsch. In ihren Werken ist nordeuropäische Volksseele und südeuropäischer Geist eine seltene Ehe eingegangen, es spiegelt sich hier eine Zeit, wo das Christentum in den nordischen Ländern endgültig das Heidentum überwunden hatte, wo der altheidnische Heldengesang verstummt war, wo aber das Christentum noch nicht so fest wurzelte, dass religiöse Poesie im Volke hätte Anklang finden können. Die deutsche Sprache, zersplittert in unzählige Dialekte, befand sich im Uebergangsstadium vom Altdeutschen zum Niederdeutschen. Wer zu weiteren Kreisen der Gebildeten sprechen wollte, bediente sich der lateinischen Sprache. Dass Roswithas Gedichte mit der Verherrlichung der christlichen Weltflucht in jener Zeit vor der Jahrtausendwende, wo das germanische Kraftgefühl das Volk doch noch so oft zu gewaltigen Ausbrüchen führte und wo insbesondere das Sexualleben sich so robust äusserte, starken Widerhall fanden, ist dadurch zu erklären, dass damals im Volke die Vorstellung vom Weltuntergang im Jahre 1000 lebendig war. Der Bussstimmung jener Zeit verdanken wir den herrlichen Gesang dies irae, durch sie ist zu erklären, dass Roswitha, die dem kaiserlichen Hofe sehr nahe stand, uns den mächtigen Kaiser Otto I. als reuigen Büsser darstellt. Alle gelehrten Kritiker sind sich darin einig, dass die Nonne Roswitha fabelhaft vielseitig war, wir finden bei ihr eine gut philosophische Durchbildung und eine für ihre Zeit erstaunliche literarische Technik. Ihre Werke haben für unsere Zeit nicht nur einen dichterischen, sondern auch einen historischen und philosophischen Wert. Gerade für die Gegenwart, die an einem Wendepunkt der Geistesgeschichte angelangt ist, kann die Betrachtung der Philosophie Roswithas aus einem Zeitalter, wo die heidnische realistische Philosophie besiegt dalag, von besonderer Bedeutung sein.

Wenn auch unsere Zeit den rohesten Materialismus bei Seite gestellt hat, so ist doch die Frage, ob Monismus oder Dualismus, noch nicht entschieden. Ist es da nicht interessant, zu lesen, wie Roswitha die Unterscheidung der Welt der Wirklichkeit von der übersinnlichen definiert, indem sie sagt, dass alle Wirklichkeit der Zahl unterworfen, während alles Irrationelle über die Zahl hinausgehe, mit Zahlen nicht fassbar sei.

Direktor Sebaldt vom Werth wies in seinem Vortrage dann noch interessante Anklänge der Shakespeareschen und Goetheschen Dichtungen an Werken Roswithas nach. Er gab einen Ueberblick über ihre uns überlieferten Werke und wandte sich dabei insbesondere gegen jene, die einen Makel zu werfen versucht haben auf die Lauterkeit des Charakters der Dichterin, indem sie sagten, Roswitha hätte ihre Dramen nicht schreiben können, wenn sie nicht selbst durch den ganzen Sumpf des Lebens gegangen wäre. Darauf antwortete der Vortragende: Wer sich vorurteilsfrei in ihre Schriften vertieft und insbesondere die eigenartige Intimität beachtet, die sie sich zurecht gerichtet hat, der muss sagen, dass sie rein instinktiv manches über Dinge spricht, die sie nur gehört und die in dem damals zu unnötiger Berühmtheit gelangten Terenz ausgeführt waren, die sie aber niemals gesehen, geschweige denn wirklich durchgemacht hat. Sie wählte in ihren Dramen dieselbe Dichtungsform wie Terenz, um diesen pikanten Schriftsteller aus dem Felde zu schlagen. Als eine bedauerliche Lücke in unserer Literatur bezeichnete der Vortragende den vollständigen Mangel jeder Uebersetzung und jeder Studie über Roswithas „Theophilos", in dem dasselbe Problem behandelt wird, wie in der Faustsage. Mit Goethes Faust hat der Theophilos noch das Besondere gemeinsam, dass, während in den übrigen Faustsagen der Sünder schliesslich der Vedrammnis anheimfällt, in diesen beiden Dichtungen die Sünder durch die unergründliche Liebe des Weibes errettet werden. Die deutschen Frauen sollten es sich zur Ehrenpflicht machen dieses Werk der Dichterin, die schon vor tausend Jahren den Satz „Das Ewigweibliche zieht uns hinan" verherrlichte, wieder zur Geltung zu bringen.

Nach dem Vortrage fanden die Aufführungen auf der Bühne statt. Zunächst wurde von einem Chor von Nonnen und Mönchen ein Psalm in den in der katholischen Kirche noch heute gebräuchlichen gregorianischen Tonweisen rezitiert. Dann mehrere a capella-Gesänge aus der Zeit Roswithas vorgetragen, komponiert von Professor Artur Egidi.

Die Hauptvorführung des Abends war aber das Drama Roswithas „Fall und Busse Marias". Es wurde dietando gegeben, wie ja die Dramen Roswithas nicht für die Bühne bearbeitet sind, sondern um vorgetragen zu werden. Die Regie des Herrn Victor Laverrenz hatte das Werk der Roswitha in stimmungsvoller Weise inszeniert. Die Bühne stellte dabei einen grösseren Wohnraum im Kloster von Gandersheim dar. Man sah eine Anzahl Nonnen in freundlicher Gruppierung gelagert, mitten unter ihnen an einem Tischchen Roswitha, eine liebenswürdige Erscheinung. Die Dichterin, das Manuskript in Händen, machte sich eben bereit, den Schwestern ihr Bühnenwerk vorzulesen. Eine sehr stimmungsvolle Szene. Hin und wieder, im Verlauf des Stücks an besonder markanten oder dramatisch bewegten Stellen, setzte Musikbegleitung hinter der Szene ein, von Professor Artur Egidi im Geist der damaligen Zeit komponiert und von Flöte, Alt-Hoboe, Harfe und Harmonium gespielt.

Hin und wieder, im Verlauf des Stücks, an besonders markanten oder dramatisch bewegten Stellen, setzte Musikbegleitung hinetr der Szene ein, von Professor Artur Egidi im Geist der damaligen Zeit komponiert und von Flöte, Alt-Hoboe, Harfe und Harmonium gespielt.

Die Königl. Hofschauspielerin Adele Wienrich las das Drama vor. Die Inszenierung erwies sich als sehr stimmungsvolt. Das Meisterwerk Roswithas hielt sichtlich die Zuhörer in Spannung und war in allen Szenen ein aesthetischer Hochgenuss. Die „Neue Literarische Gesellschaft" hat ihre Absicht, das Interesse an wirklich wertvollem Schrifttum aus alter Zeit zu beleben, gleich mit der ersten Vorführung, soweit Roswitha in Betracht kommt, voll erreicht.

Das Publikum nahm die eigenartige Busstags-Gabe dankbar auf, ebenso die übrigen Nummern des Programms, welche ältere Musikstücke — Psalmen, Chorgesänge, Violin- und Klavier-Sonaten, von Hofopernsänger Juan Luria, dem Apostel Paulus-Chor unter Professor Egidi, von Kammervirtuos Felix Meyer, Professor Sormann und anderen ausgeführt — interessant und trefflich zu Gehör brachten. Als Intermezzo gedenkt nun die Gesellschaft einen Gesellschaftsabend mit Tanz in der Weihnachtszeit zu veranstalten, der unter Mitwirkung von Victor Blüthgen und Maria Holgers dem altdeutschen Märchen gewidmet ist. Eintrittskarten versendet die Geschäftsstelle der „Neuen Literarischen Gesellschaft", Berlin-Schöneberg, Vorbergstr. 10. Der zweite öffentliche Abend findet Anfang Januar statt. Dieser „Edda-Abend" wird altgermanische und frühdeutsche Heldenlieder bringen in eigenartiger Szenerie, begleitet von zeitgemässer Musik.

* Literarische Gesellschaft in Frankfurt a. O. In Frankfurt a. O. ist auf Anregung des Chefredakteurs der Frankfurter Oderzeitung Dr. Wilhelm Wintzer, der seinerzeit in Essen im Verein mit dem jetzigen Intendanten Dr. Hagemann denselben Gedanken verwirklicht hat, zusammen mit Gymnasialprofessor a. D. Dr. Bachmann, dem Vorsitzenden des Kleistdenkmalkomitees, und Buchhändler Greiss, sowie einer grossen Anzahl angesehenster Persönlichkeiten der Stadt eine literarische Gesellschaft ins Leben gerufen worden. Durch Muster-Aufführungen im Stadttheater von dessen besten Mitgliedern, sowie durch eine Reihe von Vorträgen führender Geister sollen weite Kreise der Bevölkerung zu literarischen Interessen angeregt werden. Bereits nach wenigen Tagen mussten die Subskriptionslisten geschlossen werden, weil die annähernd 1000 Personen das Theater auch bei Aufführung zu überfüllen drohten. Zur Aufführung gelangen Bernhard Shaw's Mysterium „Candida", „Der Tor und der Tod" von Hugo von Hofmannsthal und einige Einakter von Arthur Schnitzler. Vorträge werden halten: Professor Litzmann (Bonn), Geheimrat Henry Thode (Heidelberg) und Professor Richard Muther (Breslau). Frau Clara Viebig wird eigene Werke vortragen.

Neu erschienene Bücher.

Philosophie.

Johnston, Charles, Die Vedanta-Philosophie (Berlin, P. Raatz).

Kinkel, Prof. Walter, Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie (Giessen, A. Töpelmann).

Külpe, Prof. Oswald, Einleitung in die Philosophie, t. verb. Aufl. (Leipzig, S. Hirzel).

Lubenow, H., Monismus mit und ohne Gott (Gütersloh, C. Bertelsmann).

Goldschmidt, Ludwig, Kant und Haeckel. Freiheit und Naturnotwendigkeit. Nebst einer Replik an Julius Baumann (Gotha, E. F. Thienemann).

Drews, Arthur, Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung (Jena, Eugen Diederichs).

Strowski, Fortunat Pascal et son temps. 2. partie. L'histoire de Pascal (Paris, Plon-Nourrit et Cie.).

Theologie.

Metzger, G. J., Das christliche Geistesleben. Mit einem Vorwort von Dekan K. Leypoldt (Stuttgart, Buchhandlung des Deutschen Philadelphiavereins).

Schreiner, E. Gelöste Welträtsel (Stuttgart, Buchh. des Deutschen Philadelphiavereins).

Staerk, Dr. W., Neutestamentliche Zeitgeschichte. I. Der historische und kulturgeschichtliche Hintergrund des Urchristentums. II. Die Religion des Judentums im Zeitalter des Hellenismus und der Römerherrschaft (Leipzig, G. J. Göschen).

Naturwissenschaften.

Righi, Augusto, Die Bewegung der Jonen bei der elektrischen Entladung. Deutsch von Max Iklé (Leipzig, J. A. Barth).

Thomson, Dr. J. J., Elektrizitätsdurchgang in Gasen (Leipzig, B. G. Teubner).

Baumhauer, Prof. Dr., Die neuere Entwicklung der Kristallographie (Braunschweig, Vieweg & Sohn).

Lampa, Prof. Dr. A., Lehrbuch der Physik zum Gebrauch für Studierende (Wien, W. Braumüller).

Roloff, Prof. Dr. Max, Grundriss der physikalischen Chemie (Leipzig, G. Thieme).

Börnstein, R., Die Lehre von der Wärme (Leipzig, B. G. Teubner).

Wüllner, Ad., Lehrbuch der Experimentalphysik (Leipzig, B. G. Teubner).

Rechts-, Staats- und Gesellschaftswissenschaft.

Bar, Prof. Dr. L. v., Gesetz und Schuld im Strafrecht (Berlin, J. Guttentag).

Girard, Prof. P. Fr., Geschichte und System des römischen Rechtes (Manuel élémentaire du droit romain). — (Berlin, F. Vahlen.)

Sabatier, Prof. Paul, Zur Trennung von Kirche und Staat. Aus dem Französischen. (Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.)

Isaác, Rechtsanw. Dr. Martin, Das Recht des Automobils nach den Polizeibestimmungen des In- und Auslands (Berlin, F. Vahlen).

Schröder, Prof. Dr., Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte (Leipzig, Veit & Co.).

Strafgesetzbuch, das neue japanische. Uebersetzt von Loenholm (Bremen, M. Nössler).

Stuckenberg, J. H. W., Sociology. The science of human society. In two volumes (London, G. P. Putman's Sons).

Petrucci, R., Les origines naturelles de la propriété (Bruxelles, Misch & Thron).

Belletristik.

Voss, Richard, Wenn Götter lieben (Leipzig, J. J. Weber).

Margrit, Wolfgang, Vom Rechte, das mit uns geboren ist (Nowawes-Neuendorf, Hans Zoeller).

Brand, Hans, Messias, Drama in 4 Szenen (Plan-Heckl, Louis Hancke).

Beck, Hugo, Perpetua, Roman in 2 Bänden (Leipzig, Julius Werner).

Derselbe, Hollelfer, Humoristischer Roman (Leipzig, Julius Werner).

Gulbins, Hermann, Schäumender Most, Roman.

Schlosser, Dr. Anton, Vier Jahrhunderte deutschen Kulturlebens in Steiermark. (Graz u. Leipzig, Ulrich Moser.)

Steppat, Friedrich, Die Geldrätsel (Dresden, E. Pierson).

Corelli, Marie, Prinzessin Ziska. Das Problem einer verirrten Seele, Roman. Autoris. Uebersetzung von Helene Zillmann (Gr. Lichterfelde, P. Zillmann).

Dieselbe, Liliths Seele. Roman. Autoris. Uebersetzung von A. Bollert (Gr. Lichterfelde, P. Zillmann).

Kipp, Friedrich, Sehnsuchtswege. Gedichte (Leipzig, Verlag f. Lit. Kunst und Musik).

Horschick, J. J., Johannes Lister (Leipzig, C. F. Amelang)

Behrbohm, Johannes. Im nordischen Ringen. Vaterländisches Gedicht aus den Jahren 1163–1170 (Dresden, E. Pierson).

Strasser, J., Shakespeare als Jurist. Ein Vortrag (Halle a. S., Otto Thiele).

Berker, A., Des Zigeuners Rache. Tragödie in einem Akt (Dresden, E. Pierson).

Dworzak, Arthur, Seid's lusti'! Gedichte in Wiener und niederösterreichischer Mundart (Dresden, E. Pierson).

Sergel, Albert, Ringelreihen. Kindergedichte (Rostock, C. J. E. Volckmann Nachf.).

Berichtigungen. In No. 2 musste es Seite 23, Spalte 1, Zeile 8 von unten heissen: da das kausale Verhältnis nur angenommen werden könne, statt: „das das causale Verhältnis" pp. Seite 23, Sp. 2, Zeile 8 von oben musste es statt „Entscheidung" — Erscheinung heissen.

Hierzu eine Beilage der Firma M Altmann, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Zu beziehen durch die Neue Photographische Gesellschaft Act.-Ges, Steglitz bei Berlin, Siemensstrasse 27.

No K. 50. Ad Eberle: **Anknüpfungspunkt.**
Grösse 52×60 cm. Mk. 8.50. Grösse 22×26,5 cm Mk. 2.—.

No. K. 198.
Carl Seiler: **Rekognoszierung vor der Schlacht bei Rossbach.**
Grösse 44×61 cm. Mk. 6.—.

Hundestudien (Naturaufnahme) à Blatt Mk. 2.25.

Blatt I. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm

Blatt II. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Blatt III. No. K. 293. Grösse 20,5×50 cm.

Verantwortlich für die Redaktion Dr. Eduard Loewenthal. Druck und Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

Bücher der Zeit.

Bücher-Beurteilungen.

☞ Es sollen nur solche Rezensionen aufgenommen werden, die eine Frucht des ernsten Studiums der betreffenden Werke sind, und demnach die wirkliche Ueberzeugung des Kritikers wiedergeben. Hierdurch wird die Kritik das, was sie sein soll, eine ehrliche Aussprache der Anschauung des Beurteilenden, und wirkt auf den Leser so, wie es ihre Bestimmung verlangt. Angebote, in diesem Sinne die Besprechung übernehmen zu wollen, mit der Bezeichnung der erwünschten Gebiete sind dem Verlage der Bücher d. Zeit willkommen.

Uhlmann, E. O., Christus, seine Person und Lehre. Dresden, Verl. von E. Uhlmann. Preis 1 Mk.

Das Büchlein macht der ernsten christlichen Gesinnung des Verfassers alle Ehre, aber sonst ist dieser Erscheinung keine Bedeutung beizumessen. Gegen den Gedanken, die Betrachtung der christlichen Wahrheit an das Vaterunser anzuknüpfen, lässt sich an und für sich nichts einwenden, aber die Durchführung ist unzulänglich, ganz abgesehen von mehrfachen Unklarheiten und vereinzelten sprachlichen Unrichtigkeiten. Die zwei beigegebenen Gedichte des Verfassers verraten weder nach Form noch Inhalt die geringste dichterische Begabung und der Anhang ist eine Aneinanderreihung von nicht zusammengehörigen Dingen.

Paul, C. P., Die Mission auf den deutschen Südsee-Inseln. Verlag von L. Ungelenk, Dresden. Mit Illstr. u. 1 Karte. Kart. Preis 2 50 Mk

Gründlichste und eingehendste Kenntnis des in Betracht kommenden Missionsgebietes sowie eine überaus anschauliche und fesselnde Darstellung alles dessen, was er in den Bereich seiner Schilderungen und Erzählungen zieht, sind die hervorstechenden Eigenschaften des Verfassers, die wie in früheren Veröffentlichungen so auch in diesem Buche deutlich zutage treten, und ihm schon längst einen Namen gemacht haben unter den Missionsschriftstellern der Gegenwart.

Das Interesse für die Mission auf unseren Südsee-Inseln zu wecken und zu bereichern, ist dieses Buch ausserordentlich geeignet, so dass ihm die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Auch zur Anschaffung für Volks- und Schulbibliotheken sei es angelegentlichst empfohlen. Niemand, der es gelesen hat, wird es aus der Hand legen, ohne dem Verf. Dank zu wissen für den hohen Genuss und die mannigfache Belehrung, die er daraus empfangen hat.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

Die fünf Perikopenreihen

der evangelischen Landeskirche Preussens

nach ihrem erbaulichen Inhalt und Zusammenhang von Pastor **R. Friedewald.**

Preis geheftet **1,80 Mk.**, in Leinwandband 2,40 Mk.

Der Verfasser ist durch seine preisgekrönte, in 13000 Exemplaren verbreitete Schrift „Warum evangelisch?“ bereits literarisch hervorgetreten. Auch diese Schrift wird bei allen Geistlichen und Lehrern denselben Anklang finden.

Von der Kgl. Regierung in Breslau empfohlen!

Verlag von Max Woywod in Breslau.

Unbedingt gelesen haben muss man die soeben im Verlage von **Fr. Rothbarth** in Leipzig erschienene **Aufsehen erregende** Broschüre

Christus in der Laterna magica

vorgeführt von **Hans W Fischer,**

Preis Mk. **1.50**, — 8 Tage nach Ausgabe erfolgte bereits die **4. Auflage!**

J. F. Lehmanns Verlag in München

Christentum und Religion

Von **Dr. Otto Pfleiderer,** Prof. an der Universität Berlin.

BAND I. **Die Entstehung des Christentums.** Zweite unveränder- e Auflage. — 255 Seiten gr. 8⁰ Preis geheftet M. 4.—, geb. M. 5,— in Liebhabereinband M. 6.—.

BAND II. **Die Entwicklung des Christentums** von den Uranfängen bis zur Gegenwart. — 270 Seit. gr. 8⁰ Preis geheftet M. 4.—, gebd. M. 5.—, in Liebhabereinband gebd. M. 6.—.

BAND III. **Religion und Religionen.**

280 Seiten gr. 8⁰ Preis geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—, in Liebhabereinband gebunden M. 6.—.

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und auch einzeln käuflich!

NEU! Der Philipperbrief, wie er zum ersten Male verlesen u. gehört ward.

Von **Oberpf. Dr. Költzsch, Chntz.** **2 Mk.**

Hier ist ein neuer Weg der Schriftauslegung beschritten, den wir freudig willkommen heissen. Das Buch ist Herrn Kirchenrat D. Meyer gewidmet und wird seinen Weg finden in evang. Christenhäuser, wo man Gottes Wort lieb hat und es in moderner Form „hören und lernen möchte.

(Sächs. Gust Adolf Bote.)

Pf. Blankmeister, Dresden.

!Neu!

Chriſtliche Ethik.

Von

Prof. D. **Ludwig Lemme.**

2 Bände

I. Bd. 640 Seiten M. 11 broſch., M. 13 geb.
II. Bd. 578 Seiten M. 10 broſch., M. 12 geb.

Vorzüglich empfohlen von rechts und links ſtehenden, erſten Fach- und Tagesblättern. Ausführliche Proſpekte ſtehen gern

!gratis!

zur Verfügung.

Edwin Runge, Verlag, Gr. Lichterfelde-Berlin.

Soeben erschien:

Die Mission auf den Deutschen Südsee-Inseln

auf Grund englischer, amerikan. und australischer Quellen von

P. Carl Paul.

: Illustriert und mit 1 Karte. :
Kart Preis 2,50 Mk.

Den Schilderungen von Land und Leuten und dem ganzen Leben und Treiben auf den Stationen eignet **anschauliche und fesselnde** Form.

Verlag von
C. Ludwig Ungelenk
Dresden-A.

Im Verlage von **Kober C. F. Spittlers Nachf.** in **Basel** ist soeben neu erschienen:

Huene, Joh. von, **Der Brief des Paulus** an die Philipper, ausgelegt. Mit Vorwort von **W. Arnold,** Direktor der ev. Predigerschule in Basel. Geh. Mk. **1.20,** Lwd Mk. **1.60.**

In Vorbereitung:

Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt. 17. Jahrg. 1907 - 1908. Strassburg i. Els, Trübner. 15 Mk, geb. 16 M.

Drews, A., Der Monismus I. Systematisches. Jena, Diederichs. 6 M, geb. 7 M., 50 Pf.

Nietzsches Briefe an Peter Gast. Nietzsche's gesammelte Briefe IV. Leipzig, Insel-Verlag, 10 M. 50 Pf. geb. 12 M.

Berger, A. E., Die Kulturaufgaben der Reformation. 2. Aufl. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 5 M. geb. 6 M.

Munzinger, C., Paulus in Korinth. Neue Wege zum Verständnis des Urchristentums. Heidelberg, Evangelischer Verlag. 2 M. 75 Pf, geb. 3 M. 75 Pf.

v. d. Goltz, Frh. H., Grundlagen der christlichen Sozial-Ethik. Berlin, Mittler & Sohn. 6 M. 50 Pf. geb. 8 M.

König, Ed., Grundrisse der Theologie. II. Abt. I. Tl. Geschichte des Reiches Gottes bis auf Jesus Christus. Braunschweig, Wollermann, geb. 4 M. 50 Pf.

Brunner, Dr. G., Die religiöse Frage im Lichte der vergleichenden Religionsgeschichte. München, C. H. Beck. 1 M. 80 Pf.

Engel, Moritz, Wirklichkeit und Dichtung. Aufschlüsse in und zu 1. Mose 2—4; 6, 1—14; 9, 18—27; 11 und 12, 1—6. Dresden, W. Baensch .4 M.

Planck, (Dekan), Predigten auf die Sonn- u Feſttage des Kirchenjahr., eleg. geb. M. 3.50

Kübel, (Dekan), Evangelien Predigten geb. M. 5.—

Stark, Handbuch in guten u. böſen Tagen geb. M. 1.50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, ſowie direkt vom

Verlag Wilh. Langguth, Esslingen a. N.

Verlag der Evang. Buchhandlung
Mülhausen i. Els.

Scheer, C. Pfr., Staat u. Kirche —.40
„ „ „ Kathol und evangel. Frömmigkeit . . . . —.40
Stricker, Ed., Pfr., Die wichtigsten Unterscheidungslehren . —.15
Stricker, Ed., Pfr., Evang. Christenlehre cart. —.60, in Leinen —.70
Hadorn, W., Lic. Pfr., Bern, Kraft zur Rettung Innere Missionsfestpredigt . . . . . —.25
Tournier, C, Pfr., Aus vergangenen Tagen . . . . . geb. 2.50
Eine köstliche Gabe eines alten jugendfrischen elsäss. Pfarrers, dessen Jugend- und Lebenserinnerungen Jung und Alt erquickende und gewinnbringende Stunden bieten.

Verlag von Hermann Gesenius in Halle.

Neu! **Weihnachten 1907.** **Neu!**

John Ruskin.

Über Mädchenerziehung. Nach dem Originale übertragen und mit einer biographischen Einleitung versehen von **Johanna Severin.** Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50.

Die Kunst zu lesen. Arbeit. Nach dem Original übertragen von **Johanna Severin.** Brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50.

Zwei gute Büchlein zur geistigen Erholung nach getaner Arbeit und für die Mütter der heranwachsenden Generation.

Michelangelos und Raffaels Gedichte von **Hermann Harrys.** 2. Aufl. Mit einer kurzen biogr. Einführung 1906. Brosch. M. 2.—; eleg. geb. Mk. 3.—.

Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter. Von Dr. **Otto Weddigen.** Mit 4 Photogravüren und 68 Abbildungen im Text. Brosch. Mk. 5.50. Höchst elegant gebunden Mk. 7.—.

Jeder Mann von Kultur
liest **Ludwig Zoeller:**
Grundzüge einer neuen Glaubens-, Seelen- und Lebenslehre.
Büttenpapier, gothische Initialschrift, Leinenband. Preis 3 M.
Bezug durch jede Buchhandlung. Auslieferung an diese durch **Otto Maier,** G. m. b. H., Leipzig.

Für jeden Seelſorger!

Hilfe auf dem Wege.

Die beſten Bibeltexte für perſönliche Seelſorge zum praktiſchen Gebrauch geordnet.

127 Seiten in kl. Taſchenformat in Lederbd.
Mk. 1,00.

Pfr. Dr. Jeremias: Ihr Büchlein wird von mir warm empfohlen; es iſt ganz vortrefflich.
Pfr. Moderſohn: Das Büchlein iſt ungemein praktiſch und ſehr zu empfehlen.

Zu 4 Monaten 3000 Exemplare abgeſetzt.

Verlag von **Carl Alshöfer, Stuttgart,** Hauptſtätterſtraße 51.

Broschüren und Werke

werden unter günstigen Bedingungen in Druck und Verlag genommen.

Memmingers Verlag in Würzburg.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Geschichte des Christentums als Religion der Versöhnung und Erlösung.

Von **Lic. Karl Dunkmann, Greifswald.**

I. Band. 1. Teil: **Prolegomena.** Mk. 3.80.

Akademische Predigten von **D. Carl Stange,** o. ö. Professor an der Universität Greifswald. Mk. 1.60.

War Abraham eine historische Persönlichkeit?

Von **Lic. Fritz Wilke,** Privatdozent an der Universität Greifswald. Preis 80 Pf.

Seestern „1906". Der Zusammenbruch der alten Welt.

Volksausgabe. Preis 1 Mk.

Südwestafrika deutsch oder britisch? Von einem alten Afrikaner. Preis 75 Pf.

Trampe, L., Ostdeutscher Kulturkampf. Erstes Buch: Rassenkampf. Preis Mk. 1.—.

Verlag des Luther. Büchervereins

Elberfeld, Paradeſtraße 41.

Kennecke, P.: **Aus Doktor Martin Luthers Leben und Haushalt.** Illuſtriert von Fr. Weißenborn. Original-Leinenband M. **2.50.**

Treuherzige Weiſe, meiſt über einzelne Lutherworte, der Volkston wohl getroffen, kräftige Bilder mit klaren Linien. Druck, Papier, Ausſtattung — alles gleich lobenswert, kurz ein gutes Buch, zu Geſchenkzwecken beſtens zu empfehlen. (Die Wartburg.)

übner, Heinr.: **Was der kleine Katechismus für ein großer Schatz iſt.** Zweite vermehrte Auflage 96 Seiten, broſch. M. **0.50.**

D. Dr A. Freybe ſchreibt in der „Allg. Ev.-Luth Kirchenzeitung": „Das vortreffliche, gerade in ſeiner Kürze ſo gehaltvolle Katechismusbüchlein verdient die weiteſte Verbreitung. Es iſt für Hohe und Geringe, für Junge und Alte, Gelehrte und Ungelehrte"

- **Wie läßt ſich der Katechismusunterricht möglichſt einfach, intereſſant und fruchtbar geſtalten?** Zugleich ein Beitrag zum Verſtändnis der Struktur des kleinen Katechismus, broſch. M. **0.40.**

- **Paul Gerhardt.** Ein Lebens- und Zeitbild. Mit 30 Illuſtrationen. 2. Aufl. 144 Seiten, in Leinen geb M. **1.20.**

Ein Buch von bleibendem Wert, ausgezeichnet durch ſeinen friſchen, herzlichen Erzählerton und durch ſeine klare entſchiedene Glaubensſtellung. Eine der wenigen Schriften, die dem „Bekenner" Gerhardt ohne viel Bedenken und Abwägen gerecht wird.

üller, Karl: **Die vollſtändige evang.-luth. Kirche in den heſſiſchen Landen.** Mit 2 Vollbildern und 20 Textilluſtrationen. 324 Seiten. Leinenband M. **3.—** Ein ergreifendes Stück lutheriſcher Kirchengeſchichte. (Ev.-Luth. Friedensbote.)

Froböß, G.: **Kurze Abwehr der gegen die evang. luther. Kirche in Preußen erhobenen Vorwürfe.** Broſch. M. **0.75.**

Oberpaſtor Dr. Angerſtein ſchreibt in der „Evang.-luther. Kirchenzeitung": Möchten viele dies Büchlein leſen, um zu begreifen, daß die luth. Freikirchen, die gegen die Union auftreten, im vollen Rechte ſind.

Flacius, Dr. M. Ill.: **Eine chriſtliche Vermahnung zur Beſtändigkeit in der wahren reinen Religion Jeſu Chriſti.** Mit einem Vorwort wider den Byzantinismns, Opportunismus und Unionismus unſerer Tage. Von D. Schwertfeger. Broſchiert M. **0.60.**

Schmidt, Dr. D.: **Die Wittenberger Nachtigall und der Schwan vom Avon.** Ein Vortrag. Broſchiert M. **0.30.**

„Sehr empfehlenswert." (Evang.-luth. Kirchenblatt.)

Im September erſchienen folgende Neuheiten:

Bally Nagel: **Von lieben Leuten.** Erzählungen. Mit Spruchkarten in Zweifarbendruck. 190 Seiten. Eleg. broſchiert M. **1.20,** in Leinen geb. M. **1,60.**

Lic. Dr. Joh. Stier: **Wider den ſabbatariſchen Adventismus.** Mit beſonderer Beziehung zur Sabbats- und Sonntagsfrage. ca. 5½ Bogen broſch. M. **0.75.**

☛ **Verlangen Sie, bitte gratis unſern neueſten Proſpekt!** ☚

21 Gründe der Glaubenstaufe

des **Chinamissionars** Pastors a. D. **P. Kranz.**

Verlag ONCKEN, Kassel. 50 Pfennige.

*In christlicher Familie in vornehmem westlichem Vorort Berlins (18 Minuten Bahnfahrt) finden 1—2 Schüler höherer Lehranstalten neben eigenem 16 jähr. Sohn (Gymnasiast) liebevolle Aufnahme bei sorgfältiger Ueberwachung und vorzüglicher Verpflegung. Villa mit schönem Garten. Mässiger Pensionspreis. Referenzen. Anfragen unter **H. D. 1** an die Geschäftsstelle der **Bücher der Zeit** in **Berlin W., Kurfürstenstr. 19.***

Verlag von Otto Dreyer in Berlin W.

Kurfürstenstrasse 19.

Neue

Gesang-Methode

nach erweiterten Grundsätzen

:: vom primären Ton. ::

Von **Paul Bruns.**

Preis 3 Mark.

Inhaltsangabe:

- I. Heutige Gesangsmethoden.
- II. Die Registerfrage in neuerer Forschung.
- III. Die Lehre vom **primären** i. e. registerausgleichenden Ton in geschichtlicher Entwicklung.
- IV. Die Müller-Brunow'schen Begriffsbestimmungen und ihre Controverse in den Fachzeitschriften „Der Kunstgesang" u. „Deutsche Gesangskunst".
- V. Vorzüge der neuen Lehre.
- VI. **Das Essentiale des primären Tones.**
- VII. Falsett oder primär?
- VIII. Die voix mixte und der primäre Ton.
- IX. **Der primäre Ton als registerausgleichendes Klangphänomen**
  - a) der Männerstimmen.
  - b) der Frauenstimmen.
- X. Der primäre Ton als **Prophy'axe** gegen das übliche Detonieren und Distonieren heutiger Stimmen.
- XI. Der geschlossene Ansatz.
- XII. Die Lehre vergleichender Stimmanalyse als untergeordnete Disciplin der Lehre vom primären Ton.

▪ Für jeden Bibelfreund! ▪

Wirklichkeit und Dichtung

Aufschlüsse in und zu
I. Mose 2—4; 6, 1—14; 9, 18—27;
11 und 12, 1—6.
Ein Lebenswerk
von
Moritz Engel.
X. u. 301 Seiten. 8⁰. Mit 2 Karten.
Preis geh. 4 Mark.
Verlag von Wilh. Baensch, Dresden.

Prächtigste Weihnachtsgabe!

Dieses Buch muss jeder Theologe lesen!
Soeben erschienen:

Der Mittler.

Roman von **Walther Nithack-Stahn**, Pfarrer an der Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin.
3. Auflage
Mit Buchschmuck von Kunstmaler **O. Popp.**
Fein geb. 4,50 M. — Eleg. brosch. 3,50 M.
Direkt von **J. Frickes Verlag** (J. Nithack-Stahn) in **Halle a. S.**
oder durch jede Buchhandlung.

Soeben erschienen:
Wahl, Pastor Theodor
Glaube und Kunst
Preis hübsch broschiert 60 Pfg.
Der Kirchl. Anzeiger schreibt: Ein Kunstkenner mit offenem Ange legt hier ergreifende Zeugnisse ab von dem was das Grösste und Schönste ist.
Ferner erschien vor Kurzem:
Quast, Dr. phil.
Was ist Wahrheit?
und
Dürfen wir noch an Wunder glauben?
— Preis je 40 Pfg. —
Der Anzeiger des christl. Vereins jung. Männer Hamburg schreibt: Diese Schriften erinnern an Bettex und Balfour.
Verlag: M. Otto Hülsmann, Essen (R.)

An unsere verehrlichen Leser!

Da die Bücher der Zeit in erster Linie Anzeigenblatt sind, so interessiert es uns ganz besonders, zu erfahren, welche der angezeigten Werke seitens der Leser gekauft werden.

Wir sprechen daher die ergebenste Bitte aus, den folgenden Zettel auszufüllen und uns gütigst zu übersenden. Diese Bitte verlangt eine Bemühung unserer geehrten Leser. Wir fühlen daher die Verpflichtung uns dafür erkenntlich zu zeigen, indem wir für jede uns gemeldete Bestellung je nach deren Umfang ein oder mehrere Werke unseres Verlags gratis liefern. Die Auswahl steht nach unserem Verlagskatalog, der auf Verlangen gratis und franko gesandt wird, frei, und zwar liefern wir Bücher in Höhe von 20 % des Betrages gratis.

Verlag der Bücher der Zeit.

Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19.

(Diesen Zettel bitte auszufüllen und in offenem Couvert mit 3 Pfg. frankiert zu übersenden.)

Infolge Ihrer Aufforderung teile ich Ihnen mit, dass ich bisher von den in den Büchern der Zeit angezeigten Werken die folgenden:

....

....

....

....

....

....

im Gesamtbetrag von M. .... bei meiner Buchhandlung — dem Verleger direkt — bestellt habe. Ich ersuche um Zusendung Ihres Verlagskatalogs, um mir aus demselben Werke im entsprechenden Betrag auszuwählen. Gleichzeitig bestelle ich

.... Ex. Magazin für Literatur des In- und Auslandes. 77. Jahrg. No. 1 u. Fortsetzung. — Preis pro Jahrg. 6 M.

Ort u. Wohnung: Name und Stand:

....

Die Geschichte Josephs
In elf Predigten ausgelegt
von **P. Franz Hering.**
— Preis 2 Mk. —
Verlag von Eugen Strien in Halle (Saale)

Im Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, erscheint:
Lieferung direkt sowie durch jede Buchhandlung.

Der Junge.

Illustrierte Monatsschrift für Knaben.
Abonnementspreis vierteljährlich 75 Pf.

Junge und Mädchen.

Illustrierte Jugendzeitung.
Monatlich ein Heft. Abonnementspreis vierteljährlich 75 Pf.

Beide Zeitschriften bieten in reich illustrierten Heften Gedichte, Erzählungen, belehrende Beiträge sehr anschaulicher Art, Rätsel u. a. m. Auch der Briefkasten fehlt nicht, der den persönlichen Verkehr zwischen der bekannten und beliebten Herausgeberin mit dem jungen Volk vermittelt. Der vollständig erschienene Jahrgang mit einem Abonnements-Gutschein für das kommende Jahr auf den Weihnachtstisch gelegt, wird grossen Jubel bei unseren Lieblingen hervorrufen.

Verantwortlicher Redakteur: CARL MALCOMES, Berlin-Gr. Lichterfelde. — Druck und Verlag von OTTO DREYER, Berlin W. 57.

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur / Musik / Kunst und Kultur

Schriftleitung Herwarth Walden

Redaktion Berlin W. 50 / Spichernstr. 19 — Organ des Vereins für Kunst zu Berlin

Verlag Otto Dreyer / W. 57 / Kurfürstenstr. 19 4. Heft des 77. Jahrg. / Januar 1908

Peter Hille: Das Mysterium Jesu

Das „Mysterium Jesu“ wurde im Nachlass Peter Hilles entdeckt. Aus der Korrespondenz geht hervor, dass das Werk zwischen den Jahren 1881 und 1884 nach einer Hollandreise entstand. Die Hauptvorgänge in der Geschichte Jesu werden in einzelnen Bildern vorgeführt, bei denen der Dichter oft eine bunte Vermischung des Evangeliums mit der mittelalterlichen Legende vornimmt, um das Kolorit des seelischen Ausdrucks zu stärken. Ekstatische Inbrunst, deren stilistische Formung für die frühe Entstehungszeit sehr merkwürdig ist, wechselt ab mit tiefer Kontemplation und Beobachtung kleiner Realitäten des Lebens, die oft den Eindruck von Gemälden früher niederländischer Meister gibt. —

Die Dichtung ist noch Manuskript.

Mariä Empfängnis

I. Kapitel

Das Kind des Tempels war niemals irdisch, nie vom Leibe verdunkelt gewesen.

Nicht einmal Spiel und Scherz, Reigentanz, Bewegungs- und Stimmenfreude an sich und den Gespielinnen hatte sie vorbeschäftigt, die heitre Dienerin des Tempels, die demütig beflissene Gehilfin. Kein Verlangen nach dem saftprallen Herzen einer Frucht, eines Kindes aus dem Pflanzenreiche, kein Schönheitsdrang nach dem duftenden Liede aus Farbe und Atem, der blühenden Weise der Blume hatte dem jungen Willen auch nur eine Regung entzogen. Nur dem himmlischen Vater, dem Gotte Israels, dem Herrn der Heerscharen, der niederwirft die Hochmütigen und die Bedränger seiner Kinder, die Halsstarrigen und Unbeschnittenen des Herzens, aber erhebt die Verdemütigten, ihm, vor dem die Blitze schreiben die Sprüche seines Zürnens und die Donner blasen die Posaunen seines Nahens, dunkle, wuchtig schmetternde Posaunen. Er aber nahet lieblich wie das Säuseln im Rosengebüsche des Tales von Saron, ihm allein war ihr Wesen ergossen.

Und das Erste, Einzige, was in ihrem jungen, züchtigen Kindchenhirne gross und sicher sich eingrub unter dem deutenden Finger der Mutter Anna, das war das Buch des heiligen Gesetzes.

Und ihr erstes Lallen war Gebet.

Feierlich war ihre Kindheit aufgewachsen in der heiligen, hochgetönten Einsamkeit des Tempels.

Nur Frömmigkeit sah sie, Opfer und Gebet, hin zum gütig erhörenden Vater. Und ihr frommer Fleiss, die ernste Anmut ihrer weiblichen Kunstfertigkeit wob am Schmuck des Hauses, in dessen Dienst sie sich gestellt.

Und ruhete sie ihre Finger streckend aus, so legte sie dieselben zum Gebet zusammen. Und neben ihr betete die Blume des frommen Gebetes: die Lilie, die Blüte unantastbarer Reinheit.

Deren makelloser Kelch war der heranwachsenden Jungfrau auch hier an heiliger Stätte ein schärferer Mahner zu unausgesetzter Flucht und Wachsamkeit, die ja ist die Tapferkeit der Seele. Die Seele kann stäubchenloser sein als irgendwas in der Welt und den König und Meister der Seelen erfreuen und erquicken in seiner wunschlosen Heiligkeit.

Und je mehr Tugend, so mehr Pflege, so kostbarer wird sie, um so mehr wird ihr nachgestellt, um so mehr muss sie behütet werden.

Maria betet, sie hat ihre zarten Finger vor den geschlossenen Augen und sieht nach innen, zurück nach dem Urquell ihrer in Andachtsglut zitternden Seele.

Und dieses Licht ihres Geistes, das schon als kleines Flämmchen so hell gebrannt vor dem Herrn und stündlich langsam gewachsen ist wie Gestalt und Alter und heller geworden zugleich mit der Einsicht — nun atmet es tief und dehnt sich höher vor den stillen, den sanften, heitern, den leiser spiegelnden Augen des Höchsten.

Sein Herz bewegt sich.

Und seine himmelergossene Urkraft glänzt heller hervor aus ihrer heiligen gütigen Strenge, die Gottheit wallt und aus der Allmacht flutender Zufriedenheit spriesst wie ein Stengel der Geist: hellfeste Tat.

Auftragahnende Engel glühen vor Lust des Gehorsams, flugstraffem Eifer. Wangenzarte Freude aber glüht in den Antlitzen der Bleibenden still.

Fröhlich schwingen des Göttlichen Zweige und werfen ihren Strauss aus Geisterwelt der lautersten Seelengestalt, dem edelsten Grusse aus Erdenland.

Da vollendet ein Strahlenbogen den dunkelentschlummerten Blick der Betenden.

Vor ihr steht eine helle, freundlich weiche, wie Befehl einer gütigen Gottheit weichhärteste Lichtgestalt und lodert reine, prüfende Züge.

Es atmet hier Jenseits und sieht mit den dünnen, strengen Nüstern, die wie Geisterluft zittern, aus wie Zorn. Und ist doch kein Zorn, sondern Ruh' und Wesenheit.

Nun spricht Licht, Gott durchruft die Geweihte. Lind und hold und heller lebt das Licht.

Sein Geist umschwingt ihre Seele mit Wirbelschwertern. Droben geronnen in den Flügeln noch zittert nach die Reinheit seiner Schärfe.

Noch aber stehn in der Luft seiner Sendung Töne, schönheitsergiessender, als Melodie und Wohllaut kann schlafen in irdischen Saiten, Töne, wie nur die Gottesnähe sie gibt: Schwingungen göttlicher Worte, die den Himmel an unser Ohr bringen.

Und Maria, die Gottesmagd schaudert, doch Gehorsam lässt auch kein Erschrecken, kein Zagen in das reine Meiden gelangen, das nun ein reines Leiden werden soll.

„Siehe, ich bin eine Magd des Herrn!"

So erhaben, so wahr, so alles redet nur die Demut.

Und um so inniger versenkt sich die Jungfrau ins Gebet, darin sich zu sichern gegen zerstreuende, grüblerische Gedanken und nicht zu erschrecken, sich nicht erheben, um so würdiger sich zu weihen der hohen Erhabenheit, welche die Berufung ihres Gottes über sie bringen will, sie die Unwürdige.

Aber Gott, Gott muss es wissen, ihm sei es überlassen.

Und sie atmet ganz Liebe und Andacht. Und lieb sind ihr die Stunden, da des Tempels starre Pflicht, die, obwohl gewissenhaft erfüllt, schon etwas zurücktritt, sie freigibt: da eilen zum Schemel ihre Kniee und sinkt in die Hände ihr sehnendes Antlitz und in Gottes Schoss ihre flüchtende Seele.

Und still ruht sie, gestärkt, freudig ganz ergeben, ganz ausgeglichen hinüber ins Göttliche.

Erwartend löst sich auf die Zeit, und es beginnt zu spielen von Licht. Düster, düstergolden wie Fusstapfen.

Geisterbangen Sonnenscheines steckt noch Glanz im glorienvollen Kämmerlein, und des Weibes junge, mildmächtige Seele steigt und das Licht steigt und jubelt und zittert und ein Körper ist nicht mehr da, es müsste dann der Leib sein da vor dem Schemel, der starre — —

Ob es der ihre, sie weiss es nicht, es kümmert sie nicht. Sie fragt nicht darnach, sie ist ganz Seele, ganz Gottes. Und seine Macht leuchtet, dass ihr die Sinne, auch die Sinne der Seele vergehen, die Fähigkeiten zur Welt, zum Erfassen der höhern Welt ohne die fleischmühsamen Gebilde.

Und nun, da sie wieder zu sich gekommen, da sie wieder in ihrem Leibe ist, nun weiss sie, dass sie Gott trägt und ausreift: die Jungfrau wird frommsorgsame Mutter, ihr Leib nun selbst ein sorgsam zu behütender Tempel. Ein Gefäss der Gnade, vor jedem Anstoss zu bewahren um deswillen, was sich darin bereitet, der ganzen Welt und ihr zum Heile.

Sie fühlt nur mehr Weib, die Heilige, die heilige Mutter, die Gottesträgerin, zu der mit scheuer Ehrfurcht zagsam aufsehn die Engel.

Heimsuchung

II. Kapitel

Und es treibt zum Weibe das Weib, die Hoffende zur Hoffenden.

Nun entsinnt sich Maria stärker ihrer Base Elisabeth, und dass auch diese gebären soll. Die gottesfürchtige, glaubenskräftige, lebhafttüchtige Base, und der würdige stille Priester — ein Heimweh erfasste sie nach beiden, ein Schwesterzug des gebärenden Geschlechts zum Austausch von Freude und Rat.

Ihr ist, als ginge sie gebotene Wege, wandle im Geiste, vorbildlich im Gehorsam die steinigen Pfade.

Und da sie schon das schlichte Haus sieht im Landstädtchen unter dem klüftigen Hügel dicht neben dem bescheidenen Tempel, den der Ort vermochte, und in dem sie doch immer so gerne gebetet hatte bei ihren früheren Besuchen, demütig, ehrfürchtig, dass sie ja ihn nicht verachte, da sie seit Kindsgedenken an der Stätte höchster Gottespracht geweilt, tritt auch die Base heraus, bedacht die Augen. Denn mit der über die Randhöhen ins Tal tretenden Sonne kam Maria, die schon mit den Sternen sich erhoben zu ihrer Wanderschaft. Nun hat sie die Base erkannt. Hurtig regen sich ihre Schritte, Gastfreude verjüngt das Alter.

„Wie geschieht mir die Ehre und Freude, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt?"

Maria staunt, dass jene schon weiss.

Die Base deutet: „Da du dich nahetest, hüpfte das Kind in meinem Leibe. Aber, was versäum' ich mich!"

Nun wird der liebe Gast hereingeholt, zum Sessel geleitet und darf sich nicht regen und wird ihm aufgetragen Honig und Milch und Brot. Während der sanft umsorgten Erholung, die so wohltut nach langer Wanderung in Sinn und Seele, kommt auch Zacharias, der Silberbärtige, aus seinem heiligen Dienste. Er ist schon eingetreten in die Ehrwürdigkeit des Alters, und als auch er, nicht sogleich, die Segenskunde erfahren — Frauen bewahren das eigen Innerliche gern für sich selbst — vermag er nur ernst zu schweigen.

Er zweifelt und jubelt nicht, er will sich in das Neue nicht mehr finden.

Das kommt nach ihm.

Es sind die Tage der Seele, und die weisen die Welt auf das Weib!

Der junge Meister

III. Kapitel

Im Tempelgebäude ist ein langer Zug um die Pfeiler rechter Hand aufgestellt vom Allerheiligsten. Ein langer Zug. — Die hören und reden mit zusammengebohrten Brauen und schmettern mit einer gellen kriegführenden Stimme, die nimmer in diese Stätte des Friedens passt.

Diese Stimme erinnert zu sehr ans vermietete Forum, behende und weltlich wie sie ist.

Aber unter ihnen, diesen Raubtieren der Satzung, unter der sie das Gesetz begraben, keimt ein Knabe, ein schlanker, schon edelhoch gediehener Knabe.

In seinen Geberden wohnt noch Anmut, noch die Spielfreude der Kindheit, holdselige.

Ein Lippenpaar, so milde, so leisrot, so freundlich, zweifelt lächelnd bei den grossen Reden, dem dann einer sanftwarmen Schwelle der Weisheit, Entgegnungen entleuchten.

„Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! sagt unser König.

„Aber ihr habt keinen Odem.

„Eure Werke sind Gespenster, sind gleich den Zuckungen des Bewusstlosen auf der Strasse, der Schaum vor seinen Nüstern führt.

„Aber, nur der Willen meines Vaters, der im Himmel ist, nur euer Hineinlegen in ihn kann sich zu Werken der Liebe erwärmen, zu heilsamen und kraftführenden Werken entbundener Stärke.

„Ihr seid blind wie Maulwürfe, und doch habt ihr Augen.

„Lichtreif aber müssen sie werden und gleich dem feierweissen Auge der Lilie das reine Licht der Sonne begrüssen."

Das war fremde Sprache in diesen Hallen. Gottesernste Tempelruhe, noch unverstanden.

Noch war kein Lichtauge reif für Geist und Ewigkeit.

Abendmahl

XXXXI. Kapitel

Ein feierlicher Abend: Purpur halb und halb geschlossen Gold!

Man geht nicht gerne fort vom Fenster, das der Wehmut so gut tat, doch das Mahl ist bereitet, und die Ecken des Gemaches liegen im Dunkel.

Und nun Wein und Brot, das er nie mehr vergnüglich, irdisch, traut würde reichen, nun ward's heilig und verklärte sich. Nun ward der Scheidende selbst ganz Liebesüberschwang für die, so den guten Willen hatten.

Heilige Weinglut eines gleich edler Traube sterbenden Tages, durch das wie der Bogen des Friedens gewölbte Mittelfenster scheinend, legt seinen wärmstfeierlichen Ton liebend hin um das gütig blasse, braun umgoldete göttliche Haupt.

An seinem ruhestarken Herzen atmet der Jünger der Liebe das heilig flutende Leben, den göttlichen Odem seines Meisters, Freundes, Bruders, um es aufzunehmen in sich und weiterzuleben.

Alle kleineren Winkel sind verschwunden, nur das Grosse ist noch deutlich.

Es geht auf den Abschied.

„Nehmet hin und esset!"

Dem frommen Gedenken wird alle Scheinform Kraftzeichen des heiligen Willens und seines Meisters.

„Nehmet hin und trinket!"

Das Blut des Machtbundes fliesst durch alle Säfte.

Es berauscht, dem edlen Weine nachlebend, aber es berauscht die Seele.

Das Licht verfällt, dunkler schon nisten sich die Schatten in die Winkel, und ein kalter Windzug macht sich auf und fröstelt durch das dreifach weite Mittelfenster, durch das eben noch gütig die Sonne ihre scheidende Wärme reichte.

Jäh bricht der Gerufene auf:

„Die Stunde ist gekommen!"

Charles Baudelaire: Mein enthülltes Herz

Aus der ersten deutschen Ausgabe der Tagebücher Charles Baudelaire (1821 bis 1867) die Erich Oesterheld mit Einleitung, Kommentar und dem autobiographischen, bisher unveröffentlichten Entwurf demnächst erscheinen lassen wird.

Ich begreife, dass man einer Partei abtrünnig wird, um festzustellen, was man im Dienste einer anderen erfahren kann.

Es wäre vielleicht süss, abwechselnd Opfer und Henker zu sein.

Der Dandy muss unaufhörlich danach trachten, erhaben zu sein. Er muss vor einem Spiegel leben und schlafen.

In jedem Wechsel liegt etwas Abscheuliches und Angenehmes zugleich, ein Etwas, das der Untreue und einem Umzuge ähnlich sieht. Das genügt, um die französische Revolution zu erklären.

Es schien mir immer entsetzlich, ein nützlicher Mensch zu sein.

Die Revolution bestärkt den Aberglauben durch das Opfer.

Nationen haben grosse Männer nur wider Willen. Der grosse Mann ist also Ueberwinder ganzer Nationen. Die lächerlichen modernen Religionen: Molière, Béranger, Garibaldi.

Der Glaube an den Fortschritt ist eine Doktrin der Faulheit, eine belgische Doktrin. Das Individuum zählt auf seine Nachbarn, um seine Arbeit zu verrichten. Fortschritt (wahren, d. h. moralischen) kann es nur geben im Individuum und durch das Individuum selbst. Aber die Welt besteht aus Leuten, die nur in Gemeinschaft, in Rotten denken können, so die belgischen Gesellschaften. Es gibt auch Leute, die sich nur in der Masse unterhalten können.

Die Sand als Weib ist der Prudhomme der Immoralität. Sie hat immer moralisiert. Nur tat sie früher das Gegenteil. Folglich ist sie nie Künstlerin gewesen. Sie hat jenen berüchtigten „fliessenden Stil", der dem Bourgois so teuer ist.

Sie ist stumpfsinnig, plump, schwatzhaft. Sie besitzt in der Moral dieselbe Tiefe des Urteils und dieselbe Feinheit des Gefühls, wie die Pförtner und ausgehaltenen Mädchen. Was sie von ihrer Mutter gesagt hat; was sie von der Dichtung sagt. Ihre Liebe zu Arbeitern.

George Sand ist eine jener alten Naiven, die niemals die Bretter verlassen wollen.

Der grosse Ruhm Napoleons III. wird, alles in allem, nur der Beweis gewesen sein, den er der Geschichte und dem französischen Volke erbrachte, dass der Erstbeste, wenn er sich des Telegraphen und der imprimerie nationale bemächtigt, eine grosse Nation beherrschen kann. Es sind Dummköpfe, die meinen, dass sich solche Dinge ohne Einwilligung des Volkes ereignen können, und dass die Stütze des Ruhmes nur die Tugend sei.

Diktatoren sind Diener des Volkes, nichts weiter — eine besch . . . . Rolle übrigens — und der Ruhm ist das Resultat der Anpassung eines Geistes an die nationale Dummheit.

Misstrauen wir dem Volke, dem gesunden Menschenverstand, dem Herzen, der Inspiration und der Evidenz.

In der Liebe, wie in fast allen menschlichen Angelegenheiten, ist das herzliche Einverständnis das Resultat eines Missverständnisses.

Von der Beerdigung grosser Männer:
Das Tohuwabohu kleiner Literaten, die man bei Begräbnissen sieht, wie sie Händedrücke austeilen und sich dem Gedächtnis des Reporters empfehlen.

Von der Weiblichkeit der Kirche als Grund ihrer Allmacht. Von der violetten Farbe (verhaltene Liebe, geheimnisvolle, verschleierte Liebe, Farbe der Nonnen).

Intelligente Frauen zu lieben ist ein Päderastenvergnügen. Also schliesst Bestialität die Päderastie aus.

Auf jeden Brief eines Gläubigers drücke in fünfzig Zeilen einen übersinnlichen Gedanken aus und du bist gerettet.

Ein Mann geht, begleitet von seiner Frau, mit seiner Pistole zum Scheibenschiessen. Er stellt eine geputzte Puppe auf und sagt zu seiner Frau: „Ich stelle mir vor, das bist du!" — Er drückt die Augen zu und schiesst die Puppe herunter. Darauf sagt er zu seiner Begleiterin, indem er ihr die Hand küsst: „Teurer Engel, ich danke dir für meine Geschicklichkeit."

Verachtet niemandes Sensibilität. Jedes Menschen Sensibilität ist sein Genie.

Else Lasker-Schüler: Künstler

Herr von Kuckuck sitzt immer auf dem Fenstersims und schnappt mit seinem zugespitzten Mund alle meine tottraurigen Worte auf, die sonst im Zimmer liegen blieben und ich würde schliesslich in der Ueberschwemmung von Tottrauer ertrinken. Auch sieht er so spassig bei der Fütterung aus, ich muss manchmal hell auflachen. Mein Mann kann von Kuckuck nicht ausstehn. „Er ist eine Beleidigung neben dir". Aber ich muss immer einen Hofnarr haben, das ist so ein uraltes erbübertragenes Gelüste. Er folgt mir überall hin — auf dem Salzfass sitzt er in der Küche, wenn ich am Herd stehe und mit dem Quirl dem Feuer behilflich bin — ich meine wegen des Weichwerdens der Erbsen. — Ich trage goldene Pantoffel aber in meinen seidenen Strümpfen sind schon Löcher. Herr von Kuckuck wird merkwürdig düster, immer wenn er auf dem Salzfass sitzt und meinem Kochen zusieht. Er erzählt von Prinzessinnen die in Goldpantoffeln und Seidenstrümpfen kochen und scheuern müssen und sich die Hände blutig reiben und aber der Himmel ihnen alle Sterne schulde. Ich glaube, ich bin im Anfang aus einem goldenen Stern, aus einem funkelnden Riesenpalast auf die schäbige Erde gefallen — meine leuchtenden Blutstropfen können vor Durst nicht ausblühen, sie verkümmern immer vor dem Tage der Pracht und mein Mann erzählte mir dasselbe und darum haben wir uns geheiratet. „Wenn sich mein Budget besser gestaltet", sagt Herr von Kuckuck, „so braucht Prinzessin keine Erbsen mehr kochen". Er verspricht es feierlich, zwei grosse Tropfen fallen aus seinen Augen, die sind lila und die Feierlichkeit kleidet ihm so: Eine Burleske, die plötzlich auf graden rabenschwarzen Beinen steht. Ich rieche zu gern Ananas — ich glaube, wenn ich mir täglich eine Ananas kaufen könnte, ich würde die hervorragendste Dichterin sein. Alles hängt von Kuckucks Budget ab. Mein Mann der wünscht sich gar nichts mehr, er denkt morgens schon heimlich an seine Zigarette die er im Bett rauchen wird. Die Lampe zuckt, es ist alles so dünn im Zimmer. „Herein!" Eine Erbse klopfte an meinen Magen. Kleine Beinchen bekommen die Erbsen und wackeln mit ihren dicken Wasserköpfen — eine plumpst den Berg herunter. „Bist du aufgewacht?" Mein Mann fragt und hebt den Zigarrenbecher vom Boden auf — dann streichelt seine Ananashand mein Gesicht — die Finger tragen alle Notenköpfe — sie singen — und immer wenn das hohe C kommt sägt mein Arm über seine Brust und seinen Leib — ich nehme die Gedärme hervor — eine Schlangenbändigerin bin ich — dudelsack ladudelludelli lii . .!!!! Ich schiebe die Schlangen vorsichtig wieder in seinen Körper, die kleinste hat sich fest um meinen Finger gesogen, aber sie ist die hauptsächlichste Schlange, sonst kann er keine indischen Vogelnester mehr essen. Ich gleite die Kissen herab, mein Kopf liegt in einem weissen Bach, alle Fische tragen Ketten von Erbsen um den Hals und schwimmen hinter mir über die flaue Matratze. Mein Mann wartet schon im Sessel. Im Rahmen über den Schrank hängt von Kuckuck und über ihm sein Onkel Pancratius einer der gestrengen drei Herren und zählt — Budget lauter goldene Schnäbel. Es wird alles so grau — ich habe solche Angst, ich verkrieche mich in die Achselhöhle meines Mannes. Auf dem Sofa sitzt ein Jüngling, er hat grosse, braune, spöttische Augen, die lächeln schüchtern. „Wer bis du!" ruft mein Mann. „Ich bin der Schatten Ihrer Frau und habe Theologie studiert."

Alfred Döblin: Das Stiftsfräulein und der Tod

Das magere granhaarige Fräulein hatte die Hyazinthengläser beiseite geschoben, den linken Ellenbogen auf das

Fensterbrett gestützt und sass gebückt in dem Schneelicht da. Draussen schmolz in dem Vorgarten ein grelles Weiss, von Fussspuren durchbrochen, langsam ab unter der Mittagssonne; dünne schwärzliche Wasser rieselten um die Bäume. Und wie das gebückte Fräulein die schwärzlichen Wasser verfolgte, da wusste sie auf einmal, dass sie bald sterben werde.

Sie nahm den linken Ellenbogen vom Fensterbrett, legte die feinen Händchen zusammen, presste den Rücken an die Stuhllehne. Steif sass das Fräulein hinter den Hyazinthengläsern. Als die Glocke anschlug, ging sie zu Tische, nahm einen Bissen und legte die Gabel hin. Sie ging aus dem Speisesaal hinaus. Sie sass auf ihrem Zimmer. Den Tag über sass sie auf ihrem Zimmer, in einer Ecke, das verfallene Gesicht nach der Wand zu. Das Schneelicht, das ins Fenster fiel, wurde matt; auf der Tapete verrauchten die Farben. Zwei zuckende Hände hoben im Dunkeln den Zylinder von der Lampe; die Lampe wurde heftig wieder gelöscht. Kleider fielen auf dem Boden. Sie atmete im Bett, stockend, jetzt schnell, jetzt tief. Sie lag die Nacht über mit offenen Augen da. Ihr Gesicht bewegte sich nicht im Dunkeln. Der Mond trat gegen Mitternacht vor ihr kleines Fenster. Weiss blieb er die halbe Nacht da stehen, und erst, als es halb vier schlug, wandte er sich ab.

Am Vormittag ging sie gebückt, in ihrem schwarzen Kleide mit den engen Aermeln gleichmässigen Schrittes durch den Park hinter dem Stift. Unter kahlen Bäumen ging das Fräulein neben ihrer aufgeschossenen Freundin. Ab und zu sprach sie zu, hob die faltigen Lider von den Augen, die schon mit einem Hauch beschlagen waren. Gleichgültige Sätze wiederholten sich.

Als der Mond in der Nacht vor ihr verhängtes Fenster trat, schwankte das Bett des Stiftsfräuleins. Ihre Finger ballten sich an beiden Kanten fest; sie zitterte, drückte sich an das Lager an, gegen Morgen stöhnte sie oft. Oh, der Klumpen wimmerte, unter die Decke verkrochen, und schlief erst, als es schon hell war.

Eine Unrast lag Tags darauf in ihrem Tun. Sie schlang die Mahlzeit herunter, sprang oft auf, schwatzte, wie sie es nie getan, brach in ihren Reden ab und nestelte an sich herum. Lange blieb sie im Speisesaal sitzen, mit schlaffen Schultern, über sich gebückt. Sie ging an dem Tage nicht auf ihr Zimmer. Abends bat sie vergebens ihre Freundin bei ihr zu schlafen. Es war darauf, als ob einer das Stiftsfräulein über die Schwelle schöbe. Sie riegelte rasch hinter sich ab, schloss das Fenster, besprengte die Wände mit Kölnischem Wasser, stellte auf Tisch und Ofen, zu Füssen des kleinen Muttergottesbildes in der Ecke, Blumen, blühende Blumen, soviel sie finden konnte; auch weisse und blaue Decken, die sie in ihrem Schrank hatte, und legte sie über ihre Stühle. Dann sass sie plötzlich zu langem, blöden, störrischen Weinen nieder.

In der Nacht tickten die Uhren im Zimmer. Zwei hingen da; die eine schluckte behäbig die Zeit und blökte halbstündlich, dann war sie satt, aber kaute weiter; daneben gluckste die Schwarzwälderuhr, sie schlackerte, keinen Atem liess sie sich und überschlug sich fast, wenn sie ihr armseliges Geschrei ausstiess. Das Fräulein sprang aus dem Bett und hielt die Pendel fest. Während sie wieder unbewegt lag, zuckte es in der kleinen Uhr, verzog sich das Gesicht der grossen zu einem Grinsen. Da warf sie die Kleider um, lief aus der Tür hinaus, in den Park. Ihre Augen hingen an den schwarzen, wirren Sträuchern: „Ich muss sterben, ich muss sterben“. Stehend am Wasser, das im Morgendämmer dampfte, sah sie stier mit flimmernden Blicken vor sich. Sie watete mit lautem Keuchen und Schreien, mit krampfhaft geschlossenen Augen hinein, patschte mit den Händchen, den dürren, auf das Wasser, drehte sich aber plötzlich um, floh zwischen den schwarzen Bäumen in das Haus zurück. Das alte Fräulein blieb vor ihrem Fenster stehen. Als es heller wurde, zuckte es noch einmal öfter um ihren Mund, zitterte sie wieder an allen Gliedern, schlossen sich die Lippen aufeinander, fiel sie auf das Bett hinter sich. Aber wie ein Klotz drängte sie sich in der Mitte des Bettes zusammen. Ihre Kiefer waren zusammengebissen. Sie stöhnte. Die Augen blitzten bald gegen das Fenster, bald gegen die Türe. Stumm zog sie die Decke über sich.

In den nächsten Tagen ging sie still einher, besprengte noch abends ihr Zimmerchen mit wohlriechenden Gewässern, nahm aber allmählich ihr altes Tun wieder auf, Beten, Sticken, Kartenspielen. Auch sass sie wieder lange allein hinter ihren Hyazinthengläsern. Dort lächelte sie jetzt auch ab und zu schauernd in sich hinein. Sie sprach noch weniger, als sie sonst getan, mit den anderen Damen, so dass unter denen ein Gerede über ihr hochmütiges Wesen entstand. Der Blick, mit dem sie bei Tisch die Damen streifte, hatte in der Tat bald etwas Verwundertes, bald etwas stechend Ueberlegenes.

Nun wurden die Tage wärmer. Jetzt spazierte sie stundenlang dichtverwachsene Parkwege; wo sie ging und stand, ging ein Träumen herum. Weinte hin und wieder, in einer weichen, strömenden Weise, die wie ein junges Lied klang. Dann betrachtete das alte Mädchen die Runzeln ihrer Hände, wischte vor dem Spiegel an der trockenen schlaffen Gesichtshaut, betastete die mageren Brüste und wühlte an ihnen herum. Regungslos stand sie beim Ausziehen fast eine halbe Stunde so da. Lag sie dann, so fröstelte sie wohl wie früher, wollten sich ihre Finger an den Bettkanten festkrampfen, bald aber rückte sie jetzt an die Wand, liess einen kleinen Platz neben sich, den sie zögernd mit dem Arm bedeckte, dann nahm sie ihn wieder weg, legte ihn wieder herüber, es war ein Spiel. Die Arme gegen die Brust gepresst, das heisse magere Gesicht nach der leeren Stelle des Kissens gewandt, den Hals vorgestreckt. Wie in den ersten Nächten schüttelte sich ihr dürrer Leib, bald tasteten aber ihre Finger über das Kissen, spitzten sich ihre Lippen.

Als nun die grünen Blättchen auf allen Wegen lagen, putzte sie sich für ihre Spaziergänge, legte eine hellblaue Bluse an; in den Händen mit weissen Handschuhen Blumen, Reseden, die sie sich abschnitt, langstielige Rosen. Sie ging elastischer und gerader im Grün. War sie im dichten Gebüsch unbelauscht, so knixte sie artig, kicherte in ihre Blumen hinein, tänzelte mit süssem Mündchen. Ja, leichte Briefe schrieb sie auf Rosepapier, die fingen an: „an meinen lieben strengen Herrn, den Tod“, Briefe voll verschämter

Anspielungen, kokett und scherzhaft; sie zeigte sie gegen ihr offenes Fenster, legte sie nachts unter ihre Schwelle, vergrub sie im Gebüsch. Die Stiftsdamen sahen ihr oft vom Hause aus nach; den Menschen, für den sich das grauhaarige Fräulein putzte, fand keine. Allein sah man sie immer irgendwo schlendern und stehen; mit einer protzenhaften Miene ging sie an den neugierig schielenden Damen vorüber; die Damen sagten von Tag zu Tag überzeugter zueinander, dass das Fräulein sündige Gelüste trage, berieten hin und wieder, sie aus ihrer Gesellschaft auszuschliessen.

Indessen rückte das Frühjahr vor, wärmer und wärmer wurde es. Und eines Abends kam das alte Stiftsfräulein von ihrem Spaziergange auf ihr Zimmer, mit rotem Klee, den sie sich gepflückt, vielen Weidenruten und Maikätzchen. Ihr Gesicht strahlte. Sie sang mit leiser Stimme vor sich hin; Türe und Fenster liess sie auf. Die Blumen legte sie unter das Bild der Jungfrau Maria. Als sie die Blumen aufgebaut hatte, erschrak sie vor dem Bilde der Gebenedeiten, fiel nieder und betete. Mit einem schalkhaften Lächeln aber fing sie die Zweige und das Grün zu Häupten des Bildes auf, so dass das Gesicht der Himmelskönigin ganz versteckt war.

Sie trällerte noch mit blühendem Gesicht in die warme Frühlingsnacht hinaus, legte sich dann hin.

Sie schlief ein. Wachte im Finstern auf. Wuchtige Schritte im Zimmer. Das Bett krachte. Mit einem Satz schwang sich der Tod neben sie ins Bett. Da war ein Platz frei. Er griff nach ihren Knieen. Sie stiess um sich. Wie ein Bauernlümmel schlug er mit flacher Hand auf ihre Schultern. Da fiel die geballte Faust auf ihre Brust, den Leib, den Leib, und wieder auf den Leib. Ihre Lippen flehten. Ein Würgen kam. Die Zunge fiel in den Rachen zurück. Sie streckte sich.

Da stand der Tod auf und zog das Stiftsfräulein an ihren kalten Händchen hinter sich her zum Fenster hinaus.

Siegmund Kalischer: Verse

Gehst du jeden Schritt mit Schauern,
Tragend am gedachten Bande?
Fürchtest du die hohen Mauern?
Wandle ruhig bis zum Rande.

Und du fühlst es im Erreichen,
Da du deine Sinne weitest:
Alle Grenzen sind nur Zeichen,
Die du sicher überschreitest.

Erwachende Fluren grüssten wir zu zwein;
Wir wankten durch den Süden heisser Süchte.
Nun gilt es Kraft: wir treten einsam ein
Ins schwermutvolle Land der reifen Früchte.

Peter Baum: Im alten Schloss

Zum ersten Male weilte er wieder hier als Erwachsener. Da durchstöberte er jeden Winkel. Oben auf dem Speicher fand er alte Bilder, verstossene, von bürgerlicher Sittsamkeit fortgeschobene. Er, der neue Besitzer, liess sie alle wieder herabtragen.

Ueberall trat er in düstere Zimmer. Gemälde hingen dort, aus denen da und da Streifen von Gewändern, Himmeln und Leibern herausleuchteten. Einst, als sein Grossvater das Schloss noch bewohnte, durchstürmte er es mit der Zwergenschar der Vettern und Basen. Oben auf dem Boden hockend, im Scheine einer Dachluke, erzählte er die Geschichten, die dieses Haus erfüllt, als längst zu Geistern ergraute Vorfahren es bewohnten. Nun wusste er längst, dass Grossvater dieses Besitztum gekauft; aber verlorener Geschlechter Hauch ging aus von jedem Dunkel, in das er trat.

Seltsames altes Manuskript fand er unter Gerümpel in einer Kiste oben unter der Dachluke. Er las darin, als die Nacht mit ihren schwarzen Faltern gegen seine Lampe taumelte. Es war ein Tagebuch so dick wie eine Bibel. — Weit kam er nicht, so ergriff es ihn. — Bei Tage ist es ihm fremd, was er bei den paar Zeilen empfunden — Plötzlich schwebte es da vor ihm in der Luft in grossen schwarzen Buchstaben auf gelben Hintergrund, wie von dem Pergament, in dem er las. Aber die Worte fand er nicht in dem Buche wieder. — „Wir mögen das Edelste oder das Schlechteste tun, es wird in der Ewigkeit keine Wimperbewegung sein.“ — Es war nichts gewesen, was jener erlebt hatte, begriff er da plötzlich. Es ist nichts, was ich heute lebe.

Es kam da über ihn eine Sehnsucht, etwas zu begehen, Frevel, bei denen wir aufschreien vor Entsetzen. Damit in der Zeit doch etwas empfunden wird. Ein Lachen dann über den Schmerzensschreien der Opfer, die sobald verhallt sind.

„Gutes tun und Seelen läutern, das mögen die tun, die an eine Unsterblichkeit glauben. Auch das Böse stirbt. Aber es ist doch ein Schrei über der Ewigkeit, den Gott hören sollte.“

Da stöhnte er in der Nacht über dem Buche.

Das war nun vorbei. Aber noch immer war er im Dunkel der Säle, einem Dunkel, das auch bei Tage betäubte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Indem ich mich anschicke mein Leben fein säuberlich abzuschreiben, wie dasselbige sich anhub, erst ängstlich schreiend, dann polternd rumorend, dann sachte und mit mehr Falschheit, windet sich allgemach eine Schlange um mein Herz, es mit Zwicken und Beissen gröblich zu verletzen. Ist es doch traurig, dass man mir die Füsse abgezwackt, als wie mit Krebsscheren, so dass ich nur langsam umgehen kann und jeder Saal ein weiter Pilgergang für mich worden. Und ich lief vordem so eilig, wie mit den Bockfüssen des Satans. Und ritt ich — als holte ich eine arme Seele, was ich vormalen auch öfters tat. —

Herzliches Bedauern erfüllet uns, wenn wir bedenken, dass wir so manche Speise ausgegessen, die in unserem Blut ein Höllenwein geworden und wir sie nicht gelassen wieder ausbrechen können, zurück in den Feuerabgrund. Denn wenn unser Blut sich vermischt mit der höllischen Glut, wird sein schwer ein Entkommen daraus. So habe ich auch Furcht, dass der gütliche himmlische Vater schwer zu bestreicheln sei, wie es denn also geschrieben stehet in allen heiligen Büchern. Und hilft es mir wohl gar wenig, dass ich jezo manches Böse nicht mehr recht ausführen kann, was ich sehr vermisse. —

Als Kind war ich rein und unschuldig, wie eine Mücke in der Sonne. Auch lernte ich spielend das Reiten, das Fechten und das Pistolenschiessen. Trotzdem schlug man mich oft und kerkerte mich grausam ein. Insbesondere mein zärtlicher Vater konnte eines Tages kein Ende finden mit Schlägen, so dass ich hernach manche Woche gefährlich krank lag. Und das, weil ich in meines Bäsleins Haupt den Dornenkranz drückte, den der arme Erlöser an der Wand Tag und Nacht zu tragen verdammt ist — es ist ein zusammengeflochtener Kreis von langen spitzen Speeren, die ich von Mitleid übermannt, von der blutigen Stirn abhob, auf dass der arme Erlöser sich seiner Leiden ein wenig ergetze — dieweilen mein ungezogenes Bäschen einen goldenen Knopf meines Sonntagswams' abgeschnitten hatte. Kamen wir beide darauf in ärztliche Fürsorge, aus der wir noch heil entsprangen. Und ich tat es auch aus Lernbegierde, weil ich auf das, was darauf folgen mochte, höchstens interessiert war.

Seitdem fürchtete ich mich vor meinem Erzeuger, der die Frucht seines eigenen lieben Leibes verfolgte und mit Haselnussgerten in sie einhieb, wo er sie fand und bei mancher Beschäftigung. — Habe doch nichts Böses mit Bösem an ihm vergolten, sondern ihn eingehen heissen durch ein Tränklein in Gottes Festsaal, der mir möglichen Schabernacks verschlossen bleiben wird. War er doch immer ein gottesfürchtiger alter Herr gewesen.

Aber dies vollbrachte ich viel später.

Die Dornenkrone hatten sie darauf wieder in die Löcher des Kopfes gedrückt, was mich sehr erbosste, sintemalen das Blut um Augen und Stirn so fein säuberlich gewallet war.

Lernete ich linguam Latinam et Graecam und die alten Philosophen, denen Geheimnisse der Welt Gott frühzeitig offenbart hat. Manche hatte ich, ehe sie mir gelehret waren, vorhergeahnt, so, dass alles fliesse: die Wälder, Flüsse und Wolken, Blut, Quecksilber und Eiter. Auch begriff ich leicht, dass wir selbst Gott seien und er ohne mich keinen Nu leben könne. Das wird ihn aber nicht hindern, in den tiefsten Höllenpfuhl zu werfen. Wie denn das Wesen der Welt höchst rätselhaft bleibt.

Ohne Zweifel wäre es, wenn wir nicht selbst Gott seien, unmöglich, wie wir die finsteren Geister bannen, die wir dann zu höchst höllen-strudlig Dingen benutzen. Welches sogar die ungelehrten, alten Weiblein mit Kräutern ausführen, die ebenso wie die Schlangen aus dem Herzen des Weltalls stammen. Alles dies ist sehr wunderlich und vorherverkündet, auch das Los, das mich nach meinem Tode treffen wird, das klägliche. — —

Tagsüber jagte ich auf den Wiesen und in den Wäldern. Ich befreundete mich mit den sanften Tieren des Waldes, an deren Wohlgestalt mein Auge sich weidete, während sie hinsanken, edel zusammenbrechend. Auch die Vögel liebte ich innig. Ihr Gesang erquickte meine Ohren, und oft fühlte ich um selbige den Stock meines Vaters sausen, wenn er mich auf dem Felde fand, wo ich die Tierlein auf offnem Feuer schmorte. Hiebei war es einer seiner gröblichen Irrtümer zu glauben, dass mein Ohr zu roh sei, die himmlische Süssigkeit ihrer Musik zu geniessen. Ist sie doch heute noch, wenn ich am Fenster liege, und der Morgenwind zart mit den Bäumen spielt, mein edels Ergetzen. Ebenso warf man mir nachher vor das Maul, ich habe nicht den nötigen Respekt vor der Kunst, da ich mich nur vor Ueberschätzung des Künstlers, dieweilen er menschliche Persönlichkeit, sorgsam hütete, insofern er anhub, Ränke zu spinnen gegen die meine. Vorher gab ich ihm Haufen Goldes, dass er mir malte Perseus, wie er recket den widrigen Kopf der Meduse gegen die mordgierigen Feinde, und sie ohne einen Schwertstreich selbst auszuführen, zu totem Stein machte mit der Macht seines Geistes, wie ich den Maler später zu einem Haufen Haut und Knochen. Dieses zu vollbringen, gab er mir Grund und Ursache in seiner boshaften Einfalt oder einfältigen Bosheit. Doch dies wäre späterhin sorgsam zu berichten. Will ich hier nur noch vermelden, dass ich ein süsses Gemahl hatte, das Gott in seinem unvorsorglich grausam harten Ratschluss längst zu sich nahm; zu dem wandte der Maler in ehebrecherischer Wollust sein Herz.

Ich liebte dieses mein Weib so recht inniglich, obwohl sie durch Trägheit, Ungeschick und Launen oft Ursache gab, mich zu erzürnen, worauf ich sie ernst strafete. Sorgsam pflegte ich dann nachher ihre Schlag-, Kratz- und Schnittwunden und war gar rührend und herzlich, was sie mir hoch anrechnete, dieweilen sie so sehr zu mir entzündet war. Hoffe auch, dass mir das gütige Beschützen dieses so hilflosen Wesens wird angerechnet werden, zu tilgen so manche Sünde, welche ich verbrochen.

Der Maler hatte ränkeweise die Leute aufgehetzet, als sei ich ein Frauenschinder, was viel Anstoss aufwirbelte, bis arge Kunde sogar hin zum Kaiser gelangte. Doch es ist nicht fein Sitt und Art, vorzugreifen in der Erzählung, um die vorwitzige Neugier des Lesers vorzeitig zu stillen. Hoffe ich doch, dieses sei mein Enkeln ein Merkbuch, nicht zu gehen auf den schnellen Wegen des Teufels, sondern sänftiglich im Kirchstuhl zu seufzen, wie ich es jetzo tue bei meiner kläglichen Leibesbeschaffenheit. —

Lasse auch Satanas nicht mehr Tag und Nacht bei mir eintreten, wo es zu vermeiden, welcher zu sehr Knochen und Seele angreift. — Will er auch, ich soll nachts mit ihm reiten über das Haideland zu den alten Gräbern, wo sich die Knochen der Heidenkönige zusammentun, verwahre ich mich.

Denn alles hat seine Zeit, und das Alter soll sich nicht vermessen mit den Abenteuern der Jugend. Sintemal alles dem Wechsel unterworfen ist, aus der Haut Erde wird, und aus der Erde Blumen, die schön duften, wie Seelen, die aus dem Fegefeuer ins himmlische Reich gepflanzet.

Soll ich getreulich meiner Kindheit Verlauf und Ende berichten, so muss ich auch an ein grausames Erdbeben erinnern, dass es war, als ob eine grosse Hand unser Schloss, in das ich gesetzet, nähme, und es etliche Male hin- und herschüttele. Auf diese Weise machte ich zum ersten Male die Bekanntschaft mit den Fürsten der Finsternis, die unter uns rumoren und uns in ihren Tatzen halten zeitlebens. So verging meine Kindheit in viel Furcht und Schrecken.

Habe ich nun noch nicht meinen Vater gemalet, welcher war dürr, hatte eine lange gebogene Nase und ein grosses spitzes Kinn. Morgens und abends rief er das Gesinde, welches sich sehr fürchtete vor seinem Stock, wie auch der Kaplan, welcher uns dann vorbetete. Meine Mutter hatte Wimpern, so schwarz, wie ihre Haare, und verzog mein Bäslein, welches eine Waise, dahingegen ihre grossen schönen Augen einfroren, wenn sie mich erblickten. Unmütterlichen Gemüts, ihrer eignen Frucht abgewandt, ging sie sogar einstmals mit einem glühenden Eisen mir zu Leibe. Ich verbrannte gerade ein Spielzeug, ein Häuslein aus Seidenpapier, welches meines Bäsleins goldenes Haupthaar ergriff und zart seidenes Kleid, die schön in Flammen aufwehten. Selbiges Bäslein hätschelte sie immer vor meinen Augen.

Ich aber war nicht allzu neidisch, sondern beschenkte das Kind, als es krank lag von den Wunden, die das Feuer angerichtet, mit meiner Armbrust, meinem Degen und vielen süssen Dingen, sodass es mich umhalsete und auch zärtlich von mir zu Vater und Mutter sprach, was ich bass erstrebete.

War also in meiner Natur Gutes und Böses wunderlich gemischet — Habe auch noch vor kurzem einen jungen Fant reichlich begabet, welcher wollte Audienz machen beim mir noch immer schmollenden Kaiser. Er mochte dazu gerne vorbringen fürstlichen Aufwand. — —

Später sprangen mein Bäslein und ich wieder durch den Park wie zwei Turteltauben und umhalseten uns auf abgelegenen Bänken, zumalen, als ich heranwuchs und dachte, sie einst mir zu machen zu einem gehorsamen Gemahl.

Fügte sie sich mir doch auf den Wink meiner Brauen und zitterte: vor mir recht zu tun, wie ich es bass von ihr verlangte. Musste auch aus dem Hause die Rosenkränze und Gebetbüchlein stehlen, die ich im fruchtbringenden Erdreich vergrub, damit sie nicht morgens und abends flennten zu Gott für das niedrige Volk, das da lag krank an Beul und Durchfall.

Fällt mir diese Sünde noch oft schwer aufs Herz: Trieb ich doch Scherz mit den Gebeten, die zum Himmel aufsteigen wollen. Leidet nun wohl Gott keinen Spass noch Schaden, den wir Menschen uns billig zufügen mögen.

Zu dieser Zeit sprengte ich oft zu Pferde über die Felder, und war des Abends der Himmel rot und die Bauern mit ihren Pflügen und ihren Hütten schwarz, und die Zäune und Weidenstümpfe. Und setzte ich über alle weg, als jage ich durch die Luft über grausig sich vom Boden Reckendes und Fallendes und feige sich Duckendes, das hinter mir wieder aufstand. War doch mein Pferd im Springen gewaltig, dass es kein Haar ohne meinen Willen krümmte.

Desohngeachtet sank vieles zu Boden, dieweil ich nahte, als trüge ich die Pest mit mir in meinem Odem. Und oft ritt ich weit hinaus, vorbei an den Schlössern, drein die Kumpanen meines Vaters hauseten, die saufenden Ungetüme mit stinkendem Atem, und übernachtete neben meinem angebundenen Ross, und die Sterne stiessen den Wind zu uns hinab, dass es um mich raschelte, was mich bass angenehm erschauern machte. Und alles Getier liess ich friedfertig an mir vorbeiziehen, die Hirsche und Rehe nach den Bächen und die Kröten nach ihren Sümpfen. Und hielt frühmorgens daheim an und weckte, dass sie die Zugbrücke herunterliessen und zog ein in die Burg meiner Väter.

War ich zu Zeiten auch fremd meinen Eltern, dem Gesinde und meiner Bas, sondern freute mich nur, dass die Wälder dastanden und das Haidekraut und die Frauen, die auf den Aeckern die Rüben jäten, auch die Gesellen, die in der Sonne wandeln. Und nahm ich mir vor, eines Tages desgleichen zu tun. Und als ich mit dem Kleidern auf dem Rücken durch den Strom schwamm, und die Sonne mich trocknete, verlor ich alle Lust, mich wieder zu den Meinen zu begeben, und war ich den Vögeln gut, dass sie ihre Jungen aus dem Nest werfen, wenn sie flügge.

Da wunderte ich mich oft, wie Gott die Bauern und die Stiere geschaffen, die ihm so fremd, der doch auch wandelt von Stern zu Stern. Wie denn auch Jesus hat gehöhnet über die Bauern und gesagt, wenn man auf ihre rechte Wange einen Schlag applizieret, reichen sie auch die linke dar.

Mied ich oftmals mein Bäslein und mein Heim, so flohen mich immer die Söhne der Nachbarn und Verwandten meines Vaters, denen ich im Fechten so viel über, dass sie jäh davor erschraken. So fiel ich immer wieder zu Hause ein, wenn ich der Einsamkeit müde war. Da auch die Bauern sind nur zu brauchen als träge Wächter über unsrer reifenden Speise.

Kurz darauf starb mein Mütterlein, die lange abgezehret herumwandelte. In ihrer letzten Stunde rief sie mich zu sich, indem sie mich vermahnete, mein Herz zu Gott zu lenken und mir vorwarf, dass ich das ihre gebrochen.

Das verdross mich böse; hab' ich doch sanfte Erinnerung an sie, wenn sie mit engelsheller Stimme sang, oder auf der Terrasse lag und las, wo ihres Leibes Lineamente gar adlig sich abhoben. Fast wider ihren Willen hat sie mich auch gezeuget, war ihr doch jede grobe Berührung von meinem Vater verhasst; da ich oft erhorchet hab', wie sie von ihm vermahnet war, zu tun ihre christliche Pflicht und Schuld, rechne ich es ihr hoch an, dass sie zauderte, Frevler in die Welt zu pflanzen, von denen ich ein schön Beispiel.

Habe ich doch nachher mit dem Fürsten des Erdkerns, welcher ist das Saatkorn der ewigen Qual, einen Bund geschlossen, welcher fest wächset über des jüngsten Tages Endziel.

Bin doch schon bei Lebzeiten gestolpert mitten im Höllenritt, dass man mir beide Füsse abnahm; seitdem reite ich ungern zu Pferde. Ist mir die Frucht meines

Rittes auch verfault und lebet der grobhirnige Widerbart mir und dem Teufel zum Hohne weiter. Hatte doch schon gehofft, ihn aus der sanften Umstrickung der Priester und seiner Geschweyten in Todsünde und dann ohne Umweg über das Fegefeuer jählings in die Hölle zu werfen, wo er komt' nachdenken, ob er um so vieles besser, denn ich und der Teufel.

Aber das Ross, das ich ritt, mocht' spüren eine Fontaine Blut seines edlen Vorfahren hochsteigen, welcher geschnaubet hatte unter einem Kreuzfahrer im heiligen Lande. Nachdem es mein querheiliges Opfer gewarnt, warf es mich ab in den elenden Abgrund, alldieweilen ich gerade Beschwörungen in die Luft fuchtelte, und auch Satan, bei unserem Werk interessiert, vergass, so rasch mir beizuspringen, wie Notdurft gewesen. Doch dies sei alles später zierlich berichtet.

Da ich nun aber mein Bäslein wollt' heimführen, schrie mein Vater Zeter und Mordio und nannt' es eine halbe Blutschande, würd' ich mein Vorhaben reinlich ausführen. Habe da Verdacht auf ihn gepacket, dass er gehuret mit meiner Mutter Schwester, welche starb im Wochenbett, und welcher ihr kranker Gemahl bald folgte. Verdammte sich da mein Erzeuger, lieber wolle er uns den Degen durch den Leib rennen. Er wolle lieber leiden, dass sie buhlete mit dem Kaplan, wonach derselbe zugegen war und sehr errötete.

Ging darauf üblen Mutes in meine Kammer und drehte auf dem Tische die Daumen, welches die rechte Mühle ist, darein das Korn der Inspiration fällt.

Als ich aufstand, war ich sehr sanft und heimlich gemut und ging auf die Kammer zu meinem Bäslein hin, welches sehr lieb zu mir war. Aber sie wollte lieber sterben, als meinen Vater betrüben, welcher Furchen des Kummers an Gesicht und Händen hatte. Warf ich sie auf ihr Bett und kniete auf ihrem zarten Leib, um vorerst Blutschande zu begehen, denn ich war sehr zornig, dass ich meines Vaters Buhlschaft mit meiner leiblichen Tante entgelten sollte. Dann stieg ich die Treppe hinunter, um ihm alles ins Gesicht zu erzählen, war aber schon auf der Stiege zarter gesinnet, sintemal er auch nur ein Mensch von Fleisch und Blut.

Ich nahm meinen grossen Bulldoggen mir zur Seite. Der hatte einen baumlangen Bauern zerrissen, weil selbiger mir wehren wollte sein Weib zu besuchen, welches sehr arg nach mir verlangte. Ich wandelte unter den hohen Bäumen und die Imaginationen in meiner Kammer waren wieder vor mir, und besann ich mich, gütig mit meinem Zeus zu verfahren. Nachdem ich durch weite Wanderung mein Blut milde gestimmt, kehrte ich heim und sprach gar liebreich zu meinem Vater. Dann führte ich ihn um in den grossen Sälen, redete über die Gemälde und Holzbildwerke, so er angekauft und die er über alle Massen liebte. Ueber manche lose Heidenposse huben wir auch an ein lüstern Lachen. Als wir nachher die Mahlzeit beendet, daran mein Bäslein, über die Ohren rot und sehr verstört teilnahm, blieben wir Männer noch traulich beisammen, tranken aus grossen Bechern bis tief in die Nachtstund'. Brachte ich ihn zum Erzählen aus seinem Leben manch artiges Stücklein und kam unversehens angelaufen viel arge Schandtat. Horchte aber vergebens auf, zu vernehmen von meiner Mutter Schwester; huschte er schnell daran vorbei, wie der Fuchs an der Falle, in der er schon einmal seinen Schwanz verlor.

Da war ich endlich müde und tat in seinen Trunk ein geschmacklos Pülverchen. Alles tat ich hinter seinem Rücken in seinen Becher, so dass für meinen nichts übrig blieb.

Als er ihn ausgetrunken, begann ich zu lamentieren über die Sünden der Welt und wollt' mit ihm beten für ein gnädig letztes Stündlein. Höchst erfreut und erstaunt über diese meine Gesinnung, kniete er schnurstracks nieder und erhob seine Seele zu Gott, wobei ich ihn durch Ausrufe und Seufzer reichlich unterstützte.

Mitten in der schönsten Andacht aber, begann er jämmerlich zu schreien, sprang auf und fiel hinterrücks auf den Boden. Diesen seligen Tod bereitete ich ihm, im Andenken an meine Mutter, deren adliges Bildnis ich immer in meinem Herzen trage.

Darauf lief ich wehklagend hinauf zu meinem Bäslein und alarmierte das ganze Hausgesind, das laut weinte, weil er ein so gerechter Herr, und jeder bei dem Tod anderer an seinen eignen denket.

Hierauf wurde mein Vater nun feierlich aufgebahrt, wobei nicht an Kerzen, Räucherwerk und schwarzem Flor gespart war. Auch die Kränze gaben einen kranken Ruch durch alle Säle. Als er nun auch in die Erde gesenket, wobei viel und schön gebetet wurde, liess ich denselbigen Kaplan hart an und verlangete, dass er nun uns zur Stund' traue. Er kam grad aus der Mess, die ich hatte lesen lassen, dem Toten seine Seligkeit noch zu versüssen. Kläglich blickte er mich an und erwiderte, dass er sich nicht widersetzen wolle, da Gott durch plötzlichen Tod seinen Willen geoffenbaret habe. So tat er uns denn zusammen, und wir waren beide jung und ich hatte noch nicht überschritten die Zwanzig.

Als mein Gemahl, und vielleicht auch mein Schwesterlein in der Nacht von neuem ihre Stimme erhob, um über den Tod unseres Vaters weiter zu klagen, packt' ich ihre zarten Gelenke, dass sie gleich verstummete. Brachte ich sie sogar zum Kichern, als sie sollt' balancieren auf meinen Zehen- und Fingerspitzen.

Kurz darauf wollte ich ausziehen dann zu Pferde; da mein Kaiser in den Krieg ritt, verlangte mich auch im feindlichen Lande nach fremder Sitt' und Art zu schweifen. Weinte da mein Gemahl herzzerbrechend wegen Störung unseres trauten Beisammenseins, und weil ich leicht falle durch eine Kugel. — Ich führte meinen grossen Bulldoggen zu ihr hin und liess ihn wittern über ihren blossen Leib, damit er ein grausamer Wächter über ihrer Tugend sei. Als ich mich von ihr losreissen wollte, schrie sie und wollt' immer wieder an meine Brust sinken. Später vor meinem Fähnlein reitend, musst' ich oft froh auflachen, was ich für ein zärtliches Weib hatte und so bass ducksam vor mir, wie ich es immer ersehnete. Ich dachte, wenn sie mir auch blutsnah, sei es doch immerhin mehr Schuld meines Vaters denn unsere. Und hatte er alles in Gebeten vor seinem Heimgang abgewaschen, — wie wenig kannt' ich noch Gottes Recht, und dass unsere Sünde viel tiefer, als unser armes Gedächtnis und festes Wissen. Habe ich doch, trotz angerechneter Torheit, meines Vaters Sünde ums zehnfache übertrumpfet. Aber es ist eine gemeine Sitt', selbst bei den Teufeln ihre Sünd' und Verbrechen zu schildern als gar leicht und nicht bedeutend. Dies mag ich auch einst beim jüngsten Gericht tun. Bin aber gern witzig, dieweil ich die Feder führe. Selbst mir zum Schaden, denn der Gedanke, wenn er ausgesprochen oder niedergeschrieben, wird so recht unser eigen und kommt uns hart an, uns zu rechtfertigen.

Hui, war das ein Reiten in welschem Lande. Habe da Schlösser überrannt und Weiber, deren Verwandte mein Schwert entzweite, zu mir gekirrt, ehe ihr Zorn Zeit hatte zu brennen; zumalen wenn ich ihnen sagte, sie haben ausser mir nicht mehr Schutz auf der Welt. Klagte ich auch, dass ich meine Feinde liebe wie Brüder, und ich mich erbarme über die Opfer, die der grimme Krieg mich zwang abzuschlachten. Redete da auch die Wahrheit. Taten sie mir doch kaum Schaden und fand beim Bechern unter den Welschen viel Witz und Anstand. Ich beschenkte auch manches schöne Kind reichlich mit geraubten Kleinodien, damit es nicht hilflos sei, wenn mein Mut in ihm reife. — War das die sturmvolle Zeit meines Lebens, worüber ich einst schreiben könnt', ein fein Büchlein. Und war auch mein Kaiser bekriegt, habe ich doch keine Schlacht verloren.

Hatte da reiten bei mir einen Kerl, welcher trotz seiner niedrigen Stirn hoch gelahrt war, aber voll Teufelswitz. Selbiger ritzte mich mit Kreisen und Kreuzen an Brust, Armen und Füssen, welches mich unverwundbar und meinen Blick hart machte.

Als ich zurücktritt, nahm ich den teuflichen Schalk mir zur Seite, um die Hölle zu hetzen auf manch Schelmlein, denn ich hatte viel Zorn angesammelt daheim.

Zu Hause hatte die Bulldogg den Küchenmeister zerrissen, der meinem Gemahl auftrug. Jetzt wagte man nur noch bei ihrem Fernsein aufzusetzen. Als dann das mörderische Tier anfing, mich zu beknurren, so ich mein Weib herzete, setzte ich ihm eine Flinte an sein Hirn, dass es verreckete. So es abgefallen war von mir, hat es treulich seinen Lohn empfangen.

Bald schloss ich mich nun ein mit des Teufels Gesellen. Da ist zunächst nichts erschienen, als ein Irrlichtlein auf dem Wasserbecken, welches wir aufgestellet. Hat es gehoben rosige Aermchen und uns angefleht und geseufzt, dass ihm den Weg nach der Höhe zeigten, wo ihre Mutter und ihr Vater durch meine Schuld, nachdem sie vorher schon in ihrem Schlosse gebrannt hätten. Der Höllenbub blies es gleich unwirsch aus und schrie, es solle uns nicht unterbrechen. Gab das einen Todesschrei. Gleich kam mein Weib da angelaufen, an der Spitze des Gesindes. Machte ich ihr auf und drohte ihr, uns künftig zu stören. War aber doch zottig auf den Gesellen, hätt ich doch gerne den Irrwisch gar artiglich getröstet.

Gleich wollte ich von neuem beschwören, war aber der Kerl so lendenlahm von missglücktem Versuch, dass er nur noch hinauf auf sein Lager verlangete.

Hatte ich da Zeit meinen Hass zu schüren gegen manche Fuchsbauerstürmer, welche daheim das Fell ihrer Hausgenossen mit Ruten strichen, während ich im Felde ritt. Da war einer, ein Oheim meiner Mutter, der sich die Verwandtschaft zu nutzen machte und sie tätschelte in meiner und meines Vaters Gegenwart. Er war schon so alt wie Methusalem, aber frühmorgens schon auf, beim Wecken der Knechte und Mägde, welchen der greise Bock noch zu Zeiten nachstellete. Ausser der Brunst aber war er gar wenig zärtlich, sondern gönnte den Leuten keine Ruhe. Auch hatte einer bei meines Vaters Lebzeiten hinter mir her gerochen und mir manches Netz gestellet. Ein anderer ging mit frommen Sprüchen im Munde zu seinen Kumpanen, statt in ein Kloster. Dabei pflegte er seinen langen weissen Bart wie ein Mägdelein ihr Haar. Und waren viele greise Pilger, die mir nichts Gutes gönnten, sondern zeterten, dass ich Vater und Mutter frühzeitig unter die Tannen gebracht habe.

Ich hatte aber bald um mich gesammelt lüderlich Volk von der Landstrasse, als da sind Musiker, Schreiber und Maler, deren Umgang mir bass behagete, denn der des Bärtlings und seiner Gesellen. Ist doch dieses Gesindel überaus neugierig, und lockte die Mehrzahl das lose Gerücht, dass ich Herzgeselle der Hölle, und gab ich ihnen manch Zauberstücklein zum Besten, trotz dem Widerspruch meines Dieners, welcher den Teufel für ein so Kostbares hielt, dass damit nicht dürfe getrieben werden Missbrauch.

Den andern Tag aber blieb ich bei meinem Gemahl und tröstete mit sänftiglichen Worten sie über ihre Strafe bis zur Dämmerung, wo sie in ihrem Bette einschlief.

Als ich dann hinabstieg und in den dunklen Saal trat, sah ich allda auf dem Teppich eine im weissen Glanz schwimmende Kugel. Der Teufelsbanner lag davor auf dem Bauch, und waren seine Hände gelb, wie Hände, aus denen alles Blut geflossen und sind geworden des Todes Pergament. — Ich lachte erschrocken und gab ihm einen leichten Tritt, weil er so unvernünftig gebärdete. — Als ich wieder zu dem weissen Globus hinblickte, bemerkte ich, dass er um sich selbst kreiste.

Zwei Mädchenbeine fielen auf den Teppich. Die Maid, die nun auf dem Rücken vor mir lag, war gar zierlich gebaut. Aber statt der Brüste reckten sich zwei Tiermäuler sehr zärtlich in die Höhe; es waren die Schnauze eines Hundes und die einer Katze. Da sang das Weib mit hoher Stimme, die klang wie die einer alten Heiligen, dass das Wesen der Wollust zugleich hündisch anhänglich und katzig falsch sei. Nun war schon eine neue Verwandlung da: zwei haarlose neugeborene Kindsköpfe; dann folgten gleich hinterher zwei schwarze Kugeln, die wulstige Lippen aufwarfen und mit den Augen rollten. Da graute es mir doch und ich fürchtete schon, dem Kerl auf dem Boden zur Seite liegen zu müssen, als die schwarzen Bälle fortrollten und mit einem Puff zersprangen.

Zwei zarte Brüste kamen vor. — Ich war gleich darauf im Nachsinnen versunken über die Bedeutung der letzten beiden Gleichnisse. Da sprang das blosse Weib auf und zog mich in einen Sessel, während es sich auf eins meiner Kniee niederliess.

Nun kam mich doch ein Schauder an, denn es ist nichts Kleines darum, seine ewige Seligkeit zu verscherzen, und ich wollte durchaus wissen, wer sie sei und wo sie wohnete. Da redete sie mit derselben piependen Stimme, wie vorhin, dass sie ebenso wenig über sich selbst wisse, wie ich über mich, und dass ich ihr Wein einschenken solle, damit sie das Bodenlose vergesse. Als ich ihr den Becher reichte, der vor mir stand, war ich wieder verwundert, denn man konnte sehen den Trank niedergehen, wie einen Frosch durch den Leib einer Schlange.

Dann kam wieder die alte Nonnenstimme: dass die Hölle auslösche, wenn wir aufhörten, unsere Schmerzen zu lieben. Wir beide seien aber noch sehr weit davon. — Ueber dieser alten Weisheit, die mir schon als Kind aufgegangen war, schüttelte ich den Kopf.

Jäh wandte sie mir ihr Gesicht zu, vor dem eine Maske lag, um die gar heiss das rote Haar floss. Der Blick, der mich da aus ihren Augen traf, liess jähling wissen, wie heiss mich Satanas liebe. Er machte mich zu seinem Sklaven zeitlebens — —

— — — — — — — — — — — — —

Den nach ein par Jahrhunderten in das Schloss Verschlagenen schauderte plötzlich vor den aberwitzigen Greueln, die noch vor ihm aufleben sollten. Er machte eine Pause im Lesen, schob den Stuhl fort und ging hin und her. Die Unruhe über das Leben mit all seinen Gefühlen und Wahngebilden kam wieder in ihm hoch. Er setzte sich in einem Winkel des Saales nieder.

Das Licht war im hohen Raume wie eine Laterne in der Nacht über einem Boote.

Ellen Key: Die Persönlichkeit Rahels von Varnhagen

Was Rahel vor allem und immer betont, ist, dass „Gott und die Natur“ es gut mit ihr gemeint haben, aber dass das Schicksal und das Glück gegen sie gewesen sind; dass die Natur gross, ja übermütig war, als sie zur Welt kam; dass sie eine „Hochgeborene“ hätte werden sollen und dass die sprudelnde Kraft zum Glück, die sie besass, nur ein wenig Befreiung von unmittelbaren Leiden gebraucht hätte, um ihr Lebensfähigkeit zu zeigen. Sie weiss sich dazu geschaffen, das Leben zu geniessen, es nicht nur zu durchleiden. Diese Lichtquelle in Rahels Natur, ihre gesunde, schöne Sinnlichkeit, ihr Sonnenwille, ihre „Freude an den nächsten Dingen“, ihre Freude über das Glück aller Glücklichen macht Rahel so unmittelbar erwärmend. Und nur mit dieser Lebensenergie als Wesensgrund ist ein wirklich tiefes Leiden denkbar, einer Lebensenergie, die sich gegen die Qualen sträubt, die bald besiegt wird, bald siegt, aber niemals dem Schmerz das Recht einräumt, der Sinn des Lebens zu sein. Rahel nennt sich selbst einen „gesünderen, munteren, brünetten Hamlet“, und ihr Jugendfreund Veit sagt, dass sie mit Philines fröhlicher Laune Aureliens Geist und Herz verband, ihre Gutmütigkeit und ihren Hang zur Schwermut. . . . Alle, die Rahel tief verstanden haben, vor allem Varnhagen, heben das, was ich das clair obscur in Rahels Wesen nannte, als das Geheimnis ihres Zaubers hervor. In einem Briefe von Jean Paul an Rahel, der mit den Worten beginnt: „Geflügelte — in jedem Sinn“ — sagt er: „Sie behandeln das Leben poetisch und das Leben daher Sie. Sie bringen die hohe Freiheit der Dichtkunst in die Gebiete der Wirklichkeit und wollen die Schönheiten dort auch als Schönheiten hier wiederfinden.“ . . . Dies ist ein zentrales Urteil über Rahels Wesen.

Rahel fühlte, dass dieser ihr ursprünglicher Charakter auch ihr Schicksal hätte werden müssen. Nun wurde dieses —infolge der schon erwähnten Ursachen — ein ganz anderes. Sie kann nicht nach ihrem Charakter leben, aber sie stirbt wenigstens danach, so wie es nach ihren Worten im Grunde jeder Mensch tut. Sie weiss: jeder Mensch „hat ein ganz eigenes Schicksal“, da er „ein Moment des Ganzen ist, der nur einmal existieren kann“; und wenigstens dieses ihr besonderes Unglücksschicksal verlangt sie vom Dasein, wenn es ihr ihr Glücksschicksal versagt.

So schrieb sie während der Cholera in Berlin: „Ich verlange ein besonderes persönliches Schicksal. Ich kann an keiner Seuche sterben wie ein Halm unter anderen Aehren auf weitem Felde, von Sumpfluft versengt. Ich will allein an meinen Uebeln sterben; das bin ich, mein Charakter, mein Physisches, mein Schicksal.“

„Ein Teil der Menschen hat zu wenig Verstand, die Wahrheit in sich zu finden, ein anderer nicht den Mut, sie zu gestehen, und die allermeisten weder Mut noch Verstand. Und irren und lügen und tappen oder ruhen das ganze Leben entlang bis nach der Gruft!“ Ein andermal ruft sie aus: „Ich bin ausser mir: so nennt man es, wenn das wahre Herz spricht!“

Ehrlichkeit ist für sie die Voraussetzung bewahrter Jugendlichkeit:

„Ehrlich sei im Denken: dann ist man wahr. Und nur bei Wahrheit ist Heil! Wer ohne sie ist, altert; die Runzeln allein machen nicht altern.“

Ja, Rahel versichert, dass die treuherzige, reine Roheit sie erquicken kann, wenn die Lügenhaftigkeit sie zur Verzweiflung gebracht hat!

Und so wie jeder sein Schicksal hat, so war Rahel überzeugt, dass jeder auch seine Eigenart besitzt. Originalität, sagt sie, ist viel häufiger als Ehrlichkeit; ja die meisten könnten originell sein, wenn sie nur wahr sein wollten! Sie kann von sich selbst — ohne dass ihr jemand widerspricht — sagen, dass sie sich einem Gott, der Wahrheit, hingegeben hat; und jedesmal, wenn sie aus dem Elend des Lebens erlöst wird, ist es durch diesen Gott geschehen. Auf keine Frage kommt sie in ihren Briefen häufiger zurück als auf die der Originalität; und wo sie diese findet, verzeiht sie fast alles. „Wer ehrlich fragt und sich selbst antwortet, ist immer mit Wirklichkeiten beschäftigt und entdeckt unaufhörlich . . . Um zu denken, bedarf es vor allem der Ehrlichkeit.“ . . Was sie am allermeisten hasst, ist Pedanterie, denn ihr Ursprung ist innere Leere, und darum klammert sie sich an die Formen.

„Ein Mensch, der nicht wahr, ehrlich und unschuldsvoll ist, kann weder Dichter noch Künstler, Philosoph, Mensch, Freund, Familienmitglied, Gesellschaftsmensch, Geschäftsmensch, Regent sein . . . Wahrheitsliebe fehlt uns; das ist der kranke Punkt der Menschheit, der Grund all unsrer Seelenepidemien. . . Es hängt von uns selbst ab, Menschen (Originale) zu werden. Aber dazu bedarf es eines unendlichen Mutes. . . Es ist ganz einerlei, wie man ist, sobald man nicht sein kann, wie man will.“

Alle diese Aeusserungen charakterisieren die Natur, die sich in folgender Antwort Varnhagen gegenüber Luft machte, als dieser scherzhaft äusserte, man müsse sie umgiessen, damit sie fügsamer werde: „Dann würde ich aus der Gussform spritzen!“

An einen jungen Freund (Bokelmann) schreibt Rahel die tiefen Worte: „Was macht des Menschen Geist und Seele kälter als Stillstand. . . . Denken Sie immer rastlos ! Das ist die einzige Pflicht, das einzige Glück . . .“

Und sie fährt fort, ihn anzuflehen, nie aufzuhören, eine Sache stets aufs neue „durchzuackern“, wie oft er sie auch schon durchdacht haben mag; sich von keinen lieben und verehrten Freunden und Freundinnen — nicht einmal von sich selbst — so verführen und beherrschen zu lassen, dass er die Pflicht zu unablässiger geistiger Arbeit vergisst. Immer muss er den Mut haben, sich selbst mit Fragen und Zweifeln zu verwunden, das bequemste und schönste Gedankengebäude, das ein Leben lang halten könnte, zu zerstören, wenn die Ehrlichkeit es verlangt; es wagen, sich selbst unablässig solche Fragen zu stellen, vor denen jedes Verhältnis zu anderen Menschen in seinen Grundfesten erzittern kann; sich niemals von einer ein für allemal aufgestellten, gutschützenden und kleidsamen Moral einhüllen lassen; niemals nach irgend einer Hinsicht in das Gewohnheitmässige herabsinken und so die Pforten seiner Seele verschliessen; stets geistig rastlos, unruhig bleiben. Er sollte ihrer — Rahels — ewigen Beweglichkeit und Freiheit, ihrer strengen, untersuchenden Wahrheitsliebe eingedenk sein; sich von niemandem und nichts zu einem Glauben verführen oder von einem Band fesseln lassen, so dass er sein Leben als eine Pflicht durchseufzen muss; nie etwas nur deshalb seinen Tribut zollen, weil es alt und wohlbekannt ist!

Für Rahel selbst war diese Art von ehrlichem Denken und ehrlichem Mitteilen der Gedankenresultate so sehr geistige Lebensbedingung, wie das Ein- und Ausatmen es im körperlichem Sinne war. In dieser Lebensnotwendigkeit der Ehrlichkeit liegt das, was Rahel am tiefsten von anderen unterscheidet. Alle denken mehr oder weniger zu gunsten eines bestimmten Glaubens, Gedankens oder Gefühls und enthalten sich selbst und anderen das vor, was diesen widerstreiten könnte. Rahel ist hingegen, wie sie selbst sagt, „unschuldig“ in ihrer Gedankenarbeit. Was Rahel bei Angelus Silesius liebt, dass er sich unschuldsvoll fragend an Gott wendet, keine Antwort verlangt, und keine Behauptungen aufstellt, sondern voll von „demütigem Verzicht“ ist und zugleich eine „Kinderseele voll Mut“, dies alles kann man von Rahel selbst sagen. Diese Kindlichkeit Rahels heben auch ihre Freunde hervor. Sie ist die Grundlage ihres Mutes, über alles geradeheraus zu sprechen, unbekümmert wie es wirke, naiv-tiefsinnig wie das Kind es tut, das Kind, dem das Ueberlieferte, das Traditionelle, das Anerkannte noch nicht seinen bewaffneten Hinterhalt, seine Zäune aus Stacheldraht gezeigt hat, sondern das sich unerschrocken und ungezwungen bewegt, solange es voraussetzungslos, selbstdenkend ist, ein Selbstentdecker. Aber das blieb eben Rahel all ihr Lebtag.

Rahels Einfluss auf ihre gleichaltrigen Freunde wirkt namentlich in dieser Richtung, wie die angeführte Aeusserung gegen Bokelmann zeigt. Der hochbegabte Arzt Daniel Veit, Rahels ältester Freund, erzählt, wie willig er sich von Rahel leiten liess, denn sie wollte nicht herrschen, obgleich sie es unbewusst durch die Macht der höchstmenschlichen Natur tat, durch ihre „liebe, fürstliche Seele“. G. von Brinckmann — ein Schwede von Geburt, der aber an einer deutschen Universität seine Bildung erworben und sich dann als Diplomat in Europas Hauptstädten die feinste Kultur der Zeit angeeignet hatte — ist schon in Rahels Jugend einer ihrer verständnisvollsten Freunde. Er, wie Veit, schreibt Rahel einen tiefen Einfluss auf seine Entwickelung zu. Brinckmann sagte, dass er durch Rahels Ermahnungen zum „Geistesmut“ einen so starken Eindruck empfing, als wäre er plötzlich in eine neue Geisteswelt versetzt worden. Rahels Geisteskraft, ihre Selbständigkeit, ihre Ueberzeugung, dass man „höhere Sittlichkeit durch höhere Freiheit“ erreicht, all dies wandelte in mehreren Fällen seine eigenen Gesichtspunkte um. „Was ich bei den Weisen, den Frommen vergebens gesucht: unverschleierte Wahrheit, Selbständigkeit des Geistes und Innigkeit des Gefühls, kam mir in dem Dachstübchen dieser seltenen Selbstdenkerin als eine geheiligte Offenbarung entgegen“, schreibt Brinckmann. In ihr „heilig klopfendes Herz“ zu blicken, vertrauten Gedankenaustausch mit ihr zu pflegen, wurde ihm, sagt er, ein Bedürfnis, so leidenschaftlich wie eine Liebe. Vor Weisen und Fürsten rühmte er sich, Rahels Schüler gewesen zu sein; und sein ganzes Lebenlang dauerte ihr Einfluss auf ihn gleich „geisteskräftig und hochmenschlich“ fort.

Ihr ganzes Lebenlang sagt Rahel in hundert verschiedenen Wendungen, sie habe immer gewusst, dass sie nichts anderes besitzen könne und würde als sich selbst; sie habe sich darum an die Kraft ihres eigenen Herzens“ und an das gehalten, „was mein Geist mir zeigt“; sie habe gewusst, dass nur, wenn sie sich in den ihr von der Natur angewiesenen Gebieten halte, sie „mächtig“ sei, in allen andern „nichtig“. Oft spricht sie auch über „den grossen durchgehenden Zusammenhang aller meiner Fähigkeiten, den ewig unzerstörbaren Zusammenhang und das unaufhörliche Zusammenwirken meines Gemütes und meines Geistes.“

In diesem Sinne kann sie sagen: „Ich bin so einzig als die grösste Erscheinung dieser Erde. Der grösste Künstler, Philosoph oder Dichter ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element, im selben Rang und gehören zusammen.“ Diese Aeusserung Rahels muss im Zusammenhang mit ihrer oben geschilderten Wesensart verstanden werden. Wer die angeführten Worte als Ueberhebung auslegt, weiss nichts von der Selbstgewissheit der grossen Individualität, einer Gewissheit, die ebenso gebieterisch ist wie die jeder anderen Genialität.

Dass Rahel unablässig den Wert der Individualität verkündigte, hätte nicht viel bedeutet, wenn sie ihn nicht auch zugleich selbst verkörpert hätte. Vom Beginn ihres

Lebens bis zu seinem Ende, von der ersten Stunde eines jeden Tages bis zur letzten, kam bei Rahel niemals das vor, was sie mit einem glücklichen Ausdruck „Lebenspausen“ nannte. Alle erinnern wir uns an Stunden und Zeiten, die nicht vom eigensten Leben der Persönlichkeit durchdrungen waren; wo wir uns aufs Geratewohl treiben liessen, wo der Bogen des Willens erschlafft war oder ein anderer ihn spannte; wo wir in einer Art Halbschlummer der Seele gehandelt, gesprochen, geurteilt haben. Es gibt kaum eine grosse Persönlichkeit, bei der man solche Pausen nicht nachweisen könnte: bei Rahel niemals. Betrübt oder fröhlich, krank oder gesund, ruhend oder tätig, schenkte sie aus der Fülle ihres Wesens den Becher des Augenblicks bis zum Rande voll. Dies wird uns durch alles bestätigt, was Rahel geschrieben und durch alles, was über sie geschrieben worden ist. Dass sie in einem „Wald von Menschen“ lebt, hindert sie wohl wie jedes von uns Gesellschaftswesen ihre eigenen Zweige so weit auszubreiten, als sie reichen könnten. Aber es wandelt ihr Wesen ebensowenig um, als z. B. das Wesen der Buche von dem rings herum wachsenden Tannenwald umgewandelt wird. Sie ist ebenso naturnotwendig und naiv wie der wachsende Baum, sie selbst — wenn auch nicht ihr ganzes Selbst.

„Warum sollt' ich nicht natürlich sein.“ ruft Rahel aus: „Ich könnte nicht Besseres und Mannigfaltigeres affektieren.“

Ein andermal:

„Wenn eine Guillotine vor mir stünde, wüsst ich's nicht zu sagen, was ich bin: hilfreich bin ich und atmend, sonst kann ich mich auf nichts besinnen.“

Diese beiden Aeusserungen sind recht charakteristisch. Denn Rahels Bewusstsein ihres Wesens und Wertes ist ebenso wirklich wie ihre Unbewusstheit, was nur dem in seelischer Beziehung rohen Menschen unmöglich scheint und doch der für alle grossen ursprünglichen Naturen charakteristische Zug ist! Gerade weil Rahel in jedem Augenblick einheitlich ist, hält die eine Eigenschaft der anderen das Gleichgewicht: ihre Reizbarkeit wird nicht hysterisch, ihre Empfindsamkeit nicht sentimental, ihr Witz nicht ironisch, ihre Analyse nicht Vivisektion, ihre Unmittelbarkeit nicht kindisch und ihre Bewusstheit nicht Selbstbespiegelung. Geist und Gemüt, Grübeln und Handeln, Ernst und Heiterkeit, alles ist bei ihr aus einem Gusse; nichts widerspricht sich oder hebt sich auf, alles bekräftigt und steigert sich in dieser einheitlichen Natur.

Aus dem soeben erschienenen Buch: Rahel, eine biographische Skizze von Ellen Key. Mit Erlaubnis des Verlags E. Haberland in Leipzig-R.

Mahler in Liedern

Zwei Eigentümlichkeiten der Wesensart Bruckners erscheinen bei Mahler durch tiefere Schatten und hellere Lichter gehoben: das einfach-religiöse Bruckners wird zum Transzendentalen und zum Sichversenken in altzeitliche Volksmystik, das machtvolle Einsetzen der Kräfte und ihr Hinaufführen zu glanzvoll-monumentaler Entfaltung bis zu schmerzvoller Energieanspannung und zum ekstatischen Aufschrei gesteigert. Aber auch die Tristangeberde erscheint ihm so stark, dass er immer wieder versucht ist, sie in anderem Gewande und anderem Lichte zu persönlicher Wirkung zu bringen. Dazu kommt ein neues, bisher nur geahntes: die kalte Freude an dem Hinlegen und Fortführen eines Melos, die lange melodische Linie selbst zackig und kantig und die von Brahms überkommenen häufig in Terzen-Steigerung sich wiederholenden Phrasen, die Empfindung einschliessend, verhüllend. Es ist reifes Laub, das fällt. Wie auch die Technik reif und sehr künstlich ist. Ein wunderbarer Weg: von den letzten Quartetten Beethovens über den Nibelungenring zu Bruckners epischen Dichtungen und der auf übergrosser Leuchtkraft der Farben impressionistischen Lyrik Mahlers.

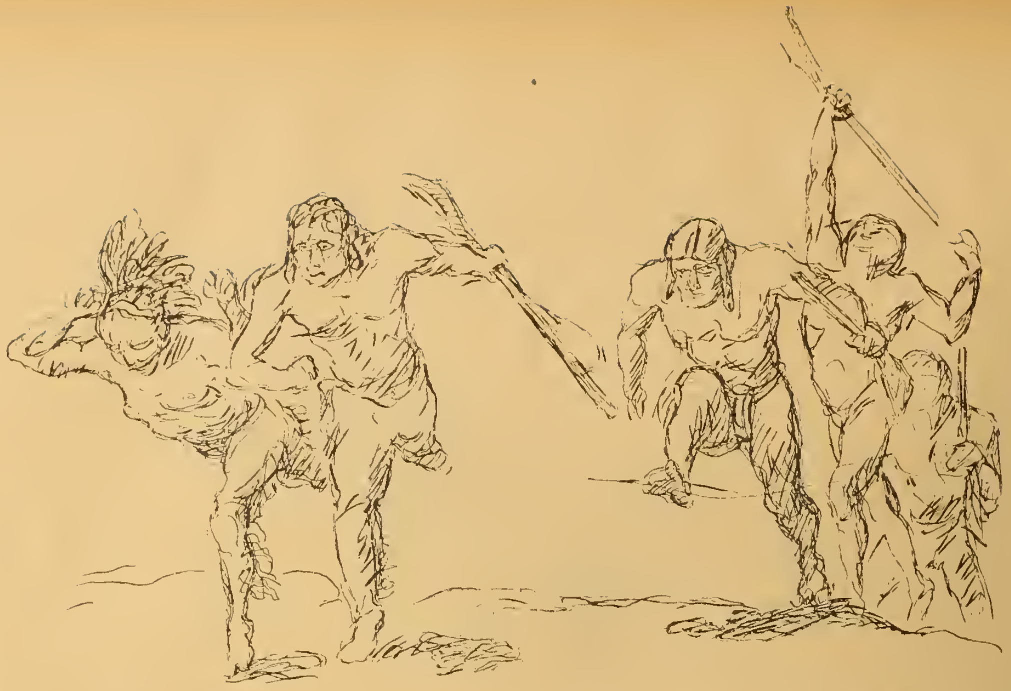
Mahlers rückwärtsgewandter Geist verschmäht zeitgenössische Dichtung überhaupt und hängt sich mit Inbrunst an den ihm unvergleichlich erscheinenden Schatz anspruchsloser Volkskunst: das deutsche Wunderhorn. Und versenkt sich in Rückerts gleichgestimmte Seele. (Auch R. Strauss hat sich an Rückert versucht und spinnenwebenzarte, schlicht-schwermütige Weisen mit fremdartigen Pikanterieen und einer unverhältnismässigen Leidenschaft ausgestattet.) In solche Dichtungen hat sich Mahler versenkt und sie so sehr mit seinem Pathos erfüllt, dass sie ihm zu Symbolen von allgemein-ethischer Bedeutung und daher vielfach zur Grundlage späterer symphonischer Arbeit geworden sind. Hierher gehören die zahlreichen, immer in neuer Gestaltung auftretenden Soldatenlieder, die sich in den Symphonien zum dramatischen Motiv des siegenden und sterbenden Kämpfers erweitern.

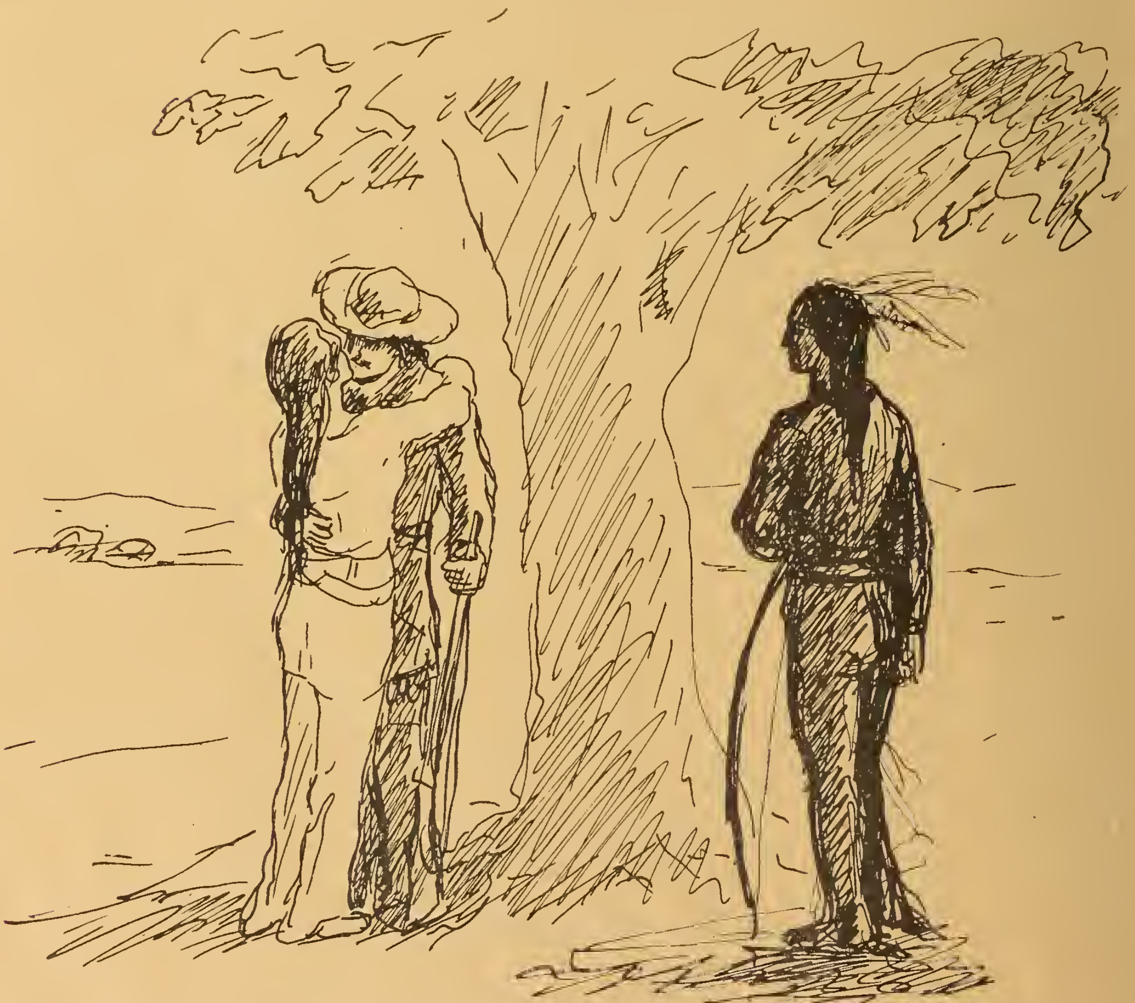
Ein Vergleich mit Brahms deutschen Volksliedern ist nicht abzuweisen. Die einfachere Natur Brahms ist bei aller Reinheit des Stiles über eine altmeisterliche Begleitung nicht hinausgelangt, wogegen Mahler alle Errungenschaften der neuen Zeit aufweist: Verselbständigung der Instrumentalstimmen gegenüber der vokalen, durch Kontrapunktieren. Andererseits auch innerhalb des instrumentalen Teiles reichste Kontrapunktierung in der freien und ungebundenen Art, wie sie die vom Zwange einheitlicher Tonalität und einheitlichen Rhythmus erlöste Melodie gestattet.

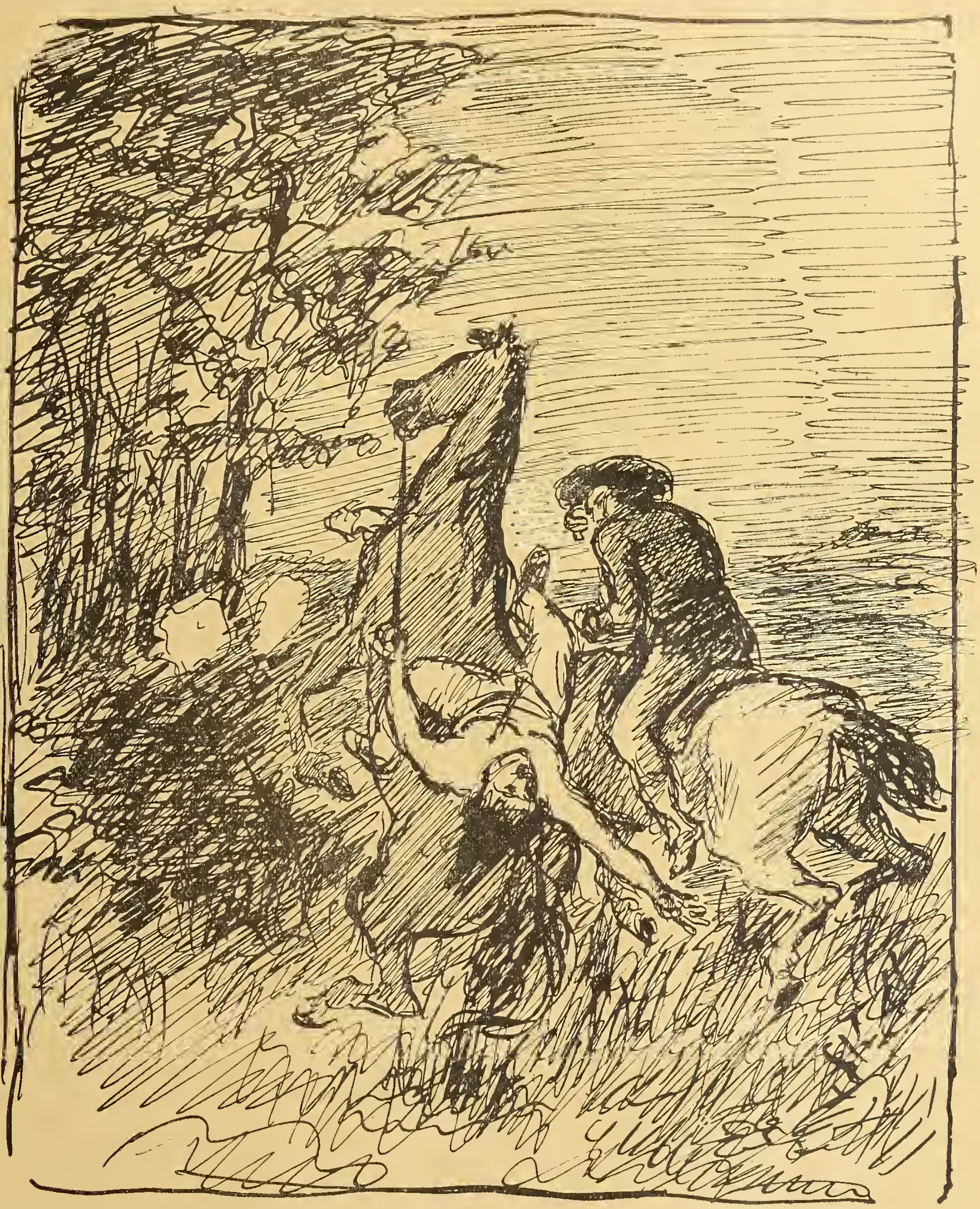
Der Klavierarchitektur Brahms gegenüber erscheint der Klaviersatz Mahlers freilich dürftig und ohne feinere Ausgestaltung, indessen entschädigt bei den meist für Orchester geschriebenen Liedern eine bisher unbekannte Erlesenheit der Instrumentation, die in ihrer weisen Beschränkung auf wenige notwendige Instrumente alles bisher von den Jüngeren hier Geleistete hinter sich lässt.

Es ist kein Zweifel: das Musikgedicht der Zukunft, gleich höchstwertig in Musik und Dichtung, ist hier nicht erreicht, aber G. Mahler, obgleich rückwärtsgewandten Geistes (vielleicht nur in Sehnsucht nach einer zusammenfassenden, grossstiligen Kunst?) und der Schumann-Brahms-Richtung schliesslich näher stehend als der Wagner-Schule, trägt dennoch mehr als andere, die der Gegenwart bedeutender erscheinen, zur Erreichung dieses Zieles bei.

K. N.







MAX SLEVOGT: Zeichnungen zu einer Indianergeschichte

Mit Erlaubnis des Verlags Paul Cassirer.

RUNDSCHAU

Das hoffnungslose Geschlecht

Die Lyrik, mit der sonst der Sturmlauf neuer Generationen anhob, ist zum Signal feierlicher Rückzüge geworden. Seit geraumer Zeit fällt es schwer, die neuen Gedichtbücher interessant zu finden. Man erlebt kaum noch Ueberraschungen, und selbst die besten Bücher verleiten zu keinerlei Begeisterung.

Sie entstammen keinerlei Begeisterung.

Sie bezeichnen die Durchschnittshöhe unserer lyrischen Kultur, sind eher gesellschaftliche, als künstlerische, als rein menschliche Dokumente. Diese einwandfreie Lyrik, die sich mit viel Talent allzu persönlicher Ausbrüche und der innerlichen Einbrüche enthält, um dafür eine glatte, manikürte Tadellosigkeit anzustreben, ist, kulturhistorisch gesprochen, eine Kostümfrage. Die Meisterung des Sonetts entspricht der Kunst, eine Krawatte zu binden, die sorgsam destillierten Menschlichkeiten repräsentieren sich im Smoking und mit Bügelfalten. Die Liebe, wenn sie nicht vom mild hieratischen Gang irgend einer Beatrice träumt, ist demimondainenhaft in harmloser, ganz unverbindlicher Weise. Die junge Lyrik gleicht einem leidenschaftslosen Variété, worin Knaben, die Lebemänner sein möchten, einer abgebrauchten Sensation zuliebe ihre Gefühle verzärteln und die ursprünglichen Instinkte von den grossen Gebärden der Vorbilder zermahlen lassen.

Lauter Masken, keine Menschen. Mitteleuropa wird von einem dekorativen Spleen beherrscht. Ein zu schnell veräusserlichtes Streben nach Originalität, hat zur intellektuellen (und natürlich auch sprachlichen) Uniformierung geführt. Die Gesinnung . . .

Weil Wilde festgestellt hat, die Tatsache, dass einer ein Giftmörder sei, sage nichts gegen seinen Stil, glaubt man nunmehr seinen Stil damit zu bestätigen, dass man mit kleinen, womöglich sexuellen Anomalien Wucher treibt. Dieses Geschlecht ist gesinnungslos . . Ein Schild wird hochgehalten, der in den Sklavenaufständen unserer jüngsten Kunst die beliebteste Waffe geworden ist. Man ist Artist.

Artist . . Welcher Unglückliche hat das Wort aufgebracht? Artiste heisst Künstler. Man hat die Bezeichnun in Frankreich gebraucht, um auf den Wert des lauteren Kunstsinns in der Literatur hinzuweisen; also, dass es nicht genüge, einen ungewöhnlichen Einfall, eine starke Empfindung zu haben, und ein ehrlicher Künstler es darauf anlegen sollte, seine Vorstellung recht sichtbar zu machen. Artist ist ein Mensch, der künstlerisch gestalten kann.

Spricht man bei uns von einem Artisten, so meint man die Qualitäten einer Varieténummer. Ein Herr, der sich auf seine Tricks versteht — das ist der Artist. Ahnt man, welche furchtbare Rolle missverstandene Schlagworte in unserem Kunstleben spielen?

Unterdessen erfreut sich der Artist unstreitig einer gewissen Beliebtheit. Er ist der „Könner" unter den Unfruchtbaren.

In dieser Rosenmontagsstimmung geschehen merkwürdige Dinge. Wir erleben den vielleicht doch nicht reizlosen Zwischenfall, dass sich in der unheiteren Strenge Stefan George'scher Verse eine gewisse feierliche Ulkstimmung rührt. Es entsteht ein Sonett, das man für eine sehr feinsinnige Parodie hinnehmen könnte, während es in Wirklichkeit ein Bekenntnis ist . .

> Noch bleibt, zumal wir dumm geblieben,
> Dass wir uns nicht in Gram verzehren:
> Die Lebewesen, die wir lieben,
> Sie können uns getrost entbehren.
>
> Für wenig mehr, denn eine Stunde,
> Ist man sich wohl ein guter Glauben
> und schon erkennt man auf dem Grunde
> Die Gründe, die die Liebe rauben,
>
> Darum, was immer auch ein jeder
> Von uns für jeden fühlt, ist weder
> Zu früh vergessen, noch zu spät.
>
> Verwinden wir den leisen Schauer,
> Wenn unsre Zärtlichkeit in Trauer
> Um das Vergängliche gerät.

Was das junge Geschlecht in der Literatur treibt, sich zum Vergnügen, so, als schmücke es sich mit Krawatten, Ringen und Armbändern, das wird hier (von Benno Geiger, in seinen „Lieblosen Gesängen") bekannt. Es gibt Vertreter einer noch jüngeren Richtung, die die absolute Passivität als den höchsten Grad künstlerischer Vollendung erkannt haben. Sie sind auch über Benno Geiger schon hinaus. Sie haben ein Lied gesungen und singen nun nie mehr. Sie haben sich einmal im Leben geregt und regen sich nun nie mehr; sie sind das, was andere, neben ihnen, erstreben. Im Schweigen die Meister, die unbeirrbaren Priester des Stillstands. Ernüchterte Asketen. Sieger. Mühelos Vollendete. Sie fassen sich zwar repräsentativ auf, so ungefähr als das nachgeorgische Geschlecht — aber die glorreich Verstummten bilden doch nur das Publikum eines Benno Geiger oder eines anderen, der angreifenden Produktivität entrückten Poeten. Lassen wir Benno Geiger gelten. Er bekennt. Er singt die letzten, fahlen Niedergangshymnen einer byzantinischen Miniaturkirche. Das Schlummerlied entmannter Talente . . Die Melodie dieses verspäteten Aufschwungs ist nicht ganz gewöhnlich. Etwas schwingt mit, das einen nicht gleich mit dem letzten Wort verlässt.

> Die Zeit wird kommen, da die müden Dichter,
> Des alten Schwalles der Gefühle bar,
> In Eis erstarren werden, still und klar,
> Erfrorene verklärte leise Lichter.
>
> Kein Drang wird ihre lieblosen Gesichter
> Je mehr bewegen, der da schamlos war;
> Ihr Blut wird leichter sein und unfruchtbar,
> Ihr Blick erhabener, ihr Wesen schlichter.

Sie werden keinen Eifer kennen, keinen
Verstand begeistern wollen, noch erwittern,
Nichts würden sie zu tausend Stürmen sagen.

Sie werden ruhig in die Wolken ragen
Und wie die Berge nach den Ungewittern
Mit neuem Eis und Schnee bedeckt erscheinen.

Das ist das letzte, das übrig blieb: der unbestimmte Glaube an eine abstrakte Vollendung. Das Ende einer undämonischen Natur, die sich ins Unpersönliche rettet. Schwächliche Kulturpflanzen, die zu Glas erstarren wollen, weil sie nicht blühen können . . Oder auch nur ein Bild, das der Koketterie eines Snobs genehm war.

René Schickele

Daniel Jesus

Ein grosser kantiger Vampirflügel mit Apostelaugen schwebt Paul Leppins Roman: „Daniel Jesus“ vor mir auf. Hier wandelt nicht das Werk auf Füssen und ich suche nicht nach seiner Erde. Paul Leppins Roman ist eine Flügelgestalt, Himmel und Hölle schöpfen Atem aus ihrem rauschenden Brunnen. Hat Paul Leppin „Daniel Jesus“ oder hat Daniel Jesus „Paul Leppin“ erschaffen? Die Vieraugen des grossen, kantigen Romans sind vom gleichen, tiefen Wachen. Aber Paul Leppin ist gewachsen, ungekrümmt, eine Linde und sein Haar duftet nach dem sanften Blond ihrer Blüten, und Daniel Jesus hat einen Buckel und unersättlich ist sein fahler Durst. Auf deine müde Hand, Daniel Jesus, tropft traumleise ein Goldtröpfchen, Martha Bianca tritt barfuss aus dem Herzen durch die Paulpforte. Voll Sonnenbangen ist Paul Leppin wie der Gipfel goldbedrängt und er formt schwermütig aus goldenen Träumen, die bis in die Wolken ragen, bleierne Buckel. Mit gläubiger Gebärde aber schaufelt die Frau des Schusters das Martyrium von Daniel Jesus Rücken . . . — „Prinzessin“, sagt Paul Leppin zu mir, ‚wir wollen auf einen wilden Ball gehen“; aber wir finden nur klingelbehangene Tanzböden. Paul Leppin sehnt sich nach der Orgie seines Romans; die dreht sich aber hinter Sternenvorzeiten seiner Dichtung, spöttisch hisste sie Satan dann auf Babelhöhe, Satan Daniel Jesus, Paul Leppins Geschöpf, von dem er sich losträumte. Inmitten der Tanzenden sitzt Satan Daniel Jesus zwischen nackten Eingeweiden, die sich verwickeln, verknoten nach seinem Scepter. Rasende Weiber taumeln sich im weichen, pochenden Raume und wachsen zu Lawinen über lüsterne Rücken. Und auf dem brandigen Haupt der Schustersfrau steht eine Mauer auf, eine leuchtende Krone, wie die des heiligen Landes — in ihrem Riesenleib tanzen alle die blutzerrissenen Leiber und ihre Teufel, wie in einer weissen Hölle; denn Daniel Jesus hat sie erhoben zu seiner Rechten. Es heisst im Buche: „Andächtig küsst sie seinen Buckel, wie ein Kruzifix“. Paul Leppin, ich grüsse dich.

Else Lasker-Schüler.

Leben u. Meinungen des Herrn Andreas v. Balthesser

eines Dandy und Dilettanten, mitgeteilt von Richard Schaukal

Ein durchaus aphoristisches Buch. Keine formerlöste Dichtung. Sondern viele Bruchstücke, die dem Lesenden die Bildung eines einheitlichen Eindrucks überlassen.

Und was nun lebt und meint Herr Andreas von Balthesser? Jede Rückbeziehung auf den Verfasser selbst bleibe vermieden. Vermieden, inwieweit Maske und Gesicht sich gleichen oder nur ähneln oder nicht gleichen.

Aber von Andreas von Balthesser ist zu sagen, dass er erstens die Eigenschaft besitzt, ziemlich bekannt auszusehen. Und zweitens die Eigenschaft, trotz aller Gegenmittel resigniert zu wirken.

Trotz aller Gegenmittel. Trotzdem sein Leben nicht ohne Schönheit ist, seine Meinungen nicht ohne Geist sind. Obwohl er als Typ und Persönlichkeit ein überwiegend angenehmer Mensch ist, obwohl er mit seinen Bemerkungen, insbesondere über die „Gesellschaft“ und die „Künstler“ überwiegend recht hat.

Allein er sieht bekannt aus. Er ist überdrüssig an der Figur des „modernen Künstlers“ mit ungewöhnlichem Aussehen und Gebahren und plumpen Lebensgewohnheiten, des „modernen Intellectuellen“ mit revolutionären Programmen und Ungeschicklichkeit bei kleinsten Unternehmungen. Er vermisst Stil, Kultur. Und in der Erkenntnis, dass mit barbarischer Neuheitsbegeisterung und Abbruch der Traditionen weniger getan ist, als mit stiller Pflege der feinen Fäden noch erhaltener Traditionen, wendet er sich der alten Gesellschaft und alten Konvention wieder zu und sucht und glaubt dort zu finden, was er vermisst. Aber das taten viele. Gestern. Balthesser war unter ihnen. Er sieht bekannt aus.

Und so wurde der Kämpfer ein Dandy, der Künstler ein Dilettant. Sein heftiger, lauter Schritt wurde ein leiser gleitender. Und das ist noch das beste an der Metamorphose: diese Selbsterziehung zur Geschmeidigkeit des Katzengeschlechts, dies Lauernlernen. Aber schliesslich bleibt dennoch alles eine Kunst des Vermeidens, eine negative Lehre. Denn das Schmücken und Schminken mit verbrauchten Werten ist unbekömmlich. Man wird nicht reicher dabei oder fruchtbarer, sondern eben immer ärmer und unfruchtbarer. Immer mehr Eklektiker wird man, immer konservativer, katholisierender. Und einmal (unter den Sinnsprüchen und Glossen) bricht's ein wenig durch, dass nämlich bittere Enttäuschungen dahinter stecken. Bittere Enttäuschungen eines „einst“ Freudigwollenden, „zu bald“ erlitten. Dass Balthesser's Entwickelung einen Knick bekam, der ihn zurücklenkte in den alleinseligmachenden Schoss der Gesellschaft. In welchem Schoss er dann viele kleine feine Unterhaltungsspiele erfand, ohne die aufsteigende Resignation ganz verdecken zu können. Unterhaltungsspiele eines der Schwächeren, der zu Schwachen, der nicht mitkann, der aus Schwachheit die Enttäuschungen nicht zu töten vermochte und nun steril wurde. Und so scheint seine Geschmeidigkeit auch weniger die der wilden Katze, als vielmehr der Hauskatze. Mit ihr teilt er die Grundstimmung. Er wirkt resigniert.

Diese beiden Haupteigenschaften Balthessers — dass er bekannt aussieht und resigniert wirkt — sind übrigens auch durchaus beziehungsvoll zu der Tatsache, dass dies Buch — als Manifestation des Verfassers genommen — nicht zum Kunstwerk, sondern zu Aphorismen wurde, dass es keinen Stil gewann, sondern eine Stilisation, die nur teilweise geglückt ist, oft unüberzeugend archaisiert.

Lk.

Kollektiv-Ausstellungen

Einem Komplex von Einzeldingen gegenüber, in ihrer Zahl begrenzt, Räume beherrschend, die wirklich unterliegen und Sklaven sind jenem Machtgebot, jenem gleissenden Mosaik kalter, verglaster Augen — sie sagen: Ich bin ich, neben mir ist ich und nichts ausser mir.

Die Räume schweigen — verbissen schweigt auch der, für den ein herausforderndes Tronen der Masse nur ein Anreiz ist, sie zu stürzen, sie zu schwächen, d. h. breit und einzeln zu machen; getrieben von einem ästhetischen Willen, der gebietet: alles soll in der optischen und räumlichen Dynamik seiner Erscheinungsform verstanden, erhalten und in diesem Sinne verwendet werden. Was Masse ist, bleibe Masse: man befreie und entsippe nicht, was seinem Wuchse nach eingebettet bleiben muss in dem Brodem geringer Zufälligkeiten und Genügsamkeiten, schnell Fertiger und schnell Zufriedener.

Oder sind sie alle Könige mit ihrer Gefolgschaft und auch der Geringste unter ihr preist in der Anmut, Vollendung, geistdurchtränkten Kraft seiner Form die tiefe, weisheitsvolle Schönheit seines Hauptes, dessen, der sie auserlesen, sie entliess, wenn sie des Geistes voll waren, unwissend woher sie kamen, noch wissend, wohin sie gingen. — So gibt es nichts zwischen diesem Entweder — Oder? Einige vielleicht sind Könige, die es verdienen, einsam zu stehen, denn das Recht dazu steht ihnen an der Stirn geschrieben — so: ich bin stolz, ich bin stark, ich weiss und vermag meinen Willen und ich tue ihn — ich fand aber niemanden, der das auch vermöchte — darum bin ich einsam.

Die andern schreien mit jeder Gebärde: Seht ihr, wie wir sind, — betrachte den und den und den, vergleiche sie mit uns und du wirst finden, dass wir Merkmale aufzuweisen haben, die ihnen gänzlich fehlen; oder haben sie das eine, so haben wir dafür etwas anderes.

Nein — nicht die erhabene Ruhe des Grossen, nicht das Sensationsgebrüll der Kleinen, man vernimmt nichts dergleichen in jenen Räumen. Es wäre ungerecht, das zu behaupten.

So gäbe es also doch ein Etwas, zwischen dem Entweder — Oder liegend; vielleicht ein Etwas, schwankend zwischen den Extremen: dem einen fern, dem andern zugewandt und näher — je nach dem.

Wo aber fasse ich die leise schwankenden Nuancen; nach welchem Ziele messe ich den Grad ihrer Erhebung, nach welcher Schönheit messe ich den Grad ihrer Vollkommenheit — und wo ich sie nicht finde, erschüttert und rührt mich noch in der Unvollkommenheit die tiefe Sehnsucht? — — Die wäre ja Schönheit — die wäre Vollkommenheit, die wäre auch Erhabenheit: die wäre königlich. Könige wären also die Unvollkommenen, Vollkommene zugleich und die Schönheit wohnte ihnen inne — sofern ihre Sehnsucht erschüttert und rührt — sofern sie Sehnsucht haben. —

Sehnsucht wonach?

Weisst du denn nicht: das Wonach ist eine Täuschung, ist immer eine Täuschung, es gibt keine Sehnsucht wonach — die Erde ist rund, das ist ihr Sinn und der ist uns einverleibt. Kann ich aber etwas Schöneres sagen, als — der Sinn der Erde ist Sehnsucht und ich erfülle den Sinn der Erde und bin erfüllt von ihm, wenn ich Sehnsucht habe.

O Unvollkommenheit, warum bist du nicht sehnsüchtig. — Ist vielleicht Unvollkommenheit ebenso selten wie Sehnsucht — ruht Sehnsucht vielleicht nur dort wo Unvollkommenheit, und dort vielleicht — bleibe ruhig Herz — vielleicht da gerade, wo sie nicht ist: die Vollkommenheit? Und dann wäre alles, was ich sah, vollkommen so sehnsuchtsbar, so arm an Trauer, so arm an Tränen, Zorn, Lust, Hass und wie die Kinder der Sehnsucht alle heissen mögen. Da wäre Vollkommenheit — und diese Erkenntnis stachelt meinen Schmerz nicht zur Raserei! — Kann ich sie nicht retten, die Vollkommenheit; darf ich sie nicht dort wissen, wo Schönheit weilt; was erlöst meinen Geist, entlastet meine Brust — die Geissel, wo ist die Geissel, mit der ich peitschen, aus dem Tempel peitschen kann, was ich nicht nennen kann — dass es an seiner Schwelle niederbricht und mit dem Blut seiner Lippen die Schwelle küsst — schmerzvoll, sehnsüchtig — schmerzvoll klagend.

Und ich will die Vollkommenheit nicht preisgeben und das, was ich nicht nennen kann, ist nicht die Vollkommenheit. Heilig ist mir Unvollkommenes und Vollkommenes, denn zwischen ihnen liegt die Sehnsucht, — was aber keins von ihnen ist, gehört vor die Schwelle des Tempels: Geisselhiebe müssen sie kosten, Schläge müssen auf sie herabsausen, dass ihr Aechzen die Bekenntnis ihrer Ohnmacht wird: der ersten Wahrhaftigkeit, die ihnen abgerungen.

Doch Freund: die Eleganz, die Fertigkeit, die Genauigkeit, das Gelernt- und Innehaben vieler Tatsächlichkeiten, sind sie denn garnichts; muss nicht jeder Mensch das ABC lernen, der schreiben will? —

Auch du, mein Freund, sage mir, wo wir uns befinden: sind wir nicht im Heiligtum der Kunst; vermagst du nicht zu unterscheiden zwischen der charakterlosen, schematischen Schrift eines Bureaukraten und den druck- und linienreichen Zügen einer Hand, die im Schreiben tanzt? Grenzen sich alle Lebensgebiete nicht dadurch ab, dass nur die Berufenen sie erfüllen; — so ist gewiss die Schrift der Kunst nicht zu verwechseln mit der Kunst des Schreibers.

Wehe aber, wenn Dienende sich aufmachen und schreiend über die Erde streichen: das ABC, das ABC, erst das, dann kommt die Freiheit. —

Wo sind da die Herren, die den Hunden das Maul stopfen und sie an die Tröge zurückjagen; wo sind sie, die Berufenen, mit der Verantwortung für ein All Beladenen, weil sie es in sich begreifen, — sie, die Wissenden, Weisen, sich nichts Verhehlenden, die tief Aufrichtigen, die wahren Wahrhaftigen und alles Vermögenden. Ist die Welt leer geworden von ihnen, dem Gipfel und Inbegriff aller Schönheit?

Wir wollen ihnen nicht nachgehen, den Unbesorgten und Unversorgten; wir wollen nicht von denen sprechen, die ihre kleine Erfinderkraft zu Markte tragen und das Erlernte um ein Geringes interessanter machen: sie alle sind herrenlos gewordene Klosterbrüder, die ihren Herrn und ihren Glauben verloren haben und nun in der Verwirrung ihrer Sinne die ursprünglich tief-bedeutsamen Zeremonien äffisch darbieten. — Ihr Herr hat sie vielleicht verlassen — sie mögen ihn suchen, dann werden sie auch ihren Glauben wiederfinden.

Wir aber wollen sie allesamt verachten! Wir wollen uns nie mit ihnen gemein machen: wir, die wir Herrscher und Könige sind, und ein Recht auf Einsamkeit haben. Ihr guter Wille soll uns nicht bestechen, sie höher einzuschätzen, noch uns zu ihnen herabzulassen. — Sie gehören mit ihresgleichen zum Stoff der Welt, der sich formen lassen muss von denen, die den Zauberschlüssel haben zu allen Geheimnissen und allen Offenbarungen.

Uns umgibt die Stille des Alls mit ihrem Schutzmantel.

Otto Freundlich

Das Leben des Menschen

Ein symphonisches Schauspiel mit einem grauen Schicksalsmotiv, das wird, wächst und welkt: „In einer Ecke, die dunkler ist als die anderen, steht Jemand in Grau, genannt Er.“ Wortkarger und drohender, menschenunähnlicher, und ungreifbarer als jener öde Geselle in Wilbrandts schalem „Meister von Palmyra“, steht Leonid Andrejews grosser Ungekannter auf der Szene — Leben, Schicksal, Tod. In seiner Hand flammt aus der Nacht ein Lebenslicht, leuchtet in Liebe, Armut, Reichtum, Unglück und erlischt zur Nacht.

Andrejews „Leben des Menschen“ ist keine Tragödie des Menschen und kein ratenswertes Rätsel: ein brutaler Kreislauf eherner Vorausbestimmung, ein borniert simples Nicht-Wissen.

Andrejews Mensch ist kein dürres Beispiel, sondern, was dieser erlebt, erlebt ihr alle. Weil Armut Reichtum ist und Reichtum Armut, denn Glück und Unglück sind gleichviel.

Und dieses gelassene Ende aller Philosophie bringt Andrejew mit der heiligen Kunstdreifaltigkeit: Einfachheit, Realität, Idealität.

Am genialsten in einem dritten Bild: Reichtum, Ball beim Menschen: Strotzendes Unglück.

Uebrigens, dieses dritte Bild: beispiellos im Grotesken.

Uebrigens: eine Szene, wert, vom genialsten Regisseur zum schauderndsten Entsetzen belebt zu werden.

Diese Zusammenpressung der Menschheit in diesen Menschen ist von verruchtem Genie. Diese Verdichtung zu diesem einzelnen realen Idealmenschen, der unter einem Heer von Trunkenbolden stirbt, wird bis zu einer unvergesslichen Lächerlichkeit getrieben:

Der Lakai meldet:

Herr Mensch und Frau Gemahlin lassen die geehrten Herrschaften zu Tisch bitten — — —

Rudolf Blümner

Elsa Gregory: Gesänge

Ganz der Gegenwart lebt Elsa Gregory, die hellhörige Jüngerin neuen Geistes aus der Schule eines Meisters unserer Zeit. Einem Dichter Alfred Mombert, der, ohne Vergangenheit und ohne Gegenwart, uns nur mit der dunklen Ahnung einer sehr fernen Zukunft erfüllt, hat sie sich mit ganzer Seele und ganzem Herzen hingegeben. Momberts wechselnder und schweifender Rhythmus ist schwerer zu fassen, als der sicher- und gleichschreitende unserer Parnassiers. Er lässt sich mit geschlossenen Augen in die Tiefe fallen und verliert sich mit sehnsüchtig gestreckten Armen ins Unendliche. Ein Dichter aber von grossem und ergreifenden Pathos in Ton und Gebärde. Was E. Gregory vom Munde des auf unbetretenem Wege Schlafwandelnden prophetischen Geistes erlauscht, formt sich ihr zu Klängen, die mit dem Müden, Leidenden, wie dem leidenschaftlichen Sich-zu-den-Sternenheben des Dichtes des Sonne-Geistes getränkt sind. Weite Lage, hohe Akkorde mit tiefliegender Bassführung, schroffe Modulation. Man könnte den Satz zu homophon, die Erfindung noch unsicher und unpersönlich finden, indessen bleibt die Gewissheit: hier ist kein Gipfel, wohl aber ein Anfang, von dem aus die kühn und sicher Schreitende Wege zu noch unbekannten Zielen führen.

K. N.

Coranna, Eine Indianergeschichte gestaltet von Slevogt

Mein Junge trägt einen Indianerschmuck in den Haaren, grüne, gelbe, blaue, lila und rote Federn, und um seine Lenden einen Gurt aus Vogelbeeren und harten Muscheln. Aber er weiss nichts von den Menschen in Wild-West. Ich kaufe ihm aus Furcht, er könne eines Tages nach Drüben durchbrennen, keine Indianergeschichten. Der kupferne Gott ist der Fanatismus der Knaben. Seine Legenden sind gefährlich, sie kommen über einen, ihre Bilder machen Mut, stählern; grüngelbblaulilarot! Meine Brüder machten sich in nächtlicher Frühe mit ihren Freunden auf und davon — der Skalpgott rief sie aus dem Elternhaus. Sie hatten sich schon Wochen vorher für ihr Sonntagsgeld Pfeifchen, Taback, Zigarren und dergleichen mehr für den Tausch am Lande besorgt. Manche von ihnen stahlen ihren Schwestern Ohrringe, Broschen, Ketten für die Häuptlingsfrauen und Indianermädchen. Aber die Reise ging nur bis Bremen, die strafenden Väter liessen die Durchbrenner grausam wieder in die Heimat transportieren. Mein Vater jedoch war im Grunde seines Herzens stolz darauf; er liess meinen Brüdern im Garten ein Indianerzelt aufschlagen, kaufte Speere und andere Mordwaffen und Gürtel, deren Skalpflachshaare fast bis zur Erde reichten . . . Es ist schon lange, lange her, ich habe seit Indianerjahren kein Indianerbuch mehr aufgeschlagen. Nun liegt ein grosses in der Farbe der Kupferhaut auf meinem Schoss. Slevogt hat gezaubert, als er die Gestalten des Werkes erschuf nächtlich auf weisser Prairie; seine schwarze Feder zeichnete kupferrotes Leben. Ich muss die wilden Wild-Westmenschen festhalten, sie laufen, galoppieren meinen Blick entlang, über meine Hände hinweg in die Freiheit. Tänze, Kämpfe, Ritte führen sie auf, ich vernehme Pferdegetrampel, höre Kriegsrufe, werde eingehüllt vom aufwirbelnden Nebel flüchtender, feindlicher Stämme. Mich ergreift die Sehnsucht meiner Brüder.

Else Lasker-Schüler

Von ausländischer Lyrik

Joseph Jaffé: Französische Lyrik alter und neuer Zeit
Lucy Abels: Aus gallischen Gärten
Hans Bethge: Die Lyrik des Auslandes

Alle drei Bücher haben den gleichen Grundcharakter: sie sind Anthologien. Sie bringen dem Sammeleifer unserer kurzatmigen Zeit ihren Tribut, die einen Autor nicht lesen kann, aber von vielen einiges nicht verachtet. Man kauft heutzutage Anthologien, um mit wenigen Mitteln Beträchtliches zu erwerben und liebt sie, weil man in nervöser Oberflächenkultur Sammeln mit Sammlung zu verwechseln scheint. Sind solche Anthologien, die übrigens nicht so schädlich sind, wie die sogenannten „Breviere“, auch nicht durchweg zu verurteilen, so geben sie von den fremden Dichtern doch selten ein umrissenes Bild, das Urteile zulässt und Vorstellungen weckt, zumal, wenn ein Autor durch einen dilettierenden Uebersetzer vertreten ist. So gibt die Jafféscbe „Französische Lyrik“ nur in Beschränkung ein Bild der verschiedenen Dichterindividualitäten, teils, weil die Autoren oder ihre Zeitspanne nicht nach Gebühr berücksichtigt sind, teils, weil dem Herausgeber das eigentliche dichterische Element fehlt und ihm nur das Handwerkliche der Form gelingt. Doch seine Sammlung tritt ohne Praetensionen auf, sie verwahrt sich sogar gegen eine höhere Bewertung. Und Jaffé ist in der Tat nur ein bescheidener Dolmetsch, der die genaue Nachbildung von Versmass und Reimverschlingung als Grundsatz streng durchgeführt wissen will. Seine Sammlung ist auch im übrigen durchaus nicht vollständig. So könnte Corneille fehlen, der doch als Lyriker ausschaltet, es wäre aber interessant, dafür Ronsard, den Hauptstern der „Plejade“, oder auch Malherbe, der literargeschichtlich wichtig ist, als eigenartigen Typus mittelalterlicher Lyrik zu sehen. Und zwar in antikisierender Uebertragung, wie dies Villon auch verlangt hätte, weil die altertümliche Wortfärbung ein Hauptreiz ist. Von den Neueren hätte man lieber statt Normand und Jouy Sully Prudhomme oder Maeterlinck gefunden. Doch bringt Jaffé auch manchen Dichter, der in Deutschland nur dem Namen nach bekannt ist: wie Villon (ein Fragment aus dem „Vieux Testament“) Clément Marot (der seinen eigenen Stil geprägt hatte) und aus der neueren Zeit: Gerard de Nerval, den französischen Werther, J. Richepin und Fernand Gregh, ein ganz Junger. — Das schmale Bändchen von Lucy Abels enthält durchweg französische Symbolisten- und Decadence-Lyrik in modernsten und jüngsten Vertretern. Lassen ihre Nachdichtungen auch formal viel zu wünschen übrig, so offenbart sich doch in manchem Gedicht ein sympathisches Einfühlungstalent, das für den originalen Wortton den adäquaten deutschen Lautwert zu finden weiss. Manche Uebertragung von Verlaine ist graziös und geschmackvoll, Verhaeren war ein Wagnis, diese Umdichtungen stehen aber über dem Durchschnitt. Gefallen haben mir auch ihre Uebertragungen von Albert Samain, der für Deutschland noch eine Zukunft hat. — Am bedeutendsten ist die Bethgesche Anthologie, die ein schönes und reizvolles Widerspiel der dichterischen Produktion des Auslandes gibt. Die Reichhaltigkeit der Texte und Literaturen und manche wertvolle Uebertragung sichern dem starken Bande eine weite Verbreitung, die er ohne Einschränkung verdient. Mit Fleiss und Feingefühl hat Bethge die Hauptvertreter ausländischer Lyrik in ihren bezeichnendsten Schöpfungen und würdigsten Uebertragungen gesammelt, wenn man auch hier und da manchem „Lückenbüsser“ von zweifelhaftem Wert begegnet, oder diesen Autor gern mehr jenen weniger berücksichtigt gesehen hätte. Es ist klar, dass eine so weitgreifende Zusammenstellung fremder Lyrik auf einem immerhin beschränkten Raume lückenhaft und unvollkommen bleiben muss. Anzuerkennen aber ist in jedem Falle die Umsichtigkeit bei der Auswahl der Originale und Uebertragungen und dass der Herausgeber vor allem Wert auf die moderne Umdichtungskunst gelegt hat, was mit unserem Empfinden durchaus sympathisiert. Da die besten deutschen Dichter in würdigen Uebertragungen vertreten sind, so haben wir in dieser Anthologie ein wertvolles modernes Dokument der durch alle Zeitläufte sich widerspiegelnden Lyrik des Auslandes.

Erich Oesterheld

Verner von Heidenstam: ‚Folkungerstamm‘

Es währte nicht lange, bis Heidenstam jenes Zeitalter in Schwedens Geschichte fand, das er mit der grössten Wärme umfassen und das ihm die freieste Luft unter den Flügeln geben konnte. Es galt jene Gärungszeit zwischen Heidentum und Christentum aufleben zu lassen, die mehr im Schimmer der Sage, als im Licht der Geschichte vor uns steht. Die ganze Zeit, die er schildert, ist so göttlich frei von menschlichen Dokumenten. Sie musste auf den Pfählen der Archäologie aufgebaut werden, sie musste über Sagen und Märchen, Chroniken und Lieder phantasieren. Es ist, als stünde man vor einem unentweihten, moosbewachsenen Waldtempel.

Das grandiose Präludium zu diesem Werke heisst Folke Filbyter. Der Stammvater des glänzenden Folkungergeschlechts war ein Bauer, der durch Plünderungen auf Wikingerfahrten reich geworden war. Diese monumentale, in einem Guss geschaffenen Gestalt ist der primitive Mensch. Gut und Böse schlummern bei ihm im selben Bette. Er ist Ackerbauer und lebt, um den grossen Pflug zu führen und die Aehren der üppigen Felder zu ernten. Er sammelt Korn und Gold mit allen erdenkbaren Mitteln, nur weil seine Natur es ihm gebietet. Er denkt nicht einmal daran sieh fortzupflanzen, ehe der Zufall es ihn tun heisst. Als er zum ersten Male mit einem fremden Mann sprechen soll, stammelt er wie ein Kind. Aber von zähem Widerstand gereizt, regt er sich wie ein Bär in seiner Höhle. Nun aber brechen die Konflikte seines Lebens unter seinem niedrigen und russigen Dache ein. Das Familiengefühl ist erwacht, einseitig und mächtig wie nur bei dem Adam eines grossen Geschlechts. Das Christentum in Gestalt des tiefverachteten ersten Bettlers der Umgegend, Jakob, dringt in sein Haus, und der von seinem Vater vernachlässigte Sohn überliefert sich und sein Kind den Armen der neuen Kirche. Dies Kind aber ist Folke Filbyters Leben. So ist der Samen der tragischen Sage in die Erde gesenkt. Es folgen die endlosen Ritte der einsamen Riesengestalt über das ganze Land, um den entschwundenen Enkel zu finden. Erst im Herbst seines Lebens trifft er auf dem Ting seinen Enkel, den Jarl, und seine beiden vom Wikingerzug heimgekehrten Söhne, nun alle in des christlichen Königs Dienst. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen. Sie wollen sich nicht öffentlich zu dem verwahrlosten Vater bekennen, der den Ruf hat, der ärgste Steigmann seiner Gegend zu sein. Erst sein Bericht von den grossen Schätzen, die er gesammelt, wendet das Blatt. Sohnesliebe aber können sie ihm nicht geben, und mit herzzerreissender Bitterkeit scheidet er aus der Welt. Schon hat der Fluch des Folkungerstammes sich im ersten Gliede geoffenbart: in dem zerrütteten Verhältnis zwischen den Blutsverwandten, in der Bauernfehde, die das Geschlecht bis zuletzt verfolgt.

Die Portalfigur des „Bjällbo-Erbe" ist Birger Jarl selbst. Im Grunde genommen ist er ein neuer Folke Filbyter, nur ist seine Beute nicht mehr ein Hof, sondern ein Reich. Er hat die ganze sichere Kraft und Bauernschlauheit des Stammvaters geerbt; aber das Jahrhundert, das zwischen den beiden liegt, hat eine intellektuelle Beweglichkeit in ihm geschaffen, die Staaten zusammenzuhalten imstande ist. Wie der Bauer den Boden bestellte, so bestellt der Jarl das Reich. Aber in das schwedische Land hat sich der Feudalismus geschlichen, und in demselben Augenblick, da Birger Jarl seinem zweiten Sohne Magnus den Herzogtitel und ein Lehen schenkt, hängt wieder die schicksalsschwangere Wolke über dem Folkungerstamm, die eine Zeitlang der Fluch des Vasageschlechtes wurde, der Kampf um die Krone zwischen König und Herzog, zwischen Blutsverwandten. Allzu rasch verschwindet die imposante Gestalt des Jarl aus der Erzählung, allzu rasch beginnt der Bruderkampf zwischen König Waldemar und Herzog Magnus.

Schon zwischen den Söhnen des Stammvaters Hallsten und Ingemund hatte sich jener entscheidende Gegensatz gezeigt, der zwei Männer verhindert, friedlich unter demselben Dache zu leben. Waldemar ist der sorglose Müssig, der mit seiner Krone und seinem Glück Ball spielt und alle, besonders die Frauen, durch seine liebenswürdige Grazie bezaubert. Magnus Kesselflicker dagegen, braun wie ein Zwerg, ist der ungeschlachtete Ernst, dem die Menschen so gern aus dem Wege gehen. Er steht mit seinem eigenen Inneren in grübelndem Kampf, ob er den Bruder oder das Reich retten soll. Denn der Folkungerstamm steht nicht so fest, dass er nicht, ohne die Stütze eines starken Armes, von einem Feinde zu Boden geworfen werden könnte. Diese angeborene Ungleichheit der beiden Brüder ist ein typischer Dualismus im ganzen schwedisehen Volksgeiste und kehrt als Kampf zwischen Licht und Finsternis von der alten germanischen Heldensage bis in die heutige Dichtung ständig wieder. Als endlich Valdemars Sorglosigkeit über alle Ufer schäumt, als er mit der Schwester der Königin Jutta fortreitet, um sich gleich darauf von ihr zu trennen, da hat seine Stunde geschlagen. Denn nicht einmal in diesem Augenblick, wo es den grössten Ernst seines Lebens galt, vermag er die begonnene Tat durchzuführen, wie es einem Manne geziemt. Er wächst nicht in seiner Liebe, er erlahmt an ihr. Und als die dramatische Entscheidung da ist, liegt er da und verschläft Krone und Land.

Als König wächst Magnus vor unseren Augen. Von seinem beständigen Misstrauen befreit, entwickelt er seine ganze vom Bjälbo-Jarl ererbte Arbeitskraft und bringt Ruhe und Ordnung in das Reich. Er selbst aber gewinnt weder Friede noch Glück, denn es war sein Bruder, gegen den er die Hand erhoben, und seiner Seele fehlt jene Begeisterung, ohne die das Leben eines Menschen erfriert, während der sonnenäugige Valdemar in seinem Gefängnis, umgeben von einem Weibe, das allein das Leben hold und warm zu machen weiss, bis zu seinem letzten Augenblick sorglos tändelt und träumt.

Um diese Hauptfiguren bewegen sich andere Gestalten: der letzte grosse Heide Ulf Ulfsson, der unter der Sonne einer sterbenden Kultur heranwuchs und dessen Geschlecht sein Blut mit dem der Folkunger mischte; der von dem erotischen Idealismus der neuen Zeit begeisterte Ritter Svantepolk Knutsson; der düstere Gistre Härjanson, Spieler und Gaukler, Poet und Hofnarr in derselben Person, der durch seine Liebe zu der kleinen lieblichen Waldfee Yrsa-lill erlöst wird; die Träumerin Jutta aus Dänemark, die kämpft zwischen der Sehnsucht, in Sonne und Liebe zu leben und im kühlen Klosterfrieden zu verschwinden.

Dies alles zusammen bildet eine Schilderung von der Aussaat der neuen schwedischen Kultur, die in unserer Dichtung ohne Seitenstück dasteht. Der erste Teil gab das verbitterte und verzweifelte Todesröcheln des Heidentums wieder, das der neuen Lehre und neuen Kultur erlag. Denn auch einer neuen Kultur galt der Kampf, und im zweiten Teile hält sie schon ihren siegreichen Einzug. Magnus siegt nicht nur durch seine Kraft, sondern auch als Repräsentant der neuen, der Ritterzeit, die er mit seiner überlegenen Intelligenz wie eine Bewegung das Land überziehen hiess. Dieser Gesichtspunkt ist es, von dem aus man Heidenstams Schilderungskunst verstehen muss. Man hat, insbesondere bei Magnus, eine gewisse Kälte und Gedankenschwere gerügt, die nicht vereinbar mit dem Phantasiebild ist, welches man sich von einem Menschen aus jener fernen Zeit macht. Eher scheint es mir, als ob gewisse Reflexionen des alternden Folke Filbyter und des Heidenkönigs Blot-Sven ausserhalb der Grenzen der Möglichkeit lägen. Denn wohl entwickelte Kummer und Alter den Geist des einsamen Bauern, aber man möchte ihn stammeln und nicht sprechen hören, wenn er endlich seine dröhnende Stimme erschallen lässt. Und Blot-Sven denke ich mir nicht als einen Philosophen, sondern als einen vor einer einzigen rücksichtslosen Leidenschaft für Macht und Opferfeuer erfüllten Fanatiker. Er ist das Element, das zu Füssen der bleichen Christusfigur Schiffbruch leidet.

In allem übrigen aber, wie grossartig hat nicht der Dichter in dieser Adamssage des Folkungergeschlechtes ein Bild der unbewussten Monumentalität des Heidentums errichtet. Es bildet den Vordergrund mit all seiner mürrischen Einfachheit und selbstvertrauenden Sicherheit — der heidnische Stammvater glaubt im Grunde nur an sich selbst. Obwohl er sämtlichen Göttern, die er kennt, mit der Schlauheit eines Bauerndiplomaten opfert. — Aber schon erhebt sich über dem Horizont der Arm der christlichen Kirche, der grossen Mutter, die alle zu ihren Füssen niederzwingt, die Blutsbande auslöscht und sich zum höchsten Richter über die Priester macht.

Viele Jahre sind über die Erde dahingerollt, als Magnus Ladulos (Scheunenschloss) endlich das Schloss an die Kiste des Bauern hängt. Die Denkungsart hat ein anderes und verfeinertes Gewand erhalten. Die Ritterkultur, die singend ihre Feinde tötet, aber Greise verschont und Frauen huldigt, hat mit Magnus an der Spitze ihren glänzenden Einzug gehalten.

Magnus spricht eine andere Sprache als Ulf Ulfsson. Die Reflexion ist über die Menschheit hereingebrochen. Sie spricht aus den Strophen der ritterlichen Lyrik, aus den Irrgängen der Scholastik, sie löst sich in die kunstvollen Spitzbogen der Gotik auf. Magnus umfasst das neue Ideal mit aufrichtiger Frömmigkeit, während Valdemar Religion und Reich mit denselben sorglosen Augen des heidnischen Sonntagskindes betrachtet. Es folgt der letzte Todeskampf des Heidentums, die berühmte Schlacht bei Hofva. Von allen Seiten strömen Waldmänner und wilde Gesellen zu Valdemars Hilfe herbei. Magnus aber hat seine ausländische Reiterei, und es ist hier wie überall in letzter Reihe eine neue Kriegstechnik, die den Sieg entscheidet.

Die Schilderung dieser Schlacht liefert einen grandiosen Hintergrund zu der ganzen Zeit. Heidenstams Phantasie arbeitet hier mit einer fast mystischen Kraft. Dieselbe inspizierte Breite kennzeichnet auch andere grosse Szenen: wo die Zwergin mit dem dunkeln Wald verschmilzt und verschwindet; oder wo die Sklaven die tote Holmdis, Ulf Ulfssons unglückliche Tochter, in dem Hügel beisetzen. Heidenstams letztes Ziel ist es nicht, Personenschilderungen zu geben, sondern eine ganze Zeit darzustellen, aus der die einzelnen Menschenstimmen nur mehr oder minder stark ertönen. Und nachdem Birger Jarls laute Stimme verstummt ist, wird es still, bis Birgitta da steht in all ihrer fanatischen Kraft, sie, die die alte Weissagung erfüllte, „einen Wachstropfen mehr zu lieben als eine Perle". Seither sind die Menschen weicher und milder geworden, die Frauenbetung beginnt und es dämmert die grosse Wahrheit, die Jutta in der herrlichen Sterbeszene ausspricht:

„Was zwei Menschen einander aus gutem Herzen geben, ist vielleicht das letzte kleine Sandkorn, das zurückbleibt, wenn die Wogen wie Berge gegangen".

So allgemein menschlich schön ist mir die Heidenstamsche Persondichtung bisher nicht erschienen. Das Allgemeinmenschliche scheint bis zu einem gewissen Grade uns zu Häupten zu liegen und eine poetische Darstellung vermag es mit leichter Hand in ein stilisiertes Gewand zu bringen. Man erinnere sich, was Wagner schuf, er, der vor allem das allgemeinmenschliche Kunstwerk und eine typische Grösse bei seinen Helden erstrebte.

Die naturalistische Kunst, die überall von der Masse und dem Milieu ausging, erbaute ihre Dichtung auf dem unendlichen Felde der Details. In geradem Gegensatz hierzu sucht Heidenstams epische Kunst das Wesentliche, die Bewegungen, Worte und Handlungen, die bestimmend und kennzeichnend für Personen und Situationen sind und, dank der Inspiration, mit der der Dichter sie ursprünglich geschaut hat, in unserer Phantasie weiterleben. Heidenstams Epos ist plastisch im Gegensatz zu dem älteren romantischen Epos, das musikalisch ist. Es nähert sich darum mehr der Antike, aber es ist nicht in Marmor gemeisselt, sondern in Granit gehauen. In seiner begrenzten Auswahl aus der Mannigfaltigkeit des Lebens liegt ein aristokratisches Stilgefühl, das jeder grossen Kunst unentbehrlich ist. Es würde uns kalt lassen, wenn es nicht wie bei Heidenstam von einer stets gesteigerten demokratischen Anschauung des Volkes und der Geschichte getragen würde. Seine ganze Dichtung zeigt die beherrschte Haltung und geschmeidige Modellierung seiner eigenen Erscheinung, aber des Auges dunkle Tiefe kündet unablässig die ewige Menschensehnsucht nach dem Unmöglichen. Und in letzter Linie ist es sein Tonfall, der uns so mächtig ergreift. Seine intensiven Gedichte entzünden überall ein Bild an dem Feuerschwamm der Phantasie, und sicherlich hat die Bildersprache seit Tégner keinem schwedischen Dichter soviel bedeutet. Hier aber zeigt es sich, wie rasch die Sprache sich seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt hat. In dieser Prosa steht das Bild nicht mehr da, um ein anderes zu erschlagen. Seine Aufgabe ist vielmehr, mit der bewunderungswertesten Realistik das Leben zu veranschaulichen, und ein Bild wie beispielsweise Visingö, auf dem Wasser des Vätter schwimmend, besitzt eine homerische Schönheit und Unvergänglichkeit.

Wenn man in den schwedischen Repräsentationssälen Klage führt über das Niedrige und Ungesunde unserer heutigen Literatur, läge wohl die laute Frage nahe, ob in diesen Räumen nicht Heidenstams „Folkungerstamm“ bekannt sei.

Denn mehr als jedes andere ist dies Werk geeignet zu zeigen, wie schön und stark der Wald der schwedischen Dichtung emporschiesst. Viele Wipfel grünen da und manche sterben nach kurzem Leben; möge die üppige Krone des Folkungerstamms rauschen, solange das schwedische Volk lebt!

Carl David Marcus-Gothenburg
Deutsch von Emilie Stein

Fortsetzung und Schluss einer Abhandlung aus Nummer 3. Von der vorigen Redaktion angenommen.

Alle in der Rundschau besprochenen Bücher und Tonwerke sind in der weiter unten folgenden Rubrik mit Angabe des Verlags aufgeführt

Glossen

Ich liebe Albert Laugen, weil er Heinrich Mann verlegt hat und Knut Hamsun und die Lagerlöf. Und weil seine Bücher schön gedruckt sind. Und wenn man den „Simplicissimus“ noch hinzunimmt, so darf dieser Verlag sich getrost „für Literatur und Kunst“ nennen. Ein Heilemann-Album ist neu erschienen „Die Berliner Pflanze“. Eigentlich darf ich nicht darüber schreiben, denn bildende Kunst ist sozusagen nicht meine „Branche“. Und ich habe doppelt Furcht, nachdem ich heute einen Artikel des Doktor Hans Landsberg gelesen habe, desselben Doktors, der bekanntlich vor Jahren Gerhart Hauptmann vernichtete und anscheinend soeben im Begriff steht, dasselbe mit Maximilian Harden zu tun. Auch dem Dr. Landsberg scheint jetzt der günstige Moment gekommen, auf Harden sein Kieselsteinchen zu werfen. Der schreibt ihm nicht einfach genug, citiert ihm zu viel, schmeisst mit erlesenen Kenntnissen um sich. Landsberg schreibt einfach, das muss man ihm lassen. Ich kann es beim besten Willen auch nicht so schmählich finden, Vieles gelesen zu haben. Denn das muss schon geschehen sein, damit man im gegebenen Moment „zitieren“ kann. Vielleicht findet Landsberg, was er braucht, im „Kleinen Meyer“. So primitiv arbeitet nicht jeder. Aber davon abgesehen: man mag über Harden denken, was man will. Fest steht, er ist ein Kultureller. Und wer sich als solcher fühlt, darf nicht, vor allen in dieser Zeit, an der allgemeinen Hatz teilnehmen. Man sieht in diesem Treiben zu deutlich den instinktiven Hass der Masse gegen die Persönlichkeit. Die kleinbürgerliche Moral triumphiert. Und darum freue ich mich über Heilemann, weil auch seine Blätter dazu beitragen, etwas Luft in die guten Stuben zu bringen. Es sind keine Höhepunkte zeichnerischer Kunst. Die „Luft“ liegt mehr im Sujet und in der Tendenz, als dass sie im Bilde festgehalten ist. Heilemann hat nicht die Grazie des Freiherrn von Reznicek. Die Berliner Pflanze auch nicht. Aber in der Kunst hat auch die Plumpheit ihre Grazie. Einzelheiten sind oft vorzüglich. Jedenfalls macht es Vergnügen, das Album zu durchblättern und das kann man auch nicht oft sagen. — Erwähnt sei noch das „Trierische Jahrbuch für ästhetische Kultur“, herausgegeben von Johannes Mumbauer. Das künstlerisch geformte Buch enthält u. a. Beiträge von Karl Scheffler und Hermann Muthesius. —

Ein „Stilist“ leistete sich folgenden Satz: „Es traf sich nämlich, dass seine persönliche Art zu sprechen, ihm schon durch die merkwürdige Stellung seiner Zähne, durch seine bei jeder Empfindung unwillkürlich mitspielenden Lippen angeboren, sachlich notwendig wurde, als ein unvermeidliches, ja das einzige Mittel, den Verlauf unseres sozusagen im Sprechen entstehenden, zunächst noch ganz unbewussten, nur seiner Willensrichtung sicheren, erst allmählich von Wort zu Wort sich einfindenden, an den Worten sich erst selbst erkennenden und jetzt erst, wenn es sich in der Sprache so seine Bahn ausgeschaufelt hat, ungehemmt schöpferischen Denkens darzustellen.“

Ich will seinen Namen nicht nennen. Aber interessant wäre es, festzustellen, welchem berühmten Autor dieser Satz zugeschrieben würde. Dieser Literat schreibt hinreichend sachlich, eine Reichsgerichtsentscheidung könnte nicht „entsprechender“ abgefasst sein. Da ist doch der Staatsanwalt ein Poet, der sich also vernehmen lässt:

„Solche Aeusserungen kann nur jemand machen, der die Tür aufgemacht hat, die Tür, die zu dem schmählichen Dunkel eines Ehegemachs führt, aus dem Fetzen herausgerissen worden sind, mit welchen der Angeklagte versucht hat, einem Ehrenmanne das Gewand eines Lotterbuben anzuhängen.“

O! O! O! Das sind doch wenigstens gesehene Bilder.

H. W.

Verein für Kunst zu Berlin

Oeffentliche Abende des vierten Winters:

Donnerstag, den 9. Januar, im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35
Oskar A. H. Schmitz
Vortrag: Don Juan und Casanova

Donnerstag, den 16. Januar, im Künstlerhaus, Bellevuestr. 3
Richard Dehmel
Vorlesung eigener Dichtungen

Donnerstag, den 23. Januar, im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35
Henrik Ibsen
Vorlesung aus seinem Nachlass
Einleitende Worte: Julius Elias

Donnerstag, den 30. Januar, im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35
Felix Holländer
Vorlesung aus einem unveröffentlichten Roman

Donnerstag, den 6. Februar, im Chorationsaal, Bellevuestr. 4
Paul Juon
Eigene Tondichtungen Kammermusik

Beginn aller Abende 8 Uhr

Eintrittskarten für Nichtmitglieder sind erhältlich im Warenhaus Wertheim, Leipzigerstr., in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstr. 164, S[illegible]n Cassirer, Viktoriastr. 35

Neuerschienene Bücher und Tonwerke

Es werden nur Werke aufgeführt, deren Besprechung in Aussicht genommen ist. Rücksendung von Büchern kann in keinem Fall stattfinden.

Gide, André: Ein Liebesversuch und andere Novellen.
Berlin 1907, Oesterheld u. Co.

Mechthild von Magdeburg: Das fliessende Licht der Gottheit.
Berlin 1907, Oesterheld u. Co.

Geiger, Benno: Lieblose Gesänge, Gedichte.
Berlin 1907, Oesterheld u. Co.

Andrejew, Leonid: Das Leben des Menschen, ein Spiel in fünf Bildern, deutsch von August Scholz.
Berlin 1908, Bühnen- u. Buchverlag russischer Autoren, J. Ladyschnikow.

Gorki, Maxim: Die Mutter, Sozialer Roman in zwei Teilen, einzig-autorisierte Uebersetzung von Adolf Hess.
Berlin 1908, Bühnen- u. Buchverlag russischer Autoren, J. Ladyschnikow.

Holländer, Felix: Charlotte Adutti, Ein Buch der Liebe.
Berlin 1908, Verlag Dr. Wedekind u. Co.

Flaubert, Gustave: Briefe an Zeit- u. Zunftgenossen, deutsch von F. P. Greve.
Minden i. W. 1907, J. C. C. Bruns' Verlag.

Mombert, Alfred: Aeon, der Weltgesuchte, Sinfonisches Drama.
Berlin 1907, Schuster u. Loeffler.

Abels, Lucy: Aus gallischen Gärten, Auswahl franz. Lyrik.
Berlin 1907, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Raabe, Wilhelm: Halb Mär, halb mehr, Erzählungen, Skizzen und Reime.
Berlin 1907, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Rimbaud, Artur: Leben und Dichtung, eingeleitet von Stefan Zweig.
Leipzig 1907, Inselverlag.

France, Anatole: Revolutionsgeschichten, Deutsch von F. Gräfin zu Reventlow.
München 1908, Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst.

Barrès, Maurice: Vom Blute, von der Wollust und vom Tode.
Leipzig 1907, Julius Zeitler.

Key, Ellen: Rahel Varnhagen von Ense, eine biographische Skizze.
Leipzig-R. 1908, E. Haberland.

Mumbauer, Johannes: Trierisches Jahrbuch für aesthetische Kultur.
Trier 1908, Frd. Lintzsche Buchhandlung Friedr. Val. Lintz.

Stümcke, Heinrich: Modernes Theater, Eindrücke und Studien.
Berlin 1907, Verlag Deutsche Bücherei.

Bethge, Hans: Die Lyrik des Auslandes in neuerer Zeit, Anthologie.
Leipzig, Max Hesse's Verlag.

Jaffé, Joseph: Französische Lyrik alter und neuer Zeit in deutschen Versen.
Hamburg 1908, Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.

Heilemann, Ernst: Die Berliner Pflanze, Album.
München, Albert Langen.

Slevogt, Max: Coranna, Zeichnungen zu einer Indianergeschichte von W. Claire.
Berlin 1908, Verlag Paul Cassirer.

Pochhammer, Adolph: Beethovens Symphonien, Erläuterungen (Meisterführer 1).
Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung (Robert Linau).

Pochhammer, Adolph: Richard Wagner: Der Ring der Niebelungen, Erläuterung (Meisterführer V).
Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung (Robert Linau).

Smolian, Artur: Richard Wagner: Der Ring des Niebelungen, Erläuterung (Meisterführer V).
Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung (Robert Linau).

v. Bülow, Hans: Briefe und Schriften, VI. Band: Meiningen 1880 bis 1886.
Leipzig 1907, Breitkopf u. Härtel.

Liszt, Franz: Klavierkonzert I Es-dur. Neue kritisch bearbeitete Ausgabe von Eugen d'Albert.
Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikhandlung.

Liszt, Franz: Chants polonais von Frédéric Chopin. Neue kritisch bearbeitete Ausgabe von Eugen d'Albert
Berlin, Schlesingersche Buch- u. Musikalienhandlung.

Sibelius, Jean: Pohjolas Tochter, Symphonische Phantasie für grosses Orchester Op. 49.
Berlin, Schlesingersche Buch u. Musikalienhandlung.

Juon, Paul: Psyche, Tanzpoem, Op. 32.
Berlin, Schlesingersche Buch- u. Musikalienhandlung.

Gregory, Elsa: Fünf Gesänge zu Dichtungen von Alfred Mombert.
Berlin, Verlag F. Harnisch u. Co. W. 35

Verantwortlich für die Redaktion: Herwarth Walden, Berlin W. 50, für Inserate: Carl Malcomes, Gr. Lichterfelde.
Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur Musik / Kunst und Kultur

Schriftleitung Herwarth Walden

Redaktion Berlin W. 50 / Spichernstr. 19 — Organ des Vereins für Kunst zu Berlin

Verlag Otto Dreyer / Berlin W. 57 — 5. Heft des 77. Jahrgangs / Februar 1908

Alle Sendungen sind zu richten an den Verlag Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstrasse 19.

René Schickele: Der Fremde

Wie war der Fremde als Knabe?

Seine Mutter war traurig, oder sie war so fröhlich, dass sie ihn ein wenig vergass, oder der Knabe vergass sie. Sein Vater war ein Mensch; der Knabe glaubte nicht an ihn. Oder er fürchtete ihn, weil er böse war; oder er erschien ihm ebenso anziehend, wie unheimlich, weil im Wesen des Vaters das Schlechte war, das der Knabe auf sich wie Geschwüre fühlte. Des Vaters Hand hatte auf ihm gelegen, als sein Fleisch noch wie Ton so weich war. Auch ihn vergass der Knabe, wenn er nicht seine ewige Qual blieb.

Seine Freunde? Sie dienten ihm, er diente ihnen. Dann vergass er sie.

Er schlug und wurde geschlagen. Wenn er der Schwächere gewesen war, vergass er es nicht. Als Sieger missbrauchte er sein Glück solange in der Phantasie, bis es ihm bitter aufstiess und wie etwas Erbrochenes ihn anekelte.

Vielleicht lebte um ihn ein empörtes Lied, das auf immer das Tempo seiner Gefühle und seiner Gedanken bestimmte.

*

Er nahm Liebe in sein vor unfassbarer Freude zitterndes Herz auf. Aus der Luft. Seine Liebe. Jener schönste Schwindel vor dem diamantnen Abgrund geheimnisvoller Zusammenhänge und des Mysteriums schimmernder, in einander überfliessender Seelen strich leise über seine Stirn. Einige wenige Augenblicke machten ihn taumelnd vor Glück. Er fand nie die Zeit, um sie auszukosten. Deshalb „verdarben“ sie ihn.

*

Irgend ein Glück wachte, ein unmenschliches, die Schönheit. Der grosse Pan formte aus dem, was der Knabe ihm von seiner Seele gab, eine beständige Musik, die im innern Leben seines Schützlings nie verstummte und ihn alles ertragen liess. Dies Wunder blieb ihm lange genug verborgen, damit es vor der Vergewaltigung durch die Phantasie geschützt war und seine ganze Unschuld bewahrte.

. . . Dies hier stellt nur eine der vielen Arten von sentimentalen Höllen dar, worin die seltsame Erde: der Fremde in den ersten härtenden Brand geschoben ist. Es gibt Höllen der Hässlichkeit, der Armut, des Friedens, der Gleichgültigkeit und des Glücks.

Die kurze Jugendgeschichte Paul Merkels beginnt. —

— — — — — — — — — — — — — — —

I

Eines Nachts wurde Frau Yvonne durch ein Rütteln an der Tür aus dem Schlaf geweckt. Sie erkannte die Stimme des Dienstmädchens.

Sie antwortete und hielt gerade ein Streichholz an den Docht der Kerze, als in der Stille der Nacht ein Trompetensignal aufsprang. Zugleich schlug das Mädchen mit den Fäusten gegen die Tür und schrie:

„Die Preussen sind da!“

Und das Signal wiederholte sich, diesmal ganz nah.

Frau Yvonne liess das Streichholz, das ihr die Finger verbrannte, fallen und sank zurück. Das Dunkel begann sich schwer um sie zu drehen; es stand still, und sie sah ihren Gatten in Kürassieruniform auf dem Pferde sitzen, den Arm zum Schlag erhoben. In diesem Augenblick öffnete sich sein Mund, als ob er schrie, seine Augen wurden wie tote Fischaugen und sahn sie an. Dann fiel der Körper schwerfällig vom Sattel und verschwand in einem Gewimmel von stürzenden und sich bäumenden Pferden und wirren Gestalten, die Hiebe austeilten und empfingen.

Sie sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Von Zeit zu Zeit musste sie stillstehn und sich zusammenraffen, um ihre zitternden Hände zu beherrschen, und dann konnte sie nur mühsam, mit einer immer erneuten Anstrengung ihres Willens gehn. Die Glieder hingen wie eingeschlafen, in ihrem Herzen aber war eine fliegende Unruhe, ein massloser Taumel, den sie nicht fassen konnte, der schmerzte, und der sie empörte.

So kam sie bis ans Fenster des Esszimmers. Die steile Hauptstrasse Zaberns, die wie ein tiefer weisser Graben unter der Vollmondnacht vorbeischoss, erfüllte zuckend, ausbrechend die in der Schlacht bei Wörth zerrissenen Reiterregimenter. Frau Yvonne sah den Aufruhr in verzerrten Gesichtern, in Händen, die an den Zügeln rissen und mit der Reitpeitsche schlugen, weisse Totengesichter fuhren empor, die erloschen, sie erriet überall in dunklen Flecken das Blut. Dort, wo die Strasse plötzlich abbog, stürzte dieser Wahnsinn ins Dunkel.

Frau Yvonne lehnte sich weit aus dem Fenster. Ihre Augen suchten in der Kluft, die alles verschlungen hatte.

Da krachte ein Gewehrfeuer: ein ungeheures Rad, das sich eine Minute lang knarrend in der Nacht drehte . . Ihr schwindelte. Sie zog die Hände vors Gesicht und stand hoch aufgerichtet, unbeweglich lauschend.

Sie wagte wieder zu atmen und floh in ihr Zimmer.

Die Augen an der Decke lauschte sie dem Schlagen von Türen, lauschte der Stille, die so unermesslich war wie die Sommernacht, die sie dicht neben sich, vor dem offnen Fenster fühlte, weiss mit blutigen Sternen.

Sie lauschte angestrengter, weil dann Pferdegetrampel auf der Strasse kam und ging. Es schien vor dem Haus zu verweilen, und sie erstarrte bis ins Herz.

Später erhob sie sich und schlich ans Fenster des Esszimmers. Es dämmerte. Als sie sich zitternd hinauslehnte, sah sie im Morgengrauen vor dem Marktplatz einen Trupp dunkler Reiter mit Lanzen, auf deren Spitzen scharf und kalt das Frühlicht glänzte. Sie rauchten aus gekrümmten Pfeifen, plauderten und sahn sich um.

*

Frau Yvonne zog sich in die Zimmer zurück, unter denen der kleine Garten blühte, und die in der grossen, weissen Luft, über Wiesen, Feldern und Waldabhängen den sanften blauen Höhenzug der Vogesen vor sich hatten.

Dort ging im rauchigen Brand der Wipfel die Sonne unter. Am Morgen schienen die Tannen goldig aus blauen Gründen. Die blassen Kornfelder und die leuchtenden Wiesen im Wind sandten grosse Schauer von Licht in den Himmel. Wenn der Wahnsinn des Mittags brütete, nahmen sie, schwer in den Himmel gehoben, die wütenden Umarmungen des Gestirns entgegen, die Häuser schienen erdrückt, sie lagen atemlos unter dem gewalttätigen Griff der Stunde. Die Bäume standen einsam und ohnmächtig. Man sah keinen Menschen. Die Sonne schlug Funken aus den roten und grauen Ziegeln, sie zog ganze Flammen aus Scheiben und Dachrinnen . . Frau Yvonne fühlte fröstelnd die Glutwellen in der Kühle des Gartens vergehn. Sie barg sich in seiner Kühle und liess ihre Augen die Sonne liebkosen.

In den hohen und weiten Nächten lagen die Vogesen als ein beglänzter Schattenriss am Horizont, und die Grillen sangen. Dann spürte Frau Yvonne unter ihrer Hand den Herzschlag des Kindes, das in ihrem Blute eingebettet war.

Wenn die Erinnerung an jene Nacht sie überfiel, schrak sie zusammen und schloss hastig die Augen, um die Bilder nicht zu sehn, die mit furchtbarer Deutlichkeit vor ihr standen und sie anzogen. Sie empfand unwillkürliche Bewegungen, als ob sie sich unter die Hufe der heranbrausenden Reiter werfen, als ob sie die kalten harten Lanzenspitzen auf ihrem Fleisch fühlen wollte. Aber sie sagte sich, dass sie durch die Schrecken dieser Nacht ihres Gatten würdig geworden sei, und dass sie sie lieben müsse, weil sie sein Leben waren. Und sie blickte starr auf blutige Kampfszenen und tauchte mit Grausamkeit in solchen Vorstellungen unter und vergrub sich im Aufruhr zusammenstossender Reitermassen und zerschmetterter Regimenter.

Im September erfuhr sie den Tod ihres Gatten. Sie las seinen Namen auf einer Verlustliste, und das war alles. Sie hatte eine furchtbare Gebärde des Widerspruchs, man musste sie auf ihr Lager niederzwingen, und drei Stunden darauf, nach einer langen Ohnmacht, gebar sie einen Knaben. Während sie die letzten Qualen litt, rief sie noch immer: „Es ist nicht möglich. Ich habe ihn geliebt, Jesus-Maria, ich habe ihn geliebt“.

Sie war achtzehn Jahre alt. —

*

Nach dem Friedensschluss bestanden Yvonnes Eltern darauf, dass sie mit dem Kind nach Hause käme. Ihr Vater, ein frommer, rauflustiger Gelehrter, erklärte seine Aufforderung schon deshalb für unabweisbar, weil er gegen die Annexion des Landes mitsamt seinem Enkel protestiere und keineswegs geneigt sei, den Frankfurter Frieden weder jetzt noch in Zukunft anzuerkennen. Im übrigen sei sie Französin. Er nannte den Tod seines Schwiegersohnes einen Mord und forderte als sein Recht, den kleinen Paul im Gedanken an eine heilige Rache zu erziehn. Schliesslich offenbarte er ihr, dass er sich von den theologischen Dingen abgewandt habe, um mit ganzer Seele und mit allen Kräften an die „Arbeit“ zu gehn. Er sah im letzten Feldzug nichts als einen Religionskrieg; er nahm mit dem heutigen Tag seinen Posten ein. Diesen Brief schloss er mit einer einfachen, herzlichen Wendung, setzte aber unter die Unterschrift in starken Zügen: „Sentinelle prenez garde à vous“, das von nun an in keinem seiner Briefe fehlte und je nachdem, ob er eine besondere Wachsamkeit für wünschenswert hielt, einmal, doppelt oder gar dreifach unterstrichen war.

Frau Yvonne weigerte sich, Zabern zu verlassen. Es war die Heimat ihres Toten, wohin sie sich gleich nach der Hochzeit hatte führen lassen, weil hier seine Jugend war, und weil er diese Berge liebte. Aber die Invasion begann, und der Leutnant Paul Merkel musste zu seinem Regiment, das sich bald darauf bei Morsbronn ins Feuer der deutschen Battaillone warf und in wenigen Minuten vernichtet war.

Sie blieb in der Wohnung und vor der Landschaft, wo sie so glücklich gewesen und so furchtbar erschüttert worden war, dass sie für sich und ihr Kind keine andere Heimat auf der Erde wusste. Sie glaubte nur diese Umgebung zu verstehn, hier allein den Zusammenhang mit etwas Höherem, das sie rührte, ihrem Ursprung und ihrem Ende zu haben; überall anders verlöre sie den Sinn des Lebens.

Jedes von diesen einsamen Jahren war schwer von Erlebnissen, die ihr im Herzen wuchsen. Sie erfüllte in ihrer Weltabgeschiedenheit ihr Schicksal, mit allen Freuden und allen Leiden, die ihr das Leben vorenthielt, und die doch über sie herfielen, als ob sie mit lebenshungrigen Menschen und in Wirklichkeit in ihr Haus gekommen wären. Sie verlor nicht das Glück ihres Lächelns, das auch nicht bitter wurde, weil sie schön war. Aber Frau Yvonnes schmales, braunes Gesicht trug die glühende Maske der Reife, dunkel und durchscheinend. Auch ihr Blick wachte unveränderlich über dem schillernden Schatz ihrer Einsamkeit wie eine Lampe im Dunkeln. Die ganze bekennende Liebe war ihr Mund.

Als erfüllte sie eine Pflicht, so warf sie in den Liedern, die sie den kleinen Paul lehrte, die Aufregungen des Kampfes, den Rausch des Sturmes und des Zusammenbruchs, die balladenhafte Schönheit grosser Märsche in die Phantasie des Kindes. Sie gab dem Krieg eine religiöse Weihe. Man zog mit jubilierender Seele und gefasst, die ekstatische Liebe zu Maria im Herzen, in den Kampf. Hinter dem rauchenden Vorhang von Blut und Pulverdampf und vom Gesang der Hörner getragen, war immer etwas Weisses wie ein Kleid oder ein Lächeln: die unbefleckte Unschuld Mariä. Paul stellte sich oft vor, wie sein Vater von der Kommunionbank aufstände, aus vielen hässlichen Wunden blutend, mit zerrissenen Kleidern, von Staub und Schmutz bedeckt, und strahlend im himmlischen Licht, lebend an die Seite der Mutter Gottes gehoben.

Am Tage, als Paul selber zum ersten Mal am Kommunionstisch niederkniete, wurde er von seinen schwärmerischen Gefühlen überwältigt, er fühlte so die körperliche Nähe übersinnlicher Mächte, dass er in eine tiefe Ohnmacht fiel. Jedesmal, wenn er späterhin zur Kommunion ging, war er seinem Vater und seiner Mutter in einer mystischen Liebe verbunden. Er verging vor Hingabe und betete, sie möchten ihr Kind lieben.

Zu andern Zeiten war er weder zärtlich noch gerührt. Er gründete Indianerbanden, mit denen er in den Feldern lagerte, auf Bäumen und unter Felsen Hütten baute und weite Streifzüge in die Berge unternahm.

Nach Karl May las er Erckmann-Chatrian. Er versammelte die Freunde in seinem Zimmer, um ihnen die am meisten begeisternden Stellen aus seinen Büchern vorzulesen. Nachdem er sie so mit der grossen Armee bekannt gemacht hatte, formte er die Apachen in Grenadiere der Garde um und liess sich zum Feldmarschall Cambronne ausrufen . . Auf seiner Stirn brannte zehrend das Mal der Begeisterung.

Er hatte Feinde.

Als Paul in die Vorschulklasse eingetreten war, hatte er in den Aborten, an den Wänden der Gänge und auf den Bänken in preussenfeindlichen Inschriften das vaterländische Vermächtnis seiner Vorgänger gefunden. Es schien ihm vollkommen in der Ordnung, dass trotz aller Strafen auch das letzte freie Plätzchen für derartige Kundgebungen ausgenützt wurde.

Die Lehrer bevorzugten die Söhne der Eingewanderten. Die andern beantworteten die Vorliebe der Lehrer mit einer Massregelung der „Feinde“. Sie mieden oder sie verfolgten sie. Aber die Feinde waren die Stärkeren. Man liess sich demütigen und hasste sie. Es war kein endgültiger Sieg über sie möglich.

Manchmal konnte Paul den Hass, den eigenen, an dem er litt, und den der andern, den er überall fühlte, bitter anklagen und wünschte nichts sehnlicher, als mit der Welt in herzlichem Frieden zu leben. Denn der kleine Hass einiger Knaben schien ihm alles zu verdunkeln und ihn in einen Abgrund von Finsternis und Herzensjammer zu stürzen, von wo er zerknirscht in den blauen Himmel sah.

Aus diesem Gefühl von Schwäche heraus begann er seine Ueberlegenheit zu organisieren. Er versuchte sich in der ironischen, in der überzeugenden, in der herzlichen Diskussion. Er führte Intriguen und berechnete die Wirkung eines Satzes, eines Tonfalls, die Beredsamkeit eines Schweigens. Er wusste, wann eine Offenheit nützlich, wann sie schädlich war.

Auch das war nicht mehr als ein Spiel. Er wollte herrschen, sich leben fühlen, er genoss sich im Glück und in der Niederlage mit gleicher Hingabe und bis in die kleinsten Augenblicke seines armseligen Lebens. Er bereitete eine aufregende Handlung neugierig und unter Qualen vor, um einige Minuten lang in den Hochgefühlen seiner entscheidenden Rolle zu schwelgen, sie bis ins Kleinste auszukosten und dem Schatz seiner Erinnerungen einzuverleiben. Sobald er dann den Anhalt des wirklichen Erlebnisses hatte, steigerte er es mit grösserer Liebe in seiner Phantasie, die ein Knabenstreich am Feuerwerk der Historie entzündete und über eine kindliche Szene die Glorie der grossen Eroberer ausbreitete.

II

Aber der grosse Pan liebte ihn und nahm ihn in seine Hut, weil der Knabe ihm das Beste seiner Seele gab. Paul war bei ihm, wenn der Morgen graute, und der Tau fiel auf ihn von den Aesten der Bäume, von den Sträuchern, durch die er sich seinen Weg bahnte, das Gras nässte seine Füsse, die Kleider funkelten. Der Gesang der Vögel schwamm durchsichtig in der Frische der Morgenstunden, wenn sich eine zarte Farbe über die andre, zartere legte. Rehe kreuzten seinen Weg. Sie gingen langsam und mit klaren, verständigen Augen; sie waren wie die gütigen Gedanken der einsamen Landschaft. Die Quellen und die Bäche klangen, sie gebaren das junge Blau des Himmels. Wenn Paul durch die Wiesen nachhause ging, standen Bauern und sprachen über das Wetter. Sie hatten langsame, feierliche Bewegungen und sahen prüfend zum Himmel. Frauen kamen schwer und dampfend in der Kühle mit Hacken und Körben des Weges. In der Vorstadt begegnete er leichtgekleideten Mädchen, die Wasser trugen. Ihre Augen waren unnatürlich hell. Sie drehten sich nach ihm um und lachten.

Der grosse Pan liebte ihn. Paul war bei ihm in der Mittagshitze, wenn auf der Heide der betäubende Duft des Thymians wie eine Wolke um die roten, kieselblitzenden Felsen hing, die Tannenwipfel im Blau des Himmels brannten und das schwerfällige Rollen eines Wagens den Wald heraufdrang. Im Wald war es dann sehr still, der Harz duftete wie ein goldener Trank, eine Glockenblume wiegte sich im Schatten, wo bei jedem Schwanken der Tannen Bündel von Sonnenlicht platzten. Nach dem Aufruhr solcher Augenblicke träumte der Wald tiefer in der Hut strenger, unbeweglicher Sonnenstrahlen.

Der grosse Pan liebte ihn. Paul war bei ihm in der Stunde der Dämmerung, die Menschen und Dinge mit Ungewissheit erfüllt. Er fühlte ihn nahe, wenn das Schauspiel des Sonnenuntergangs die Welt berückte und dann aus der grossen Trauer die Sterne wuchsen und die wehmütige Schönheit der Nacht vollkommen war. Hundertmal in seinen Indianerspielen blieb Paul plötzlich stehn und lauschte der fernen Stimme der Wälder, dem fernen Lächeln der Wiesen, des Lichts, den verlorenen Lauten, die von den Wegen kamen und in der Einsamkeit eine neue Bedeutung fanden. Diese Laute wurden wie die Stimmen der Vögel, wie das Lächeln der Haide, der Felder und der Baumstämme im Dunkel die eine Sprache, das gleiche Glück.

Paul lag im Schatten und sah den Sonnenstrahlen entgegen, die den Berg heraufgewandert kamen. Sie machten seine Freude leuchtend, und er glänzte ebenso wie sie, wenn sie ihn endlich umhüllten und dann weitergingen, glänzte noch lange einsam im Dunkel. Auf dem Heimweg in der Nacht fand er süssen Schrecken und wolllüstige Kühnheit, Ermattung und Versunkenheit, fand er alle Gedanken seines Herzens am Wege.

III

Die kleine Henriette verbeugte sich tief vor Paul, und ihm war, als sänke eine holde Herrlichkeit, eine grosse und süsse Liebe vor ihm zusammen. Er erwiderte ihren Gruss. Da ging er schwer und dunkel in dieser versinkenden Herrlichkeit unter. Sie glitt auf den Fussspitzen an ihm vorüber, wobei sie lächelnd in den kristallnen Kronleuchter sah, der bei weitem nicht so weiss und strahlend war wie sie.

Nach dem Menuett assen sie an einem kleinen Tisch im Nebenzimmer Eis. Vanille und Erdbeere. Er sah sie immerfort an. Er musste sich zwingen, um sie so anzusehn, und einmal drang dem kleinen Paul ein Schluchzen in die Kehle, das ihm fremd war und ihn verwirrte. Henriette schlug ihre grossen blauen Augen zu ihm auf . . Sie senkte sie, und wieder fiel etwas Blaues, Berauschendes zusammen. Diese süssen Katastrophen erfüllten den Abend

Als sie später für einen Augenblick allein waren und Pauls Herzschlag zu schweifen begann, nahm er ihre kleine Hand Aber sein Herz zog sich zusammen, und er konnte sich nicht rühren. Wieder stiegen ihre Augen herauf, blau, tief und leuchtend. Da liess er sich fallen. Er vergrub das Gesicht in ihre kleine Hand und badete es ganz in ihrer sanften Kühle, die von allen Seiten zugleich mächtig zu seinem Herzen zog.

„Voyons, soyez sage“ sagte sie und entzog ihm gewaltsam die Hand.

Da erschrak er.

Er schlich sich in den dunklen Garten hinaus, suchte nach einem Winkel, wo er sich verstecken könnte, damit ihn niemand fände, wenn sie seine Abwesenheit bemerkten und ihn suchten. Seine Mutter würde weinen. Was hätte er darum gegeben, wenn sie einmal weinte, und seinetwegen weinte, die schöne Frau! Und Henriette müsste sich die schrecklichsten Vorwürfe machen, weil sie ihn ins Unglück gestürzt hatte. Hinter der Laube legte er sich auf den Rücken und begann nachzudenken. Er hörte die Musik, das ferne Summen der Stimmen; und als er den Kopf wandte, sah er die glorreich erleucheteten Fenster des Hauses, hinter denen die weissen Kronleuchter schimmerten. Sie tanzten. . . Er war unglücklich wie ein zärtlicher Hund, den seine Herrin, ein junges lächelndes Mädchen in weissen Kleidern, verstossen hat.

Es war keine Blumen mehr im Garten, selbst die paar Tannen hatten ein kahles Aussehen, Paul fror. Er biss die Zähne zusammen, um nicht zu weinen. Und dann verfiel er in eine harte, trotzige Trauer.

Die „Feinde“ waren es, die die Schuld an alledem trugen! Er dachte an ein anderes Mädchen, das mit den „Feinden“ spielte, denen es Briefchen schrieb . . Er sah sie die steile Strasse der Stadt herabkommen, er grüsste sie. Und so viel liebende Demut auch in seinem Grusse lag, sie erwiderte ihn kaum. Ihr hochmütiger Blick ging über ihn hinweg, und er fühlte schmerzlich, dass er der Fremde war. Er zwang sie, stehn zu bleiben und ihn anzuhören. Er suchte Worte, die sie vernichten sollten, und da, während er sprach, kam ihm plötzlich eine unerhörte Offenbarung: Sie hatten ihm den Vater und die Heimat geraubt! Seine Mutter war traurig! . . Er begann Blut zu sehen, er begriff, was das ist: „Blut“ und fühlte, dass von dem Blut, das er in den Adern trug, so viel in einem wütenden Ringen mit den Feinden vergossen worden war — sie hatten mit den Füssen darin gestanden. Dieses Blut musste zurückgekauft werden, und er begriff, was das heisst: „Der Feind“, und das andre: „Die Rache“. Mit einer seltsamen Kälte, die ihn schaudern machte und ihm zugleich den letzten unbedingten Mut in die Seele gab, fühlte Paul den Tod, den Atem der Vernichtung neben sich . .

An diesem Abend ging das Kind als ein besiegter Held nachhause.

In der Marseillaise, die er bald darauf hörte, fand er ein Symbol der Rache, das Unterpfand des Sieges, der nicht nach dem Preis gefragt hat.

Die Marseillaise nistete wie ein Raubvogel in den Häusern. Man sang sie bei geschlossenen Fenstern und Türen, mit einer Begeisterung, die einem Wutausbruch glich. Sie galt dem Gedanken der baldigen „Revanche“, die das Leben der Elsässer beherrschte, ihren Eigensinn fanatisierte. Die Herzen rauchten, Menschen, die einander gleichgültig waren, schlossen Brüderschaft auf Tod und Leben. Der Feind war im Land.

Paul hörte in der Familie eines Freundes einen alten Veteran mit einem Holzbein vom Krieg erzählen . . Im Esszimmer waren an die zwanzig Menschen versammelt, Erwachsene und Knaben, und in der Mitte des Tisches sass der „Karporal“ und erzählte mit glühendem Gesicht vom

Kampf auf den Spicherer Höhen. Er sprach, als er den Beginn der Schlacht schilderte, ein Gemisch von Elsässisch und Französisch, das dann plötzlich hell und wohllautend ein Kommandoruf durchdrang, sein Oberkörper fuhr in die Höhe, seine Hände streckten sich, als ob sie ein Gewehr umfassten, er führte Bajonettstösse, warf sich zurück, und dann waren es nur noch Kommandorufe, die der Alte in das Bild des Kampfes schleuderte, Kommandorufe und Signale, und die Bewegungen des Oberkörpers und der Arme, die immer heftiger und einsilbiger wurden. Schliesslich blieben nur noch zwei Griffe, wie er das Bajonett warf und wie er es zurückzog, die einander in rasender Eile folgten. Ein erschütterter Fluch schloss die Episode.

Dann sangen sie die Marseillaise.

Paul sass auf dem Sofa und presste den Arm seines Freundes. Er warf den Kopf in den Nacken und liess ihn wieder auf die Brust fallen. Denn eine wilde Göttin hatte aufschnellend die Hände von ihrem Gesicht genommen, das in einem unirdischen Feuer glühte, und ein Meer stand in Brand. Goldne Adler stiegen zur Sonne, die ein feuriges Gebirge war. Unter ihrem steilen Flug rauschte das Meer auf und setzte sich in Bewegung. Eine Schlacht begann.

Paul fühlte sich von Brüdern und Schwestern umgeben, die ihn fest an der Hand hielten. Diese teilten seine Schwächen, seinen Hass, seine wolllüstigen Hoffnungen. Sie waren blutverwandt, ihm geheimnisvoll verpflichtet, wie er selbst ihnen gehörte. Paul wurde vom grossen Herzschlag seines Volkes ergriffen, der plötzlich seine Brust hob, ihn erweichte und stark machte.

*

Zuhause war er in der träumerischen Einsamkeit, mit der Frau Yvonne sich umgab, verloren. Die Zimmer ihrer Wohnung berührten ihn fremd, und wenn er aus dem Trubel der Spiele und Gespräche nach Hause kam, glaubte er in eine andre, gar zu ernste und eintönige Welt zu treten. Früher war in die Zimmer noch ein Licht wie von farbigen Glasfenstern gefallen, da hatte ihn die Heimlichkeit der bunten Nachmittage entzückt, und die süssen und mutigen Balladen, die er mit der Mutter sang, schienen bedeutungsvoller, weil sie in der Stille einer Kapelle erklangen. Er hatte mit klopfendem Herzen und mit einem Lächeln gesungen, das ein Abglanz seiner Mutter war, — wie man bei holden Aufregungen des Herzens lächelt, die man als das Geschenk eines geliebten Menschen hinnimmt. Seine früh geweckte Einbildungskraft hatte aber bald die Führung der Mutter entbehren gelernt. Das Fieber der kriegerischen Legende verzehrte ihn. Er wurde trotzig und herrschsüchtig, er begehrte mit dem ungestümen Ernst seiner Inbrunst den Ruhm, die Liebe, den Tod. Frau Yvonne sah mit dem Lächeln ihres Mundes zu, wie Paul ihr in innerlichen, immer heftigeren Anfällen von Lebenstrunkenheit entglitt, bis schliesslich sein Geist von abenteuerlichen Vorstellungen und romantischen Versuchen ganz benommen war. Er hüllte sich in die Ereignisse des Tages und in seine Träume ein, um die Einsamkeit ertragen zu können. Seine Mutter schien ihm in diese Stadt verschlagen, und das Gefühl von der verständnislosen Fremdheit der Mutter gegenüber übertrieb noch die Einsamkeit ihrer Wohnung und ihres Zusammenlebens. Es war dieselbe Kluft zwischen ihnen, wie zwischen den Feinden und ihm . . .

Die ersten Kapitel eines im Frühjahre erscheinenden Romans: Der Fremde

Else Lasker-Schüler: Gedichte

An Gott

Du wehrst den guten und den bösen Sternen nicht
All ihre Launen strömen.
In meiner Stirne schmerzt die Furche
Die tiefe Krone mit dem düsteren Licht.
Und meine Welt ist still
Du wehrtest meiner Laune nicht.
Gott wo bist du?
Ich möchte nah an deinem Herzen lauschen
Mit deiner fernsten Nähe mich vertauschen
Wenn goldverklärt in deinem Reich
Aus tausendseligem Licht
Alle die guten und die bösen Brunnen — rauschen — rauschen.

Mein Lied

Schlafend fällt das nächtliche Laub
O, du stiller dunkelster Wald . . .

Kommt das Licht mit dem Himmel
Wie soll ich wach werden?
Ueberall wo ich gehe
Rauscht ein dunkeler Wald.

Und bin doch dein spielender
Herzschelm, Erde,
Denn mein Herz murmelt das Lied
Moosalter Bäche der Wälder.

Das Lied meines Lebens

Sieh in mein verwandertes Gesicht . . . . .
Tiefer beugen sich die Sterne
Sieh in mein verwandertes Gesicht.

Alle meine Blumenwege
Führen auf dunkle Gewässer,
Geschwister, die sich tötlich stritten.

Greise sind die Sterne geworden . . . . .
Sieh in mein verwandertes Gesicht.

Oscar A. H. Schmitz

Zur Psychologie der Curtisane

> „Le moindre defaut des femmes qui se sont abandonnées à faire l'amour, c'est de faire l'amour.“
>
> La Rochefoucauld, Maximes, CXXXI

Darin hat die moderne Frauenbewegung recht, dass es schändlich ist, wenn sich ein Weib unfreiwillig prostituieren muss, es ist ebenso schändlich im Hinblick auf die anständigen Frauen, als im Hinblick auf die Prostitution, die unter dem unlauteren Wettbewerb nicht berufener Dilettantinnen leidet, wie unser geistiges Leben unter schlecht begabten Pennyalinern.

Wer ist eine berufene Prostituierte, eine wahre Curtisane? Natürlich nicht die, welche, um für notleidende Kinder oder einen arbeitsunfähigen Mann oder Vater zu sorgen, auf die Gasse geht. Auch nicht die, welche „für jeden zu haben“ ist. Das ist die Dirne, die in allen Gesellschaftsschichten vorkommt, vom Hof bis hinab in die Bohème, vom Theater bis zu den Pfarrerstöchtern, von den Militärkreisen bis zum Trottoir. Also: sich für Geld geben und sich jedem geben, das sind noch nicht die wesentlichen Merkmale der Curtisane. Das sind für sie nur mögliche Wege. Curtisane ist die, welche die Umwelt zwingt, ihrem gottbegnadeten Leib und ihrer schillernden Seele den würdigen, goldenen Rahmen zu schaffen. Sie ist von Haus aus arm oder für ihre kolossalen Ansprüche zu wenig bemittelt, oder sie ist vielleicht erst in enge Verhältnisse geraten. Das ist wichtig. Ist sie im Reichtum oder auf dem Thron geboren, so wird sie eine grosse, aller Konventionen spottende Dame sein. Solchen Frauen ist die Curtisane, was ihr körperliches und seelisches Material betrifft, überhaupt am ähnlichsten. Es ist bekannt, dass einstige Kokotten oft wie alte Herzoginnen aussehen. Also die Curtisane ist von Haus aus arm, hat aber immer so viel Geld zur Verfügung, als sie braucht oder sie scheint es wenigstens zu haben. Das ist wesentlich. Insofern gehört es zu ihr, dass sie sich bezahlen lässt, doch das allein ist's nicht. Sie hat oder vielmehr sie kriegt den Luxus, das ist's. Im übrigen gibt sie sich vielleicht oft ganz umsonst, und eine andere, die immer rechnet, erreicht den Luxus nicht und ist höchstens eine kleine, böse Hure.

Anderen Frauen ist der Luxus nicht wesentlich, sie haben ihn zufällig oder sie entbehren ihn nicht, sie sind keine Curtisanen, und wenn sie zehnmal den Liebhaber wechseln und vielleicht Vorteil davon haben. Sie können interessante Frauen sein, ideale Geliebten, hinreissende Künstlerinnen, gute Kameradinnen, rührende Freundinnen; Curtisanen im guten oder im bösen Sinne sind sie nicht. Dazu gehört Luxus und Luxusinstinkt in erster Linie. Dagegen ist der erotische Zug nicht unbedingt nötig. Da die Curtisane mit sich selbst bezahlt, wird sie sich zwar in der Regel oft und mehreren ganz hingeben müssen, aber auch das ist Mittel, nicht Zweck, insofern sie Curtisane ist. Es ist theoretisch denkbar, wenn auch nicht wahrscheinlich, dass eine Jungfrau Curtisane ist; es gibt sicher Curtisanen, die ziemlich selten mit einem Manne im Bette liegen, die wie manche frigide Gattinnen, einen dégout vor allem Geschlechtlichen haben. Ihre Kunst ist, reiche Männer zu finden, die aus irgend welchem Grunde auf die letzten Dinge in der Liebe keinen besonderen Wert legen. Ich kannte eine solche Curtisane, die behauptete, sie habe das Glück, immer nur an „ideale“ Männer zu geraten. „Ideal“ sagte das gute Kind. Ich bemerke dazu: eine Curtisane kann sehr wohl das Hirn einer Gans haben. Nur selten ist sie sogar eine geistige Potenz, wie wohlmeinende Literaten wollen. Die berühmten Namen des Altertums und der Renaissance sind Ausnahmen. Der Durchschnitt, den Lucian und Aretin beschreiben, gleicht aufs Haar dem, was wir kennen. Die weibliche Natur ist nur selten stark genug, um wirklichen „Geist“ zu beherbergen. Meist wird sie von ihm zerfressen, wie die Wände eines Gefässes von seinem zu scharfen Inhalt: der unsympathische Blaustrumpf entsteht, womöglich mit erotischer Note oder fürchterlichsten Falles die intellektualisierte spiritualisierte Curtisane, ein Auswurf der Hölle und Geniestreich Satans, mit der er die fleischliche Curtisane, dies Gottesgeschöpf, entsetzlich persifliert.

Heute meinen manche Malerinnen und Dichterinnen, sie seien von Anlage Curtisanen, aber weil die Zeit der Curtisane noch nicht gekommen sei, müssten sie verkümmern oder einstweilen ihre purpurnen Lebensträume auf Leinwand, Papier oder sonst wohin ergiessen. „Ja,“ so gestehen sie zu, „unsere Kunst ist uns nur unweiblicher Notbehelf, eigentlich wollen wir das Leben. Wir sind auch gar nicht einmal für die Frauenemanzipation, das Weib soll Weib sein. Aber in dieser Zeit der Philistermoral! Was soll man da tun?“ Arme Hascherln! Jede Zeit war eine Zeit der Curtisane. Sie gedeiht im Schloss wie bei der Börse, im bischöflichen Palast wie um die Zeitungsredaktionen, im Feldlager wie an Wallfahrtsorten und hat mit dem, was man heute „Kultur“ nennt, aber auch ganz und gar nichts zu tun. Die Curtisane ist keine zufällige Zeiterscheinung wie z. B. der „denkende“ Schauspieler, der dichtende Professor, der Versicherungsagent und Major a. D., oder die kunstgeschichtlich gebildete Tänzerin, die Curtisane ist vielmehr eine symbolische Erscheinung der Menschheit, wie der Fürst, der Bauer, der Händler, der Dichter, der Krieger, der Diplomat; sie kann und soll so wenig je ausgerottet, noch ermutigt werden, wie Spiel und Spekulation und alle jene anderen Menschlichkeiten, die nun einmal zum Leben gehören. Ihre Zeit ist immer da, sie erscheint im Gewand jeder Zeit, aber das moderne Literatencafé hat aus ihr eine Allegorie gemacht.

Ein Malmädchen rief einmal in modern aufrichtiger Entrüstung aus dem neuneckigen Halsausschnitt seines Reformkleides heraus: „Wenn mir mein Alter (sie meinte den Urheber ihrer Tage) das Geld entzieht, dann suche ich mir ein reiches Verhältnis!“ Ach, das ist ja noch schwerer als modernes Kunstgewerbe oder Buchschmuck, wofür es doch seit einiger Zeit unfehlbare Rezepte, mit Umgehung des Talentes, gibt!

Die Curtisane ist ganz Stand, Klasse, wie der Adel. Das Individuelle kann da sein, kommt aber nicht in Frage für ihr Cursitanentum. Sie wird getragen von ihrer Gruppe. Eine Kokotte bei Maxim's erzielt nicht darum höhere Preise, weil sie persönlich mehr wert ist als eine andere, sondern weil sie von Maxim's ist. Anders die Abenteurerin. Sie ist ganz Individualität (es gibt naturgemäss keine Klasse der Deklassierten) und sie verhält sich zum „Stand“ der Curtisanen, in welchem sie unter Umständen lebt, wie die Persönlichkeit zur Adelskaste, in der sie natürlich so gut wie in jeder andern vorkommen mag. Sie kann z. B. Maria Stuart heissen.

Die Abenteurerin ist keine „Dame von Maxim's“. Sie trägt höchstens einige Zeit ihre Maske, vorgestern war sie vielleicht grosse Dame, gestern Zuchthäuslerin und morgen wird sie auf der Bühne stehen. Die Abenteurerin ist rührend und oft tragisch, die Curtisane ist ganz unpersönlich dekorativ. Ein Rest von Persönlichem in ihr ist oft peinlich und kleinlich. Er soll ganz aufgesogen sein von der Klasse und der ist ein Narr, welcher in ihr „Vibrationen“ belauscht. Dafür sind alle anderen Frauen geeigneter, aber auch alle. Das Menschliche in der Curtisane gehört dem Zuhälter, allein ihm, und selbst der uninteressierte Freund (oft ein Literat oder „Psycholog“) und der petit jeune homme sans conséquence, der béguin, der gigolo, der sie vielleicht umsonst hat, ist nur eine Maske, mit der sie sich selbst täuscht, mit der sie sich beweisen will, dass sie auch uninteressiert spielen kann. Aber ihr Schicksal hat damit nichts zu tun. Ihr Schicksal ist der Zuhälter und ihr reines Cursitanentum, die beiden Pole, zwischen denen ihr Leben fluktuiert. Man wird nicht Curtisane durch böses Beispiel oder Not. Man ist es von Haus aus. Ich beobachte auf der Strasse gewisse kleine Mädchen von herrischen, feinen Gebärden, aber von auffallender Phantasielosigkeit bei den Spielen, ich folge den Gebärden junger Damen auf Wohltätigkeitsbazaren, wie sie ein Glas Champagner, aus dem sie selbst getrunken haben, um den doppelten Preis an den Mann bringen, ich sehe auf bäuerlichen Tanzböden die schnippischen Schönen reiche Bauernsöhne im Auge behalten und den nur scheinbar mehr versprechenden Städter als zu unsicher ablehnen. (Nur die romantische Sentimentale fällt auf ihn hinein.) Nein, hier ist nicht der Verführer schuld, wenn sie auf „Abwege“ geraten. Sie sind von allen Frauen am schwersten zu verführen, weil sie nie ganz bei der Sache sind, sondern nur bei ihrem, freilich oft sehr köstlichen Ich. Sie sind Curtisanen von Geburt.

Psychologen und Aerzte neigen in letzter Zeit zu der Meinung, in jeder Frau lägen Curtisaneninstinkte. Das mag so wahr sein, wie der Satz: in jedem Deutschen stecke ein Dichter. (Glücklicherweise wird diese unheilversprechende Anlage zum Nutzen der Befallenen und unserer Dichtung, wenn auch noch lange nicht genug, in den meisten Deutschen unterdrückt, so dass sie gewöhnlich ganz tüchtige Menschen werden.) Es gibt heute einen Frauentypus in der grosstädtischen, der Literatur und Kunst benachbarten Bourgeoisie, der sich folgendermassen beklagt: „Ach, mein Mann ist ein sehr achtbarer Gatte, aber er hat nicht das mindeste Verständnis für die in mir, wie in jedem Weibe lebenden Curtisaneninstinkte!“ Bitte: wie macht man das, Verständnis für die Curtisaneninstinkte seiner Frau haben, falls man nicht das Zeug zum Zuhälter hat? Curtisaneninstinkte in di eEhe tragen, heisst so viel, wie zur Haager Friedenskonferenz Maximkanonen und Schrapnells mitbringen. Man muss sich entscheiden können für das eine oder das andere, aber eine geniale Curtisane wird vielleicht aus ihrem Gatten ihre Hauptwurzen machen. „Es gibt nur wenig anständige Frauen,“ sagt La Rochefoucauld (Maximes CCCLXVII), „die dieses Handwerk nicht müde sind.“ Ob sie aber deshalb gleich Talent zur Curtisane haben? Immer noch eher kann sich eine Curtisane mit der Ehe auseinandersetzen, als eine der „Anständigkeit“ müde, leidenschaftliche Frau mit dem Curtisanentum. Leidenschaft und Temperament sind hier geradezu Hindernisse, während sie in der Ehe doch wenigstens manchmal Befriedigung finden. Blosse Sinnlichkeit mag der Curtisane ungefährlich sein, denn sie nimmt augenblicklich zurück, was sie eben gegeben, ja sie passt sogar gerade zu ihr, denn die von keiner Leidenschaft getragene Sinnlichkeit muss immer frisch und neu sein wie ein moussierendes Getränk; darum ist temperamentlose Sinnlichkeit einer Ehefrau so schal und ekelhaft wie abgestandenes saures Bier.

Wie die Abenteurerin muss man auch die Geliebte — la maîtresse — von der Curtisane trennen, der sie oft äusserlich ähnlich sieht, ja mit der sie hie und da befreundet ist. Es gibt gemeine Naturen, die sagen: „Ich will mir von meinem Manne nichts schenken lassen“ und ihn deshalb in die Lage bringen möchten, dass seine Geschenke Pflichtgabe werden, auf Grund des Ehescheins oder eines Scheidungsurteils. So brauchen sie sich nichts schenken lassen, kriegen aber doch. Das ist bürgerliche Schweinerei. Wie sind da die grossen Ausbeuterinnen in ihrer Echtheit vorzuziehen, die lachend einen Mann nach dem andern ruinieren und dafür mit der Lust ihres Leibes zahlen!

Die echte Geliebte hat niemals Angst, sich etwas schenken zu lassen. Was sie gibt, ist so unwägbar viel, dass materielle Güter gleichgültig werden. Wenn sie da sind, geniesst sie sie lächelnd. Das ist keine Romantik, sondern klar wie ein Rechenexempel. Und wenn es ein Weib gibt, welches die Curtisane zu beklagen, ja vielleicht zu verachten ein Recht hat, dann ist es die grosse unerschrockene Geliebte in ihrer rührenden Vollkommenheit.

Jnge Maria: Edvard Munch

Ich war noch ein Kind. Man hatte mir von den Gestirnen erzählt. In der grossen Stadt mitten auf einem Platze war eines Abends ein riesiges Fernrohr aufgestellt worden. Darum sammelten sich Menschen. Sie wollten den Mond sehen. Ich schlich mich heran. Eine Sehnsucht ergriff mich, das Gestirn zu schauen. Ich zitterte am ganzen Leibe. Ich dachte der Anblick dieses riesigen nahegerückten Gestirnes mit seinen mir nun aufgedeckten Wundern und Geheimnissen würde mich erdrücken, micht töten. Ich ertrug es nicht. Ich lief davon.

Dies Angstgefühl wiederholte sich in meinem Leben, als ich zum ersten Male das Meer sah, als ich an einem Sterbebette stand. Vor den Bildern Edvard Munchs ergriff mich dieselbe Erschütterung; und mich in seine Farben und Linien versenkend, versuchte ich mir die geheimen Ursprünge und Beziehungen dieser Erlebnisse zu deuten.

*

Die Furcht vor dem Unbekannten, das wollüstige Grauen vor dem Unentdeckten, das ist's, was uns vor seinen Bildern überkommt. Sein Genius steigt tiefer hinab in die verschütteten Gründe der Seele denn je einer vor ihm. Er wühlt sich Wege im Unbegangenen, und seine begnadete Hand greift an die Wurzeln des Seins. Seine Linie, die ewig wiederkehrende, gleichsam irrgängig gewundene, führt uns in die verschlungenen Labyrinte der Seele, zu jenen geheimen Kreuzgängen, wo sich Genie und Irrsinn berühren, in die verborgenen Gründe, wo ahnungsvoll strahlende Wunder letzte Geheimnisse leuchten. Wir stehen schaudernd, bebend. Aber seine inbrünstigen Farben locken. Wir wagen uns tiefer hinein. Wir schauen den glühenden Kern der Seele, in das Herz des Allerheiligsten. Tief im Grunde schlummern die Wasser, die Mutter-Quellen des Chaos: Rotglühende flüssige Feuermeere. Schwer und langsam fallen Blutstropfen auf die Oberfläche. Die Wasser erzittern. Dämpfe steigen auf: Die Wasser atmen Leben. Blut wird Geist. Geist wird Blut. Das Geheimnis ist gross.

*

Jeder Künstler trägt das Urbild seines Werkes in sich. Aber sobald das Werk die Tore des Inneren durchbricht, sich ins Leben zu gebären, verblasst die Leuchtkraft der Farben, die Formen und Linien des Urbildes werden irdisch undeutlich. Es ist als würde das Traumbild durch die Berührung mit der Wirklichkeit zerstört. Munchs Bilder aber glühen in den Farben seiner Träume. Sie sind wie Gesichte, die im Augenblick der Empfängnis erstarrten. Sie atmen noch den Dunst des Chaos, aus dem sie durch das Blut des Erlebnisses gezeugt, sich emporsteigend verdichteten. Mit dem Hellseher-Auge seiner Rasse durchdringt er die Finsternisse, die die Untergründe der Seele bedecken, und der Blitz der Offenbarung erhellt ihm den Schacht des Inneren. So wirken seine Bilder wie die Eindrücke des Lichtes, das in einer Sekunde, die Platte behauchend, das Bild erzeugt. Sie haben auch das Geisterhafte, Transparente der lichtbehauchten Platte, das das Blut seiner Farben mit einem geheimnisvollen Leben durchtränkt.

*

Melancholie

Ein seltsam schweigender Raum, in dem die Farben brennen wie Schmerzen. An einem Tisch sitzt eine Frau, die Hände müssig im Schosse gefaltet. Ihr Körper hat etwas Hölzernes, Automatenhaftes, als wäre ihre Seele durch den Schlag eines furchtbaren Schmerzes gelähmt. Aber in dieser müssigen Stunde, in dieser schwingenden Stille schleichen sich Erinnerungen heraus, umdunkeln sie, beschatten sie. Die Augen der Frau starren wie schwarze Löcher, darin die Erinnerung die Gluten des erloschenen Lebens aufschürt. Die Schmerzen brechen auf wie heisse Quellen. Der Mund ihrer Seele trinkt aus den Quellen. Die trunkenen Farben zeugen von ihrem Rausch. Schmerzhaft leuchtet das satte Gelb der Wandtäfelung. Ihre Nerven sind aufs äusserste gespannt. Ihr Ohr lauscht nach innen, zugleich aber nimmt ihr Auge haarscharf die kleinsten Eindrücke der äusseren Umgebung wahr. Wie deutlich die Fliesen des Fussbodens heraustreten! Unwillkürlich fängt sie an die Fliesen zu zählen, wie man in Fieberangst krampfhaft die Blumen der Tapete zählt und dabei Qualen empfindet und es doch nicht lassen kann. Der Schmerz wächst; er durchtränkt sie, überflutet sie, strömt hinaus in die Natur. Durch das Fenster schaut die Winterlandschaft: trostlos, kahl, einsam. Auf weissem, schmerzend grellem Schnee das harte Blau des Himmels. Das Herz friert, zieht sich zusammen. Das Auge flüchtet sich zu den warmen Farben im Zimmer: rot und gelb. Wie sie trösten, wie sie wärmen, wie sie glühen. Melancholia! Der Schmerz verebbt. Der Angstschrei verstummt, löst sich auf in ein leises befreiendes Weinen. Der Schmerz verdichtet sich, klärt sich, reinigt und befruchtet die Seele. Melancholia! Träume kommen! Farbenvisionen. Ueber die Frau senkt sich ein schwermütiger Friede.

Munch, der Dichter! Ein greller Schmerz seines Lebens löst sich hier aus in einem unerhörten brünstigen Farbenschrei.

*

Die ersten künstlerischen Eindrücke, die ich als Kind empfing, waren die biblischen Geschichten. Während man sie mir erzählte, entstanden vor meinem inneren Auge die Dinge und Menschen in fast greifbar deutlichen Umrissen und kindlichen krassen Farben. Diese Bilder sind in mir geblieben, und so oft ich diese Geschichten wieder höre oder lese, tauchen sie unverändert in mir auf, wie die Erinnerung an ein starkes Erlebnis. Als ich zum ersten Male Munchs und Gauguins Bilder sah, kamen diese kindlichen Visionen ungerufen wieder. Munch sieht mit dem ursprünglichen, visionären Auge des Kindes, dessen Seele Chaos ist. Die ersten Berührungen der Welt zeugen darum im Kinde die stärksten Wirkungen. Er aber bleibt ewig Kind, ewig das Chaos, „das die tanzenden Sterne zeugt“. Mit der Instinktsicherheit des Kindes zeichnet er seine primitiven, grosszügigen Linien, alles Kleinliche, Nebensächliche vermeidend. Ich erinnere an die Art, wie er die Umrisse von Menschenkörpern gibt, wie er Lattenzäune malt, wie er Häuser hinstellt und sie mit kindlich krassen Farben antüncht. So seine innige Verwandtschaft mit der Kind-Seele witternd, ist er ein Meister von Kinder-Porträts. Seine Kinder-Körper haben etwas seltsam Schwebendes. Sie haben noch keinen festen Fuss auf der Erde gefasst. Ihre Gesten sind tastend, unsicher. Ihre Augen scheinen noch im Chaos zu träumen, aus dem ihre Seelchen eben erst entwichen. Ihre Gesichter sind verwischt, verschleiert. Zuweilen liegt auf ihnen ein rätselndes Staunen, die dämmernde Erkenntnis, die sich schmerzhaft aus der Traumwelt des Chaos hineinringt in die Wirklichkeit des Lebens. (Pubertät.) Diese Empfindungen drängten sich mir auf, als ich ein Bild sah, auf dem er Kinder mit Erwachsenen malte: Der erwachsene Mensch mit dem festen Gefüge seines Knochenbaues, seinem im Lebenskampf erhärteten Antlitz und mit dem bohrenden, grübelnden Blick im Gegensatz zu der weichen leise angedeuteten Linie des Kinderkörpers und seinen sich staunend im All verlierenden Augen.

*

Das kranke Kind

Ich gehe in der Dämmerung durch die Strassen einer grossen Stadt. Da huscht es über den Damm; schiebt sich ängstlich im Schatten der Häusermauern entlang: Ein kleiner verwachsener Kinderkörper in dem dunklen, flatternden Kleidchen scheu und geduckt, wie ein Totenvogel, der sich erst in der Dunkelheit herauswagt.

Wenn die Nacht kommt, hockt es zusammengekrümmt auf den Stufen des Kellerfensters und seine lichthungrigen Augen suchen die Sterne. Das Licht der Laterne fällt gespensterhaft auf das gelbe abgezehrte Gesichtchen, dass man erschreckt zurückfährt wie vor einem Spuk. Man weiss nicht, war es das Antlitz eines Kindes, war es eine Vision, die das Elend der grossen Städte zeugte? Man geht näher heran. Der Kopf fährt zurück. Eine welke greisenhafte Kinderhand stösst die Lade vor das Fenster.

Munch hat solch ein Kind gezeichnet. Er nennt es das kranke Kind. Auf einem Stuhle sitzt ein engbrüstiges, schmächtiges Körperchen, an dem die Sünden der Väter zehren. Sein Kopf schmiegt sich müde in ein weisses Kissen. Sein mageres Gesichtchen ist bleich wie das weisse Linnen. Es ist das letzte Stadium der Krankheit. In den Augenhöhlen grinst schon der Tod. Das abgezehrte Gesicht mit der kahlen, scharf heraustretenden Stirn und der kurzen, fast fleischlosen Nase wirkt nur noch wie ein mit einer Haut umspannter Schädel. Aber die Zerstörung des Todes flösst keinen Schrecken ein. Auf der Stirn des Kindes ruht ein Glanz, das ganze Antlitz ist wie mit Licht übergossen. Die Seele, bereit, zu entfliehen, durchscheint leuchtend den welken Körper. Seine verklärten, sternartig strahlenden Augen trinken schon aus den Quellen des Lichtes. Dies Kind empört sich nicht mehr wider den Tod. Sein welkes Körperchen ist wie eine letzte lästige Hülse, die die Seele mit dem Tode sieghaft zerreissen wird.

Mir ist's, als wäre dies Bild nicht von Menschenhänden gemacht. Der Atem Gottes hauchte es in die Seele des Meisters. Da erstarrte es, ehe der unreine Dunst des Irdischen es streifte. — — —

Fast alle Bilder Munchs sind auf Fernwirkung berechnet. Tritt man nun zurück, so scheinen über dem Haupte des Kindes dunkle drohende Schatten zu schweben, die sich wie die Fittiche des Todes herniedersenken. Geht man näher heran, so sieht man, dass diese Schatten durch den Kopf des Kindes entstehen, der sich wühlend in das weiche Federkissen gräbt. Das weisse Kissen hebt sich wie ein quadratischer kreidiger Fleck von der dunklen Mauer ab. Ein schmales Stück der Mauer ist stehen geblieben. Aus der Ferne wirkt dieser schmale schwarze Mauerrand mit dem Schatten des an der Seite rund eingedrückten Kissens wie ein Baumstamm mit einem ausgehöhlten Loche. Es glotzt wie ein leeres totes, stumpfes Auge.

Diese bizarren Wirkungen sind nicht berechnet, sie entstehen ungewollt während der Arbeit. In der Ekstase, in der der Künstler schafft, wandeln sich ihm die Umrisse der wirklichen Dinge in fantastische, groteske Linien, wie denn auch dem leicht erregbaren Menschen, oder der ewig schwingenden Seele des Kindes im Zwielicht des Schattens oder in der Dämmerung die Körper und Gegenstände spukhafte, gespenstische Gestalten und Formen anzunehmen scheinen.

Ja, sagte vorhin, Munchs Bilder wirkten wie Lichtwunder: Das Antlitz des Kindes ist wie hingehaucht vom Licht. Unzählige Strahlen und Strählchen haben sich hier verdichtet. Man sieht tausend Linien: feinfeinste, zartzarteste, netzartige, wie die durchscheinenden Zellengewebe der Haut. Man sieht Wellen von Licht, die gleichsam wie ein von Sonne und Wasser erzeugtes Maschennetz das Bild mit schwarzen Wasserlinien überfluten. — — — —

*

Pubertät

Sie ist ein halbwüchsiges Mädchen. Ihre Seele dämmert hinter den Nebeln des Chaos wie ein blindes Auge. Hie und da ein tastendes Ahnen, ein dunkles Erkennen: Hinter dem Nebel brennen Farben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Nacht springt sie mit einem Schrei auf aus ihrem Bette. Irgend ein furchtbarer Schreck weckte sie wie ein Stoss. Sie zittert am ganzen Leibe. Der Schlag ihres Herzens bedrängt sie. Was ist denn mit ihr? Sie kauert sich auf die Bettkante und horcht. Da ist irgend etwas Unerklärliches, Dunkles, Drohendes. Es wächst aus ihr, überschattet sie. Da, da kauert es auf der Wand: Ein riesiger Schatten wie eine lebensschwangere Wolke. Sie duckt sich scheu. Das Blut wühlt in ihrem Körper. Wie es sticht, brennt und quält. Sie erträgt es nicht. Sie reisst sich das Hemd vom Leibe. Sie presst die Hände gequält aneinander. Ihr Auge bohrt sich schmerzhaft in die Finsternis. Die Nacht ist voll vonn Geheimnissen. Aus ihrem Blut raunt eine dunkle, dumpfe Stimme. Ihr Körper spannt sich lauschend. Da draussen im All schlummert ein Wunder. Diese Nacht ward es geweckt. Nun will es zu ihr, tastet sich, drängt sich zu ihr mit tausend ausgestreckten, saugend-sehnenden Armen. Aber was ist „Es" nur? Sie kann keinen Namen dafür finden. Irgend etwas Farbiges, Brennendes, Leuchtendes, etwas Unerhörtes, Niegesehenes, ein schmerzlich Süsses, körperlich-Kühles, das den Brand ihres Blutes löscht. Nennen die Menschen es Glück? Und eines Tages wird es kommen, wie Gott in einer feurigen Wolke, im Donner und Blitz, in einem einzigen Augenblick. In dem werden die Zeiten ertrinken, die Schmerzen untergehen. Die Finsternis wird sich lichten. Ihre blinden Augen werden sehen, ihre tauben Ohren werden hören. . . .

Die Flut ihres Blutes steigt, giesst sich in heissen Wellen über ihren Leib, durchtränkt speisend und befruchtend ihr Gehirn. Ihre Gedanken arbeiten fieberisch, farbig und leuchtend. Ihre Lebenskräfte steigern sich, brechen aus ihr wie ein Schrei. Wie ein Strom ergiesst sich ihre Sehnsucht, strömt ins All, wächst ins Riesenhafte. Da steht sie schaudernd in ihrer Nacktheit, und streckt ihre Arme aus und schreit in die Einsamkeiten. Aber da ist keine Stimme noch Antwort.

*

Die Stimme

Zwischen den Baumstämmen steht die Sonne. Sie löscht ihre Glut in der Kühle eines Wassers. Ein Weib geht durch den Wald und wartet auf ihre Stunde. Ihr Leib ist durstig und saugend wie der Waldboden. Jede Pore ist geöffnet, bereit zu empfangen. Seltsam, wie sie geht: gezogen von unterirdischen Kräften, unaufhaltsam getrieben wie ein fliessenden Wasser, das das Meer an sich zieht. Sie hebt horchend den Kopf. Ihr Antlitz ist ein einziges, lauschendes, lichtsaugendes Auge.

Ein paar Kiefernzweige recken sich über ihr: Gespentisch wie die düsteren Fittiche ihres drohenden Weib-Schicksals. —

*

Empfängnis

Das Wunder vollzog sich. Das Geschlecht zerriss den Schleier, der das Auge ihrer Erkenntnis trübte und sie erkannte den Mann und blickte schauernd in seine Fremdheit. Nun verebben die Wollustschauer. Aus ihrem befruchteten Schoss aber giessen sich Ströme von Sonnenblutt, die eilen sich ausbreitend in riesigen Kreisen zur Urmutter der Sonne zurück, aus der sie entsprangen, die Menschen-Mutter mit dem Urschoss des Chaos verbindend. Der Durst des Blutes ist gelöscht. Der gesättigte Leib entsinnlicht sich, wird unirdisch, wandelt sich in ein muschelartig lauschendes Ohr. In das All horchend, saugt es die Aetherschwingungen des Ur-Geistes auf. In dem Gefäss ihres Leibes verdichtet sich ein neuer Mensch. Blut wird Geist. Geist wird Blut. Das Geheimnis ist gross.

Der Leib des Weib-Menschen ist vollendet. Die Ewigkeit hat ihn beschattet. Das wird von ihr geboren. Mutter. Madonna. Auf ihrem schwarzen Haar leuchtet die aus Blut geschmolzene Krone der Mütter. Die Stimmen der Mütter umraunen sie. Die Aengste der Mütter haben ihr Antlitz gezeichnet. — — — —

*

In meinem Zimmer hängt neben dem Johannes von Lionardo das kranke Kind von Munch. Ein Zufall brachte die beiden Bilder an dieselbe Wand. Ich liess sie hängen. Ein Meister ist des andern würdig. Die Meister der Renaissance fussten auf der Antike und durchtränkten den durch Leibesübungen zu höchster Vollkommenheit entwickelten antiken Körper mit dem Blut einer lebendigen Seele. Munch aber ist ein Ureigner. Er brach alle Brücken hinter sich ab und verbrannte die Schiffe, die ihn mit der Kultur der Vergangenheit verbanden. Nun ist seine Seele wie ein urfrühes Eiland. Er arbeitet mit der Kraft eines Riesen mit selbsgeschaffenen Werzeugen, und seine gesegneten Hände entringen dem Boden tropische Farbenwunder. Zu der elementaren Kraft eines Barbaren gab ihm die Natur eine ewig-wache witternde, fast weiblich vibrierende Seele. Mit ihren tausend geöffneten Poren legt sie sich lauschend ins All, und die Strahlen der schwingenden Weltseele in sich aufsaugend, spiegelt sie die Geheimnisse der Naturkräfte in Farben-Visionen wieder.

Er ist der Starken einer.

Georg Simmel: Die Frau und die Mode

Wenn die Mode den Egalisierungs- und den Individualisierungstrieb, den Reiz der Nachahmung und den der Auszeichnung zugleich zum Ausdruck bringt und betont, so erklärt dies vielleicht, weshalb die Frauen im allgemeinen der Mode besonders stark anhängen. Aus der Schwäche der sozialen Position nämlich, zu der die Frauen den weit überwiegenden Teil der Geschichte hindurch verurteilt waren, ergibt sich ihre enge Beziehung zu allem, was „Sitte“ ist, zu dem, „was sich ziemt“, zu der allgemein gültigen und gebilligten Daseinsform. Denn der Schwache vermeidet die Individualisierung, das Auf-sich-ruhen mit seinen Verantwortlichkeiten und seiner Notwendigkeit, sich ganz allein mit eigenen Kräften zu verteidigen. Ihm gewährt gerade nur die typische Lebensform Schutz, die den Starken an der Ausnutzung seiner exceptionellen Kräfte hindert. Auf diesem festgehaltenen Boden der Sitte aber, des Durchschnittlichen, des allgemeinen Niveaus streben die Frauen nun stark zu der so noch möglichen relativen Individualisierung und Auszeichnung der Einzelpersönlichkeit. Die Mode bietet ihnen gerade diese Kombination aufs glücklichste: einerseits ein Gebiet allgemeiner Nachahmung, ein Schwimmen im breitesten sozialen Fahrwasser, eine Entlastung des Individuums von der Verantwortlichkeit für seinen Geschmack und sein Tun — andererseits doch eine Auszeichnung, eine Betonung, eine individuelle Geschmückheit der Persönlichkeit.

Es scheint, dass für jede Klasse von Menschen, ja wahrscheinlich für jedes Individuum ein bestimmtes quantitatives Verhältnis zwischen dem Triebe zur Individualisierung und dem zum Untertauchen in die Kollektivität bestünde, so dass, wenn auf einem bestimmten Lebensgebiete das Ausleben des einen Triebes behindert ist, er sich ein anderes sucht, auf dem er nun das Mass, dessen er bedarf, erfüllt. So scheint es, als wäre die Mode gleichsam das Ventil, auf dem was Bedürfnis der Frauen nach irgend einem Mass von Auszeichnung und individueller Hervorgehobenheit ausbräche, wenn ihnen dessen Befriedigung auf anderen Gebieten mehr versagt ist.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zeigt Deutschland eine ausserordentlich starke Entwickelung der Individualität. Die kollektivistischen Ordnungen des Mittelalters wurden durch die Freiheit der Einzelpersönlichkeit in hohem Masse durchbrochen. Innerhalb dieser individualistischen Entwickelung aber fanden die Frauen noch keinen Platz, ihnen wurde noch die Freiheit persönlicher Bewegung und Entfaltung versagt. Sie entschädigten sich dafür durch die denkbar extravagantesten und hypertrophischsten Kleidermoden. Umgekehrt sehen wir, dass in Italien die gleiche Epoche den Frauen den Spielraum für individuelle Entwickelung gewährt. Die Frauen der Renaissance hatten so viele Möglichkeiten der Bildung, der Betätigung nach aussen hin, der persönlichen Differenzierung, wie sie ihnen dann wieder fast Jahrhunderte hindurch nicht gegönnt waren, die Erziehung und die Bewegungsfreiheit war besonders in den höheren Schichten der Gesellschaft für beide Geschlechter fast die gleiche. Aber nun wird auch aus Italien von keinerlei besonderen Extravaganzen der weiblichen Mode aus dieser Zeit berichtet. Das Bedürfnis, sich auf diesem Gebiete individuell zu bewähren und eine Art von Ausgezeichnetheit zu gewinnen, bleibt aus, weil der hierin sich äussernde Trieb auf anderen Gebieten seine hinreichende Befriedigung gefunden hat. Im allgemeinen zeigt die Geschichte der Frauen in ihrem äusseren wie inneren Leben, in dem Individuum ebenso wie in ihrer Gesamtheit eine vergleichsweise so grosse Einheitlichkeit, Nivellement, Gleichmässigkeit, dass sie wenigstens auf dem Gebiete der Moden, das das der Abwechselung schlechthin ist, einer lebhafteren Betätigung bedürfen, um sich und ihrem Leben — sowohl für das eigene Gefühl wie für andere — einen Reiz hinzuzufügen. Wie zwischen Individualisierung und Kollektivierung, so besteht zwischen Gleichmässigkeit und Abwechselung der Lebensinhalte eine bestimmte Proportion der Bedürfnisse, die auf den verschiedenen Gebieten hin- und hergeschoben wird, die die Versagtheit auf dem einen durch eine irgendwie erzwungene Gewährung auf dem andern auszugleichen sucht. Im ganzen wird man sagen können, dass die Frau, mit dem Manne verglichen, das treuere Wesen ist; eben die Treue, die die Gleichmässigkeit und Einheitlichkeit des Wesens nach der Seite des Gemütes hin ausdrückt, verlangt doch eben um jener Balancierung der Lebenstendenzen willen irgend eine lebhaftere Abwechselung auf mehr abseits gelegenen Gebieten. Der Mann umgekehrt, der seiner Natur nach untreuer ist, der die Bindung an das einmal eingegangene Gemütsverhältnis typischerweise nicht mit derselben Unbedingtheit und Konzentrierung aller Lebensinteressen auf dieses eine zu bewahren pflegt, wird infolgedessen weniger jener äusseren Abwechselungsform bedürfen. Ja, das Abweisen der Veränderungen auf äusseren Gebieten, die Gleichgültigkeit gegen die Moden der äusseren Erscheinung ist spezifisch männlich — nicht weil er das einheitlichere, sondern grade weil er im Grunde das vielfältigere Wesen ist und deshalb jener äusseren Abwechselungen eher entraten mag. Darum betont die emanzipierte Frau der Gegenwart, die sich dem männlichen Wesen, seiner Differenziertheit, Personalität, Bewegtheit anzunähern sucht, auch grade ihre Gleichgültigkeit gegen die Mode. Auch bildet die Mode für die Frauen in gewissem Sinne einen Ersatz für die Stellung innerhalb eines Berufsstandes. Der Mann, der in einen solchen hineingewachsen ist, hat sich damit freilich in einen Kreis relativen Nivellements begeben, er ist innerhalb dieses Standes vielen anderen gleich, er ist vielfach nur ein Exemplar für den Begriff dieses Standes oder Berufes. Andrerseits und wie zur Entschädigung hierfür ist er doch nun auch mit der ganzen Bedeutung, mit der sachlichen wie sozialen Kraft dieses Standes geschmückt, seiner individuellen Bedeutung wird die seiner Standeszugehörigkeit hinzugefügt, die oft die Mängel und Unzulänglichkeiten des rein persönlichen Daseins decken kann.

Eben dies nun leistet an so ganz anderen Inhalten die Mode, auch sie ergänzt die Unbedeutendheit der Person, ihre Unfähigkeit, rein aus sich heraus die Existenz zu individualisieren, durch die Zugehörigkeit zu einem durch eben die Mode charakterisierten, herausgehobenen, für das öffentliche Bewusstsein irgendwie zusammengehörigen Kreis. Auch hier wird freilich die Persönlichkeit als solche in ein allgemeines Schema eingefügt, allein dieses Schema selbst hat in sozialer Hinsicht eine individuelle Färbung und ersetzt so auf dem sozialen Umwege gerade das, was der Persönlichkeit auf rein individuellem Wege zu erreichen versagt ist. Dass die Demimonde vielfach die Bahnbrecherin für die neue Mode ist, liegt an ihrer eigentümlich entwurzelten Lebensform; das Pariadasein, das die Gesellschaft ihr anweist, erzeugt in ihr einen offenen oder latenten Hass gegen alles bereits Legalisierte, gefestigt Bestehende, einen Hass, der in dem Drängen auf immer neue Erscheinungsformen seinen noch relativ unschuldigsten Ausdruck findet; in dem fortwährenden Streben nach neuen, bisher unerhörten Moden, in der Rücksichtslosigkeit, mit der gerade die der bisherigen entgegengesetzteste leidenschaftlich ergriffen wird, liegt eine ästhetische Form des Zerstörungstriebes, der allen Pariaexistenzen, soweit sie nicht innerlich völlig versklavt sind, eigen zu sein scheint.

Aus der Abhandlung: Philosophie der Mode von Georg Simmel. Erschienen im Pan-Verlag, Berlin

Otto Flake: Gespräch gegen Abend

A: Aber nun erklären Sie mir, warum Sie sich gerade Meran ausgewählt haben, da Sie doch — erinnern Sie sich uns'res letzten Gespräches vor Jhrer Abreise, als Sie noch nicht wussten, wohin Sie eine Stunde später fahren würden — nach dem Süden wollten, der Ihnen mehr als eine Liebe: eine Lebensbedingung ist? Meran hier vor uns, das ist grossartig; aber der Pan des Mittags, den Sie als Gegensatz zum nordischen Pan der Mitternacht erfanden, brütet doch sicherlich nicht schon hier, wo Schneeluft und Südhitze nur bewirken, dass die Sonne zwar wie durch einen Brennspiegel brennt, aber zur eisigen Ohnmacht wird, wenn sich nur für eine Sekunde ein Wölkchen davorlegt.

B: Warum ich schon hier die einzig schöne Fahrt mit dem Brennerexpress unterbrach? Nur die Uebergänge sind ja interessant. Es ist romantischer, verlobt zu sein als verheiratet. Ich bin zufrieden, die Alpen hinter mich gebracht zu haben — es genügt zu wissen, dass dies Etschtal sich wie ein Schoss nach Italien öffnet. Sie sehen, ich baue meine Taktik auf dem Gegensatz auf, und da bietet sich mir noch ein anderes: als Gesunder des Morgens auf der Kurpromenade sitzen und zu der Musik von allen lockenden Dingen träumen, während eine angegriffene Menschheit vorübergeht. Lebt das Selbstgefühl nicht immer auf Kosten der Mitmenschen?

A: Eine raffinierte geistige Diät. Aber ich bin überzeugt und bewundere nur die Sicherheit, mit der Sie sich selbst erklären.

B: Beruhigen Sie sich. Das gelingt nur, wenn man einen guten Zuhörer hat.

A: Den Sie sich selbst erzogen haben. Erinnern Sie sich jener Zeit vor fünf Jahren, als ich eben zu schreiben anfing und ganz Literat war? Damals wählte ich Sie zum Papst in allen Fragen, die vom Zustand des Schriftstellers handeln.

B: Und seither erlebten Sie jenes würgende Gefühl in der Kehle, das nach Bourget den Künstler macht. Doch zünden wir uns eine Zigarette an.

A: Ich vermag keine Zigarette zu drehen, ohne eine deutliche Empfindung alles Schlanken und Aristokratischen zu haben.

B: Oscar Wilde beschreibt das wundervoll.

A: O, dazu gehören auch diese englischen Tabake. Sehen Sie diesen hier, goldene, heftig gekräuselte Fäden, die einen scharfen frauenhaften Duft ausströmen . . . Ich habe in diesem Augenblick eine Stimmung von mir selbst, ich sehe mich lässig in diesem Sessel liegen, einem geöffneten Fenster gegenüber und einer Landschaft, die eine abendliche Stunde zärtlicher macht.

B: Ja, man ist sich seiner Jugend bewusst und dass man ein Geistiger ist, der vom Leben nichts Wertvolleres verlangen kann, als diese gelassene Sättigung. Doch sehen Sie, wie im Rahmen des Fensters der dreigratige Iffinger die näheren Vorberge mit einer weissen Borde abschliesst.

A: Die Vorberge sind dunkelblau und der Schnee glüht rosig . . . Doch würden Sie mir nicht etwas von Ihrer neuesten Arbeit erzählen wollen?

B: Nein, wirklich nicht. Haben Sie noch nicht bemerkt, dass ein Schriftsteller nicht bloss unklar, sondern auch komisch wirkt, wenn er von seinem Werke spricht? Der Druck, das erst ist die Rechtfertigung des Manuskriptes. Jedoch, Sie haben mir bereits einen weit grösseren Dienst geleistet, als der wäre, Ihnen meine Arbeit auseinandersetzen zu dürfen.

A: Wie soll ich Sie verstehen?

B: Um die Wahrheit zu sagen, so war ich, wie Sie bei mir eintraten auf dem tiefsten Punkt einer selbstquälerischen Niedergeschlagenheit angelangt. Da Sie mich zwangen, einer Anregung, die Sie gaben, mit geübter Gelassenheit zu folgen, so bin ich es mir selbst schuldig, die Sicherheit, die Sie mir zuschreiben, aufrechtzuerhalten, wenn ich nachher am Schreibtisch sitzen werde. Mit einem Wort: Sie haben meinem Ehrgeiz einen guten Dienst geleistet.

A: Ich bin erstaunt, Sie, der so hochmütig sein kann, von Ehrgeiz sprechen zu hören.

B: Ich vermute trotzdem, dass Sie das verstehen müssten. Ohne den Ehrgeiz schriebe ich keine Seite, nicht eine einzige Zeile. Solange ich vor meinen Heften noch das Gefühl hatte: wenn du ein gutes Buch machst, so ist es ein Bruchstück von zehn anderen, die so herrlich sind, dass du sie nie gestalten wirst — solange schrieb ich um meiner selbst willen, und jedes Kapitel war ein Meilenstein zu einer fernen Höhe.

A: Aber jetzt, wo Sie sie erreicht haben?

B: Wo ich meine Höhe erreichte, wo ich sicher bin, nur noch das Gleichmass meiner erlangten Kraft immer von neuem beweisen zu können — jetzt würde ich mich mit dem Bewusstsein begnügen: wenn du willst, kannst du. — Wozu noch gestalten? Und genau hier kommt mir der Ehrgeiz zu Hilfe.

A: Sie lassen mich etwas Tragisches ahnen, dass für einen Künstler die kämpfende Jugend das Gesättigste ist; und doch sehen wir in ihr unseren schlimmsten Feind. Aber jedenfalls haben Sie von dem, was Sie Ihren Ehrgeiz nennen, eine sehr bestimmte Meinung.

B: Abgesehen davon, dass mir der Erfolg ein geschmackvolles Dasein ermöglicht, gibt er mir noch mehr: er hält mein Lebensgefühl aufrecht. Ein spöttischer Trotz, sich den Feinden, der Stadt, den Verwandten, die mich aufgegeben hatten, aufgezwungen zu haben, das ist wundervoll. Ich leide an Paroxysmen des Reinlichkeitsgefühls. Rechnen Sie dazu noch die Freude, ein Manuskript in einen sauberen, fehlerlosen Druck übergehen zu sehen. Es gibt Tage, an denen mich allein diese Vorstellung zur Arbeit bewegen kann.

A: Ist es nicht so, wie wenn man sich zum Rauchen nur darum verleiten lässt, weil man in einem weissgedeckten Restaurant einen alten Herren, der raffiniert leicht soupiert hat, seiner Dose eine Zigarette entnehmen sieht?

B: Sie denken an den Marquis damals in Baden-Baden? Er ist also uns beiden aufgefallen und ich erinnere mich, dass ich mir damals genau das überlegte, was ich Ihnen eben erzählte. Ich behaupte, der Erfolg ist für einen Schriftsteller deshalb so unentbehrlich, damit er sich unter solchen Menschen der grossen Gesellschaft legitim fühlen kann. Führen Sie es, wenn Sie wollen, auf jenes Reinlichkeitsgefühl zurück, unter dem ich als Anfänger unwahrscheinlich schwer trug. Unter uns Modernen glauben ja die besten Köpfe nicht mehr an die überschwängliche Bewertung des Künstlers, sie leiden unter ihrem ernsthaften Pathos, dessen hochmütiger Freund der Weltmann ist. Da sie aber einmal Künstler sind, wollen sie es so überzeugend sein, dass sich kein Herrenklub erlauben würde, sie nicht aufzunehmen.

A: Sie haben Vorhänge von Hintergründen aufgehoben, die mich verwirren könnten.

B: Lassen wir sie sofort wieder sinken. Es ist zudem Nacht geworden; die Tannen rauschen und über ihnen strahlt sehr fern ein herbstlicher Planet. Wollen Sie mir die Freude machen, mit mir zu speisen? Wir werden an Villen vorbei, die abweisend und verschwiegen hinter Gittern und Kieswegen liegen, zu den Promenaden am Passer gehen. Der Wasserfall stürzt und über wuchtig dunkle Abhänge, die Meran wie steile Trichterwände in sich fassen, sind Lichter gestreut — dann treten wir in die weisse Halle eines Restaurants und die rotseidenen Schirme der Lampen an all den Tischen werden von einer befriedigenden Eleganz sein.

Unsere Lieblinge

1: Gustav Frenssen

Der Romanschriftsteller Gustav Frenssen kennzeichnet sich durch dreierlei:

Erstens: dass ihn Herr Staatssekretär Dernburg nach der Lektüre von Peter Moors (oder Mohrs? ich weiss es nicht) Fahrt nach Südwest für einen grossen Dichter hielt.

Zweitens: dass ich seinen Jörn Uhl ganz gelesen habe, von Hilligenlei dagegen nur ein kleines Verslein, das, eine Art Prologus, einer späteren Auflage vorangeschickt war, so dass ich alle seine übrigen Opera zwar nicht kenne, aber voll und ganz missbillige . . . voll und ganz miss . . . . . . voll und ganz . . . voll und . . . . . voll . . . . ach so —

Drittens: dass ihn Herr Professor Friedrich Paulsen in seinen Jammer-Aufsätzen über die Vergiftung der reinen deutschen Volksseele durch losgelassene moderne Dämonen gänzlich übersehen hat.

Sehr geehrter Herr Meyrinck, ich finde Ihre Verulkung des Frenssen'schen Stils gar köstlich, aber in Ihrer Verulkung vermisse ich den Hass. Denn Sie werden doch auch der Ansicht des Friedrich Hebbel sein: Wie soll die Liebe zum Echten sich äussern, wenn nicht im Hass gegen das Schlechte? Dieser Friedrich Hebbel, Herr Frenssen, konnte es nie so recht zu einer komfortablen Villa bringen, weil er den Durchschnitt der deutschen Volksseele so schlecht kannte und weil die Markt-Schlauen die Heimatkunst noch nicht erfunden hatten. (Eine halbe Million habe ich kürzlich dem ausgelobt, der mir den Erfinder der Heimatkunst tot oder lebendig zur Stelle schafft.)

Nun aber vernehme ich ein wildes Geschrei der Frenssen-Besessenen: „Beweise, Schurke, beweise!"

Deutsches Volk, weisst du, was ein Cliché ist? In der Literatur? Nun, so schlage mal irgend eine Seite im Jörn Uhl auf Da steht: „Sie blitzte ihn mit klugen Augen an," und auf der folgenden Seite — hast du's, deutsches Volk? — steht: . .„mit einem fröhlichen Blitzen ihrer Augen," — dann die nächste Seite — hast du's? — da kannst du lesen von einer „alten freundlichen Frau, die über vierzig Jahre mit ihrem Mann Glück und Leid gemeinsam getragen hatte." Und viertens kannst du eine Lade finden, von der Frenssen sich zu schreiben erdreistet: „Wenn diese niedrige Lade erzählen könnte." So, und nun spiele ich meinen Trumpf aus. Wie lässt ein ehemaliger Pfarrer seine Kinder, seine schmucken Burschen, seine schmucken Deerns, seine alten Männlein, seine Mütterchen weinen (wenn sie nicht schluchzen?). Nun, wie? Sag mir's, deutsches Volk? Nein? Du kennst das Cliché nicht? Ich sag's ja, du weisst nicht, was ein Cliché ist. Also: bitterlich lässt er sie weinen, bitterlich lässt er sie schluchzen. Ohne Spass, es gibt Leute, die sagen: Dieser Roman steht hoch über dem Durchschnitt! weil vielleicht ein Kapitel schliesst: „Da liess sie ihren Kopf auf die Arme sinken und schluchzte bitterlich". (Eine Dame hat mich mal für herzlos gehalten, weil ich nicht gleich „ja, ja!" sagen konnte, als sie stöhnte: „Ich liebe den Herbst so!")

— — — — — — — — — — — — — —

„Wir wollen noch mehr Beweise! Wir lassen uns unseren Frenssen nicht rauben! Wir haben ihm unser Geld geopfert. Beweise, Schur . . ."

„Ihr junges Gesicht war von Freude verklärt!" Hä?

„Mehr!"

„Sie sah so unberührt aus, so fein und frisch, wie ein sonniger, stiller Sonntagmorgen, wenn man keine Sorgen hat." — „Ihre Gestalt war noch immer voll aufstrebender stolzer Kraft." — „In den grauen Augen und um den festen roten Mund lag ein Zug tiefen Ernstes." — „Er stand mit zuckendem Mund vor ihr."

Noch nicht genug? Noch nicht genug? Was? Lügende Kinderseelen, pfarrerisch salbadernde Landräte, prophetische Pferdehändler, biblisch lallende Kapitel, marlittisch-heimburgisch-juliuswolffisch denkende, redende, handelnde, lebende, sterbende Deerns (schmucke Deerns) — noch nicht genug? Bauern, die Pfingstaufsätze über Glaube, Liebe und Treue quatschen? Noch nicht tot? Noch nicht ganz tot? Die „gesunde Sinnlichkeit" ist ja auch da? Langweilige, totbeschleunigende Propaganden für reines, wahres, echtes, rechtes, schlichtes Christentum — — was? Noch nicht . . . .

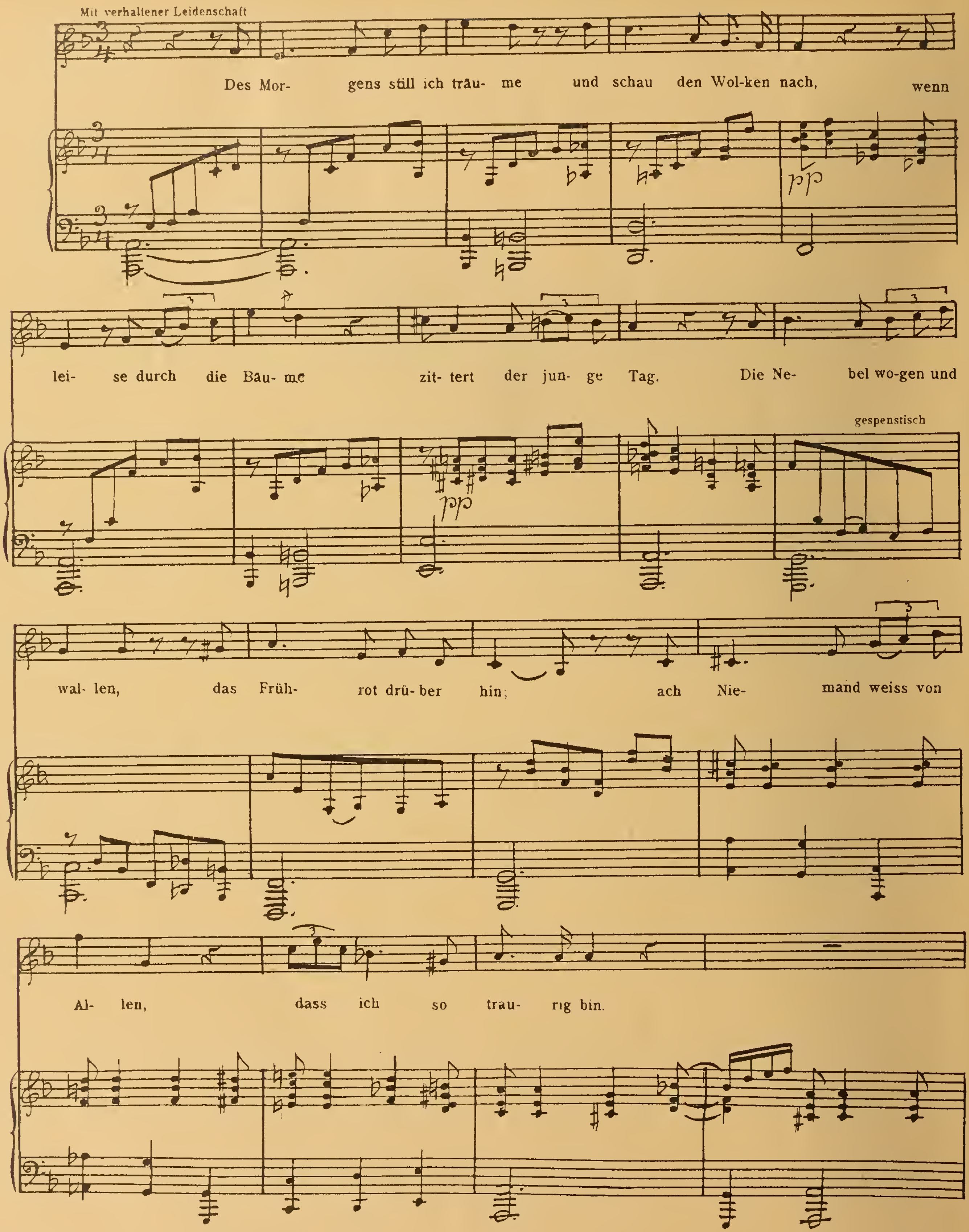
Schlechte Romane machen ein Volk unsittlich. Die marlittisch-heimburgisch-juliuswolffische Unsittlichkeit brütet in Deutschland. Gebildete Menschen stürmen Buchhandlungen und Leihbibliotheken um Frenssen. Und sie wissen nicht, dass diesem Schriftsteller nur eines heilig ist: der Kitsch. Viele haben Grosses gewollt, und nicht gekonnt. Frenssen will den grossen Kitsch, der lästerlich haust in tausenden von Weihnachtsromanen, den der verfluchte Unterhaltungsroman gebiert, grosszieht, hütet und pflegt, der in Familienzeitschriften und Familienromanen ganze Generationen verseucht und nicht tot zu kriegen ist. Keine Zeile bei Frenssen, die nicht tausende geschrieben, kein Gedanke, den nicht tausende von Schriftstellern gehabt haben, aber nie ein Mensch. Damit vertrödelt man in Deutschland die Zeit, darüber wird gestritten, dafür gibt man Geld aus, dagegen zersplittert man selbst ein halbes Dutzend Federn — es widert mich an — aber im Hass gegen das Schlechte — mit geballten Fäusten — im Hass — —

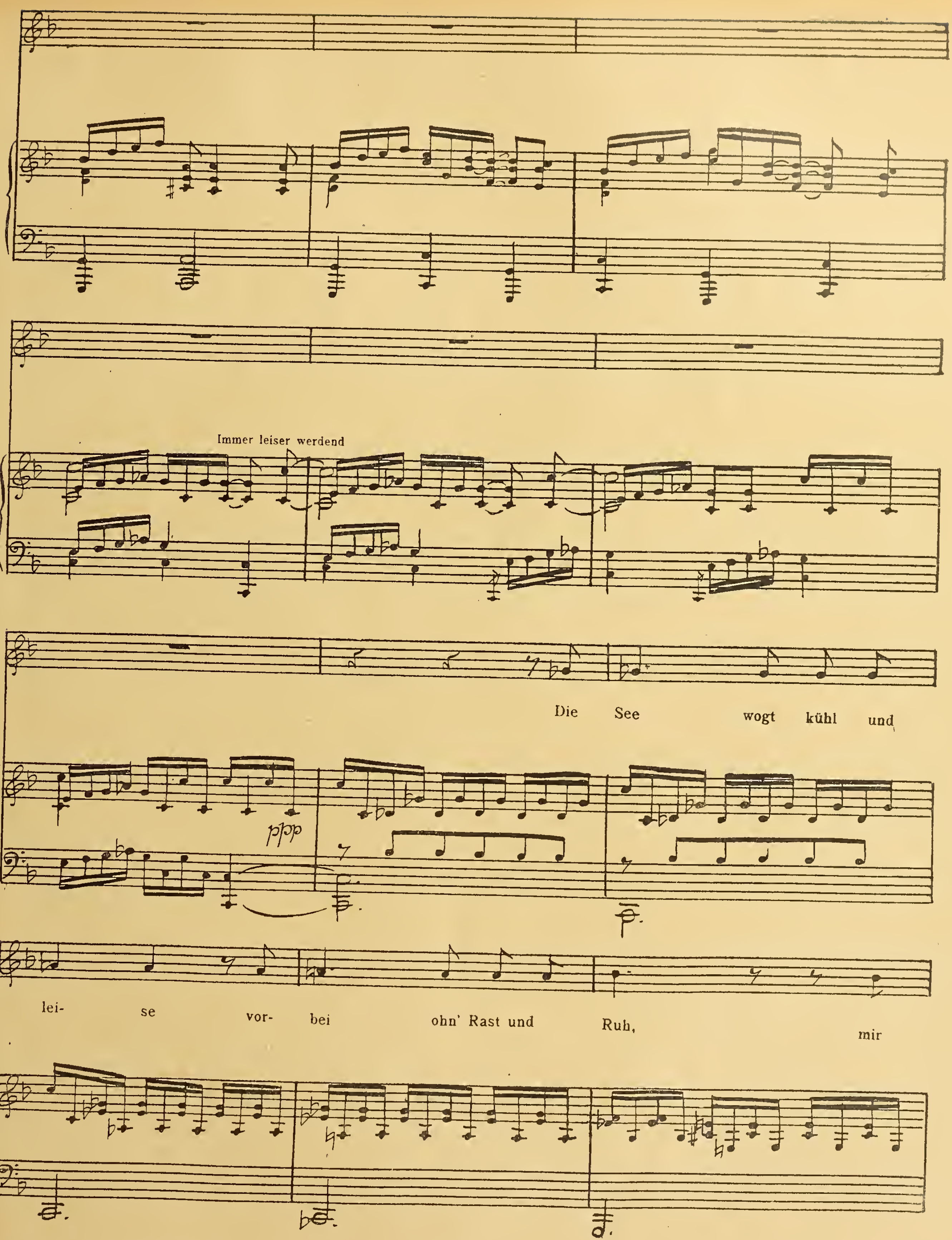
Rudolf Blümner

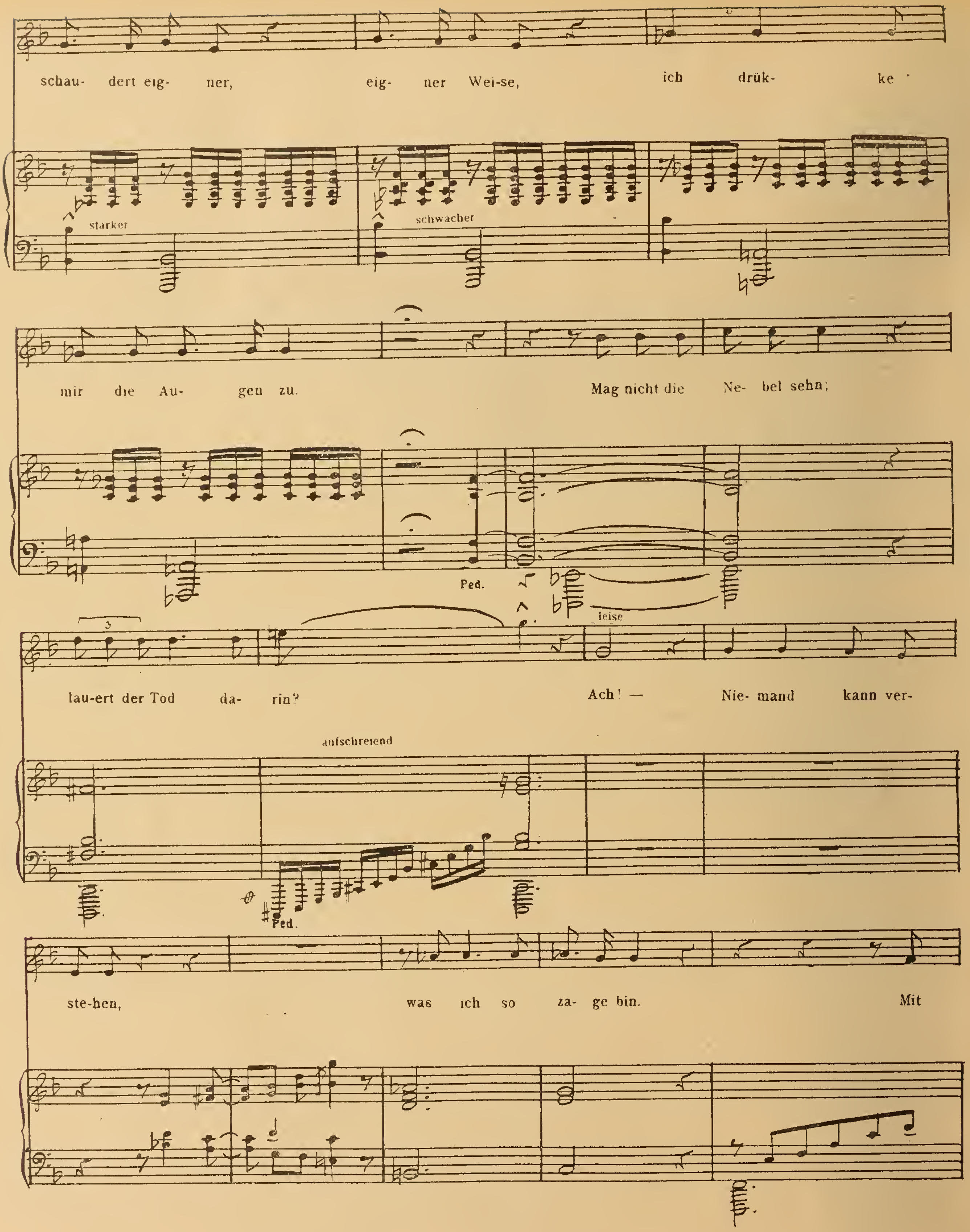
FRIEDRICH NIETZSCHE: DIE FISCHERIN

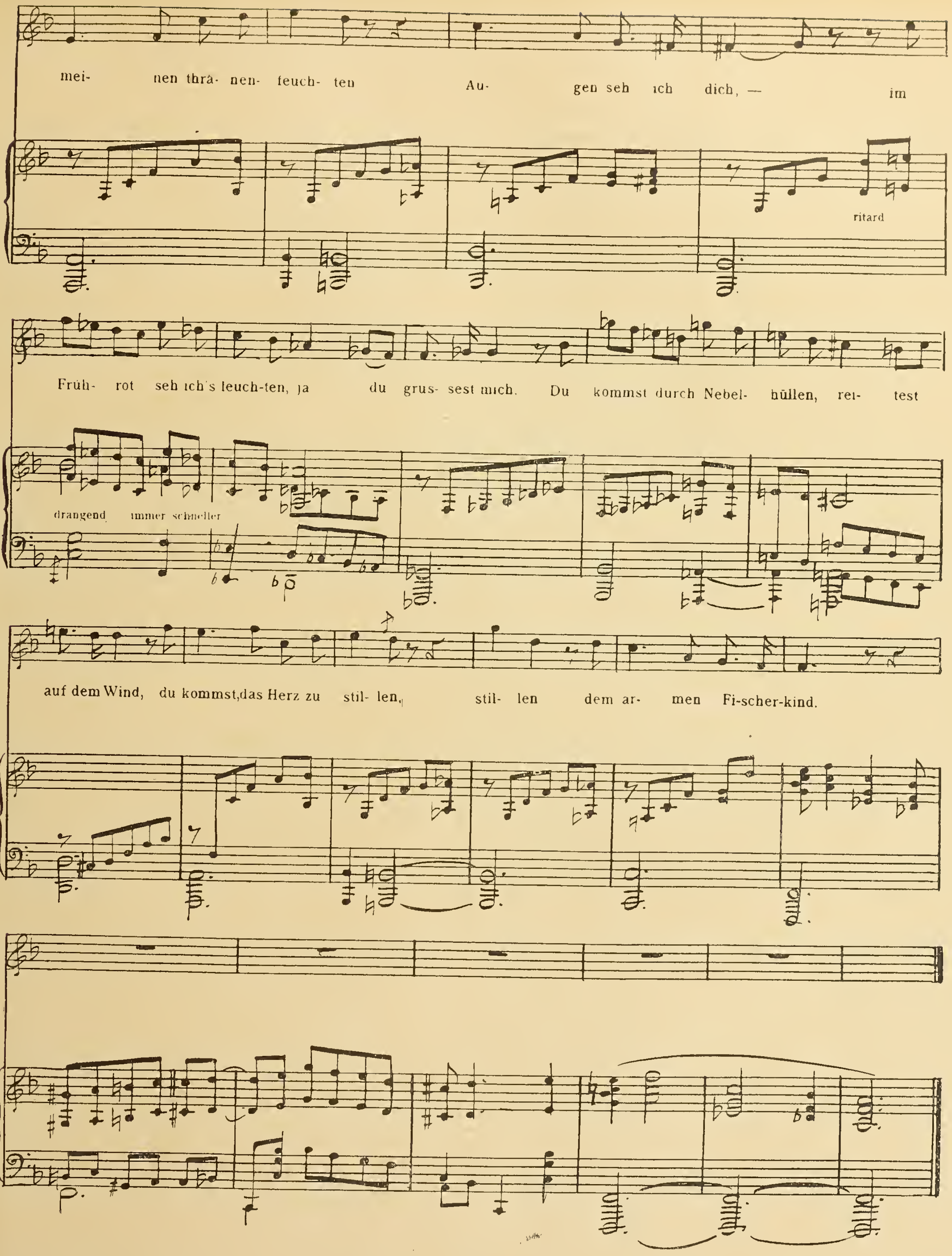
Dichtung und Musik entstanden in den Jahren 1862 und 1865

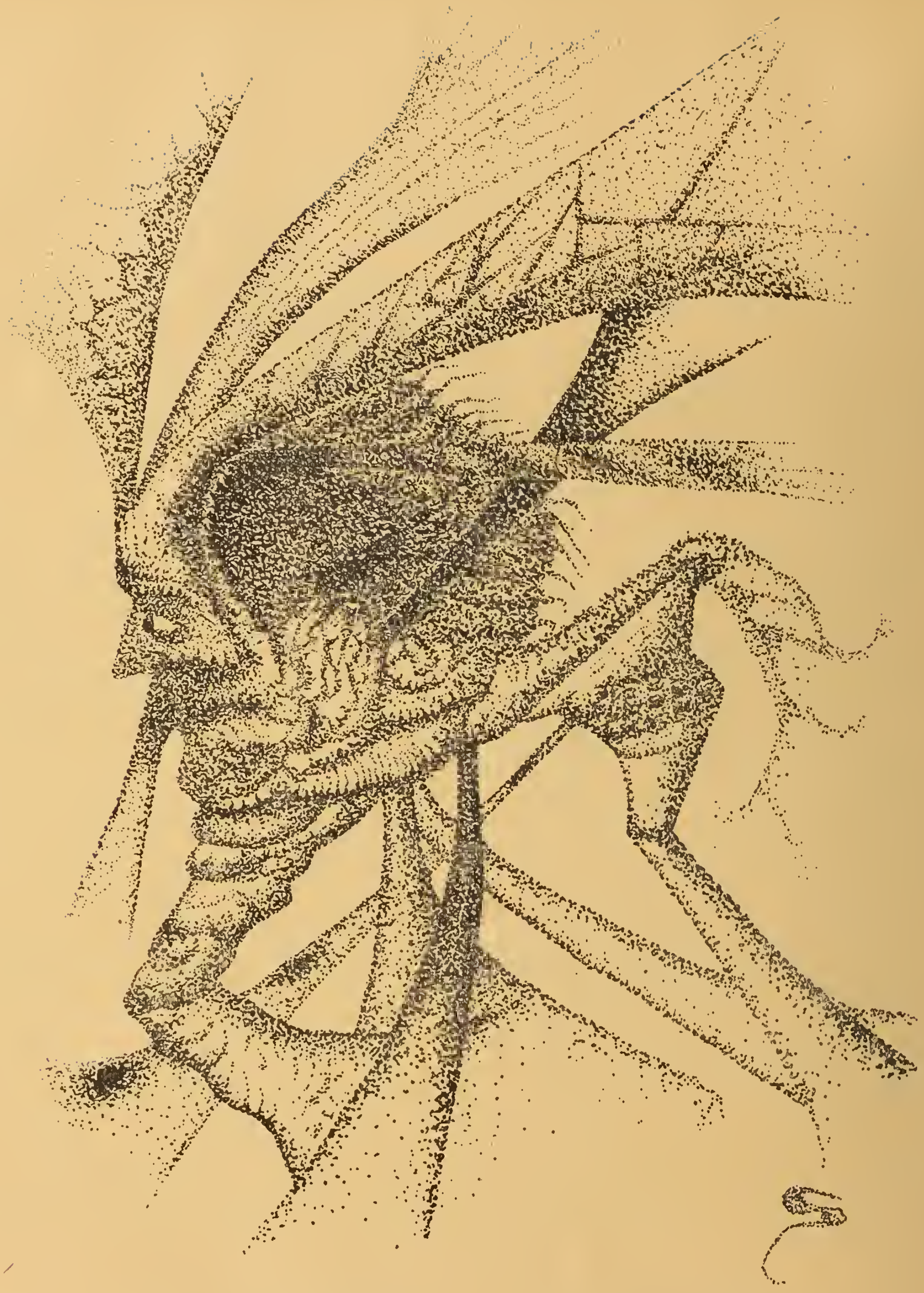
Veröffentlicht mit Erlaubnis von
ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE


Mit verhaltener Leidenschaft
Des Mor- gens still ich träu- me und schau den Wol-ken nach, wenn
pp
lei- se durch die Bäu- me zit- tert der jun- ge Tag. Die Ne- bel wo-gen und
pp
gespenstisch
wal- len, das Früh- rot drü- ber hin; ach Nie- mand weiss von
Al- len, dass ich so trau- rig bin.


Immer leiser werdend
ppp
Die See wogt kühl und
lei- se vor- bei ohn' Rast und Ruh,
mir


schau- dert eig- ner, eig- ner Wei-se, ich drük- ke
starker
schwacher
mir die Au- gen zu. Mag nicht die Ne- bel sehn;
Ped.
leise
lau-ert der Tod da- rin? Ach! — Nie- mand kann ver-
aufschreiend
Ped.
ste-hen, was ich so za- ge bin. Mit


mei- nen thrä- nen- feuch- ten Au- gen seh ich dich, — im
ritard
Früh- rot seh ich's leuch-ten, ja du grus- sest mich. Du kommst durch Nebel- hüllen, rei- test
drängend immer schneller
auf dem Wind, du kommst, das Herz zu stil- len, stil- len dem ar- men Fi-scher-kind.



PAUL SCHEERBART: Aus der Jenseits-Galerie

„Die Zeichnungen der Jenseitsgalerie sind Nachbildungen von dem, was wir jenseits der Neptunsbahn entdeckt haben. Diese Jenseitsgallerie will uns demnach nur das Jenseits zeigen, das jenseits der Neptunsbahn zu finden ist, vollkommen in unserer Raumsphäre bleibt und in jeder Beziehung unserm Sonnensystem zugehört. Es handelt sich hier keinesfalls um ein — Jenseits von Raum und Zeit."

Die Jenseits-Galerie (10 Blatt) ist im Verlag Oesterheld & Co. erschienen

RUNDSCHAU

Variété

Ich sitze in einem Variété.

Es kommen Clowns mit geschändeten Gesichtern und wälzen sich, als würden ihre Fusssohlen mit Nadeln gestrichen, in Paroxysmen der Qual. Sie machen Betrunkenheit, Tierheit, zügelloses Hinüberschweifen. Ihr Gebaren ist dem Irrsinn so nah, dass sie verstümmelt, mit entzündetem und verwirrtem Verstand von der Bühne gehn. Und Tänzerinnen zeigen sich im Gnadenzustand ihres Körpers, sie spielen, stürmisch und mild, in der farbigen Freiheit ihres Wesens, sie scheinen tief und lockend, weil jeder Tanz um einen Brunnen schwebt, der im Dunkel zwischen den Sternen alle menschlichen Geheimnisse hält. Vor tausend und tausend Jahren erfanden sie, vor der Sphinx, die Figurentänze der sieben Planeten, tanzten in Griechenland die jungfräulichen Freundinnen der Kybele nackt über die Felder und schürten den Rausch, worin die Saaten reifen . . Alle Mystik kommt von der Entzückung der Sinne. Hütet die Mystik, damit uns die Sinne nicht absterben!

Wenn die Tänzerinnen gehn, ist es ein fröhliches Erlöschen; und man sieht sie wieder in Likörstuben an klebrigen Tischen, grau und stumpfsinnig neben einem Kerl, der nichts als ein Kinn ist, und dessen böse Hundeaugen durch die Stube wandern.

Oder, hinter dem entschwindenden Vorhang glänzt weiss mit tausend winzigen Goldkörnern, die in der Seide rascheln, eine dunkelblonde Frau, — um ihre Schultern ein Gewimmel dünner Ketten, die goldwarm wie einen Spiegel ihre weisse Haut bescheinen. Sie singt eine bretonische Romanze. Da der Tod kommt, dunkeln ihre Augen, der Mund scheint hinter der Schminke zu erblassen. Das ist, als ob alle die fröhlichen Kleider einer Frau mit einem zu Boden fielen. .

Sie ging mit sanften Bewegungen, zart lächelnd, und ebenso kam sie wieder, wenn man sie rief . . Aber als sie in einem Weinrestaurant Unter den Linden Sekt trank, war in der schimmernden Gewandung des Glases eine rote Zunge, die sich leise krümmte. Ihr Blick schielte. Nun machte sie den da erblassen, der ihr gegenüber sass. Die Kapelle spielte eine „Duftende Orange-Weis'" aus der Toska . . Sie wiegte den Kopf und hielt das Glas an den Lippen, ohne zu trinken. Es war nur ein kühles Bad, das ihr Mund nahm . . Und ihre Ueberlegenheit wuchs in jeder Stunde. Neben einem wilden Mann verliess ein stilles, lächelndes Mädchen den Tisch, der aussah wie der baldige Morgen dieser Nacht. Er war frostig und doch beunruhigend in seiner bunten Unordnung. Eine Schwüle umgab ihn, wie die Hände und die Kleider im kalten Morgen noch lange ein Parfum bewahren.

Akrobaten stürzen von einem Trapez zum andern. Sie hängen und fliegen. In diesem Augenblick, da sie schweben, da sie steigen, und in jenem, wenn ein Kraftstück sehr sauber gelang, sind sie vollendet . . (Es sollte eine Polizeivorschrift geben, dass Akrobaten Halbmasken tragen. Die meisten dieser Gesichter verhöhnen den Körper.) Schwitzend und gebeugt schleichen sie in die Garderobe . . Es klingelt. Zwei Affen werden durch die Kulissen gezerrt. Ein Trikot versetzt ihnen Fusstritte. Der Trikot und die Affen turnen und scherzen, als wären sie von klein auf Spielkameraden. Die Tierchen bekommen Zucker, der Trikot streichelt sie.

Ich sitze, geschwollen von Blasphemien, und warte. Ich erwarte einen Hohn, einen letzten, unerhörten Hohn. Vielleicht kommt ein Affenorchester und spielt unter Leitung eines Lamas die Neunte Symphonie. Oder ein Ballett alter, zerfressener Grisetten führt mit den unzüchtigsten Soubrettengebärden am Grade Medeas einen Totentanz auf. Treibt die Krüppel eines kaukasischen Freudenhauses in einen blühenden Obstgarten, auf den eine sagenhafte Sonne scheint, und lasst (mit dem Rheingold-Orchester) eine zahnlose Matrone singen:

> „Goldene Aepfel wachsen in meinem Garten,
> ich allein
> weiss die Aepfel zu pflegen".

Was zahlt der Agent für eine Pantomine, die auf diskrete Weise zeigt, wie Psyche auf dem Tempelhofer Feld von einem liberalen Abgeordneten lustgemordet wird? . . .

Ein deutsches Mädchen, das auf der Geige Schumanns Träumerei spielt, ein feister Herr, der schlechtgemachte Couplets vorträgt, ein Zauberer, — das schläfert alle Paradoxen ein. Ich rauche eine Zigarette und sehe nachdenklich in die Logen, wo die Tänzerinnen, die Soubretten, die Komiker und die Akrobaten sitzen, die nichts gelernt haben, was sich in der Oeffentlichkeit zeigen liesse, die Verschämten. Hier holen sich die Bürger, auch noch in in reiferen Jahren, ihre Erziehung zur Ehe. Die Outsider überschlagen, ob ihre eignen Leistungen mit diesen immerhin erreichbaren Illusionen balanzieren. Das Variété als Erzieher . . .

Der deutschen Unvollkommenheit entsprechend sind unsre Variétés die flausten des Kontinents. Sie gehen über die Anfangsgründe selten hinaus. Es wird gesucht ein amouröser Reinhardt zur Reform des deutschen Variétés. (Staatsanstellung mit dem Titel eines k. Intendanten.) — Ich empfehle: in den Folies Bergères eine spanische Tänzerin, die, aussergewöhnlich gut angezogen und im Besitze eines grossen, filzigweissen Umhangs mit schwarzem Muster, die Reise von dem entlegensten Vorort in die Jägerstrasse wert ist.

René Schickele

Don Juan — Casanova

Heute und hier, da man sich wieder am Ende und somit am Anfang der Welt zu stehen scheint, sich in allem und somit in nichts befindet, löst sich der Blick aus der Betrachtung der Genies von bestimmter Art der Begabung, der grossen Künstler, Philosophen, Gelehrten, Feldherren, Staatsmänner usw. Und fällt der Blick auf jene, die nichts und alles waren, die vor und hinter der Welt gestanden zu haben scheinen, auf die Genies ohne ähnlich bestimmbare Art der Begabung, die erotischen Charaktere, die grossen Modellmenschen.

Der Sinn für die religiöse Bedeutung solcher Leben wird folgen und Raum fordern.

So ist das Buch von Oscar A. H. Schmitz: „Don Juan Casanova und andere erotische Charaktere" ein Buch von glücklicher Stoffwahl. Es macht – von vielen Abschweifungen und Nebenbeleuchtungen abgesehen – vornehmlich zwei der merkwürdigsten Persönlichkeiten aufsteigen, deren vollendetes Spiel der Gegensätze beide erhellt. Don Juan – Casanova. Keine Porträts werden versucht, keine Extrakte aus den Dichtungen oder aus der Historie bezweckt. Sondern die beiden Gestalten werden — gereinigt von allen schlechtverstehenden Veränderungen — in ihrem möglichst eigentlichen Werte genommen: psychisch, typisch, fast mythisch, fast metaphysisch. Sozusagen.

Don Juan, der Spanier und Sohn des katholisch-christlichen Mittelalters. Aus dem Lande, da die grausamste Konvention die wildesten Instinkte kaum oder nicht zu bändigen vermag. Aus Sevilla, dem Mantel der Sünder. Dort Nacht für Nacht sitzen Volk und Männer Tisch an Tisch bei trübem Lichte, schallt der Dirnen drollig krähendes Gelächter. Gefangen aber im tiefen Gemach liegen die Ehefrauen, und die Töchter lispeln mit den Bräutigams hinter vergitterten Fenstern. Der Mann will verführen, die Frau verführt werden. Nur der schwerste Zwang und Gegenzwang ermöglicht zu leben. Nur die grosse „Cortesia" lindert die Härten. Casanova, der Italiener und Mensch des achtzehnten Jahrhunderts, Erbe des Humanismus und der Renaissance. Aus dem Lande der ausgelebtesten Instinkte, der liberalsten Konvention. Aus Venedig, der Braut des Meeres. Hier liegen offen die Werke eines in reichste Kunst ausgeblühten Lebens. Dazu Freiheit des Geistes im Sinne der Aufklärung, und Individualitätsbewusstsein, auch der Frau. Die Damen und die grossen Dirnen wetteifern in der Pflege feiner gesellschaftlicher Kultur, sind die Würze veredelnder Gespräche. Auch die Liebe im Zeichen des „Culto". — Don Juan, der Aristokrat. Aus dem alten wirklichen Adel, hochmütig und eitel, voll ritterlicher Tradition. Verachtend die niederen Klassen und die Sänger und Künstler. (Philipp von Macedonien schalt einmal seinen Sohn Alexander, weil er so gut die Laute schlug.) Casanova, wohl auch Aristokrat. Aber mehr seelisch, geistig, voll demokratischer Kunstbewunderung. Ein Alles-Könner, vielseitigster Dilettant im guten Wortsinn. Ein Alles-Kenner, mit der ganzen encyclopädischen Eitelkeit des achtzehnten Jahrhunderts. Selbst ausgezeichneter Schriftsteller, lange Zeiten wissenschaftlichen Arbeiten lebend. — Don Juan, hohen Wuchses, von harten übermässigen Gliedern, finstergewaltig. Casanova, mittlerer Höhe, von weichem harminischdurchgebildeten Körper, liebenswürdigfest. — Don Juan, der stumme, dessen Wege sich immerfast gleichen. Der mit zerstörerischen Fäusten die Gitter der Familienhäuser zerbricht, auf dem in der Nebengasse harrenden Andalusierhengst das zitternde Täubchen entführt, oder nach eiligem Genuss vor Tagesgrauen flüchtet, oder auch Gatten und Brüdern trotzt und sie mordet. Dem es Lust ist, „dergleichen Schuften wie Octavio" in den Weg zu treten. Der nur Tränen der entehrten Weiber zurücklässt und ihrer hohnlacht, wie nur der Teufel selbst hohnlacht. Für den es nur „Weiber" gibt, die er befehdet, bis er sie in die Lage gebracht, in der sie sich alle gleichen. Casanova, der gern und gut erzählt, dessen Wegen sich selten nur gleichen. Dessen Abenteuer wechseln und seltsamverschieden sind, wie die Frauen, die er liebt. Der nur selten und ungern zum Duell tritt, lieber schont, als tötet. Der jeder Frau, auch ihren Tränen ihr Recht gibt, und schlimmstenfalls lächelt. Für den es sich immer nur um ein Weib handelt, die er gerade umwirbt, bis er sie in die Lage gebracht, in der sie sich für ihn besonders unterscheidet. — Don Juan, der in toten Stunden vielleicht melancholisch wird, aber unbeirrbar. Casanova, nicht ohne monogame Anwandlungen, zuweilen auch sentimental. — Don Juan, der Pessimist und Dualist, der Christ, der zum Satanisten geworden, zum Antichristen, zum Satan selbst. Vollendet dämonisch, der sein Opfer fasziniert, wie die Schlange die Taube, giftige Worte einträufelnd, in denen der Hölle Atem weht. Dessen Liebe stets ein böses Ende nimmt, der nur Feindschaft und Hass schafft. Uebermenschlich, den der Teufel selbst holt, den die Hölle verschlingt, der er bis zum letzten Zeittropfen trotzt. Ein metaphysisches Ende. Und tragisch, sinnlos, scheint es, ein vergeudetes Leben. Casanova, der Optimist und Monist, der rationalistische Pseudoheide, dessen Stirn von olympischem Golde angestrahlt ist. Dem Göttlichen sich nähernd, das Göttliche den anderen nähernd. Dessen Liebe fasst immer ein gutes Ende nimmt, der Freundschaft und Nachglück schafft. Menschlich, mitunter sehr. Besonders im Alter, das verschwimmend ist, und im Tode, der ruhmlos ist. „Je meurs en chrétien."

Oscar A. H. Schmitz meint an einer Stelle oder auch mehreren, dass Casanova uns von heute und hier näher stände als Don Juan. Casanova in allem oder vielem, zumal in seiner dem modernen Fühlen verwandten Erotik. Demgegenüber ist zu sagen, dass zwischen gestern und heute vierundzwanzig Stunden abgelaufen sind. Man weiss heute und hier, dass der einreissende verneinende Don Juan, der sinnlose, im geheimsten fruchtbarer ist, als der aufbauende bejahende Casanova, voll eines tiefen, aber erschöpfbaren Sinns. Dass es Reichtum an Werten ist, wenn Don Juan ein Tatmensch wurde, sich in der einfach-eindeutigen Tat spiegelt, entsprechend seiner einen Wahrheit, die er hat, während er als Schauspieler lügt. Das es nicht so unbedingt Reichtum an Werten ist, wenn Casanova Nervenmensch war, Narkissos, vielfach-vieldeutig sich spiegelnd, in der Frauenliebe gespiegelt, entsprechend seinen ewigen halben Lügen und Wahrheiten als Schauspieler, hinter denen er nichts hat, weder eine Wahrheit noch eine Lüge. Man weiss, dass Don Juan — Casanova unendlich überragend, — in seiner Unerotik tiefere Erotik ahnt, sucht, greift, dass er als Werk zeitloser, als Wirker nachhaltigtiefer, im letzten schöpferischer ist, trotzdem und weil er negiert. Dass seine Dionysik rythmisch-rasender und uneinschliessbar in Formen oder Farben der Oberwelt ist, jenseitiger und somit auch diesseitiger, dass sich in ihm die einzig-furchtbare Tragik auftut, die es gibt, weil er lebenspendend und gekreuzigt zugleich ist.

Lk

Nachträgliche Vorrede

zu meinem Buche „Märchen des Lebens"

Wir haben die Märchen in die Kinderzeit *verbannt*, dieses Exzeptionelle, Wunderbare, Rührende, Besondere! Weshalb die Kinderzeit damit ausstaffieren, die doch romantisch und märchenhaft genug an und für sich ist?!? Im harten, strengen, kalten Leben selbst suche lieber der *ernüchterte Erwachsene* die märchenhaften Dinge, die Romantik des Tages und der Stunde! Auch die wahrhaftigen prädestinierten Dichter mit den empfindlicheren Herzen, Augen und Ohren schöpfen doch nur aus dem *tatsächlichen Ereignisse* ihre *besonderen* Dinge, lauschen nur der Romantik des Lebens selbst eigentlich! So können also auch wir andern Alle zu Dichtern werden, falls wir uns nur die redliche Mühe geben, uns keine Perlen entgehen zu lassen, die das reichhaltige Leben an unseren eintönig flachen Strand hie und da auswirft!

Alles ist besonders, wenn es besonders empfunden wird! Und jedes Lokalereignis einer Tageszeitung kann Dir die Tiefen des Lebens eröffnen, alles Tragische und Lächerliche, wie die Tragödien Shakespeares! Es ist ein Unrecht, dem Leben gegenüber, das wir Alle führen, die Dichtungen nur dem Herzen der Dichter zu überlassen, nachdem wir Alle doch imstande sind, aus unserem einfachen Tagesleben Dichtungen zu schöpfen! Das Privilegium des Dichterherzens höre auf durch den Fortschritt der inneren Kultur des allgemeinen Menschenherzens!

Peter Altenberg

Deutsches Theater: Die Räuber

Reinhardts bisher grösste Regietat, die erste Arbeit, die beweist, dass Reinhardt seine Bühne wirklich zur ersten neuromantischen Bühne Deutschlands machen könnte, zu etwas ebenso vollendetem, programmatischem, entscheidendem, wie das Lessingtheater in naturalistischen Zeitläuften gewesen ist. Heute pflegt Brahm eine Tradition. Reinhardt ist erst dabei, eine Schule zu *gründen*. Dort, bei Brahm, die Tradition herber Innerlichkeit, gehemmter, stockender, tastender Empfindungen, Tradition des „*Dialekts*" (vor allem) der *Haltung*, des *Gebahrens* —: tragisch — und mit sehr viel Kunst — verkrüppelte *Konversation*. Bei Reinhardt der Versuch . . ., nun, in einem Wort: der Versuch eines ersten Theaters Hofmannsthalscher Kultur. Die Rede darf wieder strömen, auffliegen, brausend und mit grossen Schwingen schillernd. Die vokale Musik ist im Schauspiel wieder in ihre Rechte eingesetzt; in der Form eines veristischen bel canto, mit Benützung vieler impressionistischer Entdeckungen, und alles in allem ergab sich, nachdem Walser, Stern und Orlik entdeckt waren, als Moissi in Regie genommen wurde, Schildkraut und Wegener spielten, und nachdem die Eysoldt, die Durieux, Sorma und die Fehdmer, die Wangel und Adele Sandrock am Stil dieser Bühne herumgerückt hatten, mit Hilfe der Drehbühne, diskreter Begleitmusik, veristischer Chöre, indem man Moissi in den „Räubern" eine Oswaldrolle spielen liess und Beregi, edel, schön und warmherzig wie er war, von der Provinz übernahm — nach diesem und noch viel mehr ergab sich beinah ein Zeitstil . . Etwas echtes, ganzes, das wie der Anfang eines neuen Bühnenstils aussieht.

Nun, scheint es, ist alles da. Reinhardt steht in satter Reife. Nur die Stücke fehlen. Die Sensation einer Brahmschen Première bildete das *Stück*; ein Schicksal, eine Schönheit, das Kunstwerk. Schicksal, Schönheit und Kunstwerke, das alles muss nun Er sein, — Reinhardt, der Kulissenzauberer, *die* Regie. Aber vielleicht war das so vorausbestimmt, dass das Theater unsrer Zeit nicht mehr zur Literatur gehörte, sondern in der Geschichte der bildenden Künste zu behandeln wäre.

Die Szene, da Roller frisch vom Galgen, in einer Lawine von Freudengeheul und strömenden Menschen auf der Bühne ankommt, ist sehr schön. So, denke ich, wird einmal ein Stück, ein neues Stück, ein starkes Stück in den tadellosen Kulissen der Reinhardtschen Bühne erscheinen, frisch vom Galgen, unterm Freudengeheul der vielen vortrefflichen Magier, die um Ihn sind, ein Stück, das die Kulissen umzuwerfen droht, und dessen innere Macht so stark ist, dass es hinausrückt ins dunkle Parkett und sich dort, im Innersten der Menschen abspielt.

René Schickele

Die Prinzessin von Bagdad

Treten wir ein in die Tausendundeinenachtstädte, in denen Kalifen und verschleierte Prinzessinnen träumen und Tino von Bagdad ihre Nächte feiert. Was können wir Alltagspilger von diesen Städten reden, von diesen leuchtenden Nächten und ihren magischen Farben? Diese Farben gibt es nur auf *einer* Palette, diese Phantasmagorie lebt und zaubert nur in *einem* Kopfe. Wollen wir uns auf den Inhalt beschränken? Man würde mit meinen Worten nichts begreifen: diese Worte kommen nur aus *einem* Munde. Aber schweigen wir mit Andeutungen, sagen wir doch einfach: dass „die *Nächte Tino von Bagdads*" verzauberte Spiegelbilder feierlicher Dichteraugen sind. *Else Lasker-Schülers* Wiege stand in Rheinpreussen, aber ihre Seele wurde im Morgenlande geboren. Sie hat in Moscheen als „sternenjährige Mumie" getanzt und den exotischen Rhythmus dieser Tänze in ihrer Seele versteinert wiedergefunden. Ihr Ohr lauscht auf den verzauberten Sinn dunkler Worte, aus denen sie geschliffne Edelsteine voll magischer Glut herausformt. Solcher Edelsteine (Wortmajuskeln, an denen Jahrtausende schliffen) gibt es in ihren Büchern viele. Man könnte nicht von Absichtlichkeit, nicht von Bizarrerie sprechen — Bizarrerie ist hier nur künstlerische Notwendigkeit, die einer morgenländischen Phantasie blendende Fremdheiten und berückende Seltsamkeiten diktiert. Dieses Buch besitzt eine unvergleichliche Inbrunst von Stimmung, diese Nächte breiten sich über uns, wie die grosse Hand des Kalifen Ached Bey, es hat Gesten von unreproduzierbarer Schönheit. Ist es als Ganzes auch etwas verschwindend, in flutender (konstruktionsloser) Gestaltung, so ist doch jedes Bild (eine Magie des Worts) gestaltete Phantasie. Ja, diese Phantasie ist so grotesk gross, so ins Erhaben-Pathetische gespannt, dass sie Bilder schafft, die an die visionäre Schrankenlosigkeit und geniale Entmenschlichung in den Gestaltungen William Blakes (des mystischen Dichtermalers), erinnern. Bei Beiden wirkt der Zauber des Worts und der Gefühle als erhabener Prunk: bei Blake nordisch-ossianisch-starr, bei Else Lasker-Schüler morgenländisch-farbig-zerfliessend. Wie z. B. das wunderbare Prosagedicht „Der Tempel Jehovas“: „Und ich zog meine goldenen Schuhe von den Füssen, und meine Schritte waren unverhüllt. Und ich bestieg den Gipfel des Berges, der hinabblickt auf die trunkene Stadt. Und da ich zu den Nächten sang, fiel in meinen Schoss das Gold der Sterne — und ich baute Jehova einen Tempel vom ewigen Himmelslicht. Erzvögel sitzen auf seinen Mauern, Flügelgestalten und suchen nach ihren Paradiesliedern. Und ich bin eine tanzende Mumie vor seiner Pforte . . . .“ Erich Oesterheld

Pickwick redivivus

Vor wenigen Jahren ist ein Buch erschienen, in dem ein junger Hamburger Kaufmann, Egon Kunhardt, über seine „Wanderjahre“ in fremden Ländern berichtet. Dieses Buch bietet ein eigenartiges Interesse, nicht wegen der ganz anschaulich geschilderten Erlebnisse und Beobachtungen des jungen Kaufmanns, auch nicht wegen der zahlreichen Abbildungen, sondern wegen eines einzigen Abschnittes. Kunhardt beschreibt eine Weihnachtsfeier, die an Bord eines englisch-indischen Dampfers auf der Fahrt von Penang nach Calcutta stattgefunden hat. Dieser Abschnitt erbringt den Beweis, dass Dickens vortreffliche Pickwickier, die er vor etwa sieben Dezennien mit lebendigem Humor geschildert hat, noch heutzutage in der Welt anzutreffen sind. Man muss nur das Glück haben, ihnen zu begegnen. Und dieses Glück hat offenbar der junge weltreisende Kaufmann gehabt; ich lasse seine Schilderung hier folgen, der ich die Worte des alten Dickens aus dem „fröhlichen Weihnachtskapitel“ gegenüberstelle.

Egon Kunhardt, Wanderjahre
II. Auflage, Seite 352

Als wir nach dem Tiffin auf Deck kamen, hängte der Schiffsführer, Kapt. Symond in den Mittelpunkt des Sonnensegels mit eigener Hand einen grossen, wirklichen Mistleton, und dieser veranlasste eine allgemeine, recht ergötzliche Erregung. Mitten in dieser Verwirrung nahm Kapt. Lymond mit einer Anmut, die einem spanischen Granden Ehre gemacht haben würde, die alte Mrs. Downing bei der Hand, führte sie unter den geheimnisvollen Schössling und küsste sie „with all respects“. Die alte Frau unterwarf sich dieser Artigkeit mit der Würde, wie die wichtige und ernste Feier sie erforderte, aber die jüngeren Damen, die der Meinung waren, der Wert eines Kusses werde erhöht, wenn es einige Mühe koste, ihn zu erlangen, kreischten und verteidigten sich, liefen an das Railing und taten alles mögliche zu ihrem Schutze; nur den Platz unter dem Sonnensegel mit dem Mistleton verliessen sie nicht. Erst als einige der weniger verwegenen Herren im Begriff waren, von ihrem verlangten Rechte abzustehen, finden es auf einmal alle jungen Mädchen zwecklos, ferneren Widerstand zu leisten und unterwarfen sich der Notwendigkeit gutwillig. Mr. Perry küsste Miss Kirby mit den schwarzen Augen, Mr. Marshall küsste Miss Egerton, und ich . . . küsste Miss Balmain und die übrigen jungen Damen, wo ich sie gerade erhaschen konnte. Kapt. Lymond hatte die Hände tief in die Taschen geschoben und übersah das ganze durcheinander wirbelnde Bild mit den Anzeichen hohen Vergnügens.

Dickens, Pickwick Club
I. Chap. 28

From the centre of the ceiling of this kitchen, old Wardle had just suspended with his own hands a huge branch of mistletoe, and this same branch of mistletoe instantaneously gave rise to a scene of general and most delightful struggling and confusion; in the midst of which Mr. Pickwick, with a gallantry which would have done honour to a descendant of Lady Tollinglower herself, took the old lady by the hand, led her beneath the mystic branch, and saluted her in all courtesy and decorum. The old lady submitted to this piece of practical politeness with all the dignity which befitted so important and serious a solemnity, but the younger ladies . . . imagining that the value of a salute is very much enhanced if it cost a little trouble to obtain it, screamed and struggled, and ran into corners, and threatened and remonstrated, and did everything but leave the room, until some of the less adventurous gentlemen were on the point of desisting, when they all at once found it useless to resist any longer, and submitted to be kissed with a good grace. Mr. Winkle kissed the young lady with the black eyes, and Mr. Snodgrass kissed Emily; and Mr. Weller . . . kissed Emma and the other female serwants, just as he caught them. . . . . Wardle stood with his back to the fire, surveying the whole scene, with the utmost satisfaction.

Man wird nach dieser Probe zugestehen müssen, dass die modernen Pickwickier im allgemeinen den Sitten ihres alten Klubs treu geblieben sind. Allerdings hat die alles verändernde Zeit auch im Klub der Pickwickier manchen Wandel mit sich gebracht: die Stelle des braven Pickwick hat ein Schiffskapitän eingenommen, was nicht recht passend erscheinen will, und noch dazu hat sich dieser die Allüren eines spanischen Granden angeeignet, was erst recht merkwürdig berührt. Der Nachfolger des Herrn Winkle kann uns schon besser gefallen, er hat wenigstens die Vorliebe für die schwarzen Augen beibehalten. Die Stelle des Dieners, die einst Sam Weller so würdig bekleidet hat, scheint z. Z., als die modernen Pickwickier die Reise nach dem fernen Indien gemacht haben, nicht besetzt gewesen zu sein, hier ist Herr Egon Kunhardt in höchsteigener Person eingesprungen und hat sich für die Rolle des trefflichen Sam, das muss man zugestehen, als ganz geeignet erwiesen.

Das Buch, das diese eigenartige Weihnachtsfeier an Bord des englisch-indischen Dampfers vorführt, liegt in zweiter, vom Verfasser „nach Kräften berichtigter“ Auflage vor und ist nicht zu verwechseln mit dem Werke von Oswald Kunhardt, das genau denselben Titel trägt. Der Leser wird vielleicht damit einverstanden sein, wenn wir Herrn Egon Kunhardt den Vorschlag machen, bei einer demnächstigen neuen Auflage seines Buches vor allem die famose Weihnachtsgeschichte einmal einer „kräftigen Berichtigung" zu unterziehen.

O. Zaretzky

Glossen

Unsere Massenhinrichtungen

In Bonn werden in den ersten Februartagen unseres Jahres 1908 vier Raubmörder gleichzeitig mit der Guillotine geköpft. Es ist bis jetzt nicht bekannt gegeben worden, ob eine moderne Guillotine für Massenhinrichtung nach neuem (event. gesetzlich geschütztem) System verwendet wird, oder ob Sparsamkeitsrücksichten am Platze waren und die alte Köpfeinrichtung der Guillotine diesbezüglich für genügend befunden werden musste. Es ist anzunehmen, dass im letzten Falle die Deliquenten einzeln aufs Gerüst geführt werden, während die Uebrigen sich vorläufig mit der Rolle des schreienden Zuschauers begnügen müssten.

Hierüber ist nachzulesen in der Novelle von Dr. Hanns Heinz Ewers „Die Herren Juristen" aus der Monographie „Das Grauen".

† Todesfälle an europäischen Fürstenhöfen

Die Konzertdirektion Hermann Wolff-Berlin versendet an die Redaktionen der Berliner Zeitungen folgende Notiz: „Das Auftreten des Pianisten Herrn Toselli in Berlin muss abgesagt werden wegen Ablebens seines Schwiegervaters". Die zarte Rücksichtnahme des Künstlers auf den Schmerz seiner jungen Gemahlin dürfte in ihrer Familie höchst sympathisch berühren. Für genealogisch Ungebildete: Der weiland Verblichene ist der Grossherzog von Toscana.

München in Tyrannos!

Dr. Rudolf Louis ist einer der sehr wenigen bedeutenden Musikschriftsteller Deutschlands. Er schrieb über musikalische Probleme Bücher von solcher Intelligenz, dass sie vermutlich den Herren Orchestermusikern nicht zugänglich sein dürften. Dieser Mann gehört also zu den Intellektuellen Deutschlands und gibt „Musikfreunden" den Anstoss, sich um das Verständnis ferner liegender Werke zu bemühen. Da Louis mit seinem stark ausgebildeten Feingefühl für musikalische Wirkungen die Leistung des Münchener Kaim-Orchesters schlecht fand, so erhoben sich die Genies vom Orchester, die vermutlich ohne Dr. Louis nie gehört hätten, dass es einen Komponisten Anton Bruckner gibt. Erhoben sich in tyrannum, legten die Instrumente aus der Hand und erklärten: Dr. Louis muss raus — oder wir spielen nicht weiter!

Seit diesem Tage werden in München viele Masskrüge mehr getrunken, denn die Diskussionen, ob und wie schlecht das Kaim-Orchester weiter bestehen soll, machen trocken. Ein echter deutscher Mann wird diese Intelligenzbua'm aus tiefstem Magen verachten, Holdrioh! Er wird denen Seelenprotzen nix weiter vorspülln! Holdrioh!

So leb' denn wohl, du wunderschönes Gamsgebirg! Holdrioh!

Kinder, hörts mir auf mit der neumodschen Musik! Holdrioh! Weils Fensterln halt verboten is — und der Jagersbursch mit der Sennerin — Juhu!

—u

Verein für Kunst zu Berlin

Oeffentliche Abende des vierten Winters

Donnerstag, d. 13. Februar, im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35

Hermann Muthesius

Vortrag: Architektur und Kunstgewerbe

Donnerstag, d. 20. Februar, im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35

Neue Lieder

Gesang: Elly Brandes

Donnerstag, d. 27. Februar, im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35

Hermann Stehr

Vorlesung eigener Dichtungen

Donnerstag, den 5. März, im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35

Else Lasker-Schüler

Vorlesung eigener Dichtungen

Donnerstag, den 12. März, im Chorationssaal, Bellevuestr. 4

Oskar Bie

Vortrag mit Lichtbildern: Der Tanz

Beginn aller Abende acht Uhr

Eintrittskarten für Nichtmitglieder sind erhältlich: im Warenhaus Wertheim (Konzertkasse) Leipzigerstr. 132, in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstr. 164, sowie im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35

Ausführliche Prospekte versendet das Sekretariat des V. f. K., Spichernstr. 19

Montag, den 24. Februar im Künstlerhaus, Bellevuestrass 3

Beardsley-Ball

Um einen einheitlich-künstlerischen Charakter des Festes zu wahren, müssen moderne Kostüme für den Besuch des Balles ausgeschlossen werden. Zulässig sind für Herren und Damen: Kostüme nach sämtlichen Zeichnungen Beardsleys mit und ohne Halblarven sowie Rokokokostüme, Pierrots, Pieretten und Dominos in allen Farben. Ferner für Damen: Reifröcke und Krinolinen. Den Herren wird der Frack unter der Bedingung gestattet, dass bunte Weste, Escarpins, Perücke und Kopfbedeckung im Beardsleystil dazu getragen werden. Vom 10. Februar ab sind im Hohenzollernkunstgewerbehaus (Friedmann und Weber), Leipzigerstr. 13, die Hauptwerke Beardsleys und Kostümfiguren von Ernst Stern öffentlich ausgestellt, deren Besichtigung erbeten wird.

Karten zum Preise von zwanzig Mark sind nur auf dem Wege der Subskription erhältlich. Listen liegen aus im Salon Cassirer, im Hohenzollernkunstgewerbehaus und bei Keller und Reiner, Potsdamerstr. 122.

Jede gewünschte Auskunft erteilt das Sekretariat des V. f. K., Spichernstr. 19.

Neuerschienene Bücher und Tonwerke

Huch, Ricarda: Der Kampf um Rom, Roman.
Stuttgart und Leipzig 1907, Deutsche Verlagsanstalt.

Bethge, Hans: Die chinesische Flöte.
Inselverlag, Leipzig 1907.

Bahr, Hermann: Die gelbe Nachtigall.
S. Fischer, Verlag, Berlin 1907.

Salten, Felix: Vom andern Ufer, Drei Einakter.
S. Fischer, Verlag, Berlin 1908.

Altenberg, Peter: Märchen des Lebens.
S. Fischer, Verlag, Berlin 1908.

Simmel, Georg: Philosophie der Mode.
Pan-Verlag, Berlin SW. in der Sammlung: Moderne Zeitfragen.

Frischeisen-Köhler, Max: Moderne Philosophie. Ein Lesebuch zur Einführung in ihre Standpunkte und Probleme.
Ferdinand Enke, Verlag, Stuttgart 1907.

Haussmann, Conrad: Im Tau der Orchideen und andere chinesische Lieder aus drei Jahrtausenden in deutsche Strophen gebracht.
Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München.

Lux, Joseph August: Der Geschmack im Alltag. Ein Buch zur Pflege des Schönen.
Gerhard Kühtmann, Verlag, Dresden 1908.

Engel, Eduard: Das jüngste Deutschland. Sonderdruck a. d. Verfasser-Geschichte der deutschen Literatur.
F. Tempsky-Wien und G. Freytag-Leipzig 1907.

Fischer in Graz, Wilhelm: Sonnenopfer, Roman.
Georg Müller, Verlag, München und Leipzig 1908.

Elchinger, Richard: Prinzessin Schnudi, eine verliebte Geschichte. Mit einer Einführung von Otto Julius Bierbaum.
Georg Müller, Verlag, München und Leipzig, 1907.

Hoechstetter, Sophie: Kapellendorf, Roman.
Georg Müller, Verlag, München und Leipzig 1908.

Ewers, Hanns Heinz: Das Grauen. Seltsame Geschichten.
Georg Müller, Verlag, München und Leipzig 1908.

Falckenberg, Otto: Doktor Eisenbart. Komödie in vier Aufzügen.
Georg Müller, Verlag, München und Leipzig, 1907.

Feuchtwanger, Lion: Der Fetisch. Ein Schauspiel in fünf Akten.
Georg Müller, Verlag, München und Leipzig, 1907.

Esswein, Hermann: Flimperpimper, das grosse Geldschiff. Eine prähistorisch-moderne Kulturgroteske.
Georg Müller, Verlag, München und Leipzig 1908.

Schaukal, Richard: Schlemihle. Drei Novellen.
Georg Müller, Verlag, München und Leipzig 1908.

Bab, Julius: Kritik der Bühne, Versuch zu systematischer Dramaturgie.
Oesterheld u. Co., Verlag, Berlin 1908.

Wassermann, Julie: Flaubert. Ein Selbstporträt nach seinen Briefen.
Oesterheld u. Co., Verlag, Berlin 1907.

Strindberg, August: Schwarze Fahnen. Sittenschilderungen vom Jahrhunderwechsel. Verdeutscht von Emil Schering.
Georg Müller, Verlag, München und Leipzig 1908.

Strindberg, Augest: Historische Miniaturen. Verdeutscht von Emil Schering.
Georg Müller, Verlag, München und Leipzig 1908.

Storck, Karl: Deutsche Literaturgeschichte. Vierte und fünfte Auflage.
Muth'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1908.

Förster-Nietzsche, Elisabeth: Das Nietzsche-Archiv, seine Freunde und Feinde.
Marquardt u. Co., Berlin 1907.

Tews, Johannes: Die deutsche Volksschule. Sammlung: Die Kultur, herausgegeben von Cornelius Gurlitt.
Marquardt u. Co., Berlin.

Carnegie, Andrew: Deutschland und Amerika. Sammlung: Die Kultur.
Marquardt u. Co., Berlin.

Juschkewitsch, S.: Dina Glank. Drama in vier Aufzügen.
Bühnen- und Buchverlag russischer Autoren, J. Ladyschnikow, Berlin 1908.

Hauptmann, Carl: Minhart der Lächler. Roman in zwei Bänden.
Marquardt u. Co., Berlin.

Lasker-Schüler, Else: Die Nächte Tino von Bagdads.
Axel Juncker, Verlag, Berlin W. und Stuttgart.

Arrhenius, Svante: Das Werden der Welten. Aus dem Schwedischen von L. Bamberger.
Akademische Verlagsgesellschaft, m. b. H., Leipzig.

Münzer, Kurt: Der Weg nach Zion. Ein Roman.
Axel Juncker, Verlag, Berlin W. und Stuttgart.

Wied, Gustav: Aus sonnigen Tagen. Eine Erzählung. Deutsch von Ida Anders.
Axel Juncker, Verlag, Berlin W. und Stuttgart.

Wied, Gustav: Zweimal zwei ist fünf. Satyrspiel. Deutsch von Ida Anders.
Axel Juncker, Verlag, Berlin W. und Stuttgart.

van Oestéren, Friedrich Werner: Der Weg ins Nichts. Novellen.
Egon Fleischel u. Co., Berlin 1907.

Reznicek, F. von: Unter vier Augen. Album.
Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München 1908.

Reznicek, F. von: Der Tanz. Album.
Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München 1908.

Wilke, Rudolf: Gesindel. Album mit zweiunddreissig Buntdruckzeichnungen.
Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München 1908.

Scheerbart, Paul: Jenseits-Galerie. Album.
Oesterheld u. Co., Verlag.

Verantwortlich für die Redaktion: Herwarth Walden, Berlin W. 50 / für Inserate: Carl Malcomes, Gr. Lichterfelde
Druck und Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57 Kurfürstenstr. 19

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur Musik / Kunst und Kultur
Schriftleitung Herwarth Walden
Redaktion Berlin W. 50 / Spichernstr. 19 — Organ des Vereins für Kunst zu Berlin
Verlag Otto Dreyer / Berlin W. 57 — 6. Heft des 77. Jahrgangs / März 1908

Arthur Rimbaud: Delirien

Die wahnsinnige Jungfrau / Der Höllengemahl

Hört das Bekenntnis eines Gefährten aus der Hölle! O himmlischer Bräutigam, o mein Herr, genehmige die Beichte der traurigsten deiner Dienerinnen. Ich bin verloren, bin betrunken, bin unrein. Welch ein Leben!

Verzeihung, Herr und Gott, Verzeihung! Ach Verzeihung! Wieviel Tränen, und wieviel Tränen noch später, wie ich hoffe!

Später werde ich meinen himmlischen Bräutigam kennen. Ihm zu dienen, bin ich geboren. Der andere mag mich jetzt schlagen.

Jetzt bin ich auf dem Grunde der Welt, o meine Freundinnen . . . . Niemals hat jemand solche Wahnbilder und Qualen . . . . O wie furchtbar!

Ach ich leide und schreie. Ich leide wahrhaftig. Und doch ist mir nichts versagt, die ich beladen bin mit der Verachtung selbst der verachtungswürdigsten Herzen.

Und so will ich denn mein Bekenntnis ablegen, um es nicht zwanzigmal wiederholen zu müssen, ebenso düster, ebenso nichtssagend.

Ich bin die Sklavin meines Höllenbräutigams, dessen, der die wahnsinnigen Jungfrauen verderbt hat. Er ist der böse Geist; — es ist kein Spukgesicht, es ist kein Hirngespinst. Aber mich, die ich die Weisheit verloren, die ich verdammt bin und tot in der Welt, — mich tötet er nicht! Wie es euch sagen! Ich kann nicht einmal mehr sprechen. Ich bin in Trauer, ich weine, habe Angst. Ein wenig Frische, Herr, so du willst, so du mir wohlwillst!

Ich bin Witwe . . . ich war Witwe . . . Doch ja, ich war einst ernst, und nicht geboren, ein Skelett zu werden! . . . Er war fast noch ein Kind . . . Seine wundersamen Zärtlichkeiten hatten mich verführt. Ich habe alle meine Menschenpflicht vergessen, ihn zu folgen. Welch ein Leben! Das wahre Leben ist nicht von dieser Welt. Ich gehe, wo er hingeht; ich muss. Und oft braust er gegen mich auf, gegen mich, die arme Seele. Der böse Geist! Er ist ein böser Geist, wisset, er ist kein Mensch.

Er sagt: „Ich liebe die Frauen nicht. Die Liebe muss wieder erfunden werden, das wissen alle. Sie vermögen nicht mehr als eine gesicherte Stellung anstreben. Und haben sie diese erreicht, so bleiben Herz und Schönheit zur Seite liegen, und übrig bleibt nur kalte Verachtung, der Lebensunterhalt der Ehe. So ist es heutzutage. Oder: Ich kenne Frauen, mit allen Anzeichen des Glücks, aus denen ich gute Kameradinnen hätte machen können, vor allem verzehrt von sinnlichen Dämonen wie ein Scheiterhaufen . . ."

Ich höre wie er Schändlichkeit in Herrlichkeit wandelt, Grausamkeit zu Reiz: „Ich bin ferner von Rasse. Meine Väter waren Skandinavier, sie stachen sich in die Seite, tranken ihr Blut. — Ich werde mir Schnittwunden am ganzen Körper beibringen, mich tätowieren, will hässlich werden wie ein Mongole. Du wirst sehen, ich werde in den Strassen heulen, will wahnsinnig vor Wut werden. Zeige mir niemals Schmuck. Ich werde auf dem Teppich kriechen und mich winden. Mein Reichtum soll überall mit Blut gefleckt sein. Nie werde ich arbeiten . . ." Mehrere Nächte erfasste mich sein böser Geist, wir rollten zu Boden, ich rang mit ihm. In den Nächten stellt er sich oft ganz betrunken in den Gassen oder in die Häuser, um mich bis in den Tod zu erschrecken: „Man schneidet mir den Hals ab! O entsetzlich!" O die Tage, wo er fortgehn will, Verbrechen im Antlitz!

Manchmal spricht er in einer Art zärtlichem Dialekt vom Tode, der Reue bringt, von Unglücklichen, die wirklich existieren, von harten Arbeiten, von Abschieden, die das Herz zerreissen. In den Spelunken, wo wir uns berauschten, weinte er, wenn er die betrachtete, die uns umgaben, — die Märtyrer des Elends. Er richtete die Betrunkenen in den dunklen Gassen auf; er hatte das Mitleid einer Mutter, die zu ihren Kindern böse ist; er ging mit den Mätzchen eines jungen Mädchens in den Katechismusunterricht. Er tat, als ob er über alles aufgeklärt wäre, Handel, Kunst, Medizin. Ich folgte ihm, ich musste!

Ich schaute all den Zierat, mit dem er sich im Geist umgab, Kleider, Stoffe, Möbel. Ich lieh ihm Waffen, ein anderes Aussehen. Ich schaute alles, was ihn rührte, wie er es hätte für sich schaffen wollen. Wenn er mir trägen Sinnes zu sein schien, folgte ich ihm, weit, in wundersame, verwickelte Taten, gute und böse: ich war sicher, nie in seine Welt zu gelangen. Wieviel Stunden der Nacht habe ich neben seinem teuren Körper gewacht, wenn er schlief, und dachte nach, warum er sich so der Wirklichkeit entziehen wolle. Nie hatte ein Mann solche Begehren. Ich erkannte, ohne für ihn zu fürchten, dass er der Gesellschaft eine ernste Gefahr sein könne. Hat er vielleicht einen geheimen Grund, sein Leben zu ändern? Nein, er sucht nur eins, erklärte ich mir. So ist seine Liebe verzaubert, und ich bin ihre Gefangene. Keine andere Seele hätte soviel Kraft — Kraft der Verzweiflung! — um sie zu ertragen, um von ihm geschützt und geliebt zu werden. Uebrigens konnte ich mir ihn mit keiner Seele denken: man sieht nur seinen Engel, nicht den Engel eines andern, glaube ich. Ich war in seiner andern Seele wie in einem Palast, den man ganz ausgeräumt hat, nur um nicht eine so wenig vornehme Person zu sehen wie dich; das ist alles. Ach, ich hing wohl von ihm ab. Doch was wollte er mit meinem trüben, kraftlosen Dasein? Er machte mich nicht besser, wenn er mich nicht sterben liess. Traurig, ärgerlich sagte ich ihm manchmal: „Ich verstehe dich!“ Er zuckte die Achseln.

So erneute sich mein Kummer immer wieder und ich fand mich in meinen Augen viel betörter, wie allen Augen, die mich hätten festhalten wollen, wenn ich nicht für ewig dazu verdammt gewesen wäre, von allen vergessen zu werden, — und so hungerte mich mehr und mehr nach seiner Güte. Unter seinen Küssen und lieben Umarmungen, ach, das war wohl ein Himmel, ein dunkler Himmel, in den ich eintrat und in dem ich hätte bleiben wollen, arm, taub, stumm, blind. Ich hatte mich schon an ihm gewöhnt, und sah uns als zwei gute Kinder, die frei sich im Paradies der Traurigkeit ergehen. Wir verstanden uns, tief bewegt arbeiteten wir zusammen. Doch nach einer Liebkosung, die mich zu tiefst durchdrang, sagte er: „Wie komisch dir das scheinen wird, wenn ich nicht mehr dort sein werde, wo du einst warst. Wenn du nicht mehr meine Arme unter deinem Nacken haben wirst, noch mein Herz, um daran zu ruhn, noch diesen Mund auf deinen Augen. Denn ich muss eines Tages fort, weit, sehr weit. Dann muss ich anderen helfen, das ist meine Pflicht. Es wird zwar kaum anregend sein. — Teure Seele . . . .“ Sofort stellte ich mir vor, dass ich ein Opfer der Ohnmacht sein würde, wenn er fort wäre, in die schrecklichste Nacht gestürzt: den Tod. Ich liess ihn versprechen, mich nicht zu verlassen. Er tat es zwanzigmal, dieses Versprechen eines Geliebten. Er tat es ebenso leichtfertig wie als ich ihm sagte: „Ich verstehe dich.“

Ach, ich war nie eifersüchtig auf ihn. Er wird mich nicht verlassen, glaube ich. Was sollte dann werden? Er hat keinerlei Kenntnisse; er wird nie etwas arbeiten. Geben ihm seine Güte und Barmherzigkeit allein Recht auf diese Welt? Zeitweise vergesse ich das Mitleid, in das ich gefallen bin: er wird mich stark machen, wir werden reisen, in den Wüsten jagen, auf dem Pflaster unbekannter Städte schlafen, ohne Sorgen, ohne Qualen. Oder ich werde erwachen und Gesetze und Sitten werden andere sein, dank seiner Zaubermacht; oder die Welt, immer dieselbe, wird mich meinen Wünschen, Freuden, meinem Tun und Lassen überlassen. O das Abenteuerleben, wie es in den Kinderbüchern vorkommt, wirst du es mir geben, um mich zu entschädigen? — ich habe soviel gelitten. Ich kenne nicht, was er erträumt. Er hat mir gesagt, Mitleid und Hoffnung zu haben; das soll mich nicht kümmern. Spricht er zu Gott? Vielleicht sollte ich mich an Gott wenden? Ich bin zutiefst im Abgrund, ich kann nicht mehr beten.

Wenn er mir den Grund seiner Trauernisse sagen würde, verstände ich sie mehr als seine Spötteleien? Er greift mich an, er verbringt ganze Stunden, mich mit allem, was mich auf der Welt rühren könnte, zu bestürmen und wird böse, wenn ich weine.

„Du siehst diesen eleganten jungen Mann, der in das schöne ruhige Haus tritt? Er heisst Duval, Dufour, Armand, Maurice, was weiss ich. Eine Frau liebte diesen ekelhaften Idioten abgöttisch. Sie ist tot, ist jetzt sicher eine Heilige im Himmel. Du wirst mich töten, so wie er diese Frau getötet hat. Das ist unser Schicksal, bei unsern weichen Herzen.“ Ach, es gab Tage, wo alle handelnden Menschen ihm Spielzeuge mit seltsamen Wahnvorstellungen schienen; er lachte grässlich, lange. Dann tat er wieder wie eine junge Mutter, wie eine liebe Schwester. Wäre er weniger wild, wir wären gerettet. Aber auch seine Sanftmut ist tödlich. Ich bin ihm unterworfen. O ich bin wahnsinnig.

Eines Tages vielleicht wird er auf wunderbare Weise verschwinden. Aber ich muss es wissen, wenn er zum Himmel fahren soll, damit ich ein wenig die Himmelfahrt meines kleinen Freundes sehe.

Welch drollige Wirtschaft!

Die Dichtungen Arthur Rimbauds erschienen in einer deutschen Uebertragung von K. L. Ammer, eingeleitet von Stefan Zweig, im Inselverlag zu Leipzig

---

Ernst Schur: Gedichte

Frühling

Ein alter Park. Der Frühling treibt darin sein Wesen.
Da muss man behutsam gehen, darf nicht vorwitzig sein.
Man muss die Augen offen haben. Zart und verhüllt ist die Schönheit.

Sie ist überall noch im Werden. Man muss lauschen.
Denn da gibt es leise Geräusche zu hören.

Der erste Wind weht sacht hin über die Zweige.
Alles wartet im Verborgenen
Und drängt doch still.

Da knackt ein Ast,
Horch, ein Vogel regt sich in den Zweigen. Er singt.
Noch ist er schüchtern, setzt an und bricht ab.
Und sein Ton verliert sich im hohen, stillen Raum.

Es klingt so süss,
Ein wenig Freude, ein Hoffen.

Sommer

Steh still! Denn die Luft steht still und heiss. Wie bebrütet.
Kaum eine Bewegung im Raum. In der zauberhaften Stille!
Ein Traum. Denn alle Dinge schlafen.

Ab und zu ein Windhauch. Seidigweich.
Flatternd. Hinschwebend wie ein Vogel, dessen Flügel mich streift.
Ich fühle die nahe Berührung und lächle.

Aber die heisse Luftwand steht wieder um mich,
Der Vogel ist davongeflattert. Seine Flügel sind versengt.
Träumend stehe ich und blicke ins Blaue.

Ich möchte ein Baum sein, der in der Sonne glüht,
Ich möchte eine Blume sein. Der Schmetterling senkt sich auf sie.
Ich möchte die braune Erde sein. Sie duftet so tief und schwer.

Herbst

Wolken am Himmel. Die Welt ist grau.
Ein krummer Pfad läuft hinab zum See.
Er schlängelt sich hindurch zwischen den Stämmen.

Es riecht herbstlich, feucht. Ein Ausblick.
Der See liegt in der Tiefe. Glattruhig wie ein Auge.
Ein breites, grünes Band schlingt der Wald um die Ufer.
In leichter Bewegung. Geschwungen und doch still.

Ueber den See fahrend, spüre ich die tiefe Stille.
Das schweigende Stehen der Bäume rings um die Ufer.
Tiefdrinnen gleite ich sacht dahin.
Die Fläche ist glatt und ruhig. Und leuchtet wie Seide.

Ich verlasse den Kahn. Er gleitet zurück.
Ich steige die Anhöhe hinauf . . . Um mich die Ruhe.
Ich blicke mich um und sehe den See tief ruhn.

Winter

Zwischen den Stämmen schwebt zaghaft der Ton eines Glöckchens.
Ein Schlitten naht, die Pferde stampfen und schnauben.

Die Pferde sind umweht von einer Wolke grauen Dunstes.
In wallenden Schleiern fliehen sie dahin durch die Nacht.

Doch bald ist wieder Stille und der Ton des Glöckchens entschwebt.
Und es singt in allen Räumen die dunkelblaue Nacht.

Ueber den Wipfeln steht der Mond und schimmert in kalter Schönheit.
Silbernes Licht fliesst herab und flimmert über allen Dingen.

Else Lasker-Schüler: Ached Bey

Ached Bey ist der Kalif und ich bin Tino — Prinzessin — und weile im Palaste meines Oheims. Von einem kleinen Kuppelfensterchen aus kann ich ihn betrachten, wenn er auf seinem Dache liegt und die Nacht erwartet. Ueber Bagdad ruht sein Bart und mit jedem Stern der aufsteigt am Himmel entschwindet eine Falte seiner faltenschweren Stirn. Müde Wüstenreisende reiten auf Dromedaren am Palaste vorbei — cha machalâa!! . . . im schläfrigen Karawanenton. Mein Oheim der Kalif grüsst mit seiner grossen Hand. Indessen ich durch heimliche Gänge über verwitterte Steinböden schleiche an vergessenen Götzengebilden vorbei — ich möchte kämpfen mit ihren schaurigen Krallen, aber der Duft der schwarzen Naëmirose seines Daches schwelgt mir entgegen. Naëmi . . . . es wissen alle am Hofe von der Jüdin seiner Jugend.

Mein Oheim der Kalif hebt seine grosse Hand: die schwarzen Fächerträger und Sudanneger gehorchen, nur der greise unter den Palastdienern nähert sich demütig seinem Ohre (ich bin unverschleiert), aber mein Oheim der Kalif wehrt ihm mit seiner grossen Hand. Wir rauchen aus samtumspannten Pfeifen Opium und trinken blaue Getränke aus Diamantkrügen und ich beuge mich über die Hieroglyphen seiner grossen Hand. Am anderen Morgen müssen mir meine Sklavinnen Knabenkleider anlegen und seinen Dolch mit dem smaragdbesetzten Griff trage ich im Gürtel und wir reiten auf grauen Tierriesen nach den Vorhöfen, dort werden die Verräter des Landes enthauptet . . . . . Mein Oheim der Kalif ruht zwischen zwei Marmorsäulen auf einem Kissen, das ist rot wie ein Mal und er hebt und senkt die grosse Hand blutstrafend in den Tod. Enthauptete Söhne edler Mohamedanergeschlechter lehnen an Ungläubige, nur der Kopf des jungen Fremdlings sitzt noch trotzig im Nacken. Dreimal holten sie ihn und dreimal brachten sie ihn — die knurrenden Henker — zurück in die vergitterte Nacht. Die grosse Hand meines Oheims flattert in meinen Schoss, aber ich kann den sich aufbäumenden Hieroglyphen im Pochen seines Pulses nicht deuten. Er senkt endlich seine grosse Hand. Durch die Risse der Steintore tropft des Fremdlings Blut über die rauhen, breiten Steine der Höfe hinweg bis vor die Füsse des Kalifen. Nie hörte ich einen ewigeren Fluss. Er singt, wie die Jehovapriester an ihren Feiertagen, wie der Mosegipfel des Sinai.

Mein Oheim der Kalif liegt im Palast tot auf seiner grossen Hand.

In den Moscheen beten die Derwische und drehen sich in ihren funkelnden Trauerkleidern — dunkle Sterne, die um seine Seele kreisen. Und morgens kommen die Totenweiber und heulen und vor dem Palaste stehen schwarzvermummte Frauen und bieten heilige Ware feil, Katzen mit goldglänzenden Fellen (für das Grab des Kalifen). die schläfrigen Augen der Tiere sind von der Farbe der Naëmirose. Und Juden ziehen gen Bagdad, Knaben mit schwermütigen Augen und Mädchen, wilde schwarze Tauben, und sie werfen Steine auf des Fremdlings Grab — ziehen fluchend die Strassen entlang, ballen die Fäuste vor dem Palaste meines Oheims des Kalifen. Er weilt bei Allah aber den Juden sehe ich überall wandeln . . . . wie der Stein unter ihm ist sein Schritt, aber seine Lippen sind geöffnet, rosige Dichterlippen, wie des Tyrannen Lippen, wenn er auf dem Dache lag und an Naëmi dachte, der Jüdin seiner Jugend.

Alle meine schwarzen Perlen sind eingesunken wie Höhlen — von meinem Stirnreif hängen die dunklen Häupter meiner Vorfahren. Meine Lippen sind tot, aber aus meinen Augen steigen Feuersäulen, die drängen aller Sterne Spur nach, seinem singenden Blute nach — ich tanze, tanze einen unendlichen Tanz, der zieht sich wie eine finstere Wolke über Bagdad, ich tanze über die Wellen der Meere, wirble den Sand der Wüste auf und vor dem Palaste lauscht das Volk und die jüdischen Knaben und Mädchen verstummen . . .

Friedlaender: Verse

Im goldnen Turm der Einsamkeiten
Tönt wie aus Muscheln stilles Klingen,
Verschlafne Wendeltreppen zwingen
Sich zag empor zur Schau in Weiten.

Tief trinkt der Blick aus fremden Wellen
Des schwanken Wolkeninselreiches
Und stürzt hinab zum dunkelhellen
Erstorbnen Spiegel eines Teiches.

Mit toten Fenstern stummem Tor
Starr träumt der Turm in leisen Schleiern,
Banghallend rauscht zu herben Feiern
Streng seiner Einsamkeiten Chor.

* * * * *

Das blaue Fliessen ferner Spiegelfluten —
Gedankenhaft, ich sinne wie es sinnt,
Gewässerhaft, ich rinne wie es rinnt,
Und alles wird ein Ineinanderbluten.
Das blaue Rauchen dumpfer Wolkenlasten —
So trübe drohend, trüber droh' ich mit,
Gehetzt, es hetzt mich fort im gleichen Schritt,
Gewölk und mich in blutsverwandtem Hasten.

Die Welt wird irren wie die Seele irrt,
Verflossen und verraucht ist längst das Leben,
Und alles ist wie Echo eines Schreis —

Wer stiess ihn aus. Dass er so kranksüss girrt,
So sterbebitter wehtönt im Verschweben,
So todeslüstern jung, so gierig greis.

* * * * *

Der Erde sanfte Rundung zu geniessen,
In luft'ger Gondel stieg ich himmelauf,
Den Lüften überliess ich meinen Lauf,
Sah drunten Meeres grünen Spiegel fliessen.

Und leichter, lieber hob ich mich hinauf,
Die Wölbung froh mit Blicken zu umschliessen,
Sah drunten Meeres tiefen Spiegel fliessen,
Der langte mit den Rändern nach mir auf.

Je höh'r ich floh, je tiefer sich zu höhlen
Schien er und seinen Rand um mich zu biegen
Wie Arme, wieder mich hinabzuziehen.

Ich blickte aufwärts — wie mit linden Oelen
Salbt mich der Wahn: Unendlichkeiten schmiegen
In blaues Himmelrund uns ein, wie wir auch fliehn!

* * * * *

Mit des Lichtmonds Puderquaste
Ueberpudert hat die Nacht
Ihres Haares schwarze Pracht
Und das Antlitz, das erblasste.

Spähend lauscht sie, ängstlich sehnend,
Fürchtet bänglich den Entschluss,
Regt zum Tanzschritt scheu den Fuss,
Trunken ihre Glieder dehnend.

Drehend hält mit zagen Händen
Sie das Röckchen starr-adrett,
Und sie tanzt ihr Menuett,
Bis die Sternorchester enden.

Richard Dehmel
„Das Rätsel des Schönen“

Kritischer Streifzug

Das Rätsel des Schönen ist bekanntlich immer noch nicht gelöst, und darum macht es einem armen Mann wie Hamlet wirklich Freude, dass die Gelehrten sich noch immer die Köpfe darüber zerbrechen. Diesmal freute ich mich ganz besonders, denn das Opus, das mir unter diesem rätselvollen Obertitel eine „Studie über die Prinzipien der Aesthetik“ verhiess, war nicht zu dick, und neben dem Verfassernamen — er tut hier nichts zur Sache — stand die Bemerkung: Doctor Philosophiae, Assistent am physikalischen Institut der Universität. Da gab es also hoffentlich etwas „Exaktes“.

Meine Hoffnung wuchs durch die Vorrede. Zwar schwor sich der Herr Doktor auf die Systeme von Kant und Spencer ein und fühlte sich gedrungen, auch sonst noch „viel Bekanntes“ vorzutragen aus Aristoteles, Lessing, Schiller, Fechner, Helmholtz usw. Aber es ist ja stets erfreulich, gute Bekannte zu begrüssen, und obendrein verhiess der Herr Verfasser doch sehr viel Eigenes, z. B. eine „tiefgehende Unterscheidung“ im Bereich der Associationen, eine „neue Einteilung der Künste“ und ein „Fundamentalgesetz“ über die Verbindung mehrerer Künste zu einer Gesamtwirkung. Und das alles nur zu dem Zweck:

„die Künstler, Kritiker und Kunstliebhaber zu weiterem, eigenem Nachdenken anzuregen, gleichgiltig ob in zustimmendem oder widersprechendem Sinne“. Wirklich höchst erfreulich!

Das Buch regte mich in der Tat zu eigenem Nachdenken an — über seine Einleitung. Sie ist gradezu mustergiltig für die Kunstgelahrtheit unsrer Zeit, und vielleicht sogar aller Zeiten.

Da wird zunächst der metaphysischen Spekulation heimgeleuchtet, mit ihren „allumfassenden Theorieen“, ihren „weitgreifenden Hypothesen“. Die seien nur „dogmatisch formuliert, ohne das Bewusstsein ihrer Willkürlichkeit“; sehr richtig! Ein Hauptkennzeichen ihrer Methode, insbesondre auch in Dingen der Aesthetik, sei die „unberechtigte Trennung von zusammengehörenden Begriffen und Erscheinungen“; abermals sehr richtig! Schelling, Hegel, Vischer werden kaltgestellt; sehr tüchtig! Selbst Goethe wird als Metaphysiker entlarvt; abermals sehr tüchtig! Nur Schopenhauer wird umgangen; sehr vorsichtig!

Jene Aesthetiker alten Schlages hätten in dem Wahn gelebt, ein Kunstwerk könne, ja müsse gesondert von seiner Wirkung auf den Geniessenden betrachtet und erforscht werden; die Kunst sei in und an sich selbst vollkommen wie die Natur, die Wirkung nach aussen sei nur etwas Zufälliges. Ganz anders die — (Verzeihung, deutscher Leser! das Wort ist nicht von mir — „positivistische“ Wissenschaft. Sie weiss, dass eine Betrachtung, gesondert vom Betrachter, unmöglich ist, und dass wir über ein natürliches Ding, also auch über ein Kunstwerk, im Grunde stets nur aussagen können, wie es auf und in uns wirkt, nicht was es an und für sich ist. Demnach sei auch die Erforschung des „Schönen“ — das Wort ist stammverwandt mit „schauen“ — ohne Voraussetzung eines Zuschauers unbewusste Selbsttäuschung.

Und nun überfällt uns der positivistische Herr Doktor mit folgenden Sätzen: „Unter dem Zuschauer ist zu verstehen ein Durchschnittsmensch, begabt mit normalen Geisteskräften und der einer bestimmten Epoche eigentümlichen Bildung; es gibt viele solche, und an sie wendet sich der Künstler (sic!) mit seinen Schöpfungen. Die für ein Kunstwerk charakteristische Wirkung auf diesen Normalzuschauer tritt mit Notwendigkeit ein; sie ist bei allen Zuschauern die gleiche.“ Ich habe nichts am Wortlaut geändert; nur die Sperrungen sind von mir.

Hand aufs Herz, Herr Doktor, Philosoph und Physiker: ist dieser Ihr Normalzuschauer nicht „dogmatisch formuliert“?! Ist er gar vielleicht ein Abkömmling der Schopenhauerschen Einbildung vom genialen Normalmenschen? Bloss: Schopenhauer hatte das „Bewusstsein ihrer Willkürlichkeit“, und das scheinen Sie nicht zu haben.

Oder sollten Sie sich wirklich unter Ihrem Durchschnittsmenschen, da Sie doch behaupten, dass es „viele solche“ gibt, den grossen Haufen der sogenannten Gebildeten mit ihrem sogenannten gesunden Menschenverstand vorstellen? Glauben Sie tatsächlich, dass es einen Menschen mit „normalen Geisteskräften“ gibt, der die ganze, seiner Epoche eigentümliche Bildung besässe, sie überhaupt sich anzueignen vermöchte? Nein, Herr Doktor: solchen Durchschnittsmenschen hat es nie gegeben, solche Geisteskräfte waren stets sehr anormal!

Oder stellen Sie sich etwa unter der eigentümlichen Bildung einer bestimmten Epoche ganz etwas anderes vor als ich? Etwa gar die jämmerliche Zweifünftelbildung, die dem Normalzuschauer unserer Epoche eigentümist?! Und an diese „Vielen“ — Vielzuvielen sagt Nietzsche — wende sich der Künstler mit seinen Schöpfungen??

Sie scheinen nette Begriffe vom Künstler zu haben.

Aber ich will christlich sein; vielleicht hat sich der „tiefgehende“ Herr nur oberflächlich ausgedrückt. Vielleicht hat er nur sagen wollen, auf diese vielen Normalzuschauer wirke der Künstler mit seinem Werk, und die Art dieser Wirkung kennzeichne das Werk, weil — so meint der Herr Doktor weiter — die dem Kunstwerk eigentümliche Wirkung bei „allen“ Normalzuschauern „mit Notwendigkeit die gleiche ist“. Meinen Sie das positiv, Herr Positivist? Nun, dann freilich müssen Sie den Künstler, der sich mit seiner Schöpfung nicht an die Vielen wendet, obwohl er eine Wirkung (nach dem Gesetz der Krafterhaltung) auf die ganze Welt ausübt, für einen kompleten Narren halten. Solange Sie aber einem solchen Künstler nicht mindestens zwei ganz bestimmte Menschen zu präsentieren vermögen, auf die ein ganz bestimmtes Kunstwerk ganz bestimmt gleichartig wirkt: solange wird er Ihren Normalzuschauer bestenfalls für eine jener „weitgreifenden Hypothesen“ halten, die Sie den Metaphysikern aufs Konto setzen.

Sie müssen nun nicht etwa glauben, ich hätte selber metaphysische Absichten. Die habe ich unter Umständen freilich, aber nicht in Sachen der Wissenschaft; die Metaphysik ist Sache des religiösen Erkennens und mehr noch vielleicht des poetischen Denkens. Ich bin durchaus mit Ihnen einverstanden, dass im Sinne der Wissenschaft keine Naturkraft, also auch keine menschliche Schaffenskraft, anders als aus ihren Wirkungen erkennbar ist. Sie sollten daraus nur die richtigen Schlüsse ziehen!

Also mit dem Normalzuschauer ist es nichts; er kommt nicht vor in der Natur. Jedwedes Kunstwerk wirkt, wie jede Naturerscheinung, jedes menschliche Erzeugnis, auf jeden Einzelnen verschieden, je nach dessen Sinnlichkeit, Gemüts- und Geistesbildung, ja sogar nach seiner augenblicklichen Stimmung, seiner örtlichen Umgebung, seinem wirtschaftlichen Zustand usw. Dies ist nicht blos — wie uns der Herr Verfasser später einreden will — „zum Teil“ der Fall, sondern in jeder Beziehung, auch was die sogenannte Bildlichkeit (Anschaulichkeit) des Kunstwerks betrifft. Denn auch diese ist nicht „unabhängig von dem geniessenden Subjekt“, so wenig wie es „Bewegungen von Aetherteilchen“ gibt, „wenn jedes empfindende Auge fortgedacht wird“ (oh, oh, Herr Psycholog!) — sondern ein Kunstwerk ist nur insoweit anschaulich, als es unmittelbar die Sinne reizt; Sinne aber ohne ein „Subjekt“ und Subjekte ohne „subjektive“ Sinnlichkeit sind nur für den Metaphysiker denkbar. Wenn jedes empfindende Auge weggedacht wird, dann gibt es höchstens noch allerlei Kraftstoff, oder eigentlich blos noch die Weltmasse x; und ob die bewegt oder unbewegt, teilbar oder unteilbar, ätherisch oder fäkalisch ist, dafür fehlt dann eben jede Empfindung.

Dass es „anerkannte" Kunstwerke gibt, ändert daran nicht das geringste. Denn auch diese wirken, selbst auf anerkannte „Kenner", höchst verschieden; und mancher Kenner hält manch anerkanntes Kunstwerk überhaupt nicht für ein solches, sondern für ein Machwerk. Und wie kommt die Anerkennung zustande? Nicht dadurch, dass ein grosser Haufe von Normalzuschauern eine Wirkung bejubelt, die bei allen sofort die gleiche ist; solche Wirkungen pflegt nur die Afterkunst zu erzielen. Sondern ein sehr kleines Häuflein, teils von ausserordentlich gebildeten, teils von ungewöhnlich veranlagten Leuten, nämlich Leuten, die ein anerworbenes Verständnis oder angeborenen Geschmack für Kunst besitzen, Leute von sehr anormaler, eigenartiger Empfänglichkeit: diese suchen sich selbst und Andre über die empfangene, sehr verschiedenartige Wirkung durch Meinungsaustausch aufzuklären, und so übertragen sie allmählich, meistens sehr allmählich, die Wirkung auch auf all die vielen viel normaleren Menschenkinder, die leider noch sehr wenig eigenen Kunstsinn haben.

Aber auch an dieses kleine Häuflein „wendet sich" der Künstler *nicht* mit seiner Schöpfung: er wendet sich an Alle — Alle ohne Ausnahme! — an den „Zulukaffern", dem der tiefgehende Herr die Empfänglichkeit für Beethoven etwas weitgehend abspricht, so gut wie an den Uebermenschen, der da kommen soll. Gemeinhin nennt man das: er wendet sich an die Menschheit. Die aber wird zu jeder Zeit in jedem Volk nur durch die oft zitierten „Besten seiner Zeit" vertreten, und deren gibts bekanntlich niemals „viele"; für den Allerbesten aber hält der Künstler mit Verlaub sich selber, weil eben er es ist, der aus *den* Besten *das* Beste, auch das bestialisch Beste, schöpferisch zusammenfasst. Und weil der Allerbeste ihm grade gut genug ist, sich an ihn zu wenden, so wendet sich der Künstler — an sich selbst, an alle und an keinen. Sein Werk zwar *wirkt* auf alle (verschiedentlich natürlich, auf die meisten scheinbar garnicht, d. h. nur mittelbar und unbewusst) — aber der Zuschauer, auf den er seine Wirkungen berechnet, ist keiner als er selber: der Mensch in ihm, der Mitmensch wie der Uebermensch, Tier so gut wie Gott.

Und dieser Zuschauer, dieser einzige „Normalzuschauer", den es für den Künstler gibt, dieses anormal normale Exemplar der Gattung „Mensch" — denn nichts *wird* Norm, Herr Doktor, was nicht anfangs *gegen* eine Norm war — womit nun nicht gesagt sein soll, dass alles Anormale Norm zu werden vermag —: also dieser Selbstzuschauer ist der Künstler nicht blos, wie Sie meinen, bei der „Conception", sondern während seiner ganzen Schaffensarbeit, vom ersten unwillkürlichen Anstoss an, der ihm das Urbild seiner Schöpfung über die Bewusstseinsschwelle hebt, bis zum letzten überlegten Kunstgriff, mit dem er den Eindruck dieses Urbildes möglichst vollkommen auszudrücken sucht. Ja, noch darüber hinaus bleibt er sein einziger „Normalzuschauer", denn nur Er kann wirklich ermessen, in welchem Grade sein Werk vollendet ist, d. h. die Wirkung des Urbildes von sich gibt; nur ihm ist diese Wirkung ja bekannt. Da sind wir schon mitten im Metaphysischen drin, im mystischen Einklang von Ich und All.

Nun wird der Herr Doktor der Philosophie mich wohl für einen rohen „Subjektivisten" erklären, am Ende gar für einen „Nietzscheaner", der keine Ahnung von dem Unterschiede zwischen „universalen" und „partikularen", geschweige zwischen „apodiktischen" und „assertorischen" Urteilen habe. Aber nur Geduld: wir werden uns auch ohne philosophischen Jargon verständigen! Ich liebe nämlich die Fremdwörter nicht, die aus der „klassischen Epoche" stammen; es stecken mir zu viel überlebte Begriffe dahinter, zu viel „allumfassende Theorie", zu viel „unberechtigte Trennung zusammengehöriger Erscheinungen". Eine Wahrheit lässt sich für Deutsche auf gut deutsch am verständlichsten sagen, und was mir „subjektiv" ein Unsinn scheint, kann mir auch „objektiv" nicht imponieren; das sind mir sehr zusammengehörige Begriffe.

Genau so unberechtigt wie deren Trennung scheint mir aber auch die Mischung *un*zusammengehöriger Begriffe, die in den Fremdwörtern der deutschen Schriftgelehrten seit alters gäng und gäbe ist. Da wird ein solches Wort, z. B. Norm, zuerst in einer sehr normalen, d. h. gewöhnlichen Bedeutung gebraucht, und eh man sichs versieht, ist ihm auf einmal eine normative, d. h. gesetzliche Bedeutung untergeschoben. Das ist aber keine Wissenschaft, Herr Physiker: das ist Schulmeisterei! schlimmere, als sie sich je ein Metaphysiker erlaubt hat; denn der macht seine Kunstgebote doch nur von seiner allerhöchsteigenen Weisheit abhängig, Sie aber (selbstverständlich gleichfalls blos in — unbewusster Selbsttäuschung) von der Weisheit des Bildungspöbels.

Betrachten wir einmal recht gründlich Ihren eigenen Satz, Herr Doktor: „ein jedes Kunstwerk hat, auch wenn es von seinem Schöpfer noch keinem andern Menschen mitgeteilt ist, schon einmal die es charakterisierende (zu deutsch: ihm eigentümliche) Wirkung ausgeübt, nämlich auf den Künstler selbst!" Damit bin ich, wie Sie sahen, völlig einverstanden. Ich gebe Ihnen auch noch weiter zu, dass diese Wirkung im Künstler „mit wahrscheinlich viel stärkeren Gefühlen als bei dem nachempfindenden Zuschauer" vor sich geht. Auf den „ähnlichen Gedankenverlauf" im Künstler und im Zuschauer kommt es zunächst noch gar nicht an; Gedanken macht man sich bekanntlich erst auf Grund von Vorstellungen in Folge von Empfindungen. Und wie gesagt: nicht blos „wahrscheinlich", sondern ganz unzweifelhaft, und nicht blos während, sondern auch noch nach der Schaffensarbeit wird der *ganze* Ablauf von Empfindungen, Vorstellungen und daraus sich ergebenden Gedanken, die ein bestimmtes Kunstwerk erzeugt haben und dessen eigentümliche Wirkung ausmachen, in keinem so vollkommen wiederauftreten wie im Erzeuger selbst. In jedem Andern wird die Wirkung, je nach seiner sinnlichen und geistigen Beschaffenheit, sich nur teilweise oder in verändertem Verhältnis der Bestandteile wiederholen. Würden sonst wohl die Gelehrten sich noch immer über „Hamlet" in den Haaren liegen?

Will also jemand die Frage „Was ist schön" beantworten, und glaubt er, dass die schöne Wirkung gleichbedeutend mit der Kunstwirkung sei, so muss die Antwort allererst die Tatsache berücksichtigen, dass ein bestimmtes Kunstwerk niemals „mit Notwendigkeit" als solches wirkt, sondern nur auf jeden Einzelnen in andrer Weise eigentümlich, in seiner vollen Eigentümlichkeit nur auf den Schöpfer des Werkes.

Nun aber hält der Einzelne nur solche menschlichen Erzeugnisse für wirkliche und echte Kunst, die grade ihm den Eindruck einer durchaus einzigen, unnachahmlich eigentümlichen Vollkommenheit beibringen; „das" Kunstwerk und „die" Kunst sind ja bekanntlich nur Begriffsgötzen. Genauer müsste ich sagen: Erzeugnisse, deren Form mir diesen Eindruck der Vollkommenheit beibringt. Das ist aber selbstverständlich, da bekanntlich kein Naturgebilde, also auch kein menschliches Erzeugnis, anders als aus seiner Form begreifbar ist; wenigstens nicht für „Positivisten".

Will also jemand etwas Wahres über die Wirkung aussagen, die ein (nicht „das") Kunstwerk erst als Kunstwerk bezeichnet („charakterisiert"), d. h. die unter Umständen einem bestimmten Menschen ein bestimmtes Menschenwerk als ganz besonders formvollkommen erscheinen lässt, so hat er zu untersuchen: erstens: unter was für Bedingungen, zweitens: Durch was für Reize, drittens: Aus was für Empfindungen setzt jener Eindruck der Vollkommenheit sich zusammen? Und selbst wenn jemandem gelingen sollte, hierfür eine Formel von allgemeiner Giltigkeit zu finden, hat er sich immer noch bewusst zu bleiben, dass damit nur erst ein Bestandteil der ganzen, einem Kunstwerk eigentümlichen, es voll kennzeichnenden („charakterisierenden") Wirkung (ja ja, die Fremdwörter!) erklärt ist.

Um es kurz zu wiederholen: die Art- und Wertbegriffe „das Kunstwerk" und „die Kunst" macht jeder Einzelne sich langsam erst zurecht aus den Kunstwerken, die ihm nach seiner Vorstellungs- und -Urteilskraft den Eindruck einer unnachahmlich eigentümlichen Vollkommenheit gemacht haben. Ob dieser Eindruck sich mit dem der „Schönheit" deckt, ob er ihn als Bestandteil enthält, ob Schönheit überhaupt ein unentbehrlicher Bestandteil all und jeder Kunstwirkung ist, darüber wissen wir vorerst noch nichts. Wir wissen nur: „vollkommen" ist uns alles, was nichts zu wünschen übrig lässt! und „eigentümlich" alles, was dem Durchschnitt nicht entspricht! und „unnachahmlich" alles, was unergründlich scheint wie die Natur!

Was aber diese „Natur" wohl ist, von der die Einen sagen, die Kunst sei ihre Nachahmung, die Andern, ihre Umgestaltung — darauf kann ich nur mit einem Dichterwort antworten, obwohl es heute, wo ich es schreibe, noch nicht zu den „anerkannten" Worten zählt:

Natur, Natur! o leerer Schall,
o seelenvollster Widerhall! —

Oscar A. H. Schmitz: Balkan-Reise

I

An Bord des Donaudampfers „Margit",
13. August

Pusstastädte / Magyaren und Slaven / Nachtleben bei Tag / Donau-Dampfschiffahrt

Sehr anziehend war die Reise durch die Pusstastädte: Szegedin, Temesvar, Versecz. Noch glaubt man in der Anlage ihren Ursprung, die improvisierte Niederlassung ziellos wandernder Horden zu erkennen. So entstand eine Form, nach der auch neue Städte angelegt wurden: breite Strassen verlaufen sich in die unendliche Ebene, fast alle Häuser, selbst die eleganten, modernen in ziemlich diskretem Barock, haben nur ein Geschoss und bilden die Vorderfront ausgedehnter ländlicher Höfe, so dass 25 000 Menschen fast so viel Platz zum Wohnen brauchen, wie bei uns 100 000. Lehmige, kaum gepflasterte Strassen verstärken den Eindruck der Zufälligkeit. Sie kreuzen sich auf ungeheuren Plätzen voller Wagen, unter deren Leinwandzelten in verdächtiger Dämmerung Mensch und Vieh beieinander hausen. Auch die Brückenbogen, die über breiten, flachen Ufern ziemlich tief ins Land greifen, gewähren — so bei der Theiss zu Szegedin — den zu Markte fahrenden, ganz weiss gekleideten Wallachen und Serben einen bequemen Unterschlupf. Dort zünden sie zwischen ihren Fuhrwerken abendliche Feuer an, spielen Karten, stopfen Pfeifen, zählen Geld. Unter der magyarischen Landbevölkerung, die in farbigen Reihen auf den Märkten hockt, überraschen kräftige, sympathische Typen. Die vielen reizvollen Frauen und Mädchen tragen helle, buntgedruckte Jacken und Kopftücher. In diesem ländlichen Getriebe bewegen sich viele eingeborene Deutsche von sympathischer Eigenart.

Die Magyaren und Slaven haben keine sogenannte Renaissance, keine „humanistische" oder „klassische" Periode durchgemacht, d. h. sie haben niemals ihr angestammtes „Barbarentum" gegenüber dem hellenisch-römischen Kulturkreis bekannt, niemals sich systematisch und bewusst fremder Form unterworfen. Erst im 19. Jahrhundert adoptierte man — und da nur äusserlich — westeuropäische, d. h. nach französischem Bilde gemodelte Gesittung. Daher nicht die Kluft zwischen Knecht und Herr, zwischen campus und urbs, daher überall eine ländliche Ursprünglichkeit, die — einheitlich in der Wertung des Lebens und seiner Güter — nur die Abstufung des Besitzes kennt. Der Reiche ist nicht durch eine andere Kultur qualitativ vom Armen gesondert. Daher aber auch jene bekannten Geschmacklosigkeiten, wenn die eigene Artung doch verlassen und ein Kulturfirnis aus Wien bezogen wird, unter dem der Skythe immer wieder hervorschielt. Dann erscheint jenes schwärzlich-gelbliche Gesindel unserer Kaffeehäuser mit Glutaugen, interessanten Flüchen und suspekter Galanterie; der Primitive wird erst zum Barbar durch sein Verhältnis zu einer fremden Kultur.

Als ich zu Temesvar über einen stinkenden Anger schritt, wie dort viele die sauberen Stadtviertel trennen, kroch unter einem Baume ein Subjekt hervor mit der Frage:

„Schoffen?". Was so viel heissen soll als: „Was schaffen Sie an?" „Was befehlen Sie?" „Soll ich zeigen Nochtleben von Temeschwor?" Ich warf einen Blick auf das Tagesgestirn, das kaum den Zenith überschritten hatte. Indessen willigte ich in die Führung ein, da noch mehrere Stunden bis zur Abfahrt des Zuges vor mir lagen. „Wird es sein gènont, in diesen Keller hinabzusteigen?" fragte mein Führer, vor einem mittelmässigen Hause stehen bleibend. Wir stiegen etliche Klafter unter die Erde. Aus einem dunklen Gewölbe trat ein altes Geschöpf, das „Kracherln" und Schnaps anbot. Ich bestellte beides und liess es den Führer trinken, während ich, auf einem mürben Holzstuhl sitzend, das Nachtleben um mich her zu erforschen suchte. Ich unterschied in dem Dunkel ein Sofa mit zerknülltem buntem Bettzeug, Reste eines dürftigen Mahles auf einem niederen Tisch. In der Ecke fiel aus einem Türspalt Licht. Ich erkannte, dass sich dort bei einer Kerze vor einem Spiegel eine buntgekleidete Frau schminkte und puderte, wie in einer engen Theatergarderobe. Sie kam sehr bald hervor und wurde als Tochter der Alten vorgestellt. Sie sprach nur rumänisch. Unglücksfälle — so übersetzte man mir — hätten die ursprünglich wohlhabende Familie veranlasst, die Heimat zu verlassen, hier ernährten sie sich kümmerlich durch diese Wirtschaft — kurz das bekannte Melodrama. Dann verhandelten die drei zusammen in einem Idiom, in welchem auch die letzten Anker des Verständnisses — lateinisch-italienische Anklänge — von der Wortflut mitgerissen wurden. Sie sprachen offenbar über mich, und es war nicht anders, als gedächten sie mich zu schlachten, wollten sich aber vorher über die Verteilung der besten Stücke einigen. Ich machte dem ein Ende, indem ich einige „Sechserl" verteilte und den Ausgang suchte. Meinen Führer bat ich nun um freundlichere Gesichte. Wir traten noch in manche Häuser und Höfe, er trank für mich und sich. Nun glaubte er, es ginge ihm ein Licht auf. Er hatte es herausbekommen: „Wollen selber solche Wirtschaft aufmochen?" Schliesslich konnte ich ihn kaum mehr loswerden. Er war ganz betrunken. Am Ende entkam ich ihm unter dem Getümmel eines Leichenzuges von ungeheurem unechtem Pomp, der sich in die Augustglut der staubigen Felder bewegte.

Die Donaudampfschiffahrt ging wegen des niederen Wasserstandes nur auf kleinen, sehr dürftigen Schiffen vor sich. Interessant ist hier die dritte Klasse, wo sich des Nachmittagsschattens wegen die Passagiere aller Klassen zusammendrängen. Man kampiert auf unbequemen „Hockerln", während ringsum Muster der hauptsächlichsten Menschenrassen auf bequemen, wenn auch sehr unsauberen Lammfellen schlafen: Tartaren, Semiten, Arier, und unter diesen wieder Germanen, Romanen, Slaven. Vier serbische Babys mit hübschen Gesichtern und schmierigen Leibern kriechen in der Mitte umher, an der dürren Brust der ausgemergelten, mit bunten Tüchern umwundenen Mutter zullt ein fünftes. Ein paar schöne Bulgaren in den bekannten buntgestickten Jacken und weissen Lammfellmützen sitzen um einen Popen herum, der einen randlosen Zylinder auf ungeschorenem Haupte trägt, dessen wirre gelbe Flechten ihn bei der Hitze nicht wenig belästigen. In einem besonderen Verschlag ist das türkische Café, wo einer kocht und einer schläft, der letzte kriegt das Geld Eine völlig in Rohseide gehüllte Türkin von der Donauinsel Ada-Kaleh speist grüne Peperoni. Ueber diese Früchte hängt die welke Nase wie eine vertrocknete Banane aus den Gesichtsschleiern hervor. In der ersten Klasse fährt ein bulgarischer General von beträchtlichem Umfang in weissleinenem Waffenrock. Er speist von früh bis spät, vielleicht ist er das seinem Range schuldig. Ihm zu Ehren hat das Schiff die bulgarische Flagge aufgehisst. Eine Bukarester Demimondäne in Pariser Aufzug breitet sich aus wie eine gemästete Henne und gluckst, wenn sie spricht, im Bilde bleibend. Ein schwarzbärtiger rumänischer „Gommeux" bedient sie und sieht genau so aus wie man sich den Lebemann denkt.

Die Landschaft der Ufer ist selbst bei der Enge von Kasan nicht so bedeutend wie manche deutsche Berglandschaft. Nur die Insel Ada-Kaleh im Abendschein — als letzter Rest einstiger Türkengewalt in diesem Gebiet — hat den romantischen Hauch zerbröckelnder Grösse. Bulgarien und Rumänien liegen sich — zwei Wüsten — gegenüber. Keine Brücke, kein Kahn verbindet diese Länder, die besseres zu tun hätten, als sich gegenseitig durch Zollschwierigkeiten und dergl. zu lähmen. Nirgends Landhäuser, kaum bebaute Fluren, als habe der Türke gestern diese Gegenden verlassen. Nur im Uferschlamm badende Büffel beleben das einförmige Bild. Das Schiff aber gleitet weiter, Sandbänke umsteuernd, bald kracht die Maschine, bald bleiben wir zwei Stunden stehen, und morgen werde ich, wenn die Götter wollen, mit 45stündiger Verspätung in Bukarest sein.

II

Pera, 22. August

Hunde / Wahrsager / Islam / Selamlik / Abdul Hamid

Das „gastliche Meer" zeigte sich mir freundlich. Auf leicht bewegter Flut durchfuhren wir nachts den Pontus und bogen gegen 10 Uhr früh in den Bosporus ein. Um Mittag blickten wir bereits auf das rote Fezgewimmel von Galata herab. Nichts ist schöner, als sich (trotz Meyers mittelmässigem Handbuch) ohne Dragoman in dem Gewimmel der Stadt zu verlieren. Solange man mohammedanische Frauen in Ruhe lässt, und keinem der zahllosen Strassenhunde, welche die Stadt regieren, auf den Schwanz tritt, ist man bei Tage in den Hauptvierteln seines Lebens so sicher, wie in Berlin. Die wilden Hunde zeigen, wie sympathisch diese Tiere sein können. Sie kümmern sich wenig um den Menschen, haben gute, etwas verdrossene Gesichter und besitzen nichts von der äffischen Art, die in Europa den Hund zum „Freund der Menschen" macht, ja ihn sogar in den Geruch bringt, er habe „Gemüt". Sonst ist Konstantinopel recht europäisch. Pera könnte ein Stück von Neapel oder Genua sein. Ja selbst Stambul mit seinen Bazaren steht an orientalischer Art hinter Tunis zurück. Landschaftlich freilich gibt es wohl kaum etwas, was an die Schönheit von Byzanz heranreicht.

Ich liess mich zu einigen Zauberern und Wahrsagern in dürftigen Bretterbuden bringen. Einer baute aus Tintenfässern einen Turm auf, als Bild meines künftigen Ruhms, nachdem er mir die Zahl meiner Geschwister, der Türen meines Hauses und dergl. teilweise richtig, teilweise falsch gesagt hatte. Für zwanzig Francs, die ich bei einem Bankier — freilich bei keinem fränkischen — hinterlegen könne, wolle er alle meine Pläne verwirklichen. Während wir verhandelten, trat eine Frau herein, die sich beim Anblick des Franken abwandt. Sie legte einen Medschidjé (1½ Francs) auf den Tisch und schien sehr missgelaunt. Als ich später fragte, was sie gewollt habe, sagte der Zauberer, das könnte ich mir doch wohl denken. „Was kann eine Frau in diesem Alter wollen? Sie will die Liebe ihres Mannes wieder gewinnen. Aber ich bin nicht Allah."

Die Moscheen kann man ungestört betreten. Man trägt die Schuhe in der Hand und geht in den kühlen hohen Räumen auf sauberen Matten umher, wo Professoren, der Kühle wegen, im Sommer ihre Vorlesungen halten. Das Auditorium kauert am Boden. Die Messe, die aus zahllosen Beugungen des Körpers besteht, betrachtet der Franke nur von der Galerie. Eine jedenfalls einzigartige Religion, welche die zum Wohlbefinden erforderlichen Handlungen — Waschungen und Gymnastik — fünfmal täglich als Hauptbestandteil der Andachtsübung verlangt. Das Volk ist daher — soweit es türkisch ist — bisweilen von auffallender Reinlichkeit, selbst der Hände und Nägel, deren Pflege sonst von den niederen Ständen als allerletztes auf dem Wege zur Kultur angenommen wird. Stambul ist bei weitem sauberer als die Viertel der Christen. Ein sehr unerfreulicher, schmutziger Ort ist Pera, die Vorstadt der Europäer, mit Ausnahme einiger entlegener Teile, wo Villen stehen.

Die türkische Tracht wird bald verschwunden sein. Die Mehrzahl trägt schon heute zum Fez europäische Kleidung. Besonders beliebt ist der Gehrock, den selbst unter den heulenden Derwischen zwei trugen. Wie weit indessen die Reformlust geht, ist schwer zu sagen. Bei aller Europäisierung bleiben die Leute gegen den Franken unliebenswürdig und misstrauisch.

Sehr auffällig sind die Friedhöfe mitten in belebten Stadtteilen. In dem grössten — zu Skutari — verkehren Wagen aller Art, es gibt dort kleine Läden, Werkstätten, ja eine Kaffeebude. Von Medizin scheinen die Leute nicht viel zu halten. Lieber bringen sie Kranke in die Nähe ekstatisch Erregter und erhoffen Heilung aus dem Lebensstrom des korybantischen Orgiasmus, den die Derwische in sich zu erwecken verstehen. In einem ihrer Klöster sah ich einen mageren schwarzbärtigen Scheich mit brennenden Augen über die am Boden liegenden Kranken schreiten, darunter Kinder, von kaum acht bis neun Monaten.

Nicht ohne Interesse ist der Selamlik, die freitägliche Andacht des Sultans. Durch die Vermittlung unseres Konsulats erhält man die Erlaubnis, beizuwohnen. Das militärische Schauspiel, das sich bei dieser Gelegenheit um Yildizkiosk entfaltet, ist äusserst farbig. Fast alle Uniformen sind weiss, die Kopfbedeckung ist der rote Fez. Die Massen bewegen sich in der Mittagssonne zwischen vielem Grün, teils auf köstlichen Pferden unter den Klängen eines jener vulgären modernen Märsche. Einige Wagen mit verschleierten Frauen, diverse Prinzen, teils ganz nette Kerlchen, mit ihren Erziehern fahren vorbei, die schwarzen Hofeunuchen in bunter Seide nicht zu vergessen. Dann kommt Abdul Hamid im pompösen Galawagen, dicht von seinem Gefolge umgeben, das teilweise den Wagen berührt. Der Aufzug macht den Eindruck unsäglicher Aengstlichkeit. Nur bei dieser Gelegenheit, der er als Kalife sich nicht entziehen kann, verlässt dieser zitternde Greis sein Haus und fährt in die vor seinem Tor von ihm erbaute Moschee. Er glich bei der Hinfahrt einem grämlich alternden Juden. Bei der Rückfahrt hielt er selbst die Zügel und war nicht ohne patriarchale Würde.

III

Die Nächte in Konstantinopel

Wer an den Sommerabenden zu Hause bei der Lampe bleiben kann, womöglich mit geschlossenen Fenstern, um den Mosquitos den Eingang zu sperren, der mag den Nächten in Konstantinopel nicht fluchen. Wer aber an die luftigen Plätze oder Gärten Spaniens oder Italiens denkt, wo man abends die ins Land wehende Seebrise atmet, der wird in der dumpfen Gassengruft von Pera, Galata und Stambul halb verschmachten. Konstantinopel ist schön, ja! Aber die Türken haben es fertig gebracht, dass man diese Schönheit zwar bei der Einfahrt ins goldene Horn konstatieren kann, besonders wenn abends hinter der dünnen Märchensilhouette der Stambuler Moscheen die Sonne versinkt, dass aber niemand sie in ruhigen Stunden geniesst. Der Komfort des Südens, der Neapel im Sommer so köstlich macht, fehlt hier. Er besteht darin: in hellen steinernen Räumen, dem Meere nahe, bei leichten Speisen und frischen Getränken gegen Glut und Erschöpfung Schutz zu finden, sowie der Komfort des Nordens hauptsächlich die Zimmerbehaglichkeit ist, während es draussen schneit und friert. Der Zugang zum Meer ist in Konstantinopel gesperrt. Am Bosporus-Ufer reiht sich Spelunke an Spelunke, es wetteifert in der Phantasie des Seemanns nur mit den Hafenfreuden von Port-Said oder Hongkong. Der Maramarastrand, von schwarzen Holzhäusern besetzt, ist öd und verlassen, und nachts lebensgefährlich. Wenn die Stunde schlägt, um die man sich abends zu Tische setzt, bleibt ausserhalb der Speisesäle der Hotels kaum etwas anderes übrig, als die schmutzige Grande Rue de Pera hinaufzugehen, sich in die österreichische Brasserie Janny zu setzen, in einer schwülen Halle ein nicht übles Abendbrot zu verzehren und deutsche und französische Zeitungen zu lesen. An vielen Tischen wird deutsch gesprochen: hier ansässige Kaufleute und Journalisten, die aussehen wie andere Menschen auch, dazwischen die grotesken Gestalten deutscher Touristen in Lodenkostüm und grünem Hut, irgend eine Liedertafel auf kühner Sängerfahrt oder sonst ein sächsischer Verein zur Kompromittierung des Deutschtums im Ausland. Mein allabendlicher Tischnachbar ist ein junger persischer Attaché in eleganter europäischer Tracht, aber an dem schwarzen Fez ist seine Nationalität leicht kenntlich. Er hat viel in Europa gelebt und weiss auch nicht, wie er hier seine Abende verbringen soll. Eines Abends flüstert er mir mit seinem runden, dicken Munde geheimnisvoll zu, während seine schwarzen Augen glänzen: „Il y a un jardin avec de jolies femmes." Ich bitte den Leser, sich diese Situation auszumalen. Wir sind nicht in Paris oder Wien, sondern in einer staubigen, toten Wüste, und verdursten fast nach etwas Zerstreuung. Hier gibt es zwar irgend ein „Eden" oder „Tivoli". Wer aber dort, in dem letzten Hafen für die Wikingerschiffe europäischer Prostitution, einmal von geschminkten Greisinnen das „Viens poupoule" gehört hat oder „I' bün halt a' öchts Weanerkind", der muss einige Jahre warten, bis er so etwas von neuem ertragen kann. Also wir haben eine Reihe kaum erträglicher Abende hinter und noch ebensoviele vor uns, bis uns das erlösende Lloydschiff holt, und da kommt nun ein Perser, ausgerechnet ein Perser, und flüstert: „Il y a und jardin avec de jolies femmes." Ich folge ihm durch einige Gassen, in denen man sich nach der Sauberkeit von Neapel oder Malaga sehnt, wo hier und da ein moralischer Nachtwächter zwölfjährigen Armenierinnen mit seiner Keule droht, weil sie gegen die Vorübergehenden zu freundlich sind. Diese jungen Damen sehen sehr zierlich aus, wie französische Pensionsmädchen, tragen kurze weisse Kleidchen und das herabhängende Haar, wie Backfische, im Nacken zusammengebunden. Sie wurden von den französischen Klosterschwestern erzogen; jetzt sind sie in den Jahren, wo sie ihre erworbenen Sprachkenntnisse und guten Manieren verwerten können. Und da kommt dann so ein Nachtwächter mit seiner Keule — — — Was soll man dazu sagen! Aber das ist es nicht, was mir mein persischer Freund zeigen will. Wir gelangen vor ein Gartengitter mit grossen Plakaten, Billettschaltern und einem Tourniquet. Es ist wie in der „Ressource" einer deutschen Mittelstadt. Eine Kapelle spielt, die Tische und Stühle sind mit nichtswürdigem Grün gestrichen. Der Perser sucht mit grosser Vorsicht einen Platz neben einem deutschen Tisch und zerfliesst in Entzücken vor einem kleinen blonden Fräulein mit widerspenstigem Haar und unbeherrschtem Gelächter. „C' est la plus jolie femme de Pera" meint er. Nun, sie ist niedlich, aber so wie sie zu hunderten in deutschen und französischen Geschäften als Verkäuferinnen oder Kassiererinnen angestellt sind. Jeden Abend sitzt sie hier mit ihren Verwandten und trinkt Bier und lacht und schwatzt, und er weiss nicht, ob ihre Blicke ihm gelten oder — man wird ja aus europäischen Frauen nicht klug! — — ob ihre Augen zweck- und ahnungslos spazieren gehen. Und nun erklärte er mir sein Unglück. Er ist geschlagen mit der Sehnsucht nach blonden Frauen, aber in seiner Heimat gibt's das nicht; hier in Konstantinopel sieht er sie jeden Tag und kann nicht zu ihnen gelangen. Dieser triviale Garten ist für ihn das Märchen, das Paradies der blonden Frauen. „Il y a un jardin avec de jolies femmes".

Ich sehe mich bald nach anderen Zerstreuungen um. Ich will doch einmal dieses Matroseneldorado in Galata sehen. Auf der grossen Brücke suche ich mir den ekligen Griechen heraus, der mich in den ersten Tagen geführt hat und der — an humanistisch gebildete Fremde gewöhnt — sich einen Abkömmlung der Byzantiner und alten Hellenen nennt. Jetzt heisst er „Spickbock". So hätte ihn der frühere deutsche Botschafter genannt. Weiss Gott, wie dieser Wortträmmer, mit griechsich-türkischen Vokabeln kontaminiert, entstanden ist. Also Spickbock kommt um neun Uhr und holt mich ab. Der dicke Armenier, der Portier meiner Wohnung, gibt uns seinen Segen, und wir steigen hinunter in die Höhlen von Galata. Man hat solche Gassen oft in zynischer Uebertreibung einen Fleischmarkt genannt. Nun hier drängt sich dieser Vergleich zwingend auf. In mehreren Schichten übereinander ruht hier Weib an Weib in hemdartiger Bekleidung. Sie sitzen auf dem Stein, an die einstöckigen Häuser gelehnt, sie sitzen auf den Türschwellen, auf den Fensterbänken, im Innern auf Tischen, Schränken, Kisten, Betten und Ottomanen, und alles schnattert durcheinander, hauptsächlich griechisch und armenisch, und dazwischen hört man Englishman, deutschsprech, Mossiu Mossiu und petit loup, und italienisch, schwäbisch, wienerisch und böhmisch-deutsch, und jüdisch-deutsch und deutsch-jüdisch, und eine ist scheusslicher als die andere. Hier und da ein hübsches junges Gesicht oder eine grazile Figur. Dann führt mich Spickbock in einige Tanzlokale der Grande Rue de Galata. Man steigt auf engen Treppen in den ersten Stock. Hier sieht man plötzlich herrisch schöne Griechinnen, die mit den Matrosen aller Länder tanzen. Spickbock erklärt: für einen Piaster bekommt man eine Gazzosa, und man darf einmal tanzen. Ich bestelle Gazzosa und lasse Spickbock tanzen. Ich zeige ihm die Mädchen, die er engagieren und nach dem Tanz an den Tisch bringen soll. Sie sind sehr liebenswürdig und lassen sich mit der hautainen Selbstverständlichkeit der Südländerinnen den Hof machen. Meine hundert Worte Griechisch reichen nicht aus. Spickbock übersetzt. Er erklärt mir, dass diese Mädchen sehr anständig sind, vom Wirt angestellt werden, damit die Matrosen immer Partnerinnen zum Tanz finden, und dass das finstere, befezte Gesindel im Hintergrund aus den Verlobten und Geliebten dieser Mädchen besteht, ganz ungefährlich, solange die Formen der guten Gesellschaft (bonne compagnie, sagt Spickbock) nicht verletzt werden, höchst unangenehm, wenn ihre Eifersucht erweckt wird. Eine dumpfe Spannung zwischen den Eingeborenen und Matrosen besteht natürlich immer. Mit grünen Gesichtern sehen jene zu, wie sich diese losgelassene Europäermeute austobt, wie z. B. so ein Haufen blonder, blauer Jungen aus Deutschland oder England sinnlos lustig mit den Mädchen, die ihnen nicht gehören, sein Geld vertut.

Das alles ist sehr interessant, aber man wird begreifen, dass auch dies nicht geeignet ist, allabendlich die Stunden von 9 bis 12 Uhr auszufüllen, und ich muss oft an die arabischen Kaffeehäuser Afrikas denken, wo man schwatzend im Freien sitzt, den Nargileh raucht und sich von den hennagefärbten Sängerinnen durch ihre eindrucksvollen, monotonen Lieder betäuben lässt. Plötzlich verstummen dort die Hörer und lauschen aufmerksam, der Lärm der Bühne wird feierlich. Was ist geschehen? Mein Nachbar gibt mir ein Zeichen, zuzuhören. „On chante l'amour" flüstert man mir zu. Und ich muss lächeln, denn mir fällt ein Abend in Oxford ein. Aus Rücksicht auf meinen Gastfreund, einen Reverend des Magdalenkollegs wohnte ich dem Gottesdienst bei, aber dieser gebildete Mann liess mir keine Ruhe. Sobald die Orgel begann, flüsterte er mir Verfasser und Name des Musikstückes zu. Ach, Oxford und Jena, wie seid ihr fern, wenn die Nacht des Orients glüht und: on chante l'amour.

Aber der Türke ist kein Araber. Selber poesielos, hat er die Wunder der arabischen Märchenwelt und der Baukunst und die Anmut der Sitten übernommen, doch nichts hinzugefügt, so wie Rom sich mit dem Griechentum durchtränkte. Ebenso gefühllos nimmt der Türke heute Europäertum auf. Die Tracht des Orients schwindet aus dem Strassenbild, Hausknechte in schlechten Gehröcken mit Fez scheinen den Hauptstock der Bevölkerung zu bilden.

Was aber das schlimmste an den Nächten in Konstantinopel ist: auch die für diese Zeit sonst so bewährte Hauptbetätigung, der Schlaf, ist gehemmt. Konstantinopel wird, wie gesagt, von wilden Hunden beherrscht, einer Art Schäferhunde, die zwar den Menschen nichts tun, aber ein despotisches Regiment in den Strassen führen. Sie gelten dem Mohamedaner für unrein, aber er darf ihnen nichts antun. So liegen sie schlafend quer über die Strassen, jungen in Kellerlöcher, verwehren den Hunden anderer Quartiere streng den Zutritt in ihre Strasse, und dulden den notwendigen Abendspaziergang der Haus- und Luxushunde erst nach langer Prüfung, nachdem sie die Ueberzeugung gewinnen, dass diese oberen Zehntausend nicht nach den Knochen der Armen streben. Stets zu Revolution und Empörung geneigt, aber dabei hyperkonservativ in ihren Sitten, verbringen sie ihre Tage sehr lärmvoll. Gegen 11 Uhr abends werden die türkischen Häuser geschlossen, der Unrat und die Küchenabfälle fliegen durch die Fenster auf die Strasse. Die grosse Hundemahlzeit beginnt, meist von heulenden Kämpfen begleitet. Wer zum Einschlafen Ruhe nötig hat, tut gut sich jetzt niederzulegen, denn auf die Nachtmahlzeit lassen die Bestien einen mehrstündigen Schlummer folgen. Freilich beginnen jetzt die übrigen Nachtgeräusche der Stadt. Da ist zunächst der Nachtwächter, nicht jener Biedermann der deutschen Dichtung, sondern ein wüster Kerl, der von Gasse zu Gasse gehend, mit einer eisenbeschlagenen Keule das Pflaster schlägt und die Diebe vertreibt. Viel lästiger noch sind die Feuersbrünste, die freilich nicht in jeder Nacht ausbrechen. Ich habe einmal drei Nächte hintereinander ohne Feuersbrunst konstatiert, was mir aber nie geglaubt wird. Durchschnittlich gibt es vier bis fünf die Woche. Die türkische Feuerwehr (Tulumbadschi) besteht aus Banditen, Lastträgern, emeritierten Verbrechern usw. Mit einem fürchterlichen Lärm durchtoben sie die Strassen, mikroskopisch kleine, untaugliche Feuerspritzen über das schlechte Pflaster zerrend, und sind schlimmer als Automobile. Was ihnen in den Weg kommt, jagen sie nieder. Das ist sogar der Hauptspass. Aus allen Häusern schliessen sich ihnen Leute an und in wildem Getöse stürzt der von Strasse zu Strasse wachsende Zug zum Brandplatz. In Konstantinopel brennen, infolge der Holzbauten, stets ganze Strassen, selten einzelne Häuser. Die Eigentümer eilen den Tulumbadschi entgegen, und während die Häuser ruhig weiter brennen, beginnt unter Geschrei ein Handeln darum, wessen Haus zuerst gerettet werden soll. Aber aufs Löschen kommt es erst in zweiter Linie an, das ganze scheint mehr eine Gymnastik der erregungsbedürftigen Volksseele. Nun gibt es ausserdem eine vortreffliche europäische Feuerwehr, die von Szecheny Pascha eingerichtet wurde. Sie muss aber bei jedem Brand erst die Erlaubnis zum Löschen telephonisch im Yildizkiosk holen, so dass sie gewöhnlich erst auf dem Brandplatz ankommt, nachdem die Tulumbadschi, die ihr sofort weichen müssen, dort gehaust haben.

So sind die Nächte in Konstantinopel. Wer im Bosporus-Mondschein wandeln und hier den nächtlichen Zauber des Orients atmen will, der muss die Stadt verlassen und in Therapia oder auf den Prinzeninseln verweilen. Luft, Meer und schwarzgrüne Gärten empfangen einen hier, aber man glaubt in Europa zu sein, an der Riviera oder in Cintra. Aus den schönen Hotels tönen die Gavotten und Walzer, die wir kennen, und tagsüber hört man englische Misses auf den Tennisplätzen zählen: Four and six — game — —

Otto Flake: Vincent van Gogh

Unter den Impressionisten und Neoimpressionisten tritt, im Gegensatz zu Monet und seinem Kreis, die unpersönlich wirken, und im Gegensatz etwa zu Cézanne, der seinen Ehrgeiz daran setzt, seine Persönlichkeit zu hintergehen, Vincent van Gogh durch seine Eigenart heraus und neuerdings immer mehr in den Vordergrund. Er verlangte bereits wieder nach einer Zusammenfassung, die immer eine Vereinfachung ist. Da er ein staunenswert intensives kosmisches Gefühl hatte, ist dieses Suchen nach einem Stile selbstverständlich. Aber wenn er auch bei einer technischen Auseinandersetzung sagt: „Ist es nicht vielmehr die Stärke des Gedankens, die wir suchen, als die Ruhe der Pinselführung?“, so ist doch diese Tatsache einer absoluten Einheit mit der Natur nicht abstrakt und gelassen wie bei deutschen Begabungen, sondern sinnenstark und heftig. Das Einzigartige an Vincent van Gogh besteht darin, dass er zwar eine philosophische Natur war, die mystisch und gleichsam zeitlos wirkt, aber nur rein malerische Werte produzierte. Die Farbe ist für ihn etwas kosmisch Bedeutsames, und nicht nur die Farbe nach ihrer Transsubstantiation in Fleisch und Blut eines Gemäldes, sondern schon diese öligen Stückchen, die man aus der Tube auf die Palette drückt. Und Courbet und alle die anderen Fanatiker einer unsentimentalen realistischen Auffassung konnten ihn in dem zähen Festhalten am simplen malerischen Standpunkt nicht übertreffen. Dieser Phantast hielt nicht viel von einem Arbeiten „aus der Phantasie heraus“ worin alle Backfische in schlecht verstandener Bewunderung Böcklins ein Symtom von Genialität sehen, er malte immer sehr einfache Sachen und immer nach der Vorlage der Natur.

„Es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Impressionisten binnen kurzem an meiner Arbeit viel auszusetzen hätten. Denn statt genau das wiederzugeben, was ich vor mir sehe, gehe ich eigenmächtig mit der Farbe um. Ich will eben vor allem einen starken Ausdruck erzielen . . Nimm an, ich male einen befreundeten Künstler . . . Dieser Mann soll blond sein. Alle Liebe, die ich für ihn empfinde, möchte ich in das Bild hineinmalen. Zuerst male ich ihn also wie er ist, doch das ist nur der Anfang. Damit ist das Bild noch nicht fertig. Nun fange ich an, willkürlich zu kolorieren. Ich übertreibe das Blond der Haare, ich nehme Orange, Chrom, mattes Zitronengelb. Hinter den Kopf male ich, statt der banalen Zimmerwand, die Unendlichkeit. Ich mache einen einfachen Hintergrund aus dem reinsten Blau, so tief es die Palette hergibt. So wirkt durch diese einfache Zusammenstellung der blonde beleuchtete Kopf auf dem blauen, reichen Hintergrunde geheimnisvoll wie ein Stern im dunklen Aether.“ Diese bezeichnenden Sätze findet man in einem der Briefe, die Vincent van Gogh an seinen Bruder schrieb.

Vincent van Gogh wurde 1853 in Brabant als Sohn eines Pfarrers geboren. Zwei seiner Onkel waren Kunsthändler, und auch sein geliebter Bruder Theo übte diesen Beruf aus: es lag nahe, dass Vincent ein Gleiches tat. Aber nachdem er im Haag, in London, in Paris Kunsthändler gewesen war, ging er nach England zurück, um Schullehrer zu werden. Doch er sollte noch viele Berufe versuchen, bevor er etwas gefunden hatte, das ihn dem Geheimnis der Schöpfung nicht nur nahe brachte, sondern ihm ihr Fieber mitteilen konnte. Also wurde er, nachdem er Kunsthändler und Schulmeister gewesen war, ein Student der Theologie, ein religiöser Sozialist, der sich als einen Nachahmer Christi fühlte; in seinem dunklen Drange zog er zu den Bergarbeitern in der Borinage, um, nun schon dreissigjährig, zu entdecken, dass er in Zukunft malen wird, nichts mehr tun wird, als malen. Fünf Jahre arbeitet er, aber nur ein paar Monate ganz am Schluss gehören davon der offiziellen Akademie. Er findet und entwickelt alle Probleme seiner Kunst selbst, an den alten Holländern, an Delacroix, Millet, Daumier, Israels. Selten sind die Holländer so studiert worden wie von ihm, und wenn er auch zuletzt etwas ganz anderes sucht als ihr Halbdunkel und ihre Farbenwerte (valeurs), so hat dieses Suchen doch denselben künstlerischen Zweck, und er lernte es bei ihnen. 1886 endlich kommt er nach Paris und zum Studium der Impressionisten und der Japaner. Ohne restlos in ihnen aufzugehen, empfindet er nun durch sie die Notwendigkeit einer modernen Art zu sehen, einer stärkeren ungebrochenen Farbengebung und (durch die Japaner) einer Vereinfachung, in der die einzige Möglichkeit liegt, etwas den Holländern Analoges, eine einheitliche Manier, zu erhalten. Indem er seine Begeisterung für den grauen Gesamtton der Millet und Israels ablegt, geht er nach dem Süden, um das heftige Blau zu findet, das Fromentin und Gérome dort nicht gesehen hatten.

Er sitzt nun in der Landschaft von Arles und San Rémy den halben und manches Mal den ganzen Tag im Freien, jeden Schatten verschmähend, von einer fieberhaften Angst verzehrt. Die ungebrochenen grellen Farben in Dutzenden, in Hunderten von Studien festzuhalten. Die glühende Sonne, der Wind, die Luft versengen und verwittern ihn, als wäre er eine Krume dieses ausgedörrten Ackerbodens. Das ist nicht mehr die Freilichtmalerei seiner Genossen von Pont-Aven und Fontainebleau, das ist ein faustisches Aufgehen in der Natur, die für ihn immer Schöpfung, d. h. Wirbel heftig leuchtender, rhythmisch angeordneter Elemente war. Genau so sehen seine Bilder und seine Zeichnungen aus, wenn man sie nach ihrer malerischen Struktur betrachtet: man sieht einen rhythmischen Wirbel zuckender Fäden, die sich in einer bestimmten Kurve krümmen und aneinanderlegen. Er erreicht es, dass man die welligen Bänder von Aeckern, über die niedere schiefe Obstbäume zerstreut sind, nie mehr anders als mit seinen Augen sehen kann; und wenn man auf einer einfachen Federzeichnung seinen Himmel betrachtet, so ist das, als würde man irgendwie unter eine Glaswand versetzt, über die der Wellenschlag eines bewegten Wassers flutet. Er verfolgte kein System beim Malen, er baute auf die Leinwand mit regellosen Strichen, und liess sie stehen. „Pastositäten, unbedeckte Stellen hier und da, ganz unfertige Ecken, Uebermalungen, Brutalitäten, und das Resultat ist (ich muss es wenigstens annehmen) zu beunruhigend und verstimmend, als dass Leute, die auf Technik sehen, daran Gefallen finden könnten.“ Und eine wie ernsthafte Sache die moderne Kunst ist, das vermag keiner wundervoller zum Bewusstsein zu bringen, als van Gogh, dieser Mensch, der weiss, dass es viele Dinge gibt, die wohl wichtiger sind als Zitronengelb gegen Preussischblau zu setzen, und sie doch zur Seite schiebt, nachdem er sie eine Weile angestrengt betrachtet hat. Es kommen ihm bisweilen Gedanken, wie monoton und entsagungsvoll sein Metier ist (das Metier des heiligen Lukas, dessen Symbol das Rindvieh, wie er oft zu bedenken gibt), aber gleichwohl, der Refrain alles Räsonnierens heisst doch: arbeiten. Er war ein nach deutschen Begriffen ganz humorloser Mensch: er hatte dazu zu wenig Zeit und lebte in einer zu trocknen heissen Atmosphäre. Folgendes ist ganz van Gogh: „Sicherlich ist die Phantasie eine Fähigkeit, die man entwickeln muss, denn sie allein setzt uns in stand, eine begeisternde und tröstliche Welt zu schaffen . . . Wie gern würde ich einmal versuchen, den Sternenhimmel zu malen! Und ebenso am Tage eine Wiese, vollbesät mit Löwenzahn! Wie soll einem aber das gelingen, wenn man sich nicht dazu entschliesst, zu Haus und nach der Phantasie zu arbeiten?“

Dass er, ohne jeden Verdienst, dem Experiment seiner malerischen Entwicklung dort unten im Süden leben konnte, verdankte er der Opferwilligkeit jenes Bruders Theo van Gogh, der als Kunsthändler in Paris unter den Neoimpressionisten eine bekannte Persönlichkeit war. Aber gleichwohl kam Vincent bisweilen nicht aus, da die Materialien viel Geld verschlangen und dann lebte er tagelang von schwarzen Kaffees: er arbeitete nur noch um so eifriger und unverantwortlicher in der Glut der Sonne. „Ach wir Hirnverbrannten, was wir durch die Augen für Genüsse haben, nicht wahr? Aber die Natur rächt sich dafür am Tier in uns, und unser Körper ist jämmerlich und oft eine schreckliche Last . . . . Aber welche Augenweide und welche Lustigkeit gibt einem das zahnlose Lachen des alten Löwen Rembrandt mit einem Tuch um den Kopf und der Palette in der Hand.“ Ein andermal sagt er: „Wer gesund ist, muss von einem Stück Brot leben und dabei den ganzen Tag arbeiten können. Auch eine Pfeife Tabak und einen gehörigen Schluck muss er vertragen, denn ohne das geht's nun einmal nicht. Und dann noch Empfindung haben für die Sterne und den unendlichen Himmel. Dann ist es schon eine Wonne, zu leben!“ Diese Stimmung einer arbeitsamen, einfachen, unstädtischen Malerexistenz war es auch, die ihm Millet so lieb gemacht hatte. Beide fühlten, dass im Grunde eine grosse Aehnlichkeit zwischen den arbeitenden Landleuten und ihrer eigenen Lebensauffassung bestand; die Anspruchslosigkeit, das Leben im Freien, die Würdigung der realen Dinge und das Gefühl, rechtschaffen zu arbeiten, war das Gemeinsame. Daher nennt er auch Christus den grössten Künstler, in einem ganz Milletschen Sinn, und stellt Zola ruhig neben ihn, die Griechen und die anderen Grossen, denn Zola schrieb La terre und war ausserdem eine männliche Energie.

Van Gogh war Nordländer, Protestant und Pfarrerssohn, aber diese Eigenschaften trieben ihn seltsamerweise dem grellen Mittagslicht und den intensiven Faben entgegen. Die Unendlichkeit, die Ewigkeit, nach der er immer dürstet, stellt sich ihm nicht in dem Pan der Mitternacht, nicht im nordischen Meer dar, sondern in der endlosen Flachheit von Getreidefeldern, die sich wie die Meeresoberfläche bis an den Horizont ausdehnen, und in Farbenzusammenstellungen, wie diese: Sommerabend mit untergehender Sonne oder aufgehendem Mond; eine violette Stadt, gelbes Gestirn, grünblauer Himmel, Getreide in allen Tönen: Altgold, Kupfer, grünes Gold, rotes Gold, gelbes Gold, gelbe Bronze, Grün, Rot. Das sind Arrangements in Gelb und Blau, aber sie unterscheiden sich durch ihren seelischen Wert, das heisst durch die Stimmung, die sie von der menschlichen Bedeutsamkeit des Künstlers geben, gänzlich von Whistler. Statt an die moderne Kultur, erinnern sie an Dinge, die am Anfang liegen. Und doch ist auch Gogh nicht ohne die Japaner denkbar. Er ist Japaner, vermehrt (von einem gewissen Standpunkt aus daher beschwert) um die europäische Besonderheit eines individuellen, eigensinnigen, seelischen Empfindens; dementsprechend ist sein Temperament heftiger und brutaler. Aber japanisch erscheint an ihm gewissermassen das Format seiner geistigen Persönlichkeit: sie ist nicht ungelenk, nicht schwerfällig, auch nicht zum Kampfe gestimmt, sondern feingliedrig und sicher. Und japanisch ist sein Ziel, die Vereinfachung der Farbe. Er schreibt: „Wenn ich in einem grünen Park mit rosigen Wegen einen ganz schwarz angezogenen Herrn sehe, der den „Intransigeant“ liest, über ihm der Himmel in reinstem Kobalt, warum in aller Welt sollte ich nicht besagten Herrn in einfachem Schwarz und den „Intransigeant“ in einfachem roben Weiss malen? Denn der Japaner abstrahiert von den Reflexen und setzt flache Töne einen neben den anderen.“

Van Gogh verfolgte hartnäckig den Plan einer sozialistischen Künstlergemeinschaft, in der jeder für alle und alle für jeden verdienen. Der Grund ist sehr bezeichnend: Bevor das Ziel einer neuen Synthese von Farbe und Anordnung erreicht ist, sind noch so viele malerische Probleme zu lösen, dass möglichst viel Künstler sich ihrer annehmen müssen. Eine Künstlergenossenschaft hätte nicht nur den Vorteil, dass man sich gegenseitig durch das Leben, sondern auch durch die Kunst helfen könnte. Er sah soviel Schönheit, dass er sich und die Kunst noch ganz ganz im Anfang fühlte, aber gerade darum arbeitete er fieberhaft. Er starb im Jahre 1890. Sein Freund Paul Gauguin, ein in seinen Lebensumständen noch seltsamerer, in seiner Kunst noch exotischerer Maler, hatte ihn in Arles besucht. Van Gogh machte einen Mordversuch auf ihn, trennte sich dann mit einemRasiermesser ein Ohr vom Kopfe, um Gauguin eines Ueberfalles zu beschuldigen, und wurde in eine Irrenanstalt gebracht. Sicherlich hat seine Lebensweise, das Malen in der glühenden Sonne, zu dieser Katastrophe beigetragen. Es wird erzählt, dass er im Hofe der Heilanstalt unablässig malte, während die Irren mit den an den Wänden herumstehenden Bildern ihr Spiel trieben. Er schoss sich zuletzt eine Kugel in den Leib und starb bei vollem Bewusstsein, ruhig seine Pfeife rauchend.

Rudolf Blümner:

Die komische Gewalt

In Dingen der Komik ist weder Urteil noch Geschmack des Publikums massgebend. Weil über einen Darsteller, der zehnmal aufzutreten hat und zehnmal über die Türschwelle stolpert, die höheren Ränge vollzählig, das Parkett, das Parterre und die ersten Ränge mit Sicherheit in der grossen Mehrzahl in Gelächter ausbrechen. Weil über einen Darsteller, der sich zehnmal neben den Stuhl setzt, sich zehnmaliges Gelächter ausgiesst.

Ich räume ein: der Darsteller kann in einer Weise stolpern oder sich daneben setzen, die ihm keiner nachmacht: er verleiht dem generell Komischen etwas individuelles. Aber davon abgesehen bleibt es bei der Verwerflichkeit des generell Komischen, weil für den Darsteller nicht allein die Frage entscheidet: lacht das Publikum oder lacht es nicht? Ihn müsste allein schon die Erwägung in Schranken halten, dass ihm das generell Komische, das Stolpern, das Sichdanebensetzen und tausend andere Dinge jeder sofort nachmacht. Dann tut es sogar nicht einmal etwas zur Sache, ob er der tausendste ist, oder dies oder jenes an sich Komische tut, oder ob er der erste, wohl gar der Erfinder dieser komischen — Nuance ist. Nuance! Dass dieses Wort überhaupt in der Schauspielkunst Eingang gefunden hat, sagt genug gegen sie. Denn die Nuance ist mit dem Mätzchen allzu nahe verwandt. Immerhin: Die Nuance vervollständigt das Charakterbild, während das blosse Mätzchen der Wesenheit der dargestellten Person nichts gibt, aber leicht etwas nimmt.

Darum also verengert sich das an sich Komische für die Kunst, weil es hier nicht nur gemacht, sondern auch gekonnt sein muss. Oder: nur das Komische hat ein Recht auf der Bühne, das als eine Kunst gelten kann. Gleichgültig, ob es eine grosse oder nur eine kleine Kunst ist. Es genügt, dass der Nicht-Künstler es nicht nachmachen kann. Worüber ich auf der Bühne lachen will, das muss rar sein, aber nicht von allen erhältlich. Die billigen Spässe lehnen wir dankend ab.

Der Standpunkt ist nicht so kleinlich und rigoros, wie er scheint. Er beschränkt das Komische nicht auf das Wesen und den Wort-Ausdruck des Darstellers. Vor allen Dingen bleibt ihm die komische Bewegung und die komische Mimik an sich erhalten; und der Begriff der Bewegung ist weit, er umfasst alles, was der Darsteller irgendwo und wann auf der Bühne tut. Was ausscheidet, ist das rein äusserlich Komische, das keine Kunst verlangt. Und der Unterschied zwischen Kunst und blosser Fertigkeit normiert die genaueren Grenzen. Fertigkeit und Geschicklichkeit genügen der Kunst so wenig, als sie überhaupt zu ihr gehören. Das ist es, was diesen Standpunkt vergrössert und verkleinert.

Vergrössert — weil eine simple Bewegung mit Kunst vollzogen werden und so wiederum doch nicht von jedem vollzogen, in höchster Individualität sogar von Keinem nachgemacht werden kann. Ich kann mir sogar denken, dass jemand so komisch über die Türschwelle stolpert, dass die immer komische Tatsache komisch zum Ausdruck kommt. Mit anderen Worten: Der Darsteller soll das an sich Komische lassen, wenn er der Trivialität nicht mit Kunst beikommen kann.

Verkleinert — weil dieser Kunstbegriff streng zu interpretieren ist und vor der Geschicklichkeit Halt macht. Auch das mit Geschick Gemachte kann nicht jeder machen und doch bleibt es vom Tempel der Kunst ausgesperrt, weil die Geschicklichkeit da nichts gilt, wo es sich immer — auch im Komischen — nur um seelische Ausdrücke handelt.

Was hier von der Mimik, im weitesten Sinne, also von der gesamten Bewegung, gesagt wurde, gilt auch vom Wesen und Wortausdruck des Darstellers. Auch hier soll die komische Gewalt aus einer Kunst, einem Können hervorgehen. Merkwürdig, wie verschieden auf unserem Theater das Komische gegenüber dem Tragischen verwandt wird! Als wären sie sich nicht zum Mindesten ebenbürtig! Aber wer verlangt für den tragischen Charakter ein tragisches Aeussere? wer verlangt für Richard den Dritten einen hinkenden Buckligen? für den jungen Kramer ein missgestaltetes Aeussere? Oder besser gefragt: Wer verfällt auf den Gedanken, das Tragische — statt aus der Kunst, dem Gekonnten des Darstellers — aus natürlichen Fehlern seiner Person erwachsen zu lassen? Soweit das Komische in Frage steht, beherrschen uns aber noch arg kunst-avistische Vorstellungen. Noch immer besteht keine Scheu, über den Bühnennarren zu lachen, der auch ein Lebensnarr ist. Noch immer haben wir Darsteller, die ihre Gebrechen aus den Kulissen herausschleppen und dem Gelächter preisgeben. Man braucht nicht gleich an tief beklagenswerte körperliche Mängel zu denken. Es gibt zahllose andere körperliche Gebrechen, die wir tagtäglich auf der Bühne belachen, und ich verlange die Einsicht, dass die Bühne in allen diesen Fällen zum Spezialitäten-Theater wird. Leider weiss man es nicht. Ein Darsteller, der allein schon durch seine kurzen Beine, seinen dicken Bauch, seinen verschwindend kleinen, seinen unnatürlich langen Hals, durch eine lächerliche Kopfform Gelächter erregt, weiss noch immer nichts von der Kunstwürde des Darstellers und mutet dem Publikum eine Roheit zu. Ich gehe noch weiter, dehne diese Strenge von der Erscheinung auf die Darstellung aus. Ich mag kein komischen Gebärden auf der Bühne sehen, die auch im Leben so komisch sind. Ich mag es darum nicht, weil der körperlich Unnormale genau so tragisch wie komisch wirkt. Ich mag keinen Darsteller, der eine komische Stimme mit auf die Welt bekommen hat. Wir haben auf unseren Bühnen genug Komiker, die ihre von Natur unglückselige, fette, zerbröckelnde, bei jedem Ton überschnappende, schetternde doppeltönige Stimme rohester Gesinnung dem Gelächter preisgeben. — Aber man lacht doch! höre ich wieder einwenden. Allerdings, man lacht; leider lacht man. Aber es ist ein Missbrauch, der mit unserer Neigung zum Lachen getrieben wird. Wir waren auf Kunst gefasst, und brutaler Weise wird uns Leben vorgesetzt, das wir teils als Leben und Natur nicht sofort erkennen, teils nicht erkennen wollen. Denn gerade in der Irreleitung und Verführung des Publikums liegt der Missbrauch der Szene und die Roheit der Empfindung. Ueber einen Zwerg, den wir im anatomischen Museum oder sogar schon im Spezialitäten-Theater mit Bedauern betrachten, werden wir gerade auf der ernsthaften Bühne zu lachen geneigt sein. Und je mehr es sich um Gebrechen handelt, die im Möglichkeitsbereich der künstlerischen Verwandlungsfähigkeit liegen, um so strenger darf in der Kunst Not nicht zur Tugend gemacht werden. Hier muss alles Vorzug sein, der dargestellte Nachteil, aber eben nur der dargestellte.

Daraus ergibt sich, wo die komische Gewalt des Darstellers ihren Sitz hat: Weder in persönlichen lächerlichen Eigenschaften noch in Darstellungen, die immer komisch sind, gleichviel von wem sie ausgehen. Jenes ist roh, dieses trivial. Die wahre komische Gewalt geht von inneren Vorstellungsmöglichkeiten des Darstellers aus, aus denen heraus er mit jenem künstlerischen Bewusstsein erst schafft, mit dem alles auf der Bühne zu gestalten ist. Man darf Niemandem den Komiker im Leben ansehen. Dem Darsteller muss das Komische eine bitter ernste Sache sein. Die Prostitution des Darstellers, über die in der letzten Zeit viel geschrieben und diskutiert wird, existiert in Wahrheit nur hier. Nur derjenige, der seine Gebrechen als Kunstmittel benutzt, prostituiert sich. Er lässt nicht über seine Darstellung lachen, sondern über sich selbst.

Bleibt noch übrig, ein wichtiges Wort über die Anwendung der komischen Darstellung zu sprechen.

Der Darsteller des Komischen ist alle Zeit stärkeren Versuchungen ausgesetzt als andere Schauspieler: Weil er die Qualität seiner Darstellung Zug um Zug am lachenden Beifall der Zuhörer ermessen zu können glaubt. Das ist sein Unglück. Denn das Verlangen nach dem Gelächter verführt zur Uebertreibung in Qualität und Quantität. Dabei lässt der Darsteller nur allzuviel ausser Acht. Vor allen Dingen das Eine, dass das schallendste Gelächter nichts beweist. Es gibt Uebertreibungen, Darstellungen, über die viele Hunderte lachen, während sie den einzigen Einsichtsvollen verdriessen. Noch mehr. Selbst der Einsichtsvolle kann sich durch etwas Komisches zum Gelächter verführt sehen und sich gleichzeitig darüber ärgern. Warum? Weil der Darsteller Unrecht tat, an dieser Stelle zum Lachen zu reizen. Die meisten Darsteller des Komischen lassen sich damit genügen, dass gelacht wurde, ohne sich zu fragen, ob gelacht werden durfte, ob zur Entfaltung des Komischen eine Veranlassung vorlag.

Der Hauptfehler liegt in einem Missverstehen des Komischen überhaupt. Es fehlt bei Darstellern und Publikum an der Einsicht, dass das Komische an sich in der Kunst so wenig Gelächter zu erregen braucht als das Tragische eine schmerzliche Stimmung erregen muss, die wohl gar zu Tränen führt. So sehr ich Bedenken habe gegen Darstellungen, die Tränen entlocken, so sehr skeptisch stehe ich Darstellungen gegenüber, die zu masslosem Lachen verleiten. Nur skeptisch, sage ich, und zu masslosem Lachen. Denn ich weiss sehr wohl, dass wir zu lachen schneller und leichter geneigt sind als zu weinen. Aber gleichwohl kann die Darstellung des Komischen, wenn sie in den Grenzen des Menschlichen und der Kunst bleibt, zu keinem unbändigen Gelächter führen. So wenig das Ernste und das Tragische gleichmässig erschüttern soll, sondern naturgemäss einem Höhepunkte zustrebt, so wenig ist der komische Darsteller verpflichtet, ein andauerndes Gelächter zu erregen, mag er immerhin an einigen Höhepunkten ein herzhaftes Gelächter entfesseln.

Diese Einsicht würde genügen, unsere Bühnen vor manchem künstlerischen Schaden zu bewahren. Zweierlei Dinge sind es, die hier Unheil stiften. Die „komische Rolle" und das „komische Fach". Anstatt es bei der komischen Anlage der dargestellten Figur, die keineswegs lautes Lachen zu erregen braucht, bewenden zu lassen, wird in solchen Fällen das erhöht Komische allzu häufig an Stellen verwandt, wo gar keine Veranlassung vorliegt. Mit anderen Worten: Das Komische wird bloss um seiner selbst willen dargestellt, noch richtiger: um des zu entfesselnden Gelächters willen. Es wird z. B. ein komischer Ton, ein komischer Tonfall, eine komische Geste an einer Stelle gebraucht, wo der Wortlaut gar keinen Grund dazu bietet, vielleicht sogar widerspricht. Anstatt eine im Ganzen komische Figur zu schaffen, wird Einzelnes komisch, vielleicht sehr komisch gemacht. Aber es ist dennoch nicht am Platze, wenn es nicht aus der ganzen Figur hervorgeht oder zum Charakter der Rolle beiträgt. Es bleibt eine kleine komische Sonderleistung, ein unlauterer künstlerischer Wettbewerb, ein erschlichener Beifall.

Alles, was über diese künstlerischen Grenzen hinausgeht, nähert sich dem Hanswurstartigen. Und mit diesem ist es eine eigene Sache. Vertreiben lässt sich der Harlekin nicht, denn wir mögen ihn nicht entbehren. Die Neuberinn* hatte ihn verbannt und Lessing ist sein Lobredner geworden. Aber — da liegt's — nicht jede komische Gestalt ist ein Hanswurst, und nicht überall ist der Hanswurst am Platze. Er freilich hat den Zweck, zum Lachen zu bringen. Darum haben wir ihn heute von der ernsteren Schauspielkunst ausgeschieden und ihm sein eigenes, etwas niedrigeres Niveau angewiesen. Wenn wir Lust verspüren, zu lachen, gehen wir auch heute noch zu ihm. Nur überrumpeln wollen wir uns nicht lassen.

Gauguin

In einer Ausstellung der französischen Impressionisten, die der tschechische Verein Manes veranstaltete, hingen ein paar seiner Bilder. Er ist langsam und endlich ein Modeartikel geworden, eine Liebhaberei für Sammler und Snobs. Man spürt es bereits, wie er fast täglich im Preise steigen wird.

Gauguin — ein Modeartikel? —

Ich kenne keinen, der weltfremder, unmodischer, abseitiger wäre. Seine Kunst ist eine Rückkehr, ein Abkehr, eine Flucht vor der Mode. Es ist eine ganze, unzerbrechliche, inbrünstige, unerhörte Kunst!

Er ist kein Europäer mehr, kein guter und kein schlechter. Diese alte, muffige, rissige Kultur, die die Spur von abertausend Experimenten trägt, ihre Koketterie, ihre Verlogenheit, ihre Grimassen, ihr Dandytum sind nicht in seinem Blute. Diese Kultur hat Kunst und Künste, die sich nach allen Revolutionen immer wieder selbst an die Oberfläche bringen. —

Kunstformen — — Kunstformen — — Aber ein Neuland?! — Eine Geburt?!! — Ein Blitz? !!!

Gauguin ist ein Barbar. Es ist ein exotischer, fremdländischer Tropfen in seinen Farben, eine gewaltsame, rassige Linie in seinen Figuren, die ihn zu einem Dekorateur grossen Stils, zu einem Monumentalisten der inneren Form machen. Er ist auch ein Barbar in seinem Fanatismus. In ihm wohnt die zerstörende Frömmigkeit der Götzendiener. Er opferte alles seinem Wissen, alles Heimatliche, alles Ererbte. Er warf alles über Bord, was ihn drückte, bis er ganz nackt war. Dann ging er hin und malte seine Bilder.

Sein ganzes Leben wird uns da klar. Ins Ungemessene verändert, ins Unendliche erweitert. Irgendwo liegt eine Küste, die vom Traum der Erlösung schimmert. Irgendwo gibts in der Kunst ein Land der Glückseligkeit. Die grossen, brennenden Flammen seiner Visionen sind auf den Bildern Gauguins geblieben. Hier sind keine malerischen Effekte, keine interessanten Techniken, nur die Ursprünglichkeit des Kindes und des Genies, nur die ekstatische Schönheit eines Gefühls, nur die gebenedeite Reinheit der Farbe.

Tahiti. — Die Sonne des Südmeers, die Menschen in ihrer einfachen Anmut, die Ruhe der Einsamkeit haben ihre Wunder in die Kunst Gauguins gewebt. Es ist eine heidnische Kunst, unverdorben und ungeschminkt, aussermodern und europafeindlich. Eine barbarische Kunst von alleredelster Klasse.

Gauguin — die Kunstgeschichte wird ihn zu den grossen Primitivisten der Zeiten zählen. Seine Kraft, seine Güte, seine Selbstverständlichkeit wird mit den Farben und den Fäden der Leinwand zerbröckeln. Einigen wenigen wird er ein Leuchtfeuer sein. Sie werden ihn lieben, ihn, seine Kunst, seine Sehnsucht, Tahiti.

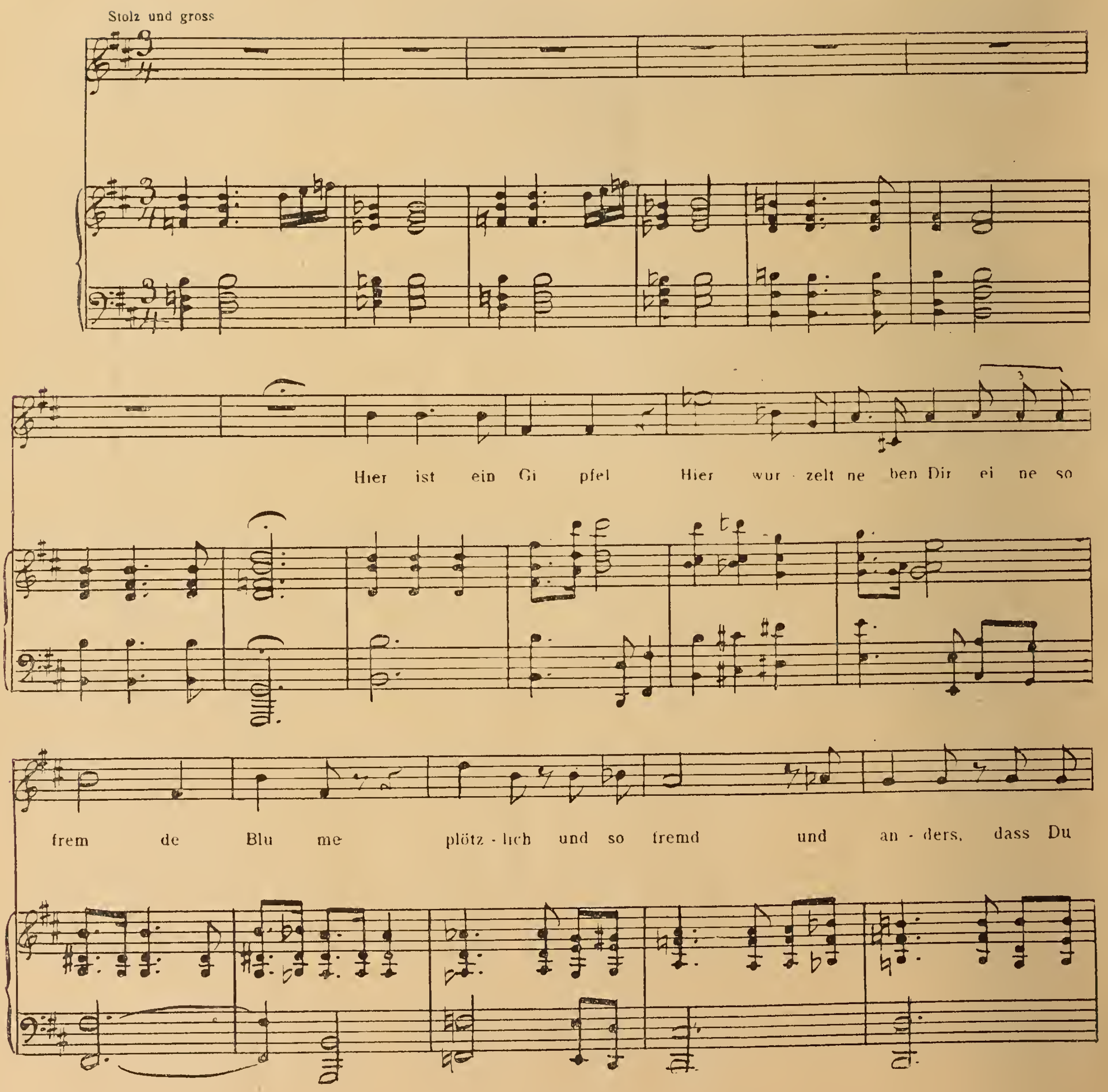
Paul Leppin Prag

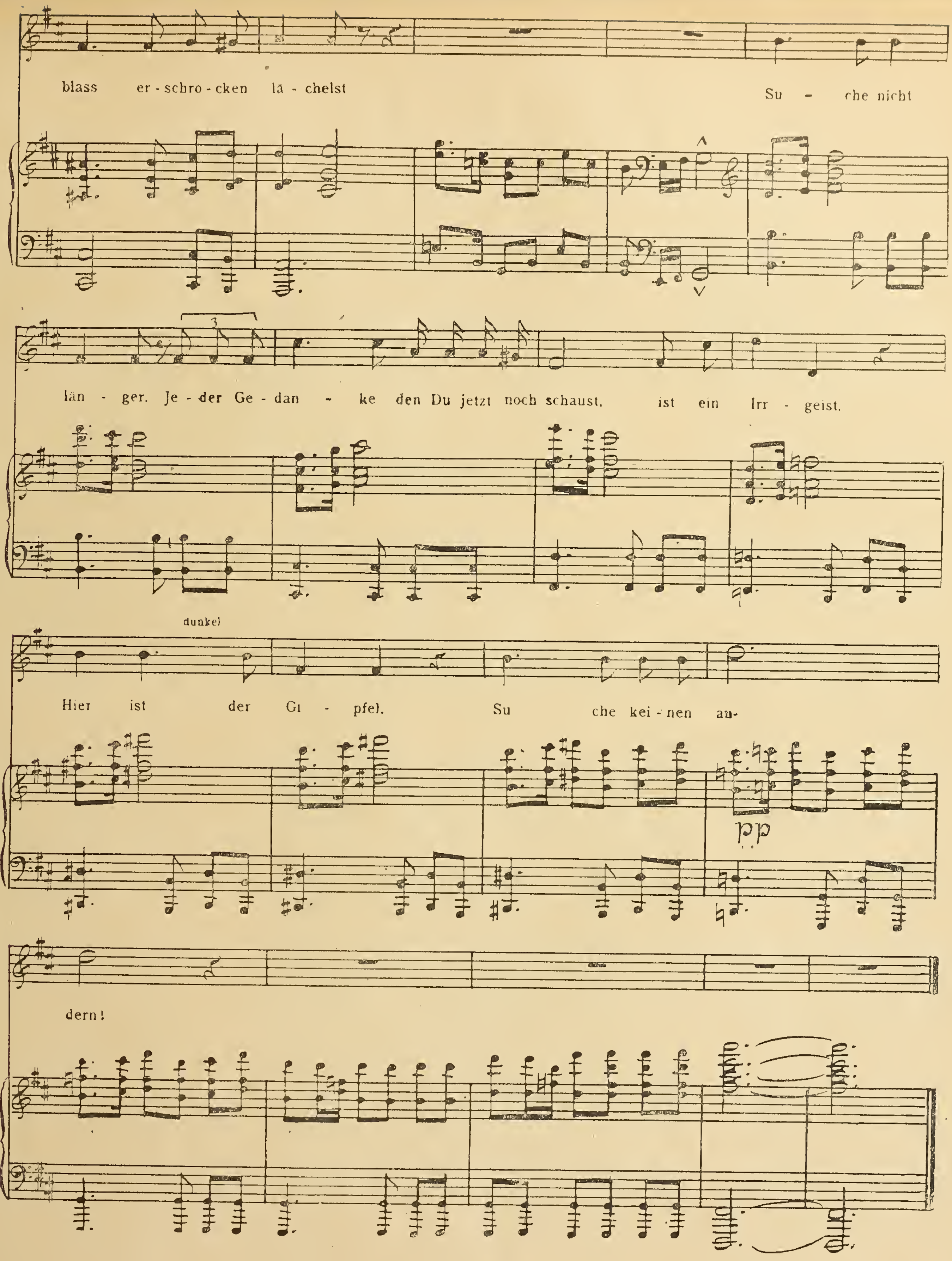
Druckfehlerberichtigung: Im vorletzten und letzten Takt des Gesanges: Hier ist ein Gipfel ist vor f^{II}, a^{II} und f^{III} ein Kreuz zu setzen.

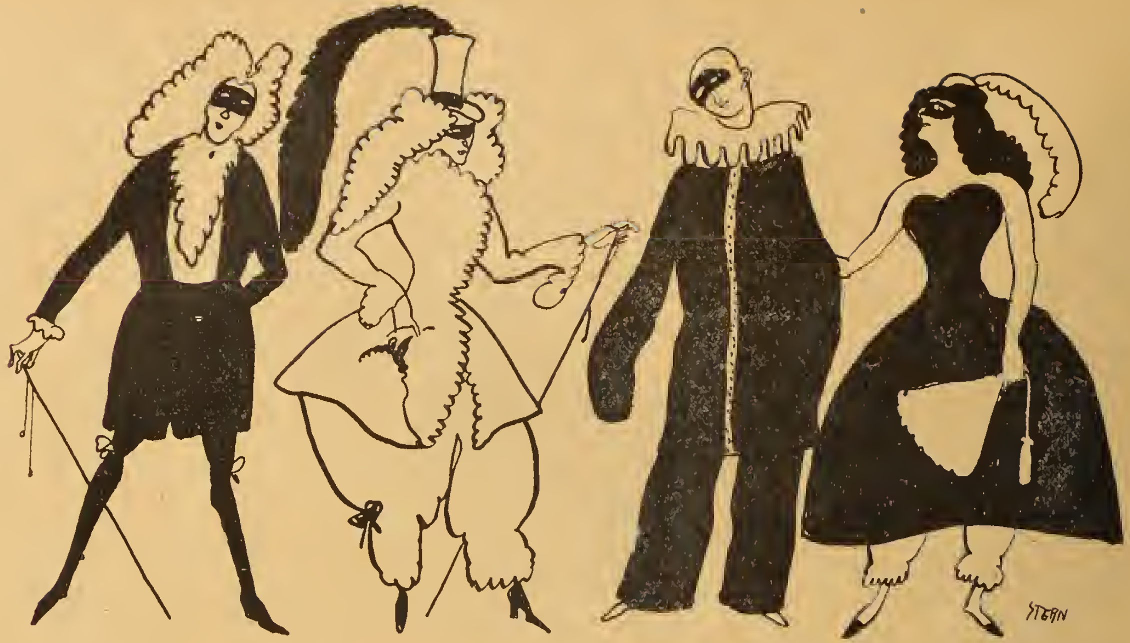
Hier ist ein Gipfel

Dichtung von **Alfred Mombert**

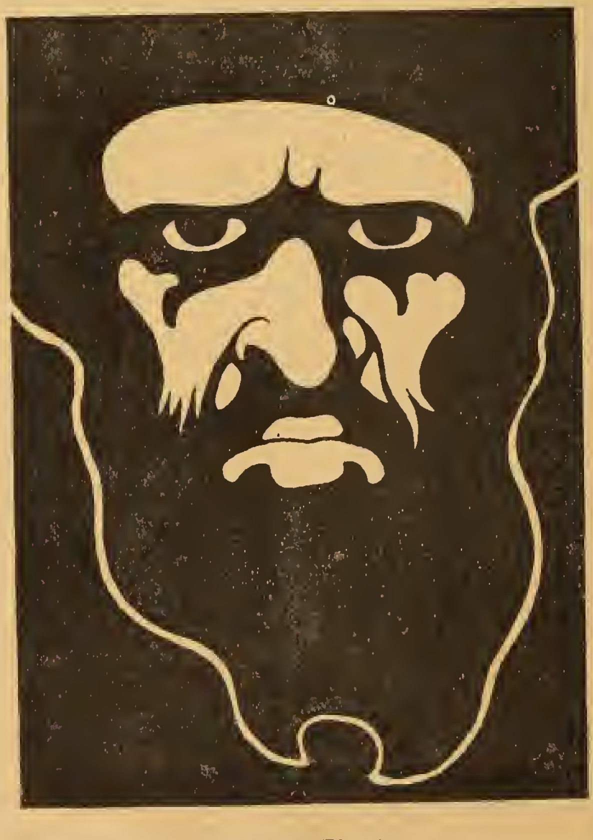
Herwarth Walden / op. 13


Stolz und gross
Hier ist ein Gi pfel Hier wur - zelt ne ben Dir ei ne so
frem de Blu me plötz - lich und so fremd und an - ders, dass Du


blass er - schro - cken lä - chelst
Su - che nicht
län - ger. Je - der Ge - dan - ke den Du jetzt noch schaust, ist ein Irr - geist.
dunkel
Hier ist der Gi - pfel. Su che kei - nen an-
dern!
pp



Ernst Stern: Einladung zum Beardsley-Ball des V. f. K.



John Höxter: Zionismus

RUNDSCHAU

Ausstellung älterer englischer Maler

Königliche Akademie der Künste

Das Haus ist ein altes Palais. Die Diener in schwärzlich-grüner Aktuarsuniform sind stolz auf ihre blanken Knöpfe. Plumpe alte Wachtmeister mit weissem Schnurrbart. Das rote Gesicht verzerrt von Wut, Misstrauen, Ekel gegen die vielen Leute, die nur, um Bilder anzusehen, auf demselben Teppich herumstampfen dürfen, der für den Hof über die Strasse gelegt ist. Die Rettung der blanken Knöpfe. Ein Antichambre — Glanzmarmor, Treppenläufer — so baut Aschinger Prunkrestaurants.

Aber in dem grossen Lichtsaal geht man mit halbgeschlossenen Augen schnell in die Mitte und dreht sich einmal langsam um. Auf einmal steht in der Tür ein Herr in einem braunen geschweiften Frack, mit langen und sehr breiten, schlaffen Hosen aus faltiger grauer Seide. Er hat ein weisses hölzernes Gesicht — alle Leute haben den Hut auf dem Kopf, er nicht — er hat langes, glattes, trocken-braunes Haar. Er sieht starr herüber, so starr — hat er auch am Ende Glasaugen? Er macht eine leichte Verbeugung herüber, dann legt er die Hand an den Türrahmen und schiebt einen gelben Messinghebel herum. Plötzlich zittert der Boden leise. Der Saal wankt, das schaukelt drehend auf — Alles sinkt. Helles Grau strudelt über das Glasdach. Wasser. Das Haus sinkt herab, schwankende Strudel blasen hell herum — das Glaspalais ist unter dem Wasser. Es ist tief unter der Erde, der Fluss strömt so schnell, dass man nur noch Licht sieht. Alles ist kreisend, fliessendes Licht. Eine Dame mit violettem Silberumhang schreit: „Dieser wunderbare Gainsborough!“

*
*
*

Nur die Dame im violetten Silber konnte rufen: „Dieser wunderbare Gainsborough!“ Er ist ganz für sie — er hat für die schöne Dame gemalt, nicht für mich.

Sie ist so schön ! In dieser Ausstellung kann man unter dem abendfarbenen Silberschleier die festen Schultern nackt zeigen. Sie ist gross, hat viel braunes Haar und eine Nase, die in zarter Lust gebogen ist.

Ich sagte: „Meine Gnädigste! — — —! — Ich sah Sie, irr ich nicht, schon im „Verein für Kunst“. Herr Heinrich Mann las damals aus eigenen Werken vor! — — —!“

Sie sah mich nur sekundenlang an, wurde — o Scham für mich — nicht einmal leicht rot, und blätterte im illustrierten Katalog. „Nummer 49, Gainsborough“ sagte sie — sie sagte so wundervoll richtig „Gänsbörö“, wie ich es nie können werde. O, sie war so schön.

Ich liess mich nicht abschrecken. „Meine Gnädigste“, sprach ich, „es muss nicht gerade Herr Heinrich Mann gewesen sein, im „Verein für Kunst“, vielleicht war es auch Herr Gänsbörö, ja Herr Gänsbörö — —“

Sie sah jetzt mit tiefster Verachtung auf mich — o das tat mir so weh! Nun sprach sie: „Was verstehen Sie von Gainsborough.“ (Wieder sagte sie Gänsbörö, so wundervoll; ich werde das nie lernen.

„Ich bin überzeugt, mein Herr“, fuhr sie kühl fort, „Sie merken nicht einmal, dass das Haus sich dreht!“

„Ja wirklich,“ sprang ich nachdenklich ein, „unter Wasser ist es so schwer zu konstatieren!“

Hier wurde sie plötzlich rot, lächelte, fast glückselig. Ich war ganz überrascht, als sie rief: „Ja? Wahrhaftig? Sie merken es? — Ach ich bin so froh, dass nicht ich allein der einzige Mensch bin, der über den Bildern vergisst, dass wir unten im Fluss sind.“ — „Ich gebe ja zu,“ fiel ich ein, „dass man die hellen Wasserblasen, die rings um uns, über uns aufs Glas ziehen, für gelbes, klares Sonnenlicht halten kann — —“ „Ja, nicht wahr?“ unterbrach sie mich erfreut, „aber seien Sie überzeugt, dass kommt nur daher, weil wir in der Mitte stehen und den Kämpfen zwischen Gainsborough und diesem Reynolds wehrlos ausgesetzt sind!“ — Ich muss sagen, dass ich absolut nicht einsehe, was der Reynolds hier soll. Ich mag ihn nicht Hat er denn überhaupt eine Linie?“

Ich bekam einen roten Kopf: „Pardon — ich meine das Gegenteil. Ich verstehe sehr gut, dass Sie Gainsborough lieb haben, er war schon ein Maler für Frauen. So ein Mann, der nur Auge für die Formen der Vergangenheit hatte, für das Alte, Wohlgeschätzte. Dabei ein Kerl, ein eleganter Sammler, und sinnlich springt er auf Farbenkombinationen wie ein junger Hengst. Hierzu stiehlt er wie ein Rabe. Er hat nicht eine einzige neue Form — er bringt nur neue Motive auf übernommene Formen. Sehen Sie da den berühmten „Blue boy“. Das grosse Entzückungsstück, der Bluff der Ausstellung. Es ist eine gefrorene Virtuosencascade — Van Dyck malte den Hintergrund einer Kreuzigung, und hundert Jahre später stellte Gainsborough vor diesen graurötlich abfliessenden Himmel die morgenblaue Seide des zart verträumten Master Jonathan Buttal.

Hier muss — das weiss Gainsborough — aus jeder Frau ein Schrei kommen, ein leiser Schrei der Entzückung, versteckte Brunst nach den glatten Gliedern des Jungen, ein Schrei, nicht lauter als das Schweben des Blau auf dem matten Rot.

Aber nun Reynolds! — Thomas Gainsborough holt im Porträt eines Menschen die Seelenähnlichkeit heraus durch die Stimmung seiner Kleider. Der Sir Joshua Reynolds geht tiefer. Er macht das Haar, die Stirn, den Hals zu Farben; ein Stück Gewand wird nur eine letzte, korrespondierende Notwendigkeit. Gewiss, auch er holt seine Kunst aus der Anderer her, pickt den Pinsel gelbbraun Rembrandtisch auf die Köpfe von „Mutter und Kind“, streicht dann das Kleid violenfarb in Tizianischen, sanften Falten und bläst einen braungoldenen Venediger Herbst durch den Park des Hintergrunds. Aber der Reynolds ist doch ein ganz Neuer. Gegen ihn ist Gainsborough ein Colorateur. Denn auf dem Reynoldsschen Porträt gibt es keine Grenzen mehr zwischen Farbe und Kontur. Man wagt garnicht mehr an diese Differenzierung zu denken. Seine Porträts geben die Aehnlichkeit von Menschen der

Nuance, und die Stimmung seiner Bilder, die die Ueberzeugung der Seelenähnlichkeit gibt, nimmt er aus der Einheitlichkeit der farbigen Uebergänge von Fleisch, Haar und Kleid!"

„Sie sind schlau, Sie sind raffiniert!" entgegnete nach einer kleinen Pause die Dame. „Sie haben eins zu erwähnen vergessen: Das Gesicht! Nie wird sich gerade eine Frau darüber täuschen lassen, dass Ihr Reynolds bei aller Freiheit seiner Farbenpsyche die Gesichter seiner Damen konventionell gehalten hat. Sehen Sie, sowie die Stirn aufhört, beginnt gleich die süsse Lieblichkeit des gesellschaftlichen Lächelns. Haar, Stirn und Kleid sind Accente sanfter Farbenüberraschungen — das Gesicht hat die bleiche Symmetrie, die seine Damen gern bei sich gewünscht hätten. Ihr Reynolds, sag' ich Ihnen, Ihr Reynolds ist unwahrhaftig — er hat gelogen, sicherlich hat er gelogen!"

Plötzlich stand vor uns der braune Mann mit den Glasaugen. Er machte zwei Verbeugungen — sein weisses, hölzernes Gesicht wurde nicht röter. „Meine Dame, mein Herr!" — seine Stimme klang wie die tiefschwirrende Resonanz einer Geige — „hier kommt es — Sie verzeihen meine Einmischung — nicht auf Ihre Unterscheidungen an. Gainsborough und Ritter Reynolds verkehrten viel bei meinem Vater, ich war damals noch ein kleines Kind — oh, es sind doch etwa hundert Jahre und ein paar Jahrzehnte her. Ich bin jetzt, wie Sie sehen, etwa vierzig, also für Sie schon ein älterer Herr. Und ich muss Ihnen sagen: dass ich diese Urteile aus Geschmacksgründen längst hinter mir habe. Es kommt, meine ich, garnicht mehr darauf an, ob das Bild wahr, widerspruchsvoll ist, ja nicht einmal, ob es gut oder schlecht ist. Das Tiefste und Brünstigste eines Bildes ist der Eindruck: Hier hinter der Leinwand wirken Kräfte. Hinter der Leinwand steht heimlich der Maler und sieht durch die Augen seines Porträts hinüber zu den anderen.

Drüben — bitte erschrecken Sie nicht — blickt Gainsborough her, dort Reynolds. Ihre Blicke treffen sich, ihre Kräfte stossen aufeinander — hören Sie nicht das Klirren der unsichtbaren Salondegen? — Und Sie, meine Herrschaften, Sie stehen im Mittelpunkt des Kampfes! Fühlen Sie nicht wie die Klingen durch Sie hindurchstossen?

Als Sie mitten in der Schlacht standen, wurden Sie so unruhig, mit Herzklopfen fast einer Ohnmacht nahe. Um Sie herum lag noch in diesem blitzenden Kampf lebendiger Seelen die Stadt Berlin. Ich half Ihnen. Ich senkte das Haus herab unter das zarte Licht des Wassers. Ich trug Sie herunter auf das Bett der Ströme, damit Sie frei von der Psyche Ihrer Welt würden. Und als das grüne Wasser gründlich über Ihnen floss, sah ich, wie Sie sich verwandelten. Sie verloren ihre Schwere. Sie merkten nicht, wie die Bilderrahmen hinaus in den Raum schossen, und wie Sie plötzlich mitten im Bilde wandelten. Sie waren das Bild. Darum wussten Sie so genau von der Psyche Ihres Schöpfers. Jeder musste den lieben, der ihn gemalt hatte.

Sind Sie denn hier in einem Museum? Sie empfanden ja sofort, dass alles um Sie beweglich war. So erfahren Sie also: Sie standen in einer Arena, in der die Mächte der Bilder mit einander ringen, wie Gladiatoren. Dieser Raum ist — mathematisch gesprochen — das Parallelogramm der Seelenkräfte!"

Ebenso plötzlich, wie er begonnen hatte, wurde er still. Machte zwei Verbeugungen und stand wieder am gelben Messinghebel des Türrahmens. Ich sah nicht ohne Angst auf seine Hand. Er drehte. Der Boden schwankte zitternd auf durch das kreisende Licht, wie von einem unhörbaren Donner erschüttert.

Wir gingen durch die Antichambre von Glanzmarmor. Im Hauseingang standen wir still und öffneten die Schirme, denn Unter den Linden regnete es Wasser mit Hagel vermischt.

Ich küsste ihr die Hand, sah ihr in die Augen, und sagte langsam: „Der Bedeutende ist doch Reynolds!"

Sie antwortete leise: „Ich glaube, Sie haben Recht!"

O, und ich wusste, ich hatte nicht Recht. Es war ja ganz unwesentlich. — Und sie hatte es mir nur gesagt, weil ich sie fest angesehen hatte und meine Stimme einen dunklen, weichen Tonfall nahm! —

Ludwig Rubiner

Das fliessende Licht der Gottheit

„Dieses Buch hob an in der Liebe und in der Liebe soll es auch vollenden. Denn nichts ist also weise und also heilig und also schön und also stark und also vollkommen, als die Liebe." Solche Worte, die heimliche Welt einer Seele in hohem Sinn entfaltend, stehen am Anfang der apokalyptisch-mystischen Schrift der Nonne Mechthildis, aufbewahrt in der Stiftsbibliothek des Klosters Einsiedeln, ein seltsam leuchtendes Dokument aus dem dreizehnten Jahrhundert, lebendig geblieben und fesselnd, weil durchaus dem heiligen Glühen der Sinne entsprungen.

Mechthildis lebte als Begine im Kloster St. Agnes bei Magdeburg. Die Bücher ihres Werkes geben den Gefühlszustand verschiedener Lebensläufte chronologisch sehr deutlich. Das erste, von mädchenhafter Erregung und Ekstase, schwellt die Glut, das Entzücken und die geheime Pracht irdischer Sinnlichkeit, ihre „minnende Seele" erstrebt das göttlich ekstatische Ziel, sich auf ihrer innern Wanderschaft mit ihrem Bräutigam Jesus zur „ewigen Weisheit" zu vereinigen. „Es ist ein köstlicher und ein hoher Weg, darin die getreue Seele wandelt und die Sinne nach ihr zieht". Manche Visionen der ersten zwei Bücher sind lyrische Gesänge, Blumenbeete, in denen Blüten von zartsinnlichen Farben unter purpurne Feuerlilien gemischt sind. Und diese, plötzlich von einem Strahl der Sonne emporgerissen, recken sich auf, öffnen die roten Lippen dem fliessenden Licht der Gottheit und eine Stimme aus ihnen, eine begeisterte Stimme, singt: „Eya, entzücke meine Seele, Ueberstrom, verliere Dich und fliesse ihr entgegen. Herr, und gib ihr alle Deine Lust und Schöne! Und

Deines ganzen Wesens Hauch dann gib mir, eya Herr, im süssen Sturm Deiner Liebe, dass ich Dich wunderbar geniesse, Süsser!" –

Was die Meister der Mystik aus geistiger Kraft formen und lehren, wird hier durch ein grosses Gefühl verstanden. Dem Geist und der Tiefe von Tauler und Eckhard, reiht sich ebenbürtig das Naive an, dem im Gefühl das Zusammenströmen des Lebens mit der Gottheit gelingt, „also, dass der Seele Augen in der Gottheit müssen spielen" und „der Gottheit süsse Liebeslust aus der göttlichen Seele durch die eigene Seele schwebe."

Und wunderbar ist die Erfüllung dieses inneren Lebens durch das Werk zu verfolgen, wie in dem letzten, dem „Buch der Seligkeit" die gealterte Mechthildis beruhigt und mit geläutertem Gefühl, von der verloschenen Glut der Sinne ferne, doch bedeutungsvoll umleuchtet, aus der Sommerpracht der Wälder das Tor sich öffnet in jenen kleinen Garten, darin geliebte Blumen von einem wissenden Gärtner bedächtig in schlichte Beete gesetzt sind. —

Wer hätte noch nie, an einem schönen und warmen Tag durch einen Park gehend, auf dieser oder jener Bank eine alte Frau gesehen, schwarz gekleidet, beim Nahen der Dämmerung in die Mantille gehüllt, den schwarzseidenen Schirm lässig gegen den feinen Kies des Weges gedrückt? Und hätte nicht im plötzlichen Erfassen einer Linie des Gesichtes ihre Jugend erahnt, eine Schönheit, einen Zauber und einen Reiz, der gelebt?

Jene aber, eine Matrone, sitzt zurückgelehnt, ruhig, wie jemand, der weder wartet noch auch nicht wartet, dem diese Stunde und die folgende und die verflossene in Nichts mehr treibt, und dennoch ohne Langeweile. Denn der Blick der blauen Augen ist lebendig. Und da ist es zuweilen, als spräche es hinter den geschlossenen Lippen, ganz anders als es die geöffneten vermöchten. Und Einer, der da vorübergeht, vermag die Worte zu hören, Worte, die eine Weisheit bergen und solche, die wie Gebete sind und solche, die dem Alltag gelten, den Kleinigkeiten, die da mit einem Mal Bedeutung gewannen, als der lebendige Blick der blauen Augen sie sah. Aber alle diese Worte sind anders als der Alltag sie sprechen hört. — Nun, auch davon ist manches in dem letzten, dem „Buch der Seligkeit" — und Mechthildis ist unter uns.

Adolf Lantz

Goethe, Hofmannsthal und Wauer

Der zehnte Februar 1908 wird mir noch lange schmerzhaft in den Gliedern liegen. Der Tag war so schön gewesen; aber abends ritt mich der Teufel auf einem Freibillett in den Theatersaal der Königlichen Hochschule für Musik, wo Herr Wauer sich erbot, seine Theaterspielmethode an Goethe und Hofmannsthal zu demonstrieren.

Herr William Wauer ist Idealist. Ein Argwohn, den ich seit langem hegte, ward mir durch ihn bestätigt: dass nämlich Idealisten keine Schauspieldirektoren werden sollen. Aus ethischen Ansichten mögen die schönsten Komödien gedichtet werden; will man aber Komödie spielen, so sei die erste ethische Forderung Respekt vor der Dichtung.

Insbesondere: Ethische Ueberzeugungen sind nicht immer künstlerische Ueberzeugungen, und Idealisten vom Schlage Wauers sollten ihren Idealismus nicht zur Zertrümmerung guter Dichtwerke missbrauchen . . . .

Primitivität kann sehr schön sein, auch auf dem Theater. Aber die Primitivität einer Schaustellung hört auf schön zu sein, wenn sie sich wichtiger nimmt als den Gegenstand ihrer Bemühung. Eine Dichtung ist denn doch ein zu komplizierter Gegenstand, als dass man sie zur Primitivität des Wauerschen Idealismus hinabnivellieren dürfte.

Ueber Goethes „Geschwister" in diesem Zusammenhange etwas zu sagen, möchte ich vermeiden; über ihre Vermittlung durch das Wauersche Ensemble weiss ich Erfreuliches nicht zu sagen. Die Ausstattung war niedlich und — ehe es zum Mimen kam — sympathisch: eine spanische Wand, in die die notwendigste Szenerie hineinarrangiert war. Die Darsteller traten vom Zuschauerraum her auf. Sehr nett. Gegen diese Primitivität ist von künstlerischen Gesichtspunkten aus kein Einwand zu machen. Aber Herr Wauer dürfte falsch gefolgert haben. Weil solche Primitivität oft faute de mieux in Dorfschmieren geübt wird, scheint er geglaubt zu haben, uns nun auch eine Aufführung bieten zu sollen, die ein gutgelauntes Dorfschmieren-Publikum allenfalls goutiert hätte. Oedes Geplärr, talentlose Verrenkungen, armseligste Unzulänglichkeit. Von Goethe keine Spur; nur Wauer, — Wauer!

Es folgte „Die Frau am Fenster" von Hofmannsthal, die auf der Bühne selbst geschlachtet wurde. Ich verliess das Theater in der Ueberzeugung, dieses Stück dort nicht kennen gelernt zu haben. Eine Dame machte im Halbdunkel ungeschickte Bewegungen. Dabei redete sie mit belegter Stimme allerhand Worte, deren Zusammenhang sie verschluckte. Ihre Unfähigkeit wurde noch überboten von einer Person, die wir als ihre Amme anerkennen sollten. Nach dem Organ hätte ich eher auf einen Fuhrknecht geschlossen. Schliesslich erschien hinter der Frau im Fenster ein dicker Mann, der in fabelhafter Seelenruhe eifersuchtswütig wurde, und dann seiner Frau und einer komischen Bewegung eine Art Strickstrumpf um den Hals warf. Bei dieser Erdrosselungsszene konnte man endlich erleichtert lachen. — Etwas Dürftigeres als diese Aufführung habe ich all mein Lebtag noch nich gesehn. Von Hofmannstahl keine Spur; nur Wauer — Wauer!

Herr William Wauer war so rücksichtsvoll, die Namen der Darsteller auf dem Programm nicht zu verraten. Die Leute haben mir zwar übel mitgespielt, aber ich will ihnen doch nicht durch eine Denunziation eine mögliche Karriere als Statisten verderben. Mein Zorn, soweit die erlittene Langeweile mir diese Bewegung noch übrig gelassen hat, gehört Herrn Wauer und seinem neunmal verfluchten Idealismus.

Eine Woche nach der Hinrichtung Goethes und Hofmannsthals operierte der rührige Herr auch Strindberg. Ich hatte aber beschlossen, nicht hinzugehen. Und ich war standhaft.

Erich Mühsam

Peter Altenberg

Es gibt viele, die seiner lachen.

Und wir, denen er mit wenigen inhaltschweren Worten die „Märchen des Lebens" gedeutet hat, können ihnen nichts dawider sagen. Müssen ihnen Recht geben, müssen zugestehen: Was Ihr in Händen habt, was Ihr seht, sind Lächerlichkeiten. Es ist, wie Ihr es seht.

Es ist, wie die Spötter sagen. Aber es ist zugleich anders. Die Kunst Altenbergs kann, wie das vielfarbige Leben, wie die widerspruchsvolle Natur — nach Fr. Th. Vischers Wort — an einem Ende gemein, am andern seelisch fein, nicht mit einem so oder so umgrenzt werden, sondern nur mit einem so und so.

Sie ist voller Lächerlichkeiten und Schönheiten, voller Gequältheiten und Feinheiten, voller Leerheiten und Vollheiten, voller nichtssagender Gewolltheiten und vielsprechender Gekonntheiten.

Sie ist — um wieder Vischers Wort von der Natur aufzunehmen — ein seltsam Ding.

*

Für die Formung der tausendfältigen kleinen und kleinsten Gaben, die so ein Buch Peter Altenbergs birgt, wurde der bewusste Gegensatz zu der Kunst der vielen, klingenden Worte massgebend. Die Wortkünstler sind dem Dichter Lügner und Charlatane. Sind ihm gewöhnliche Menschen, die ihre Geistesblösse mit dem wallenden Wortmantel zuzudecken suchen, die ihre Empfindungsarmut durch einen blossen Wortreichtum auszugleichen glauben. „Ich hasse und verachte sie! — ruft Altenberg in seinem neusten Werke Märchen des Lebens — Wortreichtum ist Seelen- und Geistesarmut! Man verkriecht sich, versteckt sich dahinter, wie wenn man verzweifelt wäre, dass man nichts Wichtiges mitzuteilen hätte! Zwei und drei ist fünf kann nicht wortreich gesagt werden! Und dennoch verlässt man sich darauf, dass es eine Herde von Idioten gibt, die an dem „Wortklang" sich berauschen — — Wehe, wehe denjenigen, die die Fähigkeiten dazu hätten, und nur ihrem Geisteswahne, ihrer Eitelkeit dienen! Auf einer Stradivariusgeige spielen sie; aber keine einfachen Adagios, die zu Tränen rühren, sondern verblüffende Passagen, die kalt lassen!"

Man denkt an Hofmannsthal bei diesem Wehe. Seine Kunst ist der Formung nach der denkbar grösste Gegensatz zu der Altenbergs. Ihr Negatives (es ist klar, schon die äussere Wirkung, die ohnedem nicht wäre, bezeugt es, dass ihm ein starkes Positivum zum mindesten die Wage hält) lässt sich in den eigenen Ausruf zusammendrängen: „Was sprichst du viel, so Einfaches zu sagen!" Bei Altenberg müsste es, um das Positive herauszukehren, lauten: „Was sprichst du wenig — Unendliches zu sagen!" Er ist wortarm, um inhaltreich zu sein. Er gibt das Einzelne mit wenigen, virtuosen Strichen, um der Fülle der Dinge gerecht zu werden. Er sitzt nicht stundenlang bei einem Lieblingstranke geniesserisch kostend, um alle Tränke der Welt schlürfen zu können.

Altenberg ist der Virtuose der Wortskizze. Ist es, weil er dem Reichtum des Lebens dienen will. Einem kleinen Ausschnitt sich willenlos hinzugeben und in unendlichem geduldigem Mühen nach höchster vollkommener Bildwirkung sich vor dem Uebrigen zu verschliessen, daran hindert ihn die drängende Fülle, die ihm nicht Ruhe lässt. So springt er von einem zum andern, immer auf der Spur des schnellfliehenden Lebens.

Zur Beschaulichkeit ist keine Zeit. Nicht zum Schweigen gilt zu erjagen, zu erraffen. Gilt: Flüchtiger als des fliehende Geschehen zu sein.

Dass diese Eigenart Altenbergs ihren Wert und Unwert in einem hat, dass ihre Stärke die Mutter ihrer Schwäche ist, versteht sich. Es zu beweisen, wird man mir erlassen.

*

Dem Leben gilt Altenbergs Kunst.

Diesem Wunder aller Wunder, mit dem wir täppisch, wie wir sind, auf Du und Du stehen. Das wir hinnehmen mit grossen, blöden, dummdreisten Augen. Das wir zu kennen wähnen, und das doch von tausend Schleiern bedeckt ist. Das Wunder, das uns zum kahlen Alltag wurde, wird hier wieder ein blühendes Märchen, dem wir mit gläubigen Kinderaugen aus der Ferne zuschauen. Wunder des Alltags. Um sie geht es. Oder wie es der schönste unter allen Buchtiteln Altenbergs fasst, um die „Märchen des Lebens". Unermüdlich trachtet der Dichter, die kleinen Dinge des Alltags besonders zu sehen, die Perlen am flachen Strand zu finden. Hundertmal mag er wertlose Kiesel auflesen und bei den kalten Besserwissern höhnisches Lächeln dafür ernten: plötzlich funkelt ein winziges Ding in seinen Händen und lässt uns die Augen übergehen.

*

Mitten hinein in die zarten Wortskizzen drängt sich plötzlich eine breite, schwerwiegende Untersuchung mit einer Ueberzahl unterstrichener Worte. Der Dichter wandelt sich in einen Propheten. Der Mann der zarten Worte in einen glaubensstarken Prediger, der lauthallende Straf- und Mahnreden auf die sündige Menschheit herabschleudert. Der eben noch ein ganz Besonderer, ein starker Einzelner, ein Aussenseiter war, wird plötzlich zum Bruder Schultze-Naumburgs, des Kunstwartmannes, des Vaters des Reformkleides und der Reformstiefel.

Mit eindringlichen, treffsicheren Worten predigt er von seinem Ideale: der naturgemässen Körperkultur. Anbetend neigt er sein Haupt vor dem grossen Gotte Gesundheit. Worte fallen, die der Unnatur die gleissnerischen Kleider vom Leibe reissen und doch nichts bessern werden. Wann hätte diese Dame und ihr lästerliches Töchterlein Mode je die Scham gekannt? Sie kann noch Stärkeres ertragen als Altenbergs fanatische Predigten und seine gutgemeinten, tiefberechtigten Insultierungen.

Darum ist es, schauen wir zurück auf die leidenschaftlichen Bekenntnisse zur Göttin Gesundheit, letzten Endes nicht das Gegenständliche, der Inhalt der Rede, der uns in den Bann der Worte zwingt, sondern die Persönlichkeit, die ungehinderter als in den formgewordenen Dichtungen, innerstes Sein und Meinen offenbart. Auch hier steht Altenberg im Dienste des grossen, göttlichen, uneingezwängten Lebens. Auch hier will er jedem Pulsschlag freie Bahn schaffen. Auch hier erlösen von dem Drucke, den Steifheit und Gutmeinen, Enge und Schwerfälligkeit dem Wunder aller Wunder zufügten und bis in die Undenkbarkeit zufügen werden.

So geht auch diese Besonderheit mit dem Allgemeinen zusammen. In das Werk des Schöpfers der „Märchen des Lebens", des Suchers im Alltag, des eigenwilligen Sehers fügt sich das Prodromos-Buch ein, das Glied einer Kette.

Der Unmittelbarkeit des unverfälschten Lebens trachtet der Dichter so gut wie der Prediger nach. Und die sprunghafte, das Wortemachen hassende Form eint Beides auch nach aussen hin.

Hans Franck

Alle in der Rundschau besprochenen Bücher und Tonwerke sind in der weiter unten folgenden Rubrik mit Angabe des Verlags aufgeführt.

Selbstanzeige

Moderne Philosophie. Ein Lesebuch zur Einführung in ihre Standpunkte und Probleme. Stuttgart / Ferd. Enke 1907

Das Buch möchte in der Form einer Sammlung von Auszügen aus zeitgenössischen Autoren eine Einleitung in die Philosophie der Gegenwart geben. So unterscheidet es sich von den bekannten Werken, die eine ähnliche Einführung in systematischer Darstellung erstreben, durch die Objektivität in der Wiedergabe der verschiedenen Theorien und Anschauungen, von den philosophischen Lesebüchern durch die enge Bezogenheit auf das Denken unserer Zeit. Aber da es eine Einleitung in der Philosophie in ihrer ganzen Lebendigkeit, nicht in ein besonderes System, sein will, soll dem Leser durch ein eigentümliches Arrangement seine eigene Entscheidung ermöglicht werden. So sind die ausgewählten Abschnitte lediglich nach ihrem sachlichen Zusammenhang derart zusammengestellt, dass sie irgend eine bestimmte Frage oder Theorie, die im Vordergrund der Diskussion steht, erhellen. Nicht was Gemeingut der Forschung, sondern was Problem ist, soll dargestellt werden, die ganze Vielseitigkeit eines Problemes soll der Leser kennen lernen. So stellt sich das Buch als eine Einführung in die schwebenden Kontroversen der Gegenwart dar.

Und zwar hat sich der Herausgeber bemüht, möglichst aus allen Gebieten der Philosophie die hervorragendsten Vertreter zu Worte kommen zu lassen. Neben den grundlegenden Richtungen der Erkenntnistheorie gelangen die bedeutendsten metaphysischen Standpunkte zur Darstellung; der Streit um die Prinzipien der Psychologie wird unter verschiedenen Gesichtspunkten behandelt. Die wichtigsten Probleme der Aesthetik sowie der praktischen Philosophie und der Pädagogik werden erörtert. Mit Beiträgen sind u. a. vertreten Mach, Windelband, Ostwald, Stumpf, Wundt, Dilthey, Münsterberg, Nietzsche, Zola, Paulsen, James, Rein. Ein umfangreicher mit vielen Literaturangaben versehener Anhang bringt eine Reihe von Zusätzen, die über weitere namentlich in den besonderen Fachwissenschaften verhandelte Fragen, wie den Neovitalismus, die historische Methode, das moderne Strafrecht usw. orientieren.

Max Frischeisen-Köhler

Verein für Kunst zu Berlin

Oeffentliche Abende des vierten Winters

Donnerstag, den 12. März, im Choralionssaal, Bellevuestr. 4

Oskar Bie

Vortrag mit Lichtbildern: Der Tanz

Donnerstag, den 26. März

Gertrude Barrison

Tänze

Beginn aller Abende acht Uhr

Eintrittskarten für Nichtmitglieder sind erhältlich: im Warenhaus Wertheim (Konzertkasse) Leipzigerstr. 132, in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstr. 164, sowie im Salon Cassirer, Viktoriastr. 35.

Ausführliche Prospekte versendet das Sekretariat des V. f. K. Spichernstr. 19

Montag, den 17. März im Künstlerhaus, Bellevuestrasse 3

Beardsley-Ball Kostüm- und Maskenfest

Um Mitternacht: Uraufführung der Pantomine

Von Wollust und Rache

Dichtung von Carl von Levetzow — Musik von Herwarth Walden

Um einen einheitlich-künstlerischen Charakter des Festes zu wahren, müssen moderne Kostüme für den Besuch des Balles ausgeschlossen werden. Zulässig sind für Herren und Damen: Kostüme nach sämtlichen Zeichnungen Beardsleys mit und ohne Halblarven sowie Rokokokostüme, Pierrots, Pieretten, und Dominos in allen Farben. Ferner für Damen: Reifröcke und Krinolinen. Den Herren wird der Frack unter der Bedingung gestattet, dass bunte Weste, Escarpins, Perücke und Kopfbedeckung im Beardsleystil dazu getragen werden. Im Hohenzollernkunstgewerbehaus (Friedmann u. Weber) Leipzigerstrasse 13 sind Kostümfiguren von Ernst Stern öffentlich ausgestellt und in der Buchhandlung von Edmund Meyer, Potsdamerstrasse 27 b, liegen die Hauptwerke Beardsleys aus, deren Besichtigung erbeten wird.

Karten zum Preise von zehn Mark sind nur auf dem Wege der Subskription erhältlich. Listen liegen aus im Salon Cassirer, im Hohenzollernkunstgewerbehaus, bei Keller u. Reiner, Potsdamerstr. 122 und bei Edmund Meyer, Potsdamerstr. 27 b.

Karten für Mitglieder zum Preise von fünf Mark sowie Künstlerkarten zu ermässigten Preisen sind nur durch das Sekretariat des V. f. K., Spichernstr. 19 zu beziehen, das auch jede gewünschte nähere Auskunft erteilt.

An den Abenden des V. f. K. wirken u. A. mit:
Conrad Ansorge / Hermann Bang / Hermann Bahr / Peter Baum / Georg Brandes / Richard Dehmel / Paul Ernst / Maxim Gorki / Maximilian Harden / Arno Holz

Neuerschienene Bücher und Tonwerke

Paul Friedrich: Das Pfauenrad der Sphinx
Axel Juncker, Verlag / Berlin W. und Stuttgart

Burckhard, Max: Das Theater

v. Gerlach, Hellmuth: Das Parlament

Landauer, Gustav: Die Revolution

Gurlitt, Ludwig: Die Schule

Rohrbach, Paul: Die Kolonie

Gurlitt, Ludwig: Die Schule

Oppenheimer, Franz: Der Staat
Aus der Sammlung sozialpsychologischer Monographien herausgegeben von Martin Buber
Frankfurt am Main Literarische Anstalt Rütten u. Loening

Schücking, Levin: Die drei Grossmächte

v. Kleist, Heinrich: Die Verlobung in St. Domingo / Das Erdbeben in Chile Der Zweikampf

Rosegger, Peter: Der Adlerwirt von Kirchbrunn
Neu herausgegeben vom Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung / Hamburg-Grossborstel / Jedes Bändchen 30 Pf.

Sieper, Dr. Ernst: Shakespeare und seine Zeit
B. G. Teubner Verlag / Leipzig 1907

Schlaf, Johannes: Der Fall Nietzsche
Theodor Thomas Verlag / Leipzig

Schlaf, Johannes: Die Kritik und mein Fall Nietzsche
Theodor Thomas Verlag / Leipzig

Ular, Alexander: Die gelbe Flut / Ein Rassenroman
Literarische Anstalt Rütten und Loening / Frankfurt am Main 1908

Hauptmann, Gerhart: Kaiser Karls Geisel / Ein Legendenspiel
S. Fischer Verlag / Berlin 1908

Homer: Jlias / Deutsch von Hans Georg Meyer
Trowitzsch und Sohn Verlag / Berlin 1907

Geijerstam, Gustaf af: Das Haupt der Medusa / Eine Geistererscheinung aus dem Leben
S. Fischer Verlag / Berlin 1908

Bang, Hermann: Ludwigshöhe / Roman einer Krankenpflegerin
S. Fischer Verlag / Berlin 1908

Jensen, Johannes V.: Das Rad / Roman
S. Fischer, Verlag / Berlin 1908

Laube, Heinrich: Gesammelte Werke in fünfzig Bänden
Erster bis dritter Band
Max Hesses Verlag / Leipzig 1908

Baudelaire, Charles: Die Blumen des Bösen / Eine Anthologie deutscher Uebertragungen, herausgegeben von Erich Oesterheld
Oesterheld u. Co. Verlag / Berlin 1908

Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn
Heft VII: Ziele und Wege deutscher Dichtung
Heft VIII: Das naturalistische Drama
Heft IX: Ueber Hugo von Hofmannsthal
Fr. Wilh. Rufus Verlag / Dortmund

Daun, Berthold: Die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts
Grundriss der modernen Malerei und Plastik
Georg Wattenbach Verlag / Berlin W

Dresslers Kunstjahrbuch 1908 / Ein Nachschlagebuch fü
deutsche bildende und angewandte Kunst
Gerhard Küthmann Verlag / Dresden

Silhouetten-Almanach für das Jahr 1908
Edmund Meyer Verlag Berlin W

Schaeffer, Carl: Fünf Lieder / Altdeutsches Liebeslied / Al
schied / Lied des Rautendelein / Sonnentod / Am Aben
Paul Reinike Verlag / Berlin W 15

Schönberg, Arnold: Dank und Abschied / Zwei Gesänge fü
Bariton und Klavier Op. 1
Vier Lieder zu Dichtungen von Richard Dehmel u
Johannes Schlaf Op. 2
Sechs Lieder für eine mittlere Singstimme und Klavi
Op. 3
Verklärte Nacht (Sextett auf eine Dichtung von Richa
Dehmel / für zwei Violinen, zwei Violen und zw
Violoncellis Op. 4
Acht Lieder für eine Singstimme und Klavier Op. 6
Streichquartett / Op. 7
Verlag Dreililien / Berlin.

Verantwortlich für die Redaktion: Herwarth Walden, Berlin W. 50 / für Inserate: Carl Malcomes, Gr. Lichterfelde
Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57 Kurfürstenstr. 19

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur / Musik / Kunst und Kultur
Schriftleitung Eugen Dreyer
Verlag Otto Dreyer / Berlin W. 57 :: 7. und 8. Heft des 77. Jahrgangs / April Mai 1908

Samuel Lublinski:
Ein Wort über Shakespeare

Noch immer gibt es nicht so viel Bildung in Deutschland, dass die Erkenntnis durchgedrungen wäre, wie sehr gerade eine scharfe, messerscharfe Kritik manchmal einen tiefsten Beweis von Hochachtung offenbart, die man dem Genius zollt und schuldet. Und doch hat schon der Ahnherr der deutschen Kritik, Gotthold Ephraim Lessing, den wichtigen Grundsatz aufgestellt, dass man gegen einen mittelmässigen Dichter allerdings gelinde sein könnte — „gegen einen grossen ist man unerbittlich.“ Natürlich ist die Voraussetzung für eine solche tiefere Untersuchung, dass an der Grösse der Persönlichkeit nicht mehr gezweifelt wird und es sich nur darum handeln mag, die Erscheinung klar abzugrenzen und das Positive an ihr um so sinnvoller zu bewundern, je mehr es aus dem Negativen herausgesondert wurde. Wer also über eine Shakespearekritik Klagelieder als ein kleiner Jeremias anzustimmen beginnt, würde damit nur beweisen, wie wenig er seiner eigenen Verehrung sicher ist, da er seinen Fetischglauben und Götzendienst mit der Wut des Fanatismus verteidigt. Wer aber in sich eine wirkliche und unerschütterliche Bewunderung für William verspürt, wird sich allerdings erlauben dürfen, was nicht jedem erlaubt ist: ihn mitunter zu kritisieren.

Allerdings müsste vorerst eine Legende beseitigt werden, die vor einiger Zeit geschaffen wurde und durch den Feuereifer des Herrn Julius Bab weite Verbreitung im Reich der Zeitschriften gefunden hat. Ich meine das berühmte Märchen von der germanischen Formlosigkeit, diese jüngste und auf die Dramaturgie übertragene Rassentheorie, die vorläufig noch keine dicken Bücher schreibenden Chamberlain gefunden hat, nur dass allewege werden kann, was noch nicht ist. Mir ist dann allerdings unklar, was man mit dem Nibelungenlied beginnen mag, dass sich vor den gleichzeitigen Ritterepen, die aus Frankreich nach Deutschland verpflanzt wurden, durch seine verhältnismässig straffe Komposition ausgezeichnet hat. Wo die Franzosen den kecken Plauderstil bevorzugten, ein buntes Seifenblasenspiel der Fabel, da liess sich der deutsche Dichter — oder werden unsere Rassentheoretiker demnächst fremdes Blut in seinen Adern entdecken? — die Arbeit sauer genug werden, indem er einen Plan von folgerichtiger Wucht zäh festhielt und in einer monumentalen Weise ausgestaltete. Ausserdem muss ich bekennen: ich habe davon läuten gehört, dass die Ballade, diese strenge und gewaltige Kunstform, ihre Blüte im skandinavischen Norden erlebt hat, der doch hoffentlich damals von Finnen und Lappländern — solche Entdeckungen stehen uns wahrscheinlich noch bevor — durch Blutbeimischung noch nicht tertorisiert worden war. Endlich aber kann auch auf die geheime Tendenz in der Geschichte des deutschen Dramas seit Lessing und Schiller verwiesen werden, wobei sich durchaus keine Sehnsucht nach einer Formlosigkeit offenbart, die angeblich der deutschen Rasse und dem deutschen Gemüt am meisten entsprechen würde. Wohl bedingten historische Verhältnisse besonderer Art, dass sich die deutsche Literatur der, wie sie gemeinhin genannt wird, klassischen Zeit von der unrechtmässigen Oberherrschaft der Epigonen Corneille und Racine befreien musste, und während dieses Kampfes wurden Waffen und Theorien geschmiedet, und die „freie englische Form“ den mechanischen „drei Einheiten“ der Franzosen entgegen gestellt. Aber sehr bald sind Goethe und Schiller von diesem Naturalismus „abgefallen“ und haben sich dem strengeren, weil organischeren Formgefühl der Griechen in die Schule gegeben, wofür sie nun freilich von Julius Bab scharf zur Ordnung gerufen wurden. Aber ich fürchte, dass sogar Kleist — man denke an das grandiose Experiment des Robert Guiskard — auf ähnlichen Wegen zu betreffen ist und Hebbel hat, trotz aller Romantik und Metaphysik, den Begriff des Tragischen gefunden, der zuletzt auf Sophokles und Aeschylus zurückdeutet. Somit dürfte es mit der Formlosigkeit als Ausdruck des germanischen Gemütes seine besondere Bewandtnis haben, und vielleicht ist sie nichts weiter, als ein Hass gegen den Missbrauch und die Veräusserung einer Sache, die man hochhält und sehr ernst nimmt. Begeisterung für die Form kann sich sehr wohl mit starker Abneigung gegen Formalismus und Artistentum paaren, während es gegenwärtig sehr komischer Weise gerade die Artisten sind, die den „germanischen“ Shakespeare und seine freiere Form gegen die Angriffe der modernen Kritik verteidigen.

Zunächst aber müsste doch einmal die dringliche Frage Frage aufgeworfen werden: und Shakespeare selber? Die wüsten und abenteuerlichen Stücke der meisten seiner Zeitgenossen dürften beweisen, dass er nicht zu jenen gehört hat, die die Formlosigkeit zum Prinzip erhoben, sondern dass er, innerhalb seiner Zeit und Kultur, sich um Komposition und innere Ordnung bemühte. Natürlich konnte es nur die Form seiner Zeit sein, die Form der Renaissance, die Art und Weise, wie sich im Mittelpunkt der damaligen Kultur die Konflikte geschürzt und die Spannungen entladen haben. Denn darauf kommt es für den führenden Dramatiker einer Epoche vor allem an: ob er nämlich recht im Kraftzentrum seines Zeitalters wohnt, von dem alle Spannungen ausgehen und zu dem alle ausgeglichenen Konflikte wieder zurückkehren, um dort von neuem geboren zu werden. Dass aus Shakespeare die dramatische Seele der Renaissance gesprochen hat, ist eine ganz klare Tatsache, und nur darum kann es sich für uns noch handeln, ob unsere eigene Kultur eine ähnliche oder vielleicht eine völlig andere dramatische Seele besitzen mag. Nur um dieses Problem wird heute gekämpft, während Williams Grösse gar nicht in Frage steht.

Shakespeare bedeutet den Abschluss der Renaissance, und über diese Kulturerscheinung sind wir durch Nietzsche zum Teil sehr richtig belehrt worden, während doch auch einige Korrekturen nötig sein dürften, um das Bild allseitig zu ergänzen. Das Zeitalter der entfesselten Subjektivität und Entzügelung der Persönlichkeit ist doch nur die eine Seite, und es wäre eine Vergesslichkeit, wenn übersehen würde, dass diese Individualisten zugleich die Vorkämpfer des absoluten und modernen Staates gewesen sind Cäsar Borgia war nicht nur ein rätselhaftes Ungeheuer, ein sogenannter Uebermensch, sondern auch der Zertrümmerer der mittelalterlichen Fundalordnung und kluge und intelligente Begründer des Kirchenstaates. Sein legitimer Nachfolger im Geist war Julius der Zweite, und beide wurden nur durch die Einmischung Westeuropas an der Begründung eines einheitlichen italienischen Staates auf absolutistischer Grundlage gehindert. Das ist schon nicht mehr reiner Subjektivismus, sondern ein starker politischer Instinkt, der aber erst seine Institutionen schaffen musste und daher gezwungen war, zunächst mit willkürlichen und subjektivistischen Mitteln zu kämpfen, mit scheinbarer Anormalität, die aber doch von dem im Grunde ethischen Bewusstsein getragen wurde, einer Kulturmission zu dienen: Persönliche und heftige Triebe vermählten sich mit starken Gemeinschaftsgefühlen, und so waren die Individualisten von damals nicht weltflüchtige Einsiedler oder verschämte Anarchisten, wie heute, sondern gerade die führenden und schöpferischen Geister der Zeit. Und alle tiefer liegenden Probleme und Konflikte, die über das Schicksal von Zukunft und Gegenwart entschieden, wurden in einer individualistischen Form ausgetragen. Elisabeth vertrat zwar den Staatsgedanken, und sie konnte doch noch nicht, wie der Sonnenkönig, sagen: l'état c'est moi. Noch wurde ihre Stellung von einem stolzen Adel und von Prätendenten bestritten; und auch sie selbst hatte mehr ein dunkles Gefühl als eine klare Erkenntnis ihrer historischen Stellung. So musste Persönliches und Allgemeines in ihrer Seele zusammenfliessen, und was vielleicht seinem innersten Grund nach eine politische Idee war, erschien in der Einkleidung als ein individualistischer Einfall. So etwas mag ja heute noch vorkommen, nur dass heute ein solcher Zwiespalt sofort als willkommener Stoff in die Witzblätter übergeht, während die Menschen der Renaissance den Widerspruch gar nicht sahen, sondern ihn durchaus als innere Einheit empfanden. Wie Elisabeth waren ihre Barone, die sich gegen sie empörten, die Norfolk und Essex, die ihren sehr persönlichen Ehrgeiz unbekümmert hervorkehrten und zugleich ein absterbendes und ein neues Prinzip vertraten, den Feudalismus und die werdende Gemeindefreiheit.

Damit aber aus dieser seelischen Disposition der Renaissance-Kultur, erklärt sich die besondere Art der Tragöden Shakespeares. Jeder grosse Dramatiker wird von seinem Kulturzentrum inspiriert, von der Methode, wie dort, am Zentralherd aller Kräfte, die Grundkonflikte ausgekämpft werden. Auch Shakespeare musste daher vom grossen Individuum und vom Willen und Charakter seinen Ausgangspunkt nehmen, In seinen Dramen mischen sich allgemein und persönliche Interessen genau so, wie im Staat der Elisabeth und in der Seele der Renaissance, und nicht das Sollen, die feste Form und Institution, hat die Führung in seiner Tragödie, sondern ein scheinbar schrankenloses Wollen von herrschgewaltigen Naturen, und nur von fernher, auf ganz versteckten und manchmal dunklen Wegen, kommt doch noch ein allgemeines Gesetz zur Geltung. Es setzt ihn nicht herab, sondern zeugt von seiner Grösse, dass er die Kultur, in die er hinein geboren war, in ihrem vollen Umfang und eigentümlichsten Wesen in sein Werk übernahm und dramatisch umsetzte. Er tat dann nur, was jeder dramatische Dichter muss und soll, wenn sein Ehrgeiz nicht damit befriedigt ist, ein „abendfüllendes“ Stück zu schreiben, das von einer „guten Presse‘ mit schmückenden Beiworten ringsher garniert wird.

Aber eben deshalb, wenn wir unsere Kultur, wie er einst die seine, auf die dramatische Formel bringen wollen, dann müssen wir uns von ihm vollkommen befreien, weil sich die Zeiten gründlich gewandelt haben. Wo heute um die politische und kulturelle Organisation gekämpft wird, da geben zuletzt nicht Individualitäten den Ausschlag, sondern Institutionen, Sozialzustände und Ideen, und eben diese Güter sind auch die Objekte des Kampfes. Wohl existiert auch ein moderner Individualismus, der sich aber von dem der Renaissance dadurch unterscheidet, dass er nicht anführt, sondern sich absondert. Er bedeutet nicht den tatsächlichen Zustand, auch nicht Kampfzustand, sondern die Sehnsucht und vielfach die Weltflucht unserer Zeit, und er wird daher unsere Lyrik und auch unsere Mystik bereichern, nicht aber das Drama, das er nur auflösen kann. Schon Grillparzer erkannte, dass wir heute anders empfinden, als in den Tagen Shakespeares, und wer sich in unseren straff organisierten Jahrzehnten darüber noch nicht klar geworden ist, der beweist damit nur, dass er die Kultur, in der er lebt, entweder nicht versteht oder ihr nicht gewachsen ist und daher sein Epigonentum im Schatten eines Riesen verbergen möchte. Vielleicht wird der Streit um die „Form“ Shakespeares am besten durch die Bemerkung entschieden, dass er die Form seiner Zeit vollkommen bemeistert hat, während dagegen wir die allerdings strengere Form, die unser Leben unerbittlich umfängt, noch lange nicht dramatisch umgesetzt haben. Eine wahre Verehrung des Meisters wird aber nur der beweisen, der mit gleichem Ernst an die dramatische Grundaufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts herangeht, wie er an die des sechzehnten Jahrhunderts herangegangen ist.

Ernst Schur:

Die moderne Lyrik der Amerikaner

Amerika ist das Land zweier Kulturen . . . . Die Europäer sind hereingebrochen und überfluten das Land mit ihren vielfältig disharmonierenden und dann wieder so monoton gleichen Bestrebungen. Was wir in diesem Sinn an Kunst zu sehen bekommen, ist Nachahmung, Talmikunst; bestenfalls reiht sie sich gleichwertig der europäischen Kunst an, die sie entweder vergröbert, (Masseninstinkten dieses Landes nachgebend) oder raffiniert verfeinert (den Millionärsallüren folgend).

Nur selten sehen wir das eigentliche Amerika, das neue, junge. Das kraftvolle Land, mit seinen riesigen Flächen, seinem ungezügelten Ungestüm, seiner Liebe, seinen Hoffnungen; wo alles Zugkraft ist und selbst die Gegenwart noch Verheissung unerfülltes Versprechen ist. Unter verbergender Hülle arbeitet sich dieses Neue hindurch.

Longfellow-Poe-Walt Whitmann, damit sind die Entwicklungsetappen gekennzeichnet. Longfellow, in europäischem Geist geschulte Vergangenheit. Poe — das Individuelle liegt im Kampf mit sich selbst, Geburt des neuen, eigenen Geistes. Whitmann — das Neue wächst strahlend empor.

Longfellows Verse haben eine Rhetorik, die an Schiller mahnt, es fehlt ihr nur das Pathetische. Gefällig und lieblich gleiten die Zeilen dahin; mit ausgesuchten Bildern, die beinahe elegant durchgeführt. Alle Härten und Ecken sind vermieden. Bis zur Glätte ist alles ausgefeilt. Das Literarische herrscht vor; das Wissen um die Wendungen und Vergleiche. Das Individuelle tritt zurück. So bleibt das Ganze innerhalb der Grenzen des Ueblichen. Doch woran liegt es, dass wir Verse wie die folgenden, die das Gedicht „Der Geist der Dichtkunst“ einleiten, doch aufnehmen:

Es herrscht ein holder Geist in diesen Wäldern,
Wenn sanft der Südwind durch die Wipfel streicht,
Wenn unterm wilden Weissdornstrauch im Hag
Waldblumen blühn und, mit den Lüften spielend,
Die jungen Blüten sich dem Licht entfalten.
Mit welcher Leidenschaft und welcher Sehnsucht
Spricht er zur Seele, die in Andacht lauscht,
Wenn jäh der Morgenstern die grauen Höhn
Mit rötlich blassen Schleiern überwellt,
Und wenn die Nacht, vermummt im Trauerkleid,
Dort durch des Westens Tor auf Goldsandalen
Mit leisen Schritten schied.

Gewiss ist das keine Lyrik aus erster Hand. Es fehlt das Elementare. Indem aber das Uebernommene nicht das Eigene ganz tötet, das dennoch in dem Ausgleich alles Hinreissenden wie alles Falschen sich betätigt, fühlen wir eine künstlerische Eigenkultur, die vielleicht das Urwüchsige beschritt, zugleich aber auch ein Talent anerzog, das für die Form Sinn und Neigung zeigt. Vielleicht etwas zuviel Sinn, so dass das Weiche, Weichliche droht. Dennoch ein Gefühl für Rhythmus, ein Gefühl für Linienfolgen. Die Effekte etwas billig; die Grenzen überall zu eng genommen. Doch spüren wir eine Menschlichkeit, die sich zu reineren Höhen emporzog. Die Natur mit ihren wilden Instinkten ist verstummt und so sehen wir in diesen Zeilen, die sich zu Bildern aneinanderreihen, die dekorativ sind, in dem alten, uns jetzt falsch erscheinenden inhaltlosen Sinne, insofern sie Natur vermissen lassen und das Cliché sich zeigt (während wir jetzt das Dekorative im Formalen suchen) schliesslich doch den Anfang zu einer Verskunst. Einer Verskunst, die doch strebt zur inneren Befreiung von äusserlicher Fülle, zu einer Ueberwindung des Tatsächlichen. Dass uns diese Art alt erscheint, dass die Grenzen uns zu eng, ist nicht wesentlicher, nur zeitlicher Unterschied. Jede Zeit hat ihre Symbole, ihre Redewendungen, ihre Ornamentik und wenn uns Hofmannsthal gefällt, so dürfen wir Longfellow nicht abweisen. Was uns bei dem einen anzieht, missfällt uns bei dem andern. Dies aber ist nur das Inhaltliche, die Zaubererscheinung, die sich wandelt. Ueber diesem steht die formale Gebärde, das Wesentliche.

Edgar Allan Poe! Eine andere Welt; eine andere Kultur. Das Individuum steht hier in seelischer Nacktheit, allen Gefährnissen ausgesetzt, Mit all seinen Tiefen, aber auch mit all seinen Verworrenheiten. Abgesagt ist allem schönrednerischen Wesen. Nur das Eigene gilt . . Und in diesem engen Umkreis sieht sich die Seele um und friert. Aber sie kehrt nicht zurück. Sie hat den Stolz der Eisernen. Ist es nicht, als hörte man aus den Versen Poe's oft einen Aufschrei? Das Bizarre seiner Linienführung behauptet den Vorrang vor dem Schein, der Schönheit. Eine neue Schönheit taucht auf, die Schönheit des Besonderen, Verborgenen, der differenzierten Ichgefühle, in die auch der Einzelne selten hineinlauscht. Das plötzlich erschaut wird und in Schrecken setzt. Verborgenheiten, die mit einem Mal von gespenstischem Licht erhellt werden. Nichts Beruhigendes, nichts Formglattes. Das Innere gärt; es sucht Beschwichtigung. Es vergräbt sich in sich selbst.

So steigen aus den Tiefen der Ichgefühle Bilder auf, deren kalter Glanz berauscht und zugleich wegweist; deren steinernes Antlitz die Seele mit Grausen erfüllt und lockt.

Longfellow nährt sich von Europas Künsten, er braucht nicht darben.

Poe ist herausgerissen aus diesem Boden; er ist ein Baum ohne Wurzeln, der seltsame Blüten aus sich treibt, künstlich ernährt und in sich allmählich verdorrt. Aber diese Entwicklung musste kommen. Das Individuum musste sich von der Nachahmung und der Uebernahme befreien und sich auf sich selbst stellen, sich in sich differenzieren. Dies war Poe's Aufgabe, die er mit seltsam eiserner Konsequenz erfüllte. Er führte so lange und so tief in die Labyrintgänge der Ichgefühle, bis er sich selbst verirrte und von Fesseln bezwungen wurde, bis er selbst den Wahngebilden zum Opfer fiel, die er selbst beschworen.

Ist es nicht, als sähen wir eine Seele in ihrem Gefängnis, eine Seele sich winden in Fesseln, wenn wir in dem Gedicht „Der Rabe“ die immerwährenden Fragen und darauf immer die gleiche Antwort „Nimmermehr“ vernehmen. Ein Aufbegehren, ein Zurückdrängen, in diesem Rhythmus erschöpft sich das Gedicht, dessen innere Form viel verzweiflungsvoller ist, als der Inhalt es geben kann. Es ist das Schluchzen und Aufschreien einer zermarterten Seele darin, die nichts mehr will, als sich verschütten, um sich zur Ruhe zu bringen. Selbstquälerisch lässt sie immer wieder diese Frage ertönen und weidet sich wollustig an der eigenen Qual; denn sie weiss, es gibt für sie nur das Ende.

Und der Rabe, stets noch sitzt er,
Stets noch mit den Augen blitzt er
Von der weissen Pallasbüste
Ueber meiner Türe her.
Und es glühn die nimmersatten
Dämonaugen und im matten
Lampenschimmer fällt sein Schatten
Auf die Dielen breit und schwer,
Ach und meine Seele wird sich
Aus dem Schatten breit und schwer,
Sich erheben — nimmermehr!

(Otto Hauser.)

In diesem düster schattenden Schluss zieht Poe den Schluss seines Lebens. Darin besteht Poe’s Bedeutung für die amerikanische Literatur, dass er sein individuelles Ich so rückhaltlos mit seiner Dichtung verknüpft. Das Formale ist auch bei ihm noch übernommen. Aber er fügt neuen Inhalt in das alte Schema. Dadurch ist einerseits seine Virtuosität, andererseits aber auch das Spielen mit der Form bedingt, bei dem man schon merkt, dass die Auflösung bevorsteht.

Diesen letzten Schritt vollzog Walt Whitman. Er sprengte die Fesseln und setzte ein neues Wollen ein. Er ist eine Welt für sich. Das Ungeheure amerikanischer Dimensionen kommt in ihm zum Ausdruck. Er ist Amerika. Zum erstenmal ist dieser Typ in einem Dichter festgelegt. Er steht da als ein Koloss und bewacht den Eingang zu der neuen Welt. In ihm sind die Stimmen der Natur. Der Wind, der über die Prairien führt, die Wucht der dahinstürmenden Büffelherden, sie haben denselben Rhythmus wie die Dichtungen Walt Whitmans. Aber er hat zugleich die Zartheit, die den Blumen eigen ist und die feinen Regungen sozialen Gemeinbewusstseins.

In Longfellow kommt das Wissen, in Poe das Intellektuelle, in Whitmen das Elementare des Landes zum Ausdruck. In Whitmen befreit sich die neue Kultur zum Sein. Sie ist nicht mehr Stückwerk, sporadisch auftauchend, individuell bedingt. Sie ist da als Macht.

Longfellow zieht seine Nahrung aus europäischer Kultur. Poe steigt in den Grund des Individuellen hinunter. Walt Whitman erst schlägt die Wurzel tief in den Heimatboden. Er ist angewiesen auf fremde Nahrung; er verstrickt sich nicht in sich. Ich und Welt ist in ihm eins. Er ist die Harmonie.

Und so gelingt es ihm zuerst, die ganze Grösse seines Landes ahnen zu lassen, deren Formen er mit seinem Wollen ausfüllt, die er seelisch belebt. Es ist ein ungeheurer Lebenswille in ihm. Nichts Beschränkt-Kulturelles, nichts Abschliessendes, nichts, das nach Stand und Klasse aussieht. Er hat den Welt-Atem. Es ist, als käme man plötzlich aus der Ebene in den Wald und sähe einen Urwaldbaum aufragen. Eine Welteinheit; mit ganz neuen Tönen. Rauschend und brausend wie ein Sturm, der über Ozeane dahinfährt. Das Grenzenlose weiss er in Worte, in Rhythmus zu bringen. Etwas Neues, Ungehörtes glaubt man zu vernehmen. Die Form ist da, aber sie hat alle Fesseln gesprengt.

Das ist das Bezeichnende, wie Walt Whitman sich zum Formalen stellt. Bei ihm ist nichts Uebereinkommendes mehr. Er formt neu. Das äussere Schema europäischer Verskunst verschmäht er. Er bleibt auch nicht dabei stehen, wie Poe, dieses alte Schema mit individuellem Inhalt zu füllen. Er reisst alles nieder und baut zyklopische Formen auf. Poe reisst auch nieder, aber er setzt Individuelles an Stelle des Allgemeinen. In Whitman ist ein neuer Lebenswille; er deutet die neue Form, die daraus kommen kann, in der Form an. Und er hat, da er innerlich Neues, Grosses gibt, das, was an die Stelle der erstarrten Form treten muss, er hat den Rhythmus. Poe ist in diesem Sinn, obwohl er organisches Glied in der Kette ist, Untergang. Whitman ist Aufgang.

Dieser Rhythmus durchströmt alle seine Gedichte und gibt ihnen die organische Einheit. Sie sind nicht gefügt, sie sind gewachsen. Sie haben die Selbstverständlichkeit der Naturerscheinung.

Spürt man nicht diesen grossen Atem gleich in der einen Anfangszeile dieses Gedichts:

Aus der Hülle des Weibes entfaltet der Mann sich und
wird sich immer aus ihr entfalten . . . . .

Nach diesem gewaltigen Auftakt steigern sich noch die Abkorde, türmen sich immer grandioser:

Nur aus den kraftvollen Umarmungen des Weibes, das
ich liebe, kommen die kraftvollen Umarmungen des
Mannes . . . . .

Und:

Nur aus der Gerechtigkeit des Weibes entfaltet alle Gerechtigkeit sich.
Und aus der Sympathie des Weibes entfaltet sich alle
Sympathie . . . . .

Bis dann am Schlusse die steigenden Wogen sich glätten und gleichsam in Ruhe und Festigkeit die letzte Grösse sich zeigt:

Ein gewaltiges Ding ist der Mann auf der Erde und in
alle Ewigkeit
Aber jede Linie der Grösse des Mannes kommt aus dem
Weibe,
Dann erst wird der Mann im Weibe geschaffen, ehe er
in sich selber geschaffen wird.

Da ist alles Kleinliche abgestreift. Diese Form musste gewonnen werden, um der Grösse Ausdruck geben zu können. Die grandiose Einfachheit biblischer Psalmen, ihre

Monotonie und die Wiederholung, und die Wucht antiker Chöre ist darin.

Dann wieder wundervolle Beobachtungen, von überraschender Zartheit, als legte sich der Sturm und die Stille scheint nun noch friedlicher:

Mühselig durchwandernd Virginiens Wälder,
Beim Klange des raschelnden Laubes, das aufwühlte mein Fuss (denn es war Herbst),
Bemerkt ich am Fuss eines Baumes das Grab eines Kriegers;
Tödlich verwundet ward er bestattet, hier auf der Flucht (leicht konnte ich alles verstehen),
Eine kurze Mittagsrast, dann fort! Es dringt die Zeit, doch blieb diese Inschrift,
Auf ein Täflein gekritzelt und genagelt an den Baum bei dem Grab:
„Tapfer, vorsichtig, treu, und mein lieber Kamerad“.
Lange, lang sann ich, dann schritt ich weiter des Weges;
Mancher Wechsel der Zeiten folgte, und manche Scene des Lebens;
Doch oftmals im Wechsel der Zeit und des Orts,
Urplötzlich, allein, öde im Gewühle der Stadt,
Taucht vor mir auf des unbekannten Kriegers Grab
— taucht auf die kunstlose Inschrift in Virginiens Wäldern:
„Tapfer, vorsichtig, treu, und mein lieber Kamerad“.
(Strodtmann)

Was Longfellow anstrebte und nur mit übernommenen Mitteln, das Schaffen einer grossen Form, Whitman erst gelang es. Er schuf die Mittel neu. Und indem sein Leben und Schaffen nur ein Ausströmen ist, darf man nicht einen kleinlichen Massstab anlegen. Wer aber das sucht, was mehr ist als Form, den Rhythmus, der wird seine Rechnung finden. Und dieser Rhythmus wird erst seine Form finden. Form ist erstarrter Rhythmus.

Wie ein breiter, grosser Strom floss dieses Leben dahin, sah Mulde und Ebenen, Städte und Einsamkeiten, Bluttaten und Leben, Wollust und Schönheit. Und zu allem sagte er sein kraftvolles Ja, ein Lebensphilosoph, jugendlich und gross, einheitlich bis in alle Nerven.

Eine Weile noch zieh' ich durch diese Staaten,
weiss nicht, wohin und wie lange noch,
Und vielleicht bei Tag oder Nacht, während ich singe,
wird meine Stimme plötzlich verstummen.
O Buch, o Leben, muss dies das Ende von allen sein?
Sind wir so nur zu unseren Anfang gelangt?
Und doch ist's genug, o Seele!
O Seele, wirklich sind wir dagewesen, wir sind erschienen,
das ist genug!
(Karl Federn)

Schluchzend strömen hier Lebensfreude und Schmerz zusammen, in ergreifender Schlichtheit.

Schönheiten, verborgen, unscheinbar, wie Goldadern, die sprödes Gestein durchziehen.

Gewiss gibt dieser Amerikaner nichts Endgültiges, keine nachzuahmende, fertige Form. Das ist das Grosse an ihm, dass er Keim ist, Samenkorn, Zukunft. In der ungeheuren Weite seines Schaffens gibt er nachkommenden Geschlechtern die Möglichkeiten, das Einzelne auszufüllen, für das er kein Mass finden durfte.

Ein Anfang, der die Vergangenheit überwinden, sie in Nebeln verschwinden lässt. Ein brausender Auftakt, der lange nachtönt, wie Orgelton, der in hohen Räumen schwebt. Ein solcher Orgelton in der Weite der Natur ist Walt Whitmen. Das ist das Schöne und Grosse: man denkt nicht an den Einzelnen, man hört die stampfenden Tritte von Generationen, die aus dem Dunkel herankommen. Und während der Dichter oft als Abschluss erscheint, als letztes Glied, das erst als solche Enderscheinung seine Form findet, ist Walt Whitman, auch dann nur, dass er das Ueberleitende ist, das ewige Prinzip der Erneuerung. Sein Werk ist einer Riesenfackel gleich, die hineinleuchtet in ferne Dunkelheiten, deren fliehender Schein selbst den Kontinent erhellt.

Und dies ist Amerika.

Dr. Hans Landsberg:

Die Briefe der Pompadour

„Die Marquise von Pompadour sah ganz Frankreich zu ihren Füssen; alle Grossen, selbst die Frauen, bemühten sich, ihr bei den öffentlichen Ankleidungen, die Zeugnis ablegten für die Macht der Schönheit und den Respekt der Höflinge gegen den Willen ihres Herrn, eifrig den Hof zu machen. Man kann sich denken, welchen Eindruck ein solcher Glanz auf eine Person machen musste, die wohl an Huldigungen gewöhnt war, aber den Sitten und der Ehrfurcht des glänzendsten Königshofes fremd gegenüberstand. Sie schien in diesem Milieu an der rechten Stelle zu stehen; sie formte sogar die Höflinge nach ihrer eigenen Tonart und bewahrte ohne viel Aenderungen das Benehmen einer jungen Schönheit die man vorher in einer keineswegs erstklassigen Gesellschaft vergöttert hatte.“ Das ist ein Ausschnitt aus der interessanten Charakteristik, die der Leutnant Georges Leroy in Versailles, der Oberjägermeister des Hofes, bald nach ihrem Regierungsantritte, um 1745, also von der jungen Marquise entworfen hat.

Ohnegleichen ist die Laufbahn dieser Frau, die dank ihrer zähen Energie aus kleinen, durchaus nicht einwandsfreien Verhältnissen zu solcher Macht und Würde aufsteigt, dass ihr fast zwanzig Jahre hindurch ganz Frankreich zu Füssen liegt und die europäische Politik, der grosse Friedrich nicht ausgenommen, mit ihr, als einen sehr ernsten Faktor rechnen musste. Als sie 1764 starb, schrieb ein Hauptvertreter des französischen Geistes, Voltaire, die brieflichen Worte: „Denken Sie, wie sehr die wahren Schriftsteller und die wahren Philosophen den Tod der Pompadour bedauern müssen. Sie dachte wie es not tut, niemand weiss das besser als ich . . . in der Tiefe ihres Herzens hat sie zu uns gehört. Sie beschützte die Wissenschaften soweit sie konnte . . . ein schöner Traum ist zu Ende.“

Es klingt, wie eine Ironie der Weltgeschichte, dass die Maitresse, die auf die Tage der Mailly und Chateauroux folgen und sie an Bedeutung weit überstrahlen sollte, zum esten Male aus kleinbürgerlichem Hause stammt und so dem Prolog zu der Emanzipation des dritten Standes bildet. Die Lebensgeschichte der Pompadour liest sich wie ein Roman. Die Tochter einer ziemlich anrüchigen Person, namens La Mothe, wird sie als blutjunges Kind von fünfzehn Jahren mit dem Neffen des mütterlichen Liebhabers, der wohl auch ihr richtiger Vater gewesen ist, mit Herrn D'Etioles verheiratet. Sehr früh wird in dem ehrgeizigen Kinde der Gedanke wach, „ein Stück König" zu werden. Auf ihre Pensionsliste finden wir eine Madame Lebon verzeichnet, die ihr, als sie neun Jahre alt war, die zukünftige Rolle einer königlichen Maitresse vorausgesagt hatte. Bei einem hübschen Kinde war in Ansehung des Lebenswandels Ludwig XV. mit einer solchen Prophezeihung im Grunde nicht viel gewagt. Als junge Frau soll sie gegenüber dem Liebeswerben der Kavaliere geäussert haben, dass nur der König sie ihrem Gemahl untreu machen könnte! Im Frühjahr 1745 wirft ihr der König bei dem Fastnachtsball zu Ehren des Dauphin das Taschentuch zu, jenes bekannte Signal der Erwählung einer Maitresse. Aber noch ist sie nicht am Ziel, noch muss ihr Verwandter, ein Herr Binet, seinen Einfluss bei Hofe aufwenden, um ihre offizielle Erwählung durchzusetzen. Sie selbst operiert geschickt mit der angeblichen Eifersucht ihres Mannes, der ihr bei ihrer Rückkehr vom Hofe unfehlbar ein Leid antun würde. Erst am 14. September erfolgt ihre offizielle Vorstellung in Versailles. Während der Dauphin, der mit den Jesuiten geht, ihr offenkundig seine Verachtung bezeugt, begegnet ihr die arme Königin, die an solche Dinge längst gewöhnt war, mit ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit. Die Pompadour antwortet: „Ich habe den grössten Eifer, Ihnen zu gefallen." Sie erweist sich der Königin äusserst erkenntlich, wie denn überhaupt diese Schöne, geistreiche, gewandte Frau, keineswegs einen schlechten oder niedrigen Charakter bezeigt. Das Jahr darauf erhält die Königin zum ersten Mal wieder ein Neujahrsgeschenk ihres Gemahls, das freilich ursprünglich für die inzwischen verstorbene Mutter der Pompadour bestimmt war. Vorläufig ist ihr gefährlichster Feind der listige und weltgewandte Maurepas, der, ein zweiter Artin, die sogenannten „Poissonades", eine Reihe von Xenien gegen die Pompadour in Scene setzt und eigenhändig ein berüchtigtes, nicht wiederzugebendes Sonnett verfasst hat. „Mein Herr, sagt sie zu ihm, Sie bringen einer Maitresse des Königs recht wenig Achtung entgegen." „Ich habe seine Maitressen immer respektiert" erwidert Maurepas, „von welcher Art sie auch waren." Der Sturz dieses Ministers, der ja auch die Mailly verabschiedet hat, ist ihr erster grosser Triumph. Nach ein paar Jahren ist sie selbst klug genug, dem König neue Liebesunterhaltung zuzuführen. Sie begnügt sich mit der Stellung einer Intendantin der kleinen Vergnügungen und weiss sich dem Könige bis zu ihrem Tode, der 1764 erfolgte, völlig unentbehrlich zu machen.

Ihre Briefe lesen sich keineswegs wie die Bekenntnisse einer grossen Kokotte. Wir finden vielmehr überall kalten Verstand und kühle Berechnung, und dahinter liegt jene Melancholie und jener Lebensüberdruss, der das stärkste Motiv, wofür die Verschwendungssucht und Lustbegierde diese Epoche gebildet hat, die grosse Angst vor der Einsamkeit und Langeweile. „Ich habe vieles gesehen und über vieles nachgedacht", schreibt sie an ihren Bruder, den Herrn von Vaudières, „seitdem ich hier bin; ich habe mir dabei wenigstens Menschenkenntnis erworben, und ich versichere dich, dass die Menschen in Paris, in der Provinz und bei Hofe ganz dieselben sind . . . Je älter ich werde, lieber Brüder, desto philosophischer werde ich. Ausser dem Glück, das ich in der Gesellschaft des Königs geniesse und das mich über alles hinweghebt, ist der Rest nur ein Gewebe von Bosheiten, Niedrigkeiten und all dem Jammer, dessen die armen Menschen fähig sind." Mit besonderer Befriedigung konstatiert sie den gastlichen Empfang, den der heilige Vater ihrem Bruder in Rom bereitet. Sie ermahnt ihn ein anderes Mal zur Vorsicht in seinen Aeusserungen mündlicher und schriftlicher Natur, da man sie unfehlbar gegen sie verwenden würde. Die Briefe an den Vater, die die zweite Hauptmasse des vorliegenden Materials ausmacht, sind wesentlich eine Abwehr der ziemlich bedeutenden Wünsche und Forderungen dieses Ehrenmannes. Aber darüber hinaus zeigen sie einen sympathischen Ton der Herzlichkeit. „Es ist nicht schön von Ihnen, lieber Vater," schrieb sie im Oktober 1752, „dass Sie mir seit einem Jahrhundert kein Lebenszeichen geben. Ich habe zehn Tage lang das Fieber gehabt, der König hat mich zur Herzogin gemacht, alle diese Ereignisse haben Sie nicht berührt? Ein Aderlass am Fusse und starkes Kopfweh haben mich trotzdem nicht gehindert, meinen Bruder zu beauftragen, Sie von der Gnade des Königs in Kenntnis zu setzen. Ich sehe wohl, dass die kleine Alexandrine (ihre Tochter) „Reinette" aus ihrem Herzen vertrieben hat, das ist wenig gerecht und ich muss sie sehr lieben, um ihr verzeihen zu können." Ein andermal betont sie, dass sie in ewige Geldnot stecke, die kolossalen Ausgaben für die Schlösser habe der König zu seinem Vergnügen gemacht. Hätte ich nach Reichtümer gestrebt, so hätte ich ein ansehnliches Vermögen erwerben können. Ich habe niemals etwas verlangt und ich habe wenigstens die Beruhigung, dass das Volk diese Ueberlegung anstellt und mir Gerechtigkeit widerfahren lässt."

Diese Briefe der Pompadour, die jetzt in einer deutschen Uebersetzung erschienen sind (Leipzig, Schmidt u. Günther) geben keine neuen Aufschlüsse über ihr Innenleben. Es sind die Briefe einer kleinen Bürgerin, die zu königlichen Ehren gelangt, ein Leben voll Kampf und Aufregung durchschritt.

Hanns H. Kamm: Gedichte

Nachtgesicht

Aus wirrem Schlaf weckt mich ein Bild.
Ich sah: — — An einem Spinnrad sassest Du,
Und ich in matter, qualenvoller Ruh
Zu Füssen Dir. Und aus dem Herzen
Im quellenden Laufe mir perlrote Tropfen rannen.
Doch Du, Du lachtest grausam meiner Schmerzen;
Und Deine Hände rote Fäden spannen
Aus meinem Blut. Die flochtest Du zum Band,

Das Deine Hand, die zarte Hand
Dir durch die schwarzen Haare wand.
Da beugtest Du geschmückt Dich nieder;
Und schmeichelnd klang's: Geliebter, bin ich schön?
Und Du warst schön! Noch nie hatt' ich Dich so gesehn.
In Deinen Augen sah mein Bild ich wieder;
So nahe leuchtete Dein Mund und rot.
Doch da! da schriest Du auf; und ich — war tot. —
Aus wirrem Schlaf weckt mich ein Bild — — —

*

Im schönsten Traum warst Du mein,
So mein, wie immer ich's gehofft:
So eigen still warst Du, und wie
Von müder Güte gab nur leis ein Zug
Des Mundes mir Bewilligung,
Da ich mit zager Hand
Keuschweisse Blüten Dir
Dem vollen Haar entwand, das lind
Wie schmiegsam dunkles Gold
Um meine sel'gen Finger floss. —
Doch Deine Augen blickten fern,
Als sähen sie aus Wolkenweite nah'n
Auf Sonnenschwingen gross ein Glück
Und aller Klarheit niegeahnten Glanz.
Da hobst Du wie zum Segen Deine Hand — —
Und Du warst mein — im schönsten Traum.

*

Vergoldet von der Sonne späten Gluten,
Vom Abendwind mit weichem Arm umfangen,
Glitt unser Kahn durch purpurdunkle Fluten —
Und zu Dir sprach mein unbedacht Verlangen.

Doch wie des Himmels bunte Scharlachborten,
Welkfarbne Dämmerwolken überwoben,
So lächeltest ob meinen Knabenworten
Und sahst wie mahnend Du fernhin nach oben.

Da schwieg auch ich und liess das Ruder gleiten;
Verstehend fasste meine Hand die Deine,
Und gleicher Wunsch verwogte in die Weiten,
Wo fern zwei Wolken wuchsen gross in eine.

*

Gladiator

Hell flirrt die Luft von Licht erfüllt und Lachen,
Das laut herschallt von der Arena Rand. —
Vor mir glänzt blutbetüpfelt weit der Sand;
Rings drohen stumm die Waffenreihn der Wachen.

Jetzt her vom Purpurzelt winkt Deine Hand!
Vorstürzt mein Widerpart. Doch lockt mit flachen,
Verzagten Hieben wie von einem Schwachen
Mein Schwert zu Dir ihn hin. Dann halt ich Stand.

Und lang klirrt Stoss auf Stoss im heissen Ringen,
Und einmal noch! Wild küssen sich die Klingen. —
Dann lieg im Sand ich, wund — bestaubt.
Noch wage ich mit Blicken Dich zu kränken,
Da seh ich Dich — auch Dich — die Hände senken,
Und beug dem Todesstreich das Haupt.

*

Wiking

Tief bohrt mein Drachenschiff im Sturmesjagen
Den Bug ins Meer bis zum Versinken fast.
Hochhell sprüht Schaum und Gischt hinauf am Mast.
Ich spür's mit wildem, wachsenden Behagen. —

Und wie Du — hingestreckt in träger Rast —
Mit Schmeicheln und mit schmachtendem Beklagen
Wirbst um die Glut von schwül verbrachten Tagen,
Wird mir Dein Werben jäh zur eklen Last.

Den Mannen winkt der Speer! „Die Sklavin dort — —
Werft sie ins Meer!“ — Kaum wende ich mich fort,
Packt lüstern Dich die rauhe Schar.

Doch nicht mit Stöhnen quält mich mehr Dein Mund.
Ein Plätschern nur dann lässt mich wenden — und —
Schon wiegt die Flut Dein dunkles Haar.

Die Madonna
Studien aus der Renaissance

IV.

Die Madonna mit dem Stern

Eine dramatische Studie von Lothar Brieger-Wasservogel.

Ort: Das Kloster San Marco zu Florenz. — Personen: Fra Angelico de Fiesole. Donna Maria. Giacoma Santa Fera.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die dürftige Zelle Fra Angelico's. An den Wänden Kopien nach Giotto. Fra Angelico sitzt an der Staffelei, vor der ihrer Vollendung nahenden „Madonna mit dem Stern“. Hinter ihm steht zuschauend Giacoma Santa Fera, der Prior des Klosters San Marco zu Florenz

Santa Fera:

Es wird ein schönes Werk, das du da vollendest, mein Sohn!

Fra Angelico:

Ich hoffe es, ehrwürdiger Vater. Möge der Segen der heiligen Madonna auf meinen Pinselstrichen ruhen, auf dass mir ein Bild gelingen möge, nicht unwürdig, in unserer Kirche von dem Volke der wahrhaft Gläubigen verehrt zu werden. Ist nicht unsere Kraft ein Grashalm im Winde, auf dass die göttliche Güte sich ihrer erbarme?

Santa Fera:

Ich lobe deinen Sinn. Du redest, wie es sich für einen braven Diener des apostolischen Stuhles ziemt. Aber unterschätze dich selbst nicht! Erfreue dich der Gaben, die Dir Gott verliehen hat! Mich erschreckt Deine Weltabgekehrtheit. Während Andrea del Sarto und Filippo Lippi Leben und Ruhm mit dürstigen Lippen trinken, hüllst Du Dich in ein asketisches Gewand und vergräbst Dich in unserem Kloster. Weisst Du nicht, Angelico de Fiesole, dass Kunst und Leben Zwillingsschwestern sind?

Fra Angelico:

Ich habe kein Verlangen nach dem Leben. Es beschmutzt diejenigen, welche es berühren. Die Frau Welt hat zwei Gesichter, wenn Dich das eine schöne lockt, schauderst Du vor dem bösen anderen zurück und Torheit und Sünde sind sie beide. Die Kunst soll Gott dienen und dem Glauben, dazu ist sie allein geschaffen worden. Bin ich nicht nur ein ohnmächtiges Werkzeug in der Hand des Herrn? und nun gar Sarto! Seine Madonnen und Engel blicken den Beschauer von der Seite an und liebäugeln in entsetzlich irdischer Weise. Oder ist es nicht ein Skandal, wenn der Mönch Lippi eine Nonne aus ihrem Kloster entführt? Wehe den Sündern, wenn dereinst die gerechte Abrechnung sein wird! Wie werden sie dastehen vor Christi Antlitz?

Santa Fera:

Du denkst doch gar zu strenge, mein Sohn. Ich sage Dir das, weil ich Dich liebe und Dich für einen grossen Maler halte. Der Künstler braucht das Leben als Form für seine Gedanken. Es ist ein Spiegelbild seines Innern, der Becher, den er mit glänzendem Weine füllen soll. Vergib mir, aber Sarto's Madonnen reden ganz anders zum Volke, als die Deinigen. Sie scheinen aus ihm hervorgegangen zu sein, während Du Deine Ideale vom Himmel herab holst. Dann verstehen wir Dich nicht mehr.

Fra Angelico:

Sind wir denn nicht alle Geschöpfe Gottes?

Santa Fera:

Ich will auch anerkennen, es freut mich, dass Du das Anerbieten Deiner Verehrer, der schönen Donna Maria, angenommen hast, welche Dir die Schönheit ihres Hauptes für Deine Madonna zu leihen wünscht. Möglich, dass sie Dich irdischer zu stimmen versteht.

Fra Angelico (errötend):

Donna Maria ist eine Heilige!

Santa Fera (neckend):

Um so besser werdet Ihr Euch vertragen. Du bist mehr an den Verkehr mit Heiligen gewöhnt, mein Sohn, denn an den mit Menschen. Ich will Deine Arbeit nicht länger aufhalten. Lebe wohl!

Fra Angelico:

Lebet wohl, ehrwürdiger Vater!

(Santa Fera ab.)

Fra Angelico (allein, er arbeitet):

Da sitze ich Tag für Tag und setze mühselig Strich an Strich, um die leidende Menschheit durch ein Abbild der paradiesischen Herrlichkeit zu erquicken. Aber was ich schaffe, ist Rauch; es verschwindet vor meinen Augen; wird jemals das gelingen, was ich mit meinen Augen sehe?

(Inzwischen ist Donna Maria eingetreten. Eine schmächtige Frauenschönheit, schwarz gekleidet. Sie steht eine Weile bewegungslos hinter ihm und sieht zu. Endlich berührt sie leicht seine Schulter.)

Donna Maria:

Woran denkt Ihr, Fra Angelico?

Fra Angelico (ohne sich zu beweggen):

Mir war's, als sehe ich eine güldene Wolke und darauf die Jungfrau mit ihrem Jesusknäblein, und die Engel im Kreise sangen Lobe- und Preislieder. Wer das wiedergeben könnte!

Donna Maria:

Ihr könnt es, mein Freund!

Fra Angelico:

Oh nein! Dazu gehört ein Stärkerer. Ich habe mich zurückgezogen von der Welt, weil ich weibisch von Seele bin. Der Streit verletzt mich, jedes heftige Geräusch schlägt unaufhaltsam auf mein Gemüt. Und nun sitze ich hier und räume die Dornen und Gestrüpp vom Wege, den der andere schreiten wird.

Donna Maria:

Denkt Ihr an Buanarotti?

Fran Angelico (mit einer Gebärde heftigen Abscheues):

Geht mir mit dem ! Er ist ein Lästerer an allem Heiligen. Er hat einen Christus geschaffen, und hat ihm das Antlitz eines Griechen gegeben, ein heidnisches Antlitz, dass Gott ihn strafen möge! Er hat sich nicht entblödet, zu behaupten, dass man die Heiligen schaffen müsse mit solchen Körpern, wie sie die Menschen haben. Als ob nicht die Heiligen viel zarter und feiner wären! Alles Schöne ist zart.

Donna Maria:

Aber die da draussen nennen Michel Angelo den grössten aller Künstler.

Fra Angelico (heftig):

Sie täuschen sich. Er ist so wenig ein Künstler wie Bandinelli.

(Kurze Pause.)

Fra Angelico (träumerisch):

Nein anders muss der geartet sein, dessen ich harre. Schön müss er sein, alles Glück und alle Jugend muss ihm in funkelnden Locken auf die Schulter wallen. Und darf nicht sich wund im Kloster verkriechen gleich mir; draussen im Leben muss er stehen, allen Stürmen ausgesetzt, aber doch immer voll Sonnenschein in der Seele. Stark wird er sein wie der Leu, aber mild und grossmütig auch, alle sollen ihn lieben und ehren und rühmen. Er aber muss sein junges Leben nur so dahin träumen, in allem Jubeln und Glühen nichts sehen als die drängende Sehnsucht seiner grossen Seele. Und so werden ihm eines Tages die Farben auf der Leinwand zusammenfliessen zur Madonna, von der ich träume.

Donna Maria (hingerissen):

Wisst Ihr, dass Ihr schön seid, Fra Angelico, wenn Ihr so schwärmt ? Dann glänzen Eure Augen, und mir ist's, als lege sich Euch ein güldener Schein ums Haupt.

Fra Angelico (der gar nicht hinhörte, aus seinen Träumen erwachend):

Wollt Ihr Euch nicht setzen?

(Donno Maria setzte sich, der Maler ordnet die Falten ihres Gewandes und stellt sich wieder an die Staffelei.)

Donna Maria (scherzend):

Haltet es nicht für Sünde, Meister, wenn Ihr mich eine recht irdische Frau zum Muster für Eure Madonna nehmt?

Fra Angelico:

Ich habe das früher nie getan. Es stiess mich immer ab. Aber in Eurer Nähe habe ich eine so eigentümliche, weltfremde Empfindung, als kämet Ihr meinem Ideal am nächsten.

Donna Maria:

Ihr schmeichelt!

Fra Angelico (geheimnisvoll):

Die Madonna hat mich nämlich mit ihrer Erscheinung begnadet, damals, als ich noch ein Knabe war.

(Er lächelt leise.)

Die Zeit damals war nicht gerade schön. Ich hütete die Ziegen meines Vaters auf den steinig-steilen Bergabhängen von Fiesole, und es schien, als solle das überhaupt mein zukünftiger Beruf werden. Aber da erschien mir die Madonna. Und nun wurde ich ein ganz anderer Mensch.

Donna Maria:

Wie ist Euch denn die Madonna erschienen?

Fra Angelico:

Im Traume. Sie hatte ein güldenes Gewand an, und ihre Augen blickten so freundlich wie die Sterne, welche Nachts in meine Träume sehen. Sie lächelte mich freundlich an und sagte: „Giovanni, (Ihr müsst wissen, dass dies mein Name war vor der Welt, als ich noch irdisch lebte), glaube nicht, dass Du immer Hirte bleiben wirst. Ich habe Dir die Kraft verliehen, dass alles, was Du sinnst, auf der Leinwand lebendig werde. Gehe hin und gebrauche diese Kraft so, dass Du einmal des Paradieses teilhaftig werdest.“ Dann war sie verschwunden. Es kam aber ein Mönch, der mich ins Kloster mitnahm und dort in der Kunst der Malerei unterweisen liess.

Donna Maria:

Italien und ganz Europa wissen, dass Fra Angelico de Fiesole, ein grosser Maler ist.

Fra Angelico:

Es ist alles nur Stückwerk, was mir gelang. Teile eines grossen Ganzen, das ich vielleicht niemals werde schaffen können. Als ich Euch sah, wurde mir so sonderbar zu Mute, wie nie in meinem Leben, ein Gefühl ergriff mich, als läge das, wonach ich lange blind getastet, plötzlich in hellster Sonnenklarheit vor mir da. Als Ihr mir Euer Antlitz botet, hörte ich eine Stimme: „Hier liegt Dein Meisterwerk!“ Da nahm ich Euer Anerbieten an.

Donna Maria (leise):

So eigentümlich hat Euch meine Stimme berührt, Meister?

Fra Angelico (lächelnd):

Ja, ich muss Euch gestehen, zuerst hatte ich sogar etwas Angst vor Euch. Mein Leben hatte ich keine anderen Frauen gesehen als die auf den Bildern der alten Meister und die Santiose, unsere alte Küchenmagd im Kloster zu Fiesole. Die Mauern meiner Zelle trennten mich allzusehr von der Welt. Aber als Ihr dann so freundlich ward, habe ich bald Mut und Zutrauen gefasst. Mit was für Schmerzen hat der allmächtige Herr nicht Euern irdischen Pilgerweg gesegnet!

Fra Angelico:

Ich habe lange weinen müssen, als Ihr mir einst die Geschichte Eurer unglücklichen Ehe erzähltet. Aber die Schmerzen sind gut. Sie läutern uns. Wer leidet, der wird einst der himmlischen Seligkeit teilhaftig. Auch die Madonna hat gelitten, als sie noch ein Mensch war.

Donna Maria:

Ihr habt um mich geweint?

Fra Angelico:

Verzeiht! Aber Ihr tatet mir leid.

Donna Maria (sie steht unruhig auf und geht schweigend im Zimmer herum. Dann bleibt sie stehen und blickt ihn sonderbar an):

Und habt Ihr Euch nie selbst darüber Rechenschaft abgelegt, was Euch dieses Gefühl bei meinem Anblick eingeflösst hat?

Fra Angelico (ruhig):

Es war wohl Eure Schönheit, Donna Maria.

Donna Maria:

Eure Seele ist wie ein Blatt, auf welches das Leben sein Schönstes noch nicht geschrieben hat. (Sie wird erregt.) Nehmt einmal an, dass eine Frau Monde lang mit Euch verkehrte, ja Euch liebte, ohne dass sie den Mut hätte, Eurer Kindereinfalt ihre Liebe zu gestehen. Aber eines Tages fühlt sie sich erschöpft. Sie ist müde, müde geworden des Ringens gegen sich selber. Und nun tritt sie von Euch hin und offenbart Euch alle ihre Leidenschaft. Würdet Ihr da wohl ruhig bleiben?

Fra Angelico (lächelnd):

Wer sollte mich wohl lieben?

Donna Maria (heftig):

Nehmet nur einmal an, dass dem so wäre!

Fra Angelico (nachdenklich):

Es wäre gewiss ein grosses Glück. Das Bewusstsein nicht einsam für sich allein geschaffen zu haben, könnte Riesenkräfte verleihen und Schwingen eines Adlers. Ich müsste wohl der Frau sehr dankbar sein.

(Er versinkt in Gedanken. Donna Maria sieht ihn unruhig an.)

Fra Angelico:

Aber es wäre wohl kaum ein Glück für mich. Ich würde der Frau sagen: „Du hast einen solchen erlesen, der zu schwach ist für die Liebe. Meine geringe Kraft muss Wege bahnen, sie hat keine Zeit zur wohligen Ruhe. Liebe ihn, der nach mir kommen wird, den jungen, lachend Lebenslustigen, den Grossen!

(Santa Fera tritt hastig ein, mit einer runden Tafel in der Hand.)

Santa Fera (zu Donna Maria):

Verzeihet, dass ich störe! Aber hier hat sich etwas Sonderbares begeben. Eben kommt die Wirtin Petruchia atemlos mit dieser Tafel. Sie erzählt, ein junger Maler, schön und sonnig wie der lichte Tag, habe sie beobachtet, als sie gerade vor der Schenke sass. Der jüngste Sohn sass ihr auf dem Schosse, während Hieronin, der ältere, ihre Knie umspielte. Darauf habe der Künstler einer Tonne den Boden ausgebrochen und das Bild auf der Stelle festgehalten. Die Tafel hat er ihr geschenkt, und im Weggehen lachend ihr zugerufen: „Wenn man dich fragt, sage Rafael von Urbino habe dich gemalt, als er nach Rom zog!“

Donna Maria (hat das Bild betrachtet, gleichgültig):

Wer ist Rafael von Urbino? Es ist übrigens nicht viel daran. So einfach und so ausdrucklos! Offenbar soll es eine Madonna sein. Ich habe mir die Madonnen sonst anders vorgestellt. Seht nur, Meister! (Sie hebt die Tafel an Fiesole.)

Frau Angelico (steht einige Minuten völlig in Rafael's Werk versunken da. Dann plötzlich in hellen Jubel ausbrechend.):

Auf, Donna Maria, zieht nach Rom! Das ist der Andere!

Oscar A. H. Schmitz: Balkan-Reise

IV.

Das Nationalgefühl in der Türkei

Das Nationalgefühl ist eine durchaus moderne Erscheinung, im selben Masse erstarkt es, als das Religionsgefühl abnimmt. — Ursprünglich in primitiven Zeiten, fällt beides vollkommen zusammen. — Selbst einen türkischen Nationalismus gibt es bereits, und es sind Anzeichen dafür da, dass er einmal stärker werden kann als das alle „Gläubigen“ verknüpfende Band des Islam. Seitdem der Berliner Vertrag (1878) die meisten Rajavölker von der Pforte emanzipierte, hat sich die türkische Stammbevölkerung zusammengezogen und verdichtet. Viele Mohammedaner sind aus den Rajaländern nach Rumelien und Anatolien eingewandert, auch islamitische Untertanen des Zaren, besonders Zirkassier, ziehen seit der Russifizierung des Südens vor, in den Staaten des Sultans zu leben. Ferner hat sich die jungtürkische Partei in zwei Gruppen gespalten und das Schicksal aller liberalen Parteien erlebt: die einen sind weltfremde Ideologen geblieben — diese Herrchen, die mit Monokel und Gehrock in ganz Europa spazieren gehen —; die anderen haben den nationalen Gedanken erfasst und sich der Regierung angeschlossen. Gefährlich ist nur, dass die beiden Hauptführer des nationalen Jungtürkentums, Zia und Kemál, „Dichter und Denker“ sind. — Man muss an die Paulskirche denken. — Es gibt sogar einen romantischen gelehrten Nationalismus, der sich durch Neuausgabe alter türkischer Texte betätigt (Etser i Eslasdin-Spuren der Vorfahren, Buchhandlung Ikdan-Fortschritt, Stambul); ja der Schriftsteller Nedjib Akan hat das Heroditische Kapitel über die stammverwandten Skythen ins Türkische übersetzt. Interessant ist ferner, dass keiner dieser drei Nationaltürken von Geburt Türke ist: Zia ist Zirkassier, Kemal und Nedjib Akan sind Albanesen. Damit sollen diese Bestrebungen nicht etwa lächerlich gemacht werden. Es scheint nur, dass das Rassenproblem überall zuerst in solchen Menschen bewusst wird, die an ihrer Rasse leiden: in Unterdrückten und Mischlingen; sie machen sich gewissermassen zum leitenden Hirn derer, welche, zufrieden in ihrer Haut, von selbst nie darüber nachgedacht hätten, was sie eigentlich sind. Und wenn auch der anfangs willkürlich-intellektuelle Akt solcher Führer, die sich zu Herolden eines ihnen nicht ganz eigenen Volkstums machen, einiges Misstrauen erwecken kann, so wird es doch durch die echte Sehnsucht dieser Zerrissenen nach Einheit gerechtfertigt, zumal wenn diese Sehnsucht die Kraft verleiht, auf das fremde Volkstum gestaltend zu wirken. Sind übrigens nicht fast alle Fürsten halb und dreiviertel Ausländer in ihren Staaten? Man prüfe einmal die nationalen Gründer und Befestiger der Geschichte, und man wird finden, dass sie meist nur entfernte Blutsverwandte ihrer Völker waren.

Gegenüber diesem türkischen Nationalismus stehen die nationalen Partikularbestrebungen nicht nur der christlichen Armenier, sondern auch der islamitischen Kurden und Araber, und nicht zuletzt der Albanesen, bei denen — ein sehr auffälliges Symptom — das Nationalgefühl bereits Mohammedaner und Christen gegen die Türken zusammenzuschliessen beginnt. Es ist ausgeschlossen, dass die Türkei, deren Staatsreform man einen „durch Anarchie gemilderten Despotismus“ genannt hat, dieser Bewegungen Herr wird, zumal in Albanien, wo trotz allen Absperrungsmassregeln europäische Interessen — österreichische und italienische besonders — mit dem Nationalgefühl rechnen und sich ihm eventuell gegen die türkische Regierung verbünden. Oesterreich stellt den katholischen Albanesen ihre Geistlichen an, baut ihnen albanesische und deutsche Schulen. Italien ist darüber empört; man lese die in Rom erscheinende „Albania“.

Trotz dieser pénétration pacifique ist das Land, wenn man die Stadtgrenze des albanischen Skutari überschreitet, gesperrt wie kein anderes in Europa. Ohne Erlaubnis der Behörden darf Albanien von keinem Fremden bereist werden, und diese Erlaubnis wird schwer erteilt; aber einer ganzen Anzahl von Forschern und Touristen gelingt es alljährlich, in albanesisches Kostüm verkleidet, einzudringen. Ich habe einmal in Skutari einen ungarischen Rittmeister getroffen, der so gereist ist. Eingeborene brachten ihn von Stamm zu Stamm, und das gewährt vollkommene Sicherheit, da der Führer sich mit seinem Leben für seinen Gast einsetzt und sogar zur Blutrache verpflichtet glaubt. Würde ein Fremder getötet, so müsste ihn der rächen, unter dessen Dach er zuletzt geweilt, und hätte er dort nur einen Kaffee getrunken.

Bei den Türken besteht der alte Glaube, dass ihnen Allah nur auf Zeit den Besitz europäischen Bodens gewährt hat. Der grösste Friedhof in Konstantinopel liegt auf anatolischen Boden; damit die Toten nicht einst in die Hand der Ungläubigen fallen.

V.

Türkische Passschwierigkeiten

Die türkische Regierung muss immer Angst haben, die Türken liefen ihr davon. Die Zustände des Landes sind allerdings zum Davonlaufen; statt sie zu ändern, handelt die Regierung wie ein Arzt, der nicht die Ursachen einer Krankheit wegschafft, sondern nur die Symptome: sie macht das Erlangen eines Passes so schwer, dass die meisten bleiben müssen.

Einige Beispiele türkischer Lebensannehmlichkeiten: Ein liebenswürdiger Ehrentitel des Sultans ist Hunkjar (auf deutsch: der Würger). Er zeichnet sich durch so starkes soziales Fühlen aus, dass er nicht zu augenfälligen Besitz in einer Hand sehen kann. Die Behörden konfiszieren ihn und beseitigen oft den allzu eifrigen Hüter. Das bare Kapital der Wohlhabenden fliesst deshalb schnell ins Ausland und ruht, wertlos für die Türkei, in den Tresors der Bank von England. (Man sagt übrigens, der Hauptinhaber englischer Konsols sei Abdul Hamid selbst.) Niemand vermag das Eigentum des anderen zu schätzen, ebensowenig wie er dessen Frauen kennt. Es gilt für höchst taktlos, nach ihnen oder nach ihrer Zahl zu fragen. (Vor solcher Diskretion übrigens allen Respekt.) Mancher, der als Hamale (Lastträger) tagsüber auf der grossen Brücke von Galata schwitzt, mag, wenn die Sonne sinkt, ungesehen in ein abgelegenes Viertel schleichen, wo er einen Schlüssel unter dem Gewand hervorzieht und ein unscheinbares Haus betritt, in dem er die verschwiegenen Wonnen von Tausendundeine Nacht findet, wie sie Mahomet den Gläubigen empfiehlt. — Wer Häuser hat, besitzt sie unter fremden Namen, nur ungern gibt man seine Adresse an, die meisten Beamten und Kaufleute sind nur da und dort zu „erfragen". Erfragt man sie, so werden sie unter viel Geflüster und Gebärden von irgendwoher geholt, was das Abgeben von Empfehlungsschreiben belehrend und abwechslungsreich gestaltet. Keinem traut man uninteressantes Reden oder Handeln zu. Wer ein Haus betrachtet, will es entweder kaufen oder den Frieden des Harems stören; in abgelegenen Vierteln drückt solches Misstrauen manchem die Waffe in die Hand. Ein grosser Teil der Bevölkerung beschäftigt sich nebenher mit gut bezahlter, hierorts nicht schimpflicher Spionage. Für hochgestellte Unzufriedene steht in der kleinen Bucht von Jildis-Kiosk das famose Dampfboot bereit, das bei einem Ausflug ins Marmarameer durch eine Falltür schon manchen renitenten Pascha verschwinden liess, besonders wenn er zu fest auf seinem Besitze sass. Ein kleiner Ausgleich liegt vielleicht darin, dass auch dieser Besitz oft genug durch Erpressung und Unterschleife öffentlicher Gelder erworben wurde.

Aber nicht nur gegen den Besitz seiner Untertanen, auch gegen ihre Gedanken richtet sich das Misstrauen des Hunkjars. Das grosse Reformwerk Mahmuds II. ist im ganzen gescheitert, man kennt den reaktionären Sinn seiner Nachfolger. Heute kann ein türkischer Beamter nicht an öffentlichen Orten europäische Zeitungen lesen, die gegen das Gesetz nur von den ausländischen Posten eingeführt werden. Die türkischen Behörden lassen Gedrucktes nicht ein, dem alten Grundsatz getreu: entweder ist es der Koran, dann braucht es nicht eingeführt zu werden, oder aber es ist nicht der Koran, dann ist es schlecht. Wer einen Fes mit Luftlöchern trägt, setzt sich durch diese europäische Neuerung in den gefährlichen Verdacht des Jungtürkentums. Der Sultan selbst lebt Tag und Nacht mit dem Revolver in der Hand, und schon manchmal hat er, durch eine harmlose Gebärde geschreckt, die Waffe gegen einen Unschuldigen gerichtet. Sollte die niedergehaltene Wut des Volkes, dem er sich nie zeigt, dessen Spaliere er bei hohen Festen auf Schleichwegen durch Nebengassen umgeht, einmal gegen ihn ausbrechen, so bliebe ihm wohl nichts anderes übrig, als auf einen der sonst misstrauisch betrachteten europäischen Stationäre zu fliehen; es muss übrigens recht behaglich für ihn sein, diese niedlichen Schiffe unaufhörlich im Bosporus kreuzen zu sehen, denn ihren Kanonen wäre Jildis-Kiosk schutzlos preisgegeben. So lebt der Sultan, von dem die entfernte Landbevölkerung glaubt, er sei der Herr der Welt, vor ihm lägen die fremden Gesandten auf dem Boden, damit er ihren Königen die Anerkennung nicht versage. —

Für die Rückkehr dessen, der durch Angabe plausibler Gründe einen Teskere (Reisepass) erlangt hat, bürgen daheim die Verwandten und der Besitz. Nur wer zu Hause gar nichts mehr zu verlieren hat, mag den Sprung auf ein ausländisches Schiff wagen. Auch die Bewegung im Inland hängt von besonderer polizeilicher Genehmigung ab. Am schlimmsten sind die Rajahs dran, die nicht mohammedanischen Untertanen, unter diesen haben es wieder die Armenier am schlechtesten. Der Diener des Hauses, in dem ich wohnte, ist ein stämmiger alter Armenier. Mehrmals schon wurde seiner Frau an der Provinzialgrenze der Ausgang gesperrt, wenn sie den in der Hauptstadt Erwerb findenden Mann erreichen wollte.

Dem fremden Untertan, dessen Leben und Habe durch die Botschaften und Konsulate garantiert ist, kann natürlich der Pass zur freien Bewegung nicht versagt werden. Für ihn gestaltet sich die Erlangung des Papieres sehr anmutig: Während er sich dem Polizeiministerium in Stambul nähert, umringt ihn eine Schar befester Banditen, die seine Absicht erratend, ihn gar schon lange Zeit, ohne dass er's merkte, in der Trambahn begleitet haben. Zunächst suchen sie ihm klar zu machen, dass trotz allen Angaben und Auskünften, die er in Pera erhielt, hier der Pass nicht ausgestellt wird, sondern an einem entfernt in enger Gasse versteckten Ort, den allein aufzufinden unmöglich ist. Nachdem man ähnliches aus den Gesten der Türsteher gedeutet hat, sucht man sich einen der Banditen zum Führer aus. Sie folgen alle und streiten darüber, wer zuerst das Führerrecht erwarb. Nach einer Viertelstunde kommt man mit der lärmenden Eskorte vor einer Holzbaracke an, an deren Schwelle ein Dutzend anderer Banditen schläft. Kaum erwachen sie durch den Lärm der Ankommenden, als sie sich, mit Flederwischen versehen, auf den Fremden stürzen, um ihm die Schuhe abzustauben. Gleichzeitig beginnen sie einen wilden Streit mit den Führern, die sie nicht in die Baracke einlassen wollen. Der Fremde, der gut tut, sich die Taschen zuzuhalten, wird nun gebieterisch von den Flederwischträgern um Piaster, von seinen bisherigen Führern um Quarts, das sind Fünfpiasterstücke, angegangen. Nützt er den Streit zwischen den Parteien — er tut wohl, sich jetzt die Flederwischträger zu Freunden zu machen, später kann er sie wieder an die anderen verraten — so gelangt er endlich mit einigem Piasterverlust in die Baracke, die aus mehreren Gelassen besteht. In jedem schläft ein Türke auf einem Sessel hinter einem Schreibtisch. Dieses wirklich wohltuende Bild des Friedens muss nun leider gestört werden. Einem der Dienstbeflissenen (bereits die dritte Klasse Banditen) ist es inzwischen gelungen, dem Fremden den Heimatspass und das von seinem Konsul ausgestellte Gesuch um einen Teskere zu entreissen. Sofort stürzen sich auf den Räuber einige andere, und jeder sucht die Papiere am Rand zu fassen, um mit diesem Eifer künftige Piasterforderungen zu begründen. Fünf oder sechs Männern gelingt es, die Papiere zu berühren, und sie tragen sie gemeinsam wie etwas überaus Köstliches, vor den ersten Schläfer, der langsam erwacht. Träge taucht er die Feder ein und kritzelt ein Zeichen auf das Formular. Dieses wird nun, immer mit Aufwand grossen Eifers, von den sechs Männern weiter getragen, bis alle Schläfer einen Stammbuchvers oder etwas von ähnlicher Beträchtlichkeit darauf geschrieben haben. Dann wird dem Fremden ein Medschidije abverlangt, und er tut gut, den Teskere schnell einzustecken. Auf der Schwelle haben inzwischen die Banditen des Hauses mit denen der Strasse weiter gelärmt und gestritten. Beim Wiedererscheinen des Fremden schweigt der Streit, alles stürzt sich auf ihn, hält ihn an den Knöpfen fest, bearbeitet von neuem seine Schuhe mit Flederwischen und fordert mit gebieterischer Geste Geld, da jeder ihm gewichtige Dienste geleistet haben will. Ich warf bei dieser Gelegenheit ein Silberstück in die Luft, um das sofort ein irrsinniger Kampf entstand. Das war meine Absicht gewesen. Ich konnte mich nun unbehelligt entfernen, und wenn sie sich nicht inzwischen totgeschlagen haben, dann raufen sie heute noch.

VI.

Ein Ausflug nach Brussa in Kleinasien

Menschen, die Geld haben wollen, sind immer höflich. Das gilt nicht nur von Geschäftsleuten aller Art; der Staat sogar, sonst anspruchslos in dieser Hinsicht, scheint freundliche Charaktere als Steuerbeamte zu bevorzugen; der Schutzmann dagegen ist als Wahrer höherer Prinzipien, der Ordnung, Sittlichkeit und dergleichen, meist übel gelaunt, wie ein Idealist, der eine Sache um ihrer selbst willen tut, hohe innere Befriedigung findet und sich darüber sichtlich ärgert. So erkläre ich mir die Atmosphäre von lachender Gastlichkeit die mich empfing, als ich die weisse Marmortreppe der türkischen Steuerdirektion betrat mit einer Empfehlung an einen der Beamten, Vahan Effendi, in der Tasche. Ein paar junge Leute stürzten sich mit Flederwischen über meine Schuhe, man fragt nach meinen Befehlen, läuft geschäftig hin und her, setzt mich in einen Samtfauteuil. Nichts von dem hinterlistigen Misstrauen, keine mürrische Ungefälligkeit, wie sie in den Moscheen, Klöstern, Bädern und Kaffeehäusern dem Fremden begegnen. Nein, hier ist der Hort guter Sitte und alter Höflichkeit, man merkt es gleich: das sind Steuerbeamte. Man führt mich durch das Treppenhaus, wo's sauber und luftig ist, wie in einem europäischen Bankpalast und bald sitze ich in einem komfortablen Bureauraum Vahan Effendi gegenüber, einem guten Europäer mit gefälligen Manieren, französisch geschnittenem Bart, etwas selbstgefälligem Epikuräergesicht, mit einem roten Fez im Nacken. Er ist armenischer Herkunft, spricht französisch und deutsch, hat in Bonn und Paris studiert und lange auf transelbischen Gütern gelebt. Er bedauert mir hier in Konstantinopel nicht viel nützen zu können, da er morgen gerade eine Dienstreise nach Kleinasien antreten müsse, aber vielleicht würde ich ihn begleiten und mir bei der Gelegenheit Brussa ansehen.

Am folgenden Tag bin ich um sieben Uhr früh an der Brücke von Galata. Hier umlagern einen alle Schrecken der Erde: Ein Aussätziger sitzt neben ein paar Krüppeln, dazu gruppiert sich freundlich ein Idiot, eine Mutter zeigt lächelnd einige Missgeburten. Wenn das alles unter Spiritus sässe, dann ginge es, aber es bewegt sich wimmelnd in der Sonne und ist seelenvergnügt. Ich breche mir mühsam Bahn und gelange hinunter an den Quai. Auf einer üblen Kröte von türkischen Raddampfer erwartet mich Vahan Effendi, zwischen Lämmerherden, Ziegen, Hühnern mit zusammengebundenen Beinen, die das ganze Verdeck einnehmen und auch die Schranken der ersten Klasse in tierischer Unvernunft verachten. Um uns wimmelt es von Fez und Turbanträgern, dicht in schmutzig gelbe Tücher verhüllten Weibern, wahren Popanzen, um Kinder zu erschrecken. Man kennt das Geschrei und die Verwirrung, die in südlichen Häfen mit der Abfahrt eines Schiffes verbunden sind; es geht jedesmal so zu, als geschähe es zum ersten Mal. Endlich werden die Taue von den Pflöcken gezogen, das Landungsbrett wird aufgehoben und unser Dampfer keucht ins helle Marmarameer hinaus, an blauen Inseln vorbei, auf welche die byzantinischen Kaiser einst unbequeme Verwandte verbannten. Die Sonne steigt höher. Vahan Effendi und ich sitzen im Schatten des Schornsteins auf den beiden einzigen Stühlen des Schiffes, zu unseren Füssen wimmeln Mensch und Tier durcheinander. Er erzählt von Deutschland. Er bewundert die grossen Städte, aber verachtet die zahme Sicherheit unseres Landlebens, und schliesslich kommen wir — wie es stets zu gehen pflegt — auf die Frage der Frauen zu sprechen, um immer wieder auf sie zurückzukommen. Die lieblichen Bonnerinnen scheinen ganz ausser sich gewesen zu sein, einen richtigen Türken in so greifbarer Nähe zu haben. Alle kamen auf Umwegen zu derselben Frage, ob er einen Harem halte, und wie viele Frauen darin seien, und wie Vahan Effendi freundlich erraten lässt, scheinen nicht wenige bereit gewesen zu sein, den Grundstein zu einem Harem zu legen. Mittags steigen wir in die Kajüte hinunter, würgen eine halbe Stunde an dem fettigen Lunch der Schiffsküche und vergessen alle Greuel unserer Mahlzeit unter der Flut eines wohltuenden Kaffees à la turca, den ein kleiner Junge sorgsam auf glühenden Kohlen in einer Messinkanne bereitet. Um vier Uhr landen wir in Mudania, dem kleinen, zwischen Olivenhainen eingebetteten Hafen von Brussa. Vahans behagliche Liebenswürdigkeit ist verschwunden. Aus einer Sonderkabine, die den ganzen Morgen verschlossen war, kommt ein alter Herr mit grauem Schnurrbart; ohne das Fez könnte man ihn für einen preussischen Oberst a. D. halten. Es ist ein Grieche in türkischer Staatsstellung mit dem Titel Pascha. Vahan stellt mich eilig vor und verschwindet auf Nimmerwiedersehen. Er darf sich als Beamter im Dienst nicht mit mir kompromittieren. Der Pascha sagt auf französisch einige Freundlichkeiten. Junge Kerle mit Hallunkengesichtern stürzen sich wie Heuschrecken auf das Schiff, reissen das Gepäck an sich, stossen einen ans Land, drängen in einen Schuppen, wo in staubigem lärmenden Gewühl, einige Herren in Gehrock und Fes mit grosser Würde Pass und Gepäck revidieren; unaufhörlich suchen meine Finger in der Westentasche nach Paras und Piastern und schliesslich sitze ich in einem luftigen Coupé der schmalspurigen Eisenbahn Mudania-Brussa mitten in der Familie des griechischen Paschas. Seine Frau ist eine rothaarige Pariserin, femme du monde, mit einem leichten, ganz leichten Stich ins Café amérecan; ihrem fortgesetzten Gezwitscher, Gelächter und Schmollen gegenüber scheint der würdige Herr wie ein plumper Mops, den selbst der vornehme Seidenpinscher an Madames Seite nicht ganz für voll nimmt. Neben ihr sitzt ihre niedliche Jungfer, die den Akzent der Normandie spricht, der hier für mich fast etwas Heimatliches bekommt. Auf ihrem Schoss zittert ein Aeffchen, mit rosa seidenen Bändchen geschmückt, offenbar der Todfeind des Pinschers; in einem grossen Käfig kreischt ein Papagei. Die Bahn fährt in rötlicher Spätnachmittagsbeleuchtung durch kahles, welliges Land, ferne tauchen blaue Berge auf, der bithynische Olymp, an dessen Fuss Brussa liegt, eine fast ganz türkische Stadt von etwa 80 000 Einwohnern. Am Bahnhof finden wir den Omnibus des Hotel d'Anatolie, das eine Französin hält. Mitten in einem Garten gelegen, bietet es, ohne jeden Luxus, gerade das, was man als Europäer braucht, nicht mehr und nicht weniger. Jeder kriegt ein kleines Zimmer mit Bett, Waschtisch und Kleiderschrank. Der Pascha scheint hier wie zu Hause zu sein.

Es ist noch Zeit zu einem Spaziergang in der Dämmerung. Der Dragoman des Hotels, ein schlanker, biegsamer Mensch von stählernen Sehnen, der wie ein junger Tscherkessen-Prinz aussehe, hätte er nicht die Spitzbubenaugen, führt mich durch die saubere, ganz aus Holz gebaute Unterstadt mit heimatlich anmutenden Giebelhäusern hinauf zur Zitadelle. Zu unseren Füssen liegt die gartenreiche Stadt, die sich weit in die Ebene ausdehnt, aus dem dunklen Laub der Maulbeerbäume ragen zahllose gespenstisch weisse Minarets und Kioske hervor. Wir treten unter die schwarzen, uralten Platanen von Bunar Baschi, die sich um eine Felsenquelle gruppieren, in der armenische und jüdische Frauen Wasser holen. Ein kleines, offenes Kaffeehaus bietet uns Rast, ein paar einsame Träumer sitzen beim Margileh und geniessen das türkische Kef, der Ausdruck für sorgloses, träumerisches Behagen. In den meisten Kaffeehäusern wird die das Träumen „störende" Aussicht durch eine Leinenwand verhüllt. Hier aber kann der Blick ungehemmt schweifen. Auf dämmernder Wiese liegen die efeudunklen byzantinischen Burgmauern und Türme, in der Nähe ragen schwarze Zypressen über die Friedhofmauer, die Frauen treten mit ihren Wassergefässen auf der Schulter in die dunklen Häuser.

Um acht Uhr ist die Table d'hôte. Die Gesellschaft besteht grösstenteils aus den unverheirateten Angestellten der Seidenspinnereien, meist Franzosen, ausserdem ist gerade die Besatzung des französischen Stationsschiffes anwesend, mit dem geschminkten und parfümierten Kapitän Pierre Loti an der Spitze, der sich jüngst als Haremsfrau gekleidet, photographieren liess. Liebhaber seiner Prosa erwerben Ansichtskarten mit diesem Konterfei. Abends sitzen wir im Garten, der Pascha knurrt unfreundlich. Ich unterhalte mich mit seiner Frau über das palais de glace, die Réjane, die Trennung von Staat und Kirche und was uns Europäern sonst am Herzen liegt. Der Seidenpinscher kläfft ein bisschen; unter der kühlen Luft, die von den Olivenhainen des Olymp herüberweht, sind die kriegerischen Instinkte des Aeffchens eingeschlummert, der Papagei, der Vornehmste von uns allen, streut manchmal in die Unterhaltung missbilligende Laute ein, die man höflich erträgt, wie die zweifellos törichten Bemerkungen einer veralteten aber hochgestellten Persönlichkeit. Am nächsten Morgen erwache ich mit dem unbequemen Leiden, das jeden Fremden in den ersten Tagen in Brussa befällt, und das mit Unrecht der Küche der Madame Brotte zugeschrieben wird. Ich muss darauf verzichten, meiner Gewohnheit nach allein und zu Fuss die Stadt zu besichtigen, ich muss vielmehr einen Esel besteigen und mich von dem Dragoman umherführen lassen. Die Moscheen und Sultansgräber von Brussa lehnen sich nicht an byzantinische Vorbilder an, wie die prunkvollen aber wenig eigenartigen Bauten Stambuls. Hier trifft man zuerst auf persische Baukunst, von Flachkuppeln gedeckte, quadratische Räume gruppieren sich, mit einem Wald von Säulen um den hellen Mittelraum, den ein märchenhafter Springbrunnen kühlt. Neben dem langweiligen kalligraphischen Schmuck der Koransprüche findet man prachtvolle Wände, von grünen persischen Fayencen und blassen Email bedeckt, ja sogar feine Marmorskulpturen, Arabesken und Laubwerk, bemalte und vergoldete Friese und jene eigentümlichen zellenartigen Verkragungen, welche die Kuppelwölbungen vom Quadrat zur Kreisform führen. Gold, blau und grün in bezaubernder Laubendämmerung, in der hellen Mitte die weissen Wasser der kühlenden Fontäne oder ein leuchtender Katafalk, so ist das alles zusammenfassende Bild, das einem im Gedächtnis bleibt, wenn sich die Einzelheiten der verschiedenen Moscheen und Türben (Mausoleen) in der Erinnerung verwischt haben. In Brussa ruhen die ersten Sultane, Wesire, Beglerbegs und Muftis des osmanischen Reichs, dazu hunderte berühmter Paschas, Scheichs, Lehrer, Dichter und Aerzte.

Gegen Mittag besuchte ich den Bazar. Viel weniger grossartig, vor allem provinzialer als der grosse Bazar von Stambul, gibt doch die ungeheuer ausgedehnte einheimische Seidenindustrie diesem Emporium sein Gepräge. Hier kauft man für etwa 30 Frcs. genug duftige weisse Seidegaze (büründschük) für zwei Blusen und wird dabei sicher noch übers Ohr gehauen.

Nachmittags trug mich mein getreuer Esel in die Schluchten und über die Plateaus am Fusse des Olymp, dessen unschwere Besteigung mir meine Erkrankung verbot. Teils auf steinigen Saumpfaden durch Laubwald, teils auf breiten Fahrstrassen am Rand des Berges, mit prachtvollen Blicken über die Ebene bis zum nachmittäglichen Meer führt der Weg über zahlreiche Bäche, durch Maulbeerpflanzungen, an einem Derwischkloster vorüber und durch stille, türkische Dörfer, in denen einem manchmal bis an die Zähne bewaffnete Männer begegnen. Gegen Abend lasse ich mich, zu Tod erschöpft, von meinem Führer unter dem gastlichen Bogentor von Jeni Kaplidscha abliefern, dem schönsten der berühmten Bäder von Brussa, das von Rustem Pascha dem Schwiegersohn Solimans des Grossen erbaut wurde. Der grosse Kuppelraum mit der Marmor- und Fayencetäfelung erinnert an die Moscheen. Hier lässt man sich, in den dämmerigen Dämpfen schwitzend, abseifen, lau und kalt duschen, durch fliessende Wasser in die Marmorbassins ziehen, kneten, in bunte Tücher wickeln. Dazwischen trinkt man den süssen, beruhigenden türkischen Kaffee oder kühlende, köstliche Fruchtsäfte. Ich verfalle in einen seeligen Dämmerzustand, während die Stimmen in den Kuppelräumen hallen, und schlafe schliesslich auf einem Ruhebette fest ein.

Ich erwachte unter dem Schein einer Kerze, die der Dragoman hielt. Es sei höchste Zeit, wenn ich die Table d'hôte nicht versäumen wolle. Er hatte schon eine Viertelstunde auf mein Erwachen gewartet. Niemals wagt ein orientalischer Diener einen zu wecken, selbst wenn man ihm strengen Auftrag gegeben hat. Der Schlaf ist ihm heilig, und das kann man ihm garnicht genug anerkennen.

Mascha Eckmann: Seespuk

Schwer hat der Tag gelastet. Müd schleppte ich mich an seiner dumpfen Last. Die Stunden rollten leer in das Meer der Ewigkeit. Fremd und feindlich empfand ich eine Welt, die meiner nicht achtete. Grübelnd suchte ich den Sinn dieser Tage voll Oede und Dumpfheit, ein Raub am Reichtum des Lebens. Nun sank die Sonne, Dämmerung schreitet auf den Wassern. Riesenhaft erhebt sich die Unendlichkeit, als wolle sie alles Lebende zermalmen, töten mit dem Eishauch des Ewigen. Einsam, lautlos, eine ziehende Seele, schwebt ein weisser Vogel vor dem letzten Gold des Abendhimmels. Bleiern liegt die See. Lichtlos, wie wachend auf das Furchtbare. Stille auch auf dem Schiff. Wie dumpfes Drohen tönt aus Tiefen der Maschine rastloses Werk. Eilig ziehen wir dahin in die Nacht des Ozeans. Die Wasser, aufgestört aus schlafender Ruhe, zischen boshaft wie höhnende Geister. Blass, ohne Stern, dehnt sich der Himmel. Einer Gruft gleich, in der Wünsche des Lebens tot niedersinken. Der weisse Vogel verschwand. Allein bin ich, allein in der Unermesslichkeit. Mein Auge irrt suchend, ob nicht fern am Horizont verborgen eine junge Hoffnung schliefe, die wach wird beim Strahle des Lichts? Mein Ohr lauscht, ob nicht ein freundlicher Ton, ein Ton der Wärme, des Lebens, es träfe. — Nichts. — Ehernes Nichts. — Blutrot taucht da der Mond empor. Langsam, ein drohend Auge der Ewigkeit, schwimmt er herauf. Eine breite, halbglänzende Bahn schwingt sich von ihm zum Ozean. Da erwacht geheimnisvolles Leben. Sind es Geister, die auf der Mondbrücke herabschweben um Zwiesprach zu halten mit denen der Tiefe? Es schwebt um das Schiff im traumhaften Reigen, es taucht aus den Fluten, es reckt weisse Hände hilfheischend empor, erloschene Augen, in denen letztes Entsetzen steht, starren, es stöhnt und kichert, es schluchzt und lacht, es winselt und flucht. Ich höre Euch, Ihr ruchlosen Seelen. Meine Seele, aus der die Ruhe floh, grüsst die toten Gefährten! —

Hoch und starr steht nun der Mond auf dem Scheitel des Himmels. Eine weisse Flut, ergiesst sich sein Licht über das Schiff, Dunkelheiten scheuchend. Geisterstimmen verstummen, Geisteraugen verschwinden vor der stechenden Helle. Die heilige Mitternacht thront über den Wassern und breitet ihren Mantel aus, auf dass es still werde in ihrem Reich von den Lauten des Endlichen. Ehrfurchtsvoll lauscht die Natur dem Wort der Allmutter Ewigkeit. Ich stehe in schauerndem Beten vor der Unbarmherzigkeit des Alls.

Da: ein Schrei. Schrillend voll unmenschlichen Entsetzens. Im silbernen Wasser rauscht es auf, es blitzt, schimmert, durcheinanderflutend. Dann wieder Stille. Ein Matrose sprang totsuchend in die Tiefe.

Mascha Eckmann: Ein Brief

Ich ging durch den Lärm der grossen Märkte. Tosendes Leben umbrauste mich. Feindlich waren meinem Ohr die grellen Töne, und meine Seele verschloss sich angstvoll dem Locken junger Lust. Mein Auge wollte sich schliessen vor den Pfeilen der lachenden Sonne. Paare kreuzten meinen Weg, deren Freude mir fremd war. Einsame sah ich weinen, deren Schmerz ich nicht verstand. Eng und wirr kreiste vor meiner Seele die Welt. Und mein Auge suchte im Gedräng den Einen, Einzigen, der mit mir wandern sollte, denn zag war mein Fuss und zu lang, schien mir, hatte mich Einsamkeit umsponnen. Da tratest du zu der Leidvollen. Dein Auge lachte, auf deiner Stirn stand die Heiterkeit des Starken. Deine Hand reichtest du mir, und gleichen Schrittes gingen wir die ebene Strasse der Freude. Du liebtest die bunte Welt. Leuchtend erblühten dir Blumen und Vögel sangen dir lachende Lieder. Deine Seele tanzte und wusste nichts von der Last der Erde. Und du wolltest meine schlafende Jugend wecken. Die Zeichen des blühenden Lebens wolltest du mir deuten. Eine Sonnenode sangst du von der Schönheit der Welt, und breitetest goldleuchtende Schleier über ihre Abgründe. Meine Jugend jubelte dir zu, und ich verliess meinen Weg, dir ins Land des Glückes, das dein Lob mir zeigte, zu folgen. Ich sah der Länder Wunder, die Schönheit leichtherziger Menschen. Geigenklänge der Lust umhüllen wie eine purpurne Wolke glückliche Paare. Ich aber stand fremd und bang. Denn mein Ohr hörte über dem girrenden Lachen einen Ton wahrer Not. Mein Auge durchdrang die goldleuchtenden Schleier, die deine Freudenliebe mir wob, es sah in Tiefen, in denen das graue Elend hockte. Und mein Herz zitterte und wollte sich denen schenken, die da Leid tragen um der Grausamkeit willen. Du aber sahest nicht meine Not, meine stumme Bitte verstandest du nicht. Folgen wolltest du der Menge, die lachend dich lud. Da wusste ich, dass ich immer fremd sein würde in deines Wesens Gängen, und dass wir scheiden müssten. Deine tanzende Jugend, ich lass sie frohen Gefährten. Mich aber rufen Stimmen der Tiefen, hinab zu denen, die niemals Freude küsste, und deren Klagen ungehört verhallen.

Lothar Brieger-Wasservogel: Nachtgang durch Berlin

Leicht und unhörbar schleicht mein Schritt
Durch die Gassen der Nacht;
Ein Echo, das Tages schlief, ist erwacht
Und wandert mit.
Alle die Häuser hallen mich wieder,
Ich bebe im Pflaster mir zu Füssen;
So beuge ich mich zur Strasse nieder
Und scheine doch zugleich von den Dächern oben
Die bleichen Brüder am Himmel dort droben,
Die ruhlosen Brüder, die Sterne zu grüssen!

Nie noch empfand ich Dich so als mich,
Meine heimliche Liebe, Du grosse Stadt!
Am Tage machst Du mich krank und matt,
Nachts aber lieb ich Dich.
Es hat kein Mädchen so weichen Arm
Wie Deine Fesseln um meine Seele,
Und keine Frau hat so süssen Charme
Wie Dein Locken und zärtliches Flüstern,
Wenn ich mich mit mir selbst im Düstern
Um des Nichtigsten Willen quäle.

Am Tage bist Du die Gegenwart,
Hässlich und roh, und die Zukunft droht;
Aber des Nachts, da bist Du tot,
Bist von lange verflossener Art.
Hast alles Süsse und seltsam Bleiche,
Das der Vergangenheit eigen ist;
Und mir wird, als hätt' ich eine Leiche,
Die meiner Jugend einst eigen war
Und nun modert im blonden Haar,
Auf die blassen Lippen geküsst.

Und so geh ich in Dir herum,
Wir haben uns viel zu gestehn.
Wie die Stunden so rasend vergehn!
Den Andern aber bleibst Du stumm.
Du wirst Fleisch und ich werde Stein,
So hast Du Dich mir zu eigen gegeben!
So wandern wir zwei in den Morgen hinein,
Puls am Pulse, Herz am Herzen.
Aus meinen tausend heimlichen Schmerzen
Saugst Du gierig neues Leben.

Ein heller Schein überfliegt die Dächer;
Du blickst in das neue Leben hinaus.
Da schleiche ich traurig in mein Haus
Wie ein verspäteter Zecher.

Weisst Du nicht, was ich in Dir liebte?
Das Leben im Toten, die Seele im Stein!
Nun, da der Tag das alles zersiebte,
Ist's mir ich hätte Dich hingegeben
Und könnte in meinem ganzen Leben
Nie mehr von Herzen glücklich sein.

Ruth Lindner: Luise Wernicke

Luise Wernicke ist jetzt dreiundfünfzig Jahre alt, die man ihr aber wirklich nicht ansieht. Vielleicht mag es daran liegen, dass Luise Wernicke in ihrem ganzen Leben nie Sorgen ums tägliche Brot gekannt hat — oder vielleicht auch daran, dass sie unvermählt geblieben ist, und ihr dadurch viel Schmerz und Herzeleid erspart blieben, die Ehemänner und Kinder wohl ihren Frauen und Müttern zufügen. Oder vielleicht — aber das ist ja schliesslich gleichgültig — jedenfalls hat Fräulein Luise das Aussehen einer Vierzigjährigen.

Dreissig Jahre ist es nun her, sie war jung damals, jung und hübsch; ja dreissig Jahre ist es nun her, dass sie bei Bekannten den Ingenieur Fritz Bergmann kennen lernte. Kennen und lieben. Das heisst — sie haben nie von ihrer Liebe gesprochen. Doch für sie war es eine feststehende Tatsache, dass er sie liebte, so wie sie ihn liebte. Gesagt hat er dies zwar nicht, aber er hat ihr immer so lange und innig die Hand gedrückt — und ihr dabei immer so tief in die Augen gesehen.

Einmal und dies war der Glanzpunkt ihres Lebens, unternahm sie mit einigen Bekannten eine Kremserpartie nach dem Grunewald. Fritz Bergmann war auch dabei. Wie es eigentlich kam, das wusste sie schon damals nicht, und heut weiss sie es erst recht nicht mehr — sie waren etwas hinter den andern zurückgeblieben — da — schlang er seine Arme um sie, presste sie an sich — und drückte einen langen, langen Kuss auf ihren Mund. — Dann kamen auch schon die andern und wollten sehen, wo sie blieben. Keinen Augenblick mehr war sie an diesem Tag mit ihm allein.

Zwei Tage darauf hörte sie von Bekannten, dass Fritz Bergmann eine Reise nach China angetreten hatte. Sie war sehr aufgeregt darüber. Nicht etwa, dass er keinen Abschied von ihr genommen hatte, nein, darüber nicht im mindesten. Es war vielleicht besser so. Der Abschied wäre doch gar zu herzzerreissend für sie gewesen. Nein, aufgeregt war sie nur darüber, dass sie ihn lange Zeit nicht sehen würde. Dass er sie liebte, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Hatte er sie ja doch geküsst. Auch dass er ihre Eltern noch nicht um ihre Hand gebeten hat, fand sie sehr begreiflich. Sie war aus wohlhabender Familie und sehr verwöhnt, und er hatte damals noch keine sichere Existenz.

Aber er würde schon kommen — sie wollte auf ihn warten. — Und sie wartete auf ihn — ein Jahr — weisst du, was das heisst, ein langes Jahr zu warten? Auf einen Menschen zu warten, den man liebt? Aber sie wartete sogar noch länger — sie warte zwei — drei — vier Jahre.

Und nach zehn Jahren wartete sie immer noch. Auch nach zwanzig Jahren hatte sie die Hoffnung nicht aufgegeben, dass er kommen und sie zum Weibe begehren würde. Und jetzt nach dreissig Jahren war sie nicht einmal mutlos geworden. Sie glaubte an ihn, an sein Kommen, fest, stark und unerschütterlich.

Ihr dürft nun aber nicht annehmen, dass Luise eine alte Jungfer wurde, weil niemand um sie freite. — Weit gefehlt — Sie war hübsch, als sie jung war — sieht sie doch jetzt noch sehr gut aus — am Anfang dieser Geschichte wurde euch das ja schon erzählt — sie war hübsch und reich. Da fanden sich natürlich viele Bewerber.

Sie wies aber alle ab. Sie fühlte sich als Fritz Bergmanns Braut. Der würde schon kommen. Sie war ihm nie auch nur mit einem Gedanken untreu. Nicht ein einziges Mal. Ihr erster Gedanke beim Aufwachen galt ihm, ebenso wie ihr letzter, bevor sie einschlief.

Manchmal, wenn es am Tage klingelte, fuhr sie erschreckt zusammen, dann war es ihr, als stände ihr Herz einen Augenblick still. Er? Ob er jetzt wohl kommt? Doch nein, er war es nicht.

Oft, besonders gern in der Dämmerstunde, träumte sie mit offenen Augen von ihm. Träumte von ihrem Wiedersehen. Und nach und nach wurden ihre Träume kühn und immer kühner. Sie träumte sogar, nicht ohne zu erröten, dass sie Fritz Bergmanns liebendes Weib sei. Sein Weib! Manchmal, besonders an Tagen, an denen sie mit tötlicher Sicherheit auf sein Kommen gehofft hatte, sah sie sich in ihren Träumen schwer krank, ja sogar sterbend. Plötzlich wurde dann stürmisch die Tür aufgerissen und mit einem Schrei voll Jubel und Schmerz stürzte Fritz an ihrem Lager auf die Knie.

Diese Träume sind es, in denen sie das besitzt, was ihr im Leben nicht wurde, die ihr das Warten leicht machen und überdies noch einen schwachen Schimmer von Glück um sie breiten.

So wartet sie. Wartet und träumt.

Rudolf Klein: Die Nazarener*)

Die Aufklärung vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die in ihrer Sturm- und Drangzeit für die Literatur und Wissenschaft so viele Resultate reift, um aus ihren Kämpfen schliesslich den abendsonnenbestrahlten Firnengipfel des greisen Goethehauptes aufleuchten zu lassen, mit dem Blick eines, der zwei Zeitalter verbindet: das scheidende voll Dank entlässt, die Zukunft voll Zuversicht begrüssend, hatte für die bildenden Künste, wie wir sahen, nicht diese positiven Erfolge, indem sie keinen Vertreter aufweisen, der, Goethe gleich, im Gewande der Antike das lebenswarme Herz im Busen trug. Sie verallgemeinerten das klassische Ideal zur Alltagssprache des Durchschnitts, während es nur dem Grössten unter ihnen gelingen konnte, in ihm das Gefüge lebendiger Rhythmen zu bauen. So war in ihren Geländen die romantische Reaktion, die nichts andres ist als ein Eintreten für die Rechte des Individuums und eine Rückkehr zur Natur, wesentlicher als in der Dichtung, obgleich sie wiederum nicht so direkt wie diese das Ziel erreichte. Der einzige, der bei einem längeren Leben dieses neue Ziel, der romantischen Dichtung gleich, zu erreichen vermocht hätte, war der Hamburger Philipp Otto Runge; doch zählt gerade er seines konsequenten Denkens wegen schon ins nächste Kapitel. Die nazarenische Strömung in der Malerei — die enge Fühlung mit bedeutenden Männern wie Friedrich Schlegel und Görres hatte, deren wissenschaftliche Mystik den Rationalismus zu ergänzen trachtete, und aufs Mittelalter zurückging: die Gothik lebte auf, man entdeckte die altkölnische Malerschule und begann den Dom auszubauen — nahm ihren antiklassizistischen Weg zur Natur über die italienische Malerei des Quattrocento. So geriet die bildende Kunst in formaler besonders koloristischer Weise aus der alten Abhängigkeit in eine neue, während ihr Inhalt, wenn er auch wiederum ein allgemeiner war, aus seinem religiösen Ursprung die Quellen zum persönlichen Leben doch nicht vollends zu verstopfen vermochte und die Künstler so durch den Gedankengang ihres Wollens linear von neuem auf die Natur wies, Umstände, die ihren Werken, vor allem aber, da ihre Schöpfer, jenen romantischen Dichtern gleich, bedeutende Menschen waren, einen bleibenden Wert sichern. Am meisten litt unter der neuen Abhängigkeit wohl die Begabung Cornelius', und zwar, da er nicht wie die Overbeck, Schnorr, Veit und Führich sich an den strengen Linienfluss der vorrafaelischen Kunst hielt, sondern dem Pathos des späteren Rafael nachstrebte. Der eigentlichen romantischen Malerei, die den Umweg über das Quattrocento nicht mehr nahm und die auch schon die Fühlung zu jenen bedeutenden literarischen Geistern von der Art der Schlegel und Görres aufgegeben hatte — der Wald- und Wiesenromantik Eichendorffs nahe — fehlt es im Durchschnitt schon an der inneren Grösse der Nazarener, abgesehen von so intimen Naturen wie Steinle und Schwind und von der gewaltigen eines Rethel, während diesen entgegen ein Mann wie Kaulbach die Nachteile des Cornelius, auf die Geschichtsanekdote übertragen, ins Unerträgliche steigerte.

Auf den ersten Blick wirken für uns heute die Nazarener befremdend. Doch nicht lange und man gewöhnt sich an diese Künstler und gewinnt sie lieb. Man hatte sie in der Jahrhundert-Ausstellung nur in kleinen Formaten ausgestellt, ob das immer das Rechte war, liesse sich bezweifeln. Einige wirken freilich auf diese Weise besser. Interessiert doch selbst im kleinen Format Bendemann, der nur in losem Zusammenhang mit dem Gefühl dieser Schule und ihrer Vorzügen steht. Die meisten dieser Künstler waren stärkere Zeichner als Maler. Es ist in dem strengen Linienfluss der Skizze des Cornelius zur „Grablegung" soviel vom asketischen Willen zur feierlichen Grösse der Kunst, dass diese Elemente zur unbedingten Anerkennung zwingen. Man fühlt den Ernst einer Zeit und eines Mannes, der die Kunst ausserordentlich gewissenhaft nahm

---

*) Aus: **Ein Jahrhundert deutscher Malerei.** 128 S. mit 4 Vollbildern. Berlin W. 35. Pan-Verlag. Preis Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.50.

und deshalb steht auch seine ganze Schule, obgleich sie nicht direkt vom Leben, vielmehr einer früheren Kunst, der des italienischen Quattrocento ausging, viel höher, und ist noch so viel lebendiger als die verlogene Geschichtsmalerei einer späteren Epoche. In der Kunst des Cornelius sind nicht die Menschen seiner Tage, aber das Menschentum der geistigen Elite seiner Zeit und das hat er mit aller monumentalen Kunst gemein. Und je mehr wir uns in ihn vertiefen, je mehr lieben wir diesen Fanatiker, der mit mönchischem Eifer dem Leben den Hauch des Fleisches nehmen wollte und es in die krystallinischen Rhythmen gedanklicher Abstraktion zu binden suchte, wobei sich ihm die handwerkliche Sicherheit dann und wann freilich verflüchtigte. Auf dem Bilde „Minerva lehrt die Weberei", das wie alle Malversuche des Cornelius durch sein Nichtkönnen auf diesem Gebiete stark einbüsst, beachte man links die den Widder scharenden Figur, deren runzligen Züge seinem herben Stift so lagen, wie die fleischigen der jungen Frauen unter seinem Pinsel fade wurden. An diesem Bilde, das mit Ausnahme der einen Figur schlecht ist, erkennt man deutlich, was der Künstler konnte und was nicht: selbst die knittrigen Falten des dunklen Gewandes gelingen ihm besser, als die hellen und rundgebauschten. Von Julius Schnorr v. Karolsfeld interessiert das Bild „des hl. Petrus"; es ist weniger bunt in der Farbe als die übrigen, scharf in der Linienführung der Köpfe und natürlich in der Gruppierung der Figuren. Dies Bild und auch eine Verkündigung zeigt den Künstler eher in einer Verwandtschaft zur kölnischen oder doch niederdeutschen Schule, denn zur italienischen, deren übel nachempfundenes Kolorit Overbeck so süsslich und seifig erscheinen lässt. Doch so in der Farbe, so lebhaft ist er nicht selten in der Pose und dem Ausdruck der Köpfe. Die scharflinigen Männerköpfe gelingen daher auch ihm besser als die jungen Mädchen. Die eine der beiden Fassungen der „Auferweckung des Lazarus' aber ist wirkungsvoller, weil dunkler, überhaupt malerischer, skizzenhafter in der Farbe. Nicht wenig sympathisch ist der Frankfurter Künstler Pforr. Im „Städel" gibt es ein Bild von ihm, das ihn als Koloristen äusserst delikat zeigt. Das kleine Bild, das wir in der Jahrhundert-Ausstellung sahen, erinnert auch von ferne an die kölnischen Meister, ist aber, wie in grösserem Masse freilich das im „Städel" nicht ohne Einzelheiten in der Farbe, die nur das letzte Jahrhundert bringen konnte. Die kleinen allegorischen Figuren sind fein gezeichnet und in ihren matten Aquarelltönen wohltuend in der Farbe und nicht zum wenigsten in den landschaftlichen Partieen.

Ein wenig genannter Maler dieser Schule ist Naeke; trotz der Buntheit seiner Farben hat er entschieden malerische Bedürfnisse und zwar von der romantischen Art, wie wir sie hernach bei Rottmann finden. Als Portraitisten sind die Nazarener fast durchweg gut; es ist dies nur zu erklärlich, denn sie waren sachliche Zeichner, denen die Seele des Menschen galt. Selbst Cornelius erscheint hier gewandter als Maler und wärmer in der Auffassung des Menschen wie die Frau mit dem Papagei zeigt, an erster Stelle aber wäre Veit zu nennen, mit seinem Doppelporträt, das ihn und Overbeck darstellt und in dem die sicher erfasste Psyche selbst den malerischen Vortrag und das Kolorit zu bestimmen und vorteilhaft zu beeinflussen scheint. Zwei romantische Träumer vom Schlage der Novalis sind diese jungen Leute mit den durchgeistigten Zügen; eine exzeptionelle Leistung, doch nicht immer schuf Veit in dieser Art, manchmal sogar recht weltliche Dinge und es nissen Veits noch die Rede sein. Auch Overbeck behauptet wird hernach im Kapitel der Romantiker von diesen Bildsich im Porträt, wenn er auch nicht an Veit heranreicht. Diesem näher kommt schon E. v. Heuss mit dem Bildnis Overbecks. Der Charakter des Dargestellten ist hier in grossen Zügen, ohne jedes Detail erfasst und rein malerisch wiedergegeben. Das Kolorit, das im Gegensatz zum italienisierenden in den Kompositionen der Nazarener hier als selbständig bezeichnet werden muss, schreitet in diesem Sinne schon über das rosige lukrative der Portraitisten des 18. Jahrhunderts hinaus, der Natur energisch sich nähernd. An den Zügen der Dargestellten erkennt man, wie tiefe Menschen diese Künstler waren. Als Portraitisten wären noch Ludwig Schnorr zu nennen mit dem reizend frischen Bildnis des jungen Julius Leth; Ramboux mit den ausdrucksvollen Mönchsköpfen der Gebrüder Eberhard; Rehbenitz und Julius Hübner, der, wie Bendemann freilich, nicht mehr direkt zur Gruppe gehört und dem auch nur selten ein guter Wurf gelang. Zum Schluss noch einer, ein ganz Starker; weit näher als viele der vorgenannten kommt uns durchs Gefühl der Oesterreicher Führich; gleich stark als Maler wie als Zeichner ist in seinem Bilde „Gang Mariens über das Gebirge" ein Zug, der direkt auf Schwind weist. Ein echt deutscher Gemüts- und Märchenzug. Die Landschaft ist lebendig, der Rhythmus der Figuren ausdrucksvoll in der grosszügigen Bewegung, und das ganze koloristisch wohltuend, als Malerei ohne Härte und weit entfernt von der Farbensüsslichkeit Overbecks und der Schärfe Schnorrs. Den österreichischen Overbeck möchte man Scheffer von Leonhardsdorff nennen, doch ist er nicht so bunt und in der Landschaft natürlicher, während Joh. Enders diese Vorzüge nicht teilt und noch näher zu Overbeck neigt.

Kriminalkommissar Waldemar Müller: Der Fall Friedberg. Hinter den Kulissen*)

Es hiesse eine spannende Kriminalnovelle schreiben, wenn ich das auch nur annähernd schildern wollte, was sich von Sonnabend Nachmittag 5 Uhr bis Sonntag Morgen 7 Uhr zutrug. Ich werde es später nach der Hauptverhandlung verarbeiten. Hier nur das, meine Frau war anwesend, um mir meinen Gesellschaftsanzug herbeizuschaffen und mich eventuell zu einem Souper im . . Hotel — es galt einem gewissen Zweck — zu begleiten. Der Herr aus London kam, allein, und wieder nicht. Von zwei Beamten war bereits im D-Zug eine Person bemerkt worden, die dort anscheinend nicht hineingehörte. Dass hier nicht meinen strikten Weisungen Folge geleistet wurde, will ich den Herren nicht übelnehmen. Es ist nicht so leicht, Anordnungen in der Praxis sinngemäss durchzuführen. In solchen Momenten kommt es auf Bombenruhe und schnelle Entschlusskraft — auf Kriminalinstinkt an. Fehler werden gemacht, wo nicht? Und ich denke gar nicht daran, zu glauben, dass ich keine derartigen Fehler gemacht habe. Aber das Erkennen der Fehler ist die Hauptsache und dann heisst es, sie wieder gut machen.

---

*) Entnommen aus der vor einigen Tagen im Verlag von Carl Malcomes, Berlin W. 57, Kurfürstenstrasse 19. erschienenen Broschüre: Der Fall Friedberg. Konflikt eines Königlich preussischen Kriminal-Kommissars mit seiner vorgesetzten Behörde. Hinter den Kulissen. Eine vereitelte Mystifikation, eine wahre Detektivgeschichte. Von Kriminal-Kommissar Waldemar Müller. Preis 1 Mk.

So auch hier; denn wie ich in dem Direktionszimmer eines ersten Hotels sitze, und die Meldung des betreffenden Beamten von der mysteriösen Persönlichkeit erhalte, die auch im Hotel sich habe sehen lassen, aber jetzt verschwunden sei, da löst sich der Gedanke bei mir aus: Jetzt geht ein Warnungstelegramm nach London. Ein Beamter im Automobil zur Haupttelegraphenstation. Ich im Laufschritt zum nächsten Postamt: „Bitte sperren verdächtige Telegramme an Friedberg nach London". „Nichts da, Herr Kommissar." — Telephon zu meiner Zentrale: „Sofort Beamte sämtliche Telegraphenämter der inneren Stadt abfahren." Ich kehre ins Hotel zurück — zur rechten Zeit; denn da setzt sich der Londoner Herr zum Bummel in die Stadt in Bewegung. Ich folge mit meiner Frau; denn die Beamten sind in alle Winde. Auch etwas anderes ist signalisiert, wo Beobachtung erfolgen muss, dank einer Einrichtung, von der ich nicht sprechen kann, und welche nach Ansicht des Untersuchungsrichters zum ersten Mal in Aktion getreten ist. Sie wirkte so, dass gewisse Kreise verblüfft waren, wo meine Beamten im rechten Augenblick herkamen, und sie wird in der Hauptverhandlung mich weiter rechtfertigen. Man wird doch etwa den unverantwortlichen Zeitungsnotizen nicht glauben wollen, dass das forensische Drama mit Herrn Bohn und dem „Zeugen" Rechtsanwalt Caro sein Ende habe; das hiesse ja unsere Rechtsprechung auf das Schwerste anklagen. Solange ich noch da bin, werde ich das erste Fundament im Staat zu stützen streben. Recht für und gegen jedermann.

Meine Rechtfertigung dahin, dass ich keinesfalls an „Verfolgungswahnsinn" leide, indem ich mich von englischen Detektivs verfolgt sah: Brauchten es denn englische und überhaupt Detektivs sein? Wer war es denn z. B. — er trete vor — der nach meiner Abdankung eines Nachts Herrn Dr. Ilgenstein vor seiner Haustür am Arm packte und sprach: „Hüten Sie sich, der Kommissar Müller war sechs Stunden bei Ihnen (das stimmte). Alles, was er sagt, ist gelogen." — Aber die Hauptsache: Welcher Aussenstehende kannte meine Dispositionen und die Erwartung, dass es mit Friedberg jeden Augenblick zum Klappen kommen konnte.

Wer gab das Warnungstelegramm auf: „Verlasset sofort London", fast in dem Augenblick, als meine Kombinationskraft sich bewährt hatte. Man glaube mir, ein nüchterner Realist wird stets ein schlechter Kriminalist sein.

Ein Beamter — er hat kriminalistischen Instinkt, ich empfehle ihn meiner Behörde — hatte an einer Stelle, ohne die Postbehörde in Versuchung zu führen, das Warnungstelegramm entdeckt. Ich höre davon in dem Augenblick, als ein anderer Beamter mich in der Friedrichstrasse von der Observation des alten Herrn ablösen kann und sause per Auto zum Haupttelegraphenamt.

Die Treppen hinauf, hinein in den Saal mit tausend klappernden Apparaten. Ich kenne ihn und seine Bedeutung von der Nardenkötterjagd, wo der Kampf zwischen mir und den Vertrauten Nardenkötters drei Tage und drei Nächte dauerte. Das sind Aufregungen, wie sie vielleicht nur der Spieler in Monaco kennt. Und da befahl man mir: „Geben Sie eine Depesche und warten Sie ab!" — — Es gilt, wenn der Faden gefunden ist, ihn den Vertrauten ganz aus der Hand zu winden. Ich möchte sagen, man muss jene allmählich ausschalten — Schritt für Schritt. Mit dem Wachsen der eigenen Ruhe merkt man, wie die Vertrauten unsicher werden, wanken, und dann hat man gewonnen. Ja, das wusste mein Vorgesetzter nicht, ist auch gar nicht zu verlangen; aber die Oeffentlichkeit muss ganz kategorisch fordern, dass ein Beamter nicht durch einen anderen in der rechtmässigen Ausübung seines Berufs gehindert wird, wie es in meinem Falle geschehen ist

Und nun vor die Front, Reformer des Strafrechts und der Strafprozessordnung, hier gilt es einen verhängnisvollen Dualismus auszurotten: Der Kriminal-Kommissar ist Hilfsbeamter der Staatsanwaltschaft und hat deren Befehle oder eventuell die des Untersuchungsrichters auszuführen. Mit ersterem harmonierte ich ganz, mit letzterem im grossen Ganzen. Und nun kommt die strafprozessual ganz unverantwortliche Behörde, der ich disziplinarisch unterstellt bin und bringt mich von meiner Pflicht. Das ist unhaltbar, und wenn hier Wandel geschaffen wird, und die Kriminal-Kommissare einst in Gerichtsuntersuchungs-Kommissionen mit ihren Spezialkenntnissen Gutachter sind dann ist mein Auftreten und mein Ausscheiden aus dem Dienst nicht vergebens gewesen. —

Aber weiter: Ich springe auf das Podium im Telegraphensaal, und es donnert meine Stimme in das Getöse hinein „Kriminal-Kommissar Müller — Friedberguntersuchung — Telegramm: „Verlasset sofort London" nicht abgeben, sperren." Einen Augenblick lautlose Stille und dann aus der Mitte die Antwort: „Hier, schon durch!" — — Zu spät. Darauf à tempo: Erstes Telegramm von mir nach London, Kriminalpolizei und ein zweites an Chef der Londoner Telegraphenstation und ein drittes an die erstere, das den Kreis der Möglichkeiten schliesst.

Ich atmete auf, jetzt Glück, und Friedberg ist in unseren Händen — .— Nun will ich das Manuskript des Telegramms sehen. Ich weiss, welche oberste Pflicht der Postbeamte hat. Mir gilt hier die gesetzliche Form der Wahrung des Briefgeheimnisses mehr denn alles, und des Kriminalisten Geschick muss es sein, sich trotzdem darin durchzufinden Die Angriffe, die gegen die Telegraphenverwaltung von einer Stelle in dieser Hinsicht erhoben wurden, sind nicht gerechtfertigt. Wohl aber kann und muss ich verlangen, und tat es auch mit aller Energie, die gesetzlichen Wege ohne Aufenthalt zu gehen. Telephonischer Anschluss mit dem Herrn Untersuchungsrichter wurde von mir und einem anderen Beamten gesucht aber nicht gefunden. Der Beamte begab sich, begleitet von einem Postbeamten auf die Reise. Befehl: den Untersuchungsrichter zu suchen oder den zuständigen Amtsrichter.

Es waren Stunden vergangen und tief in der Nacht, ich sass im Drange der Geschäfte, um aufzuklären, was für eine Bewandnis es mit dem Herrn aus London habe. Daneben eine neue Spur, die auf anderer Marschrichtungslinie zu Friedbergs „Nachtlager“ führen könnte. „Damen“, wiederum im Hause Friedberg. Da trifft mich die Meldung, die Wohnung des Herrn Untersuchungsrichters in der inneren Stadt, die der Beamte zu wissen glaubte, — nicht gefunden, ein weiterer Gerichtsrat nicht angetroffen, der zuständige Amtsrichter wegen — „Nichtzuständigkeit“ Oeffnen des Postkuverts abgelehnt. Der Postbeamte begibt sich — ohne weiteres abzuwarten — an seine Dienststelle zurück. Ich kann ihn selbstverständlich auch nicht halten, damit er nun die Nachtreise nach Weidmannslust antritt.

Inzwischen war auch von unserer Kriminalzentrale Nachricht eingegangen: der Chef der Londoner Telegraphenstation hätte in französischer Sprache telegraphiert. Man gibt mir die vermeintliche Uebersetzung und versteht den Wortlaut dahin, das Warnungstelegramm sei zurückgehalten. In meiner Freude sage ich den Beamten: Jetzt Glück! Meine Herren, ich kenne den Aufenthalt Friedbergs und seine Deckadresse. Das Warnungstelegramm ist nicht bestellt. Ein Aufatmen. — Nicht lange, ich halte die französische Originaldepesche in der Hand und komme immer mehr zur Erkenntnis, was das verhängnisvolle Wort „remis“ bedeutet.

Der Morgen graut. Weiter also. Ich entlasse die Beamten, die kaum noch auf den Beinen stehen können. Der Herr aus London verlangt polizeilichen Schutz. Er wird bereitwilligst gewährt, weil ich dadurch einer Pflicht überhoben bin. Noch einige Kreuz- und Querfragen mit anderen Herren, die versammelt sind und ich kann mich auf dem nahen Polizeirevier den „Damen“ widmen.

Wir erfahren etwas Wichtiges zu den Beobachtungen, welche seit dem Morgen neu laufen. Auf dem Wege zum Haupttelegraphenamt kontrolliere ich den Beamten, der den Londoner Herrn beschützt. Er ist auf seinem Posten. Wie er sich zu helfen wusste, ist ausgezeichnet; ich empfehle ihn auch der Behörde, wie alle, die mit mir standen. So besonders den Herren, welchen ich als Archivar einsetzte, die sich meldenden Geschädigten empfing und unter Zuhilfenahme des Archivs Anzeigen vorbereitete und mir vorlegte.

Der Telegraph nach London beginnt wieder zu spielen. Dass von einem vorausgesandten Beamten versehentlich ein zunächst skizziertes Telegramm abgegeben war, ist sekundär, ich erwähne es aber hier, weil man sonst falsche Schlüsse auf meinen Geisteszustand ziehen könnte.

Sonntags Morgen um 7 Uhr komme ich ins Bett und schlafe aus bis 9 Uhr Morgens. Um 10 Uhr in voller Tätigkeit, unterbrochen nur durch eine telephonische Rücksprache mit dem Herrn Dirigenten. Wiederholung von gestern. Nur alles verschärft hüben und drüben. Es wird mir auch anbefohlen, das Telegraphieren zu lassen. Ich soll also kämpfen ohne Waffe. Ich wiederhole jedes Wort. Diese Befehle waren für mich so wichtig, und ich konnte nicht anders, als zu erwidern: Wenn ich so handle, wie mir befohlen, so empfinde ich es als eine Mitbegünstigung Friedbergs, weil es augenblicklich heisst, biegen oder brechen und jedes Mittel auszunützen. — Ob dieser meiner Haltung Verlängerung der Galgenfrist bis Montag um 11 Uhr vormittags spätestens; denn es konnte das Friedberg-Lokal um deswillen schon nicht ohne Bewachung sein, weil die Uebergabe an den Konkursverwalter erst Montags um 10 Uhr stattfinden sollte. — „Aber das unnötige Telegraphieren müssen Sie lassen“, so etwa war der Schlussbefehl, und meine Antwort: „Ich kann und werde meine Telegramme voll und ganz verantworten.“

Dass ich am Sonntag Beamte in die Ferne sandte mit Instruktionen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig liessen und bis in die Nacht auf ihren telephonischen Anruf, wie verabredet, wartete, dass ich Dispositionen für den Montag traf, liess wohl ebensowenig auf meine schwachen Nerven schliessen, als der Umstand, dass ich mit meiner Frau in aller Gemütlichkeit in einem Restaurant Unter den Linden den Geburtstag meines Vaters bei einem Glase Sekt feierte. Und da schreiben Berichterstatter: „ich wäre am Ende meiner Kraft gewesen, die Nervenzerrüttung sei weit vorgeschritten, der pflichtreue Beamte sei zu bedauern.“

In aller Stille, in aller Ruhe, die der Sonntag zu Zeiten brachte, erwog ich den Schritt, der mir allein übrig blieb. Ich telephonierte an den Untersuchungsrichter und Staatsanwalt und bat die Herren, in das Friedberg-Lokal zu kommen, oder mich anzurufen. Von ersterem hörte ich nichts. Der Herr Staatsanwalt dagegen fragte telephonisch nach meinem Begehr, und ich setzte ihm in etwa halbstündigem Gespräch die ganze Sachlage auseinander. Ich begann damit dass *es mir gelungen sei, Friedberg zu ermitteln*, dass aber wegen des Warnungstelegramms die Londoner Polizei um Weniges zu spät gekommen sei. Sie hätte ihre weiteren Massnahmen darauf getroffen, und ich die meinen. Ich schloss mein Gespräch damit, ich müsste aus Pflichtenkollision morgen meinen Abschied einreichen, selbstverständlich bliebe ich auf meinem Posten, bis ich meinen Auftrag erfüllt hätte oder ich abzutreten befohlen würde.

Dass es anders kam, weiss man. Am 17. Februar morgens begann ich meine Tätigkeit wie gewöhnlich und hatte ein interessantes Intermezzo, das ich bei meinen ja wohl bald stattfindenden Vernehmungen zur Sprache bringen werde, falls es nicht schon Beachtung gefunden hat.

Nun mein Entlassungsgesuch und alles, was sich daran knüpfte. Ein wichtiger Zeuge. Eine Meldung von einer amtlichen Stelle, der ich Dank weiss, und die sogenannte *Festnahme eines Berliner Berichterstatters*. Damit ist es ein eigen Ding. Der Herr bat um

Mitteilungen, ich lehnte in liebenswürdiger Weise ab und ersuchte ihn, die Räume zu verlassen, er wüsste, warum. — Er bleibt trotzdem. — Ich fordere ihn mehrfach auf, zu gehen. Die Beamten drängen ihn, ohne ihn anzufassen, zur Tür; denn er wagt zu sagen: „Der Herr Oberregierungsrat schicke ihn, um sich bei mir Nachrichten zu holen. Dies konnte ich nicht für wahr halten. An der Tür skandaliert er, da gebe ich Ordre, ihn in einem der Beratungszimmer zurückzuhalten, damit er sich beruhige. Vor allem aber musste ich ihn hören über einen Vorfall, bevor eine Verständigung seinerseits anderweitig möglich gewesen wäre. Als ich nach 10—20 Minuten dazu komme, mich dem Herrn zu widmen, wird mir gemeldet, der Herr hätte so getobt, dass man ihn zur Revierwache hätte bringen müssen. Ich war damit nicht einverstanden, konnte es auch nicht nachprüfen, denn bald darauf fand meine Ablösung statt.

Ich hatte mir dieselbe, falls man mich nicht mehr auf dem Posten lassen wollte, so gedacht, dass die vielen Aktenstücke und noch unbearbeiteten Notizen eingehend besprochen wurden, dass ich in grossen Zügen einen Vortrag hielt und auf das dringendste aufmerksam machte. Mein Herr Kollege hatte Befehl, auf alles zu verzichten. Dass ich imstande gewesen wäre, bei der Uebergabe so mitzuwirken, wie es notwendig war, werden die Beamten, wenn sie auch nicht die letzten Massnahmen ganz beurteilen können, bekunden. Ihnen schüttelte ich nicht ohne innere Bewegung einzeln die Hand und sagte ihnen in wenigen Worten meinen Dank. — „Herr Kommissar, Sie haben uns scharf herangenommen, aber unter Ihnen ist es eine Freude zu arbeiten.“ Dies bleibt in meiner Erinnerung und ist mehr als Befriedigungen und Genugtuungen, wie sie gewöhnlich Beamten für treue Dienste zu teil werden.

Nun, ich glaube, ich brauche nicht weiter zu erklären, dass die Blättermeldung, ich habe Leuten, die mich telephonisch ansprachen, zugerufen, sie seien verhaftet, eine infame Lüge ist, und ich erwarte, dass mir im einzelnen diese Blätter Berichtigungen ersparen und mir Gerechtigkeit zu teil werden lassen. Nach all den sonderbaren Pressmitteilungen, die abzuwiegeln und abzulenken suchten und entschieden nicht Objektivität zu wahren wussten, weiss ich aber nicht, ob es aller Orten geschehen wird. Es sind Kräfte am Werk, die meine Tatkraft kennen und sie deshalb lahmlegen wollen. „Hüten Sie sich!“ rief der Unbekannte nachts in der Eisenacherstrasse. Wenn dieser Ruf als Echo zurückschallte? — Mystifikationen! Das scheint heute ein Verteidigungsmittel der Verbrecher und ihrer Helfershelfer zu werden. Ich habe davon schon ein Etwas in der Nardenköttersache verspürt; denn in dem Moment, als ich heraushatte, wohin Briefe Nardenkötters gingen, erschien eine kleine Pressnotiz. Die Warnung hatte gewirkt, und ich fing von vorne an. Eine der jetzigen Mystifikationen bringe ich als ersten privaten kriminalistischen Seitensprung.

Und nun noch kurz zu den in bestimmten Blättern mir gemachten Vorwürfen der Festnahme des Rechtsanwalts Caro und späteren Rehabilitierungsbestrebungen. Ich kenne Herrn Caro seit langem, schon aus der Nardenköttersache. Er war der Berater der Frau Nardenkötter, welche nach der Flucht ihres Mannes streng observiert wurde. Man wird sich ja der tagelangen Verhandlungen gegen Nardenkötter noch erinnern. Und weiter ist es der Oeffentlichkeit ja wohl bekannt, dass vor kurzem das Bankhaus Borck u. Co. in Liquidation trat, wo ich Herrn Caro als Liquidator antraf. Was aus dem Untersuchungsverfahren gegen die Inhaber Borck und Mitzlaff geworden ist, wahrhaftig, ich weiss es nicht. Tatsache ist es aber, wie man weiss, dass diese Firma in kleinerem Massstabe den Gimpelfang betrieb, wie jetzt Friedberg mit seinem „Ratgeber auf dem Kapitalmarkt“. Da gab es auch Reisende durch die deutschen Gaue, die so naiv sein wollten, alles für reell und gut in der Zentrale zu halten. Auch damals kam, wenn ich nicht irre, die Börse und schrie: Borck u. Co. sei kein Bankier. Wie jetzt bei Siegmund Friedberg. — Warum führte man jetzt aber nicht gleich andere Namen mit auf, oder gehört z. B. Charlottenburg nicht mit zum Bannkreis?

Ich bin auch wohl sonst mit Herrn Caro zusammengetroffen, und haben wir gegenseitig persönlich niemals Antipathien gehabt. Das kam auch zum Ausdruck in der ganzen Art und Weise, wie diese vorläufige Festnahme vor sich ging. Am Abend des 12. Februar teilte ich ihm meinen Entschluss mit. So etwas erfordert immer ein Mass Ueberwindung; denn man greift nicht leicht in die Freiheit eines Menschen ein. — Hochachtung, wie Herr Caro meinen Entschluss aufnahm: „Herr Kommissar, ich habe das erwartet. In Ihrer Stelle würde ich auch so handeln, womit allerdings nicht gesagt werden soll, dass ich mich schuldig fühle. Ich bin Rechtsanwalt und werde mich zu verteidigen wissen. — Ich verzichte auf die Protokollierung der Vernehmung und staune, was hier geleistet wird.“ Ist es nicht so Herr Rechtsanwalt Caro? — Die Hauptverhandlung wird es beweisen, dass ich nach den ganzen Umständen recht tat, zur vorläufigen Festnahme zu schreiten. Dringende Verdachtsmomente in verschiedener Hinsicht waren gegeben, und ich zog auch noch in letzter Stunde den gerichtlichen Bücherrevisor Herrn Kruse hinzu, der in dem Punkte, in welchem ich ein Gutachten erbat, solches abgab, und hierin meine Ermittelung bestätigte. Vom Sachstandpunkt aus verstehe ich nach wie vor nicht die baldige Haftentlassung, allerdings mag ich schärfer sehen, wie es die verantwortlichen Organe taten. Wenn ich an den Menschen dagegen denke, so freut es mich, dass er die Luft der Freiheit atmet, und ich habe mich nicht gescheut, dem Herrn die Hand zu reichen, als ich ihn später in einem bekannten Restaurant beim Vorübergehen sitzen sah, und mich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Man rief mich von meinem Posten; und es trat — das ist gar kein Zweifel — eine verhängnisvolle Stockung in der Verfolgung Friedbergs, ein Systemwechsel, ein. Wer weiss, ob nicht Friedberg zurückgekehrt wäre, wenn er und sein zurückgebliebener Anhang Schritt für Schritt meine Einkreisungstaktik weiter gespürt hätten. Und wäre er nicht selbst zurückgekommen, — nun, wer will beweisen, dass ich ihn nicht ein zweites Mal aufgespürt hätte, ohne dass eine Freundes- oder Judasdepesche den faktischen Erfolg verdorben hätte.

Der Kriminalist steht bei einer Aufgabe wie dieser wie ein Soldat im Kampf. Dieser hat geschworen, sein Leben zu lassen, und der Beamte soll nicht einmal zeitweilig ohne Rücksicht auf seine Gesundheit seine Stellung behaupten, wo es sich darum handelt, den begaunerten Mitbürgern Genugtuung zu schaffen?

Ich meldete als Detachementsführer, dass die Truppe gesund und voller Kampfesfreude sei und an Terrain gewinne, trotzdem aber kommt vom Kommandierenden der Befehl zum Abbruch des Gefechts.

Was geschieht in solch einem Falle? Seine Majestät der Kaiser bekommt Meldung, und der Kommandierende wird kriegsgerichtlich erschossen!

Dr. Hanns Hannsen*):
Schauspielkunst und Kinderkomödie

> Mein Kind, wir waren Kinder;
> Zwei Kinder klein und froh!
> Wir krochen in's Hühnerhäuschen,
> Versteckten uns unter das Stroh
> Die Kisten auf unserm Hofe,
> Die tapezierten wir aus
> Und wohnten drin zusammen
> Und machten ein vornehmes Haus.
> (H. Heine.)

Ante lentem augere ollam. Es ist töricht, einen Topf zu nehmen, bevor man Linsen hat. Ebenso richtig wird es sein, zu sagen: Es ist Unsinn über Kinderkomödien zu schreiben, bevor man sie besitzt. Denn weder die Blaustrumpfarbeiten à la Sofie Hennig, noch die mit plumpen Theaterfäusten gezimmerten Märchenstücke Görners, noch all die unseligen Souffleurarbeiten (Honny soit, qui mal y pense!) sind Kinderkomödien, wie sie sein könnten und sollten. Aber nichtsdestoweniger wird man über diese Sache schreiben können, weil ich glaube, dass ein gut Teil des in den gebräuchlichen Kinderstücken steckenden Märchenodems, für den allerdings die Verfasser selten verantwortlich zu machen sind, dem kindlichen Zuhörer gerettet werden kann, wenn sich der Regisseur bemüht, ihn durch geeignete Rollenverteilung und Inscene für die kindlichen Begriffe wirksam und für die Kinderseele aufnahmefähig zu machen. „Kinder"-Komödie! Auf dem Wort schon lastet ein Fluch. Jeder drückt sich, wenn er kann. Der erste Regisseur hält es unter seiner Würde, eine „Kinder"-Komödie einzurichten; Erfolg: der weniger gewandte Aushilfsregisseur erhält das Kommando. Das „erste" Fachmitglied bedankt sich für den „Kinder"-Ulk; Ergebnis: zweite und dritte Fächer werden mit den ersten Rollen beglückt. Das ist grundfalsch, weil, wie es doch meistens der Fall ist, die Ausführenden nicht nur numerisch, sondern auch qualitativ die angegebene Stelle im Kunstkörper einnehmen. Für Kinderkomödien sei aber ein erster Regisseur und ein erstes Mitglied nicht zu schade, genau wie bei einer anderen ernst zu nehmenden Vorstellung. Denn wenn auch, literarisch genommen, die vorhandenen Kinderstücke gar keine Bedeutung geniessen und für die Kinderpsyche im besonderen nicht eigentlich wertvoll sind, so sind sie doch in Ermangelung etwas besseren sorgfältig zu behandeln, denn die Notwendigkeit von Kinderstücken ist künstlerisch gegeben. Eine liebevolle, der Kinderseele angepasste Wiedergabe dürfte manche Saite in der knidlichen Brust zum erklingen bringen, deren Taste nicht im Texte oder im Gehalt des Stückes, sondern in der Brust des Darstellers liegt, der über die nötigen technischen Mittel verfügt, sie anzuschlagen. Denn das Kind wird nicht wie der Erwachsene eine Andeutung verstehen (die auch ein minder guter Schauspieler geben kann) und dann von selbst entwickeln und fühlen. Es fühlt nur das, was es versteht. Und zu seinem Verstehen bedarf es nicht, als nur einer Anregung, die dem Erwachsenen bei seiner grossen Auffassungsgabe genügt und ihm auch ein schlecht wiedergegebenes Stück immerhin noch genussreich macht. Und dann ist hier als wichtigster Zweck, als heiliger Zweck, der Einfluss auf eine Kinderseele, auf ihr Träumen, Schauen, Sehnen, Spielen und Erfassen ein so edler und schöner, dass es einfach unbegreiflich ist, wie ein Künstler, einer, der es im Innersten, in seinem Denken, Streben und Fühlen ist, nicht einer, der es nur durch äusserliche Handlungen scheint, sich diesen wunderbaren Genuss versagt, den Kindern die goldene Märchenpforte zur verschwiegenen Seligkeit zu öffnen, über den Herzschlag eines kleinen Wesens wie ein König zu herrschen. Und sei es auch nur, um in dem Grade der Wirkung auf die kindlichen Zuhörer einen Massstab für die eigne Kunsthöhe zu haben. Denn man glaube ja nicht, Kinder leicht gewinnen zu können. Sie sind in dieser Beziehung die unbarmherzigsten, naivsten und automatischsten Kritiker. Was ein Kind fesselt, das trägt den Stempel heimlicher Schönheit und lauterer, keuscher Kunst von Gotteswegen an sich. Und das Naiv-Selbstverständliche, das Kindlich-Natürliche, das jede Kunst, die zwingen soll, haben muss — der Darsteller wird sich dies nirgends besser aneignen und erhalten können, als wenn er zu keuschen Herzen spricht. So ist eine Kinderstückrolle ein Wertmesser und eine Läuterung für den Schauspielkünstler.

In anderen Fällen wird die Scenographie eines Kinderstücks dem Regiekomiker übertragen. Dieser wird ja in seinem Spezialfach ein brauchbarer Spielleiter sein. Aber der Fehler seiner Verwendung als Spielleiter einer Kinderkomödie wird ein um so grösserer, schwererer und unverzeihlicher werden, je besser und brauchbarer der Regisseur als Komiker ist. Es ist bekannt, dass unsre heutigen Komiker (Ausnahmen bestätigen nur die Regel) für ernste oder feinere Sachen ein wenig gutes Material abgeben. Das liegt aber nicht am Fehlen künstlerischer Fähigkeiten eines derartigen Rollenvertreters, sondern an Umständen, für die nur der heutige Tiefstand unsrer lachenden und scherzenden Muse, die auf groben Effekt gearbeiteten Situationen und Rollen, der Geschmack des Publikums für

---

*) Dieser Aufsatz ist dem soeben im Xenien-Verlag zu Leipzig erschienenen Buch: Beiträge zur Technik der Bühnenregiekunst von Dr. Hanns Hannsen, mit Buch-Buchschmuck des Verfassers vornehm broschiert Mk. 2.—, in Leinen geb. Mk. 3.— und in Leder geb. Mk. 4.50 entnommen.

Harlekinaden statt Menschendarstellung und die dadurch notwendig wachgerufene Verleitung zum Uebertrumpfen, zu Verzerrungen, zum Clowntum, verantwortlich gemacht werden können. Sage mir, mit was du umgehst . . . . Diese Eigenschaften werden sich auch in das Kinderstück hinüberziehen und die Befriedigung der kindlichen Zuschauer durch markantes Unterstreichen und Heraus- von Spässen (die ja oft den Unwert einer Kinderkomödie bedingen), denen das kindliche Gemüt meisthin ferne steht, zu erreichen suchen. Und über Fehler und Mängel der Darstellung, die dadurch verschärften Schwächen und Albernheiten des Dargestellten, über das Nichtvermögen, der kindlichen Psyche gerecht zu werden, wird dann als Mantel der selbstgefälligen Liebe ein ungeheurer maschineller Aufwand von Koulissen, Zaubereien, Projektionen, Flitter und stolzen Ballettwaden und -Posen ausgegossen. Die herrschende Praxis, die Kinderkomödien als etwas Unwesentliches im Theaterbetriebe und demgemäss zu behandeln, hat seinen Grund nicht darin, dass etwa Direktor und Darsteller die Schwäche und Albernheit mancher Machwerke oder einzelner Stellen in den Stücken herausfühlen. (Nein! Dafür bieten sie anderseits die so beliebte Gelegenheit, viel Prunk zu entfalten und dadurch auch „grosse Kinder“ anzulocken. Denn dann müssten sie, zum Segen der Menschheit, alle andern Bühnenschmarren und Rollen, die oft in ihrer Schalheit mancher „Kinderkiste“ das Wasser nicht reichen können, ex cathedra Petri verdammen. Der Grund ist nur die liebe Eitelkeit der Schauspieler, die sich gerne zum läppischsten Zweck hergeben, wenn der Beifall Erwachsener winkt, während der Kinderjubel, den sie nicht mit der nötigen Feierlichkeit quittieren können, für sie wertlos ist. Sie haben es verlernt, die zarten Regungen einer Kinderseele, staunend fragende Augen, glühende Wangen, verlangend ausgestreckte Händchen als impulsiven, aber nicht geregelten und geleiteten Beifall der kleinen Zuschauer in Dankeswerte — wertvolle Dankeswerte — einzuwechseln. Sie versagen sich in falscher Verblendung den wie ein Gebet wirkenden Genuss, in ein wachsendes Menschenherz einen Sonnenstrahl ihrer Kunst zu werfen, auszukosten. Das mangelnde Interesse der Darsteller daraus herzuleiten, dass die Kinderkomödie meist neben dem sonstigen Tagespensum erledigt werden muss, mag nur zum kleinen Teile zutreffen, aber den Künstler nicht entschuldigen. Denn er wird sich — selbst bei gleichen Verhältnissen — wieder um eine Rolle in dem schofelsten Literaturmachwerk streiten, wenn sie nur „dankbar“ ist, d. h. ihm gestattet, möglichst nach jedem Akt vor dem Vorhang zu erscheinen.

Wenn neuere Bestrebungen, die Kinderkomödiendichtung zu reformieren — Bodo Wildberg: „Heilfried“ und „Rosa Margarete“ in Dresden und Prag; auch Marx Moeller — ihren verdienten Erfolg nicht über einen lokalen Bezirk hinaustragen, so ist die Schuld dafür (neben dem alten, guten Schlendrian im Theaterbetrieb) dem mangelnden Verständnis für die moralische und paedagogische Wichtigkeit der Kinderkomödien und der unkindlichen, fehlerhaften Wiedergabe derselben zuzuschreiben. Die Theater, die doch als wichtiger kultureller Faktor im Gemeinwesen betrachtet werden, müssten deshalb gehalten sein, einen Teil der Volksvorstellungen als Kindervorstellungen (und das nicht nur zur Weihnachtszeit) herauszubringen, denen auch, die notwendige Reform durchzuführen, revidierte Texte und wirkliche Kinderdichtungen zugrunde zu legen wären. Damit wird auch der wichtigste Teil des Zweckes der Volksvorstellungen in idealer Weise erfüllt. Cujus regio, ejus religio.

Das wäre, allgemein betrachtet, schon ein Weg zur Besserung bei den jetzt gebräuchlichen Wiedergaben. Aber die Aufnahmemöglichkeit und Wirkung einer Kinderdichtung wird wesentlich gesteigert, wenn mit der sach- und vernunftwidrigen Inszenierung gebrochen wird, die jetzt noch die Theater beherrscht. Ist es schon ein grober Fehler der Dichtung, dass sie häufig ihren Zweck, Kindern zu dienen, vergisst, so wird der Fehler geradezu zum Verbrechen, die Dichtung auch nach den für Erwachsene üblichen Leitsätzen zu inszenieren. Die ganze Begriffswelt und Anschauung des Kindes ist von der des Erwachsenen verschieden und nach dem Grade dieser Verschiedenheit wird man auch die von der täglichen Norm abweichenden Mittel ergreifen müssen, damit sie innerhalb der kindlichen Anschauungs-, Begriffs- und Gefühlswelt bleiben.

Wenn Froebel vom Spiel der Kinder verlangt, dass es ihren Sinn üben, den Geist beschäftigen und sie sinnig mit der Natur und Menschenwelt bekannt mache, so kann diese Forderung auch restlos auf die Kinderkomödie übertragen werden. Sie zu erfüllen ist zwar auch die Aufgabe des Kinderdichters. Er schaltet aber bei der Aufführung von Kinderkomödien direkt aus, da die Kleinen nicht immer lesen können und auch noch nicht die Fähigkeit haben, eine fremde, abstrakte Gedankenwelt zu verstehen oder zu fühlen. Sie sind auf die konkrete Gedankenwelt der Wiedergabe angewiesen. Deshalb hat auch der Regisseur diese Forderung verantwortlich zu erfüllen, als (vom Kinde unbemerkter) Dolmetsch des Dichters. Gelingt es ihm, das Kind, das sich immer als Mittelpunkt der Handlung dünkt (ähnlich wie in seinen täglichen Spielen mit Puppen oder Soldaten), in seiner Illusion zu lassen und sie zu vermehren, dann erreicht er den genetischen Zweck, den er beim Kinde zu erfüllen hat. Er muss deshalb in erster Linie, alle ihm sonst dienenden technischen Hilfsmittel auf das Aller-Allernotwendigste beschränken — nicht auf phantastische Höhe hinaufschrauben — und nur die natürlichsten Erscheinungen, die dem grübelnden Geiste des Kindes noch Rätsel aufgeben, verwerten. Denn im Gegensatz zum Erwachsenen, der durch eingehendere Anwendung der technischen Hilfsmittel gerade seine Illusion erreicht, und den Ursachen oder Wirkungen deshalb nicht stören, weil er sie meist begreift oder kennt, wird das Kind, das noch dieser Folgerungen bar ist, dadurch in seinem selbstschöpferischen Traume gestört. Der Erwachsene empfängt die Illusion, das Kind aber überträgt dieselbe von sich auf den Gegenstand. Und die märchenhafteste Pracht erreicht nicht die kühne zauberstarke Phantasie eines Kindes, das in einem selbstgeformten Sandhaufen ein Königsschloss, in dem darauf einherkrabbelnden, selbstgefangenen Goldlaufkäfer einen König sieht. Unbeholfene, einfache Striche — ein „Kasten“, eine „Null“ darauf, vier „Balken” an den Ecken und der Mensch ist fertig; so wie er sich dem Kinde spiegelt. Und eine Verwechselung mit einem von demselben oder einem anderen Kinde gezeichneten Tiere bleibt ausgeschlossen. Das Kind erfasst also immer nur das Typische, das Wesentliche: das *grosse* Schloss von Sand, in dem der *schillernde* Käfer, der König herumspaziert. Rumpf, Kopf und Glieder machen den Menschen, das Tier. Das Fehlende ergänzt seine Phantasie besser und schöner, als das detaillierteste Kunstwerk. Für den Spielleiter heisst also die Forderung: *Vom unbedingt Notwendigen das Typische geben* (Manier *Wilhelm Busch*), *und alles zu vermeiden, was das Kind an ihm unsichtbare mithelfende Dritte erinnern könnte.* Es muss, ohne über seinen kindlichen Verstandesapparat hinausgehende Kräfte in Bewegung zu setzen, ohne sich lange mit Wie? und Warum? abzumartern, möglichst mühelos geniessen. Mit dem Auge sehen, mit dem Ohr hören. Dazu ist notwendig, alles in *die* Welt zu übersetzen, in der das Kind lebt. *Historische Unterschiede* kennt es nicht und wird sie auch nicht verstehen. Ein Bettler in einem, wenn auch zerlumpten, *bunten* Gewande vergangener Zeiten bleibt ihm fremd und unwahr. Für das Kind ist Farbe gleichbedeutend mit Glanz und Vornehmheit. Einen König, einen Vornehmen stellt es sich in *buntem* Kleide vor, den einfachen Bürger, den Armen, in unscheinbarem, *farblosem* Rock. Denn es hat Gelegenheit, die bunten Uniformen der Soldaten, Beamten, der Fürsten, der vornehmen Lakaien, den unfarbigen Alltagsrock des Arbeiters und Bürgers zu sehen. Es genügt also, dem Kinde den äusseren Unterschied im Range zu zeigen durch die Pracht der Farbe — die ihm dann auch das devote Verhalten der einzelnen Personen im Spiel ohne weiteres erklärt. (Fortsetzung folgt,)

Bücher-Rundschau

Korfu und das Achilleion. Erlebtes und Erlauschtes. Von Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen und einer mehrfarbigen Karte. Berlin 1908, Ulrich Kracht, 2.50 Mk.

Die Verfasserin hat es verstanden durch warm empfundene Natur- und Menschenschilderung, humoristische Darstellung der Landeseigentümlichkeiten und interessante Berichte aus vergangenen Zeiten das Interesse für die Insel Korfu zu fesseln und deren stolzen Beinamen, die Perle des Mittelmeeres, zu rechtfertigen.

Reichster Bilderschmuck, mit besonderer Berücksichtigung des Kaiserschlosses Achilleion, unterstützt die anschaulichen Beschreibungen von Land und Leuten.

Ausserdem gibt Frau Therese Kracht alle nötigen praktischen Ratschläge und Anweisungen, sowohl für den Aufenthalt auf Korfu, wie auch für die Reise dorthin.

Das elegant ausgestattete, mit einer mehrfarbigen Karte der Insel Korfu versehene Buch eignet sich vortrefflich zum Reisebegleiter für alle, die eine Fahrt dorthin antreten, doch ist es ebenso von Wert für jeden, der zu Hause etwas mehr von der Insel und ihrer Eigenart erfahren möchte.

Neue Christoterpe. Herausg. von Adolf Bartels und Otto H. Frommel. XXIX. Jahrg. Halle a. S., Müllers Verlagsbuchhdlg. 1908. Preis eleg. geb. 4 Mk., mit Goldschn. 1,50 Mk.

Die Neue Christoterpe hat in den Jahrzehnten seit ihrem ersten Erscheinen sich einen grossen Kreis von Freunden und Lesern erworben, dass sie kaum noch einer Empfehlung bedarf. Dennoch mag auf diesen neuesten Jahrgang besonders hingewiesen sein, weil er nach Form und Inhalt gleich Treffliches enthält. Die prosaischen und poetischen Beiträge, teils belehrend, teils erbaulich, die einen voll tiefen Ernstes, die andern voll köstlichsten Humors, bieten durchweg gesunde, edle Kost für Geist und Gemüt; die meisten sind es wert, wieder und wieder gelesen zu werden.

Das Buch eignet sich vorzüglich zum Geschenk in gebildeten Kreisen.

Deine Pflicht zum Glück. Von einem Menschenfreund. Buchschmuck von H. Steiner. Leipzig, Theod. Thomas. 2 Mk. Geb. 3 Mk.

Der Verfasser, ein höherer preussischer Regierungsbeamter, der seine Anonymität gewahrt zu wissen wünscht, leitet den Ursprung des menschlichen Verlangens nach Glück, nicht nach äusseren Genüssen, sondern nach vollendeter innerer und äusserer Harmonie von dem Entwickelungsproblem ab, dem er ganz neue Gesichtspunkte abzugewinnen weiss. Ueber die Fragen der Rassen- und Volksideale der Gesellschaft, Kultur, Erziehung und der geschlechtlichen Trennung gelangt er zu einer dogmenfreien Religion als Höchstes, das zu den Idealen der Wahrheit, Freiheit und Schönheit führt.

Trine, Ralph Waldo, In Harmonien mit dem Unendlichen. Autoris. Uebersetzung aus dem Engl. von Dr. Max Christlieb. Stuttgart, Verl. von J. Engelhorn 1907. Eleg. geb. 3,50 Mk.

Die grosse Grundwahrheit des Menschenlebens ist die, dass wir unsere Einheit mit dem unendlichen Leben bewusst erkennen und uns seinem göttlichen Einströmen vollkommen öffnen. Diese Grundwahrheit ist allen Religionen eigen, in diesem Hauptsächlichsten stimmen sie alle überein und nur im Nebensächlichen differieren sie, so dass es nur einen kleinen Unterschied ausmacht, ob einer dieser oder jener besonderen Religionsform angehört. Die heiligen Schriften in den verschiedenen Religionen stammen alle aus derselben Quelle und die Stifter der Religionen waren alle, wenn auch nicht in demselben Masse, inspiriert; aber nicht so, dass auch wir nicht zu derselben Höhe gelangen könnten, der Vereinigung mit dem Geiste des unendlichen Lebens, der unendlichen Liebe, Kraft, Erleuchtung und Weisheit, in welcher das Geheimnis ruht aller Gesundheit und Freude des Leibes und der Seele.

Diese in dem Trine'schen Buche ausgeführten und in eine schlichte, edle Sprache gefassten Gedanken erinnern unwillkürlich an die mancher mittelalterlicher Mystiker, nur dadurch von jenen unterschieden, dass ihnen nichts Weltflüchtiges anhaftet, in der andern Hinsicht ihnen gleich, dass sie ebenso pantheistisch sowohl einer tieferen Erkenntnis von dem Wesen der Sünde ermangeln als auch des Bewusstseins, dass der Mensch nie und nimmer sein eigener Erlöser sein kann.

Der Gegensatz zwischen biblischem Christentum und des Verfassers allgemeiner, aus dem Menschen selbst entspringenden Religion liegt somit klar zutage, aber niemand wird dies Trine'sche Buch, dessen deutsche Uebersetzung eine sehr gelungene ist, aus der Hand legen, ohne von ihm eine Bereicherung seines religiös-sittlichen Denkens und Lebens empfangen zu haben.

Der Monismus und seine Ideale. Von Dr. Joh. Unold. Leipzig, Theod. Thomas. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Der 2. Vorsitzende des Deutschen Monistenbundes sucht in dieser Schrift die dem Monismus seitens seiner Gegner gemachten Vorwürfe zu widerlegen und zu beweisen, dass die monistische Bewegung darauf abziele, eine neue Zeit geistig-sittlichen Fortschrittes und idealen Aufschwunges vorzubereiten.

Alfred Rethel, 16 Zeichnungen und Entwürfe mit einer Einleitung von Walter Friedrich.

Hans Thoma. Ein Buch seiner Kunst mit einer Einleitung von Wilhelm Kotzde.

Vom Heiland. Ein Buch deutscher Kunst.
Herausgeggeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Verlag von Jos. Scholz in Mainz 1907. Preis des einzel. Heft. 1 Mk.

Die Freie Lehrer-Vereinigung für Kunstpflege hat sich die Umarbeituug guter Volkskunst zur Aufgabe gemacht, und mit welch' feinem Verständnis das geschieht, dafür liefern auch diese 3 Hefte wieder den besten Beweis. Das 1. Heft enthält 16 Bilder, welche die herbe Grösse und innere Wahrhaftigkeit der Rethel'schen Kunst deutlich erkennen lassen und auch in dieser Wiedergabe von ergreifender Wirkung auf den Beschauer sind, während gerade dieser Künstler mit seinem tiefeindringenden Blick in Natur und Menschenseele dem Fühlen und Empfinden des deutschen Volkes noch viel vertrauter werden muss. Das 3. Heft endlich mit 19 Bildern verschiedener Künstler von Dürer bis auf Mackensen ist im besten Sinne des Wortes ein künstlerisches Erbauungsbuch, das die Gesten des Heilands in ihrer segensvollen Macht dem Auge und Herzen unmittelbar nahe bringt.

Die Ausstattung der Hefte, deren ersten beiden eine treffliche Einleitung vorgedruckt ist, ist vorzüglich und der Preis so niedrig, dass jeder Freund echter Volkskunst es sich angelegen sein lassen sollte, nach Kräften zu ihrer weitesten Verbreitung mitzuhelfen.

Neuerschienene Bücher und Tonwerke

Münz, Dr. Wilhelm: Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder. Verlag von J. Kauffmann in Frankfurt a. M. 1907. 2,50 Mk.

Champol: Schwester Alexandrine. Preisgekrönter Pariser Roman. Verlag von J. P. Bachem in Köln a. Rh. 3 Mk.

Siking, Franz: Die Rose von Urach (Schillers dritte Tragödie). Historischer Roman. 3. Auflage. Verlag von Max Altmann in Leipzig.

Herbert, M.: Aus unseren Tagen. Roman. Aus den Familien-Erinnerungen des Grafen Moritz Bisendal. Der hässliche Tag. Novellen. 2. Auflage. Verlag von J. P. Bachem in Köln a. Rh. 3 Mk.

Krane, Anna Freiin von: Magna Peccatrix. Roman aus der Zeit Christi. Verlag von J. P. Bachem in Köln a. Rh. 4 Mk.

Lichtenberger, Franz: Meine Verse aus den Jahren 1901 und 1905. Verlag von K. G. Th. Scheffer in Leipzig-R.

Koskenniemi, W. A.: Gedichte. Aus dem Finnischen übersetzt von Johann Jakob Meyer. E. Pierson's Verlag in Dresden. 1 Mk.

Baudelaire, Charles: Die Blumen der Bösen. Eine Anthologie deutscher Uebertragungen. Mit einer Vorrede Baudelaire's herausgegeben von Erich Oesterheld. Verlag von Oesterheld u. Co. in Berlin. 1 Mk.

Funke, Berthold: Gedichte. Verlag von Max Altmann in Leipzig. 1907.

Kracht, Therese: Korfu und das Achileion. Erlebtes und Erlauschtes. Mit vielen Illustrationen und einer Karte. Verlag von Ulrich Kracht in Berlin. 2,50 Mk.

Ohlert, Arnold: Abbruch und Aufbau des Unterrichtssystems. 2 Bände. Erster Band: Zur Lösung des Bildungsproblems. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover-List. 1,50 Mk.

Lasswitz, Kurd: Seelen und Ziele. Beiträge zum Weltverständnis. Verlag von B. Elischer Nachfolger in Leipzig. 5 Mk.

Unold, Dr. Johannes: Der Monismus und seine freund. Buchschmuck von Hugo Steiner. Verlag von Theod. Thomas in Leipzig. 2 Mk.

Unold, Dr. Johannes: Der Monismus und seine Ideale. Verlag von Theod. Thomas in Leipzig. 2 Mk.

Katalog No. 206 von v. Zahn u. Jaensch, Antiquariat in Dresden: Deutsche Literatur von Gottsched bis über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Lyrik. Monatsschrift für Lyrik und Kritik. Red.: K. Fessel, Dr. E. E. Holscher, Dr. G. A. Neeff. 10. Jahrgang. No. 4 April, No. 5 Mai. Verlag von B. Minte, Berlin. à 50 Pfg.

Das literarische Deutsch-Oesterreich. Eine Monatsschrift für Literatur, Theater, Kunst und Politik. 8 Jahrg. 4. Heft April. Wien. 60 Pfg.

Das Cabaret. Zeitschrift für intime Vortragskunst im Cabaret, Varieté und Theater. Herausg.: M. Blochert. No. 1. Verlag von W. Wedekind, Berlin. 50 Pfg.

Verantwortlich für die Redaktion: Eugen Dreyer i. V, Berlin W. 57 / für Inserate: Carl Malcomes, Gr. Lichterfelde
Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57 Kurfürstenstr. 19

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur / Musik / Kunst und Kultur

Schriftleitung Eugen Dreyer

Verlag Otto Dreyer / Berlin W. 57 9. Heft des 77. Jahrgangs / Juni 1908

Leo Berg:

Das Mäzenatentum

In Bd. 19/20 der „Kultur“ hat der feinsinnige und kenntnisreiche Eduard v. Macher über das Verhältnis von „Fürsten und Künstlern“ hübsches Material zusammengestellt und manche vortreffliche Bemerkung gemacht.
Bei seinem tiefgehenden Persönlichkeitskult hat er auch hier auf das menschliche Verhältnis, in dem Fürsten zu Künstlern und zur Kunst standen, seinen Blick besonders gerichtet, so dass das Mäzenatentum bei ihm ein erhöhtes oder erweitertes Freundschaftsverhältnis ist, durch das Fürsten und Gemeinden, diese, sofern sie nicht zu unpersönlichen, entmenschten Massen werden, ihre Persönlichkeit und Individualität erhöhen und durchsetzen.

Die Einteilung seiner Schrift nach Künsten ist etwas äusserlich. Das Mäzenatentum selbst hat er nicht analysiert.

Ich habe in meiner Schrift „Kunst und Kapitalismus“ („Gefesselte Kunst“ Berlin 1901) das Mäzenatentum als eine der drei wirtschaftlichen Bedingungen und Voraussetzungen betrachtet: entweder der Künstler hat selbst die Mittel und die Stellung in der Gemeinschaft, die ihm gestatten, sich auszuleben, er hat was er braucht, die eigentliche Unabhängigkeit in der Kunst, er gehört zu den Besitzenden und Mächtigen. Oder er erhält, was er braucht, durch andere (das Mäzenatentum), oder endlich er braucht nichts (die Bohème), steht ausserhalb der Gesellschaft. Ganz rein kommen diese drei Wirtschaftsformen wohl nur ganz selten vor, und dann jedenfalls nur in rein wirtschaftlicher Hinsicht. Auch der Besitzende und der Bohèmien bedarf noch der Förderung durch andere, auch der Günstling von Fürsten und Mäzenen hat seine Unabhängigkeit.

Die vielerlei Arten der Förderung, die ein Künstler erfährt, auf die er jeweilig angewiesen ist, gibt eine schon rein äusserliche Verschiedenheit des Verhältnisses von Künstler und Mäzen, von Mäzenatentum. Die Lebensmittel, die ein Reicher dem darbenden Künstler gewährt, sind ja nur eine Art der Unterstützung. Oft hat diese garnichts mit der Kunst zu tun, und mancher wohltätige Mensch wird nur aus Versehen Mäzen genannt, weil der von ihm Unterstützte zufälligerweise Künstler ist. Er meint den alten gebrechlichen, blinden Mann, den er auch unterstützen würde, wenn er statt Geige zu spielen, oder Verse zu machen, Körbe flechete. Und er dient der Kunst, vielleicht ohne es selbst zu wissen. Noch häufiger geschieht das Umgekehrte, dass die Unterstützung, die dem Künstler und somit der Kunst zugedacht, nicht dieser, sondern nur dem Menschen und seiner Familie zugute kommt, weil der Künstler ja oft erst dann seinen Mäzen findet, wenn er ihn gar nicht mehr braucht, wenn er innerlich schon fertig ist und aufgehört hat zu schaffen. Ganz abgesehen von den Fällen, wo es sich eigentlich nur um eine Art Schweigegeld handelt, wenn man das Verstummen und nicht das Schaffen fördern will, was aber nicht hindert, dass man damit doch wieder der Kunst dient, wenn nämlich der Künstler so berühmt und so schwächlich geworden ist, dass er durch seine Arbeiten die Entwickelung nur aufhält und das Niveau herunterdrückt. Wenn Fürsten revolutionäre Dichter unterstützen, so tun sie es oft ausgesprochenermassen zu dem Zweck, ihr revolutionäres Pathos zu zügeln.

Die Lebensmittel sind aber nur eines neben vielem, was der Künstler gebraucht. Das Mäzenatentum, das diese beschafft, ist nur eine Form der Wohltätigkeit. Ein anderes sind die Kunstmittel, die nicht immer durch das so erhaltene Geld beschafft werden können. Hier wird oft der Künstler oder Kunsthandwerker der Mäzen eines andern, dadurch, dass er diesem ein Mittel schafft oder sich selbst zum Mittel der Kunst macht; z. B., der mit Rücksicht auf die besonderen Bedürfnisse eines Komponisten, seine Kapelle einschult, der Instrumentenmacher, überhaupt der Techniker, der das Handwerkszeug für eine Kunst oder einen Künstler erst schafft, der Mensch, der sich aus Begeisterung für die Kunst, den Künstler oder sein Werk, zu seinem Werkzeug hergibt. Hier stellt sich das Verhältnis von Künstler und Mäzen, was die gesellschaftliche Rangstufe anbetrifft, also gerade umgekehrt dar. — Der Künstler braucht aber auch geeignete Stoffe zum Wirken. Und damit kommen wir, wie auch Mayer betont, zum höchsten Mäzenatentum. Da unsere modernen Künstler ihre Stoffe heute grösstenteils aus der Geschichte, der Natur, der Gesellschaft nehmen, so wissen wir nicht mehr, was ein Fürst, ein Heros, eine grosse Persönlichkeit dem Künstler bedeutet. Höchstens noch in bezug auf die Schönheit, das Weib und die Liebe. Was der Maler einer Frau, die ihm ihren schönen Leib zum Modelle leiht, was der Dichter den Gefühlen verdankt, die ihm ein Mädchen einflösst, das ist das einzige, was unsere bürgerlichen Künstler noch von diesem Mäzenatentum wissen. Goethe erkannte noch, was Friedrich der Grosse für die deutsche Literatur bedeutete, weil er ihr einen grossen Gegenstand, ein hohes Vorbild gab. Der letzte grosse Mann, der in solcher Weise auf die Phantasie der Zeitgenossen gewirkt hat, ist Napoleon. Bismarck hat das Kunstschaffen seiner Zeit schon nicht mehr beeinflusst. In einer bestimmten, bewiesenen Epoche der Literatur aber ist der Fürst, sein Leben, seine Taten, der eigentliche Gegenstand des Dichters und er verdankt ihm mehr als nur Schutz und Lebensunterhalt.

Auch hinsichtlich des Stoffs wie der Kunstmittel gibt es die drei Möglichkeiten der Kunstvoraussetzungen, von denen ich oben sprach. Ein innerlich sehr reifer Dichter bedarf der Stoffe und selbst der Anregungen nicht. Dasselbe gilt von jeder Art des Mäzenatentums, d. h. dessen, was dem Künstler gewöhnlich von aussen kommen muss, so eine Unterstützung hascht z. B. der Ruhm. Von selbst kommt der ja fast nie. Es muss immer einer da sein, der vorangeht, der durch seinen Einfluss, seiner Stellung, seinen Eifer für sein Bekanntwerden sorgt. Der Entdecker, der Kritiker, der Geschäftsmann, der ältere schon berühmte Genosse, wird oft der eigentliche Mäzen des Künstlers, namentlich in unserer Zeit, da der Ruhm sofort den Mäzen entbehrlich macht. Auch für die innere Wirksamkeit des Künstlers muss in gleicher Weise erst gesorgt werden. Das tut der Kritiker, eine Gemeinde, eifrige Frauen usw. Zuweilen braucht er ja bloss aufzutreten und hat gleich Erfolg, Publikum, Verständnis von selbst. Aber in den allermeisten Fällen ist die Verbindungsbrücke mit dem Publikum, mit Gegenwart und Zukunft erst herzustellen. Und der das tut, ist der wichtigste Mäzen. Man muss ihn aber unterscheiden von demjenigen, der nicht dem Künstler ein Publikum, sondern dem Publikum eine Kunst beschafft wie die römischen Kaiser, die sich durch Bart und Spiele populär machten, oder die modernen Mäzene, die viel mehr Volks- als Kunstfreunde sind, in dem sie grossen Kreisen und besonders den Aermeren bestimmte Werke der Kunst umsonst oder sehr billig liefern. Denn sie wirken fast niemals auf das Schaffen ein, sondern vermitteln nur die Verbreitung und wirken auf die Kunst nur indirekt dadurch ein, dass sie vielen Künstlern Brot verschaffen, besonders aber dadurch, dass sie oft künstlich, Kunstbedürfnisse im Volke wecken, so dass der neue Künstler ein vorbereitetes, gestimmtes, empfangsfreudiges Publikum antrifft, wenn er kommt. Nur dass dies meist die Kunst von gestern, nicht die von morgen erwartet. Aber auch das wird zuweilen die Voraussetzung künstlerischen Aufschwungs.

Diese verschiedenen Funktionen des Mäzens können natürlich in einer Person sich vereinigen. Gewöhnlich fallen sie aber auseinander. Was das menschliche Verhältnis zwischen Mäzen und Künstler betrifft, so müssen wir unterscheiden zwischen Besteller, Vermittler, Dilettanten, Bundesgenossen und Freund. Der Besteller oder Auftraggeber ist dem Künstler oft wichtiger als die Kunst, je nach dem künstlerischen Bildungsgrade und dem Geschmacke, den er beim Auftrag bekundet. Der Vermittler, von dem ich schon sprach, ist der Kritiker, Geschäftsmann und Volksfreund, der dem Künstler ein Publikum, dem Publikum eine Kunst beschafft, der Volk und Künstler zusammenbringt, oft sogar erst versöhnt. Das wichtigste Mäzenatentum liegt eigentlich im Dilettantismus, d. h. jenem Zustande künstlerischer Ohnmacht, in dem die Erlösung durch die Kunst oder eine bestimmte Kunst ersehnt wird, wo man einen künstlerischen Ausdruck sucht, aber noch nicht findet. Sofern dieses Gefühl nicht durch Neid verunschönt wird oder sonst Verwirrungen eintreten, wird der Künstler, der das sagt, was den andern unausgesprochen auf der gelähmten Zunge liegt, als die Erfüllung der Zeit begrüsst. Ist dies Gefühl allgemein geworden und gleichartig, dann findet der Künstler sofort sein Publikum. Gewöhnlich aber, zumal bei wirklichen Erneuern der Kunst und eigenartigen Individualitäten, ist es erst in einigen lebendig, die wenn sie ihren Künstler finden und die Macht dazu haben, seine Mäzene werden und nun nicht mehr aus Gutmütigkeit, Modesucht usw., sondern aus jener Not heraus den Künstler beschützen, wie die Frau ihr Kind beschützt, nicht um des Kindes, sondern um ihrer selbst willen.

Ganz anderer Art als dieses Mäzenatentum, für das etwa das Verhältnis des Bayernkönigs Ludwig zu Richard Wagner ein gutes Beispiel gibt, ist das Verhältnis der mittelalterlichen Fürsten zu ihren Sängern, z. B. Walther von der Vogelweide, Blondel, Bertram de Born usw., die ganz wörtlich ihre Sänger waren, Streitgenossen, die für sie so scharfes Wort führten wie andere Ritter scharfe Schwerter, Parteimänner, sogar im höheren Sinne Journalisten, von denen her das Wort stammt: wes' Brot ich esse, des Lied ich singe. Sie sahen darin durchaus keine Mache und brauchten das nicht, denn es waren entweder ihre angestammten Fürsten, für die sie sangen wie sie fochten, oder sie waren Parteigenossen, z. B. im Streit gegen die Kirche, oder sie wählten zwischen Gleichartigen, wie sich ein moderner Sänger seinen Verleger aussucht und den angesehensten, reichsten, bestzahlenden bevorzugt, und sie wechselten zuweilen, wie wir unsere Verleger, ihre Herren. Und mit besseren Gewissen, denn sie standen ja nicht über den Fürsten, noch waren sie Minderwertige, es war wirklich freie Bundesgenossenschaft. Sie hielten Freundschaft, dienten getreulich, nützten aber auch ihre Macht aus, über die Gemüter des Volkes und gelegentlich schrieben sie sogar dem Kaiser, es wäre ratsamer sich ihre Freundschaft zu erkaufen, als sie gegen sich zu haben (Aretius). Das ist die Zeit, in der neben dem verherrlichenden Lobsänger als natürliches Gegenteil das Pamphlet gedeiht. Denn der Kampf wird ja noch persönlich geführt, der Beschützer in den höchsten Tönen gefeiert, der Gegner verunglimpft und lächerlich gemacht. In späterer Zeit diente man nicht mehr den Fürsten, sondern den Parteien, und heute wollen wir selbst diese Kunst nicht mehr gelten lassen, tendenziös drückt für unsere Kritiker einen künstlerischen Unwert aus.

Das Mäzenatentum entwickelte sich schon infolge der Berufstrennung: der eine führt die Klinge, der andere die

Feder, und der die Klinge führt, muss den Federfuchser beschützen. Künstler, Soldat, Kaufmann usw. müssen sich ergänzen. Handelt es sich um verwandte Naturen, die den alten Zielen zustreben, so entsteht jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das zwischen den Geschlechtern die Ehe ist: Freundschaft. Es gibt hier noch mehr als in andern Fällen eine Gegenseitigkeit im Verhältnis von Künstler und Mäzen, jeder ist im selben Masse Gebender wie Empfangender, einer auf den anderen geradezu angewiesen. Der eine singt, was der andere tut, besingt es, wenn es geschehen ist, kündet es vorher, rechtfertigt es; hält es fest, erhöht es, verbreitet es, der andere ist die Tat zu seinen Gedanken. Ist Tat wie Gedanke etwas Neues, dann hat keiner die Wahl, ob er sich diesen oder den andern Künstler, diesen oder den andern Fürsten, der natürlich auch ein Kaufmann, Staatsmann usw. sein kann, dieses oder ein anderes Geschehen zum Vorwurf seines Liedes wählen kann. Natürlich braucht es sich nicht um die Poesie allein zu handeln, nur zeigt sie leichter als die anderen Künste, worauf es hier ankommt. Im Persönlichkeitswert, in der Erkenntnis der Einzigkeit des andern, in der Freundschaft beruht hier das Mäzenatentum. Hier hat schliesslich der Mäzen gar nicht mehr das Gefühl etwas für die Kunst und für andere zu tun, sondern er dient sich selbst und seiner Sache, indem er seine Künstler und seine Freunde schützt. Es unterlassen kommt einem Selbstverrat gleich, der sich gewöhnlich sehr bitter rächt.

Sie sind in den letzten Jahrhunderten demokratischer und individueller geworden, und zwar beides im gleichen Masse. Niemand will mehr einem einzelnen dienen, sondern jeder will allen dienen, folglich findet auch niemand bei niemandem mehr Schutz. Selbst das so schlichte Verhältnis Goethes zum Weimarer Hof ist im Jahrhundert der Demokratie mit schelen Augen angesehen worden. Dadurch ist etwas ganz Schiefes und Verkehrtes in das Verhältnis von Mäzenen und Künstlern gekommen. Diese sind so sehr individuell, in sich geschlossene, meist schroffe Persönlichkeiten geworden, besonders bei uns in Deutschland, dass sie dergleichen überhaupt nicht mehr, und unter den Mächtigen ganz besonders schwer finden. Ferner wird es immer charakteristisch bleiben, dass der patriotischste Dichter in den Tagen der grössten Schmach unerkannt geblieben und verhungert ist (H. v. Kleist). Er fand in Preussen keinen einflussreichen Mann, der seinen Wert erkannte. Das Mäzenatentum der Millionäre und Milliardäre von heute ist schon deshalb so nutzlos, weil sie selbst keine geistigen Persönlichkeiten sind, aus der Masse hervorgingen und zur Masse gehören, meist noch ungebildet und rückständig, nicht einmal für die Kunst von gestern reif, geschweige, dass sie kaum die Not der Sehnsucht nach ihrem künstlerischen Morgen hätten. Sie fördern nur die Fabrikware der Kunst, wie sie selbst Fabrikware der Natur sind. Deshalb wird auch ihr Reich ohne Dauer sein. Der Künstler braucht heute grösste Unabhängigkeit, einzelnen wie Gruppen, selbst dem Staat und der Kirche gegenüber. Und wer sollte ihm die geben? Künstler und Mäzen, sie müssen sich gegenseitig gebrauchen. Jener darf kein feiler Lobhudler, dieser kein schwächlicher Humanitätsdusler sein. Das ist der Grund, weshalb es heute keine Mäzen grossen Stils mehr gibt, nicht geben kann. Nur im kleinen ist dieses Verhältnis noch möglich, unter Freunden und Genossen, von denen der eine ein paar Groschen mehr hat als der andere und ihm gelegentlich über den Quartalsersten hinweghilft und auch das geschieht nur in den Anfängen. Ist der Künstler erst über das Gröbste hinaus, dann ist er meist zu stolz für die Mäzene, der Mäzen meist zu roh für die Kunst. Die Folgen, auf die ich hier nicht eingehen will, sind freilich unheimlich. Aber vielleicht muss die Not noch grösser werden, auf dass das Verhältnis aus dem äusserlichen Gebrauchens und d. h. Missbrauchens zu einem inneren Begreifens und Ergänzens wird. Sie müssen gegenseitig aufeinander angewiesen sein. Und wer weiss, wie bald auch die Mächtigen so vereinsamt dastehen werden in der Welt wie heute der Künstler und sich umsehen nach jener Macht, die für sich selbst Gewähr leistet! Ob sie nicht der Künstler bald dringlicher bedürfen werden als diese ihrer. Denn alle Grösse, die nicht die Kunst geweiht hat, ist ohne Dauer.

Thalia in der Provinz

Um die Vorherrschaft in theatralischen Dingen, die Berlin in der Entwickelung der neunziger Jahre für sich gewonnen hat, wogt von Zeit zu Zeit immer wieder einmal heftig der Kampf. Im allgemeinen ist ja der Berliner Erfolg immer noch das Ziel des Strebens für jeden Dramatiker, aber weniger vom künstlerischen Standpunkt aus, als aus rein materiellen Gründen. Trotzdem scheint es im Interesse der Gesundung unserer durchweg von Cliquen beherrschten Theaterverhältnisse höchst wünschenswert, dass die Dezentralisation der Bühnenproduktion gefördert werde. Und die Provinzialbühnen, die nach Massgabe ihrer Mittel bemüht sind, ihr Repertoir nicht allein von Berliner Erfolgen regeln zu lassen, verdienen die Beachtung und das wohlwollende Interesse der ganzen, künstlerisch interessierten Oeffentlichkeit. Von diesem Gedanken ausgehend, werden wir in nächster Zeit an dieser Stelle kurze, zusammenfassende Artikel über solche Theater der Provinz bringen, die sich als ernsthafte Pflegstätten der Thalia aus dem Gros des Durchschnitts vorteilhaft hervortun, und beginnen heute mit einer Plauderei über eine Bühne, die zu den ältesten und angesehensten ihrer Art zu rechnen ist.

K.

* * *

Das Hamburger „Thalia-Theater“.

Der Berliner ist stolz auf seine Theater, so dass er über alles, was ausserhalb der Reichshauptstadt auf den Bühnen sich ereignet, wohl leichthin die Schulter zuckt und es mit dem Ausdruck „Provinz“ abtut. Nun wäre ich der letzte, diesen Stolz des Hauptstädters herabzuwürdigen, umsoweniger, da er meist durchaus berechtigt ist; denn nicht umsonst hat Berlin sich den ruhmvollen Namen der ersten Theaterstadt der Welt erobert. Dennoch aber tut man gut, daran zu erinnern, dass „draussen“ in der „Provinz“ so manches existiert, das man denn doch nicht mit Achselzucken abtun kann.

Wer jemals in Hamburg war und dort einer Vorstellung im „Thalia-Theater“ beiwohnte, der wird, — was immer er dort auch zu sehen bekam, — den Eindruck mitgenommen haben, dass hier eine Komödie gespielt wird, die man dem Besten, was Berlin zu bieten hat, an die Seite stellen kann.

Der Ruhm und der Ruf hohen Künstlertums dieser weltbekannten Hamburger Bühne ist ja auch so alt, dass er fest begründet ist. Wohl alle unsere grossen Künstler haben dort Proben ihres Könnens gezeigt, und vielen wurde diese Bühne das Fundament ihres Weltruhms. Direktoren und Regisseure haben hier gewirkt, deren Taten mustergültig für alle Bühnen der Welt wurden. Und lange, ehe man in Berlin und anderswo etwas von dem sogenannten „neuen Stil“ wusste, hat man am Hamburger „Thalia-Theater“ schon jenen einzig wahren Stil gepflegt: mit schlichten Worten, ohne hohles Pathos, das Höchste zu erreichen, was Kunst und Natur eins werden lässt.

So stand dies prächtige Kunstinstitut vor Jahrzehnten schon als eine Musterbühne da, und so gilt sie auch heute noch allen Freunden echter und schlichter Kunst als Wallfahrtsziel. Der Künstlerstamm dieses Theaters ist ein fester und sicherer. Wer hier Fuss gefasst und sich eingelebt hat, der bleibt da, weil er bald einsieht, welch ein reiches Feld ihm hier erblüht. Und so kommt es denn, dass alle diese trefflichen Künstler wie eine grosse Familie zusammen leben. Seit Jahren kennt man sich, hat man sich aneinander gewöhnt, und geht zielbewusst und sicher, Hand in Hand, weiter. Jeder respektiert die künstlerische Eigenart des Anderen. Und so, — immer das höchste Ziel vor Augen, — erreicht man das, wonach so manche grosse Berliner Bühne noch heute immer vergeblich strebt: ein Zusammenspiel, das kunstvollendeter, bei aller Schlichtheit, nicht zu denken ist, — eine Wirkung, die mit einfachsten Mitteln das Höchste erreicht und dem Hörer alle Tiefen und Schönheiten der dargestellten Dichtung restlos offenbart.

Seit Franz Bittong, der feinsinnige Direktor, leider zu früh vom Tode weggerafft wurde, steht nun Herr Hofrat Max Bachur, der viel Gefeierte und Verdienstvolle, allein als Direktor an der Spitze der Vereinigten Hamburger Theater; da aber die Leitung der weltbekannten Hamburger Oper und der beiden Stadttheater einen grossen Teil seiner Arbeitskraft erheischt, so hat er die Leitung des Thalia-Theaters dem tüchtigen Oberregisseur Paul Flashar übertragen, der als stellvertretender Direktor nun dort schafft und waltet. Wir kennen Paul Flashar, diesen vortrefflichen Künstler, ja von seiner Tätigkeit an Berliner Bühnen. Aber so hochgeschätzt als tüchtiger Darsteller und als feinsinniger Regisseur er hier auch war, den rechten Wirkungskreis bekam er doch erst am „Thalia-Theater“. Dort erst fand er volle Gelegenheit, sein grosses und reiches Talent ganz zu entfalten, dort erst arbeitete er sich zur Höhe edler Kunst empor; und wenn der Name des berühmten alten Hamburger „Thalia-Theaters“ noch heute in der ganzen Kunstwelt seinen guten, alten Klang hat, so hat Paul Flashar mit dazu beigetragen. Denn immer hat er in nie rastender Tätigkeit sein grosses Können diesem Kunst-Institut gewidmet, um es auf der Höhe seines Ruhmes zu erhalten.

Seit einigen Jahren wirkt zur Entlastung des so überaus in Anspruch genommenen Oberregisseurs nun auch eine jüngere Kraft. Leopold Jessner ist es, der als tüchtiger moderner Regisseur, vor allem Ibsen'scher und Wedekind'scher Dramen, beim Publikum und bei der Kritik vollen Beifall gefunden hat.

Eng verknüpft mit dem Ruhm dieses Theaters ist der Name Albert Bozenhard. Wer kennt ihn nicht, diesen erklärten Liebling des Hamburger Publikums? Sobald er nur die Bühne betritt, geht es wie ein Raunen durch den Zuhörerraum; wo er sich auch zeigt, und welche Aufgabe er auch spielen mag, immer führt er sie als Sieger durch. Jahre hindurch spielte er die Rollen der sympathischen Schwerenöter, entzückte Hunderttausende und setzte so manches Frauenherz in helle Flammen. Da eines Tages entdeckte er sich als Charakterspieler. Und nun zeigte er seinen zahllosen Verehrern und Verehrerinnen, dass er nicht nur Mosersche Schwankfiguren darstellen konnte, sondern dass er mit vollendeter Kunst auch wirkliche Menschen, Gestalten echter Dichter, zu verkörpern wusste. Und seit der Zeit erst weiss die Kritik und das Publikum Hamburgs, welche Kraft es an diesem prächtigen Künstler hat.

Auch Ernst Hallenstein gehört mit zum festen Künstlerbestand dieser Bühne. Auch er ist einer von den Grossen, deren Namen in der Geschichte dieses Theaters eingetragen stehen wird.

Desgleichen der feinsinnige Komiker Richard Homann, der seinen Gestalten immer ein so äusserst charakteristisches Gepräge zu geben weiss, dass die Kritik ihn stets in erster Linie nennt. Und auch der überaus komische Anton Franck, der durch seinen unverwüstlichen Humor alle Herzen im Sturm erobert. Ebenso Fritz Werner, Heinrich Fischbach und Georg Görner, letzterer als Spezialist für plattdeutsche Kunst. Und dazu nun einige neue Mitglieder des alten Stammes: der prachtvolle Charakterdarsteller Julius Kobler, die jugendlichen Helden und Liebhaber Hans Illiger und Gustav Keunl, sie alle und noch manch anderer, sie alle wirken einträglich, als gute Kameraden, Hand in Hand zusammen, um den Ruf des berühmten alten Hauses hoch zu halten.

Ebenso reich aber ist diese Bühne auch an vortrefflichen Künstlerinnen. Ich nenne den Namen Centa Bré, dies jugendliche Genie, das einst in München helle Triumphe feierte, es hat auch in Hamburg schnell festen Fuss gefasst und ist längst ein erklärter Liebling des Publikums geworden. Und ferner Käthe Frank-Witt, die grosse reiche Künstlerin, der das „Thalia-Theater“ so manchen schönen Sieg dankt. Dann die prächtige Auguste Schönfeldt, eine „komische Alte“, den Besten an die Seite zu stellen. Und Carla Bozenhard, Ella Gröger, Leontine Horvath, und neu hinzugekommen Elvira Bach-Clemens, alles in allem, ein Ensemble, das sich sehen lassen kann, und das denn auch allabendlich jubelnde Erfolge erringt, und das der Stolz des ehrgeizigen Hamburgers geworden ist.

Und noch eins möchte ich rühmend hervorheben. Am Hamburger „Thalia-Theater“ ist es nicht gebräuchlich, dass Rollen, die bei der Première und bei den nächsten Wiederholungen von ersten Kräften dargestellt wurden, bei späteren Vorstellungen mit minderwertigen Darstellern besetzt werden. Und daran sollten sich manche Berliner Bühnen, die sich gern zu den „erstklassigen" zählen, ein Vorbild nehmen.

Paul Bliss.

Lothar Brieger-Wasservogel: Der Tod

Tod — schenke ein!
Tod — ich habe Wein!
Du bist ich, ich Du,
Ich Bewegung, Du Ruh,
Wir müssen ineinander fliessen!
Willst Du Dein All in mein Nichts ergiessen,
So trink ich Dir zu!

Tod, mir scheint,
Von all den Wesen der Erdenkreise
Bist Du, mein Feind,
Der Einzige, dem Ehren erweise!
All die Menschen sind wie Reben,
Sind wie Frauen voll Sehnsucht zum Mann;
Der soll ihnen Halt und Stütze geben.
Ich mag mit nichts verweben,
Das sich vor mir beugen kann!

Siehe, das Leben ist wundervoll!
All die Gefühle, die in ihm schliefen,
Hab ich geschöpft aus seinen Tiefen,
Meine zitternde Seele quoll
Ueber von allem, was ich hegte.
Frauenmund, der an meinem blühte,
Männerfeindschaft die Funken sprühte,
Waren die Wollust, die ich pflegte.
Und in ein heisses Verlangen glühte
Nur meinem Willen, nie ein Soll!

Aber eines ist sonderbar:
In der heissen, verliebten Frauen
Meine Sinne umduftendem Haar
Glaubt ich Dein blasses Gesicht zu schauen.
Deine Züge sind seltsam still,
Und im lodernden Männerstreite
Lenkst Du die mordende Kugel zur Seite,
Die meinem Herzen gelten will.

Doch ob ich die ganze Welt besiege,
Den Kuss auf der Lippe, das Schwert in der Hand,
Hintrete an der Erde Rand — — —
Ich fühle nur, dass ich unterliege.
Ueberall seh' ich Dein bleiches Gesicht,
Vor dessen schweigsamen Lächeln mir graut!
Und doch leuchtet in ihm ein freundliches Licht,
Das winkt mir wie den Bräutigam die Braut
Und wehrt sich mir nicht.

Da wird mir manchmal so seltsam zu Mut,
Als gäb's ausser mir der Wesen keines,
Und Du und ich, die Erde und Flut,
Die sehnende Liebe, die hassende Wut,
Alles ist Eines.
Dann zögert jählings mein eilender Fuss
Zu Deiner Ruhe in stummen Entzücken,
Und ich möcht Dir auf die Lippen drücken
Den Bruderkuss.

Dann scheint mir nur Wahrheit Deine Ruh
Und alles Andere ein krankes Fieber,
Und wir lächeln still einander zu
Und lächeln uns ineinander hinüber.
Und wir beide sind miteinander vertauscht;
Mein Stürmen rauscht
In Deinen Adern und ist doch am Ende
Nur der Frieden, dem meine Sehnsucht lauscht!
Und alles Andere versinkt in Nichts,
Und wir beide allein sind voll des Lichts
Und reichen uns stumm die Hände. — — —

Tod — schenke ein!
Tod — ich habe Wein!
Du bist ich, ich Du,
Ich Bewegung, Du Ruh,
Wir müssen ineinander fliessen!
Willst Du Dein All in mein Nichts ergiessen,
So trink ich Dir zu!

Dr. Hans Landsberg: Goldoni in Deutschland

Ein Versuch Reinhardts, den einst viel gegebenen „Diener zweier Herren" zu neuem Bühnenleben aufzuwecken, ist gescheitert, wie denn überhaupt die Tage Goldonis in Deutschland längst vorüber sind. Eine wirkliche Literaturgeschichte hätte zu untersuchen, in welchen Momenten die Lebensdauer eines Dramatikers wurzelt und wie sich der Typus des vielgespielten Bühnenschriftstellers je und je national abwandelt. Der Antipode Gozzis, des Turandot-Dichters, zu dem er sich ähnlich verhält wie Raimund zu Nostroy, ist er einer der letzten Vertreter der Commedia dell'arte und zugleich ihr literarischer Reformator. In das Stegreifspiel, das nur den losen, vorgezeichneten Rahmen für die Extemporisationen der Schauspieler enthielt, hatten sich allmählich so viel Zoten und Zynismen eingeschlichen, dass es dem anständigen Publikum unmöglich gemacht war, derartigen Vorstellungen beizuwohnen. Goldoni suchte also in demselben Sinne reformatorisch zu wirken, wie dies später in Deutschland Gottsched und die Neuberin getan haben. Er war indes klug genug, nicht durch die langweilige, klassische Tragödie der Franzosen mit der beliebten und eingeführten Volkskomödie seines Landes konkurrieren zu wollen. Vielmehr nahm er die populären Typen der älteren Komödie in seine eigenen neugeschaffenen Werke mit hinüber. So ist etwa der Trufferino seines Lustspiels „Der Diener zweier Herren" nichts anderes als die altgewohnte Figur des Scapino, der mit dem Pantalone, dem Doktor und dem Arlecchino eine der Hauptfiguren der italienischen Stegreifkomödie bildet. Wir sehen diese Figur des gefälligen und in allen Sätteln gerechten Dieners, der sich durch nichts aus der Fassung bringen lässt, dann später bei Beaumarchais als Figaro wieder auftauchen.

Und wie sehr sich gerade bei den Literaten die Vorliebe für den Hanswurst, der ja doch ein gutes Stück derben Volkshumors repräsentiert, erhalten hat, zeigt sich nicht nur in der Fürsprache Lessings, sondern noch viel später, 1825, in einer kleinen Notiz Stendhals, der eines Abends in Venedig gelangweilt Voltaires „Zaïre" verlässt, um sich auf dem Markusplatz noch ein wenig vor dem Marionettentheater zu belustigen.

Goldoni ist einer der fruchtbarsten Dramatiker. Er hat an die 230 Stücke verfasst und wird in dieser Produktivität nur von ganz wenigen, etwa von Lope de Vega, und irre ich mich nicht, auch von Kotzebue übertroffen. „Stücke" ist eigentlich zuviel gesagt, denn er begnügte sich, wie beim „Diener zweier Herren" (1745) zuerst mit einem vorläufigen Canevas, der überhaupt nur drei ausgeführte Szenen enthielt, und alles andere der Improvisation der Schauspieler überliess. Um nun ein Stocken der Vorstellungen zu verhindern, gab es einen reichen Schatz rhetorischer Phrasen und Tiraden für die ernsten Scenen und von derben Lazzis, die für die Heiterkeit sorgten.

Die Entstehung der Shakespearischen Lustspiele haben wir uns übrigens ganz ähnlich vorzustellen. Natürlich wurden dadurch an den Schauspieler die grössten Anforderungen gemacht, und Goldoni selbst rühmt gelegentlich die ausserordentlich Kunst eines gewissen Antonio Sacchi, der seinen Stücken zum Siege verhalf. Anfang der sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts beginnt man Goldoni ins Französische zu übersetzen und etwa um dieselbe Zeit gibt Nicolai in Deutschland in seiner „Bibliothek der schönen Wissenschaften" Auszüge aus seinen Stücken, mit dem entschuldigenden Bemerken, den Deutschen werde Goldoni etwas sonderbar vorkommen, wegen seiner übertriebenen Typen und wegen des häufigen Szenenwechsels.

Eben damals hatte sich sein Freund Lessing während seines zweiten Leipziger Aufenthalts, im Jahre 1755, ziemlich intensiv mit Goldoni beschäftigt. Er schreibt damals an Mendelssohn, in einem interessanten Brief: „Eine von meinen Hauptbeschäftigungen ist in Leipzig noch bis jetzt diese gewesen, dass ich die Lustspiele des Goldoni gelesen habe. Kennen Sie diesen Italiener? wenigstens dem Namen nach? Er lebt noch. Er ist Doktor der Rechte und praktizierte ehedem in Venedig. Jetzt aber ist er Direktor einer Bande von Schauspielern. . . . . Eine von seinen Komödien, „L'Erede fortunata" (Die glückliche Erbin), habe ich mir zugeeignet, indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt. Sie sollen es ehestens gedruckt sehen. Koch (der bekannte Theaterprinzipal) aber wird es noch eher aufführen." Wegen dieses Stückes kam Lessing in einen scharfen Konflikt mit dem Leipziger Buchhändler Reich, der hatte allerdings alle Ursache auf ihn ärgerlich zu sein, denn Lessing gab den Anfang seiner Bearbeitung in Druck, um den armen Reich später mit der Fortsetzung, an der er die Lust verlor, im Stiche zu lassen.

Allmählich fand Goldoni, dank seiner theatralischen Wirkungskraft, mehr und mehr Eingang auf dem deutschen Theater. Conrad Eckhof exzellierte in seinen komischen Vätern und polternden Alten. Bald darauf hat der grosse Schröder literarisch und darstellerisch ungemein viel zur Popularisierung Goldonis beigetragen. Er hat ihn natürlich sehr frei übersetzt und die spezifisch italienischen Anspielungen auf deutsche Verhältnisse übertragen. In seiner Bearbeitung ist dann auch „Der Diener zweier Herren" am 27. Juli 1771 zum ersten Mal in Berlin aufgeführt worden.

Nach längerer Pause taucht das Stück dann ein Menschenalter später wieder bei uns auf. Auf der „Burg" hat man den „Diener zweier Herren" neben anderen Stücken Goldonis in den zwanziger und dreissiger Jahren wiederholt aufgeführt. Der Truffaldino, die komische Hauptfigur des Lustspiels, wurde mit Vorliebe zu Gastspielrollen benutzt.

Ein letztes Experiment hat dann, übrigens ohne sonderlichen Erfolg, das „Gärtnerplatztheater" im Februar 1879 mit einer Aufführung unseres Stückes, in der Bearbeitung von Rudolf Genée versucht.

Ruth Bré: Mutter. Ein Brief

Lorenzo, ich sterbe!
Nicht gleich, — nicht heute, —
Nicht, so lange es Frühling ist!
Das ist meiner Seele Schrei!

„Nicht sterben, wenn es Frühling wird,
Nicht sterben, wenn die Veilchen blühn,
Wenn in dem sanften Aetherblau
Die ersten Schwalben nordwärts ziehn;
Wenn jubelnd über'm Wiesenrain
Die Lerche in die Lüfte steigt,
An Fliederbusch und Haselstrauch
Das erste junge Grün sich zeigt,
Wenn weiss und rot sich schmückt der Haag,
Das Bienchen um die Blüten schwirrt;
Nur dann nicht in die dunkle Gruft,
Nicht sterben, wenn es Frühling wird."

Noch einmal möchte ich den Zauber des Frühlings sehen, noch einmal den goldenen Sommer schauen. Im Herbst werde ich sterben. Ich fühle es. Und ich suche mich an den Gedanken zu gewöhnen, mich mit ihm auszusöhnen. Im Herbst wird das Sterben leichter sein. Da geht ja alles zur Ruhe.

„Ja, wenn im Herbst das Laub erbleicht,
Die Schwalbe wieder südlich zieht,
Der Sang verstummt in Flur und Hain,
Dann wird das Herz so still, so müd!
Dann grabet, Freunde, mir mein Grab,
Tragt mich hinaus, legt mich hinein;

Gebt mir die letzten Blumen mit,
Nicht Erde werft auf meinen Schrein.
Die Erde ist so hart und schwer,
Die Blumen sind so hold und leicht:
Drum grabt mich unter Blumen ein,
Wenn einst im Herbst das Laub erbleicht!“

So wird mir mein Herz wohl bis zum Herbst still werden. Es ist ja jetzt oft schon so schwach, so schwach, und vor meinen Ohren klingt es wie Sphärensang.

Darum will ich jetzt noch einmal zu Dir sprechen, Lorenzo, ehe es zu spät wird. Ich will das Stück meines Lebens vor Dir aufrollen, das zwischen unserem Abschied und heute liegt. Du weisst, ich schrieb Dir nie. Heute aber ist's mein Recht und meine Pflicht.

Zehn Jahre sind vergangen. Ich weiss seither manches von Dir, Du nichts von mir. Vielleicht hast auch Du von mir gehört, aber Du ahnst nicht, dass Margarete vom Berge, deren Namen sich einen Klang erwarb, Deine Margherita ist, mit der Du jenen Sommernachtstraum geträumt hast, der in ihren Liedern fortglüht. —

Ich aber weiss von Dir. Ich weiss, dass Du im Kensnigton House lebst nach langen Wanderfahrten durch fremde Länder. Ich weiss, dass Deine Mutter, die feine, blasse Lady, zu Kensnigton-House das Szepter führt. Ich weiss, dass Du kein Weib nahmst und dass kein Erbe in den Hallen Deiner Ahnen aufwächst.

Einsam bist Du, Lorenzo. Einsam und liebeleer ist Dein Leben. Welches Glück umschliesst dagegen mein Haus. Mein stilles, grünes, von wilden Rosen umsponnenes Heim.

An einem Bergeshange ist es gelegen, auf einer waldumkränzten Matte, die auch Du kennst, ach, so gut kennst. Ich habe es erbauen lassen von den goldenen Früchten, in die meine grossen Schmerzen sich wandelten.

Neben dem Hause steht eine kleine, hölzerne Gebirgsbaude, der Giebel schaut hinüber nach einem Kirchlein auf waldiger Bergeshöhe. In dem Giebelstübchen standen wir einst und sahen in die untergehende Sonne. Dann wurde es Nacht, — um für mich lange nicht wieder Tag zu werden.

Du zogst Deine Strasse; ich blieb allein. Ich sah im Geiste das Schiff, das Dich von dannen trug, im Nebel verschwinden, — unwiederbringlich.

Deine Mutter hatte es so gewollt. Sie begehrte für ihren einzigen Sohn, den Erben des gesamten väterlichen und mütterlichen Besitzes, eine andere Gattin, als die arme Margherita, die nichts ihr eigen nannte, als ihre glühende Seele und den Liederquell in ihrer Brust.

Das Geschick hatte uns zusammengeführt. Du kamst aus dem Nebel, ich aus der Sonne. Dazwischen liegt ein Land, das Deutschland heisst. Dort trafen wir uns. Es ist Dein Vaterland, denn Dein Vater war ein Deutscher, und nur Deine Mutter stammt aus dem Nebellande, England genannt. Es ist mein Mutterland, denn meine Mutter war eine Deutsche, die meinem Vater, einem Spielmann oder einem berühmten Sänger, wie sie ihn nannten, in seine südliche Heimat folgte.

Von der Mutter hatte ich die Sehnsucht nach Deutschland geerbt. Dir war sie von Deinem Vater überkommen. Und so verstanden wir, was die deutschen Wälder rauschten und die deutschen Quellen saugen, und unsere Herzen erlagen dem Waldeszauber, der sie umspann.

Weisst Du den schmalen Weg am Waldessaume noch, wo wir den ersten Kuss tauschten, den Sternenhimmel über uns?

„Weisst Du noch das Plätzchen im Walde, wo wir uns ein Nestchen bereitet hatten, so hold, so traut, so versteckt, dass niemand uns entdeckte, auch die kalten Augen Deiner Mutter nicht?

Weisst Du noch:

„Wie auf dem blumigen Waldespfad
Das Rehlein aus dem Gehege trat
Und mit staunenden Augen stehen blieb,
So also haben sich Menschen lieb?“

Kennst Du den moosigen Stein im tiefen Grunde, wo wir im Angesichte des brausenden Wasserfalles sassen, über dem der Vollmond schwebte?

Siehst Du das Kirchlein, in dem wir am Sonntage mit zitternden Herzen beteten, ungeachtet des marktschreierischen Predigers, der nicht einmal durch sein Pathos unsere weihevolle Stimmung dauernd zu zerstören vermochte?

Weisst Du noch den Platz vor meiner Tür, wo wir zum ersten Male ahnten, dass unser Glück sterben würde?

Kennst Du den Waldweg, den wir hinaufstiegen, um auf freier Bergeshöhe Abschied zu nehmen, ungesehen von kalten Augen, die das heisse Leid unserer Seelen nicht verstehen konnten?

Siehst Du die kleine Baude, Lorenzo, eben jene kleine Holzbaude, die damals ganz allein auf der grünen Matte stand? Erkennst Du das Dachstübchen wieder? die untergehende Sonne, — siehst Du sie? Fühlst Du das wilde Schlagen unserer Herzen? Den Schmerz, einander lassen zu müssen? — Ach, — — — —

Verzeih! Ich reisse alte Wunden auf. Bei Dir und bei mir. Du hast nicht vergessen, sonst wärst Du vermählt. Ich habe nicht vergessen, aber ich hatte die Schmerzen überwunden und nur die Freuden, das Glück der Erinnerung zu bewahren geglaubt.

Komm, folge mir heute in die alte kleine Baude. Sie ist mein Eigentum. Ich habe sie gekauft. Sie ist mir heilig. Sie umschloss einst mein ganzes Glück. — In der Dachkammer ist alles unverändert. Der grobe Tisch, die rotgewürfelte Decke, die plumpen Holzstühle, das weisse saubere Bett, das Heiligenbildchen, der Weihbrunnkessel, — alles ist wie einst. Und so wird es bleiben, bis ich sterbe. — Und unter meinem Erben wird es auch so bleiben. Ich weiss es gewiss.

Nun tritt mit mir in mein neues Haus. Eine Glasveranda umfängt uns zuerst.

Eine Glasmalerei von berühmter Künstlerhand illustriert das Scheffel'sche Gedicht: „Der Hut im Meer“, Du schenktest mir den Band und liebtest just dieses Gedicht. Weisst Du noch, wie Du es mir immer versprachst, bis ich Dir den Mund verschloss:

„Da hat mein Herz vor Freud' gehüpft;
Fahr wohl, mein neuer Hut!"

Der Blick schweift von meiner Veranda hinüber nach unserem Kirchlein. Dazwischen liegt das wundervolle, waldige Tal. Ueber demselben thronen die Riesen unserer Berge. Wenn die Stürme draussen brausen: Hier ist's gut sein! Hier singt die Aeolsharfe eine leise, wohlige Begleitung, bei der ich träume oder dichte — oder lache mit meinen Teuren, die mein Haus umschliesst.

Ja, Lorenzo, — Margherita kann lachen, kann froh und glücklich sein. Und wenn ich an Dich denke, so bedaure ich Dich, dass Du an diesem Glücke keinen Teil hast. Nicht als verlassenes Weib verbringe ich meine Tage, sondern als frohe, stolze, glückliche Frau — und Mutter.

So, — nun weisst Du es, was Du vor meinem Tode nicht erfahren solltest.

Folge mir weiter ins Haus. Von der Veranda treten wir ins Wohnzimmer. Rechts liegt das Speisezimmer, dahinter die Küche. Links liegt mein Arbeitszimmer und das Kinderzimmer. Einen Salon gibt es bei mir nicht. Im oberen Stockwerke sind die Schlafräume und die Gastzimmer. Das Ess- und Wohnzimmer sind modern eingerichtet, wie bei anderen Leuten auch. In meinem Arbeitszimmer wohne ich. Das ist alles ich, was darin steht und liegt und weht. Die Möbel sind der Hausrat meiner Eltern, unter dem ich aufgewachsen bin. Jedes Stück ist mir teuer. Auf einem Schränkchen steht Dein Bild, das Du mir schenktest. Ich treibe, ehrlich gesagt, keinen Kultus. Aber Du bist der Mann, den ich liebte und in dessen Liebe ich reifte zu der Frau, die ich heute bin.

Nun tritt in mein Heiligtum: in mein Kinderzimmer. Ein Knabe mit welligem, dunklen Haar und braunen Augen tritt Dir entgegen. Er wird Dich mit offenem Blick anschauen und Dir die Hand bieten, denn er weiss, dass, wer unsere Schwelle überschreitet, ein Freund unseres Hauses ist.

Dieser Knabe ist mein Sohn. Ich höre Deine Frage.

Ja, Du bist der Vater. Aber Du hast kein Recht auf ihn. Er gehört mir allein.

Du zogst Deine Strasse. Ich blieb allein zurück. Du forschtest fürder nicht: was wird aus Dir?

Wir hatten es ja so beschlossen. So trug ich meinen Jammer allein und später mein Glück.

Als ich wusste, dass ich Mutter werden würde, war es vorbei mit Weinen und Trauern. Alle Energie spannte ich an, um dem Kinde, das meinem Dasein Zweck und Ziel geben sollte, das Leben zu erhalten. Alle Empfindungen, die meine Seele durchfluteten, formten sich zu Liedern, die an die Herzen rührten, weil sie aus ringendem Herzen kamen. Man verschlang sie. Es war ja wohl wunderbar, dass eine Frau, die nicht den Ehering trug, auszusprechen wagte, was als frivol bisher kaum gedacht werden sollte.

Frivol! Ha! — Frivol sind die, die sich in eine aus Berechnung geschlossene Ehe verkaufen, die sich gleich Prostituierten hingeben, ohne dass ihre Seele eine Ahnung von dem Wunder der Liebe fühlt. Frivol sind auch die, die den Lüsten heimlicher, unersättlicher, himmlischer Liebe nachgehen, ohne deren Folgen und Pflichten auf sich nehmen zu wollen.

Ein Weib jedoch, das in heiliger, die ganze Seele erfüllender Liebe sich ergibt und das sein Kind liebt, pflegt, ernährt und erzieht, das ist eine Vorläuferin eines neuen Geschlechtes.

Nach dem Recht auf Arbeit kommt für die freie Frau das Recht Weib und Mutter zu sein nach ihrer Herzenswahl. Die Ehe nach dem bisherigen Modus ist für die noch Unfreien, Abhängigen — oder aber für diejenigen, denen es vergönnt ist, einen Ehebund aus Liebe zu schliessen. Der Frau aber, die eine solche Ehe zu schliessen verhindert ist, der gebe man das Recht auf ein freies Liebesglück und auf ein Kind. —

Lieber eine Stunde der Hingabe an einen über alles geliebten, dabei vielleicht unerreichbaren Mann, als eine lebenslange Ehe voll entwürdigender Gleichgültigkeit oder Brutalität. Lieber ein Kind, für das man allein lebt, arbeitet, sorgt und sich opfert, in dem man das ganze Glück der Vergangenheit und der Zukunft umschlossen hält, als ein Eheleben voll stumpfer Gewohnheit, voll kleinlicher Sorgen um eine Familie, die man nur gründete, „weil es gerade eine so passende Heirat war".

Nicht eine im Geheimen geduldete und im Falle eines „Fehltrittes" mit dem Mantel christlichen Mitleids überdeckte Liebe wollen wir, sondern das öffentliche Recht, Weib und Mutter zu sein, das Recht auf ein Kind, das den in gesetzlicher Ehe geborenen Kindern in allen Stücken gleichsteht.

Bedauernswert ist die Frau, die einmal besessener Liebe nachtrauert, ohne ein Kind dieser Liebe im Arm zu halten. Sie wird sich verzehren in nie mehr gestillter Sehnsucht. Dem kurzen Blühen und Lieben wird ein langer, öder Herbst und ein schaurig-kalter Winter folgen, während das Leben der anderen, der Mutter, vom Sonnenglanze junger Augen durchwärmt wird, die ihr den goldenen Sommertag ihrer Liebe zurückzaubern.

Was wäre ohne mein Kind aus mir geworden?

Wie hätte ich Deinen Verlust ertragen? Wie meine Verlassenheit, die schmerzvolle Sehnsucht, mein trotz Arbeit inhaltloses Leben?

Welch' ein Wunder geschieht, wenn solch' ein Kind die Augen öffnet! Deine Augen waren es, Liebster. Und ich habe sie geküsst in überströmendem Glücksgefühl und — Dich gesegnet. Dann das erste Lächeln, — die weichen Aermchen um meinen Hals, die ersten Schritte, — ach — und das erste Mal: Mutter! Dabei habe ich Dein Bild angeschaut und bin tausendmal in Versuchung gewesen, meinen Sohn auch „Vater" sagen zu lehren. Und ebenso oft habe ich die Feder angesetzt, um Dir zu schreiben: Schau mein Glück! Aber ich habe es standhaft niedergezwungen. Keinen Eingriff in mein Recht, — das Mutterrecht, — keinen Eingriff, — bei aller Liebe, — so lange ich lebe.

Ich bin aufgeblüht im Sonnenscheine meines Glückes. Ich habe Freude am Schaffen gehabt. Freude über Freude.

Ich habe ja ein Kind, das meinem Leben, meinem Schaffen Zweck verleiht.

Die arbeitende Frau, die allein steht, zum Alleinstehen durch Staat und Gesellschaft verurteilt ist, woher soll sie die Freudigkeit zur Arbeit nehmen?

Aus der Liebe zur Sache? Ach, ja, — aber welch' mühsame Freudigkeit ist das! Welch' erzwungene Befriedigung!

Arme Frau!

Nein — und tausendmal Nein! So kann's nicht bleiben und so wird's nicht bleiben!

Die Frau, die sich das Recht auf Arbeit erkämpfte, wird sich auch das Recht auf Liebe und das Mutterrecht erkämpfen. Staat und Gesellschaft werden es ihr zugestehen, zugestehen müssen. Und ohne Schaden für sich für die kommende Generation.

Das Geschlecht, das aus solchen Vereinigungen ersteht, wird ein anderes sein, als die einen immer grösseren Niedergang aufweisenden Sprossen der „so überaus passenden Partien“.

Was heute noch manchen Ohren frivol klingt, es wird die Frauenfrage des zwanzigsten, vielleicht des einundzwanzigsten Jahrhunderts werden.

„Vertieft, veredelt, nicht zerrissen
Wird dann der Bund der Liebe sein.
Die Ehrfurcht vor der Frauen Seele
Wird ihn zu einem Tempel weih'n.“

So, mein Lorenzo, hat Margherita denken gelernt. Wer in der eigenen Seele erfahren hat, was ich erfuhr, der verstehe das Leid seines ganzen Geschlechtes, — aber auch das Glück. Man kennt die Wünschelrute, die das Tor zum Glück erschliesst.

Mein Haus ist ein Paradies für uns, die wir darin leben, — für jeden Fremden, der es betritt. Bedauert habe ich Dich oft, dass Du ausserhalb dieses Paradieses stehst. Wäre Deine Mutter nicht, ich hätte Dir den Eintritt vielleicht gewährt. Aber Margherita ist stolz, — ebenso stolz auf ihr Haus und auf ihren Sohn, wie Deine Mutter auf Dich und ihren Besitz.

Die Achtung der sogenannten „Welt“ habe ich mir erzwungen. Ich habe mich nicht um sie gekümmert. So ist sie zu mir gekommen, soweit ich ihr Eintritt gewährt habe. Nur Auserwählte haben ihn erlangt, Auserwählte in meinem Sinne.

Und aus dieser Welt soll ich scheiden! Scheiden von meinem Kinde, — scheiden von den Lieben, deren Glück und Zufriedenheit ich begründen durfte!

Ach, es ist hart!

Wie es so kam? Ich weiss es nicht. Es ist das Herz, das nicht mehr recht leben kann. Und schlug doch einst so heiss. —

Ach —

Diesen Brief wirst Du erst erhalten, wenn ich nicht mehr bin. Aber wenn ich nicht sterben kann, ohne Dich noch einmal zu sehen, ohne Dir meinen Sohn zuzuführen, meinen kleinen Lorenzo, wie er nach Dir heisst — oder eigentlich nicht nach Dir, denn ich habe Dich ja erst Lorenzo getauft, weil mir Dein englischer Name nicht weich, nicht zärtlich genug klang für meine grosse Liebe, — wenn ich Dich also noch einmal sehen möchte, dann werde ich Dir telegraphieren. Du wirst kommen. Ich weiss es.

Ich will auf dem kleinen Friedhof neben unserem Kirchlein begraben sein. Dort stand mir einst der Himmel offen. Dort wird sich's gut ruhen.

Was ich Dir hinterlasse, Lorenzo? — Mein Herz. Ich habe keinen anderen Mann geliebt, als Dich. — Und weil mein Herz, meine Seele in diesem Hause lebt, das ich mir an der Stätte unseres innigsten Glückes erbaut habe, so hinterlasse ich Dir dieses Haus. Hierher komme, wenn Deine Seele mit mir reden will. Ich grüsse Dich dann von dem kleinen Friedhof da drüben, ich grüsse Dich im Hause des Morgenwindes und im Strahl der untergehenden Sonne.

Ich habe nur Dich geliebt.

Margherita.

Dr. Hans Landsberg:

Die Bilanz der Theatersaison 1907-08.

Der Winter dieses Missvergnügens ist vorüber, und der Chronist hat die traurige Aufgabe, die Bilanz zu ziehen. Wird sie mit kaufmännischer Realität, wie recht und billig, gezogen, so muss so ziemlich alles auf die Debetseite gebucht werden. Auf das andere Konto kommt dann bestenfalls eine Räuberaufführung im Deutschen Theater und die Ibsenvorstellungen bei Brahm. Von allem anderen zu sprechen, ist Verlegenheit. Man soll nochmals verkünden, dass unsere Jüngsten, von Eulenberg bis zu Emil Strauss und Borngräber vollkommen versagten und die Mär von den zahllosen nicht in den Tempel gelassenen grossen Talenten, die aus etwelchen nicht weit zu suchenden Kaffeehäusern an die Oeffentlichkeit gedrungen ist, aufs neue Lügen straften. Es gibt — hélas — keine unentdeckten Genies. Sie schreien heute so laut, dass man sie nicht gut überhören kann. Gleichwohl sind auch die Direktoren nicht von aller Sünde und Fahrlässigkeit freizusprechen. Was sie sich heute an Dramaturgen leisten, ist zweifellos nicht imstande, auch nur das bescheidenste Talent auf die richtigen Wege zu leiten. Darauf und darauf allein, kommt es aber im Grunde an. Beim Theater scheint es noch immer keinen Mittelweg zwischen Annahme und Ablehnung zu geben, will man mit konstanter Bosheit noch immer nicht begreifen, wieviel in der Kunst ein talentvoller Helfer zu leisten vermag. Die Stücke müssen immer erst das kostspielige Experiment des Durchfalls erfahren, um ad absurdum geführt zu werden. Alsdann immer dasselbe ergötzliche Schauspiel, das einen dazu bringt, das Theater nicht ganz ernst zu nehmen. Die alte Kritikerschule frisst den neuen Autor mit Haut und Haaren und ruft triumphierend, sie habe an seine Genialität, die das Produkt einer bestimmten Cliqué sei, nie geglaubt. Und wiederum kämpft die andere Partei wie eine Löwin, um ihr Junges, wie Achilles um des Patrolus Leiche. Aber man will partout nicht begreifen, dass die Wahrheit jenseits dieser päpstlichen Unfehlbarkeit und jener kraftgenialischen Begeisterung zu suchen ist. Ich kann mich als Kritiker für ein Talent einsetzen — und der Teufel hole die ganze Kritik, wenn ich es nicht täte, ohne deshalb sein jüngstes Opus auch nur für aufführbar zu erklären. So ist es lächerlich, an Eulenburgs augenfälliger Begabung zu zweifeln und es ist noch einmal lächerlich, deshalb die künstlerische Untat eines „Ulrich Fürst von Waldeck“ zu beschönigen. Der Autor sieht sein Stück nicht, wenn es geschaffen ist. Er sieht es vielleicht erst nach Jahren. Er sieht es vielleicht nie. So hat Hebbel an seinen schwächsten Produktionen am meisten gehangen. Kann die Nacht nicht schön sein, und das Kind ein wahrer Wechselbalg? Aber, so fragt man sich mit Recht, wo bleiben die bei Reinhardt besonders zahlreich versammelten Dramaturgen, um derartige Unglücksfälle zu verhüten? Oder stehen die Dinge so, dass man um jeden Preis den jüngsten Wurf des neusten Genies zur Aufführung bringen will und nach dem Wert der Arbeit überhaupt nicht frägt? Jedenfalls wird bei der Misere des heutigen Theaterlebens dieser springende Punkt, dass es an einer produktiven dramaturgischen Tätigkeit in unseren Theatern fehlt, dass Woche für Woche eine beträchtliche Summe von geistigen und materiellen Kapitalien fortgesetzt an hoffnungslose Aufgaben verschwendet wird, für die es entschieden eine nützlichere Verwendung gibt, meist übersehen. Es ist richtig, dass man bei einem Stücke den Erfolg nicht voraussehen kann. Aber den totsicheren Durchfall kann man in 99 von 100 Fällen voraussehen. Dazu gehört nur primo ein Mann, der die Elemente der Dramaturgie beherrscht und der secundo etwas drein zu reden hat, wenn Komödie gespielt wird. So, wie die Dinge jetzt gehandhabt werden, geschieht im Grunde niemandem ein Gefallen, nicht einmal dem Autor. Den Kritiker dünket es aber höchst bejammernswert, wie jedesmal ein grosser Aufwand hier schmählich vertan wird . . .

Damit hätte ich von den geistigen Genüssen der letzten Spielzeit noch so gut wie nichts verraten. Weil tiefere Eindrücke fehlten, muss man das Wenige, das bemerkenswert erscheint, erst mühsam aus der Erinnerung zusammensuchen. Also da gab es bei Reinhardt, der schliesslich noch der einzige ist, der etwas macht, eine Räuberaufführung die in den Massenszenen prächtig, in den beiden Hauptrollen verfehlt war. Dann gab es eben da „Was Ihr wollt“ in recht grobkörniger, auf den Massengeschmack zugeschnittener Auffassung. Die Kammerspiele fielen in künstlerischer Hinsicht vollkommen aus. Der „Marquis von Keith“ zog nicht, trotzdem er Wedekind zum Verfasser hat, dessen Stern bereits im Erblassen ist. Ebensowenig gelang es, Goldoni mit seinem „Diener zweier Herren“ zu neuem Leben zu erwecken. Besonders übel fiel die Modernisierung der „Lysistrata“ aus. Tingeltangel! Es fehlte bloss noch, dass Kouplets gesungen worden wären. Es ging sehr deutlich und sehr gewöhnlich zu auf dieser intimen Bühne. Es war ferner keine Notwendigkeit, Hofmannsthals schwachen „Tor und Tod“ aufzuführen. Das Spiel ist unendlich blass und fadenscheinig. Auch diese Dichtergrösse werden wir revidieren müssen, wenn wir erst einmal aus dem Aesthetizismus heraus sind. Der Himmel schenke uns recht bald eine neue Richtung!

Von Brahm war schon die Rede. Hauptmann hatte ihm seine jüngste Schöpfung „Kaiser Karls Geissel“ zur Verfügung gestellt. Auch die Ibsenvorstellungen fielen diesmal nicht ganz nach Wunsch aus. Den eigentlichen Erfolg bildete hart am Schluss der etwas schamhaft eingeschmuggelte „Raub der Sabinerinnen“, der von einem gewissen Schönthan herrührt und schon unsere Tanten zum Lachen brachte.

Endlich hatte auch das neue Hebbel-Theater einen schönen Erfolg mit Shaws „Frau Warrens Gewerbe“, einem mehr geistig als künstlerisch bedeutenden Werk, und das Kleine Theater wurde mit 2×2=5 von Wied, dem lachenden Philosophen von Roskilde, gerettet.

Persönlichkeiten

Höchster Stolz unseres Zeitalters ist das Streben nach Nivellierung, nach Gleichmachen. Ein ursprünglich gesundes soziales Empfinden ist zum unerträglichen und absurden Tyrannen auf allen Gebieten geworden. So lassen wir uns von Talentchen jeder Art regieren, denen wir um so freudiger huldigen, je ingrimmiger wir gegen alles wahrhaft Grosse zu Felde ziehen. In dieser Tendenz finden sich die grossen Massen mit den sogenannten Obrigkeiten zusammen. Alles kann man im neuen Deutschland vertragen, nur keine — Persönlichkeiten.

Mit Recht nennt daher L. v. Kunavski in bitterem Hohn ein Unternehmen geradezu „gefährlich“, das bei uns das Recht der Persönlichkeit wieder propagieren und Wert und Bedeutung der Persönlichkeit für die Allgemeinheit ins hellste Licht rücken will. Im Virgilverlag, Charlottenburg, gibt seit Februar Willy Leven unter dem schlichten Titel „Persönlichkeiten“ eine Broschürenfolge heraus, deren einzelne Hefte je eine führende Individualität aus den mannigfachsten Gebieten des öffentlichen Lebens in knappen, prägnanten Zügen darstellen. Da finden sich Dernburg neben L'Arronge, Bülow neben Emmy Destinn, Harden neben L. M. Goldberger, Zeppelin neben Weingartner, Tschudi neben Kaiser Franz Josef, Edison neben Peters usw. Kein Zweifel, dass bei manchem hier Vorgeführten die Merkmale der überragenden Persönlichkeit nicht allzu zahlreich vertreten sind! Kein Wunder auch, dass die Monografien nicht alle ganz gleichwertig sind, sondern hier und da allzu stürmische Begeisterung vom eigentlichen Thema in das Gebiet der Phrase hinüberirrt! Aber als Ganzes erscheint das Unternehmen sehr geschickt angelegt und fesselnd durchgeführt. Trotz des billigen Preises von 30 Pfennigen sind die, wöchentlich erscheinenden, Hefte schmuck ausgestattet. Und es ist erfreulich, dass sie sehr rasch die breite Grundlage gefunden zu haben scheinen, die zum weitern Ausbau nötig ist. Es tut wahrlich not, uns in die Erinnerung zurückzurufen, dass wir in Kunst und Politik, in Literatur und Industrie noch Männer und Frauen haben, an deren Wirken wir uns aufrichten und zum Kampfe gegen die unberechtigte Ausdehnung der Nivellierungssucht stärken können.

E. K.

Sezession

Zum fünfzehnten Male stellt die Sezession in dem schmucken Heim am Kurfürstendamm aus. Fünfzehn Jahre — für künstlerisches Streben eine lange Zeit, die es begreiflich erscheinen lässt, wenn allmählich von der ersten Frische jugendlicher Kraft ein wenig abbröckelt. Selbst Max Liebermanns Porträts, die sehr oberflächlich sind, lassen ein erhebliches Nachlassen der künstlerischen Fähigkeiten bemerken. Das Gleiche gilt, wenn auch in geringerem Masse, für seine Judengasse, die er schon in viel besseren Auffassungen gemalt hat. Man muss den Gesamteindruck dahin zusammenfassen, dass in ihm der Künstler ein wenig durch den Routinier zurückgedrängt worden ist.

Eines der besten Stücke der Ausstellung ist das Selbstporträts van Goghs, das das Aeusserste an künstlerischer Konzentriertheit leistet, was überhaupt denkbar ist. In übertragenen Farben, ganz auf ein krankhaftes Grün gestimmt, drückt das Porträt die ausserordentliche, bis zur Selbstzerstörung gehende Willenskraft aus, die diesen einzigartigen Künstler beseelt. Nicht ganz so fertig ist und mehr das Ringen des Künstlers erkennen lässt der Hospitalgarten von Arles. Ganz anderen Charakter trägt das gleichfalls recht gute Selbstporträt von Cézanne, das etwas altmeisterlich anmutet. Daumiers „Das Drama“ ist architektonisch gut angeordnet.

Es lässt sich nicht verkennen, dass die Neueren in Porträts an die älteren Meister nicht heranreichen, dass alle ihre Porträts nichts Endgültiges haben. Slevogt beweist im Piqueur ausserordentliche Verve, zugleich aber auch ein wenig von der Oberflächlichkeit Heilemanns. Oberflächliche Routine beherrscht auch sein sehr prätentiöses Kleopatra-Bild, an dem die Mache des billigen Effekts deutlich hervortritt. Durch die verschiedenen Helligkeitseffekte hat das Bild überhaupt keinen Mittelpunkt. Von Trübner gefällt am besten sein Soldatenselbstporträt. Nur hat man in der Nähe von Leibl den Eindruck, als ob diese Sachen nur schlechte Leibls wären. Sehr uninteressant sind die anderen Trübners und gar nicht zu vergleichen mit den vorjährigen, sehr kräftigen Parklandschaften. Von diesen gibt Alice Trübner klägliche Abklatsche, für deren Ausstellung man vergeblich einen Grund sucht.

Kalkreuth hat ein sehr gutes Damenporträt ausgestellt, Munch ein Porträt, das ganz einfach, klar, mit schlichtesten Mitteln ausgezeichnet wirkt. Auch ein Porträt von Pankok, der das Möbelmachen aufgegeben hat, ist sehr annehmbar. Der bei uns besonders durch seine Bücher bekannte Jan Veth bringt einige nicht sonderlich interessante Klein- und Feinmalereien. Heinrich Hübners Interieurs, die immer schwächer werden, sind diesmal schon der Grenze künstlerischer Auffassung bedenklich nahegerückt. Corinth, ein glänzender Maler und Zeichner, beweist leider seine absolute Unfähigkeit, ein Gemälde überhaupt nur zu komponieren. Bei einfachen Vorwürfen erzielt er weit bessere Resultate, doch reichen auch diese bei weitem nicht an den jüngst bei Cassirer ausgestellten Akt heran. Seine Frau, Charlotte Behrend, geht mit ihrer Darstellung einer kreissenden Frau hart an die Grenze des ästhetisch Zulässigen, ja, man wird es begreifen können, wenn das Gefühl vieler Beschauer sich von dem Sujet entrüstet abwendet. Technisch ist das Bild glänzend, aber es zeugt auch von der Unfähigkeit, eine Reihe Einzelheiten zu einem Gesamteindruck abzurunden.

Stuck ist vollkommen zum Routinier geworden, Leistikows Landschaften sind kräftig, gesund und frisch gesehen. E. R. Weiss gibt Akte, die er mit einer Lokalfarbe in langweiliger Form anstreicht, und zeigt, dass er nicht den geringsten Sinn für den Reiz eines Frauenkörpers hat; die Stilleben sind einigermassen beherrscht und etwas besser. Von höchster Konzentriertheit und packendster Wirkung sind die schaurig-grotesken Bilder Rudolf Treumanns. Corinths Bacchanten sind wirr und unverständlich, auch Opplers Bildnisse sind schwach. Strathmann sucht seine gänzliche Kälte und Uninteressiertheit durch eine spasshafte Arabeske in seinen monumentalen Bildern zu verdecken.

Als Clou des Ganzen ist eine grössere Leibl-Ausstellung aufgemacht. Sie ist sehr gut, enthält aber natürlich auch einiges von mehr historischem Interesse, sodass, wer nach ihr Leibl allein beurteilen wollte, kein ganz gerechtes Bild gewinnen würde.

E. K.

Groteske

Es soll eine sein, ist es aber keineswegs. Von jener übermütigen Lebensverzerrung, jenem Auflösen höchster seelischer Spannung in einen ironischen Knalleffekt, jener Stilisierung aller Empfindungen und allen Tuns, die das Wesen der Groteske kennzeichnen, ist in dem Vierakter „Roman der Abenteurer“ der Herren Prange und Rath, der jüngst im „Neuen Theater“ aufgeführt wurde, sehr wenig zu spüren. Ich halte die Marke „Groteske“, mit dem die Autoren ihr Stück beklebt haben, in diesem Falle für eine Verlegenheitsprodukt. Sie hatten ein Abenteurerstück geschrieben, so wild-romantisch, wie es nur Conan Doyle oder Ferdinand Bonn je fertig gebracht hätten. In letzter Stunde regte sich dann in ihnen — vielleicht das literarische Gewissen — wahrscheinlicher aber die Furcht, dass dies Genre sich bereits in der Gunst des Publikums überlebt habe. Kurz entschlossen taten sie den kurzen Schritt, der bei solchen Arbeiten das Erhabene — pardon — das Romantische vom Lächerlichen trennt, und stürzten ihren eigenen Helden kaltblütig in den Abgrund der Selbstverhöhnung.

Trotzdem erkenne ich gern an, dass das Stück einige hübsche Szenen enthält. Besonders das vierte Bild, zu dem wohl der wackere Castro in Südamerika ein wenig Modell gestanden hat, ist technisch geschickt aufgebaut und nicht humorlos. Bedauerlich ist es, dass die Autoren völlig darauf verzichtet haben, ihren Braten mit der pikanten Sauce politischer Anspielungen zu übergiessen. Die Politik, oder wenigstens das öffentliche Leben, bietet nun einmal eine Fülle Stoff, die der Satiriker, der wirklich ein wenig vom Geist der Zeit in seine Arbeit fassen will, nicht übersehen darf.

Wenn ich der Arbeit der Herren Prange und Rath den Charakter als Groteske bestreite, so muss ich freilich zugeben, dass sie ihre Zeit richtig eingeschätzt haben. Denn vorläufig sind weder Publikum noch Darsteller für eine wahrhafte Groteske reift. Das Stück wurde etwa wie ein Thaliatheaterschwank gespielt. Nur Schmidthässler umriss eine Serenissimusfigur in wirklich grotesker Stilisierung. Christians fühlte sich in der Bombentitelrolle sichtlich sehr wohl und liess alle Geister ausgelassenen Humors über die Szene tollen. Nur eben der Stil fehlte. Sonst heben sich Albert Schindler und Meta Morello vom schwachen Durchschnitt durch kluge und scharfe Charakterisierung ab.

Erich Köhrer.

Dr. Hanns Hannsen*):
Schauspielkunst und Kinderkomödie

> Mein Kind, wir waren Kinder;
> Zwei Kinder klein und froh!
> Wir krochen in's Hühnerhäuschen,
> Versteckten uns unter das Stroh
> Die Kisten auf unserm Hofe,
> Die tapezierten wir aus
> Und wohnten drin zusammen
> Und machten ein vornehmes Haus.
> (H. Heine.)

(Schluss.)

Je höher die Person ist, die dargestellt wird, desto farbiger kann das Kleid sein. Es braucht aber nicht dazu eines bestimmten historischen Charakters, umsomehr, als das Märchen meist ausserhalb unsrer Zeitbegriffe steht. Es verwirrt schliesslich den kindlichen Zuschauer, der heute diese Kleider, morgen wieder ganz andere sieht, wie er sie nie gesehen. Es genügt, das Kind wissen zu lassen, dass die Menschen die vor uns lebten, sich anders kleideten; wie? ist gleichgültig!. Das wird das Kind auch schnell verstehen. Die Verfasser der mittelalterlichen religiös-mystischen Krippenspiele (die nicht für Kinder geschrieben sind), gehen in ihrer naiven Anschauung sogar soweit, ohne Skruppel die vorhandenen örtlichen und zeitlichen Verhältnisse, wie sie die damaligen Tage mit sich brachten, auf ihre biblische Dichtung zu übertragen. Und dass es kein Hemmschuh für die Illusion gewesen ist, beweist der von Otto Falkenberg, Georg Schreyögg und Bernhard Stavenhagen im Winter 1906/07 in München mit bestem Gelingen gemachte Versuch der Aufführung eines derartigen Weihnachtsmysteriums. Man wird immer den am besten verstehen, der sich wie wir kleidet und spricht. Und beim Kinde versteht sich das erst recht. Verse sind deshalb für Kinderdichtungen nicht geeignet. Die sind nur da von Wirkung und Verständnis, wo sie auch im Leben des Kindes den einzigen Platz einnehmen: im Gebet, beim Spiel. Sie seien klar und schlicht, ohne symbolische Bilder. Auch die Rede sei demnach nicht pathetisch, nicht zu leidenschaftlich. Pathos versteht es nicht und Leidenschaft schreckt es ab. Die Bewegungen und Gesten seien natürlich, so wie sie die Gebräuche unsrer Zeit verständlich machen. Hiervon gilt dasselbe, wie von der historischen Kleidung. Ueberhaupt muss das Fernliegende in das Naheliegende, das Seltenere in das Häufigere; das Symbolische in das Natürliche; das Unbekannte, Ungewohnte in das Bekannte, Gewohnte transponiert werden. Die sonst durch umständliche technische Mittel wiedergegebenen Illusionen sind beim Kinde viel wirkungsvoller und folgeschöner durch das Einfache (als wesentliche Form) zu erreichen. Das Kind darf niemals fragen: Woher kommt das? Wer macht das? wenn es sich die Antwort darauf nicht selbst geben kann. Ein schwarzes Tuch mit goldenen Sternen ist ihm die Nacht; eine grosse und kleine goldene Scheibe die Sonne, der Mond; einige Bäume Wald; einige Lichter Festesglanz; eine kleine Erhöhung ein Berg; ein untiefes Loch, ein Abgrund; in einem etwas hoch gelegten Brett sieht es die kühnste Brücke; ein Rinnsal ist ihm ein Fluss; eine verhüllte dunkel Gestalt der Inbegriff des Schreckens; ein Ton Musik; ein Laut Geräusch; einige Personen eine grosse Versammlung; ein zwischen die Beine gesteckter Stock ein Pferd; ein Holz mit Querstange ein Schwert; der Träger desselben ein Soldat. Alle diese Begriffe entstammen seinem Spiel, das auch ganz allmählich zur Schauspielkunst des Kindes — zum Theaterspiel — führt. Es ist deshalb logisch richtig, diese kindlichen Werte bei der Inszene einer Kindervorstellung zu verwenden und nicht die der Erwachsenen.

Das Kind ist ein heimlicher Dichter. Freilich — und das ist der lastende Fehler der herrschenden Kinderdichtung — wird in dem Text derselben keine Rücksicht auf kindliche Begriffe genommen. Was da kindlich erscheinen soll, tritt kindisch in die Wirklichkeit. Aber hier kann der Spielleiter durch Revision des Textes und Anordnungen in seiner rezitatorischen Inszene manches lindern, und ist er auch etwas kindlicher Poet, nachdichten. Der Regisseur muss auch darauf achten, dass das Wesentliche des Personencharakters und der Individualität beim Erscheinen der Dichtergestalten typisch in die äussere Wahrnehmung tritt. Dazu genügt die Kleidung nicht allein, denn mit ihr kann man wohl „äusserliche“ Merkmale, aber keinen inneren Charakter schaffen. Das erlaubt nur die „Maske“, der Gesamteindruck von Gesicht, Körperhaltung, Kleidung und Sprache. Das Schöne sei da besonders schön; das Unschöne, Hässliche aber schamhaft, dezent. Viele deutsche Märchen streifen schon so (als Denkmäler einer tiefen Kulturstufe) hart die ästhetische und ethische Grenze — Menschenfresser, wilde Tiere — als dass das Unschöne noch allzuharten Ausdruck in der Erscheinung einer Person finden dürfte. Dummheit, Stolz, Neid, Hochmut, Zorn, Hass, Angst, alles was für die Kinder „unschön“ genannt werden muss, soll nicht zur Zote werden, die erschreckt oder abstösst. Hier hat die feine Karikatur ihr ureignes Feld, die das Unschöne lächerlich, aber nicht ausgesprochen hässlich macht. Das Schöne, Edle, da wo es als Prinzip auftritt, soll nicht karrikiert werden, denn

---

*) Dieser Aufsatz ist dem soeben im Xenien-Verlag zu Leipzig erschienenen Buch: Beiträge zur Technik der Bühnenregiekunst von Dr. Hanns Hannsen, mit Buch-Buchschmuck des Verfassers vornehm broschiert Mk. 2.—, in Leinen geb. Mk. 3.— und in Leder geb. Mk. 4.50 entnommen.

Kinder haben dafür ein feines Gefühl. Für Scherzbilder (Karikaturen) haben Regisseur und Darsteller die besten Vorlagen bei Wilhelm Busch und in dem — Zuckerbackwerk, in dem die Laune Münchener Maler kinderfrohen Ausdruck gefunden hat. Die Formel für die dazu passende Bewegung und Sprache zu finden, ist wieder die schönste, künstlerischste Aufgabe für die Schauspielkunst.

Da die Sprache des Kindes manche Gefühle nicht nennen kann, so ist alles Gefühl in möglichst körperlich greifbare Formen zu bannen, also dem Bilde Aufmerksamkeit zu schenken, das die Kinder sofort auffassen und verstehen können. Für die Feinheiten der Sprache im Ausdruck und des Sprechens in Stärke und Ton hat der junge Mensch wenig Ohr. Er will sehen. Hass, Liebe, Angst, Mut, Hochmut, Stolz, Schüchternheit, Dummheit, Wissen, Neid, Mitteilsamkeit, Güte, Grausamkeit derb, greifbar sehen. Er geniesst voraussetzungslos. Und die Voraussetzungen, die sich in der Sprache erfüllen, sind ihm fremd, weil er die Sprache nicht meistert. Ein weiteres, sehr wichtiges Erfordernis für Kinder ist die möglichste Geschlossenheit der Wiedergabe unter tunlichster Vermeidung aller Pausen. Die Gründe sind dieselben, wie beim Erwachsenen, nur treten sie hier viel dringlicher in die Erscheinung. Diese Forderung wird sich aber leicht erfüllen lassen, wenn man bei der technischen Inszene der Kindervorstellungen auch den einfachen Kinderstil anwendet, der umfangreiche technische Arbeiten ja nicht erfordert und auch eine Teilung der Bühne zulässt (münchener Shakespearebühne).

Der allgemeine Wert einer logisch richtigen Kinderinszene liegt darin, dass selbst die kleine Bühne der grossen gegenüber nicht im Rückstande ist, wenn man die Qualität der Darsteller unberücksichtigt lässt. Aber schon das ist ein wichtiger Fortschritt.

Auch die Art der schauspielerischen Wiedergabe hat von der sonst als kunstgemäss erkannten abzuweichen. Während sonst der Schauspieler das Spielen zum Publikum zu vermeiden sucht, wird er sich im Kinderstück nicht nur an seine Mitspielenden, sondern auch an die zuhörenden Kinder zu wenden haben. Es soll also weniger ein Spiel für die Kinder, sondern mit den Kindern sein. Grossmütterchen, die ihren Enkeln erzählt. Das Kind fühlt sich dann mit dem Darsteller und dem Dargestellten verwachsen und aus dem passiven Zuhörer wird das aktive Erlebnis.

Dann sei noch der Kinder als Mitwirkende gedacht. Man hüte sich da, den Kleinen dramatischen Unterricht zu geben. Man sage dem Kinde einfach: Du bist jetzt ein Engelchen oder Zwerglein; erzähle ihm kindlich die ganze Geschichte, lasse es zuschauen, bevor es beschäftigt ist und hüte sich, ihm das „Muss“ zu Bewusstsein zu bringen. Dem Kind dünkt die ganze Sache ein Spiel, das sofort versinkt, wenn es fühlt, dass es beherrscht wird und nicht selbst herrscht. Man zeige ihm kurz, wie es einzugreifen hat, langweile es nicht durch allzuviel Probe, spare nicht mit anspornender Bewunderung und Belohnung und gebrauche, wenn nötig, liebevollen, aber nur indirekten Tadel. Das Uebrige überlasse man ruhig dem Kinde. Es wird schon den kindlichen Ausdruck für das, was es soll, in seine Begriffswelt besser übertragen, als der erwachsene Regisseur. Und während der Proben wird sich schon das kindliche Regietalent seinen Platz festlegen, sich auch in äusserlichem, gerne beeinflussen lassen (Vorsichtig!), denn es regt sich der Stolz über die eigene Wichtigkeit. Man behandle alles ernst, aber doch immer als Spiel. Freilich, das alles richtig zu tun, dazu gehört ein goldenes Herz. Aber sollte das nicht jeder Künstler haben?

So behandelte Kinderkomödien werden nicht nur die Träume der Kleinen gefangen nehmen, sie werden auch ihr Hoffen und Sinnen beeinflussen, Gedächtnis, Gefühl für Sprache, Sprechen und Körperausdruck anregen und so den Uebertritt zur ernsten Betätigung, zum Lebenskampf ebnen.

Das Kind ist immer eine Blume, der die Wahrheit des Lebens schadet. Nur das Schöne in naivster Form wird ihm frommen. Aber auch dann ist es eine Kunst, es wirklich taufrisch zu reichen.

> Auch aus der schlechtesten Hand kann
> Wahrheit mächtig noch wirken.
> Bei dem Schönen allein macht das
> Gefäss den Gehalt.
>
> (Schiller.)

Glossen zur neudeutschen Kultur

Im Jahre 1910 findet in Brüssel eine Weltausstellung statt. Seit langem diskutiert man in den interessierten Kreisen die Frage, in welcher Weise Deutschland am würdigsten dort vertreten sein könne. Heil uns! Die Lösung ist gefunden. Im Wonnemonat Mai ward uns Deutschen der Clou beschert, der auf jeder Weltausstellung den Vogel abschiessen wird. Wir stellen den Strafantrag aus, den der wackere Assessor Eckert als Vertreter der Staatsanwaltschaft gegenüber dem Schriftsteller Kurt Münzer geltend gemacht hat! Ehrverlust und Polizeiaufsicht für einen Dichter wegen einer Dichtung! Das macht dem Volke der Dichter und Denker kein anderes nach! Darin spiegelt sich deutlich sichtbar die Kulturstufe ab, zu der wir Glücklichen hinauf regiert worden sind. Allerdings habe ich persönlich schweren Schaden dadurch gelitten: ich bin melancholisch geworden! Bisher habe ich mich nämlich für leidlich intelligent gehalten! Ich fürchte nun, das war ein Irrtum. Ich kann nämlich in den (abgesehen von dem ersten, etwas schwül überreizten) wahrhaft dichterisch empfundenen und eigenartig gestalteten Einaktern Münzers trotz eifrigsten Suchens die unzüchtigen Stellen nicht finden! Und ich interessiere mich doch so sehr für ein bisschen Unsittlichkeit, noch aus der Zeit her, wo ich, wie einst Assessor Eckert, juristischen Studien oblag.

* * *

Dem bekannten, amüsanten Humoristen Karl Brettschneider, der im Mai im Berliner Apollotheater wirkte, sind von der Zensur aus seinen Vorträgen alle Stellen gestrichen worden, die sich auf die Harden-Eulenburgaffäre bezogen. So musste Herr Brettschneider eine Jahresrevue vortragen, in der eines der bemerkenswertesten Ereignisse des Jahres völlig fehlte. Wir können nämlich, so empfindlich wir gegen politisch oder sittlich freie Anschauungen sind, zur Not alles noch eher vertragen als — Humor. Humor, Satire, Ironie — das sind Begriffe, die sich mit dem Wesen neudeutscher Polizeikultur nicht vertragen. Wir sind ein ernstes Volk und brauchen nicht zu lachen. Dies Vergnügen wird uns durch Steuern und Paraden reichlich ersetzt. Was dann noch fehlt, tut die Justiz.

* * *

Wenn meine religionsgeschichtlichen Erinnerungen mich nicht trügen, ist der Stifter der christlichen Kirche seinerzeit wegen Gotteslästerung verurteilt worden. Man sollte meinen, dass die Erinnerung an diese Brutalisierung einer neuen Geistesrichtung wenigstens die Anhänger des Gerichteten davor bewahren müsste, nun ihrerseits, nachdem seine Lehre sich durchgesetzt hat, in ähnlicher Weise gegen alle die vorzugehen, die auch über das derzeitige Christentum hinausstreben. Aber im Gegenteil! Das Strafgesetzbuch des deutschen Kulturvolkes bedroht noch immer den, der an religiösen Einrichtungen ernsthaft Kritik übt, in seinem berüchtigten § 166 mit Gefängnisstrafe. Jüngst sollte diesem Moloch ein neues Opfer dargebracht werden. Dr. Ilgenstein stand unter der Anklage, in seinem „Blaubuch“ in einem Artikel anlässlich des Liegnitzer Bücherverbotes die Stützen des Altares erschüttert zu haben. Da der fragliche Paragraph für seinen Artikel ohne solche Mittel, wie nur sächsische Gerichte sie gern anwenden, gar nicht herangezogen werden konnte, wurde Ilgenstein freigesprochen. Aber das Charakteristische ist nicht nur, dass überhaupt solche Prozesse im zwanzigsten Jahrhundert noch möglich sind, sondern auch, dass der Staatsanwalt gegen das Urteil Revision angemeldet hat. Obwohl er selbst nur eine Woche Gefängnis beantragt und damit den Schluss zugelassen hat, dass er das „Vergehen“ Ilgensteins nicht allzu schwer findet! Die Hauptsache ist eben das Prinzip: Jede freie Geistesregung, jedes künstlerische Temperament, jedes Kulterbestreben muss geknebelt und reglementiert werden. Und hohnlachend triumphiert Seine Majestät, der Paragraph!

Momus.

Dies und Das.

Die deutsche Shakespeare-Gesellschaft hat in ihrer Generalversammlung vom 23. April die Preisverteilung über das im vorigen Jahre ausgeschriebene Thema „Hamlet auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart“ vorgenommen. Vier umfängliche Bearbeitungen waren eingelaufen; über alle wurde viel Rühmliches gesagt; der Preis aber wurde der vom Professor Dr. Alexander von Weilen (Wien) gelieferten zugesprochen. Eine zweite Bearbeitung war so gut, dass ihr die Shakespeare-Gesellschaft einen Nebenpreis stiftete. Als ihr Verfasser ergab sich Adolf Winds, Schauspieler und Regisseur in Dresden. Als Preisrichter fungierten die Herren Exz. Bürklin (Karlsruhe), Prof. Fischer (Innsbruck) und Prof. Schick (München).

Erfüllen unsere Volksbibliotheken ihre Aufgabe? Diese Frage beantwortet Dr. Alfred Müller im „Türmer“ (Herausgeber Frhr. v. Grotthuss) mit nein. Man setzt sie nach dem Vorbilde der üblichen Leihbibliotheken zusammen, und so findet man hier wie dort Sue, Sacher-Masoch, die Marlitt, die Heimburg und noch viel schlechtere Autoren. Ahnt man, welches Verbrechen man damit begeht? „Denn so sehr die Lektüre eines guten, reicher Menschenkenntnis entsprungenen Buches einer ernsten Geistesübung gleichkommt, ebenso ist das Lesen von geschwätzigen, nichtssagenden Büchern dem schädlichsten Müssiggang zu vergleichen, geradezu eine Gefahr, weil es von ernsten Vergnügungen abhält, zur Nichtstuerei und zum seichtesten Geniessen des Lebens anleitet.

Wann endlich wird man eine Volksbücherei gründen, auf die auch der Volksfreund mit wahrer Genugtuung und Freude blicken kann? Eine solche dürfte nur Bücher von wahrhaft literarischem Wert, diese aber möglichst vollzählig und in guten, hübsch gedruckten Ausgaben enthalten. (Auch in dieser Beziehung bleibt bis nun noch viel zu wünschen übrig.) Volksbüchereien, die nur das Gute, davon freilich jedes in mehreren Exemplaren, böten, liessen sich im kleinsten Ort auf Grund ganz geringfügiger Stiftungen errichten. Dem einfachen Mann, der heute in eine Volksbücherei kommt, ergeht es fast immer so: Der Katalog sagt ihm nicht, wo das Gute liegt. Er frägt also eine der in der Anstalt bediensteten jungen Damen nach ‚etwas Schönem‘ oder ‚Interessantem‘. Diese jungen Damen gehören infolge ihres täglichen Aufenthaltes in den Büchereien, in denen nur zu gewissen Stunden des Tages stärkerer Verkehr herrscht, meist in die Klasse der Vielleserinnen, also zu den Menschen, die nicht lesen, um in ein Stück Welt zu blicken, sondern um die unfruchtbare Zeit totzuschlagen. Sie raten dem entsprechend! Wie alle, die damit rechnen müssen, in der Lektüre immer wieder gestört, von ihrem Buch alle Augenblicke aufgescheucht zu werden, erscheint ihnen nur ein solches Buch geniessbar, das nicht innere Hingabe, sondern Aufmerksamkeit in äusserlichstem Sinne erfordert. Bücher, die die Nerven kitzeln, die Spannung erregen ohne Anspannung der geistigen Kräfte, ohne einen gleichmässig anhaltenden Anteil fordern sie. Und so liest wohl hie und da ein armer Student oder ein anderer mit Geld schlecht versehener Mensch, der auf akademische Bildung zurückblickt, das Wertvolle, das eine Volksbücherei eben auch bietet, aber das Volk erhält auch von dort mehr schlechte als gute geistige Nahrung. Und so rechne ich, wie ich glaube mit Recht, auch die vielgerühmten Volksbibliotheken zu den Schädlichkeiten unseres Kulturlebens.“

Bücher- und Zeitschriften-Schau.

„Lebensfreude“, Sprüche und Gedichte, gesammelt von P. J. Tonger, nennt sich ein Bändchen, das im Verlag von P. J. Tonger in Köln a. Rh. erschien.

Diese vorzügliche Sammlung vertritt jene seltene Lebensauffassung, die jeder Situation die beste Seite abzugewinnen sucht. Sie stellt als erste Bedingung auf, dass sich der Mensch freue, nicht in niederer Genusssucht, sondern in idealer Weise. „Hab' Sonne im Herzen“, ist die Devise des Büchleins und das erste sei, dass man der Welt sich freue. Wer die Welt mit hellen Augen ansieht, findet auch bald das Glück, das in uns selbst liegt, nicht in den Aussendingen. Freude und Glück sind aber undenkbar ohne Betägigung edler, werktätiger Menschenliebe. Und so führt uns der Herausgeber in das Reich der Liebe, zeigt den hohen Wert der Selbsterkenntnis, schildert die Arbeit und Pflichterfüllung als Grundpfeiler des seelischen Gleichwichtes.

Wir empfehlen das elegante und vornehm ausgestattete Bändchen (hübscher Leinwandband Mk. 1.—) allen, die sich dem Nebel entreissen und in ihrem Herzen die goldene Sonne zum Durchbruch kommen lassen wollen.

Als Folge obigen Bändchens erschien soeben von demselben Herausgeber „Wollen und Wirken“ (Verlag von P. J. Tonger, Köln, 160 Seiten kl. Oktav, hübscher Leinwandband, Mk. 1.—).

Es ist zu erwarten, dass auch die neue Sammlung, die sich auf gleicher, aber vertiefterer Grundlage erhebt, ebenso freudig aufgenommen wird. Auch ihr gilt die innere Freude am Leben als leuchtende Sonne, auch ihr glänzen die Ideale als goldene Sterne, aber sie geht weiter und zeigt den Weg, die Forderungen des Tags in Einklang zu bringen mit denen des Herzens. Innerhalb der fünf Hauptabteilungen: Persönlichkeit, Ideale, Wollen, Wirken und Lebensweisheit werden die verschiedensten Seiten des Lebens mittels wertvoller Sprüche beleuchtet, um darzutun, welche Mittel und Wege die grössten Geister aller Zeiten empfohlen haben, Wirklichkeit und Poesie zu versöhnen.

Ein Sieger. Berliner Sittenroman von Erich Köhrer (Verlag Kontinent, Berlin W. 50). Ein Buch, das entschieden dem Geschmack des modernen Lesepublikums entspricht; es ist als besonderes Talent eines Schriftstellers anzuerkennen, wenn er versteht, mit der Zeit zu gehen; die meisten kommen heutzutage entweder zu früh oder zu spät auf die Welt!

Das Buch selbst hat nur einen Fehler, und das ist die Ueberschrift. Ein Sieger? Man wird schwerlich, wenn man das Buch mit Spannung zu Ende gelesen hat, sagen: „ich bewundere und beneide den Sieger“, sondern: „Du Armer, vom Schicksal Besiegter, der du dessen Lockungen folgst, wirst du es nicht einstens bitter bereuen?“

Ein junger Schriftsteller, der sich von seinem Mädchen, dem er die Ehe versprochen hat, lossagt, um in den Kreisen der sogen. Gesellschaft Eintritt zu erhalten, und auf diese Weise, durch die Protektion der Damen dieser Gesellschaft, versucht, an Verleger zu kommen und sich sogar von einer dieser Damen das dazu nötige Geld geben lässt. Es ist nicht schön, aber rein menschlich, denn jeder, auch der Laie, wird wissen, mit wieviel Schwierigkeiten es verknüpft ist, sich gedruckt zu sehen. Aber ist ein solches Verkaufen des eigenen Selbst als Sieg zu bezeichnen? Oder meinte Köhrer den Titel Sieger mit einem Fragezeichen, um so der Phantasie des Lesers mehr Spielraum zu geben?

Es ist schade, dass der wirklich edle Charakter der Trude so wenig in den Vordergrund tritt. Die Frau Grünberg, die „Verführerin“ des Helden des Romans, ist eine Gesellschaftsdame, wie wir sie in den Kommerzienrats- und Bankiersfamilien, besonders in der modernen Ehe, nur allzuhäufig finden, eine raffinierte Kokette, die sich aus Langeweile ein Spielzeug sucht, wie hier den Sieger! Denn es ist doch nicht Liebe, mit der sie den Dichter zu sich herabzieht, der unter anderen auch ein junges Backfischlein, sogar eine verheiratete „anständige Frau“ wie auch die millionenschwere Tochter eines Bankiers in seinen Bann zwingt, ein Sieger über Frauenherzen. Man möchte sich unwillkürlich von dem Helden dieses Romans ein anderes, sieghafteres und schöneres Bild machen, als es uns gegeben wird. Sehr anzuerkennen ist die vollendete Technik, die fesselnde Charakteristik der Personen und der spannende Aufbau des Romans, die ihn äusserst lesenswert machen.

B. Weindling.

Lieder von Frieda Ballin. (Verlag E. W. Bonsels, München.)

So einfach und anspruchslos wie der Titel sind die Gedichte. Eine weiche, einschmeichelnde Melodie klingt durch die Verse, einfach, wahr, tiefempfunden. Zarte, keusche Gedanken formen sich zu schönen Bildern, heissaufflackernde Lichter huschen darüber hin, Muttersehnsucht — ungestillte Sehnsucht nach allem Schönem spricht aus den Liedern Frieda Ballins.

Manchmal klingen ihre Worte mystisch, nächtliche Schleier träumen über ihrem Hoffen, aber der Grundton ist das Singen der Sehnsucht, der Sehnsucht einer Seele, die sich über dem Alltag erhebt.

Wir geben hier zwei Gedichte.

In meiner Kammer ist es oft so still —
Und mit der Dämmerung, die so leis gegangen,
Erwacht ein Traum, der nimmer sterben will —
Und heisse Tränen netzen meine Wangen.
Mir ist, als ob sich rosige Arme recken,
Die mich so hilflos liebewarm umfangen —
Ich schaue Kinderaugen, die sich bangen . . .
Und um mich her weht sacht ein heimlich Singen
Von Wiegenliedern, die ganz leis verklingen . . .
In meiner Kammer ist es oft so still.

Abend ist — ich schaue das Meer —
Die Wogen gehen dumpf und schwer,
Und weit und schimmernd liegt der Strand
Wie gottgeweihtes heiliges Land.
Einsame Wanderer vorüber gehn . . .
Bleiben in staunendem Schweigen stehn
Und blicke empor in die Wunderwelt,
Die golden leuchtend die Nacht erhellt.
Und die Seele wird mir weit und licht: —
Mir ist, als schau ich das Angesicht
Gottes — fühle des Ewigen Walten —
Und muss in Demut die Hände falten.

Kokette Füsschen — Junge Mädchen über Liebe — Kein Weib. — Novellen von Marie-Louise von Baucels. (Phönix-Verlag, Leipzig.)

Wer die Gedichte der jungen Lyrikerin kennt, wird mit grossen Erwartungen an ihre letzten Darbietungen herantreten und — wahrlich, er legt keinen der drei Bände aus der Hand, ehe er die letzte Novelle genossen hat.

Marie-Louise von Baucels ist eine seltsam differenzierte Natur, durch deren übersensitiven Nerven die seltsamsten Eindrücke huschen. Sie vereinigt beissenden Spott, die zartesten Seelenregungen, kalte Berechnung und hochaufflackernde sinnliche Leidenschaft in sich und versteht es meisterhaft, uns zu zwingen, ihren Stimmungen zu folgen.

Besonders interessant und gut gesehen sind ihre polnischen Skizzen.

Neuerschienene Bücher und Zeitschriften

Kornmann-Bartcky: Schatten. Novellen und Skizzen. E. Pierson's Verlag, Dresden. 1,50 Mk.

Krede ben Heik: Der Durst nach Schönheit. Aus dem Holländischen von Else Otten. Schulze u. Co., Leipzig. 5 Mk., geb. 6 Mk.

G. Berner: Der Pfarrherr von Silberburg. E. Pierson's Verlag, Dresden. 5 Mk.

Isegrim: Brautwerben. Humoristische Briefe. Benno Volger, Leipzig. 1,50 Mk.

Wilhelm Busch an Maria Anderson. Siebzig Briefe. C. J. E. Volckmann Nachf., Rostock i. M. 3 Mk.

Marie Corelli: Prinzessin Ziska, das Problem einer verirrten Seele. Uebers. v. Helene Zillmann. P. Zillmann, Gr.-Lichterfelde.

Minna Duisenberg: Heimat-Grüsse. Gedichte mit Bildern. E. Pierson's Verlag, Dresden. 3 Mk.

Pedro Ilgen: Sulamith. Königsnokturnen, Meer- und Wanderlieder. Bruno Volger, Leipzig, 3 Mk.

W. Rieken: Einige Perlen englischer Prosa von Shakespeare bis Tennyson. Nebst einem Anhang aus Longfellow. W. Quitmann, Hagen i. W.

Das Mosellied Ausons nebst den Gedichten an Bissula. Deutsch von M. W. Besser. Mit Erläuterungen und einer Karte. N. G. Elwert'sche Verlagsbh. in Marburg. 1 Mk.

Arpád Zempléni: Rache. Episches Gedicht. Aus dem Ungarischen von J. Lechner v. d. Lech. O. Nagel jun., Budapest. 1 Mk.

Marcella Sanden: Mädchenlieder aus dem Quartier Latin. Bruno Volger, Leipzig.

K. Albrecht-Frainer: Mein Dichten und Denken. Eine Spätlese aus drei Jahrzehnten. Bruno Volger, Leipzig, 2,50 Mk.

Franz Cucagna: Herbstlaub. Gedichte. Alfred Stadler, Leipzig. 2 Mk.

W. A. Koskenniemi: Gedichte. Aus dem Finnischen von J. J. Meyer. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Dr. Denninger: Parteien und Vereine im Zeitalter des Perikles. Ein Scherz in dramatischer Form. E. Pierson's Verlag, Dresden. 1 Mk.

P. Schettler: Mitternachtszauber. Drei Spiele. Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

R. Welfers: Nirwana. Faust I. Teil. Ein dramatisches Gedicht. Joh. Kriebel, Hamburg. 3 Mk.

H. Studte: Polenblut. Eine kujawische Tragödie. H. Kurtzig Verlag, Charlottenburg.

Ph. Buxbaum: Dorfstücke. Liederspiele aus dem Odenwalder Volksleben. Ernst Roth, Giessen. 1,50 Mk.

D. H. Stodte: Friedrich Hebbel's Drama aus der Weltanschauung und den Hinweisen des Dichters erläutert. Wilh. Violet, Stuttgart.

L. Gors: Kühle Betrachtungen über Kunst, Literatur und die Menschen. Franz Deuticke, Wien. 4 Mk.

A. Schopenhauer: Uber die Weiber. Neu herausgegeben und mit Vorrede versehen v. B. Friedländer. B. Zack's Verlag, Treptow. 20 Pf.

L. Feuerbach: Das Wesen der Religion. Dreissig Vorlesungen. Alfred Kröner Verlag, Leipzig. 1 Mk.

Dr. H. Büschel: Die Finanzen Japans. G. D. Baedeker, Essen. 6 Mk.

Jahrbuch über die deutschen Kolonien. Herausgeg. von Dr. Karl Schneider. I. Jahrgang. 5 Mk.

Dr. Petermann: Die Lungenschwindsucht, ihre Heilstätten und ihre Heilung. 2. Auflage. Edm. Demme, Leipzig. 1 Mk.

Jugendblätter. Gegründet von Isabella Braun. Schriftleitung L. Meilinger. 54. Jahrgang. 9. Heft. Verlag der Jugendblätter, München. 35 Pf.

Allgemeines Literaturblatt. Herausgegeben d. d. österr. Leogesellschaft. 17. Jahrg. No. 9. Carl Fromme, Hofverlagsbuchh., Wien.

Leonard's Illustrierte Musikzeitung. 2. Jahrg. No. 11. E. Litfass' Erben, Berlin. 30 Pf.

Erwinia. Elsässische Blätter für deutsche Literatur. 15. Jahrg. Heft 8. Schleiser u. Schweikhardt, Strassburg i. E. 50 Pf.

Der deutsche Student. Blätter für modernes Studententum. Herausgeg. vom Bund Deutscher Akademischer Freischaren. 1. Jahrg. 1. Heft. Göttingen. 30 Pf.

Das Blaubuch. Herausgeg. von H. Ilgenstein u. H. Kienzl. 3. Jahrg. No. 20. 21. Berlin. à 30 Pf.

Der Bühnenbote. Gemeinnütziges Theater- und Unterhaltungsblatt. 9. Jahrg. No. 20. 21. Chemnitz und Wien.

Wege nach Weimar. Monatsblätter von F. Lienhard. III. Jahrgang. Heft 6. Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart. 50 Pf.

Der beiliegende Prospekt der Deutschen Verlagsaktiengesellschaft, Leipzig, sei unseren Lesern zur freundlichen Beachtung empfohlen.

Verantwortlich für die Redaktion: Eugen Dreyer i. V., Berlin W. 57 / für Inserate: Carl Malcomes, Gr. Lichterfelde
Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57 Kurfürstenstr. 19

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur / Musik / Kunst und Kultur
Schriftleitung Eugen Dreyer
Verlag Otto Dreyer / Berlin W. 57 — 10. Heft des 77. Jahrgangs / Juli 1908

Willy Leven:

Kultur der Geselligkeit.*)

Ich gehe durch einen stillen Vorort, alles um mich ist Einklang, da wird es auch in mir von der wunderbaren Schönheit der Ruhe leise zu tönen beginnen. Ich sehe den Kirchturm, der nicht die allerneuesten Linien zeigt, und habe trotzdem meine Freude daran. Er passt eben in seiner schmucklosen, derben Art so köstlich in den Rahmen der herben märkischen Landschaft hinein, und ich verspüre den Wunsch, in das Innere der Kirche einzutreten. Ich geniesse das Gefühl, mich treiben zu lassen.

Ich meine, dass dies auch eine Art Lebenskunst ist, den gehetzten Menschen ein paar Stunden abzustossen und der Seele Platz für das innere Erlebnis zu gönnen. Wir müssen erleben lernen, schauen lernen, um werten und gestatten zu können. Ich denke an den Schweizer Dichtersmann Gottfried Keller, wie er als junger Maler die Berge seiner Heimat durchstreifte, ich denke an sein Leben daheim bei seiner Mutter, wie er es in seinem „Grünen Heinrich“ so köstlich erzählt. Bei diesem Kleinkünstler unter den Dichtern habe ich zum erstenmal die Bedeutsamkeit der kleinen Dinge erkennen und die Gabe lieben gelernt, sich an jeder merkwürdig geformten Mausefalle freuen zu können, den Sinn dafür, auch den geringfügigsten Sachen Geist von seinem Geist einzuhauchen. Seitdem sehe ich mit anderen Augen in die Landschaft, betrachte mir anders die Dinge eines fremden Raumes. Wenn wir erst unsere Augen und Ohren geöffnet halten für den Zauber, der unmerklich über diesen Dingen liegt, werden wir auch das Zusammenstimmen der Dinge sicherer treffen. So ist es nicht allein die billige mittelalterliche Tugend des ganzen Rahmens, die uns im stillen Dorfe rührt, wir empfinden auch instinktiv, wenn wir dort ein wenig dem Gesange der Frauen im Kirchschiffe lauschen, oder später bei den Männern in der niedrigen Wirtshausstube sitzen; hier ist das Gefühl für Kultur, wenn es auch stets nur im Unterbewusstsein geschlummert hat, niemals verloren gegangen.

So wie wir das rechte Erleben wieder lernen müssen, so auch das zweite weit schönere, weil vertieftere Erleben durch die Erinnerung! Hat es jemals schnellebigere Menschen gegeben, als zu unserer Zeit! Wir nennen uns nur aus Unbescheidenheit impulsiv, wir können einfach nicht mehr bei einem Eindruck verweilen, wir gönnen uns nicht die Ruhe, das Erlebnis eines köstlichen Natureindrucks, sei es ein Alpenblick oder eine anmutige fremdländische Sitte, auch nachwirken zu lassen. Wir denken beim Aufstieg eines Berges immer schon: Ach, wie wird heute abend das Feuerwerk im Kurpark so prächtig werden! — Und das ist das Merkwürdige daran. Uns Angehörigen der geistigsten Periode aller Kulturen, die wir mit dem ungeheuren Apparate unseres in schwindelnder Schnelle aufgehäuften Wissens den steilen Berg der Kultur erklimmen wollen, dabei aber auf unsere noch ganz in sentimentaler Kultur steckenden Eltern snobistisch herabblicken, gerade uns das Woher und Wohin überall erkennenden Bestimmtheitsmenschen ist der Kontakt mit dem rein Seelischen alles Kulturwirkens abhanden gekommen! Wenn es nun wirklich zu glauben wäre, wie es so viele Idealisten behaupten, dass die letzten Jahre einsichtigerer Lebenskunst auch dem einzelnen mehr seelische Werte zugeführt, das Glücksgefühl des einzelnen gesteigert haben, so wollen wir doch einmal die Probe aufs Exempel machen und jene Idealseelen um ihre Reiseerinnerungen vom letzten Sommer befragen. Da wird es hapern! Sie werden dir vor allem erzählen: wie das Wetter war, dass sie viele Frankfurter im Schwarzwald getroffen haben, halb Breslau heuer in Heringsdorf gewesen, und wenn es hoch kommt, dir vielleicht auch sämtliche Spaziergänge Harzburgs oder zwischen Weggis und Vitznau dem Schnürchen nach aufreihen, dir aber nur ganz selten etwa von den Festtrachten der Winzer in Vevey oder den Gewohnheiten und dem wunderlichen Hausbau im Höllentale berichten. Und da hat der Fragende nicht einmal nötig, zwischen den Gebildeten abzustufen. Hier tritt der ebenso seltsame wie uralte Fall ja wieder in sein Recht, dass nur das Herz für die Natur, nicht aber die Bildung allein freimacht: die Kindlichsten und von grossem Wollen unserer Zeit Unberührtesten unter uns haben für sich hier eine Spielerei entdeckt, die wir ihnen lieber abgucken sollten, als darüber zu spotten: Ich meine: dem unendlichen Werte der Erinnerung nachzuspüren und auf seine Rettung für unser Gedächtnis zu sinnen. Und da fanden die Kleinen im Geist auf ihrer instinktmässigen Suche nach Seele — die Ansichtskarte. Und schufen mit ihrem Sammelkult eine neue Welt von Erlebnissen. Wir pflegen wohl die Mode mitzumachen, und uns von italienischen oder anderen Hochzeitsreisen gute Photos in die Koffer zu packen, und aus den Koffern in die tiefsten Fächer unserer Schränke auf Nimmerwiedersehen zu verschleppen, aber wie wenige haben je den heimlichen, weil so durchaus persönlich-individuellen Reiz verspürt, der in dem Durchblättern einer Reisemappe mit charakteristischem Bild und eigenhändigem, impressionistischen Begleitwort liegt? Und wir brauchen nicht einmal auf Reisen zu gehen, um uns dieses Gut zu erhalten, wenn wir uns wertvoll dünkende Brocken aus zufälligen Gesprächen mit bedeutenden, oder doch für uns bedeutungsvollen Menschen frisch nach dem Gedächtnis niederschreiben würden, aus Gesprächen zumal eher wie aus Vorträgen und Büchern; die für alle, nicht für uns allein zugeschnitten sind, und uns also nicht im Persönlichsten treffen, und für unser eigenes Leben Wert haben können. Ich könnte hier vom Hundertsten ins Tausendste geraten, so viele Möglichkeiten, glaube ich, liegen hier noch für uns verborgen, um allmählich zur seelischen Kultur wieder zurückzufinden. Wir sollten überhaupt mehr das Wesen des Gesprächs pflegen, wie es die sokratischen Menschen gekannt haben, kein Zwangsgespräch, eine Aussprache, ein impulsives Aneinandergeraten entgegengesetzter Ansichten über die Dinge des Tages (besonders diese wohlgemerkt, im Philosophieren und Biertischpolitisieren tun wir Deutsche uns eher ein Zuviel an), solch freies Heraus- und Entgegenreden würde uns viele Zweifel lösen, uns freier und frischer in unseren Gedanken und Trieben machen. Aber die Kunst des Gesprächs, die sich von selbst verstehen sollte, haben wir ebensowenig erlernt als die Kunst der Geselligkeit.

---

*) Ein paar Absätze aus der feinsinnigen, mit überzeugendem Temperament geschriebenen Studie „Vom Kulturgefühl“. (Strecker u. Schröder, Stuttgart.)

Dass das Leben auch einmal ein Spiel sein kann, will unsere problemenumwälzende Menschheit von heute nur langsam glauben. Wir Deutsche müssen nun einmal alles in Systeme einschachteln können, für die Bedürfnisse der Arbeit haben wir eine eigene Industrie fast schon zur Wissenschaft ausgebildet, für die Forderungen der Ruhe und Erholung diktiert uns schon seit undenklichen Zeiten ein ebenso konservatives wie notwendig unpersönliches Gesetz die Paragraphen, nach denen wir die Stunden unserer Behaglichkeit verbringen dürfen. Nirgends erblicken wir eine offene Stelle am Zirkuszaune des Lebens, da wir einmal nach Herzenslust entwischen und uns nach den Gesetzen des eigenen Herzens tummeln können; wenn wir ja einmal über die Schnur hauen, heisst man uns phantastisch und verstiegen, wenn sie uns nicht noch schlimmere Epitheta zuerkennen. Und doch ist die Zeit der Ruhe und der Freude für die kulturelle Entwicklung der Menschen von jeher ebenso wichtig wie das beweglichere Moment der Arbeit gewesen; das ist eine alte Erfahrung, die jeder Kulturhistoriker beim Durchdringen der Zusammenhänge der Kulturfaktoren immer wieder von neuem machen wird. Seit Karl Lamprechts Eintritt in diese Erforschung noch so unwesentlicher Kulturglieder blicken auch wir unwissenschaftlichen Menschen viel interessierter in diese aus Theorien zusammengeleitete, in der Praxis erlebte Komödie des Kulturspiels. Lamprecht leitet etwa aus der Art, wie ein Volksstamm sein Ballspiel betreibt, seine Zirkusspiele darstellt, aus der mimischen Gebärde seiner Komödianten das Urteil über seinen Entwickelungsgrad ab, ja auch über seine Entwickelungsmöglichkeiten, indem er ihre weiteren Lebens- und Gesittungsäusserungen daran misst, ihnen den Spiegel gleichartiger Kulturen vorhält.

Ich weiss mich eins mit allen denen, die für die Kultur des Vergnügens, der sorglosen Geselligkeit der Menschen untereinander, das freie Spiel des Willens und der Triebe fordern. Das freie Spiel des Willens, ich wiederhole es noch einmal, in bunter Folge zwischen des Lebens Notwendigkeiten eingestreut, vermag uns zu tatenfrischeren, arbeitssicheren und also auch wohl glücklicheren Menschen heranzubilden, als es der Zwang kann, der heute immer noch wie ein Alp über unserer Geselligkeit, unserer Freude liegt, der einzigen Möglichkeit, die überschüssige Kraft zu äussern! Ueberall sind dem Willen des einzelnen oder dem oft höheren grosser Interessengruppen und dem Höchstregierenden der Gesellschaft die Hände gebunden, hier allein, wo es sein eigenstes Wohl gilt, kann er frei aus sich heraus schaffen, hier, da er der freien Phantasie der Kräfte Raum zum Spielen gibt.

Wenn wir uns hier einmal erst des rechten Weges — etwa wie ein Künstler aus dem Ursprünglichen, aus Eigenem schöpft und sein inneres Erlebnis dann plastisch ins Leben hineinstellt, — bewusst geworden sind, wird auch die ernste Strenge, die das Leben für fast alle unter uns heute noch hat, aus der Macht über uns eine unserem Willen untertane Welt geworden sein. Ich muss hier, um besser verstanden zu werden, Einzelheiten herausgreifen, da der Zwang in der Freude gar zu deutlich wahrem Lebensgefühl entgegensteht. Wie feiern die Deutschen ihre Volksfeste? Wie bewegt sich die bunte Menge im Gartenkonzert? Ich habe mir auf meinen Reisen immer einen besonderen Spass daraus gemacht, zu beobachten, wo Freiwilligkeit Freude schuf, wo Zwang die Mienen und Kleider glättete! Kommt mit mir in das tiefste Gewühl des Kölnischen Strassenkarnevals, und Ihr werdet vom Sonntag früh bis zur Aschermittwochsnacht vergebens nach einem Atom Ursprünglichkeit suchen, nach einem frischen Gedanken, nach einer freudigen Gebärde, die nur den Rhythmus innerlicher Wahrheit in sich zu tragen braucht! Aber anstatt dessen thront das Gleichmacherprinzip, das alles über einen Leisten schlägt, zwischen den Schichten, die ja doch schon in ihrer Gefühlsrohheit zum Verwechseln ähnlich sind! Und lockt es Euch einmal, den Quell ihrer lauten „Freuden“ zu entdecken, so darf ich Euch nicht einmal antworten: „Verzeihet ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun,“ sie wissen es das ganze Jahr lang, dass im Februar Karneval ist, und das bedeutet alles auf den Kopf stellen, nicht etwa spielerisch oder phantastisch — wieviel wäre da schon gewonnen! — aber den rohesten, lang verhaltenen Trieben nach Sinnenlust die Zügel schiessen zu lassen. Sinnenfreiheit heisst die Losung, zu der leider allzuviel „Gebildete" den Ton angeben, auf den dann die Gehorsam gewöhnte Herde der Bildungslosen nur zu gern gehört. Oder habt Ihr in den Karnevalshotels im Domviertel jemals etwa einen Streich der Laune geschaut, etwas erlebt, das aus der Impression des erhöhten Augenblicks geboren war? Hier ist es merkwürdig und zugleich charakteristisch: je weiter wir gen Süden kommen, je mehr Kultur zeigen die Menschen im Spiel. Sie haben vielleicht weniger Notwendigkeitssinn, sind darum vielleicht weniger echte Deutsche, dafür aber steht ihnen (natürlich im gebührenden Masse) das Herz, die Laune, das Spiel allen anderen Dingen voran; in Mainz, in Karlsruhe, in München, um nur von deutschen klassischen Stätten eines Stils der Freude zu reden, wohnen sie, die das Talent besitzen, sich auch in den Luxusdingen des Lebens frei vom Zwange zu halten. War nicht das Mainzer Gutenbergfest in seiner Vollendung eines Grundgedankens ein gelebtes Gemeinsamkeitsgefühl aller für alle, ein Volksfest aus Volksgeist geboren, zur Volkskunst, zur Volkseintracht — wenigstens für diesen einen Tag — geworden? Und da wir nun einmal die bunte Anschaulichkeit der Farben zu festlichen Empfindungen nötig haben, was hätte dem Frankfurter Goethefest vor einigen Jahren etwas Unwiederbringliches verliehen, wenn nicht diese Einkleidung in den einen Gedanken der Goethezeit? So hätte dieser Festzug, der so schwarzröckigkahl und so zylinderöde, durch die alten Gassen Jung-Goethes zog, zu dem Beginne einer Art Volksandacht an einen gemeinsamen Gedanken führen können. Wir ahnen ja gar nicht, wieviel Möglichkeiten einer künstlerischen Kultur gerade so ein Fest, das die Empfindungen der einzelnen einmal zum Gemeinschaftsgefühle zusammenströmen lässt, in sich birgt! Allein der Gedanke der Oeffentlichkeit, mit dem persönlichen Schmuck in das Bild des Festgedankens einzustimmen, weckt unser künstlerisches Ehrgefühl. Und noch viel wichtiger, sozial betrachtet: Das sich im Spiel eins fühlende Volk hat nun eine gemeinsame Erinnerung, von der es noch lange Zeit zu Nutzen gemeinschaftlichen Arbeitsgefühls fristen dürfte. Die grossen Feste der Renaissance, jener Musterzeit, von der sie heute alle wieder fabeln, ohne ernstes Bemühen, sie auch zu leben, was waren sie anderes als Zeichen gemeinsamer Kulturfreude, gemeinsamen Geistes, der sich im Geniessen und Ruhen ebenso sicher fühlte wie beim Arbeiten und Schaffen? Die Renaissanceprediger von heute, die da direkt ohne Uebergang, möglichst mit elektrischer Geschwindigkeit, diese Hohezeit pathetischer Schönheitskultur in unsere pathosarme Welt hineintragen wollen, vergessen das eine, dass wir erst gemeinsam empfinden lernen, dass wir unseren Autokratismus im Fühlen und Denken erst überwinden müssen, dass wir mit einem Wort das Band erst knüpfen müssen, das uns einmal verbinden könnte. Nur einmal im ganzen modernen Jahr erleben wir so eine gemeinsame Zeit der Freude: Weihnachten! Da kennen wir plötzlich mit einem Male das unsichtbare Band, das uns mit den anderen verschlingt, spüren schon aus einem Augenleuchten heraus die Mitfreude mit der Lust des anderen! Das Weihnachtsfest ist die einzige gemeinsame Luxusorganisation, die wirklich kulturschöpferisch gewirkt hat, weil sie jedem Einzelnen schon aus ihrem Grundgedanken befahl, der Freude des Mitmenschen überhaupt nachzusinnen.

Es liegt im Charakter unseres heutigen Festbegriffes, der den Schein vor den Inhalt setzt, dass wir im Suchen nach gesteigertem Leben fast immer nach der Nachahmung des Lebens greifen, statt den eigenen Pulsen aufzuhorchen, den persönlichen Ton der Seele zur Melodie der Feier zu stimmen, aus des Lebens alltäglichem Einklang des Lebens Feierklang zu heben, herauszuschöpfen. Wir borgen aus den Fernen der Länder und Zeiten und schaffen so ausserhalb unseres gewohnten Lebensringes eine Pseudowelt, die uns niemals unsere Welt werden kann, weil wir sie uns ja niemals innerlich ganz zu eigen machen können, wir können, wie glauben in unserer eigenen Anmassung an ein letztes Empfinden für das Höchstmass der eigenen Zeitkultur, wenn wir die eigne Zeit stillschweigend verachtend herabsetzen und zwischen dem grauen Schein des Alltags, da wir uns noch getrauen, wir selber zu sein, unsere Festtage mit fremdem Kulturprunk anfüllen. Wir sind um so glücklicher, je weiter unser Weg auf der breiten Strasse der Feste bis in die fernsten Sitten, Gebräuche und Trachten gedrungen ist. Aber das wird immer so sein, dass wir Menschen immer da unser Heil suchen, wo wir uns neu und fremd fühlen, weil sich in uns jedesmal in dieser Pracht des Ausserhalb, dieser Reise der feiernden Seele in fremdes Land, der ganze Mensch hebt und noch einmal so stolz und freudig Welt und Dinge ansieht.

Ja, der Psychologe der Freude unserer Zeit, dessen Aufgabe vielleicht nicht das uninteressanteste Kapitel einer Kulturgeschichte unserer Tage bilden wird, wird in diesem seltsamen Hang moderner Menschenseele, der ihrer Wahrheitsliebe wenig Ehre macht, gar noch den Trieb erblicken, spielend fortzuschreiten. Hier ist darum auch einzusetzen, will man das Böse, in das unser Zeitgefühl unvermeidlich hineindrängen musste, dieses Suchens, da draussen statt drinnen zu finden, zum Guten wandeln. Können wir schon nicht aus der eigenen Welt der Gedanken und Erlebnisse um uns herum unsere Lebenssteigerung bei unseren Festen gewinnen, so mögen wir uns doch an diesem wunderlichsten aller Menschentriebe halten, an allem dem, was Spiel heisst im Leben des Gefühls, im Kampf des Daseins, im gesellschaftlichen Verkehr, in der Organisation der Lust, und weiterbauen an der Veredelung alles Spielhaften in uns! Denn der Wille zum Spiel tritt immer nur in den Kulturen auf, da der unmittelbarste Lebenskampf noch freien Raum für seinen Luxus übriggelassen hat. Um also unserem Gedankengange die logische Folge zu geben: Sucht die Feier zwischen grauem Alltag draussen in der wunderschönen Welt des Spiels, sucht aber ganz allein die Melodie eures Werkschaffens und Lebensringens in dieses zweite Leben im Spiel hineinzutragen, statt gar den Spiess umzudrehen und aus dieser Welt der Wunder euren Lebensatem zu schöpfen. Darauf wird es ankommen, soll euch der Feiertag wirklich nicht nur über die blassen Weisen der Woche, sondern aber auch über die Bitterkeit der Lebensarbeit hinübertragen!

Ernst Kammerhoff-Jtzehoe:

Emil Prinz von Schoenaich-Carolath.

I.

Ein Bild seines Lebens und Strebens.

„Komm, braune Laute, zierlich, schlank,
Leg' schlafen dich tief in den Schrank."

Das „Vermächtnis", dem diese Zeilen entnommen sind, und das seiner Tochter Elisabeth gilt, ist das letzte Gedicht des Prinzen Schoenaich. Gott hat ihm die Laute, der er wundervolle, tiefergreifende, schönheitsdurstige und ewigkeitsfrohe Klänge zu entlocken wusste, aus der Hand genommen und ihn zu sich heimgerufen in die Heimat, nach der der Dichter der Hoffnung und Sehnsucht allezeit Begehr trug. Am 30. April erlosch ein Leben, wie es reiner, wahrer, tiefer nicht gelebt worden ist. Und wenn wir auch im stillen lange um den nun Heimgegangenen gebangt hatten, die Hoffnung, ihn noch länger besitzen zu können, wollte sich nicht verscheuchen lassen. Er hat es selbst am besten gewusst, wie es um ihn stand, und dass seine Tage gezählt seien. Aus diesen Gedanken heraus ist sein „Vermächtnis" entstanden. Und als ich es zum erstenmal in seinen gesammelten Werken las, konnte ich des Gedankens nicht Herr werden, dass das Lied ein Abschied vom Leben sei, dass der Dichter seinem deutschen Volke, seiner Gemeinde und seinen Freunden noch ein letztes Wort habe zurufen wollen.

Es war ein wundervoller Tag, der 3. Mai, als man die sterblichen Ueberreste des Verklärten in der stillen Kirche zu Haseldorf beisetzte. Draussen lag lachender Sonnenschein auf Feld und Flur; ein Sonntagsgewand, ein lachendes Frühlingsleben und -weben bot sich unseren Blicken, und der Chor der Vögel freute sich des schönen Tages und verherrlichte ihn durch seine lieblichen Lieder. Und drinnen in der Kirche, die bis auf den letzten Platz gefüllt war, sah man nur tiefen, aufrichtigen Schmerz um den grossen Toten, dem die letzte Ehre erwiesen werden sollte. Auf dem Krankenbette hatte er die Form seines Begräbnisses bestimmt und Lieder und Text selbst ausgewählt. Selbst im Tode wollte er noch ein Prophet seines Volkes sein und mit seinem Tode die Antwort seines ganzen Lebens geben. So wird er der andächtigen Gemeinde sonntäglich fort und fort predigen und sein stiller Mund wird zeugen, dass nicht irdischer Besitz, nicht Ehre und Ansehen, dass Sehnsucht und Hoffnung das beste Teil dieses Lebens sind.

„Jedwede Rast, dem Glück geweiht,
Bleibt Täuschung, bleibt verträumte Zeit.
Denn tiefer als Glück, als Feiertag,
Und schöner als schuldloser Herzensschlag
Ist Ewigkeit."

Wir traten nach der ergreifenden Abschiedsstunde aus dem kleinen Gotteshaus wieder ins Leben mit seinem Drängen und Hasten; aber wir hatten einen ruhenden Pol mitten in dem Wandel der Zeiten gefunden. Dort das stille Grab in Haseldorf, von dem Julius Havemann singt

„Es kommt ein später Mai ins Land gezogen
Und füllt die Wälder mit dem zartsten Grün;
Schon schleiert er durch schwanke Gitterbogen,
Und auch die Sträucher fangen an zu blühn.
Weit — weit herüber kommt sein grosses Wogen.
Die Wangen und die jungen Herzen glühn;
Er aber schüttet seine schönsten Lieder
Aufs stille Grab in Holsteins Auen nieder!",

wird uns zu neuem Schaffen und Wirken immer wieder aufmuntern, damit das Werk, das der Dichter begonnen, in seinem Sinne fortgeführt, das deutsche Volk begeistert, erhebt und mit unvergänglichen Werten füllt. Wir sind es dem Andenken des edlen Dichters schuldig, der da klagt:

„Den Fürsten scholl zu schrill sein Klang,
Dem Volk zu hoch der Singesang,

Den einen schien er golden, echt,
Den andern schien er kupferschlecht,

Und ob das Lied von Gott auch kam,
Dem Sänger schuf es Erdengram!"

Das ist der tiefste Ausdruck seiner Lebenserfahrung, und darum schliesst er sein „Vermächtnis" mit der Mahnung an die Tochter:

„Beginnt in deines Herzens Raum
Ein Lied den Wandervogeltraum,

So danke Gott, doch lass zum Licht
Dein Lied, die Taube, fliegen nicht.

Das Lied hat grosse Himmelseil
Doch jeder Taube harrt ein Pfeil;

Sie hebt die Schwingen himmelan,
Doch Herzblut haftet stets daran." —

Warum hat man den Prinzen während seiner Erdenwallfahrt nicht gehört?

Im grossen und ganzen kann man wohl sagen, dass der Neid zu gross und der Geist nicht geistesmächtig genug war, seinen in Schönheit getauchten Klassizismus und seine weiche Romantik mit ihrem frommen Schauer und der seelenvollen Sehnsucht zu erfassen und zu geniessen. Manche mögen ihn nur nach seinen „Liedern an eine Verlorene" gewertet, andere sich auch an der sozialen Stellung des Dichters gestossen haben. Mir schrieb er einst: „Die Konstellationen für meine stille Kunst sind überhaupt die denkbar ungünstigsten. In einer Zeit, die von Romantik und Klassizismus nichts wissen will, muss naturgemäss eine Dichtung ausser Kurs geraten, welche von Liebe zum Hellenentum gesättigt ist. Leute, welche nur eine „nationale" Kunst kennen, haben dann leichtes Spiel, um solche Dichtung als dekadent parfümiert und — undeutsch hinzustellen. Und doch gehört viel Kurzsichtigkeit dazu, um eine Dichtung undeutsch zu nennen, die unentwegt zum Glauben an ewige Lebensziele, zur Sehnsucht und zur Vaterlandsliebe mahnt, die ausserdem, ohne Rücksicht auf unbequeme Folgen, ihre Lanze im ‚Bürgerlichen Tod' und im ‚Heiland der Tiere' bricht."

Schoenaichs Kunst ist so gross, dass sie solchen Anfeindungen ruhig die Spitze bieten konnte; es ist nur zu bedauern, dass sie infolge der langen Verkennung so wenig hat wirken dürfen. Man braucht kein Prophet zu sein, um mit Sicherheit zu sagen, dass jetzt ihre Zeit gekommen ist, dass man dem Toten keine Ehrung vorenthalten wird. So mag denn seine Dichtung ein Vermächtnis sein für das deutsche Volk; so mag sein stiller Mund heute noch seinem Volke und künftig den späteren Geschlechtern künden aufrichtiges Christentum, kraftvolles Deutschtum und unvergängliche Schönheit.

Ehe ich auf das Wesen seiner Dichtungen näher eingehe, will ich den Lebensgang des Dichters und seine ideale Auffassung des Dichterberufs zu zeichnen versuchen.

Emil Prinz von Schoenaich-Carolath-Schilden entstammte einem alten schlesischen Adelsgeschlecht und ward am 8. April 1852 zu Breslau geboren. Wenn auch in seiner Familie viele geistig bedeutende Glieder gewesen sind, darf man sie doch keineswegs zu einer Dichterfamilie stempeln.

Das Haus hat den Menschen wie den Dichter gleicherweise beeinflusst. Die Nöte des Lebens hat er nie kennen gelernt, sondern allezeit in glänzenden Verhältnissen gelebt. Was für seine geistige Ausbildung getan werden konnte, ist geschehen, und doch ruht auch ein trüber Schatten auf seiner Jugend, wie ich später zeigen will. Dass er infolge seiner Erziehung und seiner Anschauungen sich in anderen Gedankengängen bewegte wie solche, die früh die Not des Lebens, dessen Nacht- und Schattenseiten, kennen gelernt haben, liegt auf der Hand. Daher sucht man vergebens nach Problemen, die auf sozialem Gebiet liegen, und doch hat ihm die Zeit selbst die Augen geöffnet auch für solche Fragen, wenn er auch nur vorübergehend bei ihnen Halt gemacht hat. Ich denke dabei an den „Bürgerlichen Tod“ und den „Adeligen Tod“, an „Hans Habenichts“ u. a. Da zeigte sich die Zeit mächtiger als er und riss ihn mit sich fort, den Idealisten, dem realistisch zu denken wenig oder gar nicht gegeben war. Und wenn er, was häufig geschieht, für das Los der Unterdrückten und Elenden eintritt, sie hinaufzuziehen sucht aus dem Wust, der erstickenden Schwüle des Alltags und der Fron, zu lichteren Höhen, so fällt das wieder zusammen mit seiner Stellung als Romantiker und seiner Auffassung als Dichter, Prophet und Lehrer zu sein und den Blick auf Schönheit zu lenken, die zu Gott führt.

Sein Vater, Prinz Karl, war ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik. Ihm verdankt der Sohn die Begabung für Melodie und Rhythmus. Dass es deutsche Musik war, der eine gastliche Stätte bereitet ward, ist dem klar, der des Prinzen urdeutsche Gesinnung kannte. Und der Sohn hatte im engsten Familienkreise fortentwickelt, was der Vater in ihn zu legen beflissen war, und unter den Heroen der Tonkunst war es Weber, dessen Musik Prinz Schoenaich mit ganzer Seele liebte. Seine Mutter, aus dem Hause Oppen-Schilden, war eine reichgebildete Frau, die nicht nur verschiedene Sprachen und deren Literatur vollständig beherrschte, sondern auch Werke und nicht nur schöngeistige ins Deutsche übertrug. Ihr Einfluss auf seine dichterische Begabung steht ausser allem Zweifel. Von ihr stammte auch das schleswig-holsteinische Blut, das in seinen Adern floss. Und wir waren stolz auf ihn als einen Sohn der meerumbrandeten Nordmark. Seine Mutter hat ihn den schleswig-holsteinischen Stammescharakter verstehen gelehrt und ihm für die Schönheiten des Landschaftsbildes die Augen geöffnet. Nicht umsonst hatte er seine Marsch so lieb, nicht umsonst weilte er so gern in Haseldorf. Dem Wunsch, sie noch einmal in Sonnengold getaucht zu sehen, entsagen zu müssen, ist ihm herzlich schwer geworden. Und nun hat ihm die Marsch eine Ruhestätte bereitet; sie, die dem Fremdling Heimatrechte gewährte, ist ihm nun ganz zur mütterlichen Erde geworden.

Ich deutete schon an, dass sein Lebensweg nicht ohne Dornen gewesen sei. Die Mutter war schwächlich und verbrachte in jedem Jahr Winter und Frühling in Venedig. Der Prinz als einziges Kind teilte ihren Aufenthalt. Welchen Einfluss die wunderbare, die einzige Stadt mit ihren Kirchen, Palästen und Kunstschätzen auf das empfängliche Knabengemüt ausgeübt haben muss, lässt sich unschwer erraten. Das zeigen zahlreiche Gedichte, namentlich die in der Nachlese; auch sein späterer längerer Aufenthalt in Italien legt Zeugnis davon ab. So weit hätte sich der Prinz des unvergleichlichen Aufenthalts nur freuen können, wenn nicht durch eine Schattenseite das blendende Glück sehr in Frage gestellt worden wäre. Seiner weiteren Ausbildung wegen musste man zum Privatunterricht greifen, und die Folgen solchen Bildungsganges hat er lange spüren müssen. Erst mit dem 15. Lebensjahre setzte der regelrechte Unterricht auf der Realschule am Zwinger zu Breslau ein. Aber schon im folgenden Jahre musste er die Anstalt verlassen und sie mit dem Realgymnasium in Wiesbaden, wohin die Eltern 1868 übergesiedelt waren, vertauschen. Den Mehranforderungen, besonders in Mathematik und Naturwissenschaften, fühlte er sich aber seiner ganzen Veranlagung nach nicht gewachsen. Ja, hätte es sich um Sprachen und Literatur gehandelt! Sein hervorragendes Sprachtalent bekundet die meisterhafte Behandlung der deutschen Sprache, und in den lebenden Fremdsprachen, namentlich im Italienischen, fand er nicht so leicht seinen Meister. Heute würde ein solcher Wechsel nicht so viel bedeuten; damals aber waren die Lehrpläne so verschieden, auch in den einzelnen Provinzen, dass nur grösster Fleiss und bedeutende Begabung einen solchen Schritt wagen durften. So hat er schwer ringen müssen, um das geforderte Mass zu erbringen. Trotzdem wusste er sich seinen Lehrern Bellinger, Henrich, Casselmann und Direktor Ebenau zu lebenslänglichem Dank verpflichtet, wie überhaupt das Gefühl der Dankbarkeit eine der hervorstechendsten Seiten seines Wesens bildete.

Das Haus seiner Eltern war bald der Mittelpunkt der geistig regsamen Welt. Man wusste den edlen Ton und die echt deutsche Gastlichkeit zu schätzen. Männer von bedeutendem Ruf wie Gustav Freytag, Friedrich Bodenstedt und der edle Prinz Georg von Preussen waren häufige Besucher der anregenden Gesellschaften. Auch dieser Verkehr konnte nur den günstigsten Einfluss auf die geistige Entwickelung des Prinzen ausüben. Aber man geht fehl, wenn man annimmt, dass seine poetische Begabung dadurch in irgend einer Weise beeinflusst worden wäre. Dazu war er zu selbständig, dazu seine Kunst zu gross. Eine Jugendfreundschaft stammte aus jenen Tagen. Er fühlte sich von seinem Schulkameraden Hut lebhaft angezogen und es schlang sich bald ein inniges Band um beide. Nach der Schulzeit gingen ihre Wege zeitweilig auseinander; aber dann unternahmen sie gemeinschaftlich längere Reisen bis der Tod ihrer Freundschaft ein Ziel setzte. Fern von der Heimat endete Huths Leben, und mit ihm begrub man eine Fülle der schönsten Hoffnungen.

An diesem Schlage hat der Prinz lange gekrankt und den Verlust nie ganz überwunden. Nicht umsonst hat er in „Hollunderblüten“ seiner Hoffnung Ausdruck gegeben:

„Damit ein Sehnsuchtsschimmer
Geheiligt unser Lieben,
Und weil am Süssesten immer,
Was unerreicht geblieben,
Hiess Gott vorbei sie schweben,
Die Scheidestunde verfrühend,
Dereinst im bessern Leben
Sie uns zurückzugeben
Rein, ewig blühend.“

Zu dem einen herben Verlust gesellte sich bald ein anderer. Prinz Schoenaich hatte eine verlorene Liebe zu betrauern. Man sagt von ihm, der Schmerz habe ihn zum Dichter geadelt. An dieser Behauptung ist mancherlei falsch. Zunächst hat man sich wohl seine Auffassung zu eigen gemacht, dass „Poesie tiefer Schmerz ist“, da er im „Bild“ vom Wesen des Dichters sagt:

„Wohl dem, der Schmerz im Schönheitskusse leidet.
Dies ew'ge Weh, mit dem durchs Leben geht
Einsam und unverstanden der Poet,
Es führt zu Gott, und alle Schönheitstrauer,
Die unser Haupt als Kranz der Schwermut trug,
Sie tilgt dereinst im Auferstehungsflug
Des Wiederfindens grosser Freudenschauer.“

und in „Fontana Trevi“ sein schweres Opfer so zeichnet:

„Noch keinem ward ein grosses Lied geboren,
Der nicht den Schmerz zum Meister sich erkoren,
Dein Wunsch nach Glück muss rauschen in die Zeit.
Der müde Leib, darin Dämonen ringen,
Ist Schutt, ist Staub auf deiner Seele Schwingen,
Die sehnend heimrauscht zur Unsterblichkeit.
Wohl danken sie mit lodernden Gebeten,
Die Gott erschuf zu Künstlern und Propheten,
Denn Ewigkeit birgt Jubel, Wahrheit, Glanz.
Sie künden Botschaft grosser Freudenziele,
Doch auf den Goldklang ihrer Saitenspiele
Senkt Sehnsucht stets den schattenvollen Kranz.“

Von dort aus mag man zu jener Prägung gekommen sein. Man hat dabei aber übersehen, dass Schoenaich eben als Romantiker so seine Aufgabe zeichnen, dass es ihm also fernliegen musste, einem einzelnen Fall eine allgemeine Deutung zu geben. Denn die Töne hatten längst in seiner Seele geschlummert und waren nur durch das besondere Erlebnis vielleicht früher geweckt worden. Wenn aber nur ein äusserer Anlass vorliegt, so kann ihm nie grundlegende Bedeutung zuerkannt werden. Gewiss ist Jugendliebe etwas Gutes, Schönes und Grosses, aber der Verlust nicht von so einschneidender Wirkung, wie mancher aus eigener Erfahrung bestätigen wird. Ueberdies darf man bei einem Dichter nicht alles pressen und nicht in jedem hingeworfenen Gedanken sofort eine Offenbarung von grösster Tragweite erblicken. In der Beziehung sind bei Schoenaichs Liedern aus der Jugendzeit, in denen das Subjektive dem allgemein Menschlichen gegenüber zu sehr herausgekehrt wird, besonders starke Abstriche zu machen. Zu leugnen ist allerdings nicht, dass das Weib in der ersten Periode seines Schaffens ausschliesslich der Brennpunkt seiner Dichtung ist, und dass die Stimmungen ausserordentlich schwanken zwischen tiefstem Schmerz und sehnsuchtsvoller Hingabe, zwischen abgrundtiefer Verzweiflung und höchstem Glück. Aber auch dann schon sieht er in der Liebe mehr und findet, dass sie nicht sättigen könne, sondern hinaufweise zu der ewigen Liebe, zu Gott. Der Klang, der in seiner wahrhaft majestätischen Wucht zur höchsten Zierde seiner Dichtungen wird, klingt schon jetzt an, wenn auch nur leise und heimlicher Weise. Es ist eben die Zeit des Stürmens und Drängens, und erst nach und nach glätten sich die Wogen, wenn sie auch noch von Zeit zu Zeit immer wieder in edelster Leidenschaft sich auftürmen und, von Stürmen gepeitscht, donnernd an den Felsen hinaufrauschen. Dass er aber überhaupt zur Ruhe hat kommen können, liegt in der veränderten Auffassung seiner Weltanschauung tief begründet. Der Dichter, der die furchtbare Leere in seiner Brust fühlte, dem die vielen Fragezeichen des Lebens keine Ruhe liessen, hat in Gott Frieden gesucht und gefunden. Das ist die grosse Offenbarung seiner Gedichte und Novellen aus der zweiten Periode seines Schaffens. Und selbst über die ist er noch hinausgewachsen und hätte sicherlich durch seine letzten Klänge, die wir nur bruchstückweise haben empfangen dürfen, die er als Ganzes hinaufgetragen hat zu Gott, in ihrer geschlossenen Einheit und der Tiefe ihrer religiösen Erkenntnis das Reifste und Herrlichste gesungen, was unsere religiöse Lyrik überhaupt aufzuweisen hat. Ich glaube mit „Weihnachtsläuten“, „Im Erntebrand“, „Brausender Lenzwind“ und „Psalm 74, 19“ den Beweis erbringen zu können, dass mit der Behauptung sich die Tatsache vollauf deckt.

Aus der Zeit der inneren Unruhe, der Selbstquälerei und der Zerrissenheit riss ihn der deutsch-französische Krieg, an dem er selbst nicht teilgenommen hat. Aber die grosse Zeit mit ihren hochgehenden Wogen vaterländischer Begeisterung ging nicht spurlos an ihm vorüber. Das zeigen „Neben Gewittern“ und vor allem „Die Kiesgrube“, in der er mit stark realistischer Tendenz zur Darstellung bringt, wie der bestialischen Roheit der Franzosen mit zwingender Notwendigkeit die Strafe auf dem Fusse folgen muss. Gerade zu der Zeit bezog Schoenaich die Hochschule zu Zürich zu seiner weiteren Ausbildung. Johannes Scherr und Gottfried Kinkel, Männer des Fortschritts, haben seinen Blick geweitet und ihm gezeigt, wie man die Zeit zu beurteilen habe, und welche Anforderungen die soziale Frage an jeden einzelnen stelle. Auch ihrer Anregung verdankt er viel; nicht umsonst steht er seit jener Zeit dem Volke unbefangener und freier gegenüber; ja, er hat im „Bürgerlichen Tod“ später den Versuch gemacht, den Ideen, die damals in ihm gelegt wurden, künstlerischen Ausdruck zu geben, sein Verständnis der Notlage durch eine Tat, eine Mannestat, zu offenbaren.

In Zürich war ihm Gelegenheit gegeben, einem literarischen Kreis anzugehören, in dem ausser Kinkel die Dichterin Mathilde Wesendonck und die Gräfin Booël-Plater verkehrten. Sein Urteil ist durch diesen Umgang geklärt und sein Gesichtskreis im Verkehr mit diesen geistreichen Frauen nicht unwesentlich erweitert worden.

Trotz dieser glücklichen Umstände weilte er nur kurze Zeit in Zürich. Gleich nach Beendigung des Krieges trat er ins Heer und wählte Kolmar der besonderen Verhältnisse halber als Garnisonstadt. Die Nähe Zürichs sprach für die Wahl gerade dieser Stadt bedeutend mit. Den Verkehr wollte er nicht abbrechen und hatte es unter diesen Verhältnissen auch nicht nötig. Er entschied sich für die Kavallerie, da er ein ausgezeichneter Reiter war, und trat in das Kurmärkische Dragoner-Regiment No. 14. Bald war er zum Leutnant aufgerückt. In diese frische, fröhliche Soldatenzeit fiel aber ein Schatten. Seine über alles geliebte Mutter war eine Beute des Todes geworden. Sie, die stets schwächlich, hatte die treuen Augen, die hellleuchtenden Sterne seiner herrlichen Jugendzeit, für immer geschlossen. Eine Stelle nur deutet in seinen Werken seine schwärmerische, abgöttische Liebe und Verehrung für seine Mutter an; sie wirkt in der Kürze wie eine Offenbarung. Ob eine solche Lücke sich überhaupt überbrücken lässt, ob die klaffende Wunde jemals ganz vernarben kann?

Wenige Jahre später trug man auch seinen Vater hinaus, so dass der Sohn nun ganz vereinsamt dastand und sich fremd in der Heimat fühlte. Die Stimmung jener Tage findet rührend-wehmütigen Ausdruck in seinen Liedern „Aus der Jugendzeit", wo es heisst:

„Dort wacht kein Wesen, das mich liebt,
Kein Lichtlein winkt, kein Lämpchen scheint,
Kein Hund, der mir die Pfote gibt,
Der's treu und ehrlich mit mir meint.

Mich friert. Ich weiss, bald kommt die Zeit,
Dass man mich tragen wird hinaus
Ohn' Klang und ohne Grabgeleit
Aus meinem allzu stillen Haus."

Die Unrast erfasste ihn, und er unternahm Reisen nach Aegypten und Kleinasien, von denen er nach einem Jahre heimkehrte. Nachdem er nach seiner Rückkehr noch einige Jahre dem Heere angehört hatte, schied er endgültig aus. Seit 1875 befand er sich fast ununterbrochen auf Reisen. Lange verweilte er in Rom. Die Frucht seines Aufenthalts legte er in der epischen Dichtung „Angelina" nieder. Freundschaften schloss er in dieser Zeit mit dem Maler Hans Makart und dem kunstsinnigen Grafen Lanckoronski, mit denen er 1876 einen zweiten Ausflug nach Aegypten unternahm. Daran schlossen sich Reisen nach Kleinasien, Griechenland und Spanien. Die Liebe zum Weidwerk trieb ihn nach Tunis und Montenegro, und die Siegesbeute, die er davontrug, ziert zum Teil noch heute sein jetzt vereinsamtes Arbeitszimmer. Ein Liederzyklus trägt die Ueberschrift „Westwärts". Daraus hat man den Schluss auf einen Aufenthalt in Amerika gezogen; diese Mutmassung trifft indes nicht zu. Die vielen neuen Eindrücke konnten nicht ohne Einfluss auf seine Werke bleiben. Sie sind farbenglühender und farbensprühender geworden und atmen die Leidenschaften südlicher Länder. Er hatte nur zu gern und tief Griechenlands Lied von der Schönheit, wenn auch der vergangenen, gelauscht und sich willig dem Zauber italienischer Farbenpracht und Formenschönheit hingegeben. Der Wüste Weh hatte er vernommen und an „sandverwehten Hügeln" gestanden. Mit vertiefter Lebensanschauung, mit einer reichen Kenntnis von Land und Leuten und einer umfassenden Bildung kehrte der Prinz nach langer Abwesenheit heim, aber noch immer nur vorübergehend trotz der wunderbar am Belt gelegenen Besitzung Palsgaard, trotz der Perle Haseldorf.

Zur Ruhe kam der Wanderer erst seit seiner Vermählung mit Katharine v. Knorring im Jahre 1887, von der er als Motto zu der Sammlung „Heimkehr" singt:

„Ich hab' dich geliebt, ich hab' dich errungen
Und habe dich dennoch nie besungen,
Weil nicht in Worten noch in Bildern
Dein Herzensreichtum wär' zu schildern!"

Es ist das schönste Denkmal, das er der Prinzessin und damit sich selbst setzen konnte, und die Kinder werden es allezeit dem Vater noch im Grabe danken, dass er ihre Mutter in den hellen Farben reinster Liebe und hehrster Herzensgüte zeichnete. Auch für sie gilt, was uns aus „Fatthûme" entgegenklingt:

„Dem Dichter ist ein leuchtend Los gefallen:
Wer Grosses schuf, reisst aus der Nacht der Zeiten
Ein sterblich Weib, das er geliebt vor allen,
Zum Sonnenstrom versöhnter Seligkeiten!'

So lange Schoenaichs Name und seine Dichtung genannt wird, bleibt auch sie unvergessen als die Frauengestalt, die die edelste Poesie in seiner Nähe verkörperte und mit feinstem, tiefstem Verständnis seinem hohen Gedankenflug zu folgen und in seinem seelenvollen Herzen zu lesen wusste. Und was sie ihm während seines Krankenlagers gewesen ist, will ich nur andeuten, aber künden, dass sein letztes Gebet und sein letzter Seufzer ihr und ihrem Wohl gegolten hat.

Durch die Verheiratung mit ihr ging dem Prinzen der hellste Stern seines Lebens auf. Das zeigt am besten die Wandlung in seinem dichterischen Schaffen. Die Stürme der Jugend sind verrauscht, und die abgeklärte Persönlichkeit tritt leuchtend aus den Blättern der Dichtungen hervor.

„Lieder an eine Verlorene"*), der Zyklus „Fatthûme"*), die Epen „Angelina"*) und „Die Sphinx'*), die „Geschichten aus Moll"*) und die Novelle „Tauwasser"*) gehören der ersten Periode seines Schaffens an.

Durch Karl Bleibtreu sollte in den achtziger Jahren eine neue Blüte der Literatur heraufgeführt werden. „Revolution der Literatur" und „Die Gesellschaft" sind die

---

*) Verlag von Göschen-Leipzig, der sämtliche Werke des Dichters verlegt hat. (7 Bd. geb. 15 M. Eine ausgezeichnete Ausgabe. Auswahl in 1 Bd. geb. 2 M. für Schulen)

Marksteine dieser Bewegung. Die wenigen Goldkörner, die das jüngste Deutschland inmitten toten Wustes mit sich führte, sind dem Idealismus und der Romantik zugute gekommen. Carolath hatte seit 1891 im „Bürgerlichen Tod“ und im „Adeligen Tod“ auf Grund eigener Erfahrung und der Nachklänge aus seiner Jugendzeit versucht, den Realismus seinen Werken dienstbar zu machen. Er stand in dieser Beziehung vollständig selbständig da und hatte der Tagesmode in keiner Weise Zugeständnisse machen wollen. Und wenn jene Bewegung sich zeitlich mit dem realistischen Zug in Schoenaichs Werken berührt, so ist das ein ganz zufälliges Zusammentreffen. Unabhängig von beiden Werken erschien noch in demselben Jahr „Don Juans Tod“ als Schlussstein und versöhnender Ausklang seiner Epentrilogie. Das „Weib“ ist ihm keine Sphinx mehr; des Rätsels Lösung beut das Wort:

„Es hat der Mann, sein müdes Haupt zu betten,
Zwei Orte nur, die ihn vor Stürmen retten,
Dahin er still nach jedem Schiffbruch kehrt:
Der Mutter Herz, die beten ihn gelehrt,
Das Herz der Frau, die still im Jugendschimmer
Und Jugendliebe sein ward, sein für immer!“

Fast gleichzeitig mit jenen realistischen Versuchen verfasste er in romantischem Geiste „Den Freiherrn“, „Den Heiland der Tiere“ und 1891 „Regulus“. Allerdings begegnen wir jetzt einer Romantik, die sich mit der der früheren Zeit nicht ganz deckt. Ein gewisser realistischer Einschlag lässt sich nicht verkennen. Aus dieser Sammlung ragt „Der Heiland der Tiere“ gewaltig hervor. Keine andere Literatur kann sich eines solchen Werkes rühmen.

Das Jahr 1891 brachte ferner noch „Philemon und Baucis“ in dramatisierter Form als Verherrlichung der Frauentreue. Daran schloss sich 1899 die lyrische Novelle „Hans Habenichts“ mit einem scharfen Ausfall gegen den Mammonismus in ganz romantischem Gewande. Beide Werke sind den „Gedichten“ beigefügt. Das zuletzt erschienene Buch enthält „Lichtlein sind wir“, „Die Kiesgrube“ und „Die Wildgänse“. Das Jahr 1906 brachte die 3. vermehrte Auflage seiner „Gedichte“ und das vergangene Jahr seine „Gesammelten Werke“ in 7 Bänden; drei Gedichte, unter denen das zuerst genannte „Vermächtnis“ sich befindet, und die anspruchslose, vollausgereifte Erzählung „Des Bettlers Weihnachtsgabe“ bezeichnen deren Bereicherung.

Seit seiner Verheiratung hatte sich der Prinz dauernd in Haseldorf niedergelassen. Wenn er einmal längere Zeit abwesend war, so zwang ihn seine zarte Gesundheit dazu. Verschiedentlich weilte er in Badeorten der Schweiz und fand hier Gelegenheit, mit Konrad Ferdinand Meyer, den er sehr verehrte und hochschätzte, und dessen Bild seinen Schreibtisch zierte, in näheren Verkehr zu treten. In späteren Jahren verbrachte er Winter und Frühling in St. Blasien im Schwarzwald.

Neben seinen dichterischen Arbeiten nahm ihn die Verwaltung seiner umfangreichen Besitzungen ganz in Anspruch. Gern sah er Gäste bei sich, allerdings im engsten Rahmen, da seine schwache Gesundheit ihm die grösste Schonung auferlegte. Sein Wesen aber war geradezu auf intimen Verkehr gestimmt, und ich weiss, dass jedem Besucher die Stunden, die er dort im Kreise der Familie verleben konnte, unvergesslich sein und bleiben werden. Wie wusste der Prinz zu plaudern und Altes und Neues aus dem reichen Schatz seines Wissens und der reichen Lebenserfahrung hervorzuziehen! Die Stunden vergingen wie im Fluge und waren doch so unendlich reich an Ausbeute für Herz und Gemüt.

Was mich an den Prinzen fesselte, war nicht nur seine Dichtung, sondern auch das Menschliche. Es fällt unendlich schwer, Person und Sache zu trennen. Ich kann es verstehen, wenn jemand den Werken eines Dichters, dem er als Menschen seine Achtung versagen muss, kein sonderliches Interesse entgegenbringt. Bei Schoenaich traf beides in vollstem Umfange zusammen, und seine Grösse war das warme Herz, die Liebe, die er dem Volke ohne Unterschied entgegenbrachte. Er sah nur die Persönlichkeit, nicht das Kleid und den Stand. Das musste man um so höher werten, weil er in ganz anderen Verhältnissen, in anderen Lebensanschauungen gross geworden war. Seine edle Seele hat es trotzdem versucht, die täglichen Nöte des schwer ringenden Volkes zu erkennen und mitfühlend zu verstehen, in der Volksseele das heisse Bemühen nach dem, was schön und gut und gross ist, zu lesen. Und er nahm es ernst mit seiner hohen Aufgabe, dem Volke „die Botschaft grosser Feierzeit“ zu senden. Mit der ganzen Persönlichkeit trat er für sie in die Schranken, wenn es heisst:

„Es muss, ein Brand im Regen,
Auch der Poet verglühn,
Der Dichtung Feuersegen
Durchs dunkle Land zu sprühn.“

„Das volle Herz sollst deiner Kunst du geben
Und sterben, um der Ewigkeit zu leben,
Der Lorbeer spriesst aus Tränensaat allein.“

Was er predigte, das lebte er, und wenn er zur werktätigen Nächstenliebe aufrief, stand er in erster Reihe und legte die Hand an den Pflug. Das Brockenhaus in Hamburg ist ein solches Denkmal seiner Liebestätigkeit.

Im Jahre 1906 unterzog er sich zum erstenmal einer lebensgefährlichen Operation, und es schien, als wenn er uns erhalten bleiben sollte. Aber die tückische Krankheit wollte nicht weichen und fesselte ihn vom Oktober bis zu seinem Tode ununterbrochen ans Krankenlager.

Schoenaich hat sich einmal in einem „Albumblatt“ unbewusst treffend gezeichnet:

„Wer nicht genährt der Dichtung heil'ge Flamme
Vom eignen Mark; vom eignen Lebensstamme
Die Sparren brechend, dass die Lohe wehe,
Ist unwert, dass sein Dichterwerk bestehe.
Denn Dichter, die Gott hergesandt als Grosse,
Dass helle Spur sie zögen durch die Nacht,
Die haben stets, auf einem Scheiterstosse,
Ihr eignes Herz als Opfer dargebracht,
Es sühnt ihr Lied die Lebensschuld der Zeit,
Ihr Opfer schafft versöhnte Seligkeit.“

So steht der Entschlafene vor uns, und so wird er in unserer Erinnerung fortleben!

Neue Lyrik

Zwei Gedichte von Adalbert Paul, Czernowitz.

Widmung

Mein Herz gleicht einem Blumengarten,
Der ist an zarten Blüten reich
Und hat viel edle Knospenarten,
Doch sind sie alle kalt und bleich.

Schaust du nur einmal auf sie nieder,
Dann leben sie froh wieder auf
Und alle, alle werden Lieder
Und klingen hell zu dir hinauf.

Frühlingsnacht

Ein leises Flüstern geht durch Busch und Baum,
Als säng' es für die Vöglein Schlummerlieder,
Auf sanften Flügeln sinkt die Nacht hernieder,
Die zarten Blümlein nicken wie im Traum.

Die Sterne gehn am Himmel. Sterbensmüd
Hör' irgendwo ich eine Geige klingen,
Da regt die Sehnsucht ihre mächt'gen Schwingen,
Und sanft zu dir mein ganzes Sinnen zieht.

Es war einmal. Nun bist du nicht mehr mein.
Dein Herz gehört schon lange einem andern,
Und einsam muss ich meine Wege wandern,
Und dennoch lieb ich dich, nur dich allein.

Charles Baudelaire: Der Tod der Liebenden.

Wir werden dufterfüllte Betten haben
Und Lagerstätten, wie das Grab so tief,
Und seltne Blumen blühen uns zu laben,
Die fremder Himmelsstrich ins Leben rief.
Und unsere Herzen werden Fackeln sein,
Die in dem letzten leuchtenden Verschwenden
Der Flammen doppelt hellen Widerschein
Zum Doppelspiegel unserer Geister senden.
Am Abend, wenn wir abschiedschauernd beben,
Die Erde ganz im blauen Lichte ruht —
Da tauschen wir den allerletzten Strahl.
Dann aber tritt ein Engel in den Saal
Die blinden Spiegel und die tote Glut
Aufs neue, wunderherrlich zu beleben.

Deutsch von Heinrich Horvat.

Zwei Gedichte von Wilhelm Konrad Gomoll.

Lerchenlieder.

Helles Klingen in den Lüften
Mischt sich mit dem Frühlingslicht,
Wie der Hauch von Blütendüften,
Der aus dunklen Kelchen bricht.

Rings, soweit die Lande liegen,
Tönt am Himmel seine Spur,
Und in göttlich tiefen Zügen
Atmet Freiheit die Natur.

Jubel lebt in all den Klängen,
Hebt mein Herz mit in die Höhn,
Und es kann aus Lebensengen
Ganz in Freude auferstehn!

Mit gleichem Recht.

Du bist im Lebensmeer nur eine Bucht,
Darin die Kräfte auf- und niederbranden,
Drin jede Woge schäumend neu versucht
Sich zu befreien von der andern Banden.
Und wie dein Selbst in kämpfendem Verschulden
In tausend fremden Buchten wühlt und gärt,
Musst du den Sturm der anderen erdulden —
Oder beweisen deinen höh'ren Wert.

Mit gleichem Recht kämpft jede Woge —
Und ob das Glück sie bringt oder die Not,
Gleich ist das Steigen, gleich das Fallen —
Bis kühn das Starke siegt! — so ist's Gebot!
Denn Urkraftwille lebt in allen
Und jeder Woge Pulsschlag ist ein Gott!

Fr. Martius: Das Grab der Nachtigall.

Von dem Kinde geführt sah ich ein stilles Reich,
Wo am heimlichen Zaun Längerjelieber blüht,
Nicht vom Baste gefesselt,
Niederhängend wie Sonnengold.

Mit der lieblichen Kraft jungen, gebräunten Arms
Hob die leuchtende Flut zitternder Knospen sie
Von dem winzigen Hügel,
Der in purpurner Blüte lag.

Nieder kniete sie dicht neben des Rasens Rand,
Und mit schimmerndem Blick sprach sie voll Innigkeit:
„Heute, Mutter, begrub ich
Hier im Busch unsre Nachtigall!"

Leis mit kindlicher Hand strich sie am Boden hin,
Dass kein purpurnes Blatt wehend zur Seite fiel,
Denn die Form eines Kreuzes
Trug des zierlichen Grabes Schmuck!

Rings im Schattengeäst schmetterten Vögelein
Wehmuttragenden Dank für ihre Königin,
Die von Unschuld betrauert
Wie im Schosse der Götter lag.

Edmund Edel.

Neu-Berlin.

In der Sammlung »Grossstadtdokumente« (Verlag Herm. Seemann Nachf.) erscheint demnächst eine Studie Edels über »Neu-Berlin«. Wir geben bereits heute unsern Lesern einige Abschnitte daraus als anregende Probe.

Kunst und Theater.

Der Berliner hat von jeher sehr viel dafür übrig gehabt, seine Mussestunden durch künstlerische Darbietungen verschönern zu lassen. Immer haben wir gute Theater gehabt, und die Aufführungen erfreuten sich in der Welt eines ausgezeichneten Rufes. Aber in dem letzten Jahrzehnt hat das Theaterwesen einen unerhörten Aufschwung genommen, und die Manie, neue Musentempel zu gründen, hat alle Kreise ergriffen. Das Beispiel des ingenieusen und grosszügigen Max Reinhardt liess viele mehr oder weniger bedeutende und auch ganz unbedeutende Schauspieler nicht schlafen, und jeder, der imstande war, seine „Schale Haut" im Kaffeehause zu bezahlen und ausserdem Beziehungen zu Leuten hatte, die Geld besorgen konnten, fühlte sich berufen, die Reichshauptstadt mit einem neuen Theaterunternehmen zu beglücken.

So kam es, dass an allen Ecken und Enden und fast in jeder Strasse Theater entstanden, von denen allerdings einige wie die Kammerspiele und das Hebbel-Theater architektonisch in höchster künstlerischer Vollendung gebaut sind.

Der Berliner geht abends ins Theater, um sich zu amüsieren. Eine Zeitlang fühlte er sich verpflichtet, auch nach Schluss des Geschäftes seinen Kopf anzustrengen, aber mehr und mehr empfand er es als lästig, sich von der Bühne herab soziale Schäden demonstrieren zu lassen, und er verlangte nach einer leichteren, angenehmeren Kost. Wie alle Sensationen aus dem Auslande zu uns kommen, so kam das Sensationsstück auch über das Wasser und brachte den grossen Theatererfolg. Und es ist merkwürdig, wie Menschen ernsthaft sich dramatisierte Hintertreppenromane ansehen konnten, dieselben Menschen, die kurz vorher auf Ibsen und Hauptmann abgerichtet waren.

So ist der Berliner: Er läuft den Sensationen nach und schwört auf seinen Leibkritiker. Wenn er des Morgens in seiner Zeitung ein Urteil über irgend eine Kunstleistung gelesen hat, weiss er ganz genau, wohin er des Abends zu gehen hat. Und wenn ihm gar seine Verwandten, Bekannten und engeren Freunde erzählen, dass sie dort gewesen sind und dass es sehr schön gewesen wäre, so muss er auch hinlaufen. „Man muss es gesehen haben."

Einmal hiess es: „Man muss die Barrisons gesehen haben." So „muss man alles in Berlin gesehen haben". Es wäre entsetzlich für Leute, die in Gesellschaft verkehren, wenn sie nicht über das Neueste im Theaterwesen mitsprechen könnten, und es ist direkt kompromittierend, wenn einer die grossen Stars nicht gesehen hat.

Der Berliner ist zwar nicht ein solcher Theatermensch, wie der Wiener, und trotzdem man auch nicht einen ausgeprägten Personenkultus treibt, hängt sein Herz doch an der Rampe. Und von den höchsten Kreisen herunter bis zum Handwerker kann man eine warme Liebe für die Schauspielkunst wahrnehmen.

Dadurch, dass sich Unternehmer damit befassen, ganze Vorstellungen zu pachten und die Billets zu billigeren Preisen, als sie an der Kasse zu haben sind, abzugeben, werden auch die minderbemittelten Kreise in den Stand gesetzt, gute Aufführungen zu sehen. Das sind die sogenannten Vereinsvorstellungen, die von Vereinen und ähnlichen Institutionen en bloc besucht werden.

Da wir leider in den letzten Jahren über eine dramatische Unfruchtbarkeit zu klagen haben, geht allmählich das grosse Ereignis verloren, das früher alle Gesellschaftskreise wochenlang vorher in Aufregung versetzte und zu dem jeder, der es möglich machen konnte, mit Aufbietung aller Kräfte und Mittel eine Karte zu erlangen versuchte: das grosse Ereignis der Erstaufführung des neuen Stückes des „Lieblingsdichters". In früheren Jahrzehnten war eine Sudermann-, eine Blumental-, eine L'Arronge-Premiere eine Sensation, von der man monatelang vorher sprach, und bei der man anwesend sein musste, wenn man die Berechtigung haben wollte, zur Gesellschaft gerechnet zu werden. Auch die Erst-Aufführungen der Millöcker- und Strauss-Operetten waren solche Ereignisse, und die Billets wurden gehandelt, wie Börsenpapiere. Später gesellten sich zu diesen Ereignissen noch die Erstaufführungen der Hauptmannschen Dichtungen, die aber mehr für die literarischen Feinschmecker waren. Heute gibt es fast kein grosses Theaterereignis mehr. Man beschränkt sich, wie bereits oben gesagt, auf Dramatisierung von Kriminalromanen auf der einen Seite und stattet andererseits mit grossem Geschick unsere Klassiker neu aus, um dem Mangel an der heutigen Produktion abzuhelfen.

Und der Berliner pendelt zwischen Shakespeare, Schiller und Sherlock Holmes und lacht über die plumpen Scherze der jüdischen Jargon-Theater.

Noch ein übler Missstand im Theaterwesen hat sich breit gemacht, das ist die hirnlose Vorführung langweiliger, ideenloser Revuebilder, die mit Hilfe von Balletbeinen und Zirkustricks unter Begleitung von allerdings häufig graziöser Musik den Zuschauern drei Stunden lang serviert werden. Man muss allerdings die Berliner in Schutz nehmen, denn es ist nicht ihre Schuld, wenn ein solches Theater, das in banaler Weise Pariser Vorbilder nachahmt, ohne die gallische Grazie und Zensurfreiheit mit zu importieren, ein Jahr lang dieselben Aufführungen bietet. Das kommt auf das Konto der Provinzialen, bei denen es ein heiliges Vermächtnis zu sein scheint, gelegentlich ihres Berliner Aufenthaltes diese leichteste aller Theaterkost zu sich zu nehmen.

Ueber die Berliner Varietés kann man nicht viel anderes sagen, wie über alle Varietés der ganzen Welt. Diese Kunstgattung hat sich seit Jahrzehnten nicht geändert und ist international geworden. Der Berliner aller Stände liebt seinen Wintergarten und sein Apollo-Theater und diese gehören wie auch ein Zirkusbesuch in das Saisonrepertoir. Man geht einmal in jedem Winter in eins dieser Institute und sieht sich einen von den berühmten Tanzstars an, die wie das „Mädchen aus der Fremde" jedes Jahr wieder auf der Bildfläche erscheinen. Seit den Zeiten der Barrisons und der Otéro sind auch in dieser Kunstgattung keine derart welterschütternden Erscheinungen aufgetreten, dass sie die Massen in Bewegung gesetzt hätten.

Eine Abart des Varietés ist das Kabarett. Eigentlich gehört ein Hinweis auf dieses Mittelding zwischen Theater, Varieté, Tingeltangel und Weinlokal unter die Rubrik „Nachtleben", denn erst zu vorgerückter Stunde — nach elf Uhr — öffnen sich die Pforten dieser Tempelchen. Aber da wir gerade von dem Kunstbedürfnis der Berliner sprechen, müssen wir einen Augenblick in diesen rauchgefüllten, hellerleuchteten kleinen Räumen verweilen, um einem späteren Geschlecht, das hoffentlich seine Nächte gesünder anwendet, ein Bild davon zu geben.

Das Kabarett ist — sit venia verbo — dem Grossstädter ein „tiefgefühltes" Bedürfnis geworden. Wenn er sich des Abends in einem der Modehotels den Magen mit Austern, Entrecôtes und einigen Flaschen Champagner gefüllt hat, ist er nicht imstande, sofort zu Bett zu gehen. Auch wenn er von einem Festessen kommt, von einer Hochzeit oder einer anderen gesellschaftlichen Verpflichtung, die leider schon um zwölf Uhr ihr Ende gefunden hat, ist er froh, einen Ort zu wissen, wo er sich noch geistig anregen kann. Er bezahlt in einem Kabarett fünf oder drei Mark Eintrittsgeld, wofür er sich an einen weissgedeckten Tisch setzen darf und die Erlaubnis hat, eine oder mehrere Flaschen Wein oder Sekt zu allerhöchsten Preisen zu bestellen. Gewöhnlich ist also der edle Grosstädter und der noch viel edlere Herkömmling aus der Provinz, der den grössten Stamm der Kabarettbesucher ausmacht, bereits in gehobener Stimmung, wenn er mit gerötetem Gesicht und weinseligen Augen auf das kleine Podium schaut, auf dem irgend eine liebenswürdige Vortragskünstlerin die Reize ihrer Stimme oder ihre sonstigen Vorzüge durch den Tabaksqualm jongliert. Dann erzählt ihm ein Herr im eleganten Frack ein paar derbe und würzige Anekdoten, man lacht wie man im Rauchzimmer bei einer Gesellschaft lacht oder im Offizierskasino, ein anderes Fräulein, deren ausgeschnittene Balltoilette auf die Nerven der Kavaliere wohlige Reflexe ausübt, singt eine Strophe, die mit der grössten Schwierigkeit die Zensur passiert hat, aber auch einige von den Gästen unterhalten sich ungestört weiter über die Angelegenheiten, die sie vorher beim Diner diskutiert hatten. Es interessiert sie gar nicht, dass dort auf dem Podium Künstler stehen. Wie im Traum hören sie die süssen Melodien, die ein geistreicher Musiker dem Flügel entlockt, und die dünnen Stimmchen der Soubretten hallen an ihrem Ohr wie aus weiter Ferne wieder.

Ursprünglich versuchte man das Kabarett, diese echt pariserische Sumpfpflanze, auch in Berlin als das, was es eigentlich bedeuten sollte, zu bringen. Einzelne Künstler, Bohêmiens, taten sich zusammen, und ein frischer Zug ging durch die lustigen „Abende", die noch von dem „Hungrigen Pegasus" und dem „Siebenten Himmel" in der Erinnerung sind. Die Berliner Gesellschaft war jedesmal vollzählig vertreten, und man drängte sich und stiess sich in den ganz kleinen Räumen, und man lauschte gespannt auf die wirklich künstlerisch interessanten Darbietungen.

Aber wie alles in Berlin „Geschäft" wird, wie die Freude an dem rein Künstlerischen in Berlin nicht lange währen kann, ohne dass Banalität und Trivialität schlechte Imitationen erzeugen, so starb das Künstler-Kabarett dahin, und aus seinen Trümmern entstieg die heutige Kunstart. Und es ist gut, dass man diesem Publikum, das jetzt wahllos in den Nachtstunden die Kabaretts bevölkert, nur eine leichte Kunstkost vorsetzt. Es wäre schlimm, wenn die armen vollgetrunkenen und vollgegessenen Erdenbürger ausser ihrem Diner noch feinere Literatur verdauen sollten.

So füllen die heutigen Kabaretts vollständig die Lücke aus, die in dem Grosstadtbetrieb offen war, anspruchslos, leichtgewürzt, gemischt mit derber Kost, dabei graziös wie ein leichtes Persönchen.

Der Berliner, der bekanntlich ein grosser Arbeitsmensch ist, und dessen fast amerikanische Hast ihn nie zur Ruhe kommen lässt, ist ausser für Theater nur noch für Musik zu haben. Die bildende Kunst wird ihm gewissermassen aufoktroyiert. Er macht seine Witze über die Kunstbetätigung am allerhöchsten Ort und verkennt dabei, dass der Zweck gut gemeint ist, wenn auch die Ausführung in den meisten Fällen leider hinter der Absicht zurückblieb. Die sogenannten guten Kreise ziehen immer noch eine mittelmässige Reproduktion einem Originalbild vor. Die einzige Art, wie er sich an der Malkunst beteiligt, ist, dass er immer noch nicht aufhört, sich und seine Familienmitglieder zu hohen Preisen von schlechten Malern porträtieren zu lassen.

Manchmal werden auch Bilder gekauft, aber der eigene Geschmack muss hinter der „Marke" zurückstehen. Man erwirbt wohl einen von den berühmten Namen und scheut keine Kosten dafür. Aber man würde sich nicht trauen, selbständig das Bild eines unbekannten Malers zu erwerben, da man erstens in den seltensten Fällen unterscheiden kann, ob etwas gut oder schlecht gemalt ist und zweitens seinen Bekannten damit nicht imponiert.

Trotz alledem ist Berlin heute der grösste Kunstmarkt Deutschlands geworden und hat selbst die Tradition Münchens überflügelt. Wir haben sehr rührige Kunsthändler, die es verstehen, die Bilder, allerdings, die *sie* wollen, an den Mann zu bringen und in manchen Kreisen der Gesellschaft ist es geradezu ein Vorschrift, die Wände mit den neuesten Erzeugnissen der internationalen Kunst zu schmücken. Und es gibt bereits in Berlin eine Reihe ausgezeichneter Privatgalerien, deren Inhaber bis auf wenige Ausnahmen feinsinnige Amateure geworden sind und mit grossen Mitteln alle Kunstbestrebungen unterstützen.

Gerade weil Berlin eine neue Stadt ist und weil durch die emsige Arbeit viel Geld verdient wird, hat die Kunst einen goldenen Boden bei uns. Und die neuen Geschlechter, die jetzt schon in ihrer Kindheit überall mit Monumenten, mit dekorativen Gebäuden, mit den kunstreich gefertigten Eisenkonstruktionen der Bahnbauten umgeben sind, werden, ohne dass sie es wollen, immer mehr in den Bann der Kunst gezogen, sodass sie ganz von allein künstlerisch mehr empfinden werden, als ihre Grosseltern.

Noch mehr als für bildende Kunst schwärmt der Berliner für Musik. Die Reichshauptstadt ist die Hochburg der Konzerte. Man muss die täglichen Anzeigen im Berliner Tageblatt oder in der Vossischen Zeitung lesen, um sich ein Bild zu machen, wieviel und wie oft an einem Abende in Berlin gegeigt, Klavier gespielt und gesungen wird. Alles, was einen Namen hat in der Welt, kommt nach Berlin, um sich einem P. T. Publiko verehrlichst vorzuführen. Und alles, was noch keinen Namen hat, kommt ebenfalls nach Berlin, um von da aus wie von einem Sprungbrett in die weite Welt zu hopsen. Die blonden und die schwarzen Damen, die jungen Künstler mit den langen Locken, die Engländer, die Franzosen, die Dänen, die Schweden, die Polen und die vielen Russen und vor allem die grosse Anzahl Amerikaner erwarten klopfenden

Herzens die gedruckten Kritiken in den Zeitungen, um mittels dieser Zeugnisse in ihren beheimateten Ländern Furore machen zu können.

Und der gute Berliner läuft zu allen diesen Veranstaltungen, meistens auf Freibillets, aber er leistet sich auch eine bezahlte Eintrittskarte, wenn ihn bedeutende musikalische Ereignisse locken, wie die grossen Philharmonischen Orchesterabende und ähnliche Veranstaltungen.

In den Gesellschaften und in den Familienzirkeln wird unheimlich viel Musika gemacht, eine Beschäftigung, die in dem letzten Jahrzehnt allerdings durch andere Tätigkeiten, mit denen sich die Töchter und die Söhne befasst haben, etwas eingeschränkt worden ist.

Ueberhaupt ist im allgemeinen der Berliner ein sangesfroher und lustiger Geselle und die Gassenhauer, die bei uns geboren werden, ziehen über die ganze Erde.

In den letzten Jahren sind von den Berlinern für die Kunst sehr grosse Summen geopfert worden und die rege Unternehmungslust, diese besondere Eigenschaft des Reichshauptstädters, hat sich auch der Kunst bemächtigt. Davon zeugen die vielen neuen Theatergründungen, für die gerade in Berlin immer wieder Geld zu finden ist. Und der grosse Zuzug auswärtiger Maler und Bildhauer, die in Berlin ihren Unterhalt suchen, beweist, dass wir die Mittel haben, unser Leben durch die Kunst verschönern zu lassen.

Allerdings ist der Geschmack und sind die Ansprüche, die der Berliner an die Kunst macht, noch nicht ganz auf der Höhe der Kultur. Aber einzelne Patrizierfamilien sorgen dafür, dass auch die wirklich gute Kunst mäzeniert wird und geben dadurch ein allgemeines gutes Beispiel, so dass man hoffen kann, in absehbarer Zeit von einem wirklich künstlerischen Empfinden sprechen zu können, wie man es ja bereits von Berlin als Theaterstadt tut. Denn unsere Theateraufführungen, wenigstens die der ersten Bühnen, haben in der Welt nicht ihresgleichen.

Eine typische Erscheinung in unserem Theaterleben ist die Premiere. Schon sofort nach der ersten Ankündigung eines neuen Stückes, die manchmal Monate vorher erfolgt, beginnt die Nachfrage nach den Billets, die zum Schluss in ein richtiges Rennen darum ausartet. Immer dieselben Menschen sind es, die es sich nicht versagen können, ein neues dramatisches Kind aus der Taufe zu heben und man findet sich bei einer Premiere wie in einem liebgewordenen Familienkreis. Das sind die Leute, die immer dabei sein müssen. Die immer dabei sein müssen, wenn irgend etwas in Berlin los ist, bei einer Denkmalsenthüllung sowohl wie beim Begräbnis einer Koryphäe, bei einer Abendunterhaltung, in der ein auswärtiger Gast serviert wird und vor allem bei der Premiere eines neuen Stückes.

Erich Köhrer:

Menschen, die den Pfad verloren.

„Statt dass man Tagebücher von Verlorenen verschlingt, soll man lieber das Tagebuch einer Frau lesen, die sie liebt, und die ihnen helfen will.“ Diese Worte Friedrich Naumanns treffen den Kern der Sache. Die Erkenntnis, dass es sich bei den in den letzten Jahren erschienenen Dirnenmemoiren um reine Geschäftsspekulationen handelt, ist allmählich durchgedrungen. Leider hat sie als natürliche Reaktion zur Folge gehabt, dass man nun, ärgerlich über den früheren Reinfall, neuen Erscheinungen dieser Art von vornherein mit Misstrauen begegnet. Das aber ist unrecht! Denn es ist doch wahr, es gibt auch in den Unterschichten der Gesellschaft ein besonderes Leben, an dem wir nicht einfach lächelnd oder verächtlich vorübergehen dürfen. Auch abseits von der breiten Heerstrasse des bürgerlichen Daseins leben Menschen! Menschen, die den Pfad verloren und von ihrer Natur, dem Geschick, dem Leben in die Irre gejagt worden sind!

Am 1. Februar 1903 wagte das Stadtpolizeiamt in Stuttgart eine für deutsche Begriffe unerhörte Reform. Es stellte eine Frau, Schwester Henriette Arendt, als Polizeiassistentin ein, hauptsächlich zum Zwecke der Ueberwachung der bei dem Polizeiamt eingelieferten weiblichen Gefangenen sowie der Fürsorge für diese nach der Entlassung. Ueber die Erfahrungen, die sich ihr in fast fünfjähriger Tätigkeit aufgedrängt haben, berichtet sie nunmehr in einem Büchlein (Menschen, die den Pfad verloren. Von Schwester Henriette Arendt, Polizeiassistentin in Stuttgart. Verlag Max Kielmann, Stuttgart, dessen bescheidener Umfang mehr Material für den sozialen und kulterellen Fortschritt birgt, als viele dickbändige, theoretische Erörterungen.

Die Lektüre des Büchleins nötigt zunächst zu einer schier unbegrenzten Hochachtung vor der Verfasserin, die als Frau, als gebildete, feinfühlige Frau, ein Amt übernommen und erfolgreich durchgeführt hat, in dem sie täglich und stündlich mit den niedrigsten und gemeinsten Instinkten und Taten der Menschheit in Berührung kam. Und bewundernswert ist es, wie die Frau in diesem Milieu sich eine mitempfindende Seele bewahrt hat. Mit Ernst betont sie, aus wie unsäglich kleinen Anlässen heraus die erste Verfehlung eines Menschen häufig erfolgt. „Kaum kann man von einer Schuld sprechen; aber die betretene Bahn ist abschüssig, und je tiefer jemand auf ihr abwärts gleitet, desto schwerer ist es, ihm aus der Tiefe wieder emporzuhelfen. Diese Hilfe aber muss erfolgen. Es ist Pflicht der menschlichen Gesellschaft, die Schuldiggewordenen wieder aufzurichten und ihnen die Möglichkeit, ein neues, geordnetes Leben zu beginnen, zu eröffnen.“

Schwester Arendt teilt die weiblichen Polizeigefangenen in drei Gruppen. Die erste bilden diejenigen, die in einer ziemlich günstigen Umgebung aufgewachsen sind, aber durch Ueberredung, Leichtsinn oder Vergnügungssucht „fallen“. Ein Beispiel: Sarah M., eine Jüdin, Tochter sehr achtbarer, frommer Leute, hatte als Zwanzigjährige ein Verhältnis mit einem Christen und liess sich, als die Eltern sich widersetzten, heimlich von ihm entführen. Sie gingen zuerst nach Baden-Baden, wo sie 14 Tage ein flottes Leben führten, dann wurde er ihrer überdrüssig, wollte sie abschütteln, und als sie energisch widerstrebte, zeigte er sie wegen Gewerbsunzucht der Polizei an. Während sie — weil es das erste Mal war — nur verwarnt wurde, aber mehrere Stunden auf der Polizei warten musste, machte er sich aus dem Staube. Von der Polizei entlassen, stand sie auf der Strasse. Heim durfte sie nicht, Mittel hatte sie nicht, leichtsinnig und sinnlich veranlagt war sie. Mit dem ersten besten ging sie, dann kamen andere. So ging's rasch bergab.

Die zweite Gruppe umfasst diejenigen, die in unglückliche Verhältnisse geraten, sich nicht wieder emporarbeiten können und so Schiffbruch leiden. In die dritte endlich gehören die erblich Belasteten, die für die Schande Prädisponierten.

Zu der letzten Gruppe sind wohl auch die recht zahlreichen psychisch Minderwertigen zu rechnen. Der Schwachsinn äussert sich in allen möglichen Formen. Zum Beispiel in einer völligen Verdrehung der moralischen Anschauungen. So beklagte sich ein Mädchen voller Entrüstung darüber, dass eine andere behauptet habe, sie sei noch vor einigen Jahren solide gewesen: „Das ist eine freche Verleumdung, ich bin nie solide gewesen und habe nie gearbeitet. Ich kann mich garnicht mehr erinnern, wann ich zum ersten Mal von der Polizei festgenommen wurde, so lange ist das schon her!“ Kann man da noch von der Selbstverantwortlichkeit des Menschen reden? Sehr charakteristisch ist auch folgendes Erlebnis. Eine zwanzigjährige Fabrikarbeiterin lernt in der Tanzstunde einen gewissen L. kennen, der sie bittet, bei seiner bevorstehenden Hochzeit Brautdame zu sein. Sie sagt zu. Ehe das junge Paar zur Kirche geht, schlägt es sich furchtbar, und die Brautdame tritt helfend dazwischen. Nach der Trauung wollte das Ehepaar zu den Eltern des Mannes nach Heilbronn reisen. Die junge Frau konnte aber nicht mit, weil sie die Kinder hüten musste, und so bat der Ehemann die Brautdame, mit ihm die Hochzeitsreise zu machen, „da er es seinen Eltern doch nun mal versprochen hatte hinzukommen“. Sie tat es, gab ihm noch ersparte 7 Mk. zur Aufbewahrung, wohnte mit ihm bei seinen Eltern, und als sie zurückkehrten, forderte er sie auf, da sie kein Zimmer hatte, vorläufig bei ihm zu wohnen. Sie ging darauf ein, und Frau L. schien auch einverstanden. Am selben Abend kaufte er für die 7 Mark Wein, sie tranken gemütlich alle drei zusammen, und am folgenden Morgen schickte die junge Frau zur Polizei und liess die „Aushilfe“ als liederlich verhaften. Sie wurde natürlich nach Aufklärung entlassen, war aber sehr empört über Frau L. und nahm sich vor, nie mehr eine Hochzeitreise „aus Gefälligkeit“ zu machen.

Nach Ansicht der Schwester Arendt, die ich vollauf teile, müsste es für die Schwachsinnigen staatliche Anstalten unter pädagogisch-psychiatrischer Leitung geben. Nach ihren Erfahrungen würde wohl die Hälfte der Gefängnisinsassinnen hineingehören. Wer mag noch mit verurteilender Verachtung von „Dirnen“ reden, wenn ein 28jähriges, wegen Gewerbsunzucht vorbestraftes Mädchen im Asyl zu Weihnachten nichts anderes sich wünscht, als ein Bild der Königin Luise, die es glühend verehrt, ein 26jähriges Mädchen rosa und hellblaue Papierblumen, eine Hochstaplerin, mehrfach wegen Betrug und Diebstahl vorbestraft, eine Badepuppe! „Aber das Hemd muss man ihr an- und ausziehen können.“ Wen beschleicht dabei nicht ein wehmütiges Lächeln?!

Sehr beachtenswert sind die Ausführungen von Schwester Arendt über die Beziehungen zwischen Beruf und Prostitution. Auch sie bekundet die Erfahrung, dass von den Bestrebungen für den Schutz lediger Mütter die zu bevorzugen sind, die das Kind nicht von der Mutter trennen. Denn das Kind wird vielfach die Stütze, an der einmal „gefallene“ Mädchen sich zu einem geordneten Dasein emporranken. Besonders erheblich ist der Prozentsatz der früheren Dienstboten unter den Prostituierten. Dazu trägt nicht nur die erhöhte Verführungsgefahr, sondern auch die Brutalität bei, mit der heutzutage zumeist Dienstboten behandelt werden. Wieviel Herrschaften gibt es, die ein geschwängertes Dienstmädchen nicht sofort auf die Strasse setzen, oft auch ein Mädchen, das sich sonst etwas hat zu schulden kommen lassen, ohne sich durch den Gedanken kümmern zu lassen, dass es dort zugrunde gehen könnte!

Es ist hier nicht der Platz, noch näher auf die Erlebnisse einzugehen, die Schwester Arendt aus der reichen Fülle ihrer Erfahrungen berichtet. Aber die Lektüre ihres Buches kann gar nicht dringend genug empfohlen werden. Auch die Forderungen, die sie für Rechtspflege und Fürsorge aufstellt, bedürfen einer energischen Unterstützung. Mit Recht erinnert sie den Staat daran, dass er auf diesem Gebiete nicht privater Tätigkeit das Feld räumen darf, sondern dass es seine Pflicht ist, selbst einzugreifen. Seine moralische Pflicht nicht nur, sondern auch seine Selbsterhaltungspflicht! Denn Prostitution und Verbrechertum sind Geschwüre am Gesellschaftskörper, die man nicht mit dem Ausdruck des Missbehagens peinlich umgehen darf, sondern mit unermüdlichem Streben aufschneiden und, wenn nicht auszurotten, so doch zu schwächen und lindern suchen muss. Vor allem sollten auch in andern Städten derartige Beamtinnen eingestellt werden! Der erste Versuch konnte nicht glänzender gelingen, als es mit Schwester Arendt in Stuttgart geschehen ist!

Lyrische Spaziergänge.

Aus der Fülle der mir vorliegenden lyrischen Produkte, deren Gesamtheit auch nur zu durchblättern mehr als eine Lebensaufgabe wäre, seien ein paar Bände herausgegriffen.

„Marienfäden“ nennt Elisabeth Kolbe anspruchslos ihr zweites, bei Bischof u. Klein, Lengerich, erschienenes Buch. Es ist eine Sammlung von Sprüchen jeder Zeit und jeder Stimmung, schlicht im Empfinden und vornehm im Ausdruck, Gedanken und Gefühle einer in sich geschlossenen, ernsten Persönlichkeit. Das Dichterische tritt hinter dem Menschlichen vielfach ein wenig zurück. Aber das Buch ist eine ansprechende Gabe für junge Mädchen.

* * *

Zu Geschenkzwecken besonders beachtenswert sind auch die verschiedenen Bändchen, in denen Hermann Kiehne, Nordhausen, seine Lyrik vereinigt, und denen er eben als letztes seine „Neue Lieder“ gesellt hat. Gleich dem von ihm herausgegebenen „Miniaturwerk deutscher Dichtung“ sind auch die eigenen Bändchen in einem sehr aparten, kleinen Format gehalten und schmuck ausgestattet. Kiehne's Lyrik steht in einem schroffen Gegensatz zu der unserer jüngsten Schule. Er sucht seine Wirkung nicht in manieriertem Gefasel, sondern ist noch einer jener echten Lyriker mit Formsinn und einem reichen, reifen Empfindungsleben. Ein warmherziger Humor verklärt viele seiner Poesien mit lichtem Glanze.

* * *

Im Verlag Oesterheld u. Co., Berlin, hat Erich Oesterheld eine Anthologie von Uebersetzungen aus Charles Baudelaires „Fleurs du mal" („Blumen des Bösen") herausgegeben. Die Uebersetzungen haben im ganzen den Reiz zu wahren vermocht, den Baudelaires Sprachkunst auch auf den ausübt, der von dem Inhalt, der Gedankenwelt seiner Gedichte, nicht viel wissen mag. So kann das hübsche Büchlein dazu beitragen, die Kenntnis des Franzosen zu verbreiten und ihm neue Freunde zu gewinnen. Ein Gedicht mag an anderer Stelle für ihn selbst wie für den Uebersetzer Heinrich Horvat sprechen.

* * *

Der Versuch Charlott Strassers, eine Reise um die Erde lyrisch zu schildern, musste von vornherein einem gewissen Misstrauen begegnen. Lyrik gleichsam als Reisebeschreibung — sollte diese Aufgabe ihr stehen? Seine „Gedichte von einer Weltreise" (Rascher u. Co., Zürich) haben diese Befürchtungen verhältnismässig weitgehend zerstreut. Im allgemeinen ist Strasser der Gefahr entgangen, blosse gereimte Reiseschilderungen zu geben. Ein stark ausgeprägtes Formtalent, eine unleugbare Charakterisierungskraft sind dabei seine besten Gehilfen gewesen. Trotzdem sind seine anderen Gedichte von bedeutend stärkerer poetischer Kraft und viel reinerer Wirkung.

* * *

Als die stärkste und originalste lyrische Kraft, die ich seit langer Zeit kennen gelernt habe, erfreute mich Wilhelm Conrad Gomoll, von dem bisher zwei Bände Dichtungen erschienen sind: „Welt und ich" und „Träume und Fahrten" (Pantheon-Verlag, Berlin). Eine reife Naturempfindung paart sich in seinen Gedichten mit einer reichen Gedankenwelt, ein starkes Formtalent, das selbst in manchem schwankenden Versuch seinen Umfang und seine Tiefe nicht verkennen lässt, mit wuchtigem Persönlichkeitsausdruck. Neben der dichterischen Verarbeitung einer abgeklärten Gedankenwelt und mancher feinen Seelenschwingung beherrscht Gomoll aber auch den Ton des schlichten Liedes von reinstem Lyrismus, ja selbst des anspruchlosesten Volksliedes. Er ist ein Eigener, dessen wir uns freuen können. Ich lasse ihn an anderer Stelle dieses Blattes durch zwei Gedichte für sich selbst sprechen.

E. K.

Sommertheater.

Für den Theaterkritiker folgt nach arbeitsreichem Winter meist ein Sommer schlimmsten Missvergnügens. Nicht so sehr, weil die Hitze den häufigen Aufenthalt im Theater zu einem zweifelhaften Genuss macht, wie wegen der Qualität des Gebotenen. Der Sommer gehört im allgemeinen kunstfremdester Theatergeschäftsmacherei. Die schlechtesten Stücke und — das Aergste — die schlechteste Darstellung gelten für das Sommerpublikum als gut genug. Auch in diesem heissen Sommer fehlt es nicht an solchen künstlerischen Greueltaten. Aber ich habe doch jüngst zwei Vorstellungen gesehen, die literarisch und theatralisch ein durchaus achbares Niveau inne hielten.

Freilich die „Nächte im Hamptonklub", die Woldemar Runge im „Neuen Theater" einem gruselnden Publikum vorführt, gehören zu den widerwärtigsten Erscheinungen der eben gekennzeichneten Gattung. Sie geben dem Theaterbesuch die Bedeutung eines Vomitifs. Was unangenehm ist, wenn man erst nachher speisen will! Dieser Missgriff ist um so bedauerlicher, als der Schmarren sehr fein in Szene gesetzt und sehr dezent gespielt wird, und als Runge in seiner andern Gabe, dem Schwank „Schöps", eine sehr glückliche Hand bewiesen hat. Es ist die nicht mehr ganz neue, aber recht frisch behandelte Geschichte von der Kokotte, die eine anständige Frau werden will. Runge, Direktor, Regisseur und „Dichter" in einer Person, hat den Schwank sehr witzig dialogisiert und temperamentvoll inszeniert. Else Wasa fand Gelegenheit, einige prächtige Toiletten mit Grazie und Feuer vorzuführen, und Ernst Behmer erwies sich als ein Schauspieler von starker Kraft des Charakterisierungsvermögens und einer in den Mitteln vornehmen, in der Wirkung drastischen Komik. Karl Forest, dessen grosses Können sich oft bewährt hat, schädigte seine Leistung durch eine allzu legere Hanswurstelei. Von den anderen Mitwirkenden nenne ich noch Arnold Stange und die frische, nur etwas zu degagierte Marg. Schmidt. Im ganzen liessen Regie und Ensemble einige angenehme Hoffnung für den Sommer erspriessen.

* * *

Auch im Raume der „Kammerspiele" sind Mystik und Artistik durch ein befreiendes Lachen abgelöst worden. Ohne dass ich die Groteske „Gelbstern" der Herren Walter Turszinsky und Jacques Burg als eine künstlerische Erlösung preisen möchte, gestehe ich doch, dass sie mir lieber ist als die Mehrzahl dessen, was Reinhardt im verflossenen Winter an gleicher Stätte gebracht hat. Dabei erhebt sie sich im allgemeinen nicht einmal wirklich zur Kraft und Schärfe einer Groteske. Aber sie ist doch mehr als ein gewöhnlicher Schwank. Denn sie arbeitet mit einigermassen geläuterten Mitteln und verzichtet weder auf ein wenig Charakteristik noch auf die Wirkung eines witzigen Dialogs. Die ironischen Schlaglichter auf gewisse Kreise der Konfektion sind zwar etwas spärlich, aber ein paar Typen sind mit wenigen Strichen fest ins Leben gestellt, ein paar Worte treffen scharf ins Schwarze, ein paar Szenen zeigen die Kraft des Könnens im festen Zugreifen und frischen Gestalten. Kommt hinzu, dass Berthold Held, der Sommerdirektor der Kammerspiele, ein sehr achtbares Ensemble auf die Beine gestellt und das Stück ausgezeichnet inszeniert hat. Marietta Olly unterstrich in der Titelrolle wohl etwas zu sehr die sentimentalen Stellen, fand aber sehr sicher die Uebergänge und setzte ein lebhaftes Temperament für die Heldin ein. Am besten aber waren Max Marx in der Rolle eines schnoddrigen Reisenden, voll Gelenkigkeit und Laune, prägnant hingeworfen und belebt durchgeführt, und John Gottow als bildungs- und entwicklungsfähiger Lehrling aus dem östlichen Deutschland, köstlich in der Maske und urecht im Spiel. Ludwig Hartau und Bernhard von Jakobi nutzten das Glück dankbarer Rollen mit Geschick.

Erich Köhrer.

Bücher- und Zeitschriften-Umschau.

Vom Inselverlag.

Die Publikationen des Inselverlags scheinen mir für die ruhig abwägende Betrachtung des Kritikers immer ein wenig gefährlich. Jeder Kritiker hat (oder sollte haben) künstlerischen Geschmack und muss daher von vornherein für die meisten Bücher des Inselverlags ein wenig Wohlwollen gefasst haben, noch ehe er beginnt, sich in den Inhalt zu vertiefen. Das ist ein Verlag, der sich stets in Erinnerung hält, dass das schönste Bild, um zur grössten Wirkung zu gelangen, auch eines ansehnlichen Rahmens bedarf. Vor mir liegt z. B. ein schlichter und doch vornehmer Band, „Rubaijat des Omar Chajjâm“, Deutsch von G. D. Gribble, Titel etc. von M. Behmer. Es ist eine Sammlung persischer Epigramme in prickelnder Uebersetzung, die da in einem entzückenden Rahmen zusammengestellt sind. Und das Vergnügen, das der poetische Wohlklang dieser Verse und der Reichtum ihres Inhalts bereiten, wird wesentlich erhöht durch den geschmackvollen Zweifarbendruck und das eigenartige Textarrangement. Aber wenn man bei diesem Buche sich immerhin des Preises erinnern mag (7 Mk.), so ist beim Inselverlag besonders zu schätzen, dass er auch billigeren Publikationen die gleiche Sorgfalt zuwendet. So kostet der „Inselalmanach 1908“ trotz der mit schlichten Mitteln arbeitenden, wahrhaft künstlerischen Ausstattung nur 80 Pf. und kann so erheblich zur Hebung des Geschmacks in weiteren Kreisen beitragen. Dagegen hat das „Planeten-Kalendarium“, von Marie von Redwitz aus mittelalterlichen Werken zusammengestellt, vorzugsweise kulturhistorischen Wert. Es ist ziemlich echt im Stile jener Zeit gehalten und gibt eine amüsante Auswahl aus altem Volksaberglauben. Eine Anzahl Holzschnitte von Sebald Beham von Nürnberg bilden den passenden Zierat.

*

Grabbe. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1908. 60 Pfg. brosch.

Ein paar Schlusssätze aus der mehr von herzlicher Liebe als von peinlich zurückhaltender Kritik diktierten Studie:

„Mag auch der Römerspruch, dass in grossen Dingen das Wollen genüge, für die kunstkritische Betrachtung keine Geltung haben, so werden wir doch nie dem Wollen unsere Achtung, selbst unsere Liebe, weigern! Grabbe aber — das zu beweisen, war die Aufgabe, die mich lockte! — ist nicht auf das Armenteil der Woller beschränkt! Er hat Sitz und Stimme im Reiche der Könner! Durch das, was er selbst mit üppig blühender, schöpferischer Kraft uns gegeben hat! Und durch das, was er seiner Zeit und denen, die nach ihm kamen, und somit im letzten Ende uns gewesen ist: Ein Pfadweiser und Heerführer aus den sumpfigen Niederungen geschmackloser Theatralik und aus dem üppig wuchernden Dickicht romantischer Lebensverzerrung auf die reinen Höhen kraftvoller Klarheit und die Gefilde wahrster Menschlichkeit! In gewaltigen Bogen spannt sich die Brücke unserer Entwickelung von Grabbe über Hebbel zu Nietzsche, dessen Lied vom Uebermenschen mit all seinen schrillen Dissonanzen in der Tragödie vom „Don Juan“ und „Faust“ zuerst in der vollen Kraft verzweifelnder Sehnsucht erklingt!“

Erich Köhrer.

*

Hannoverland, Monatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur unserer niedersächsischen Heimat (Organ des Göttinger Geschichtsvereins). Herausgegeben von G. F. Konrich.

Die März-Nummer enthält u. a. ein Gedicht in ostfriesischer Mundart von Toni Wübbens, sehr interessante Aufsätze: Die erste Viehversicherungsgesellschaft? Von Pastor prim. Eichler-Bergen b. Celle, und: Die Lüneburger Wenden in Geschichte, Volkstum und Sprache von Professor Dr. E. Mucke-Freiberg i. Sa. Geologische Erscheinungen aus der Heide. Von Ferdinand Goebel-Hamburg.

*

Das Blaubuch. Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. Begründet von Albert Kalthoff. Herausgegeben von Heinrich Ilgenstein und Hermann Kienzl.

No. 17 enthält Fürst Bülows Konflikt mit § 166. Von Heinrich Ilgenstein. Die Beamtenbesoldung als Kulturfrage. Von Albert Falkenberg. Universitätsklüngel. Von Ludwig Gurlitt. G. Chr. Lichtenberg. Von Wilhelm Herzog. Auch ein Kalthoff-Erklärer. Von Heinrich Bösking. Kleine Stücke. Von Hermann Kienzl. General von Bax. Von Paul Scheerbart. Umschau. Neue Bücher.

*

„Xenien“. Eine Monatsschrift, herausgegeben von Hermann Graef. Märzheft 1908. Preis 35 Pf., im Abonnement 3 Hefte 1 Mk. Xenien-Verlag in Leipzig.

Prof. Weinel setzt seine im Februarheft begonnenen Betrachtungen über Richard Wagners Stellung zum Christentum fort; Albert Geiger unterhält über Goethe den Maler und Prof. Drews überzeugt uns von der Notwendigkeit einer grösseren Beachtung Schellings für unsere moderne Weltanschauung. Weiter enthält das Heft: Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg, Giordano Brunos eroici furori, Herm. Reinh. Jockisch, das Rätsel des Werdens; Missverstandenes Griechentum, literarische Berichte.

Bücher-Besprechungen.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Von Helene Lange (Leipzig, Quelle u. Meyer, 1908).

Die Verfasserin dieses Buches bespricht darin die wirtschaftlichen Ursachen der Frauenfrage, die geistigen

Triebkräfte der Frauenbewegung, die Probleme der Frauenbildung und die Stellung der Frau in Gesellschaft und Staat. Sie hält sich dabei im wesentlichen an das Programm des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Nach diesem gehen die Vertreterinnen der Frauenbewegung in der Begründung ihrer Forderungen von der Tatsache der durchgängigen körperlichen und seelischen Verschiedenheit der Geschlechter aus. Sie folgern aus dieser Tatsache, dass nur in dem gleichwertigen Zusammenwirken von Mann und Frau alle Möglichkeiten kulturellen Fortschritts verwirklicht werden können. Im allgemeinen müsse es dem eigenen Ermessen der Frau überlassen bleiben zu entscheiden, wie weit sich die Ausübung eines Berufes mit den Pflichten der Ehe und der Mutterschaft verträgt. Die Frauenbewegung bezweckt deshalb u. a. den Frauen durch eine allgemeine und berufliche Bildung die geistige und moralische Reife zu geben, welche sie befähigt zwischen der Pflicht gegen sich selbst und der Pflicht gegen andere, die richtige Abgrenzung zu treffen. — Wer sich über das Wesen und die Ziele der Frauenbewegung gründlich unterrichten will, dem wird das Buch von Helene Lange treffliche Dienste leisten. Ed. L.

*

Die Legende des Baalschem von Martin Buber. Literarische Anstalt Rütten u. Löning, Frankfurt a. M. 6 Mk.

Vor etwa einem Jahre hat Buber im gleichen Verlag zum ersten Male ein Werk aus einem Lebenskreise herausgegeben, der bisher unserer Zeit völlig verschlossen war. Seine „Geschichten des Rabbi Nachmann" fanden, nicht nur als ein eigenartiges Dokument zur Beleuchtung der Tiefen jüdischen Wesens, sondern auch als Kunstwerk an sich, wohlberechtigte Beachtung. Das hat Buber angeregt, ein zweites Mal sich auf das Gebiet jüdischer Mystik zu begeben. Wiederum gibt ihm die Sekte der Chassidim, die, dem Westeuropäer fast unbekannt, im 18. Jahrhundert entstanden ist, den Stoff. Die Legende, die dies in eine eigene Welt eingesponnene Völkchen um seinen Stifter, den Baalschem, gewoben hat, erzählt er wieder. Mit reifer Kunst und warmem Herzen! Ein geheimnisvolles, unterirdisches Feuer leuchtet mit erquickender Wärme seltsam bezaubernd aus diesem Buche hervor, dessen Reize sich nur dem in die Tiefe spürenden Leser erschliessen, diesem aber auch in köstlicher Reife und Fülle. Solche Bücher bedeuten in ihrer ursprünglichen Kraft mehr für die Kenntnis vom Wesen der jüdischen Rassenentwicklung als viele grundgelahrte Werke. Darum verdienen sie die regste Anteilnahme aller künstlerisch und intellektuell Interessierten. ek.

*

Der Durst nach Schönheit von Krede Ben Heik. Verlagsbuchhandlung Schulze u. Co., Leipzig 1908. Autoris. Uebersetzung aus dem Holländischen von Else Otten.

Der junge Verfasser gibt in seinem Erstlingswerk phantastische Träume aus seiner eigenen Jugend. Vom Dachstübchen ausgehend träumt er seinen Helden Marco Ogni sehr schnell zum Fürsten, zum alleswissenden Gottmenschen empor. Aber diese Phantasien sind noch, wenn gleich hier und dort die Sprache sich in einer gewissen dichterischen Höhe hält, zu unreif, wirr und ungöttlich. Vielleicht, wenn sich Ben Heik ausreift, erfüllen sich die Hoffnungen, die der holländische Kritiker Wilhelm Kloos auf den Verfasser setzt. rh—.

Neuerschienene Bücher.

Schott, Anton: Gottestal. Preisgekrönter Roman. Verlag von J. P. Bachem in Köln. 5 Mk.

Arendt-Denart, Max: Aus der Tiefe menschlicher Herzen. Novellen. Verlag F. Harnisch u. Co. in Berlin. 1,50 Mk.

Böninger, Dr. Eugen: Von der Heerstrasse. Reiseskizzen aus Bayern und Tirol. Verlag von Schmitz u. Olbertz in Düsseldorf. 2,50 Mk.

Bayle, Pierre: Obszönitäten. Kritische Glossen. Bearbeitet und zeitgemäss erweitert von Dr. Alfred Kind. W. Schindler's Verlag in Wilmersdorf-Berlin. 2 Mk.

Brieger-Wasservogel, Lothar: Aus der Gedankenwelt grosser Geister. Band 10: Hebbel. Ein verkleinertes Bild seines Gedankenlebens. Zusammengestellt von Dr. E. Friedell. - Band 11: Balzac. Sein Weltbild aus den Werken. Bearbeitet von St. Zweig. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart. Pro Band 2,50 Mk.

Röhr, Prof. Dr. J.: Wildenbruch als Dramatiker. Kritische Untersuchungen. Verlag von Carl Duncker, Berlin. 3,50 Mk.

Hoffmann, Karl: Zur Literatur- und Ideen-Geschichte. 12 Studien. Verlag der Günther'schen Buchhandlung in Charlottenburg. 4,50 Mk.

Grössel, Luitpold: Die naturwissenschaftliche Erklärung von Ursprung und Zweck der Natur durch Entdeckung des natürlichen Geschehens, sowie des Urstoffes und dessen Gesetze. Selbstverlag, Frankfurt a. M. 80 Pfg.

Sieberg, August: Der Erdball, seine Entwicklung und seine Kräfte. Lieferung 1. Verlag von J. F. Schreiber in Esslingen. 75 Pfg.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft. Herausg. von Dr. Magnus Hirschfeld. 1908. No. 5, 6. Einzelheft 1. Mk., jährlich 12 Mk.

Orlob, Dr.: Chronisch kalte Füsse, Folgen, Verhütung und Heilung. 1. Aufl. Verlag von E. Demme, Leipzig. 30 Pfg.

Walser, Dr. med.: Die Nervosität. Verlag von E. Demme in Leipzig. 1,50 Mk.

Verantwortlich für die Redaktion: Erich Köhrer, Berlin W. / für Inserate: Carl Malcomes, Gr. Lichterfelde
Druck und Verlag von Otto Dreyer. Berlin W. 57 Kurfürstenstr. 19

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur / Musik / Kunst und Kultur
Herausgeber: Eugen Dreyer
Verlag Otto Dreyer / Berlin W. 57 11. Heft des 77. Jahrgangs / August 1908

Für viele unserer Leser wird es erwünscht sein zu wissen, dass sie das **Magazin** während der Sommersaison in einer grossen Anzahl von Kurorten vorfinden. U. a. haben folgende Kurverwaltungen das Magazin in ihren Leseräumen ausgelegt:

- Aachen
- Arco
- Baden-Baden
- Ballenstedt a. Harz
- Berchtesgaden
- Davos
- Eilsen
- Bad Elmen
- Bad Elster
- Franzensbad
- Freudenstadt
- Hof-Gastein
- Giesshübl Sauerbrunn
- Harzburg
- Heiden (Appenzell)
- Helgoland
- Heringsdorf
- Homburg v. d. H.
- Johannisbad
- Ischl
- Karlsbad
- Kissingen
- Kreuznach
- Langenschwalbach
- Liebenzell
- Marienbad
- Misdroy
- Nauheim
- Neuenahr
- Norderney
- Bad Oeynhausen
- Ost-Dievenow
- Pyrmont
- Bad Reichenhall
- Schreiberhau
- Bad Soden
- Bad Steben
- Teplitz-Schönau
- Thale
- Unna-Königsborn
- Wildbad
- Wildungen
- Wyk
- Zingst

Franz Paul Johannes:

Die Münchener Ausstellung und das Künstlertheater

Es ist glaube ich, das Los aller Ausstellungen, dass sie — für einige Zeit wenigstens — an Unfertigkeit leiden. Das sollte man den Nörglern, die darin willkommene Angriffspunkte finden, entgegenhalten. Uebrigens jetzt ist sie ja fertig und diese Herren müssen wohl oder übel ihre unermüdliche Tätigkeit auf das Innere des Unternehmens konzentrieren. Wir aber, noch gesund an Geist und Herzen, suchen nicht nach solchen Kleinlichkeiten, sondern erfreuen uns dessen, was Strebsamkeit und Intelligenz hier wieder einmal Schönes und Gutes haben erstehen lassen. Wir wandern also über die Theresienwiese hinauf zu der Anhöhe, auf der die mächtige Bavaria thront und treten in den durch seine Einfachheit anfangs etwas verblüffenden Ausstellungspark. Man wollte schon gleich hier bei dem Eingang den Charakter markieren, der einheitlich durchgeführt ist: nicht mit Effekt, sondern durch künstlerische Einfachheit und Zweckmässigkeit zu wirken. Diese keineswegs leichte Aufgabe, nach solchem Plane anziehende Baulichkeiten, besonders grosse Hallen zu errichten, lösten die Architekten Gebrüder Rank aufs vortrefflichste. Sie haben es verstanden, mit geringen Mitteln Räumlichkeiten zu schaffen, die von aussen monumental, von innen äusserst praktisch eingerichtet sind. Es ist ein wahres Wunder, was hier an künstlerischen, gewerblichen und industriellen Leistungen untergebracht ist. Die Ausstellung 1908 soll ja eine grosse Heerschau über Münchens Leistungen darstellen, also eine ausgesprochen städtische sein. Ein Besuch soll dem Fremden auf leichte, angenehme Weise eine Kenntnis unserer Stadt vermitteln, die in vielem gründlicher ist, als ein Aufenthalt in derselben. Ganz besonders aber soll sie ein wahres Bild der „Kunststadt München“ zeigen und sich dadurch wehren gegen die gehässigen Angriffe aller jener, die immer das Wort vom „Niedergang“ im Munde führen. Ausserdem lässt sie noch Münchens Geschmack, Geselligkeit und die überall im Ansehn stehende Feste sehen.

Machen wir also zuerst einmal einen kleinen Rundgang und besichtigen die äussere Anlage, bevor wir in die Hallen treten. Da haben wir vor allem rechts vor Beginn derselben einen prachtvoll eingerichteten Platz für sportliche Feste. Links bemerken wir das vornehm prunklose Künstlertheater, die Bazare und das Theatercafé. Etwas weiter werden wir der Parkanlagen gewahr, die aus dem Bavariapark hervorgegangen sind, indem man diesen mit reizenden Plastiken schmückte, was dem Ganzen ein überaus feines Gepräge verleiht. Wenige Schritte, und wir sind beim Hauptrestaurant, dem Clou der Ausstellung. Die ganze Anlage desselben mit dem von hübschen Plastiken flankierten Kaskadenbrunnen gewährt bei Fackelbeleuchtung einen feenhaften Anblick. Zum Schluss kommt der Vergnügungspark mit allen nur möglichen Gelegenheiten zur Unterhaltung; da ist ein Hippodrom, ein Kasperltheater, Phono- und Kinematographentheater, ja sogar ein echtes Beduinendorf fehlt nicht. Wir lauschen im Vorübergehen der herrlichen Tenorstimme Carusos, die aus einem auf dem Theaterdach befindlichen Schalltrichter tönt, und begeben uns dann in die Hallen.

All des Gebotenen hier auch nur einigermassen zu gedenken, wäre unmöglich. Ich muss mich darauf beschränken, nur das allerwichtigste zu erwähnen und das scheint mir für die Leser dieses Blattes wohl all das zu sein, was Kunst betrifft oder mit ihr zusammenhängt. Da sind es vor allem die Werke der führenden Münchener Architekten, die untergebracht sind: Theodor Fischer, dem wir die besten Schulen und die Erlöserkirche verdanken, Hans Grässl, der bekannte Barockkünstler und Schöpfer des neuen Waisenhauses am Nymphenburger Kanal, Professor Friedrich von Thiersch, der Erbauer des Justizpalastes, Karl Hocheder und Gabriel von Seidl. Die nächsten Räume bilden eine kleine Kunstausstellung. In geschickter Weise hat man die Werke so plaziert, dass sie einzeln für sich zu zu wirken vermögen; Bilder, Plastiken und graphische Sachen sind so gruppiert, wie man sie als Zimmerschmuck auch wirklich verwendet. Sogar eine eigene Kirche hat man errichtet, deren Inneres mit dem Neuesten geschmückt ist, was an Altarschmuck und Heiligenbildnerei aufzutreiben gewesen. Sie ist ebenso einfach und stimmungsvoll, wie der sie umgebende Friedhof, der wieder beweist, dass ein Grabdenkmal durchaus kein grosses Monument zu sein braucht, um seinen pietätvollen Zweck zu erfüllen. Daran schliesst sich der dem Antiquitätenhandel gewidmete Trakt, der mit hervorragenden Gegenständen der Firmen Bernheimer, Steinharter, Böhler usw. ausgeschmückt. Weiter sei noch die Abteilung für „Raumkunst" erwähnt, d. i. die kunstgewerbliche Ausgestaltung von Innenräumen mit Möbeln und anderem Schmuck. So sieht man wunderbare Bureaueinrichtungen von Andreas Kaut, hübsche Ladeneinrichtungen von Carl Schwinge und das Praktischste an Beleuchtungsanlagen, geliefert von der Firma Wilhelm u. Co. Bei den Antiquitäten habe ich, wie ich sehe, vergessen, der Antiquare zu gedenken. Ludwig Rosenthal, J. Halle und Jaques Rosenthal wetteifern in einer prächtigen Kollektion seltener alter Bücher und Stiche, die das Auge jedes Sammlers entzücken. Ebenso sind aber auch die neueren Erzeugnisse des Buch- und Druckgewerbes durchweg sehenswert. Neben Sälen, die den bekannten Firmen Bruckmann A. G., Schuh u. Co., Hanfstängl, Georg D. W. Callwey und der Gesellschaft für christliche Kunst dienen, sieht man den Verlag der so berühmten „Fliegenden Blätter" von Braun u. Schneider mit seinen entzückenden Buschpublikationen. Eigens erwähnt sei die Ausstellung Münchener Buchverleger, von denen drei hervorgehoben werden sollen, nämlich Georg Müller, Piper u. Co. und Hans von Weber. Namentlich Müller hat sich in der letzten Zeit durch die Veröffentlich von Werken namhafter Münchener Schriftsteller, wie Bierbaum, Ruederer, Weigand usw. hervorgetan. Die Ausstattung seiner Verlagswerke ist in jeder Beziehung vortrefflich zu nennen und seine Neudrucke älterer Literaturwerke dürfen sich getrost mit dem Besten, was in dieser Beziehung ju geleistet worden, messen. Viel bestaunt wird auch von allen Seiten die sogenannte „Schulausstellung", die einen schönen Einblick in dieses Kapitel des Fortschritts gewährt, der mit Freude erkennen lässt, was hier seit unserer Jugend geschehen ist. Eine Hauptrolle scheint mir dabei der jetzt im höchsten Masse der Entwicklung stehende Anschauungsunterricht zu spielen, dessen Objekte unsere Bewunderung wachrufen. Doch genug von diesen Schönheiten, wir verlassen die Hallen und begeben uns auf einem Umweg, bei dem wir Gelegenheit nehmen, die beiden reizenden Kleintheaterchen, das „Marionettentheater Münchner Künstler" und das „Schwabinger Schattentheater" der Schriftsteller Braun und Bernus noch kurz zu besichtigen, zum Künstlertheater. Dieses Bühnenhaus ist schon an sich Sehenswürdigkeit genug, handelt es sich doch nicht um einen sogenannten fliegenden Fachbau, nein, um ein wirkliches festgefügtes Theater. Nur dem eifrigen, uneigennützigen Zusammenwirken vieler Kunsfreunde ist es zu danken, dass dieser Bau überhaupt zustande kam. Zu dem aufgebrachten Betrag von 250 000 Mk. haben noch verschiedene Firmen insofern beigesteuert, als sie ihr Material, unter Vorbehalt des Eigentumsrechts natürlich, kostenfrei lieferten. Hören wir nun, was dieser Musentempel eigentlich zu bedeuten hat.

Der Kampf gegen das „höfische Logenhaus" und die unzeitgemässe „Guckkastenbühne" ist keiner jüngsten Datums. Schon ein Goethe, Schinkel, Semper haben versucht, die einschlägigen Kreise für Reformen der Scene und des Zuschauerhauses zu interessieren, die in gewissem Sinne als grundlegend für all das betrachtet werden müssen, was man heute im allgemeinen unter „Reformbühne" versteht. Es lag in der Zeit, wenn ihre Bemühungen damals fruchtlos blieben und es uns vorbehalten war, mit der so verderblichen Tradition zu brechen. Jetzt erst, in der Aera dramatischer Sterilität hat man eben Musse über Fragen nachzudenken, die man damals, nicht ganz mit Unrecht vielleicht, als nebensächlich ansah. Einem solchen Besinnen verdanken schon Versuche, wie sie Reinhardt in Berlin, Dr. Hagemann (Mannheim) usw. anstellten, ihre Wirkung. Sie alle aber bedeuteten keinen solchen Bruch mit dem Herkömmlichen, wie das „Münchener Künstlertheater" auf der Ausstellung 1908. Der autoritative Einfluss bildender Kunst, sowie ein eigens für den Zweck von Professor Littmann hergestelltes Bühnenhaus waren dazu angetan, diesmal wirklich etwas Hervorragendes erwarten zu lassen. Wenn man in gewissem Sinne eine Enttäuschung erlebte, so lag das an der Schwierigkeit der ersten Aufgabe, die man sich stellte, indem man ein Werk wählte, das ohne starke Dekorationseffekte eben nicht auszukommen vermag, nämlich Goethes Faust I. Teil. Gerade diese Perle deutscher Dichtung ist so verwoben mit ihrem Kulissenzauber in unser Gedächtnis eingeprägt, dass wir uns davon natürlich nur schmerzlich zu trennen vermögen. Und nun wurde gegen all diesen Bilderluxus so energisch Front gemacht! Die Oekonomie der reformierten Szene erlaubte unter Wegfall der Kulissen und Sofitten lediglich einen neutralen Hintergrundprospekt, der rechts und links von einer stabilen, neutralen Dekoration abgeschlossen ist. Auch hat man, um die sogenannte „Reliefwirkung" zu erzielen, d. h. die Realität des Bühnenbildes zu befördern, die Tiefe der Szene auf ein Minimum beschränkt. Das machte sich unlieb bemerkbar bei Szenen, die eine Raumwirkung unbedingt verlangen, wie z. B. „Faust's Studierstube" und „Gretchens Gemach". Auch der „Osterspaziergang" war, um mit den ungünstigen Eindrücken zu beginnen, nicht gerade vorteilhaft arrangiert. Man liess unter Verzicht auf jegliche Bildwirkung das Volk auf einer plastischen, schmalen Wegstrecke längs der Bühne vorbeidefilieren. Dagegen waren alle anderen Szenen mehr oder minder unverkennbare Erfolge. So hinterliess vor allem der „Prolog im Himmel", von Fritz Erler wie ein monumentales Fresko gestellt, eine tiefe, eindringliche Wirkung. Auch die „Walpurgisnacht" und die ernste, feierliche „Domszene" verrieten die künstlerische Hand des Schöpfers der berühmten Wiesbadener Kurhausfresken. Ein herrliches Bild mittelalterlicher Romantik bot noch die „Szene am Brunnen". Alles in allem muss der Versuch — denn nur als ein solcher wollte das Unternehmen gelten — als gelungen betrachtet werden. Wenn ihm auch jetzt die Praxis noch etwas skeptisch gegenübersteht, die Zukunft wird aus dem Ergebnis ihren Nutzen ziehen und mit einigen Zugeständnissen von beiderlei Seiten dürfte der Erfolg auch hier nicht auf sich warten lassen. Positive Werte aber können schon heute in genügender Anzahl konstatiert werden. Fürs erst die technisch vereinfachte, künstlerisch stilisierte Szene, die dem Dichterwort wieder den ersten Platz anweist, dann der akustisch wirklich grossartige, von einem Amphitheater-Ausschnitt gebildete Zuschauerraum, der von jedem Platz aus einen gleich guten Aspekt bietet. Ein versenktes Orchester, wie wir es schon in unserem Prinzregententheater besitzen, liess die eigens zum Faust geschriebene Musik von Max Schillings wunderbar harmonisch zur Wirkung gelangen. Die Darstellung in einer nicht gerade sonderlich hervorragenden Bearbeitung von Georg Fuchs war leider nicht immer auf der wünschenswerten Höhe. Lützenkirchen's Faust war im ganzen viel zu weichlich sentimental, Heine's Mephisto in seiner maskenlosen Realität eher ein grotesk verzerrtes Spiegelbild des Goethe'schen Originals. Gut waren Frl. Lossen als Gretchen und Frau Conrad-Ramlo als Marthe. Der Versuch, zum erstenmal die Hexe durch einen männlichen Darsteller zu verkörpern, fand ausnahmslos Anerkennung*). Dem Goethe'schen Faust folgte eine Aufführung von Shakespeare's „Was ihr wollt" entschieden mit besserem Gelingen. Das lustige Fastnachtsspiel bot bei weitem nicht diese Schwierigkeiten der Inszenierung, ebenso wie die anderen Kleinigkeiten, die man noch gab, das Schimpfspiel des Gryphius „Peter Sqenz", das „Wundertheater" von Cervantes, die „Maienkönigin" von Gluck und das „Tanzlegendchen", eine Dramatisierung des schon von Gottfried Keller behandelten Stoffes. Für die Sache selbst aber konnten solche Sächelchen natürlich so viel wie nichts beweisen. Man hätte da eher gangbare Repertoirstücke des gegenwärtigen deutschen Theaters wählen sollen; nun, man hat ja noch Zeit, auszuprobieren, trägt man sich doch mit dem Gedanken, aus dem Künstlertheater ein Bayreuth des Schauspiels zu schaffen.

---

*) (Anm. der Schriftl.: Herr Johannes irrt insofern, als bereits Paul Lindau im Jahre 1904 im „Deutschen Th." die Hexe durch Herrn Schwaiger mit viel Glück darstellen liess. E. K.)

Leben und Religion*)

Die Lebenskunst.

Was wir sind, werden wir in der Hauptsache mehr durch andere als durch uns selbst, und glücklich ist der Mensch, dessen Lebensweg ihn nur zu guten, edlen Menschen führt und ihn zu diesen in Beziehung treten lässt. Wie oft vergessen wir bei der Beurteilung anderer die Einflüsse, unter denen sie aufgewachsen sind! Wie kann man von einem Kinde erwarten, dass es wahrheitsliebend sei, wenn es sieht, wie die Dienstboten, ja oft die Eltern selbst mit Lügen umgehen! Wie viele Kinder hören von denen, zu denen sie aufsehen, Ausdrücke, Grundsätze und kluge Lebensregeln, durch welche ihre junge Seele, bewusst oder unbewusst, beeinflusst wird, und die doch aus so wenig liebevollem Herzen hervorgehen!

Kinder.

Bei einem lieben kleinen Kind kommt mir alles so licht und vollkommen vor; ich möchte sagen, es scheint sich vor mir ein ganz neues Leben aufzutun. Ich lerne vorwärts blicken auf weite Entfernung, und für meine Pläne und Pflichten auf Erden eröffnet sich eine ganz neue Aussicht. Es ist etwas Eigenartiges und Neues, für eine uns anvertraute Menschenseele zu leben, sie zu erziehen und sie für ihre wahre Heimat im Jenseits geschickt zu machen.

Christentum.

Christus sprach zu Männern, Frauen und Kindern, nicht zu Theologen, so sollten nicht theologische Künsteleien, sondern der Pulsschlag des lebenden Herzens bei der Beurteilung seiner Aussprüche massgebend sein.

Zweifel.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo die, welche mit Ernst Gott suchen, glauben, sie wären von Gott verlassen; wo sie kaum wagen, sich die Frage vorzulegen: Glaube ich denn wirklich an Gott, oder tue ich es nicht? Lasst sie nicht verzweifeln, und lasst uns nicht hart über sie urteilen! Aufrichtiger Zweifel ist der tiefste Quell ehrlichen Glaubens. Nur wer verloren hat, kann finden.

Glaube.

Lasst uns ihm vertrauen, dem allein wir allen Segen verdanken! Verlassen wir ihn nicht, so wird er uns nicht verlassen. Wir können seine Liebe nicht ergründen, aber wir können vertrauen.

---

*) Vorstehende Abschnitte sind aus: „Fr. Max Müller-Oxford, Leben und Religion. Preis 3 Mk. geheftet und 4 Mk. gebunden", entnommen.

Leben.

Von allen wirklich grossen und ehrenhaften Menschen kann man sagen, sie lebten drei Leben: ein Leben, das die ganze Welt sieht, das äussere Leben des Menschen; ein zweites Leben, das nur die nächsten Freunde sehen, das häusliche Leben des Menschen; und ein drittes Leben, das niemand sieht als sie selbst und der, der die Herzen erforscht, das wir das innere oder himmlische Leben nennen — ein Leben in der Gemeinschaft mit Gott, ein Leben des Hoffens mehr als der Erfüllung.

Liebe.

Würde nicht die Ausführung eines einzigen Gebotes Christi: „Liebet euch untereinander!“ das ganze Aussehen der Welt verändern, Gefängnisse und Arbeitshäuser, Neid und Streit und alle Bollwerke des Teufels vernichten? Zweitausend Jahre sind fast vergangen, und die Menschen haben immer noch nicht das eine Gebot Christi verstanden: „Liebet euch untereinander!“ In dieser einen Hinsicht sind wir so völlige Heiden, als es nur möglich ist. Nein, diese Welt könnte der Himmel auf Erden sein, wenn wir nur Gottes Werke wirken und Gottes Wille erfüllen wollten. So wird es hernach sein.

Wahrheit.

Kann es etwas Höheres und Besseres als Wahrheit geben? Ist irgend eine Art von Religion möglich ohne unbedingtes Vertrauen auf Wahrheit? Niemand weiss, was glauben heisst, wer nicht gelernt hat, um der Wahrheit willen und nur um ihretwillen an die Wahrheit zu glauben.

Wirken und Arbeiten.

Widerwille gegen die Arbeit ist nur ein anderer Name für Widerwillen gegen die Pflicht, eine Verachtung der Gebote, welche die Gesellschaft zusammenhalten, eine Verachtung der Gebote Gottes. Ohne Zweifel trägt die Arbeit den Lohn in sich, so dass sie einem nach einiger Zeit nicht mehr schwerfällt, ja, wie manche bittere Arznei, angenehm wird; aber dieser Lohn wird nur ehrlicher Arbeit zuteil.

Gottes Wille.

Unser Leben ist in der Hand des Vaters, der da weiss, was am besten für uns alle ist. Der Tod ist für das Geschöpf schmerzlich, aber bei Gott ist kein Tod, kein Sterben; Sterben gehört zum Leben und ist nur ein Uebergang in eine vollkommenere Welt, in die wir alle gehen, wenn Gott uns ruft. Geniesst jemand ein vollkommenes Glück, so erschreckt ihn der Gedanke an den Tod oft, aber auch dieser Schrecken wird überwunden durch das Gefühl und durch den Glauben, dass alles so, wie es ist, am besten ist, und Gott uns mehr liebt, als Vater und Mutter uns lieben können. Es ist eine schöne Welt, in der wir leben, aber sie ist nur dann schön und in Wirklichkeit unsere Heimat, wenn wir die Nähe Gottes in jedem Augenblick fühlen, uns auf ihn verlassen und seiner Liebe vertrauen . . . . Wenn die Stunde des Scheidens kommt, so wissen wir, dass die Liebe nimmer stirbt, und dass Gott, der uns in diesem Leben so eng aneinander gebunden hat, uns da wieder zusammenbringen wird, wo es kein Scheiden mehr gibt.

Erich Köhrer: Junge Ehe

So gleitet sacht mein Nachen auf das Meer
Und lässt die stille Bucht im Dämmer liegen,
Ein frischer Wind bläst von den Ufern her,
Um die die Nebel ihre Schatten schmiegen.

Ich halte dich, in meinen Arm gelehnt,
Und unsre Augen in die Weite träumen,
Wo in Unendlichkeit die Flut sich dehnt
Und um die Klippen jäh die Wellen schäumen.

Das weisse Segel ist so froh geschwellt —
Hörst du die Vögel uns zu Häupten singen? —
Wir haben auf uns selbst uns stolz gestellt
Und fahren aus, das Glück uns zu erringen.

Hinaus ins Leben! Wie das lockt und zieht!
Geheimnisvoll umrauschen uns die Wogen!
Im Sonnenschein die Wasserrose blüht,
Und purpurn kommt die sel'ge Nacht gezogen.

Hermann Sternbach: Zwei Gedichte.

Du warst mir . . .

Du warst mir nur für kurze Zeit gegeben,
Mein Leben zu verschönern, den Traum mir zu beleben,
Den meine Sehnsucht in der Stille wob,
Der mich aus dunklen Tiefen in die Höhen hob.

Du warst mein tröstend Lied in schweren Tagen,
Ein Hoffnungsstrahl, der mild durch meine Klagen
Und lachend in mein nächtlich Sinnen drang,
Wie durch die Sommernacht ein stiller Liebessang.

Du warst ein Garten mir auf müden Wegen,
Der üppig mir geblüht voll Licht und Segen,
Voll Blüten, die wie eine Heiligkeit
Du glückbegehrend meinem Glück geweiht.

Ich danke dir für alle jene Stunden
Genossnen Glücks, geteilter Liebeswunden —
Ich danke dir — musst' auch das Glück vergehn,
Im schönsten Traum wird es mir auferstehen.

Du warst mir nur für kurze Zeit gegeben,
Mein Leben zu verschönern, den Traum mir zu beleben,
Den meine Sehnsucht in der Stille wob,
Der mich aus dunklen Tiefen in die Höhe hob.

Sommernachtsträume

Das ist ein Traum der Sommernacht,
Der horchend durch die Gassen sieht,
Wie ein verklungen Liebeslied,
Das stille Wünsche rege macht.

Das ist ein Traum der Sommernacht,
Der in den hohen Wipfeln rauscht,
Der deinen Herzenswunsch belauscht,
Der dich beschenkt und glücklich macht.

Paul Bliss: Das Baby

Komödie in 1 Akt nach dem Russischen*)

Personen;

Doktor Baum, Rechtsanwalt (40 Jahr)
Luise, seine Frau (27 Jahr)
Doktor Schwarz, Arzt (39 Jahr)
Fräulein Berta (30 Jahr)
Johann, Gärtner und Portier }
Lisette, Mädchen } bei Dr. Braun .
Loni

(Die Handlung spielt in einem kleinen Vorort bei Berlin.)

(Garten vor der Villa des Dr. Baum. Rechts Eingang zur Villa, davor elegante Gartenmöbel. Links Tür zum Gärtnerhäuschen, zugleich Portierwohnung. Ueber die ganze Breite der Bühne, — also von der Villa bis zum Gärtnerhäuschen, — eine hohe Mauer, in deren Mitte die Eingangspforte ist. Sommertag. Vormittag. Beim Aufgang des Vorhangs wird hinter der Szene auf einer Handharmonika gespielt.)

1. Szene.

Johann, Lisette.

Johann: (ein strammer, junger Bursch. Alles prall und fest. Hose in langen Stiefeln, ohne Rock, in Hemdärmeln, darüber eine blaue Schürze, steht und harkt, sieht aber heimlich immer zu Lisette hin).

Lisette: (hockt vor einem Beet und pflückt Blumen zu einem Strauss).

Johann: (nähert sich ihr langsam und leise, hebt die Harke auf und sucht Lisetten mit dem Harkenstiel unter dem Arm zu kitzeln).

Lisette (schreit leise auf und erhebt sich sofort): Bei dir ist wohl 'ne Schraube los, wie?

Johann: Heiss genug ist's ja dazu. (Er sucht sie zu umfassen.) Na, Lisettchen, sei kein Unmensch.

Lisette (entkommt ihm): Du scheinst wahrhaftig — (deutet an die Stirn).

Johann: Zier' dich doch nicht erst lang.

Lisette (lacht kokett): Zu dumm! (Geht an einen Strauch, pflückt etwas, ohne sich zu bücken).

Johann: (schleicht ihr nach, umfasst sie von hinten, hält sie fest und küsst sie ab).

Lisette (ohne frei zu kommen): Frecher Bengel, du! Ich schrei'!

Johann: Du wirst dich hüten! (Küsst sie lachend wieder).

Lisette (strebt vergebens, sich frei zu machen): Ich sag's dem Herrn Doktor!

Johann (heiter): Der küsst selber! (Er umfasst sie noch fester, zärtlich und in verhaltener Leidenschaft.) Komm' doch mit rein zu mir!

Lisette: Du bist wohl ganz übergefahren, wie!

Johann (stürmisch): Lisette! Nur fünf Minuten!

Lisette (lacht übermütig): So'n Frechdachs!

Johann: (will sie wieder eng an sich ziehen).

Lisette (macht sich jetzt frei und gibt ihm eine Ohrfeige): Das für den Anfang! (Sie entflieht ihm, läuft nach rechts zur Villa hin, bleibt aber an der Tür stehen, à tempo wird draussen die Glocke gezogen).

Johann (wütend): Verdammte Jeschichte! (Er geht zur Mitte und öffnet die Mauerpforte. Musik schweigt).

2. Szene.

Vorige. Frl. Berta.

Frl. Berta (vor der offenen Tür): Ich möchte Herrn Doktor Baum sprechen.

Johann: Herr Doktor hat hier keine Sprechstunde. Sie müssen nach dem Berliner Bureau des Herrn Doktors gehen.

Berta: Ich wünsche ihn aber privatim zu sprechen.

Johann: Herr Doktor hat mir aber streng verboten, — übrigens ist auch Besuch drinnen.

Lisette: (mit den Blumen, ist neugierig herangekommen).

Berta: Der Herr Doktor wird mich sofort empfangen, wenn Sie ihm meinen Namen nennen. Sagen Sie nur, Fräulein Berta wäre da.

Lisette: Fräulein Berta?

Berta (heiter): Ganz recht, bestellen Sie nur so.

Lisette: (schnell rechts ab in die Villa).

Johann: Bitte, treten Sie ein. (Er lässt sie eintreten, schliesst dann die Tür sofort wieder).

Berta: (geht durch den Garten und besieht alles).

Johann (steht links, sieht Fräulein Berta begehrlich von der Seite an, dann für sich): Ein fesches Weib! — Donnerwetter! Der möcht' ich mal so meine Meinung beibringen! — Das wär' so'ne Erholung bei der Hitze! (Da von rechts heraus Dr. Baum tritt, geht Johann schnell links ab in sein Häuschen.)

3. Szene.

Frl. Berta. Dr. Baum.

Baum (von rechts näher kommend, sieht sich erschrocken allenthalben um): Was soll denn das heissen? Was suchen Sie denn hier in meiner Sommerwohnung? (Er spricht halblaut und unsicher.)

Berta (setzt sich, ungeniert, heiter, nicht frech): Nur Sie, lieber Herr Doktor, suche ich.

Baum (immer unsicher): Aber was soll das? Sie wissen doch, dass ich seit 6 Monaten verheiratet bin.

Berta (nickt lächelnd): Gerade deswegen bin ich hier.

Baum (ängstlich): Ich verstehe Sie nicht.

Berta: Wird gleich kommen, Herr Doktor. — Aber wollen wir nicht lieber hineingehen. (Sie sieht sich um.)

Baum (halblaut): Ich kann Sie nicht hineinführen. Das wäre zu auffällig. Also bitte, fassen Sie sich kurz. Was wünschen Sie?

Berta (steht auf): Ich brauche bis heute Mittag ein Uhr — zehntausend Mark, und ich hoffe bestimmt, sie sofort von Ihnen zu bekommen.

Baum (diskret): Sie sind wohl verrückt geworden?

---

*) Den Bühnen gegenüber Manuskript. Das Aufführungsrecht ist vom Verfasser, Berlin NW.52, Spenerstr. 30, zu erhalten.

Berta (gemessen): Herr Doktor. —

Baum: Pardon! Aber ich muss Ihnen sagen, dass ich einfach —

Berta (unterbricht ihn): Das kann doch jetzt, nachdem Sie so reich geheiratet haben, für Sie gar keine Rolle mehr spielen.

Baum (plötzlich energisch): Ich verbiete Ihnen, mir derartiges hier zu sagen.

Berta: Oh, oh, auf so hohem Pferd, Herr Doktor?

Baum (energisch): Natürlich denke ich nicht daran, Ihnen das Geld zu geben.

Berta (zögernd): So, so? Sie denken also nicht daran. — (Ruhig, lächelnd.) Nun, wenn ich das Geld nicht bekomme, liegt um ein Uhr Ihr Kind da vor der Schwelle. (Zeigt zur Villatür rechts.)

Baum (ist vor Schreck auf einen Stuhl gesunken, wischt sich den Schweiss von der Stirn, für sich): Das nennt man nun Vaterfreuden!

Berta (heiter, leichthin, spielt mit dem Sonnenschirm): Also, Herr Doktor, Sie haben nun die Wahl. Das Geld — oder den Skandal. (Sie wendet sich zum gehen.)

Baum (ihr nach, jetzt in freundlicherem Ton): So bleiben Sie doch! Was soll denn das heissen? Lassen Sie doch mit sich reden!

Berta (heiter): Aber bitte, ich bin ja gar nicht so, — das sollten Sie doch am besten wissen, — Ihr Ton behagte mir nur nicht.

Baum: Also gut. Wozu auf einmal diese Menge Geld? Sie erhalten doch jeden Ersten die vereinbarte Summe.

Berta (heiter): Mit der Zahlung von zehntausend Em sind Sie aller weiteren Pflichten enthoben — also ein glattes Geschäft.

Baum: Heisst'en Geschäft! — Wozu brauchen Sie das Geld?

Berta (heiter, mit dem Schirm spielend): Ich — ich — nun, ich brauche es, um mir eine Existenz zu gründen.

Baum: Und sofort?

Berta (nickt lächelnd): Bis ein Uhr! Bereits um fünf Uhr fahre ich nach Hamburg und morgen vormittag geht mein Dampfer nach Amerika.

Baum: Sie wollen auswandern!? (Erleichtert.)

Berta (nickt lächelnd): Das will ich.

Baum (zögernd): Und mit — mit dem —

Berta (nickt heiter): Mit dem Kind, ganz recht.

Baum (beiseite): Mir fällt ein Stein vom Herzen!

Berta (immer flott und heiter): Sie sehen also, Herr Doktor, ich will nur Ihr Bestes. — Also schnell, legen Sie zehn Bräunlinge auf den Tisch, dann ist Schluss.

Baum: Aber was reden Sie für'n Unsinn. Wer hat denn zehntausend Em in der Sommerwohnung!

Berta: Sie haben ja so viel Kredit hier!

Baum (unruhig): „Kredit, Kredit". — Heut ist Sonntag. Wo soll ich denn in diesem Waldnest heute eine solche Summe auftreiben!

Berta (heiter): Sie haben ja früher auch immer Rat gewusst.

Baum: Aber so lassen Sie doch mit sich reden!

Berta (verneint): Entweder das Geld oder das Kind. Damit Sie es übrigens wissen: das Kind ist mit der Wärterin hier.

Baum (angstvoll): „Hier?" Was heisst hier! Wo ist es!?

Berta: Zunächst drüben auf der Station, — aber —

Baum (schnell): Hören Sie auf mit Ihrem „aber"!! — Nehmen Sie doch nur Vernunft an! Wo soll ich denn hier das Geld auftreiben!?

Berta: So fahren Sie doch mit mir nach Berlin, — da sind Sie ja sofort aus der Klemme.

Baum (immer unruhiger): Das geht auch nicht so! — Meine Frau! — Wir haben Besuch! — Unmöglich!

Berta (bestimmt): Nun gut, — wie Sie wollen. (Sie geht zur Mitte.)

Baum (sich allenthalben umsehend, ihr nach): Aber so hören Sie doch, — so bleiben Sie doch! (Er hält sie am Rock fest, à tempo hört man rechts jemand husten. Sofort lässt er ihr Kleid los und schiebt sie zur Tür, leise.) Raus! Um Gotteswillen, schnell, schnell! — (Im andern Ton.) Also warten Sie drüben auf der Station. Ich werde Ihnen Bescheid geben. Ja wohl. Empfehl' mich! Adieu! (Er schiebt sie durch die Mitteltür ab, schnappt und schliesst zu. Als er sich umdreht, tritt gerade Dr. Schwarz mit Hut und Stock von rechts heraus.)

4. Szene.

Dr. Baum. Dr. Schwarz.

Baum (erleichtert): Ach, du bist's!

Schwarz (etwas erstaunt): Störe ich etwa?

Baum: Nee. Jetzt nicht mehr. (Atmet auf.)

Schwarz: Aber was ist dir denn, Mensch?

Baum: Heiss ist mir, wie du siehst! (Wischt sich den Schweiss ab.)

Schwarz: Ah, mon cher, so in der Rage? — Wenn ich mich nicht täuschte, klang das doch eben wie eine holde Frauenstimme?

Baum (schnell): Hat Luise das etwa auch gehört?

Schwarz: Du kannst beruhigt sein. Erst im Vorraum hörte ich eure Stimmen.

Baum: Gott sei Dank!

Schwarz: Die Chose fängt an, interessant zu werden.

Baum: Ach, die Chose ist verteufelt unangenehm, wenigstens für mich.

Schwarz: Also eine Frau und zwar eine — andere.

Baum (erregt): Jawohl! Und was für eine!

Schwarz: Nun, mein Lieber, bei den Frauen anderer muss man eben stets auf alles gefasst sein.

Baum: Ach was, — „Frauen anderer" — (halblaut) Hier handelt es sich um meine Haushälterin aus meiner Junggesellenzeit!

Schwarz (schnalzt leicht, aber stets ruhig): Variatio delectat! — Die hübsche Berta. — Also auch sie ein Blatt in deinem Ruhmeskranz.

Baum: Sei so gut und scherze nicht!

Schwarz: Nicht? Nimmst du die Affäre vielleicht ernst?

Baum (halblaut): Sie hat ein Baby!

Schwarz (sieht ihn an): Etwa von dir?

Baum: „Etwa“ ist gut. Ich sag' leider.

Schwarz: Nun tröste dich, — das kommt in den besten Familien vor.

Baum: Auch'en Trost! Nebbich! — Ganz ratlos bin ich.

Schwarz: Uebrigens meinen Glückwunsch. Hätt' ich dir wirklich nicht zugetraut.

Baum: Na sei so gut.

Schwarz: Nun bei deiner Vergangenheit.

Baum: Du hast eine Art, einem Malicen zu sagen, — netter Freund!

Schwarz (heiter): Aber, lieber Junge, weshalb nur die ganze Aufregung? — So ein Baby ist keine Lilie auf dem Felde. — Also lass ein paar braune Lappen springen, dann ist alles wieder in Ordnung.

Baum: So schlau bin ich schon selber. Aber sie will die Pinke jetzt haben, — sofort! sofort! Das ist der Kasus.

Schwarz: Na und, wie viel denn?

Baum: Zehntausend Em!

Schwarz: Sehr billig! — Is wohl'en Mädel?

Baum: Nein, 'en Junge.

Schwarz: Wirklich sehr billig!

Baum: Aber ich habe doch nicht so viel hier draussen, und die Banken in Berlin sind doch Sonntags geschlossen.

Schwarz: Wird sie eben noch'en Tag länger warten.

Baum: Sie will aber doch nicht! Ganz rabiat ist sie geworden! Wenn das Geld nicht in einer Stunde da ist, will sie mir das Baby hier vor die Schwelle legen! — Da soll einem die Lust zum scherzen nicht vergehn!

Schwarz: Das ist allerdings nicht ganz angenehm.

Baum: Ich wäre untröstlich! Bedenk doch, mein liebes Frauchen! Wir sind kaum 6 Monat verheiratet! Was sollte ich ihr wohl sagen!?

Schwarz: Na ja, Skandal muss natürlich vermieden werden. — Also weisst du, ich werd' mal sehen, wieviel ich hier habe; — schlimmsten Falls besorge ich es dir eben hier von anderen Bekannten.

Baum: Das wäre ausserordentlich nett, lieber Schwarz. Ja nur für einen einzigen Tag!

Schwarz: Aber mach' doch davon kein Aufheben. In solchen Fällen muss man doch zusammenhalten. (Sie sind bis zur Mitteltür gekommen.)

Baum: Wirklich, sehr lieb von dir!

Schwarz: Also in einer Stunde spätestens! Addio! (Er geht durch die Mitte ab.)

5. Szene.

Baum. Johann. Luise. Lisette.

Baum (allein): Allmählich komme ich wieder zur Ruhe. (Pause, er geht wie sinnend etwas nach links.) Und alles um so'en bischen Liebe. (Pause.) Halt. Aber sichern wollen wir uns doch. (Ruft links hinein.) Johann! Johann! Kommen Sie mal heraus!

Johann (tritt links heraus): Der Herr Doktor wünschen?

Baum (jetzt ganz sicher): Hören Sie, geben Sie jetzt gut acht auf das Haus. — Lassen Sie keine zweifelhaften Personen ein, verstanden!

Johann (etwas unsicher): „Zweifelhaften Personen?“ — Ja, wie meinen der Herr Doktor das?

Baum (energisch): Nun, wie soll ich's denn meinen! — Es treibt sich da draussen allerlei Gesindel herum; — vor allem haben Sie Obacht auf das Weiberzeug.

Johann (verlegen): „Weiberzeug?“ — Aber Herr Doktor.

Baum (als er merkt, dass Johann sich getroffen fühlt, spielt er nun den Moralischen. Beiseite): Sieh mal an. (Laut.) Nun, Sie verstehen mich ja, wie ich sehe. — Also hüten Sie sich, wenn Ihnen Ihr Posten lieb ist.

Johann: Aber, Herr Doktor, was glauben Sie denn von mir!

Baum (energisch): Ja, ja, ich weiss, — Sie sind ein toller Bruder!

Johann: Ach nein. — Nur was man so braucht, Herr Doktor; — aber in diesem Nest ist ja rein jar nischt los; — man hält's ja kaum hier aus.

Baum (jovial): Also wie gesagt, — hüten Sie mir das Haus gut, verstanden!

Johann: Aber gewiss, Herr Doktor!

Baum (etwas näher zu ihm heran): Ja so — und wenn in meiner Abwesenheit die — die Dame, die eben hier war, wiederkommen sollte, — einfach nicht hineingelassen, — verstanden! — auf keinen Fall hineingelassen!

Johann: Gewiss, Herr Doktor, „auf keinen Fall!“ Verstehe vollkommen!

Baum: (gibt ihm Geld. Dann nach rechts).

Johann (für sich): Alter Sünder! (Droht lächelnd.)

Luise (tritt rechts heraus, sie ist fertig zum ausgehen): Nun, lieber Mann, wo bleibst du denn? Wir wollten doch dem Nachbar einen Besuch machen.

Baum (küsst ihr die Hand): Tausendmal Verzeihung, Schatz! — Eine Klientin war da; — nicht mal hier hat man Ruhe. (Ruft rechts hinein:) Lisette, meinen Hut und Stock.

Lisette (von drinnen): Sofort, Herr Doktor!

Johann: (harkt, hört aber heimlich zu).

Baum (zärtlich): Und wie du wieder aussiehst, Schatz, — einfach bezaubernd! (Küsst ihr die Hand.)

Johann (beiseite): Der Sünder!

Luise (heiter): So zärtlich? Du, das macht dich ja verdächtig.

Baum (erschrocken): „Verdächtig?“ (sofort beherrscht) Aber, Schatz, ich bitte dich!

Luise (heiter): Du hast wohl kein gutes Gewissen?

Baum (heiter, gequält): Wie 'ne weiss gewaschene Ehrenjungfrau!

Johann (beiseite): So was jibts doch jar nicht mehr!

Lisette (von rechts mit Hut und Stock): Bitte sehr, Herr Doktor!

Baum (nimmt ihr beides ab): Gut, gehen wir. (Zu Johann): Also Sie wissen Bescheid, Johann!

Johann (nickt): Gewiss! Herr Doktor können ganz ruhig sein! (Baum und Luise durch die Mitte ab.)

Johann: (begleitet sie, schliesst gleich nach ihnen ab. Als er allein ist, dreht er sich um und will zu Lisette hin eilen).

Lisette (aber macht ihm eine „lange Nase“ und entkommt schnell rechts ab ins Haus): Bäääh! Nichts zu machen!

Johann (prallt an der geschlossenen Tür ab): Verdammt noch mal! — Ein Teufelsmädel! (Kleine Pause. Dann klopft er.) Lisettchen, mein Schatz, — (Pause) öffne doch, Mädel. (Pause.) Du, Kleine, — lass mich doch rein! (Pause.) Lisettchen, süsser Käfer, sei doch nicht so grausam! (Pause. Jetzt wütend.) Verdammte Weiberpackasch! (Geht fort vom Haus.) Muss mich der Teufel auch reiten, dass ich in dies gottverfluchte Nest gehen konnte. — Wär' ich doch in Berlin geblieben, da hat man doch wenigstens die Auswahl.

6. Szene.

Johann. Loni.

(Man hört einen charakteristischen Pfiff oder auch einen Jodler.)

Johann (horcht freudig auf): Was ist denn das!? (Er erwidert das Zeichen, worauf es von draussen noch einmal erklingt.)

Johann (jubelt): Sie ist es wirklich! (Läuft zur Mitteltür, sieht sich um, öffnet behutsam die Tür und sieht hinaus.) Die Loni!!!

Loni (in der offenen Tür): Guten Tag, Hans!

Johann (jubelnd): Loni! Mädel! (Küsst sie in der Tür.)

Loni: Aber doch nicht hier draussen!

Johann (eifrig): Nein, nein! Komm schnell rein! (Er läuft zuerst hinein und sieht sich um.)

Loni: (folgt, sie schiebt einen Kinderwagen. Die Tür bleibt nur angelehnt).

Johann (umhalst sie sofort stürmisch): Mädel, dich schickt mir mein guter Stern! — Lange hätte ich's nicht mehr ausgehalten! (Langer Kuss. Der Kinderwagen steht unbeachtet.)

Loni (macht sich frei): Aber, Mensch, du drückst mich ja tot!

Johann: Ich freu' mich ja unsinnig! — Wo kommst du denn nur her!?

Loni (holt einen Brief aus der Tasche): Meine Herrschaft wohnt seit gestern abend drüben in der neuen Villa neben der Station. — Ich sollt' eben diesen Brief an Herrn Doktor abgeben.

Johann: Der ist nicht hier. Leg' den Brief hin und komm' rein zu mir! Ja, schnell! schnell! — Dort drinnen wohne ich, (zeigt links) — ganz allein. — Komm' schnell!

Loni: Aber wenn nun jemand käme?

Johann: Lass! Wird schon keiner kommen! Nur los, los! (Geht zur linken Seite.)

Loni (legt den Brief auf das Bettchen des Kinderwagens und schaut in den Wagen hinein): Es schläft.

Johann (an der linken Tür): So komm' doch!

Loni: (eilt zu ihm hin).

Johann (umfasst sie stürmisch): Ach, Mädel!!! (Beide links ab.)

7. Szene.

Baum. Luise.

(Die Bühne bleibt leer. Man hört draussen wieder eine Minute lang das Harmonikaspiel.)

Luise (hinter der Mauer): Aber die Tür ist ja auf!

Baum (ebenso): Der Schlingel, der Johann, ist gewiss fortgelaufen.

Luise (durch die Mitteltür tretend): Schade, dass die Nachbaren schon fort waren.

Baum (tritt auch ein, schnappt die Tür zu): Jaaa.

Luise (bemerkt den Kinderwagen): Aber was ist denn das!?

Baum (sieht hin, erstarrt vor Schreck, beiseite): Mein Kind. — Jetzt platzt die Bombe. — Nun, Frechheit, steh' mir bei.

Luise (blickt in den Wagen): Ein Baby! (Sieht ihn an.) Wie sonderbar!

Baum (versucht zu scherzen): Wieso „sonderbar?“ Hast'e denn noch nie ein Baby gesehen? (Beiseite) Was tu' ich denn jetzt nur!?

Luise (nimmt das Baby im Stechkissen heraus): Sieh doch mal an, wie nett und hübsch es aussieht!

Baum (beiseite, geschmeichelt): Kunststück, mein Kind!

Luise: So ein süsses Geschöpf! Gewiss ein Mädel.

Baum: Bitte, ein Junge ist es.

Luise (lächelnd): Woher willst du denn das wissen?

Baum: Nun — nun, so etwas sieht unsereiner doch gleich. (Beiseite) Was tu' ich denn nur?

Luise (immer mit dem Baby spielend): Wie artig und still es ist!

Baum (beiseite): Ganz wie der Papa.

Luise (heiter): Denk' nur, wie komisch. Weisst du, mit wem es Aehnlichkeit hat?

Baum (dreht sich schnell um, beiseite): Nu, sei so gut!

Luise (heiter): Mit meinem Onkel.

Baum (horcht auf) Mit wem?

Luise: In der Tat, ganz seine Nase. Sonderbar.

Baum (beiseite): Sollte er etwa auch —? (laut) Sag', welchen Onkel meinst du denn?

Luise: Den in Japan.

Baum: Ach so. (Beiseite.) Wieder nichts!

Luise: Aber nun sag' mir bloss, wie kommt das Baby hierher?

Baum: Ja, Schatz, wie soll ich denn das wissen?

Luise: Ach, da ist ja auch ein Brief.

Baum (nimmt ihn schnell): Wahrhaftig! Und an mich! — Nein, so was! — (steckt den Brief schnell in die Tasche, beiseite) Jetzt geht's los!

Luise (erstaunt): Ja, willst du denn nicht lesen, was da drinnen steht?

Baum: Aber wozu? Was kann denn da gross drinnen stehen? (beiseite). Es geht los, — jetzt muss ich beichten, — oh!

Luise: Ich verstehe dich nicht, lieber Mann. — Bitte, gib mir doch mal den Brief.

Baum (beiseite): Das möcht'ste wohl! (laut). Aber, Schatz, weshalb willst du denn — — — (beiseite) Ich kann nicht mehr. — Ah, ich ersticke!

Luise (legt das Kind in den Wagen zurück): Weisst du, dass mir die Sache jetzt höchst sonderbar vorkommt.

Baum: Aber wieso denn, Frauchen —? Das — das — (beiseite) Wie sag' ich's ihr denn nur!?

Luise. Ich werde mal die Dienstboten rufen.

Baum: Nein! das tu' nicht! — Lieber nicht! (Er wischt sich den Angstschweiss von der Stirn.)

Luise. (sieht ihn kopfschüttelnd an).

Baum (jetzt energisch): Also mutig! — Liebes Frauchen! — Bitte, bitte, erschrick nicht! — Hier, bitte, setz' dich erst mal.

Luise: Was heisst denn das alles?

Baum (mit Anstrengung): Du weisst, bevor ich dich kennen lernte, lebte ich als Junggeselle.

Luise (nickt): Ich weiss.

Baum: Und — und — da du ja auch Berlinerin bist, wirst du ja auch wissen, dass — dass Junggesellen, — nun, wie soll ich sagen? — nun ja, dass so ein Junggeselle — kein Engel ist.

Luise: Kein Engel?

Baum: Wenigstens nicht immer! — Das heisst also, — ja, hm — ja, — — — wie!?

Luise: Ich sagte nichts.

Baum: So? Nichts? — So, ja, — na also kurz und gut, — ich hab' 'en Kind gekriegt!

Luise: Du — hast —?

Baum: Das heisst nein, — sie! ja! — also du verstehst ja. — (lächelnd) Ich bin Papa geworden.

Luise (sieht ihn heiter an): Du —? Nein —?

Baum (starr): Wie so „nein"? Du hörst doch, ja. Da ist doch der Beweis dafür.

Luise (steht auf): Das hätte ich dir gar nicht zugetraut.

Baum (von der Seite): Wie meint sie denn das?

(Die Türglocke geht. Beide schrecken zusammen und sehen sich an. Kleine Pause.)

Baum (bebend): Das wird sie sein. (Zu Luise) Bitte, geh' jetzt hinein.

Luise: (nickt, schiebt den Wagen nach rechts).

Baum: Was? Luise? Das Kind —? Du willst es —?

Luise (nickt lächelnd): Aber es ist doch dein Kind!

Baum (küsst sie): Ach, Frauchen! Du bist ein Engel!

Luise (mit dem Wagen, nickend, rechts ab).

Baum (atmet auf): Gerettet! — So, nun zu ihr! (Er öffnet stolz die Mitteltür.)

8. Szene.

Baum. Schwarz. Dann Johann. Loni.

Schwarz: (tritt durch die Mitte ein).

Baum (erleichtert): Ach, du bist es!

Schwarz: Ja, und ich bringe gute Botschaft. — Ich habe das Geld bekommen. Da ist es.

Baum: Zu spät. Luise weiss schon alles. Das Baby ist hier.

Schwarz: Ach. Donnerwetter, so'n Pech!

Baum (heiter): Was heisst „Pech"? — Da meine Frau jetzt alles weiss, spar' ich doch die zehntausend Mark. (Gibt das Geld zurück.)

Johann: (bekleidet nur mit Hemd, Hose und Pantoffeln aufgeregt von links heraus, will zur Mitte eilen).

Baum: Nanu? Was ist denn mit Ihnen los?

Johann: Es hat doch geklingelt!

Baum: Das merken Sie erst jetzt?

Johann: Ja, ich, — ich war beschäftigt.

Baum: Scheint ja sehr wichtig zu sein.

Johann: Ja, es war auch sehr wichtig.

Baum (ihn betrachtend): Ein netter Patron sind Sie.

Johann: Aber Herr Doktor.

Baum: Gar kein Verlass ist auf Sie.

Johann: Aber —

Baum (energisch): Nun und das Weib?

Johann (verlegen): Herr Doktor wissen schon?

Baum: Natürlich weiss ich! — Also wo ist die Person?

Johann (verlegen, zeigt nach links): Drinnen bei mir.

Baum (starr): Drinnen bei Ihnen!? (Sieht Schwarz an, der seitwärts sitzt und lacht.) Toll, was?

Schwarz (nickt heiter): Jugend!

Johann: Der Herr Doktor werden verzeihen, — aber was sollt' ich machen!? — Ich bin 'en junger, strammer Kerl und hier in dem Nest ist ja nichts zu —

Baum: Schon gut. Rufen Sie jetzt die Person heraus.

Johann: (geht geknickt links ab).

Baum (zu Schwarz): Hast'e sowas schon erlebt?

Schwarz: Wer lernt bei den Weibern aus?

Baum: So'ne Blamage für mich!

(Johann und Loni treten von links heraus.)

Baum (starr): Aber das ist sie ja garnicht! (lächelnd zu Schwarz).

Schwarz (lächelt still): Ah!

Johann: Seien Sie nicht unmenschlich, Herr Doktor!

Loni (weinerlich): Nämlich der Hans ist mein Schatz; — zum Herbst heiraten wir ja auch.

Baum (lachend zu Schwarz): Hast'e so was gesehen!?

Schwarz (nickt lächelnd): Viel Glück!

Johann: Also ist der Herr Doktor denn nicht böse?

Baum (heiter): Nein, nein — geht nur. (Er tritt zu Schwarz hin.)

Johann: (nickt Loni freudig zu).

Loni: Ja, aber das Baby!?

Johann: Ja, das Baby!?

(Beide sehen sich suchend um.)

Baum (starr): Ha! Wie!? Das ist euer Kind!?

Johann (verschämt): Aber nein, Herr Doktor.

Loni (schüchtern): Es gehört meiner Herrschaft, — ich sollte dem Herrn Doktor einen Brief überbringen, aber — (sieht sich suchend um).

Baum: Ah, der Brief! (holt ihn aus der Tasche und sieht hinein). Von meinem Freund Bergmann! (Er lächelt und sinnt ein wenig nach; plötzlich sehr heiter und bestimmt zu Schwarz): Bitte, gib mir jetzt das Geld wieder. (Er bekommt es.) So. Nun pass' mal auf, nun kannst'e was erleben. (Er geht nach rechts und ruft ins Haus.) Ach, Frauchen, bitte, sei so gut, ja, — einen Moment. — Bitte, bring' auch das Baby wieder mit heraus.

9. Szene.

Vorige und Luise.

Luise (mit dem Kinderwagen von rechts): Ja, was gibt's denn noch —?

Baum: Einen Augenblick, bitte. (Er nimmt ihr den Wagen fort und schiebt ihn Loni zu.) So, und nun bestellen Sie Herrn Bergmann einen schönen Gruss und sagen Sie, ich käme sofort hinüber.

Loni: Ja wohl, Herr Doktor, (Freudig durch die Mitte ab.)

Johann: (folgt ihr freudig).

Luise: Aber was heisst denn das nun wieder?

Baum (sehr zärtlich): Das heisst, dass du die liebste, beste Frau bist, die mir der Himmel nur bescheren konnte! (Küsst ihr die Hände.)

Luise: Aber das Baby?

Baum: Gehört Bergmanns. — Ich wollte ja nur deine Liebe zu mir auf die Probe stellen! — Natürlich bin ich die Unschuld selber! (Er umfasst und küsst sie.) Mein liebes Weibchen!

Schwarz (für sich): Es gibt doch noch — gute Frauen. (Er tritt dann zu Luise heran.)

Baum (macht sich frei): Aber nun entschuldigt mich nur einen Moment, — ich will schnell mal zu Bergmanns rüber. (Er nimmt den Hut, zieht heimlich das Portefeuille von Schwarz aus der Tasche. — Beiseite.) Jetzt schiebe ich die andere ab! — Glück muss ein junger Mann haben! (Lustig durch die Mitte ab.)

(Vorhang.)

Marta Martius: Deine Liebe

(Horaz I, 12)

Deine Liebe führte mich über Schluchten,
Unter leuchtend blauem, wärmendem Fittich,
Deine Liebe schloss mir die bangen Augen
Ueber dem Abgrund.

Immerdar aus dunkelstem Tal der Ohnmacht
Trug sie mich zum Gipfel der klaren Höhen,
Gab der tiefverwundeten Frauenseele
Spannkraft und Freude.

Deine Liebe riss mich in Aetherräume,
Dass mir's war, als schwebt' ich aus eignen Kräften,
Zeigte mir im Sande des Nichtsgefühles
Strömende Quellen.

Möchte gleich den schattenden Adlersflügeln
Deiner treuen Liebe beschwingter Fittich
In des Todes blutigen Dorngehegen
Tröstend mir rauschen!

S. Salomon: Ein Selbstdenker

Es ist lange her, dass die Geschichte der Philosophie das Auftreten eigentlicher Philosophen verzeichnet. So reich das Altertum an tiefen und fruchtbaren Systemen gewesen ist, so kräftig im Mittelalter im Schatten Aristoteles' und der Kirche die philosophische Produktion wucherte, so bedeutend selbst noch im Zeitalter des Rationalismus die Versuche zur Gewinnung einheitlicher Weltanschauung gewesend sind, so öde, steril, matt, ja ohnmächtig ist die selbständige Philosophie in unserer Zeit geworden. Wir haben die Philosophie in ihrem Kampfe mit den Naturwissenschaften beobachten müssen; konstatierten, wie die von Tag zu Tag mächtiger vordringende empirische Forschung der Metaphysik den Boden streitig machte, ja abzugewinnen schien, sodass es heute dahin gekommen ist, letztere nicht nur in der Position eines geschlagenen Gegners, sondern beinahe in der eines sich freiwillig Unterwerfenden zu erblicken; hatten wir früher die ancilla theologiae, so haben wir heute die dienstbare Magd der Naturwissenschaften, und da nun einmal diese letzteren im Grunde einer philosophischen „Hilfstheorie" nicht entraten können, so sehen wir diese Hilfstheorieen an vielen Stellen des philosophischen Lagers heute als „letzte, allgemeine Wahrheiten" bereitwillig und gefügig anerkannt. Die scheinbare Evolution des unphilosophischen Materialismus zum „philosophischen" Monismus darf hierüber nicht hinwegtäuschen, proklamiert doch selbst einer der energischsten Gegner des letzteren, Friedrich Paulsen, in seiner „Einleitung in die Philosophie" das Handinhandarbeiten der Naturwissenschaften mit der Philosophie, empfiehlt eine gegenseitige Kritik der beiden, wobei es dann mit der beständigen Bevormundung letzterer durch erstere notgedrungen sein Bewenden haben muss; denn, dass es doch ja ausgesprochen werde, ein Friede ist zwischen diesen nicht ebenbürtigen Gegnern unmöglich, die Philosophie darf nicht nur, sie muss sogar gebieterisch als einziges, ihr zustehendes Forum sich selber beanspruchen, und diese ihre königliche Stellung haben die Naturwissenschaften früher respektiert und tun es auch noch heute, früher bewusst, heute unbewusst.

Die im Jahre 1901 in Berlin bei E. Ebering erschienene „Philosophie der Form" des Hamburger Philosophen A. Levy muss als der erste Versuch angesprochen werden, der Philosophie ihre Stellung zurück zu erobern. Dass der Versuch in diesem Buche gelungen ist, bleibt dem Beobachter von genügender Einsicht nicht verborgen. Da aber der Zugang zu jenem teilweise mystischen, durchweg inspiratorischen und in seiner konzisen Struktur stellenweise problematisch erscheinenden Werke dem grossen Publikum, unter das man auch in diesem Falle das als gebildet bezeichnete einbegreifen muss, nicht gerade leicht geworden ist, hat Levy jetzt in einer neuen Schrift, „Die dritte Dimension"*), erschienen in den von Professor Dr. Ludwig Stein publizierten „Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte" eine Brücke geschlagen, welche, von der Ebene der allgemeinen Voraussetzungen des empirischen Verstandes ausgehend, auf philosophischen —

---

*) Die dritte Dimension. Eine philosophische Erörterung von A. Levy 1908. Verlag von Scheitlein, Spring u. Co., Bern.

nicht empirischen Pfeilern allmählich zur Sternenhöhe der „Philosophie der Form" hinaufleitet.

Diese Arbeit, deren reicher Gehalt keine Besprechung erschöpfen kann, versuchsweise zu charakterisieren, ist der Zweck vorliegender Zeilen. —

Nachdem er eine historische Uebersicht über den bisherigen Stand der Frage von der dritten Dimension gegeben und diese Frage in ihrer Wichtigkeit gegenüber der viel häufiger ventilierten nach der Realität der Aussenwelt betont hat, unterzieht Levy zunächst die Manifestationen des Bewusstseins einer philosophischen Prüfung. Er findet hierbei als *Elemente* des Bewusstseins 1. die *Vorstellung* und 2. die *Empfindung*. Die ferner unter dem Namen „Begriff" verstandene Erscheinung bedarf ihm ausserdem gesonderter Betrachtung. Die Untersuchung über die Natur der erstgenannten beiden Elemente, der wir hier nicht folgenden können, führt zu folgenden Resultaten: 1. die *Vorstellung* „ist der *niederste Grad* eines uns fassbaren Bewusstseins; sie ist daher eine notwendige Manifestation des Bewusstseins", ferner „jede Vorstellung ist an eine andere gebunden". Damit fällt auch die irrige Ansicht Riehl's, das Bewusstsein könne „diskontinuierlich" sein. 2. Von den *Empfindungen* findet er, dass „Empfindung und Vorstellung mit einander *identisch* sind" und gibt dann von der Empfindung die überraschende Definition: „Empfindung ist der Kollektiv-Begriff für alle uns möglich erscheinenden Ursachen einer Vorstellung". So überraschend dieses Resultat erscheint, so überzeugend wirkt die zu ihm führende Argumentation. Ueber die konstituierenden Bedingungen der Vorstellungen und Empfindungen selber, denen ja Psychologie und Physiologie so gerne auf die Spur kommen möchten, kann philosophisch nichts ausgemacht werden, „*lösen* kann die reine Philosophie die Frage, wann das Bewusstsein zur Empfindung modifiziert wird, niemals"; wohl aber ist es Levy gelungen, das Verhältnis zwischen Empfindung und Vorstellung eindeutig zu bestimmen. Als empirischer Beleg des gewonnenen Resultats folgt nun eine feine Analyse der sprachlichen Bildungen, wie sie schon in der „Philosophie der Form" mit glücklichem Erfolge aufgenommen worden ist, der Vorstellung entspricht in der Sprache das Substantiv, der Empfindung das Adjektiv. Nachdem dann noch auf einen Vorläufer Levy's, Reinhold, kurz eingegangen und gewisse irrige Theorieen Cohen's, der sich in seiner Trennung von „Empfindung" und „Empfundenem" als von Kant's empirisch-psychologischer Anschauung abhängig erweist, richtig gestellt werden, wendet sich der Verfasser in einer poetischen Ueberleitung zum Hauptgegenstand seiner Untersuchung, der das 3. und weitaus grösste Kapitel des Werkes einnimmt: der *Ableitung der dritten Dimension aus dem Bewusstsein*.

Die dritte Dimension bedeutet dem Philosophen viel mehr, als die mathematische Auffassung des Begriffes, die ja auch die landläufige ist, einschliesst. Für ihn ist die dritte Dimension die *Körperlichkeit überhaupt*: nicht nur die Tiefenvorstellung schlechthin, sondern alles, was sich in ihr abspielt, durch sie erst ermöglicht wird, Körperlichkeit, Leben — die wirkliche Welt. Was ist der Ursprung der Welt? Die Frage nach dem Ursprung der Welt, nach der Beschaffenheit der sogenannten Ding-Wirklichkeit reduziert sich dem Philosophen auf die Frage nach dem Ursprung der dritten Dimension. Möge die Antwort, welche die reine Erkenntnis auf diese Frage erteilt, gleich an dieser Stelle erscheinen, sie lautet:

> „Die bisherige, sogenannte 3dimensionale Welt, die Welt der Körper, die Welt der rauhen Wirklichkeit ist zurückzuführen auf die Welt der *Vorstellung*, der Körper ist nicht mehr ein *einfaches* Grundelement, er ist vielmehr eine aus den Manifestationen unseres Bewusstseins *kombinierte* Schöpfung!" (S. 69.)

Die Ableitung dieser gewaltigen, in der Geschichte der Philosophie epochalen Erkenntnis setzt ein mit einer genauen Analyse des *Denkens*. Denn das Denken ist ebenfalls ein elementarer Vorgang in unserm Bewusstsein, der noch nicht in den beiden Begriffen Vorstellung und Empfindung untergebracht werden kann. Er behauptet ihnen gegenüber eine selbständige Stellung in unserm Bewusstsein, sein Wesen kennzeichnet sich durch die Fähigkeit, Vorstellungen und Empfindungen mit einander zu *verknüpfen*. Wenn nun das Denken aber wirklich elementar ist, dann muss es auch notwendig angeschaut werden können, es kann vom Vorgestellten (Vorstellung, *niederster* Grad alles Bewusstseins!) nicht getrennt begriffen werden. An diese Stelle pflegte die bisherige Philosophie den schon anfangs erwähnten „*Begriff*" zu setzen und behauptete, Denken geschehe in Begriffen, um durch sie zu Urteilen zu gelangen. Bei der Untersuchung des „Begriffs" ergibt sich nun, dass er zu jeder *speziellen* Vorstellung in einem besonderen, charakteristischen Verhältnis steht, nämlich in dem Verhältnis der Ursache zur Wirkung. Allgemeines ist die Ursache von Speziellem, dem Allgemeinen entspricht der Begriff, dem Speziellen die Einzelvorstellung. Da wir nun den „Begriff" als bestimmend für die Natur des Denkens gefunden haben, das Denken selbst aber als ein Verknüpfen von Vorstellungen begreifen und im „Begriff" die kausale Qualität als bestimmend für ihn erkannt haben, so ist auch erwiesen, dass wir nur dann wirklich denken, wenn wir Vorstellungen in *kausalem Zusammenhange* betrachten, „wenn wir den Kausalnexus zwischen den Vorstellungen proklamieren". Es erhebt sich nur die Frage, ob die Verknüpfung von Vorstellungen als ein einziges Bewusstseinsbild erscheinen, oder ob sie in *zeitlich* getrennte Momente zerfällt, ob dazu *Zeit gehört*. Letzteres muss bejaht werden und es ergibt sich nun die Notwendigkeit, den Charakter der „Zeit" philosophisch zu bestimmen. Die Zeit ist von Kant bestimmt worden als die „wirkliche Form der inneren Anschauung", kürzer als als „Anschauung", von einem neueren Autor Ferdinand Jakob Schmidt als eine „Erfahrungsfunktion". Levy findet als bestimmend für die Zeit-Vorstellung den Begriff der *Veränderung*, und zwar der Veränderung *in den Dingen*. Dies aber können wir nur durch unsere *Sinne* konstatieren. Wo wir Ding-Veränderung bemerken, bemerken wir auch Sinnesveränderung, unsere Sinne erweisen sich als variabel, und diese Variabilität der Sinnes-Qualitäten bildet die Quelle dessen, was wir Zeit nennen. Man kann daher sowohl die Definition Kant's wie Schmidt's fallen lassen, da „die Wahrnehmung jeder Veränderung unter allen Umständen die Vorstellung unserer Sinne einschliesst" und gewinnt alsdann die Formel der „Philosophie der Form": „Zeit ist nichts als die Erkenntnis unserer Körperteile", womit in der Tat die neue Erkenntnis auf den knappsten Ausdruck gebracht worden ist. Will man denselben Sinn anders ausdrücken, so kann auch gesagt werden: „indem wir das Dasein unserer Sinne konstatieren, haben wir eine gewisse Art von Vorstellung, die wir Zeit benennen". Und wenn nun die Frage aufgeworfen wird, was gewöhnlich unter „Eindrücken der Sinne" oder physiologisch gesprochen „Nervenreizen" verstanden wird, so lautet die Antwort: „die Körperteile, das Reich der dritten Dimension!" womit die Beweisführung geschlossen ist.

Eine der Hauptschwierigkeiten, die sich dem Verständnis dieser neuen, wirklich philisophischen Lehre entgegenstellen, liegt meines Erachtens darin, dass gerade der Tatsachenbestand (der doch auch gleich Vorstellungen zu setzen ist) der modernen Gehirn-Physiologie bei dem heutigen philosophisch interessierten Publikum eine gewisse abergläubische Art Verehrung geniesst, gleichsam, als ob man dem Absoluten in Person gegenüberstände. Es will nicht in die Köpfe, dass alles, was man so im lieben Leben gemeiniglich um sich hat, entweder Vorstellung sei oder doch auf solche zurückgeführt werden könnte; bei philosophischen Ideen mag das ja immerhin angehen, seine Deszendenztheorie, Atome, Apfelsinenkerne gibt man wohl schliesslich preis, aber z. B. den eigenen lieben Körper? Das bliebe denn doch noch zu überlegen! Zu überlegen bleibt es freilich, aber nur für diejenigen, die es noch nicht „wissen" sollten.

Die Weiterentwickelung des Gedankens der Entstehung der dritten Dimension aus zwei verschiedenen konstituierenden Elementen führt folgerichtig zu der Erkenntnis, dass auch die bisherige Raumanschauung, die als aus der Vorstellung drei dimensionaler Körper abgeleitet betrachtet werden kann, zu korrigieren ist. (Kant bestimmt das „Reale" näher als dreidimensional.) Die dritte Dimension darf mit Recht nur den Dingen, nicht auch den Vorstellungen zugesprochen werden. Um nun aber der bisherigen Anschauung nicht Unrecht zu tun, ist es nötig, den Begriff der dritten Dimension losgelöst von den Dingen zu untersuchen. Es werden deswegen die mathematischen Sätze von der dritten Dimension für sich betrachtet, wobei die Fläche das niedrigste, dem Bewusstsein fassbare geometrische Gebilde darstellt. Von der Fläche steigt die Mathematik zur Körper-Vorstellung unter Benutzung des Hilfsbegriffs der Bewegung: Durch Bewegung einer Fläche entsteht ein Körper. Da aber nun Bewegung = Veränderung ist, Veränderung aber der Zeit angehört und die Zeitvorstellung erst bei logischer Verknüpfung von Vorstellungen entsteht, so ist auch dargetan, dass der auf mathematischem Wege durch Bewegung entstandene Körper nicht in der Vorstellung sein kann; die Vorstellung eines Körpers muss notwendig eine Fläche werden und das körperliche Dreidimensionale kann nicht durch eine Vorstellung gewonnen werden. Er wird vielmehr, wie auch empirisch die Versuche über mono- und binokulares Sehen bestätigen, immer erst mittels zweier Vorstellungen konstruiert.

Von hier aus wendet sich Levy physikalischen Axiomen (dem Beharrungsvermögen und der Undurchdringlichkeit der Körper) zu, die im Licht seiner Philosophie metaphysisch gedeutet werden können, sowie auch den Problemen der „Kraft" und „Bewegung", welche ebenfalls erst in der neuen Lehre philosophisch vollständig zu erklären sind.

Alsdann erscheint das uralte philosophische Rätsel der „Identität der Aussenwelt", zu dessen Prüfung ebenfalls erst die Sätze von der dritten Dimension genügendes Rüstzeug liefern. Levy widmet dem Idealismus Berkeley's, Kant's und Schopenhauer's eine ausführliche Kontroverse, welche die logischen Fehler dieser Denker entwickelt, das Richtige in ihrem Gedankengange zur vollendeten Klarheit bildet.

Eine ebenso alte Frage fällt hierauf in den Kreis der Untersuchung, die Frage nach dem Verhältnis von „Ursache und Wirkung" (in der Natur) einerseits, von „Grund und Folge" (im Denken) andererseits. Obschon nämlich bei geringer Ueberlegung erhellt, dass zwischen zwei so verschiedenen Kausalverhältnissen Gemeinschaft nicht bestehen kann, hat doch beispielsweise ein so tiefsinniger Denker, wie Spinoza, dieselbe proklamiert. Da in der Lehre von der dritten Dimension alles „Körperliche aus den Vorstellungen hervorwächst, löst sich auch der bisherige starre Gegensatz dieser beiden Kausal-Reihen". Die Unterschiede sind dadurch zu bestimmen als sekundär, nicht fundamental, und wenn auch das Verhältnis von Grund und Folge „absolut definiert", dieselbe Stellung wie das Wesen unserer Erkenntnis von der dritten Dimension inne hat, so ist es doch relativ durch den Umstand verändert, dass bei ihm das Moment des Zeitlichen wegfallen kann, was für „Ursache und Wirkung" unmöglich ist.

Die umfangreiche Deduktion findet ihren Abschluss in einer genauen Bestimmung des philosophischen Begriffes vom „Sein", durch welche sich die berühmte Kant'sche Widerlegung des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes als nicht stichhaltig erweist, weil die grammatikalische Verwechselung zwischen der Kopula „sein" und dem Tätigkeitswort „sein" = existieren, auf welcher sie beruht, sichtbar wird. Dieselbe Art der Verwechselung verführte auch Kant, den unmöglichen Beweis für die „Wesensgleichheit des Möglichen mit dem Wirklichen" zu unternehmen („100 wirkliche Taler enthalten nicht mehr als 100 mögliche"), wodurch sich die verkehrte Methode Kants, die auch von manchen seiner Nachfolger beibehalten worden ist, die Grammatik statt der Logik, Worte statt Gedanken zur Grundlage seiner Untersuchungen zu wählen, in deutliche Beleuchtung rückt.

Das Endergebnis der gesamten Untersuchung steht am Schlusse des Kapitels in einige konzentrierte Thesen zusammengerückt, von denen die ersten drei unbedingt hier stehen müssen:

1. „Verknüpfen wir Vorstellungen mit einander, ohne uns über die Natur dessen klar zu sein, was wir miteinander in Konnex bringen, so können wir diesen Akt „Denken“ in weitester Bedeutung nennen.
2. Wo wir im Gegensatz hierzu wissen, dass es Vorstellungen oder Begriffe sind, die wir gegeneinander halten, da urteilen wir, oder: wir denken nach Gesetzen der Logik.
3. Verbinden wir irgend eine Vorstellung mit der Vorstellung eines unserer Sinne, d. h. werden wir unserer Fähigkeit inne, mittelst unserer Sinne Veränderungen wahrzunehmen, so nehmen wir den dreidimensionalen Gegenstand wahr (die Aussendinge.

Zur Sicherstellung der Lehre ist es nötig, einem sich leicht erhebenden Einwande zu begegnen: haben wir nicht, obschon die Körper nur abgeleitete sein sollen, von ihm soviele genaue und zutreffende Kenntnisse? Darauf ist zu erwidern, dass alle diese Kenntnisse doch nur Vorstellungen sind, dass in unserem Bewusstsein die „Körper“ ständig wieder in Vorstellungen zerlegt werden; diese stetige Abwandelung geschieht, wie bei nur einigem Nachdenken zu finden ist, bei jeder Geistestätigkeit, in Wissenschaften wie in den Künsten. Was wir von den Körpern besitzen, sind Vorstellungen, seien es nun astronomische, chemische, biologische oder musikalische und poetische. Der innere Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Kunst ist übrigens sogar von Empirikern (z. B. Mach) eingesehen worden.

Es folgen nun noch zwei Kapitel über die „Dimensionen in der Mathematik“ und die ethischen Konsequenzen aus der „neuen Betrachtungsart der Dreidimensionalen“, von deren detaillierter Wiedergabe hier Abstand genommen werden kann, doch muss unbedingt erwähnt werden, dass in ersterem einige sogenannte Axiome der Mathematik mit Recht als der Philosophie angehörig reklamiert werden (ihre metaphysische Natur wird dargetan; ein Axiom, das bekannte „zwischen zwei Punkten ist die „Gerade“ die kürzeste Verbindung“ erweist sich sogar im absoluten Sinne als unrichtig, wie überhaupt über die Natur der „Geraden“ [Symbol der Unendlichkeit] erst hier Aufschlüsse zu finden sind), und dass in dem anderen Kapitel die bejahende Antwort auf die Frage nach dem Dasein Gottes eine unwiderlegliche philosophische Erhärtung erfährt, welche das gewaltige Motto auch dieser Levy'schen Schrift: Ad majorem dei gloriam! vollständig bestätigt. —

Hubert Hronek: Letztes Lied

Auf grauen Wegen sind wir gegangen
Und haben uns an die Nächte gewöhnt
Und unserer Wünsche ruhloses Verlangen
Hat uns mit den Dornen der Qualen gekrönt.

Durch einsame Kirchen gehn unsere Schritte,
Wo heilige Büsser der Schmerzen stehn;
Ich glaube, die blutende Sünderbitte
Wird ewig auf unseren Lippen flehn.

Die glühenden Nächte erhoben die Klagen,
Die rächend durch unsere Schmerzen gehn:
Sie haben uns an das Kreuz geschlagen
Und wollen uns langsam sterben sehn.

Robert Bauer: Gustave Flaubert

So mannigfaltig die Werke eines Dichters sind, sie konvergieren doch alle meist auf einen Brennpunkt hin. Der in ihnen enthaltene Ideenkreis scheint sich in einem beherrschenden Grundgedanken zu kristallisieren; einer überragenden Einheit, einer Weltanschauung: so bei Hebbel der Widerstreit des selbstherrlichen Individualismus und der sozialen Massenströmung, bei Ibsen der Kampf zwischen dem der Lebenslüge gehorchenden Pflichtmenschen und dem „Adelsmenschen“, dem Bürger des dritten Reiches.

Eine solche Grundformel ergibt sich nun nicht ohne weiteres aus den Werken Flauberts. Zu sehr abseits von der grossen Heerstrasse der literarischen Entwickelungsformen ragt diese eigenartige Erscheinung auf, ohne deutlich an bestimmte Vorgänger anzuknüpfen, ohne eine eigentliche Nachfolgerschaft gefunden zu haben. Wir müssen zuvor auf den Menschen Flaubert zurückgreifen, um den Gesichtswinkel zu gewinnen, unter dem betrachtet auch seine Schöpfungen einen beherrschenden Grundgedanken, eine Weltanschauung erkennen lassen. Nirgends aber tritt uns der Mensch Flaubert reiner entgegen als in seinen — nunmehr von Greve auch ins Deutsche übertragenen — Briefen. —

In Flaubert wurzelt ein durchaus aristokratisches Grundelement, etwas Antisoziales, das sich zuweilen direkt zum physischen Widerwillen gegen alles steigert, was nur den Geruch von sozialem Leben an sich trägt. „Sicher ist, dass ein Mönch in mir lebt. Ich habe diese guten Kerle stets bewundert, die einsam lebten; das war eine hübsche Ohrfeige für das Menschengeschlecht, für das soziale Leben, für den Nutzen, für das allgemeine Wohlsein. Aber jetzt! Die Individualität ist ein Verbrechen, das achtzehnte Jahrhundert hat die Seele geleugnet, und die Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts wird vielleicht darin bestehen, den Menschen zu töten.“

Sein Glück ist jene Flucht vor der Notdurft des Tages, vor der Unlauterkeit der alle Unterschiede verwischenden grossen Welt in das Reich der Ruhe.

Wenn Richard M. Meyer in seiner Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts nicht ohne Grund von Heine urteilt, er habe bei aller Grösse doch schliesslich gerne mit seinen Leiden kokettiert und nur zu oft „sein blutendes Herz zum Fenster hinausgehängt“, so gilt das gerade Gegenteil von Flaubert. Ihn widerte es an, seine geheimsten Empfindungen preiszugeben stets jener Mahnung eingedenk:

> „Die Wenigen, die was davon erkannt,
> Die töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
> Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!“

Deshalb sucht er gerade das auf, was von Unpersönlichem, von „Objektivem" in den Dingen ruht. In diesem Sinn nennt er selbst die Kunst „wissenschaftlich".

Selten hat ein Dichter so die furchtbare Gegenständlichkeit des Lebens empfunden. Nur so verstehe ich den Schluss der Novelle: Hérodias (die bekanntlich Wilde zum Vorbild seiner Salome diente): das Ungeheure hat sich erfüllt. Jochanan, der Verkünder der neuen Lehre, ist enthauptet worden. Das Rad der Welt scheint einen Augenblick stillstehen zu müssen. Das alles aber hindert nicht, dass — gleichsam wie ein Hohn der gleichmütigen Natur über die zwecklose Erregung der Menschen — die Schwerkraft des abgeschlagenen Kopfes ihr Recht fordert. „Und alle drei gingen, nachdem sie den Kopf Jochanaoms genommen hatten, in der Richtung gen Galiläa. Da er sehr schwer war, trugen sie ihn abwechselnd." —

In Flaubert ist ein herbes Gefühl, der Gedanke an die künftige Enttäuschung auch da wach, wo er dem Menschen in ihm gehorchen und den schönen Schein des Lebens aufgreifen möchte. „Ich will eine Bitternis in allem, ein ewiges Zischen mitten in unseren Triumphen, und im Enthusiasmus selber soll die Trostlosigkeit enthalten sein". Auch den Schluss der éducation sentimentale unterziehe man daraufhin einer eingehenden Betrachtung. —

Flauberts Werk war ein beständiges Ringen mit Form und Stoff. Nicht leicht fügte sich dieser seiner Hand wie etwa bei Heine oder Goethe. Er hat dies selbst umso schwerer empfunden, als gerade in ihm der Drang mächtig war, nur das künstlerisch Vollendete ans Licht der Welt treten zu lassen. So weist er manche Verwandtschaft mit der Gestalt des Euphorion im zweiten Teile des Faust auf. Auch er ist ein Sohn von Faust und Helena. Die Charakteristik, die Goethe von Euphorion entworfen, gibt auch den Kern seines Wesens wieder:

„Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.
Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermummt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.
Doch erfrischet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt."

H. Hartmann: Ich neige das Haupt

Ich neige das Haupt,
Ich neige es tief,
Denn drinnen im Herzen
Ein Wunsch mir schlief —
Der ist nun erwacht. —

Ich neige das Haupt,
Ich neige es tief,
Denn der Wunsch,
Der drinnen im Herzen mir schlief
Der Wunsch ist — — Sünde.

Und ich neige das Haupt,
Ich neige es tief. — — —

Ruth Bré: Vater

Alles ist verändert. Alle Dinge sehen mich mit anderen Augen an. All dein Tun und Lassen gewinnt ein anderes Gesicht. Alles ist verändert.

Du hast Kinder! Kinder!

Und keines von ihnen gehört mir! Keines gabst du mir. Alle gabst du anderen Frauen.

Ich kenne diese Frauen nicht.
Ich kenne deine Kinder nicht. Deine Kinder!
Leben von deinem Leben!

Ob sie deine Augen haben? Deine blauen Augen, die mich verfolgen. Die ich auf mich gerichtet sehe im Wachen und Traum. Nicht zornsprühend, wie zuletzt, sondern so sanft und wehmütig, wie manches Mal zuvor.

Ich soll dir nicht weh tun, sagt Luise.

Du hättest so etwas in den Augen, dass ich dir nicht weh tun soll.

Nein, ich will dir auch nicht mehr weh tun. Ich will dir nichts mehr schroff sagen, ob es auch heiss in mir aufsteigt. Ich will gut zu dir sein und sanft, du hast ja Kinder.

Du bist Vater.

Du — bist Vater.

Ich liebe dich noch mehr, seit ich weiss, dass du Kinder hast. Hättest du nur mit leichtsinnigen Dirnen geprasst, so könnte ich nicht milde gegen dich sein. Aber du hast Frauen zu Müttern gemacht. Das können nicht verworfene Geschöpfe sein.

Vielleicht sind recht gute darunter. Solche, die dich geliebt haben. Solche, die sich dir gegeben haben, um dich zu bewahren vor dem Umgang mit dem Laster.

Du musst diesen Frauen danken. Ich möchte diesen Frauen auch danken.

Weil sie dich bewahrt haben vor dem Umgang mit dem Laster.

Weil sie die Schmerzen der Mutterschaft auf sich genommen haben um deinetwillen.

Weil sie Kinder geboren haben, die deine Kinder sind.

Warum hast du mir kein Kind gegeben, als unsere Liebe in Blüten stand?

Ich hätte es in Freuden empfangen, in Liebe getragen und geboren — dein Kind.

Warum gabst du mir dieses Kind nicht? Warum gabst du dich selbst mir nicht?

Es wäre alles anders geworden. Ganz anders.

Du liebst mich ja doch. Du liebst mich doch, ob du es auch leugnen und verbergen willst. Du liebst mich, wie ich dich liebe. Ich leugne und verberge es ja auch.

Warum tun wir das?

Es macht uns doch beide so elend, so elend.

Ich sitze in einem hellen Saale. Es leidet mich abends nicht in meinem stillen Zimmer bei der traurigen Lampe. Da muss ich an den Winter denken. Wie es draussen so kalt war und in unseren Herzen so warm. Wie wir draussen durch hohen Schnee gewandert sind bis zu meinem Häuschen. Und wie ich doch so warm und heimlich mich in deinen Mantel eingehüllt habe.

Jetzt ist Sommer. Draussen ist's warm. Man geht über Gras und Blumen. Die Sonne leuchtet strahlend, die Berge liegen in blauem Duft.

Aber drin ist's kalt. Im Zimmer ist's kalt. Und die Lampe am Abend brennt trübe.

Drum bin ich in den hellen Saal geflüchtet. Viel schwatzende Menschen sitzen an den Tischen. Sie trinken und schwatzen — und lauschen.

Wenn die „Moosblümerln“ singen, lauschen sie.

Die „Moosblümerln“ sind Tiroler Dirndln, echte und falsche.

Sie singen vom „Jagerbua“ — von „der Alm, auf der's koa Sünd gibt“ — vom „Scheiden und Meiden“ und „Verlassen bin i“.

Gut, dass ich in dem hellen Saale sitze.

Luise schaut ab und zu zur Tür herein.

Ich nicke ihr zu.

Die „Moosblümerln“ spielen gerade Xylophon. So grell wie diese Klänge tönt das Wort vom „Scheiden und Meiden“.

Und dazwischen tönt ein tiefer Klang: „Ich liebe dich! Ich liebe dich!“ —

Es klingt wie Orgelton. Wie ein tiefes, feierliches Harmonium, das du so leidenschaftlich liebst.

Unlängst war ich in einem stillen schönen Heim.

Da spielte der Mann allabendlich Harmonium. Und die Frau sass in den Lehnstuhl geschmiegt und zog Faden um Faden und nähte an einem Tuche für den Mann. Und ein schlanker Knabe stand an das Harmonium gelehnt. Der hatte des Vaters Augen und der Mutter Gesicht.

War das schön!

Ist das schön!

Wo ist dein Weib?

Wo sind deine Kinder?

Leben deine Kinder alle in der Fremde?

Ich muss es tragen, wenn du eine von ihnen an dein Herz und bist ihm Vater?

Wo sind die Mütter deiner Kinder?

Warum nimmst du nicht eine von ihnen an dein Herz und bist ihr Gatte?

Sie haben mehr Rechte an dich als ich.

Sie haben deine Kinder geboren.

Ich muss es tragen, wenn du eine von ihnen an dein Herz, in dein Haus nimmst. Eine, die dir einen schlanken Knaben geboren hat oder ein holdseliges Töchterlein.

Ich muss es dulden.

Sie haben ja mehr Rechte an dich, als ich.

Was für ein Recht habe ich?

Nur deine Liebe! — Nur meine Liebe!

Die muss sterben. — Die muss verstummen.

Der Orgelton muss schweigen.

Der Schlussakkord ist eine grelle Dissonanz auf dem Xylophon.

Richard Urban*): Die Bedeutung Berlins für die moderne Literatur.

Die politisch grossartige Entwickelung Deutschlands im Zeitalter Bismarcks tritt naturgemäss am augenfälligsten in der Reichshaupstadt in Erscheinung. Berlin wurde der Sammelpunkt aller politischen und natürlich auch künstlerischen Grössen Deutschlands, das geistige Nervenzentrum, das reflektorisch dem Reiche seine Gesetze diktierte. So musste die neue deutsche Literatur in Berlin entstehen, sie blieb keine höfische wie die in Weimar zur Zeit Karl Augusts, oder wie die in München um König Ludwig, sondern wurde sozial und durchsetzte alle Volksschichten. Wenn aus dieser Vorherrschaft Berlins auch ungesunde Verhältnisse resultierten, so war es für das Erste nur freudig zu begrüssen, dass die moderne Literatur von Berlin ausging: denn dadurch erhob sie von vornherein Anspruch auf nationalen Charakter.

Wenn wir nach diesen Gesichtspunkten versuchen, uns ein Bild von der jüngsten deutschen Literatur zu malen, so müssen wir von vornherein festhalten, dass es unmöglich ist, abgrenzende Linien zu ziehen oder abschliessende Urteile zu fällen — ebenso unmöglich, wie man mit seinen Händen die gleitenden Wellen greifen und in Formen zwingen kann; denn ein abschliessendes Urteil kann nur über Epochen und Persönlichkeiten gefällt werden, deren Werk der Vergangenheit angehört, deren Ideale bereits verwirklicht und von nachfolgenden Generationen weiter ausgebaut worden sind. Aber jedenfalls können wir mit offenem Auge die literarischen Bewegungen unserer Tage verfolgen, auch auf die Gefahr hin, dass wir hier oder da zu subjektiv urteilen, hier überschätzen und dort unterschätzen. Unsere Absicht ist es, in den so verworrenen Zuständen der Tagesliteratur, den hart aufeinander stossenden Meinungen und Schlagwörtern, die richtige Mittellinie zu ziehen, um wenigstens nicht ungerecht zu werden.

---

*) Dieser Aufsatz ist dem ersten Kapitel des soeben im Xenien-Verlag zu Leipzig erschienenen Buches: „Die literarische Gegenwart. 20 Jahre deutschen Schrifttums 1888 bis 1908“, von Richard Urban, mit einem Bilde Gerhard Hauptmanns und einem Geleitwort Mak Kretzers, (brosch. Mk. 5.—, in Leinenb. Mk. 6.50 und in Lederband Mk. 8.—), entnommen.

Es bleibt nun noch zu entscheiden, wie weit wir unsere Blicke nach rückwärts richten müssen, um ein klares Bild unserer neuesten Literatur zu erhalten. Man hat oft versucht, das grosse Ereignis des vorigen Jahrhunderts, den deutsch-französischen Krieg von 1870 und die Gründung des deutschen Kaiserreichs, als Ausgangspunkt zu nehmen. Aber einmal hat gerade dieser Krieg auf die deutsche Gegenwartsliteratur überhaupt keinen Einfluss ausgeübt, vielmehr erst indirekt durch die sozialen Verhältnisse, die sich daraus entwickelt haben. Dann gehört auch das Wirken jener Dichter schon zu sehr der Vergangenheit an, als könnten sie für die Gegenwart noch ernstlich in Frage kommen. Endlich versuchte jene Zeit in die Vergangenheit zurückzugreifen durch ihre ohnmächtige Bemühung um Roman und Epos, so dass sie auf die Weiterentwickelung der deutschen Literatur geradezu hemmend eingewirkt hat.

Von den Dichtern, deren erstes Wirken durch die historisch-grosse Zeit so sehr beeinflusst worden ist, dass sie noch heute auf der Wende ihres Alters jene Fessel nicht abzustreifen vermocht haben, kommt ernstlich nur Ernst v. Wildenbruch in Betracht, der als typisch, als an der Grenze zweier Welten stehend angesehen werden kann. Wie Theodor Fontane in „Irrungen und Wirrungen" und „Stine" die neue Zeit künstlerisch in sich erlebt hat, so auch Wildenbruch in seiner „Haubenlerche", ohne aber in dieser neuen Zeit das Wesen seines Seins zu finden, ohne sich in ihr heimisch zu fühlen. Die Wurzeln seiner Kraft liegen zu sehr in der Vergangenheit, sind traditionell, aber seinen Tribut musste auch Wildenbruch der neuen Zeit, der Moderne, entrichten.

Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir, wenn wir ihn für die jüngste Literaturbewegung reklamieren, Ernst v. Wildenbruch betrachten, nicht als den Historiendichter, sondern als den Dichter der „Haubenlerche" und des „Astronomen". Die „Haubenlerche" führt uns in das Jahr 1890, der „Astronom" bis an die Wende des Jahres 1887 zurück. Wenn selbst Ernst v. Wildenbruch sich von einer ihm gar nicht wesensverwandten Richtung fortgerissen fühlte, dass er sein künstlerisches Schaffen in ihren Dienst stellt, muss diese Bewegung gewiss eruptiv eingesetzt und um sich gegriffen haben.

So können wir in der Tat das Jahr 1888 als Ausgangspunkt unserer Wanderung durch die moderne deutsche Literatur wählen, jenes Jahr, in dem der Naturalismus in Deutschland die Herrschaft antrat und mit ihm eine gewaltige Revolution der deutschen Literatur herbeigeführt wurde. Lange genug hatte der Kampf der Jungen gegen die Alten getobt, bis endlich die überschäumende Kraft jener den Sieg davontrug. Erbittert hatten die Alten an der überlieferten Form festgehalten, am historischen Drama, Adolf Wildbrandt und Paul Heyse, um so mehr, als ihr der kunstsinnige Herzog Georg II. von Meiningen neues Blut zugeführt hatte. Es ist gewiss eines seiner grössten Verdienste, dass er Wildenbruchs „Karolinger" aufführte und so eines der stärksten deutschen Bühnentalente aus vergeblichem, jahrzehntelangem Ringen nach Anerkennung erlöste.

1882 erfolgte die endliche Aufführung der „Karolinger" in einem regelrechten Theater Berlins, dem Viktoria-Theater unter der Leitung des Direktors Scherenberg. „Die Karolinger" zündeten zur Verwunderung der neuen Literaturpropheten. Kein Stück aus dem modernen Leben, und doch wirkte es mehr als ein solches — es wirkte mit elementarer Gewalt. Die „Karolinger" hielten ihren Einzug in das Königl. Schauspielhaus zu Berlin und fanden auch hier eine begeisterte Zuschauermenge. Alles, was Ernst v. Wildenbruch in jahrelangem Harren geschaffen hatte, ergoss sich jetzt wie ein Sturzbach über die deutschen Bühnen. So wurde gewissermassen das historische Drama an der Wende der neuen Zeit zu frischem Leben erweckt — aber es war nur ein Pyrrhussieg!

Auch das 1883 gegründete „Deutsche Theater" in Berlin belebte zunächst die Klassikervorstellungen. Es gab aber bald diesen zwecklosen Kampf auf, verfiel allerdings sogleich ins Extrem, indem es zu ohnmächtigen französischen Machwerken und Oskar Blumenthals oberflächlichen Lustspielen griff.

So hatte Karl Bleibtreu völlig Recht, in seiner Broschüre „Revolution in der Literatur" zu klagen: „Es ist, als wären die furchtbaren sozialen Fragen für die deutschen Dichter gar nicht vorhanden. Und doch ist unsere Zeit eine wilderregte, gefahrdrohende. Es liegt wie ein Schatten über dem ganzen neuen Reich trotz des kurzen, blendenden Sonnenscheins. Es ist daher die erste und wichtigste Aufgabe der Poesie, sich der grossen Zeitfragen zu bemächtigen. Zugleich gilt es, das alte Thema der Liebe nun im modernen Sinne, losgelöst von den Satzungen konventioneller Moral, zu beleuchten."

Die Bleibtreusche Forderung nach Realismus hatte sich, allerdings zuerst im Roman, in der Tat schon verwirklicht. Zuerst in Frankreich durch Emile Zola. In Berlin war es zuerst Max Kretzer, der die grossen sozialen Zeitfragen in seinen Romanen behandelte. Von Kretzer aber führt kein Weg zum modernen Drama, da seine Dichtung eine ausgesprochen epische ist, wie die seiner Vorbilder Dickens, Freytag, Spielhagen. Das moderne deutsche Drama wurde durch einen Mann geboren, der zwar selbst kein dramatisches Talent ist, sondern ein vorwiegend lyrisches: Arno Holz, unter dessen Beteiligung 1886 zu Berlin die literarische Vereinigung „Durch" geschaffen war, die zuerst das Wort „Moderne" prägte im Gegensatz zur „Antike".

„Unser höchstes Kunstideal", hiess die sechste seiner zehn Thesen, „ist nicht mehr die Antike sondern die Moderne".

These V.: „Die moderne Dichtung soll den Menschen mit Fleisch und Blut, mit seinen Leidenschaften in unerbittlicher Wahrheit zeigen, ohne dabei die durch das Kunstwerk sich selbst gezogene Grenze zu überschreiten, vielmehr um durch die Grenze der Naturwahrheit die ästhetische Wirkung zu erhöhen".

Erich Köhrer: Possen.

Man darf wirklich nicht gleichmässig mit demselben Achselzucken alles, was Posse oder Schwank sich nennt, spöttisch abtun. Es gibt auch innerhalb dieses Begriffes, der bei aller Weitherzigkeit künstlerisch so winzig erscheint, Unterschiede. Ich habe in den letzten Wochen zwei Abende im Theater verbracht, die auf die beiden Pole des Possenbereichs führten und deutlich zeigten, wie tief hinab unter alle Grenze des Geschmacks und gar der Kunst der Begriff reicht, wie hoch hinauf zu den Sternen ernsthafter künstlerischen Wertung er sich erstreckt.

Das Böse voran. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus wurde unter der Sommerdirektion George Piltz ein Schwank „Der Rabenvater" gegeben, der so ziemlich, eine Dresdener Erinnerung ausgenommen, das Unglaublichste darstellt, was mir je auf der Bühne begegnet ist. In der Idee alt, in der Technik ungeschickt, im Dialog witzlos, sucht das traurige Opus ein paar spärliche Wirkungen in der Situationskomik. Aber das reicht nicht einmal für die noch nicht zwei Stunden Dauer aus, um die fürchterlichste Langeweile fernzuhalten. Wie man eine derartige Mischung von Geschmacklosigkeit, Unsinn und Langeweile aufführen kann, ist mir unverständlich. Aber einen Trost gab es — die Darstellung war des Stückes ziemlich würdig.

*

Im „Neuen Theater" brachte Woldemar Runge als erste Vorstellung eines beabsichtigten Nestroyzyklus die Posse „Der Zerrissene" heraus, mit einem Erfolg, der, so erfreulich er an sich ist, auch eine bedauerliche Folge gehabt hat, indem er Anlass wurde, dass die Zyklusidee nicht verwirklicht wurde, da Runge von diesem Erfolge bis zum Schlusse seiner Direktionstätigkeit zehren kann.

Der selige Nestroy und die Darsteller haben in gleicher Weise daran Teil. An dem Stücke sah man, welche üppig quillende Fülle strotzenden Lebens, welcher Reichtum an unvergänglichen Humoren in diesen Possen steckt, die lange nicht so veraltet sind, wie manche Leute uns glauben machen wollen. Gewiss mutet die Naivität der Technik, die Genügsamkeit in der Charakterisierung hier und da etwas lächernd an. Aber die ungebundene Heiterkeit der Grundstimmung, die groteske Stilisierung mancher Typen, die kecke Ausnutzung der Situationen haben noch heute ihre Wirkung nicht verloren. Besonders nicht, wenn das Stück mit so heiterer Beweglichkeit, so resoluter Liebe inszeniert und gespielt wird wie in dieser Vorstellung des „Neuen Theaters‘, die als Ganzes weitaus der glücklichste Abend des abgelaufenen Theaterjahres ist. In der Titelrolle holte Forest aus seinen gleich starken Kräften der Charakterisierung und des Humors eine Fülle zündender Lichter, die dem „zerrissenen" Kapitalisten das herzlichste Interesse weckten. Aus der Fülle der anderen Mitwirkenden, die sämtlich sich mit Liebe und Verständnis in das Ensemble einfügten, hebe ich die zu erschütternder Komik gesteigerte grandiose Wucht des Herrn Stift und den entzückend feinen und bei aller Zurückhaltung überaus wirksamen Humor des Herrn Richard hervor. Die Vorstellung war, wie die erste des Ensembles, ein starker Beweis für die direktoriale Begabung des Herrn Runge

Edmund Edel: „Kavaliere"*)

Ein Modebrief an einen einsamen Afrikaner

Liebster!

Sie sitzen da unten in Kamerun oder dicht dabei in irgend einem der schwarzen Löcher, pflanzen Gummibäume, freuen sich über den Massenverbrauch von Pneumatiks in den vereinigten übrigen Erdteilen, versuchen ihren kolorierten Mitmenschen unsere sogenannte Kultur aufzuoktroyieren und feiern ein Jubelfest, wenn Ihnen das Dampfboot alle vier Wochen Briefe und Zeitungen bringt. Sie Glücklicher! Sie kennen keinen Briefträger um acht Uhr morgens, keinen telephonischen Weckruf während des Nachmittagsschlafes — der noch dazu in den meisten Fällen eine falsche Verbindung ist. Sie brauchen nicht mehrmals täglich mit Spannung nach Jhren Lieblingszeitungen zu greifen und jedesmal enttäuscht zu sein, wenn „nichts drin steht".

Sie pflanzen Gummi und kleben den schwarzen Mammis und den gleichfarbigen Niggers preussischen Drill auf die Rückseite. Und bei jeder Zigarette, deren Rauchringen Sie träumerisch nachschauen, wenn Sie langgestreckt auf der Veranda liegen, und ein von Hagenbeck noch nicht gefangener Löwe missmutig in den Büschen brüllt, bei jedem dieser duftigen Rauchringe seufzen Sie doch nach Berlin — —

Ich kann Ihnen nachfühlen. Lieber möchte ich ein Floh in Berlin sein, als ein Löwe in Afrika.

Ich will Ihnen ein paar Berliner Flohstiche versetzen. Sie hungern ja nach Berichten aus unserem Babel. Als Sie im letzten Sommer mit mir bei Josty sassen und in hellem Erstaunen auf das Grossstadtleben blickten, versprach ich Ihnen, öfters in Ihr dunkles Dasein jenseits des Aequators ein paar Lichtblicke zu senden.

Flohstiche und Lichtblicke. Und vielleicht können Sie wieder einiges davon zur Aufbesserung der schwarzen Rasse verwenden, etwa den glockenförmigen Smoking oder das Mauscheln mit Asszwang. Beides würde auch auf einem Liebesmahl bei einem Häuptling am Tsadsee ausserordentlichen Eindruck machen.

Ich will Ihnen ein bisschen von unserem Treiben in Lebekreisen erzählen. Ein bisschen von unseren „Kavalieren", diesem neuesten Typus von Neu-Berlin.

Wissen Sie noch, Liebster, früher, als wir noch zusammen die Schulbank drückten, gab es für uns Jungens einen einzigen wirklichen Kavalier, den alten Wrangel. Wenn er auf seinem Schimmel durch den Tiergarten oder über die Charlottenburger Chaussee ritt und den Damen Kusshände und uns Kindern Bonbons zuwarf. Wie stolz war ich einmal, als er meine Mutter auf dem Fahrwege am Kanal mit ein paar Worten beehrte, und ich dabei sein Pferd mit krampfhaftem Mut streichelte. Das war ein richtiger Kavalier, und Haby brauchte nicht erst seine Barttracht zu erfinden, um einem solchen Manne den Stempel aufzudrücken.

---

*) Aus: „Neu-Berlin" (Verlag Hermann Seemann Nachf., Berlin).

Seither sind wir gewachsen. Wir sind „Wir" geworden. Wir sind nicht mehr bloss die „schnodderigen Berliner", wie man uns im Deutschen Reich liebevoll apostrophiert. Wir haben zwar dieses unser stärkstes atavistisches Uebel nicht ganz abgelegt — Gott sei Dank — aber wir haben uns geläutert und sind eine Weltstadt geworden. Eine Weltstadt, Liebster, die sich sehen lassen kann, und die alles beherbergt, was eine Weltstadt auf Lager haben muss. Ein grosses Warenhaus aller möglichen und unmöglichen Dinge und Menschen.

Und wenn Sie mit mir durch die Strassen gehen oder durch die Kaffeehäuser oder mit mir die nächtlichen Klubs besuchen wollen, werden Sie diese neue Spezies, von der ich Ihnen vorhin sprach, in erschreckender Anzahl vertreten finden.

Wir brauchen nämlich zu viel Geld in Berlin. Eine Statistik hat zwar neulich haarscharf bewiesen, dass Berlin immer noch die billigste Grosstadt wäre, aber der gute statistische Geheimrat hat sein Rechenexempel ohne die Imponderabilien gemacht, die nach elf Uhr abends in die Erscheinung treten. Zu einer Zeit, wenn die Theater geschlossen werden, deren Billets, wie er mit Genugtuung konstatiert, billiger sind als in Paris und London. Der Herr Geheimrat — ich vermute als guter Preusse hinter der Statistik einen Geheimrat mit regierungsfreundlicher Moral — hat leider nicht den Sektkonsum und die Fleischpreise in unseren Nachtlokalen festgelegt, er hat die Rechnungen unserer Modeschneider vergessen und nicht die Verlustkonti in den Spielklubs und in den „gemütlichen Familienabenden" kontrolliert.

Vielleicht wäre er zu dem überraschenden Resultat gekommen, dass Neu-Berlin in dem internationalen Sündenrennen einen ganz anständigen Rekord hält . . .

Wissen Sie, Liebster, was ein Kavalier ist? Ein Berliner Kavalier up to date?

Das kleine Mädchen damals in Südende, wohin ich Sie führte, um Ihnen die Aehnlichkeit unserer Tanzvergnügen mit denjenigen Ihrer schwarzen Afrikaseelen zu beweisen, dieses kleine Mädchen mit wippenden Rosen auf dem Zwölf-Mark-fünfzig-Hut, mit den lustig zwinkernden Augen und dem fehlenden Zähnchen zwischen den Kusslippen, sagte Ihnen bewundernd, als Sie ihr für eine halbe Mark ein Bukett überreichten: „Ein Zavalier ist immer kess" — womit die Kleine ihren ganzen Vorrat an Fremdwörtern erschöpfte.

Es gibt nämlich auch bei uns Kavaliere. Man kann auch schon mit 120 Mark Monatsgehalt ein Kavalier sein. Allerdings mehr „Zavalier".

Ein „Zavalier" ist modisch gekleidet. Tip-Top oder tadellos, tadellos mit der Betonung auf der letzten Silbe.

Der Hundertzwanzigmärkige bezieht seinen Anzug von einem Schneider aus der Köpenicker- oder Brunnenstrasse. Dieser Schneider war einmal Zuschneider in der Friedrichstrasse — sagt er. In Wirklichkeit war er vielleicht, bevor er sich selbständig gemacht, bei Herrmann Hoffmann als Rockarbeiter tätig. Aber der „Zavalier" gibt ihm seine besonderen Modewünsche an, und das Kleidungsstück wird mit Hilfe der Journale hergestellt. Das Sakko ganz auf Taille, zwei Bügelfalten hinten. Die Weste vorn mit langen Spitzen, oben weit ausgeschnitten. Die Hosen unten aufgekrempelt. Genau wie es auf dem Modeblatt gezeichnet ist. Dem „Zavalier" kommt es nicht darauf an, dass der Rücken zu breit ist, der Rockkragen oben nicht anliegt, die rechte Seite der Weste Falten gibt und die Oberhose zu lang ist, so dass die Knie sich beuteln.

Die Hauptsache ist, dass der Anzug schick ist. Womöglich braun oder violettblau.

Die weiteren Hüllen und Dekors liefert irgendeins der vielen Krawattengeschäfte. Das bunte Oberhemd — 3 Stück 14 Mark 50 — der echt englische schwarze Filzhut zu 3 Mark 65, der schwerseidene Selbstbinder zu 85 Pfennig. Die Stiefel möglichst breit und möglichst amerikanisch. America for ever! Ueberhaupt fühlt sich der „Zavalier" nicht nur geschmeichelt, sondern direkt auf seinen wirklichen Wert taxiert, wenn man ihn für einen Amerikaner hält. In kalten Jahreszeiten gehört zu einem „Zavalier" noch ein dicker, unglaublich gestreifter oder wild karierter Ulster, der ebenfalls aus einem Friedrichstrassengeschäft bezogen wird, wohin er, wie der Verkäufer sagt, soeben erst aus England über Kottbus eingetroffen ist.

Viele von diesen „Niedrigstaplern" — zum Unterschied von Hochstaplern — versuchen den echten Kavalieren gleichzukommen, indem sie sich mit Anstrengung aller Muskeln bemühen, ein Monokel für längere Zeit im rechten Augenwinkel festzuhalten. Besonders kleidsam wirkt dieses Augenglas bei jungen Leuten, die am Tage unter schweren Verbeugungen siebenundzwanzigmal Seiden- oder Kammgarnstoffe vorgelegt haben und den verschiedenen gnädigen Fräuleins und gnädigen Frauen die vorzügliche Ware zu den betreffenden Teints als besonders kleidsam empfahlen. Aber auch bei Expedienten, Lehrlingen und Inseratenagenten finden sich Ansätze von dieser Augenkrankheit, und es ist ein wahres Wunder, dass so wenig Unglück durch diese Scherben vorkommt.

Ein „Zavalier" ist „kess", sagte die Kleine in Südende. In Wien sagen sie „fesch". Aber „kess" ist doch noch etwas anderes. Steifer als „fesch", nicht so lustig, mehr adrett. Dabei mit einer Dosis Frechheit gemischt. Sagen wir vielleicht auch eingebildet und über den Stock gezogen. Oder „propper". In jedem Falle: ein kesser Junge kann nur ein Berliner Junge sein. Und mit seinen 120 Mark Monatsgehalt lebt er wie ein Dandy der englischen Biedermeierzeit, protzt bis zum 28. des Monats mit einem Zehnmarkstück, das er aus einem versilberten Goldetui nachlässig herausknipst und spendiert seiner Schönen bei Kempinsky oder in einer der musikalischen Weinbuden eine „in Deutschland auf Flaschen gefüllte". Hat er aber das Pech, dass er die Verwaltung der Portokasse leitet, so kann es passieren, dass sein leicht entzündliches Gemüt sich auch noch am Ende des Monats zu Weinlokalen aufschwingt, was in den meisten Fällen der Portokasse nicht gerade gut bekommen soll.

Aus diesen „Zavalieren" werden dann später vielfach die „Kavaliere", wenn entweder die Familie oder der Staatsanwalt sie aus dem Missverhältnis zwischen Portokasse, Liebe und Monatsgehalt gezogen haben. Hat allerdings der Staatsanwalt seine unangenehmen Hände dazwischen gehabt, so häutet sich der „Zavalier" erst in einen „Schieber", aus dem sich dann nach vielen Versuchen in Poker, Buchmachen, Hypotheken und anderen Gründungen häufig ein vollständig geläuterter Kavalier entpuppt, ohne jede Beschränkung der Ehrenrechte.

Denn das Geld liegt in Berlin auf der Strasse. Man muss nur den nötigen Mut haben, es aufzuheben. Und man darf nicht darüber stolpern, man muss es zusammenschieben.

„Schieber!"

Da haben wir's. Das sind die Leute, die das Geld von der Strasse schieben. Sie säeten nicht, sie ernteten nicht und essen doch jeden Abend im Kaiserhof oder bei Hiller. Geschäfte machen! Ein Schieber macht das ganze Jahr Geschäfte. Er verdient immer. Nachmittags im Café, zumeist beim Billard oder Ecarté. Vormittags bis drei Uhr kann er nichts verdienen, weil er schläft, deshalb fängt sein Tagewerk etwas später an, als das der anderen Sterblichen. Zwischen einer Partie Billard besorgt er die Prolongierung eines Kellerwechsels oder das Engagement einer Dame, deren Freund gern aus ihr eine „Schauspielerin" machen möchte.

Abends fängt der „Tag" des Schiebers an. Manchmal vertritt er noch nebenbei eine Zigarettenfirma oder eine Sektmarke. Aber gewöhnlich lässt er sich mit solchen Kleinigkeiten nicht ein. Ein Schieber ist Mitglied eines Klubs.

Seine äussere Erscheinung schwankt zwischen derjenigen eines Gardeleutnants in Zivil und eines im Vollbesitz seiner Kaumuskeln sich wohlfühlenden Agrariers. Aber auch der Bankiertypus ist vertreten. Gewöhnlich lässt man sich „Direktor" titulieren, oder „Herr Leutnant". Der äussere Mensch ist in jeder Weise vollendet. Der Nachmittagssakko von einem vorzüglichen Schneider, der Pelz beinahe Zobel — im ganzen der internationale Schick, der höchstens durch eine zu kräftige Krawatte und einen zu grossen Brillanten verdeutscht wird. Auch der Abendsmoking — die lange schmale Hülle mit Glockenschoss und breitem Seidenrevers — first rate.

Ueber das satte Gesicht zieht ein selbstverständliches Lächeln, die Reflexbewegungen von Austern und Irroy. Dann setzt sich der Schieber an den grossen runden Tisch im Klub, und weihevolle Stille hüllt seine anstrengende Tätigkeit ein, die ihn zwingt, von Zeit zu Zeit die Goldhäufchen oder Banknoten nach rechts oder links zu schieben, wie es „Bac" vorschreibt oder das „Tempeln". Auch im Poker oder Mauscheln muss er im Schweisse seines Angesichtes seine paar Kröten balancieren, und es ist wahrlich nicht leicht, sowohl den Karten zu folgen, als auch aufzupassen, dass alles seine Ordnung hat. Ein Schieber ist aber auch Sportsmann, Automobilbesitzer auf Wechsel, Rennstallinhaber als Strohmann.

Uebrigens, das Thema ist unerschöpflich. Ich könnte Ihnen, werter Afrikaner, ein ganzes Buch darüber schreiben, wenn ich einen gutzahlenden Verleger fände. Aber ich denke soeben daran, dass ich diesen Brief nicht bis in die Puppen ausdehnen kann.

Wir haben in Berlin so viele komische Sumpfpflanzen, dass wir ruhig mit Ihren Tropengewächsen drüben in Afrika in Konkurrenz treten könnten. Und wenn Sie wollen, schicken wir Ihnen ein paar Exemplare hin.

Nun, Liebster, leben Sie wohl bis nächstens. Grüssen Sie ihre Schwarzen von mir und sagen Sie ihnen, sie sollten froh sein, dass sie abends keinen Smoking anzuziehen brauchten — das allein mache den Kavalier auch noch nicht. — — —

Bücherbesprechungen

Das Wesen der Religion. Dreissig Vorlesungen von Ludwig Feuerbach. Volksausgabe. 1 Mk. Alfred Kröner, Verlag, Leipzig.

Wie ein Meteor ist um die Mitte des 19. Jahrhunderts Ludwig Feuerbach leuchtend und glänzend am Himmel der Philosophie emporgestiegen. In der Reaktionsperiode, die seinem Auftreten folgte, geriet er fast völlig in Vergessenheit. Aber nunmehr scheint er berufen, in den religiösen Kämpfen der Gegenwart eine wesentliche Rolle zu spielen. Die Wucht, die dem Vorkämpfer rein naturwissenschaftlicher Anschauung, wie Häckel sie vertritt, im Kampfe gegen das Dogma fehlt, wohnt der erkenntniskritischen Betrachtung Feuerbach's inne. Man muss es daher mit Freude begrüssen, dass die vorliegende Volksausgabe die Gedankenwelt dieses freien Geistes in die Massen zu tragen geschaffen ist.

Friedrich Hebbels Drama von Herm. Stodte. Verlag Wilhelm Violet, Stuttgart. 80 Pf.

Das hartnäckige Geschrei einer kleinen, aber raullustigen Clique ist bemüht, Hebbel, den bisher gering geachteten, neben unsere Grössten emporzuschrauben. Diese Bemühungen sind energisch zurückzuweisen. Das aber hindert nicht zuzugeben, dass der Dichter zweifellos bisher unterschätzt wurde, und dass sein Werk vieles Wertvolle umschliesst. So kann ich Stodtes Arbeit auch nur mit dem Vorbehalt willkommen heissen, dass sie gerade der reifenden Jugend, für die er sie bestimmt hat, nicht in die Hand gegeben werde, da diese der Lobpreisung Stodte's allzu kritiklos gegenüberstehen würde.

Wilhelm Busch an Maria Anderson. Siebzig Briefe. Verlag C. J. E. Volckmann Nachf., Rostock i. M. 3 Mk.

Ein ungewöhnlich anmutiges und fesselndes Buch. Durch mehr als drei Jahre, vom 20. Januar 1875 bis zum 9. August 1878, hat Wilhelm Busch, schon auf der Höhe des Lebens und des Ruhmes stehend, mit der holländischen Schriftstellerin Maria Anderson einen Briefwechsel unterhalten, den diese jetzt der Oeffentlichkeit übergibt. Mit gutem Grund! Denn Wilhelm Busch, der der Aussenwelt gegenüber stets eine gewisse Abgeschlossenheit bewahrte, der stets sein Bestes, sein Persönlichstes, für sich behielt, lässt in diesen Briefen ein paar Blicke in die Güte seiner Seele und den Umkreis seiner Gedankenwelt tun. Auch in ihnen offenbart sich sein Humor, der, trotz der stets beibehaltenen satirischen Färbung, eine wohlige Wärme ausströmt, und das Originale seiner Denkweise. Und es tritt der seltene Fall ein, dass man siebzig fremde Briefe liest, ohne dass nur einmal das Gefühl einer gewissen Langeweile auftaucht.

Unsere Kultur von Albert Geyer. Verlag Emil Roth, Giessen. 2,40 Mk.

Nach einer Reihe grösserer Werke hat Geyer recht geschickt in 39 Einzelbildern die Hauptepochen der deutschen Kulturgeschichte dargestellt. Das Buch hat einen nicht zu unterschätzenden Bildungswert, sodass der verhältnismässig billige Preis ihm eine erhebliche Verbreitung sichern dürfte. Hübsch ausgestattet und inhaltlich gut gegliedert, mag es eine wertvolle Bereicherung der Hausbibliotheken aller Wissensdurstigen werden.

Masochismus und Masochisten von Wanda v. Sacher-Masoch. Verlag Herm. Seemann Nachfolger, Berlin NW. 87. 2 Mk.

Kein Mensch wohl ist mehr dazu berufen, über den Masochismus zu schreiben, als die Witwe des unseligen Dichters, der diese Verwirrung der Sexualsphäre zuerst literarisch gestaltet und ihr den Namen gegeben hat. Wanda von Sacher-Masoch hat vor zwei Jahren bereits in ihrer „Lebensbeichte“ die Geschichte ihres verpfuschten Lebens berichtet. In ihrem neuen Buche wehrt sie sich mit lebhaftem Temperament gegen die in der Folge gegen sie erhobenen Angriffe. Sehr interessant sind ihre Berichte über die masochistischen Erscheinungen, die sie am eigenen Leibe kennen gelernt hat. So wird das flott geschriebene Buch zweifellos aufklärend wirken. E. K.

„Drei Heiden“. Roman in 2 Büchern von Wilhelm Schaer. Brosch. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk. Verlag: Lattmann, Goslar.

Ein neues Buch des vielgenannten Heidedichters. Für alle diejenigen ein freudig begrüsstes Ereignis, welche des Verfassers feinsinnige, warmherzige Art kennen, die sich namentlich im schnell bekannt gewordenen „Erbe der Stubenrauch“ offenbarte. Es ist ein echtes Heidebuch, dieser neue Schaer, voll gesättigter Stimmungen, die mit wenig Worten hervorzuzaubern der hohen Kunst des Bremer Dichters spielend gelingt. Der starke Duft des Heidekrautes strömt uns aus diesem Buche entgegen, der Odem der Heimaterde, an der Schaer's Gestalten mit tiefer, heiliger Liebe hängen. Wie treffend er sie mit einigen wenigen Strichen zu zeichnen versteht, und mit wie viel Liebe er sie gesehen hat, seine verschiedenartigen Gestalten: den alten, halsstarrigen Schäfer und dessen Enkelkind Adelheid, die Verkörperung der Heimatheide, Hans Frieling, den jungen Fabrikherrn, Ernst Springhorn, den biederen Landwirt und die andern alle. Nicht minder erfreuen uns wundervolle Naturschilderungen in dem prächtigen Buche: die Heide in sommerlicher Schwüle und bei der Nacht, von Mondenglanz umwoben, belebt von alten Sagen und Geschichten; wie grandios diese Schilderung der Gewitternacht! Alles in allem ist dies „Drei Heiden“ ein tiefes, grosszügiges Werk, das allen denen zur Lektüre warm empfohlen werden kann, die nach einem Trunk reinen, unverfälschten Wassers aus kristallhellem Quell Verlangen tragen. E. E. R.

Aye: Die Apostelgeschichte. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. 4,40 Mk.

Es ist ein anerkennenswertes Unternehmen, den gebildeten Kreisen den Inhalt des Neuen Testaments in einer Form näher zu bringen, die das Interesse an dem Buch der Bücher überhaupt zu steigern entschieden geeignet ist. Das vorliegende Werk von Hofprediger a. D. und Konsistorialrat Aye bildet einen Teil des aus 15 Bänden bestehenden Sammelwerks: „Das Neue Testament in religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürfnis“, herausgegeben von Lic. Dr. G. Mayer und darf Anspruch auf ganz besondere Beachtung erheben. Der Verfasser versteht es, in überaus ansprechender und anregender Weise die schwierigen Kapitel der Apostelgeschichte in moderner Behandlung uns verständlich zu machen und näher zu bringen, wofür ihm jeder dankbar sein wird, der an den kirchlichen und christlichen Fragen unserer Zeit nicht interesselos vorübergeht. Wir werden demnächst noch ausführlich auf das Werk zu sprechen kommen. —s.

Neuerschienene Bücher und Zeitschriften.

Georg Ruseler: Die gläserne Wand. Legenden und kleine Geschichten. Buchverlag der „Hilfe“, Schöneberg. 2 M.

Max Bauer: Lady Mary Wortley Montagues Reisebriefe. Verlag von Hermann Seemann Nachf., Berlin. 2 M.

Elisabeth Schoyen: Die weisse Sklavin. Roman. Verlag Kontinent, Berlin. 3 M.

Léon Gérard: Novellen aus südlichen Gefilden. E. Pierson's Verlag, Dresden. 1,50 M.

Willy Theodor: Mimose. Skizzen aus dem Soldatenleben. E. Pierson's Verlag, Dresden. 2 M.

Dora v. Stockert-Meynert: Vom Baum der Erkenntnis und andere Novellen. Verlag von Bruno Volger, Leizig. 2,50 M.

Gerda v. Robertus: Vom Baume des Lebens. Gedichte. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig. 3 M.

Jonél Kalinczuk: Die Glocken von Boruti Dichtung. Verlag von Carl Fromme in Wien. 2,50 M.

Herbert Ludwig: Lieder die euch selber eigen. Verlag von Bruno Volger, Leipzig. 1,50 M.

Der beiliegende Prospekt der Verlagsbuchhandlung Hermann Gesenius in Halle a. S. sei unseren Lesern zu freundlicher Beachtung empfohlen.

Verantwortlich für die Redaktion: Erich Köhrer, Berlin W. 30 / für Inserate: Carl Malcomes, Gr. Lichterfelde
Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur / Musik / Kunst und Kultur

Herausgeber: Eugen Dreyer

Verlag Otto Dreyer / Berlin W. 57 ☐ 12. Heft des 77. Jahrgangs / September 1908

Für viele unserer Leser wird es erwünscht sein zu wissen, dass sie das **Magazin** während der ganzen Saison in einer grossen Anzahl von Kurorten vorfinden. U. a. haben folgende Kurverwaltungen das Magazin in ihren Leseräumen ausgelegt:

Aachen
Arco
Baden-Baden
Ballenstedt a. Harz
Berchtesgaden
Davos
Eilsen
Bad Elmen
Bad Elster
Franzensbad
Freudenstadt
Hof-Gastein
Giesshübl Sauerbrunn
Harzburg
Heiden (Appenzell)
Helgoland
Heringsdorf
Homburg v. d. H.
Johannisbad
Ischl
Karlsbad
Kissingen
Kreuznach
Langenschwalbach
Liebenzell
Marienbad
Misdroy
Nauheim
Neuenahr
Norderney
Bad Oeynhausen
Ost-Dievenow
Pyrmont
Bad Reichenhall
Schreiberhau
Bad Soden
Bad Steben
Teplitz-Schönau
Thale
Unna-Königsborn
Wildbad
Wildungen
Wyk
Zingst

Walter Schöne:

Grosse Kunstausstellung Dresden 1908.

Erst im letztvergangenen Jahrzehnt hat Dresden als moderne Kunststadt neben Berlin und München den Platz eingenommen, der seiner kunstgeschichtlichen Vergangenheit und der Bedeutung seiner Kunstschätze entspricht. Begründet wurde dieser Aufschwung vor allem durch eine Reihe von Kunst- und kunstgewerblichen Ausstellungen, unter denen die gegenwärtige ein übersichtliches und vielseitiges Bild über das neueste Kunstschaffen gibt. Wer sich etwa der vor vier Jahren in denselben Räumen untergebracht gewesenen Kunstausstellung erinnert, wird sich des Uebergangs der jüngeren Malerei in ruhigere Bahnen wieder klar bewusst geworden sein. Die aufdringlichen Uebertreibungen impressionistischer Technik von einst sind einer wohltuenden Mässigung gewichen. Jene wohl nicht zufällig neben gewissen literarischen Moden gewordene, schon mehr als tiefsinnige und vielfach gesuchte Symbolik, die eben vor vier Jahren bei uns in den Räumen der Wiener Sezession zu sehen war und sittliche Entrüstung, ungewollte Heiterkeit und hilfloses Kopfschütteln hervorrief, scheint inzwischen sanft entschlafen zu sein. Wenigstens schliessen die Künstler des Wiener Hagenbundes in der gegenwärtigen Ausstellung vorzüglich ab.

Mit gutem Gelingen ist versucht worden, der Ausstellung äusserlich ein einheitliches Gepräge zu geben. In der räumlichen Anordnung des Ganzen, wie in der Ausstattung zahlreicher Einzelräume sind mit viel Geschick die Fortschritte auf dem Gebiete der „Raumkunst“ verwertet, um an Stelle der oft üblichen, eintönigen bilderreichen abwechslungsvolle und zweckentsprechend durchgebildete Säle und Nebenräume, zum Teil fast wohnlich eingerichtete, intime Zimmer zu schaffen.

Die reizvollen Räume von Gotthardt Kuehl, dann die vornehmen Säle, in denen Eugen Bracht und Fritz August von Kaulbach ausgestellt haben, zeigen, dass diese angewandte Kunst auf dem Gebiete des Ausstellungswesens für Künstler und Publikum in gleicher Weise wünschenswert ist.

Von der Kuppelhalle des Eingangs, die geradeaus zu dem Säulengang von Wallot mit den plastischen Kunstwerken führt, gelangt man links in die Räume des deutschen Künstlerbundes. Robert Sterl-Dresden und Ludwig von Hofmann-Weimar geben als erste in besonderen Räumen einen Ueberblick über ihr Schaffen. Mit einer Anzahl von Landschaften und Porträts, darunter das Reiterbildnis des verstorbenen Grossherzogs von Baden und das des Königs von Württemberg, ist Wilhelm Trübner-Karlsruhe vertreten. Neben den vielen Bildern des Grafen Leopold von Kalckreuth fesselt das eigenartige Oelgemälde Max Slevogts: Der Ritter und die Frauen. Von Max Liebermann ist eine ganze Reihe von Bildern zusammen, darunter die fremden Pilger in der Sixtina, einige vortreffliche Porträts und der Jesus im Tempel, an dem die meisterhafte Behandlung des Lichtes fesselt. Im gleichen Saal ist eine Bronze-Kopie des monumentalen Kaiser

Friedrich-Denkmals in Bremen von Louis Tuaillon-Wilmersdorf aufgestellt.

Neben einer Kollektivausstellung Max Slevogts fallen Walter Leistikows charakteristische Landschaften angenehm auf. Die Nebenräume enthalten Bilder von Hettner, Brandenburg, Brockhusen und Orlitt. Die folgende Rotunde birgt die mächtige Brunnengruppe Athleten von Artur Lange. Die zwei grossen, dekorativen Wandbilder von Ferdinand Hodler-Genf sind das auffälligste in dem kühlen Kuppelraume. Die „Heilige Stunde" ist technisch vollendet, aber etwas zu mysteriös. „Die Liebe" wirkt in den fast schreienden Farben und mehr noch wegen der ausserordentlichen Kühnheit der Darstellung abschreckend brutal. Im nächsten Saal der Münchener Sezession sind Paul Cordels Landschaften und Karl Haiders Porträts vor anderen erwähnenswert. Hugo von Habermanns hübsches Atelierstück, Schramm-Zittau mit neuen Tierbildern und vor allem Leo Sambergers prächtige Porträts, daneben Uhdes fein empfundene „Abendmusik" und Franz von Stucks eigenartiger „Zweikampf" hinterlassen einen achtunggebietenden Eindruck der Münchener Sezessionisten.

An einen kleineren Raum, in dem Wilhelm Schmurr's-Düsseldorf fein beobachteter weiblicher Akt „Die Schönheit der Form" und das grosse, in düsteren Tönen gemalte „Kreuzige" von Karl Wohlrab-Dresden-Blasewitz aufgestellt ist, schliesst sich der hohe und helle Saal der Stuttgarter an, in dem Carlos Grethe, Robert von Haug, Bernhard Pankok und Christian Speyer günstig hervortreten. Den angrenzenden Raum des Künstlerbundes Scholle (Bayern) beherrscht das schönfarbige, symbolische Gemälde „Mutter Erde" von Robert Weise-Stuttgart. In eigenen Räumen geben die Dresdener Emanuel Hegenbarth, Oskar Zwintscher, Wilhelm Claudius und Richard Müller einen Einblick in ihr Schaffen. Ueberaus eigenartig wirken die Bilder Oskar Zwintschers, dessen ausdrucksvolles symbolisches Gemälde „Melodie" (Eigentum des Kunstvereins Barmen) in Komposition und Farbe von wunderbarer Klarheit ist. Auf gleicher Höhe steht Richard Müller, wenn schon bei ihm die Behandlung mancher Stoffe einen Stich ins Groteske erhält. Mit grosser Anschauungskraft ist in seinem Gemälde „David" die Gestalt des am Boden liegenden Riesen dargestellt. Das Haupt liegt, vom Rumpfe getrennt, mit dem Ausdruck jähen Schreckens in einem Gewirr giftiggrüner Gräser und grellfarbiger Blumen. Die muskulösen Arme haben im Todeskampfe die Pflanzen zerrauft, deren Unkrautblätter eben zu Boden fallen. Die gleichfalls nackte Gestalt des Knaben steht, das gewaltige Schwert lose in den Händen, mit dem linken Fusse auf dem mächtigen Schenkel des Getöteten und wendet den Blick rückwärts, dem Beschauer entgegen: ein Bild lebendigster Sinnlichkeit. Ein naiver und zugleich grausamer Zug ist in dem jugendlichen Gesicht, das wie der schöne Körper mit grosser Lebendigkeit auf die Leinwand gebannt ist. Was aber der jugendlichen Gestalt neben dem gewaltigen Riesen, und somit dem ganzen Bilde, etwas Groteskes gibt, ist das Fehlen auch des leisesten heroischen Zuges bei dem Sieger. Das ist wohl ein Goliath, nicht aber der andere ein David. Es ist vielleicht das seltsamste Bild der ganzen Ausstellung. Ein Meisterwerk sinnlicher Phantastik ist im gleichen Raume „Die Nacht", ebenfalls von Zwintscher. Dem Saal der Elbiergruppe folgt eine kunstgewerbliche Abteilung, an deren Ausgang Prof. Gotthardt Kuehl, der 1. Präsident und künstlerische Leiter der Ausstellung, in zwei kleinen Räumen seine starkfarbigen Bilder untergebracht hat. Im nächsten, elegant ausgestatteten Saale wirken Eugen Bracht's (Dresden) prächtige und charaktervolle Alpen-Landschaften überaus vornehm und dekorativ. —

Auf der rechten Seite der Eingangshalle eröffnen die Räume der Dresdner Kunstgenossenscaft eine neue Flucht von Sälen. Es folgen die Düsseldorfer mit Eduard von Gebhardt als dem bedeutendsten. Unter den Berlinern ist Arthur Kampf und Willy Hamacher mit starkfarbigen Seebildern vertreten. Um eine stilvoll ausgestattete Rotunde haben in acht Kabinetten die Mitglieder des Münchener Künstlerbundes ausgestellt. Hans von Bartels hat eine vorzügliche Auswahl gesandt, darunter die „Brandung an der bretonischen Küste" und die „Unendliche Ferne". Von Fritz Kuntz'-München religiösen Bildern gehören St. Franziskus und die drei Marien zum besten, was auf diesem Gebiete in der Ausstellung überhaupt zu sehen ist. Die vergeistigten Züge der drei Marien, die Ueberweltlichkeit der Landschaft des Franziskusbildes sind mit feinstem Farbenempfinden wiedergegeben und aus tiefstem religiösen Bewusstsein geschaut. Schuster-Woldau, Kunz-Meyer und Carl Marr bieten neben anderen fast ausnahmslos Vollendetes; man hat das Empfinden, dass in den Räumen des Münchner Künstlerbundes das Beste der ausgestellten Bilder zum guten Teil beisammen ist. Hierher gehört noch Egger-Lienz' ganz eigenartiger „Totentanz von Anno Neun", ein Gemälde in Wasserfarben, wie der Katalog berichtet. Zwischen der Ausstellung der Münchener Künstler und dem Saale Karlsruhe liegt der vornehm ausgestattete Raum mit der Kollektivausstellung H. A. von Kaulbach's. Im Saale Karlsruhe hängen gute Landschaften von Gustav Schönleber, Wilhelm Nagel und Ludwig Dill. Auf eine Reihe von Räumen der freien Künstler folgen die Königsberger und Leipziger. An die Dresdener „Mappe" und die Dresdener Kunstgenossenschaft schliesst sich der vornehme Saal des Wiener Hagenbundes an. Ganz vorzüglich sind die durchgeistigten, sensitiv-symbolischen „Seeufer", „Herbstzeitlose" und „Herbst" von August Roth-Wien in der ihm eigenen fein abgestimmten impressionistischen Technik.

Die folgende graphische Abteilung bietet eine Fülle interessanter Einzelheiten, Steindrucke, Zeichnungen, Aquarelle, Radierungen, Farbenholzschnitte usw.

Der Grosse Saal der Plastik neben der graphischen Abteilung hat die Gestalt eines Kreuzganges erhalten. Er enthält in der frei gebliebenen hofähnlichen Mitte das mächtige Reiterstandbild Otto von Wittelbach Prof Wrbas. In einem besonderen, künstlichen Hofe ist der Leipziger Märchenbrunnen, ebenfalls eine Schöpfung Wrbas, aufgestellt. Der höher gelegene Teil dieses Brunnenhofes bringt einen Ueberblick über die vielseitige Tätigkeit der Dresdner Künstlervereinigung „Zunft", Modelle und Zeichnungen. Abbildungen von Innenräumen, Kunst- und kunstgewerbliche Gegenstände.

Die Sonderausstellung Alt-Japan will von der Bewunderung der blossen Technik Japans zum Verständnis für die Kraft und Ausdrucksfähigkeit des alten Japan führen. Zahlreiche Farbenholzschnitte, Bronzen-, Metall-, Lack- und Flechtarbeiten und eine Anzahl kunstvoll gebildeter Luxus- und Gebrauchsgegenstände geben ein anschauliches Bild von dem Wesen der japanischen Kultur.

Eine zweite Sonderausstellung: Kunst und Kultur unter den sächsischen Kurfürsten ist in den Räumen des sächsischen Hauses untergebracht und vermittelt ein Gesamtbild der künstlerischen und kulturellen Entwickelung des albertinischen Sachsens, das vor allem in kunstgewerblicher Beziehung von hohem Interesse ist und beweist, auf welch vornehme Tradition das einheimische Kunstschaffen zurückblicken kann.

Carl Rhan: Drei Gedichte:

Beim Burgwirt von Eltz.

Und wenn ihr den Rhein auch tausendmal lobt,
Und saget, nur er wäre schön,
Ich habe des Rheines Schönheit erprobt,
Zieh's vor, zur Mosel zu geh'n.
Hier giebt's nicht der Kellner befrackte Schar
Und bringt mir schwänzelnd den Wein,
Hier bringt ihn ein Mädchen in blondem Haar,
Des Moseltals Töchterlein.
Und wenn mir der Alte ein Geldschiff schickt,
Mit reichlichem Golde beschwert,
Dann brauch' ich kein Rheingold, ich bin schon beglückt
Denn Gold ist der Moselwein wert!
Ich trinke auf's Wohl des alten Herrn,
Des Mütterchen's — ihnen gefällt's —
Noch eine Flasche von Moselkern.
Beim trefflichen Burgwirt von Eltz.

Herbstnebel.

Die grauen Nebel senken sich
Sanft über Wald und Flur;
Und in ihr graues Totenhemd
Hüllt ein sich die Natur.
Manch einer, dem im Leben hat
Das Blut so heiss gewallt,
Liegt auch nun unterm Leichentuch,
Verlassen, stumm und kalt.

Bei der Lampe Dämmerschein —.

Mein Lottchen schmückt sich! Für wen? Für mich?
Ach geh' du Lieber, doch nicht für dich!
Nein! Für die Leute, für deine Freunde,
Für all' der Narren grosse Gemeinde,
Für all' die grossen und kleinen Affen!
Damit — dich beneidend — sie mich begaffen
In meiner Kunst.
Doch wenn die Rampenlichter verglühen,
Dann darfst du mich wieder an dich ziehen,
Wir sitzen für uns dann wieder allein
Und träumen . . . leis die Stunden entfliehen
Daheim bei der Lampe Dämmerschein. —

Wilhelm Conrad Gomoll:
Lafcadio Hearn, sein Leben und sein Werk.

„Die Kraft Japans bedarf gleich der Kraft eines uralten Glaubens keiner grossen Manifestation. Beide wurzeln da, wo die echte Kraft jeden grossen Volkes wurzelt: in dem Geist der Rasse." — So Lafcadio Hearn in einem seiner interessantesten Essays: „Der Geist der japanischen Zivilisation" im Buche „Kokoro" (das Herz).

Wer ist Lafcadio Hearn? — Noch immer ist sein Name unserm sonst so aufnahmefreudigen Deutschland ein schwer versiegelter Brief. Zwar wächst die deutsche Hearn-Gemeinde mit jedem neuen Jahr, und doch ist es mir schon zu ungezählten Malen passiert, dass in Gesprächen über Japan und japanische Kultur, beim Nennen seines Namens offenes und stummes Fragen das Gespräch unterbrach. Wer Lafcadio Hearn kennen lernte, wird sich darüber nicht genug zu verwundern wissen — obgleich es ihm vielleicht bis vor kurzem selber so erging, dass er auf der Seite der Fragenden stand. Das aber ist das dem Lafcadio Hearn eigene Rätsel: dass wir ihm fremd entgegentreten und schon nach wenigen Seiten ganz in seinem Bann leben und glauben, ihn schon lange Jahre zu kennen und in flammender Freundschaft zugetan zu sein.

Lafcadio Hearns Leben ist eigenartig in seiner Entwicklung, obgleich es sich mit den allerkürzesten Worten zusammenfassen lässt. — Als Sohn englischer Eltern, also Engländer seiner Nationalität nach, wurde er im Jahre 1850 in Griechenland geboren. England wurde dann auch das Land seiner Erziehung und ersten Entwicklung. Er lernte zuerst Buchdrucker; nach mannigfaltigen Schicksalen findet er sich eines Tages als Redakteur wieder. Eigentümliche Veranlassungen trieben ihn dann in die Welt hinaus — er kommt nach Japan. Dort trat dem leicht in sich aufnehmenden Menschen die wunderbare Kultur des japanischen Volkes entgegen und begann ihn langsam fester und fester zu fesseln. Wie stark die Eindrücke gewesen sein müssen, begreifen wir, da er sich schon bald darauf naturalisieren lässt; den japanischen Namen Koézumi Yakumo annimmt und ein Kind des Landes zu seinem Weibe macht. Naturalisiert und verheiratet, lässt er sich mit einem festen Wohnsitz in der japanischen Kaiserstadt nieder und erlangt die Professur für englischer Sprache und Literatur an der Universität in Tokio.

Mit einer glühenden Liebe umfing Hearn seine neue Heimat, leidenschaftlich versenkte er sich in das Studium ihrer Sprache, studierte mit emsigem, nicht rastendem Fleisse ihre Literatur, Kunst und Altertümer. Eingehend vertiefte er sich, wie nie zuvor ein Europäer (und wie es wohl kein zweiter nach ihm tun wird!) in die Eigentümlichkeiten des Landes, des Volkes, der Rasse und zergliederte mit peinlicher Schärfe und Genauigkeit — in allem von einer nicht genug zu bewundernden Liebe dem Neuen, der neuen Heimat gegenüber angeeifert — was sich ihm am täglichen Wege, auf seinen weiten Reisen durch das Inselreich, bewusst gesucht oder unbewusst angetroffen, entgegenstellte. Im Herbst des Jahres 1904 stirbt er ganz plötzlich in seinem Hause in der Vorstadt Tokios, Okubo.

Bunt und seltsam bewegt, so war sein Leben. Dieses

Leben aber ist ein erfülltes gewesen; eines von den überreichen, dessen Reichtum nur die Aussenstehenden zu erkennen vermögen! — Als seine ersten Bücher (mit liebevollem Gefühl und feinem Verständnis für ihren Inhalt übertragen) in der deutschen Sprache erschienen, erregten diese ein hohes Aufsehen, denn mit ihnen kam nichts von jener auf die Ausländerei des Deutschen spekulierenden Alltagsware zu uns, der im eignen Lande oft das Tor energisch verschlossen bleibt, sondern es offenbarte sich in diesen Werken „Kokoro“ und „Lotos“ einer der feinsten Geister, einer der wahrhaft seltsam fühlenden Menschen, einer der sensitivesten Dichter des modernen England und über alles das hinaus: der tiefgründigste Kenner der japanischen Volksseele.

Lafcadio Hearn ist dem alten und dem modernen Japan ein priesterlicher Diener und Verkünder seiner wohl geahnten, aber bisher nie für den europäischen Geist ausgeschöpften Kultur geworden. Was uns in den Schaustellungen der europäischen Japanwarenhändler in seiner Art oft wie ein Gruss aus einem wahrhaftigen Märchenlande anspricht, wir sollen es an seiner Hand, mit seinen Augen im Heimatglanz entstehen, leben sehen und begreifen versuchen. —

Es ist hier in dieser Gedrängtheit ein Unmögliches, die Fülle der kostbaren und köstlichen, des erhabenen und zierlichsüssen, des wunderfeinen Gutes zu charakterisieren, das in den Essays des Lafcadio Hearn enthalten, ja — verborgen ist. Ich kann mir kein Gespräch über Japan und seine eigenartige hohe Kultur denken, ohne seinen Namen in Liebe und ehrsamer Dankbarkeit zu nennen. Doch das mögen wohl Gefühlswerte sein, über die die Allgemeinheit so lange ein verhaltenes Lächeln haben wird, wie sie die herrlichen Wundergebilde Japans, die glühende, begeisterungslohende Seele des Japaners und seine tiefe Ehrfurcht vor den ihm heiligen Dingen, durch den Herzschlag Lafcadios Hearns in die westliche Gefühlssphäre übertragen, nicht kennt. In welchem Masse sich die östliche und westliche Kultur gegensätzlich gegenüberstehen, dieses unserem Empfinden klar zu machen, war Hearns Werk.

Seinen ersten Büchern „Lotos“, „Kokoro“ und „Izumo“ folgte nun auch in der deutschen Ausgabe ein viertes: „Kiushu“. In allen gleich verteilt, tritt mit dem Dichter Hearn auch der gewandte Chronist und liebenswürdige, immer reizvolle Plauderer vor uns hin. Fast sind mir die mit den letzten Worten verbundenen Begriffe für Hearns Werke nicht wertvoll genug, denn ein jedes seiner Essays ist, trotz des leicht dahinfliessenden Tones, sprachlich ein Meisterwerk. Wir folgen ihm freundwillig durch die hohen, alten Tempelhallen, die den japanischen Götterhallen geweiht sind. In seltenen Färbungen, mit all den Reizen der japanischen Meister-Holzschnitte, ziehen die Bilder an uns vorüber: Tempel und Teehäuser, Priester und Geishas, Staatsorganisationen und Religionskulte — wir hören den Wind über die hügelige Landschaft wehen und leise, leicht an die Papierfenster der Herberge klopfen, wir hören das Meer branden und durchwandern die buntbelebten, volkreichen Strassen der japanischen Städte. Und überall werden uns die Blicke, die Gesten, die Worte, die Sagen des Volkes vertraut, überall empfinden wir mit Hearns feinem Farbensinn die Licht- und Schattenpunkte der Landschaften, der Gärten, der Waldungen, der Blumen. Wie wunderbar muss dieses Gartenland sein, wie überwältigend zu den Zeiten der blühenden, süssduftenden Blüten! — Hearn ist ein Zauberer besonderer Art; was er erzählte . . . oft ist es mehr als ein fremdartiges Märchen, dessen Reize einfangen und den Leser träumend machen.

Ein Vollmensch steht mit diesen Essays über Japan vor dem Leser auf, ein lyrisches Genie, dessen Werk trotzdem aber nur Prosa aufweist — eine Prosa aber, darin jeder Satz den Schliff des Edelsteins aufzuweisen hat, gleich ob er über ein Reisfeld, über das Frauenhaar, über den Ahnenkult, oder über Kizui, den ältesten Tempelschrein von Japan spricht. Und dieses ist weiter Lafcadio Hearns wundersame Eigenart, dass nichts in seinen herrlichen Büchern am Aeusserlichen der Erscheinungswelt haften bleibt. Immer versucht er, ein emsig bemühter Ergründer, in die Tiefe zu dringen und den Schleier von der Seele dieses Volkes zu heben, das er mit heiliger Inbrunst geliebt hat.

Neue Lyrik. Paul Friedrich: Zwei Gedichte.

An das Weib.

Ein echtes Weib ist Himmelsgnade,
Ist Segen, wie der Morgentau,
Gott schütze deine stillen Pfade,
Gott grüsse dich, du junge Frau!
Im Weibesauge schläft ein Ahnen,
Von Wundern, die kein Seher sagt,
Drum beugten sich dereinst Germanen
Vor dir, Maria, reine Magd.
Die keusche Sanftmut deiner Seele,
O echtes Weib, beugt jeden Sinn,
Die zarte Hand sühnt manche Fehle,
Drum sei du Samariterin!
Der stillen Züge holder Frieden
Entwaffnet jede rohe Lust,
Dein Wort hat manchen Kampf entschieden,
Besänftigt manches Mannes Brust.
Ein echtes Weib ist Himmelsgnade,
Ist Segen, wie der Morgentau,
Gott schütze deine stillen Pfade,
Gott grüsse dich, du junge Frau!

Splitter.

Wir alle sind nur Splitter höh'rer Wesen,
Verirrtes Licht in rauhem Erdenkleid,
In manchem Auge kann der Blick noch lesen
Das Ahnen eigner Unvollkommenheit.
Der Gott, der in uns lebte, ist zerschlagen,
Das All' schlang ihn in seiner Not zurück,
In seltnen Stunden hört's die Seele sagen,
Dass wir von seinen Träumen noch ein Stück.
Noch aber ist die Form dahingeschwunden,
Das Schönste selbst nicht fehlerlos noch rein . . .
Einst, wenn die Seele dieses Staubs entbunden,
Wird sie vollendet und vollkommen sein!

Erich Köhrer:
Ein Talent.

Seit Jahren wird über die Hochflut geklagt, mit der der Büchermarkt überschwemmt wird. Man könnte meinen, täglich erscheint eine ganze Bibliothek Lyrik oder genauer gesagt, gereimtes, oft auch ungereimtes, Zeug. Denn das ist das Schlimme: man kann Dutzende dieser Bände durchblättern, ehe man ein halbwegs künstlerisches Gedicht findet. Nicht über die Unzahl der lyrischen Publikationen an sich wird geklagt, sondern das Stöhnen gilt vor allem ihren Inhalt. Wer berufsmässig Romane liest, findet unter der vielen Spreu doch immerhin regelmässig von Zeit zu Zeit gesunden Weizen. Bei Lyrik hat man diese Freude sehr selten, manche sagen nie. Mir war in den letzten Tagen eine derartige Ueberraschung beschieden, und ich will dankbar davon künden.

Eine bisher unbekannte junge Dresdenerin hat unter dem Titel „Vom Baum des Lebens" in dem Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig einen Band Gedichte erscheinen lassen, der eine ganz ungewöhnlich starke Talentprobe darstellt. Und Gerda von Robertus, so nennt sich die Autorin, erweckt in diesen 200 Seiten eine Fülle von Hoffnungen für die Zukunft. Keineswegs ist dieses Buch von der ersten bis zur letzten Seite gut. Im Gegenteil, es ist im einzelnen von einer Unausgeglichenheit, die geradezu verblüffend erscheinen müsste, wenn man nicht wüsste, dass der Verlag natürlich den ganzen Band ungekürzt verlegt hat, ohne der begreiflicherweise noch etwas unkritischen Autorin mit ernsthaftem Rate zur Seite zu stehen. So findet sich in diesem vorzugsweise rein lyrischem Buche ein letzter Teil von sozusagen satyrischen Reimereien, deren Einfügung in dies Buch jedes Stilgefühl empfindlich verletzen muss. Auch die Wirkung mancher wundervolter lyrischer Gedichte wird hier und da durch banale Strophen oder Reime zerstört. Was Gerda von Robertus fehlt, ist zunächst noch Selbstzucht. Sie leidet an dem lyrischen Ueberschwang aller Anfänger und glaubt die Qualität mitunter durch Quantität ersetzen zu können Sie schreibt vielleicht täglich drei Gedichte, muss sich aber daran gewöhnen, lieber alle drei Tage eines zu schreibe und dies vollendet.

Sonst aber hat die junge Dichterin alles, was man nur wünschen kann. Ihre Sprache ist biegsam und geschmeidig, und sie weiss mitunter Verse aneinander zu reihen, die schimmern wie eine köstliche Perlenkette. Ein reiches Naturempfinden paart sich mit einem Temperament von schier vulkanischer Stärke. Auch der Humor fehlt nicht ganz. Wie hübsch pointiert ist z. B. das folgende Gedicht:

Im Goldnetz.

Mit meinen goldenen Haaren
hab' ich dein Herz umsponnen —
nun zappelst du mir im Goldnetz,
willenlos und versonnen.
Ein Krönungsmantel gleitet
nieder die volle Flut —
deine Sinne haben entzündet
sich an der roten Glut. — —
Jetzt werd' ich einen Strick dreh'n
aus meiner fliessenden Pracht,
werd' meinen Liebsten erdrosseln —
Was sagt mein Liebster? — Er lacht.

Aus ihren Naturschilderungen gebe ich folgende Probe wieder:

Abendstimmung.

Wie ein lohender Feuerbrand
hinter dichten Wolkenwand
stolz verschleiernd ihr Gesicht
königlich die Sonne schwand.
Und noch glüht ihr letzter Schein
durch der Tannen ferne Reih'n;
klar am Horizont sie stehen
wie Silhouetten scharf und fein.
Silberig der Wildbach schäumt.
Wolken, schwarz, lichtrandumsäumt
schwimmen in dem Nebeldunst. —
Die Natur atmet und träumt.

Die besten und stärksten Töne freilich findet Gerda von Robertus in der erotischen Lyrik. Gewiss ist sie von Marie Madeleine beeinflusst, aber sie ist jetzt schon in der natürlichen Kraft ihres Empfindens, in der lebendigen Glut der Sprache über das Vorbild hinausgewachsen. Sie kennt auch nicht einseitig nur das leidenschaftliche Verlangen, sondern sie trifft den Ton zaghafter Sehnsucht und keuschester Innigkeit ebenso fein wie die Exaltation höchster Liebesverzückung. Wie warm und innig ist etwa:

Die blaue Stunde.

Heimliche Schummerstunde,
dein Dämmerlicht blaut;
noch ist kein Lämpchen angesteckt,
da kost es sich so traut.
Heimliche Schummerstunde,
mir liegt dein Haupt geschmiegt
im Schoss — mein leises Sprechen
hat sanft dich eingewiegt.
Heimliche Schummerstunde,
des Tages beste Stund' —
das süsseste Geheimnis
küsst unser beider Mund.

Und dann wieder sprudelt es mit einer versengenden Glut, einer berauschenden Inbrunst aus ihr hervor, die um so mehr verblüfft, wenn man zufällig weiss, dass die Dichterin eigentlich Gerda von Schlieben heisst und der — sächsischen! — Aristokratie angehört! Wie stark muss das Ingenium sein, das aus einem dieser gemessenen Sphäre entstammenden Mädchen Verse wie die folgenden aufzüngeln lässt:

Salome.

Wie der Schnee auf Indiens Bergen so weiss,
wie silberne Lilien ist Dein Leib —
Kein höllisches Feuer je brannte so heiss
wie die Sehnsucht mich — das herrlichste Weib.
Deine Haut ist gleich milchigem Elfenbein,
Dein nachtschwarzes Haar wie des Waldes Schweigen,
Du sollst, du sollst mein eigen sein,
sollst Deinen Mund dem meinen neigen.
Deinen Mund will ich küssen, Jochanaan,
meine weissen Zähne will ich graben
voll Wollust in Dich .... Bist Du kein Mann,
hast du alles Fleisches Begehren begraben?
Schau mich an in meiner Jugend Zier —
Herodes ist toll nach meinen Reizen;
doch ich will nur Dir gehören, nur Dir,
will nicht mit meiner Schönheit geizen.
Höhnst Du uns auch Schlangen und Otterngezücht,
Deiner Rede Fluss ist mir Harfenklingen.
Ein unirdich Feuer verschönt Dein Gesicht ....
und ich werde Dich doch mich zu lieben zwingen.
Deinen Mund werd' ich küssen, Jochanaan!
Deine Lippen, wie Scharlachströme so rot,
werden netzen die meinen — und bist Du kein Mann,
ich küsse Dich dennoch — ich küss' Dich im Tod ...

Im Vertrauen auf dieses Ingenium glaube und hoffe ich, dass Gerda von Robertus geläutert durch Selbstkritik und Abklärung, wesentlich zur Bereichrung unseres lyrischen Besitzes beitragen wird. Sie darf jedenfalls die ernsthafte Beachtung und Würdigung aller Kunstfreunde erwarten und fordern.

Ruth Bré: Kinder

I.

Georg: Marianne, wollen Sie meine Frau sein?
Marianne (zögernd): Ihre Frau? Ja.
Georg: Warum zögern Sie?
Marianne: Ach — es ist nur —
Georg: Was denn? Drückt Sie etwas? Vertrauen Sie es mir an. Es gibt nichts, was mich von Ihnen trennen könnte.
Marianne (ihm in die Augen sehend): So sehr lieb haben Sie mich?
Georg (ernst): So sehr lieb habe ich Sie.
Marianne: Dann — (sie reicht ihm beide Hände).
Stimme draussen: Juhu!
Marianne: Ah, — da kommen sie! (sie antwortet mit einem Juhschrei).
Georg: Wer kommt?
Marianne (glücklich): Die Kinder. Die Kinder!
Georg: Was für Kinder?
Marianne: Meine Kinder!
Georg (fassungslos): Ihre —
Marianne: Ja, ja, — meine süssen, herzigen Kinder! Meine Lieblinge.

II.

(Hans und Resel stürmen herein und werfen sich jauchzend in Mariannens Arme.)

Die Kinder: Mutti, — Mutter!
Marianne: Hier, — hier — ach, meine lieben, süssen Kinder! (sie herzt die Kinder zwischen Lachen und Weinen).
Hans: Da schau! So viel Beeren hab' ich. Brombeeren, Himbeeren, Preisselbeeren.
Resel: Und ich hab' blaue Wunderblumen. Lauter blaue Wunderblumen! Der ganze Wald war voll.
Marianne: O du Glückskind! Diese schönen, blauen Wunderblumen hast du grade heute gefunden!
Resel: Hans sagt, sie heissen Enzian. Aber ich nenne sie lieber Wunderblumen. Ach, es war so schön im Wald! Als ob eine Fee drin spazieren gegangen wäre.
Hans: Mädel denken immer an Feen. Das hat doch alles der Rübezahl wachsen lassen, den Enzian und die Beeren! Und der Rübezahl ist doch ein Mann.
Resel: Aber die Wunderblumen hat eine Frau wachsen lassen. Eine Fee. Nicht wahr, Mutti?
Marianne: Ja, das glaub' ich auch, Hans. Die Wunderblumen hat eine Fee wachsen lassen.
Hans: Aber Beeren und Fichten und Steine lässt der Rübezahl wachsen, nicht wahr?
Marianne: Ja, ich denke, die lässt der Rübezahl wachsen.
Hans: Den Förster haben wir getroffen. Der will mir einen Eichkatz fangen.
Resel: Und in der Davidsbaude hat die Glucke acht Küchlein. Die grosse weisse, Mutti.
Hans: Und die Nanni lässt fragen, ob wir eine junge Katze wollen.
Beide (Marianne umarmend): Nicht wahr, Mutti, wir wollen eine junge Katze?
Marianne (sich der stürmischen Zärtlichkeit erwehrend): Ihr erstickt mich ja mit Fragen. Das wollen wir uns alles in Ruhe überlegen. Seht nur, wir haben Besuch (sie nimmt an jede Hand eins der Kinder). Das ist — ein guter Freund von uns. So wie — mein

Bruder. Das ist Resel. Und das ist Hans. Gieb dem Herrn eine Hand, Hans. Du auch, Resel.

Georg (mit belegter Stimme, unsicher): Wie heisst du?

Hans: Hans Georg.

Georg (stockend): Hans — Georg?

Resel: Ich will Ihnen eine blaue Wunderblume schenken. Die müssen Sie anstecken. Setzen Sie sich. Ich stecke sie Ihnen an. So — jetzt werden Sie ganz viel Glück haben.

Georg: (legt die Hand über die Augen).

Hans: Bleiben Sie bei uns? Bei uns wird's Ihnen schon gefallen.

Resel. Sind Sie krank? Bei uns werden alle Leute gesund. Nicht, Mutti?

Marianne: Der Herr bleibt bei uns.

Georg (auffahrend): Nein! Das kann ich nicht! Jetzt nicht mehr.

Marianne (erschreckt): Kinder, geht ins Haus, der Herr wird sich's überlegen. Vielleicht bleibt er doch hier.

Hans: Ach ja, bleiben Sie hier! Ich zeige Ihnen alle Wege mit dem Förster.

Resel (ergreift schmeichelnd seine Hand): Ich komme auch mit. Ja?

(Die Kinder ab.)

III.

Georg (nach heftigem Kampfe): Marianne, — sind das Ihre Kinder?

Marianne (aufs tiefste betroffen, antwortet nach einer Pause): Und wenn sie es wären?

Georg (heftig): Weichen Sie nicht aus!

Marianne: Also, nehmen Sie an, es sind meine Kinder.

Georg (stöhnt).

Marianne (weich): Könnten Sie meine Kinder nicht lieb haben?

Georg (gequält): Marianne!

Marianne: Haben Sie keine Kinder in der weiten Welt?

Georg: Das ist etwas ganz anderes. Ich bin ein Mann.

Marianne: Das ist gar nichts anderes. Mensch ist Mensch.

Georg (in tiefer Aufregung): Marianne, sind es Ihre Kinder? Von Ihnen geboren?

Marianne (wehmütig): Nein, von mir geboren sind sie nicht. Nur von mir getragen und gehütet. (Sich zusammenraffend.) Es sind Kinder, die keine Eltern haben.

Georg: Also — Waisen?

Marianne: Nein. Die Eltern leben noch. Der Vater kennt sie gar nicht. Andere Städtchen, andere Mädchen.

Georg: Arme Kinder!

Marianne: Nicht wahr? Und arme Mütter! Die Mutter von Hans ist eine Verlorene geworden. Die Mutter von Resel hat einen Arbeiter geheiratet und ist in die Welt gezogen, — weit fort.

Georg: (stöhnt).

Marianne: Und armer Vater! Muss es nicht traurig sein, zu wissen: Du bist Vater. Aber du kennst deine Kinder nicht. Wenn sie heute vor dir ständen: du kennst sie nicht?

(Lange Pause.)

Georg: Marianne, — beantworten Sie mir eine Frage. Es ist ja Wahnsinn, Wahnsinn! Aber ich muss es wissen. Marianne, — sind das meine Kinder?

Marianne: Ja. Es sind Ihre Kinder.

Georg: Und die haben Sie an Ihr Herz genommen?

Marianne: Ein Herz brauchen die Kinder doch.

Georg: Sie konnten sich darüber hinwegsetzen? Sie konnten meine Kinder lieb haben?

Marianne (sehr weich und innig): Leben von deinem Leben! Das sollte ich nicht lieben? Ich liebe doch dich.

Georg (erschüttert): Marianne!

Marianne: Und wenn es nun umgekehrt wäre, — so wie du vorher dachtest, wenn ich Kinder hätte, Leben von meinem Leben, könntest du diese Kinder nicht lieben?

Ruth Bré: Der Fremdling

Ein Fremdling wandert einsam durch die Nacht.
Du kennst ihn, Herr, — o habe auf ihn acht!
Lenk' seine Schritte einen guten Pfad,
Steh' ihm zur Seite, wenn Gefahr ihm naht,
Zeig' seinen Augen einen treuen Stern,
Und halt' ihm der Versuchung Bilder fern,
Lass ihn vernehmen frommer Glocken Klang,
Behüte ihn vor der Sirenen Sang,
Halt' seine Hand, wenn sie die Sünde streift,
Dass sie nach treuer Freundeshand nur greift,
Und deck' sein Herz mit deiner Gnade zu,
Gib Frieden ihm und klare Himmelsruh.
Du kennst ihn, Herr, der einsam durch die Nacht
Die Heimat sucht — o habe auf ihn acht.

Ruth Bré: Schwerkrank

Was hast du mir denn angetan,
Mein Schatz, mit deinen Küssen?
Erst war mein Herz so freudenvoll,
Dann hab' ich weinen müssen.
Sonst lag ich traumlos nachts und schlief,
Bis morgens mich die Mutter rief,
Jetzt lieg' ich wach in Tränen,
In schmerzlich-süssem Sehnen.

Sie haben's schon mit Tee probiert,
Mit Pillen und Phiolen,
Weil meine Wangen gar so bleich,
Liess man den Doktor holen.
Der sah mich durch die Brille an,
Schrieb ernsthaft ein Rezept sodann:
Ich sollt' mich nur bequemen
Und „dreimal täglich" nehmen.

Ach Doktor, lieber Doktor mein,
Kein Tränklein mag mir frommen,
Verschreib mir den Herzliebsten mein,
Lass ihn geschwind mir kommen.
Küsst „dreimal täglich" mich sein Mund,
So schwör' ich's dir: ich werd' gesund
Und künd' mit tausend Zungen,
Dass dir die Kur gelungen!

Hermann Kiehne:
Die Stellung der Lyrik in der Gegenwart.

Wer, seit Jahrzehnten am Strom des literarischen Lebens stehend, die lyrische Produktion beobachtet hat, wenn jahraus, jahrein die Hochflut dichterischen Schaffens Buch auf Buch, Wertvolles und Unreifes, Perlen und Steine an den Strand schleudert, wird sich der Erkenntnis, dass die Lyrik in Verruf gekommen, nicht verschliessen können.

Woher rührt die Missachtung der lyrischen Dichtung, die doch die Blüte der Dichtkunst genannt zu werden verdient? Hat sie seit der lieder- und minnefrohen Zeit des Mittelalters, seit der wander- und sangesfrohen Zeit der Volksliederdichtung, seit Goethe und Geibel so an Wert eingebüsst, dass man nur mit Achselzucken an diesem Königskinde wie an einer verachteten Magd vorübergeht?

Vermag ein echtes lyrisches Dichtwerk heute nicht mehr so zu begeistern, wie es in alter Zeit als Ausdruck innigsten Fühlens von Herz zu Herzen ging, wie es schwertscharf mit in den Kampf zog für die Freiheit des Vaterlandes, wie es im Jubelsturm die deutschen Siege begleitete und als Dankopfer zum Himmel stieg?

Der Diamant bleibt Diamant, selbst unter Schutt und Trümmern; aber nicht jeder findet das echte Kleinod, und echte Lyrik gleicht dem Juwel sowohl nach seinem Wert als nach seiner Seltenheit.

In kaum einem Zweige künstlerischen Schaffens wird soviel gesündigt wie in der Lyrik. Vermeint doch jeder heute nach v. Scheffels bekanntem Wort, „sich seinen Hausbedarf“ an Liedern selbst schaffen zu können. Ein paar Verse bringt jeder halbwegs Gebildete zusammen; es ist „im Leben hässlich eingerichtet“, dass, wer da Verse macht, auch glaubt, er dichtet.“

Reimstümperei, Geschmacklosigkeit, Roheit der Empfindung, Jongleurkünste und allerlei Mätzchen können über den Unwert solcher sich als Kunst des Liedes ausgebende Talmiware nicht hinwegtäuschen. Die grosse Gefahr für echte Lyrik liegt darin, dass solche Mache die wahren Kunstschöpfungen überwuchert. Eine gewisse Sorte von Zeitschriften hat nicht wenig Schuld an dem Gedeihen der Unkunst auf lyrischem Gebiete. Preisausschreiben, in denen poetische Antworten auf allerlei Fragen, Rätsel pp. gefordert werden, haben das Ansehen der Lyrik arg geschädigt. Selbst da, wo dem lyrischen Dichter die strenge Muse ein „Halt“ zuruft, nascht der Dilettant ungestraft vom Baum der Erkenntnis die verbotene Frucht.

Schlimmer noch sind die sogenannten „Dichterwiegen“ und Kleindichterbewahranstalten, die für ein Abonnement das Unglaublichste an Reimversuchen zum Ausdruck bringen und eine ganze Armee von obskuren Poetastern züchten.

Es ist ein Irrtum, zu meinen, die Zahl der Lyriker sei Legion, und die Worte Uhlands:

„Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Sangeskunst gebannt,
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land“ —

sind nur bedingungsweise wahr.

Die Gemeinde der wahren Diener am Heiligtum der lyrischen Muse ist stets klein gewesen, und das echte Lied ist ein seltener Gast. Selbst dem Meister gelingt es nicht immer, das flüchtige Götterkind zu bannen.

Darum ist strengste Selbstkritik, unablässiges Sichten und Auswählen eine der vornehmsten Aufgaben, die ein Lyriker zu lösen hat; darum sollte für lyrische Werke der erste Grundsatz sein: non multa sed multum.

„Fang ein Meer in einen Becher,
Grösser nicht sei der Pokal,
Als ihn mühelos ein Zecher
Schlürfen kann mit einem Mal!“

Was für lyrische Gedichte Gebot ist, muss für die Schriftleitung von schön-literarischen Blättern erstes Gesetz sein.

Ernste Männer, seltene Kenner und Könner, wie der zu früh dahingegangene Ernst Eckstein in der „Deutschen Dichterhalle“, die Gebrüder Hart in der „Deutschen Dichtung“ und den „Deutschen Monatsblättern“, Oskar Blumenthal in den „Neuen Monatsheften“, K. E. Franzos in der „Deutschen Dichtung“, die Herausgeber von Dichterbüchern und Almanachen Georg Scherer, Fritz Braun u. a. haben tatkräftig und zielbewusst an der Pforte ihrer Musentempel kritische Torwacht gehalten*).

Mögen die heimlichen Könige und Verseschmiede ohne Beruf zur Kunst immerhin ihre Reime verbrechen (sie wissen nicht, was sie tun! sie wissen nicht, dass der Dichter sein Herz opfert, dass seine Seele blutet, wenn er singt; sie kennen nicht die Flamme des Leides, der er einem Phönix gleich entsteigt; sie wissen nicht, dass der Meister sich nie genug tut und ohne Ermüden schleift, während der Pfuscher pfeift und zufrieden ist) — gefahrvoll wird ihr Tun erst, sobald es als Kunstübung öffentlich gelten will, und da hat die Kritik das Recht, und die heilige Pflicht, mit Flammenworten und mit dem Schwerte der Cherubim solche Eindringlinge aus dem Heiligtum zu verweisen.

Nur so kann es besser werden; und es wird besser werden, wenn mit der wachsenden Bildung dem Kunstschaffen die Wertschätzung zuteil wird, die es als Blüte der Kultur fordern muss.

---

*) Anmerk. Seit Jahren hat dem Verfasser das Ziel seiner Bestrebungen vorgeschwebt, in seinem 1886 erschienenen „Hausbuch“ und dessen Fortsetzungen: „Hausbuch deutscher Dichtung“, Die Lyriker der Gegenwart“, „Kunst des Liedes“, „Miniaturen deutscher Dichtung“, „Fremdenbuch“ (Sammelpunkt der Poesie des Wanderers) der Lyrik einen einigenden Mittelpunkt zu schaffen. In der Erkenntnis, dass eine poetische Zeitschrift nicht nach dem Umfang, sondern nach dem Feingehalt des Inhalts beurteilt sein will, hat der Herausgeber das für lyrische Dichtung und belletristische Kleinkunst geeignete Miniaturformat gewählt, wodurch es dem Leser zugleich ermöglicht wird, die „Miniaturen“ auf Wanderungen und Reisen mit sich zu führen. Aufstrebenden Talenten soll schon ein Abdruck ihrer Dichtungen in den Miniaturen als Auszeichnung gelten.

Ernst Edgar Reimérdes: Die Stadt im Nebel.

Wir hasten durch den grauen Nebel,
Auf Turm und Giebeln liegt es schwer —
Die Luft ist klanglos, dumpf und leer. —
Wir hasten durch den grauen Nebel. — — —
Beengt hebt sich die Menschenbrust.
Ein harter Druck auf allem Leben.
Wir, die wir stets am Gestern kleben,
Beklagen leicht gestorb'ne Lust. —
Nach Sonne schreit der Wünsche Mund,
Die Arme dehnen sich ins Weite,
Als ob das Glück vorübergleite
Fern über dämmergrauen Grund. — — —
So zwischen Tag und Nacht: Das Leben!
Ein stetes Hasten, inhaltsleer.
Ein machtvoll stummes Sichergeben. —
Und haben keine Sonne mehr. — — — —

Karl Kraze: Das ist die Einsamkeit . . .

Das ist die Einsamkeit — die um dich her
Die grossen — dunkeln Schwingen schweigend breitet —
Und hörst nur leises Rauschen — wie vom Meer
Von Gottes Geist — der durch die Dinge schreitet.

Du liegst ganz still — die Arme ausgebreitet, —
Und lässest alle Lust von dannen gehn —
Und deiner Seele Leid im Wind verwehn
Wie Klang von Glocken — die man ferne läutet.

Und du begreifst — was Leben dir bedeutet —
Das schnell vergeht — wie eines Spiegels Glanz —
Und nur ein Gleichnis ist — nichts als ein Tanz,
Vom ew'gen Takt des Todes dumpf begleitet. —

Und ist dir auch das grösste Fest bereitet —
Es währt nur einen kurzen Sommer lang:
Und du erkennst — dass alles fliesst und gleitet —
Und alles Traum nur ist — und Uebergang. —

Ernst Edgar Reimérdes: Im Frühlingssonnenlicht

Vier Särge schwankten im Sonnenlicht
Des Maientages an mir vorbei,
Vier braune Särge, einfach und schlicht,
Neben einander in einer Reih'. —
Arbeiter folgten im Sonntagsgewand
Mit Kränzen und Sträussen in der Hand
Durch Strassenlärm und Grosstadtgewühl. —
Gleichgültige Menschen, ohne Gefühl,
Mit stumpfen Gesichtern blieben stehn
Und liessen den Zug vorübergehn. —
Die Häuser standen in ernster Ruh'
Und alle Fenster waren zu:
Ein heisser Brodem hing in der Luft,
Verwelkender Blumen seltsamer Duft. — —
Vier Arbeitersärge, schmucklos und kahl,
Zogen vorüber im Sonnenstrahl,
Blutrote Schleifen winkten mir stumm;
Dann schwand der Zug die Ecke herum,
Und ich ging weiter; man sah nichts mehr. —
Die Glocken klangen dumpf und schwer.

Dr. Hans Landsberg: Goethes Braut.

Unter den Frauengestalten, die in Goethes Leben eine so anmutig bewegte Gruppe bilden, ist die Frankfurter Patriziertochter Lili Schönemann vielleicht die, die Goethe mit der stärksten Leidenschaft geliebt hat. Auf die Sesenheimer und Wetzlarer Idylle folgt jetzt, 1775, am Schluss der Frankfurter Epoche, eine ungemein dramatische Liebesepisode, die nach dreiviertel Jahren wohl äusserlich mit Goethes Flucht nach Weimar ihren Abschluss findet, innerlich aber noch lange nachhallt:

„Holde Lili, warst so lang
All mein Lust und all mein Sang,
Bist ach nun all mein Schmerz und doch
All mein Sang bist du noch."

Der Eifer der Philologen hat das Bild der jugendschönen Blondine, die den bezauberndsten Typus unter den goetheschen Frauengestalten darstellt, mit Attributen belegt, die ihrem wahren Charakter auch nicht entfernt entsprechen. Weil Lili schön und reich ist und dazu noch Geist und gesellige Anmut in sich trägt, wird sie gleich zu einer kleinen Kokette gestempelt oder als verzogen und launenhaft geschildert. Erst B. Bielschowsky hat in seinem Buche „Friederike und Lili" (München, C. H. Beck) ein klareres und reineres Bild von ihr entworfen. Will man sie kennen lernen, so tut man am besten, sich an das unvergleichliche Bild, das Goethe von ihr in „Dichtung und Wahrheit" entworfen hat, zu halten. Man spürt förmlich, wie in dem alten Mann die Blütenträume seiner Jugend wieder lebendig werden und wie er als Siebziger von neuem die zwiespältigen, bald leidenschaftlichen, bald wieder zurückhaltenden Triebe sich ins Gedächtnis ruft, die den Sechsundzwanzigjährigen für die fast um zehn Jahre jüngere Schöne beseelten. Noch in späten Tagen hat Goethe gegen Eckermann bekannt, wie er die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor sich sehe und den Hauch ihrer beglückenden Nähe aufs neue verspüre. „Sie war in der Tat", fährt er fort, „die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, dass sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grunde nicht übersteiglich — und doch ging sie mir verloren!"

Gerade in Goethes Lebensgange ist es gänzlich verkehrt mit moralischen Begriffen zu operieren und in seinen Lieb- und Leidenschaften von einer Schuld auf der einen oder anderen Seite zu sprechen. Bei ihm hat tatsächlich jede neue Liebe einen wichtigen Schritt in seiner Entwickelung bedeutet. Er war so wenig zum Ehemann geschaffen, dass es sich immer nur um eine kürzere oder längere Dauer seiner Leidenschaften handeln konnte. Die Liebe zu Frau von Stein, die das Bild Lilis allmählich auslöschen sollte, währte am längsten, weil sich ihm hier der vollkommenste Typus frauenhafter Anmut und hochstehender Geistigkeit bot. Sein Verhältnis zu Lili Schönemann war ein wesentlich anderes. Hier reizte ihn die Jugend und

Vornehmheit, in der er doch früh genug jene Charakterstärke und Wesenstiefe ahnte, die die spätere Baronin von Türkheim in schweren Lebenslagen tatsächlich bewiesen hat.

Als Goethe seinen ersten Besuch im Hause der reichen Bankierwittwe Schönemann machte — es war wohl in den ersten Tagen des Jahres 1775 — fand gerade ein kleines Hauskonzert statt. „Die Gesellschaft war zahlreich, ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmut spielte. Ich stand am unteren Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können: sie hatte etwas Kinderartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nötigte, waren ungezwungen und leicht“. Man spürt aus der weiteren Schilderung dieser ersten Begegnung, dass eine Liebe auf den ersten Blick zwei gleichgestimmte Seelen traf, um sie nicht so bald wieder loszulassen. Bei einer späteren Gelegenheit erzählte ihm Lili die Geschichte ihrer Jugend. Wie sie im Genuss aller geselligen Vorteile und Weltvergnügen aufgewachsen sei, wie sie Menschen anziehe und Freundschaften knüpfe und löse. Die beiden sehen sich bald täglich. Goethe durchleidet jetzt alle die ungestümen Qualen des Liebhabers, der zusehen muss, wie seine Liebste von allen Seiten hofiert wird und die Herzenswärme ihres Wesens sich unter unschuldigem Kokettieren verbirgt. Nie hatte ihn die Eifersucht so stark gepackt, wie in diesen Tagen, wo er das brennende Gefühl hat, die Liebste, die er gern für sich besitzen möchte, mit der Gesellschaft teilen zu müssen. Und doch hat er noch nicht den Mut, das bindende Wort von ihr abzuverlangen. Aus diesem Zwiespalt der Gefühle entstehen jetzt die herrlichen Lililieder: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich ach! in jene Pracht“. Das Frühjahr sieht ihn und Lili in Offenbach, wo die Familie Schönemann bei dem Onkel D'Orville ihren Aufenthalt nimmt. In diesen Tagen steigerte sich seine Liebe zur grössten Leidenschaft und wieder trieb sie die herrlichsten lyrischen Blüten. „Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: ich schlafe, aber mein Herz wacht; die hellen wie die dunklen Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage“. Eine Vertraute des Schönemannschen Hauses, eine Demoiselle Delph aus Heidelberg, unternahm es, die Vereinigung beider zu bewirken. Eines Abends tritt sie ins Zimmer und ruft: „Gebt Euch die Hände!“ „Ich stand gegen Lili über“, erzählt Goethe, „und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander, lebhaft bewegt, in die Arme.“

Aber eben jetzt meldet sich der unüberwindliche Freiheitsdrang in Goethe; er versucht die drohenden Fesseln der Ehe zu sprengen. Er hat das dunkle Gefühl, dass seiner noch eine grosse Mission auf Erden harrt. Soll er seine Tage als Rechtsanwalt in Frankfurt a. M. beschliessen? Eine Reise nach der Schweiz, die er mit den beiden Grafen Stolberg unternimmt, gibt ihm willkommenen Aufschub. Aber schon im Juli trägt ihn die Sehnsucht zurück nach Frankfurt. Inzwischen hatte sich bei den beiden Familien der Brautleute eine wachsende Abneigung gegen die Verbindung fühlbar gemacht. Lili will von der ihr aufgedrungenen Lösung der Verlobung nichts wissen. Sie ist selbst bereit, dem Geliebten auch nach Amerika zu folgen. Trotz allem war der Bruch nicht aufzuhalten. Goethe zieht nach Weimar, das Bild des schönen Mädchens immer in seiner Seele tragend.

> „Holde Lili, warst so lang
> All mein Lust und all mein Sang,
> Bist ach nun all mein Schmerz und doch
> All mein Sang bist du noch.“

Vier Jahre später sieht Goethe seine Lili als Gattin des Strassburger Bankiers von Türckheim und als junge Mutter wieder. Sie ist äusserlich zufrieden in dieser Ehe, die die Vernunft geschlossen hatte, aber sie kann Goethe nicht vergessen. Als die Stürme der Revolution über Strassburg hereinbrachen, wird Türckheim vom Pariser Wohlfahrtsausschusse seines Amtes als Maire entsetzt. Er gerät in Lebensgefahr und flüchtet über die Grenze nach Deutschland. Die Gattin folgt ihm mit ihren Kindern, als Bäuerin verkleidet, in gefahrvoller Wanderung. Sie hat in diesen Tagen der höchsten Gefahr eine ausserordentliche Charakterstärke bekundet. Erst 1795 wird die Bahn für die Rückkehr nach Strassburg wieder frei. Die letzten Jahre ihres Lebens hat Lili Türckheim als Gutsherrin in der Nähe Strassburgs verbracht. Sie starb am 6. Mai 1817, kurz vor Vollendung ihres 59. Lebensjahres.

Ein interessantes Stück Berliner Theatergeschichte*)

Das jetzige „Berliner Theater“ dürfte den meisten Theaterbesuchern noch aus der Zeit bekannt sein, in der es den Namen „Walhalla-Theater“ führte. Das „Walhalla-Theater“ war, aus ganz kleinen Anfängen aufsteigend, den Berlinern recht ans Herz gewachsen. Es hatte das Erbe des „Vorstädtischen Theaters“ der Mutter Gräbert am Weinbergsweg angetreten, nur dass es in der Charlottenstrasse glanzvoller und grossartiger herging. Hier wie da gab es für wenig Geld die besten Butterbrote, hier wie da stand an der Spitze des „Kunstinstituts“ ein Typus des guten alten Berliners.

Allein auch die Zeit der alten „Walhalla“ (1856—88) hat noch eine kleine Vorgeschichte. 1850 hatte hier Ernst Renz, der später nach der Karlstrasse übersiedelte, den ersten stehenden Zirkus errichtet. 1852 schlug das verwaiste „Königstädtische Theater“ Rudolf Cerfs hier für zwei Jahre sein interimistisches Heim auf. Hier hat Helmerding, von Calmbachs „Theater vor dem Halleschen Tor“ (Johannestisch) kommend, seine ersten Rollen gespielt. Ihm sekundierte Philipp Grobecker, der berühmte Rentier Fischer aus Kalischs „Berlin bei Nacht“ und Wilhelm Eichenwald.

---

*) Zur Neueröffnung des „Berliner Theater“ unter der Direktion Meinhard und Bernauer.

Am ersten Weihnachtsfeiertage 1856 eröffnete dann Friedrich Gottlieb Grosskopf († 1877) die „Walhalla“ als Konzertetablissement grossen Stils. In der „Spenerschen Zeitung“ (No. 301) lesen wir folgende Anzeige:

Walhalla, Charlottenstrasse 90.
Donnerstag, den 25. December,
als am 1. Weihnachtsfeiertage:
1. grosses Concert unter Leitung des Musikdirectors
Buskies in 4 Abtheilungen. Eröffnung 4 Uhr.
Anfang 5 Uhr. Entree 2½ Sgr.

Im Oktober 1862 wird dann die Walhalla, dem Zuge der Zeit folgend, zum Spezialitätentheater ausgebaut. Schon am Eröffnungsabend, der ein besonders reichhaltiges Programm aufweist, treten weltberühmte Spezialitäten auf. „Entrée 3 Sgr.“ In den nächsten Jahren dann eine Reihe von Attraktionen, die der Berliner, der auf Bildung hält, gesehen haben muss. Da ist die berühmte Kalospintechromokrene des „Professor“ Henry Schmidt, die feschen Couplets der Mlle. Antoinette, die sich bei Ausbruch des Krieges aus dem Staube machen musste, u. a. m.

1869, im Jahre der neugewährten Theaterfreiheit, darf der Direktor seinem Institut den stolzen Namen „Theater“ beilegen. Man eröffnet am 14. Oktober 1869 auf der verschönerten Bühne mit dem Schauspielerstücke „Doctor Robin“, in dem Garrick ein junges Mädchen von der Theaterleidenschaft heilt, und zwei anderen, weniger literarischen Einaktern, „Nachtigall und Niehte“ und „Pinte aus Kalau“. 1871 versucht Grosskopf es mit einer Opernstagione, erleidet Fiasko und tritt das Jahr darauf von der Leitung der Bühne zurück. Jetzt gibt sein Sohn Emil Grosskopf dem populären Unternehmen ein weltstädtisches Gepräge, ohne es das spezifische Berliner Lokalkolorit einbüssen zu lassen. Er führt es, immer auf neue Attraktionen bedacht, mit ausserordentlichem Erfolge fort, bis er sich, im Jahre 1880, den schon im Viktoriatheater gepflegten Feerien zuwendet.

Das Jahr darauf geben ihm die grossen Erfolge, die Julius Fritsche im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater (dem heutigen Deutschen) mit dem „Lustigen Krieg“ und dem „Bettelstudenten“ errang, die Idee ein, es auch seinerseits mit der plötzlich wieder auferstandenen Operette zu versuchen. Im Herbst 1883 entsteht, anfangs unter der artistischen Leitung Siegmund Steiners, den bald van Hell, der einstige Direktor des „National-Theaters“ ersetzt, das „Walhalla-Operettentheater“.

Die „Walhalla“ ist jetzt zum ersten Male ein richtiges Theater. Sie wird eröffnet mit Offenbachs „Tochter des Tambourmajors“, welcher der Komiker Adolf Link zu einem raschen Erfolge verhilft. Dann kam als Schlager Genées „Nanon“. Und wie man 60 Jahre zuvor auf allen Gassen Berlins „Wir winden dir den Jungfernkranz“ geträllert hatte, so erscholl jetzt überall „Nanon, zu dir ist mein liebster Gang“. „Nanon“ ist fast 500 Mal gespielt worden und überhob den Direktor aller weiteren Repertoirsorgen. Auch Lecoqs „Mamsel Angot“, Dellingers „Don Cesar“ Millöckers „Feldprediger“, Planquettes „Glocken von Corneville“ und Jacobsons Gesangsposse „Das lachende Berlin“ erweisen sich als Zugstücke. Die Direktion wird durch eine Anzahl ausgezeichneter Künstler unterstützt, von denen besonders hervorgehoben seien Jenny Stübel, Helene Meinhard, Eugenie Erdösy, Eduard Steinberger, Ernst Drucker, Bruno Bollmann und last not least der gegenwärtige Tenorist der Kgl. Oper Robert Philipp, der in „Nanon“ einen grossen Erfolg errang. Mit dem „Troubadour“ und dem „Postillon von Lonjumeau“ reihte man in das Repertoire die Spieloper, später auch das Schauspiel ein; so hat man hier bereits den „Pfarrer von Kirchfeld“ gespielt, der 10 Jahre später mit Sommerstorff und der Gessner an derselben Stätte wieder erscheinen sollte. Theodor Wachtel hat hier als Gast sein unvergleichliches hohes C geschmettert und die Thomas-Damhofer ihre Soubrettenkünste gezeigt.

Anfang 1888 schliesst das Operettentheater seine Pforten, und im Herbst des Jahres hält Ludwig Barnay, der ehemalige Sozietär des Deutschen Theaters, seinen Einzug als Direktor und Hauptakteur der völlig umgebauten Bühne.

Als Eröffnungsvorstellung gelangt, durch einen Prolog Wildenbruchs eingeleitet, der Schiller-Laubesche „Demetrius“ am 16. September 1888, glanzvoll inszeniert, zur Aufführung.

Die Direktionszeit Ludwig Barnays, die wohl dem grössten Teil des heutigen Theaterpublikums in deutlicher Erinnerung sein dürfte, bringt dem Berliner Theater, dank einem buntbewegten Repertoire und vor allem dank Barnays glanzvollen Inszenierungen, eine rasche Beliebtheit. Zugunsten einer meist gesunden Theatralik wird das literarische Gewissen hier und da leicht beschwichtigt. Die Gefahr, dass das rein artistische Theater, in dessen Repertoire jede sorglose Leichtigkeit verpönt ist, auf die Dauer langweilig werde, wird mit grossem Geschick vermieden. Die Klassiker, von Shakespeare bis zu Kleist und Grillparzer, werden unter Hinzunahme des Esther-Fragments (Sorma) reichlich herangezogen. Daneben werden Uriel Acosta (Barnay und Drach) und Mosers „Veilchenfresser“ (Stahl) gegeben. „Kean“ und „Hüttenbesitzer“ erreichen besonders hohe Aufführungsziffern.

Das Personal weist eine stattliche Anzahl grosser Namen auf: Clara Ziegler (1888—90) und Friedrich Haase. Daneben die unvergessliche Niemann-Raabe (1838—90), Agnes Sorma (1890—94), Hedwig Bleibtreu, die spätere Heroine der Burg, Nuscha Butze (1888—94), Anna Haverland, Elisabeth Hruby und Antonie Baumeister. Von den Herren seien hervorgehoben: Ernst Formes, Arthur Krausneck, Emil Drach, Ferdinand Suske und Ludwig Stahl, Liebhaber und jugendlicher Held; vor allem aber Mitterwurzer, dessen Glanzrollen Hamlet, Richard III., Riccaut, Uriel, Bolz und Derblay waren. Auf Kainz, der dem Theater das eigentliche Relief geben sollte, musste Barnay nach wenigen Vorstellungen wohl oder übel verzichten.

Michaelis 1893 tritt Barnay von der Leitung zurück und Oskar Blumenthal, der, ebenfalls 1888, das „Lessingtheater“ begründet hatte, übernimmt das „Berliner Theater“ für zwei Jahre gleichsam im Nebenamt. Bedeutend und für die weitere Repertoirgestaltung wichtig ist während dieser Zeit der Eintritt des Ehepaares Sommerstorff-Gessner (1894—99), das mit L'Arronge zugleich dem „Deutschen Theater“ Valet sagte. Neben ihnen bilden im Spieljahr

1894/95 Rosa Retty, Oskar Sauer, Ferdinand Suske, Jenny Gross und Maria Reisenhofer, die zugleich dem Lessingtheater angehören, den Stab der Bühne.

1895 übernahm Aloys Prasch, bisher Mannheimer Intendant und wie Barnay in der Meininger Schule aufgewachsen, die Leitung des Berliners Theaters und führte sie ein knappes Lustrum bis Anfang 1900. Er bringt seine Gattin Auguste Prasch-Grevenberg aus „Berliner Theater", die später Berton-Simons „Zaza" zu einem vollen Siege führt, und als jugendlichen Helden Albert Bassermann. Denkwürdig ist während der Direktionszeit die Premiere von Wildenbruchs „König Heinrich", der, namentlich auf den Studentenplätzen lebhaft applaudiert, einen starken Erfolg errang, nachdem man einige Tage zuvor im Deutschen Theater Hauptmanns „Florian Geyer" unter beispiellosem Lärm abgelehnt hatte.

Mit dem Direktionsantritt Paul Lindaus gewann das Berliner Theater einen erprobten Führer, der, gleichfalls von Meiningen kommend, Theaterblut, literarische Kenntnis und Berliner Erfahrung in sich vereinigte. In drei Spieljahren hat er, vornehmlich durch Einrichtung literarischer Sondervorstellungen, die Bühne auf ein hohes Niveau gebracht. Er schürft in dem alten theatralischen Besitz, fördert Kalisch's „Berlin bei Nacht" und Kotzebues „Deutsche Kleinstädter" neu zutage und experimentiert mit Heines „Almansor" und Grabbes „Don Juan und Faust". In der „Roten Robe" von Brieux gibt er Hedwig Niemann-Raabe noch einmal Gelegenheit, ihre unvergessliche Kunst zu zeigen. Sein grosser literarischer Erfolg war Björnsons „Ueber unsere Kraft" (24. März 1900), dessen beide Teile mit tiefgehender Wirkung gespielt wurden. Im folgenden Jahre erwies sich „Alt-Heidelberg" (22. November 1901) von Wilhelm Meyer-Förster mit Harry Walden als Zugstück von ungewöhnlicher Lebensfähigkeit.

Mit dem Spieljahr 1902/03 wurde durch Paul Lindaus Uebersiedelung an das Deutsche Theater der Direktionsposten von neuem vakant. Alfred Halm und Otto Graul treten in die Bresche und haben das Theater ein Jahr lang fortgeführt.

Mit dem Herbst 1905 beginnt die zweijährige Direktionszeit Ferdinand Bonns, die bis zum 25. November 1907 dauert.

An diesem Tage übernahmen Carl Meinhard und Rudolf Bernauer die Direktion des Berliner Theaters, das sie für den Rest der Spielzeit 1907/08 an fremde Gesellschaften verpachteten.

Ein Zufall fügt es, dass die neue Direktion ihre Tätigkeit genau an dem Tage beginnt, an dem Barnay vor 20 Jahren seine Direktionstätigkeit mit seiner Demetrius-Inszenierung (16. September 1888) eröffnete.

Ellen Key: „Ueber Liebe und Ehe".*)

Viele Menschen, besonders die meisten Männer, machen gegen Ellen Keys Buch „Ueber Liebe und Ehe" den Einwand, dass es so unklar und voller Widersprüche sei. Gewiss wäre es vergeblich, diese Einwürfe entkräften zu wollen. Aber ist es andererseits nicht lächerlich und ungerecht, die Schriften einer Ellen Key deshalb zu verwerfen, weil sie die Logik nicht genügend respektiert?

Genau betrachtet sind die Bücher unserer Schriftstellerin ihrer ganzen Natur nach doch weit mehr poetische Schöpfungen, als nur systematische, wissenschaftliche Werke. Besonders trifft nun jenes abfällige Urteil das genannte Werk, ein Buch, das in seinen wichtigsten Teilen fast ausschliesslich aus den Gefühlen und der Phantasie entstanden und stellenweise sogar von einer vollkommenen Dichtereingebung durchatmet ist. Aber hinter einem Dichtwerk, ich meine einem von der rechten Art, liegt immer ein Schauen — ein Schauen, das mit der ganzen, plötzlichen und unwiderstehlichen Kraft der Intuition aus Seelentiefen emporgestiegen ist, die zu tief in das Unbewusste hinein sich erstrecken, um vom Gedanken ohne Schwierigkeit erfasst und von der Zunge ausgesprochen zu werden.

Bei einem solchen Schauen ist es, als ginge die Seele ihm entgegen und über ihre breite Schwelle. Wäre es da nicht ganz begreiflich und verzeihlich, wenn der Versuch misslänge, diesen siedenden Strom in die geordneten Wälle der Gedankenrichtigkeit hineinzulenken, ja, wenn die verschiedenen Wellen sich hier und da widereinander emporhöben und aneinander brächen?

Verlangt man ein anderes Ergebnis von der Lektüre des Ellen Key'schen Buches als logische Unlustgefühle, so muss man, um hier ein gutes Wort eines alten, englischen Dichters anzuwenden, „richtige Fragen an es stellen".

Und das tut man nur, wenn man sich vor es, wie vor ein Gedicht hinstellt, wenn man also sozusagen herauszufühlen sucht, was es für ein Ideal war, das der Verfasserin vorschwebte, und das sie mit den vielen Worten hat deutlich machen wollen. Man muss mit Hilfe der Sympathie seinen Blick auf dasselbe Bild hinzulenken suchen, worauf ihre Augen verweilt haben, während sie ihr Buch geschrieben. Und dabei wird immer die erste Frage diese sein: Ist ihr Schauen ein wirkliches Schönheitsschauen, ein solches, das durch Zusammenwirken guter Seelenmächte entstanden und dadurch fähig ist, Güte um sich her zu verbreiten, auch unter uns anderen?

Ist es nun entschieden, dass wir das so umstrittene Werk in dieser Sinnesverfassung lesen wollen, so werden wir uns nicht gleich der Ungeduld und dem Zorne ergeben, wenn wir auf steiniges Land stossen. Ganz sicher werden wir in solchem Fall bald vor zwei Tatsachen stehen bleiben, die mit unserer grossen Frage in einem gewissen Zusammenhange stehen.

Während wir dasitzen und der Verfasserin zuhören, können wir, sobald sie uns ihre Ideale schildert, einen besonderen Ton in ihrer Stimme fühlen, einen tiefen und eigenen Brustton, den nur der Resonanzgrund einer echten und ergriffenen Ueberzeugung hervorrufen kann. Ist aber eine Ueberzeugung von dieser Art überhaupt möglich, ohne dass in ihr wenigstens ein Funke von Güte und Wahrheit glüht?

---

*) Aus „Wie Ellen Key die Liebe verkündigt!" Von Olof Rosén, deutsch von Heinrich Torbald. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Und weiter bemerken wir, wie frei dieses Buch ist von allen höhnischen Zurufen an jene Menschen, deren Art zu fühlen die Verfasserin doch als einen erbärmlichen Kontrast gegen ihr eigenes Gefühl empfinden muss. Wir können auch keine Bitterkeit bemerken gegen die, von welchen sie doch so scharfe, oft alles andere als zartfühlende Angriffe zu erdulden hatte, und obgleich wir zuweilen zwischen den Zeilen lesen können, dass die vielen verdammenden Worte und die plumpen Missverständnisse ihr Schmerz bereitet haben, so ist es doch keine Wehklage. Wie ist dies alles möglich? Kam es nicht schliesslich darauf an, dass sie wenigstens das Leuchten einer grossen, geistigen Schönheit wahrnahm, es mit genügender Deutlichkeit empfand und so weder zum Zanken noch zum Höhnen sich selbst erniedrigen mochte?

Aber wir drängen weiter nach innen, immer ungeachtet all der verwirrenden Phrasen und auffallenden Widersprüche, von denen ihre Aufsätze wimmeln. Sind unsere Augen nicht allzu trübe, sind sie vielmehr nur ein wenig liebevoll, dann wird uns das Schauen sicherlich nicht entgehen, das dem inneren Auge der Verfasserin geleuchtet hat. Und so können wir unsere Frage wie in einem näheren Abstande betrachten.

Es gibt in Schweden Leute und es sind deren nicht wenige, welchen gewisse Schriften Ellen Key's, und zwar entschieden auch die in Frage stehende, sogenannte Schmutzliteratur sind. Ich weiss wohl, dass ich nun riskiere, von diesen Menschen desselben ethischen Tiefstandes bezichtigt zu werden, wenn ich, ohne einen Augenblick zu zögern, behaupte: Ihr Schauen ist aus guten Seelenmächten emporgequollen, es ist ein wirkliches Schönheitsschauen!

Und nun kommt es auf mich an, eine so kühne Behauptung so gut als ich es vermag, zu verteidigen.

Ich will davon ausgehen, dass es auf dem geschlechtlichen Gebiet zweierlei Art gibt, auf welche eine unethische Gesinnung hervortreten kann. Die eine besteht darin, dass die Menschen entweder in oder ausserhalb der Ehe, entweder in Handlungen oder nur in Gedanken, ihr Geschlecht zu einem Mittel für sinnliche Lust erniedrigen, sich dessen so bedienen, als wäre sein Zweck Genuss statt die Fortpflanzung des heiligen Lebens in neue Schöpfungen.

Die andere Art liegt darin, dass Menschen diese Kraft, die ihnen das Leben schenkte, nicht als etwas Schönes und Erhabenes zu erkennen vermögen, und alsdann der Trieb der Fortpflanzung nur Abscheu in ihrem Innern erweckt.

Gar nicht häufig findet man, dass diese letztere Weise zu fühlen unsittlich sein könnte. Im Gegenteil, es gibt Leute, deren ethischer Blick hier so stumpf ist, dass sie sogar die Verachtung für alles, was das Geschlechtliche angeht, sich als ein Verdienst zusprechen. Dieses Verdienst erscheint mir recht schwach. Denn was ist es denn, auf das man hier niederzusehen wagt? Ist das Geschlecht nicht eine Kraft, frische kleine Kinderseelen zum Leben zu erwecken? Und wenn so eine kleine Kindesseele — mit allen ihren schlummernden, rätselvollen Möglichkeiten — etwas Heiliges ist, dann muss auch die Kraft eine heilige Kraft sein, solange sie in Reinheit und von der Unendlichkeit der Verantwortung durchströmt, ihrem Zwecke dient, und da ist es ein tiefer sittlicher Mangel, sie nicht als heilig erkennen zu können und ganz von diesem Gefühl beherrscht zu werden. Die Seele ist ja die höchste Wirklichkeit, die wir kennen — und wir armen Menschen haben die Macht, ausserhalb von uns selbst solche neuen Wirklichkeiten zu schaffen, neue Centra für Freude und Leid, für Schönheits- und Gerechtigkeitsbestrebungen! Sollte nicht ein jeder stolz darauf sein, dass so eine Macht ihm gegeben ist? Ich weiss wohl, dass die Abneigung gegen das Sexuelle in gewissen Fällen abnorme Ursachen hat, und da kann von einem ethischen Beurteilen meist keine Rede sein. Aber bei normalen Menschen muss das Gefühl der Scham und des Abscheus vor dem Lebensgebiete, wovon hier die Rede ist, immer als ein Zeichen bewusster oder unbewusster innerer Unreinheit betrachtet werden. Der Abscheu ist ein indirektes Eingeständnis, dass man in der Tat etwas in sich hegt, was des Abscheus wert ist.

Das Schauen Ellen Keys reckt sich hoch empor über diese beiden Arten von Unsittlichkeit. Man muss ihr Buch furchtbar schlecht gelesen haben, wenn man herausgefunden hat, dass sein Zweck eine Verteidigung der freien Liebe sein solle, diese in ihrer allbekannten, niedrigen Bedeutung genommen. Sinnlicher Genusshunger ist in ihren Augen — das zeigt sie mit völliger Deutlichkeit an vielen Stellen ihrer Aufsätze — so weit von der echten Liebe entfernt, dass sie ihn im Gegenteil als eines der grössten Hindernisse für die Entstehung der Liebe in einem Menschen betrachtet. „Die freie Liebe“ in jener Bedeutung, könnte sie sagen, ist nicht die Freiheit für Liebe, sondern das Freisein von wahrer Liebe. Eins kann man nicht bezweifeln: Sie hat klar gesehen, dass der Geschlechtstrieb, wenn er in seiner egoistischen, seelenlosen Form auftritt, vor der Forderung unseres höheren Wesens nicht bestehen kann, dass er böse und unschön ist, ein Hindernis für das Geistige, das Höhere in uns.

Es ist eine grosse Ungerechtigkeit und eine Schande, dass man von einer Verfasserin mit solchen Ideen und Gesichtspunkten behauptet, sie sei die Verkünderin der losgelassenen Sinnlichkeit.

Andererseits aber gehört Ellen Key in keiner Weise zu denen, die sich damit begnügen, die Kraft zu verabscheuen und zu verdammen, welche uns in unserer Geschlechtsbestimmung gegeben ist. Allerdings konnte man denken, dass sie nahe daran war, sich diesen Verbitterten anzuschliessen.

Wer einmal einen Lichtfunken von dem Reinheitsalf aufgefangen hat, dem fallen die Schuppen von den Augen, und er bekommt von diesem Augenblicke an auch den Blick geöffnet für die vielen Riesen der Unreinheit, dass vor Verzweiflung gar leicht sein Zutrauen zu dem Alfe verloren gehen kann und er zuletzt nur noch die Riesen sieht. So wird es in der Tat vielen dieser Verächter ergangen sein, deren Art zu fühlen ich vorhin eine unsittliche nannte, und etwas Gutes, das gebe ich gerne zu, wird also doch hinter ihrer Verachtung liegen können.

Aber bei Ellen Key ist die Reinheitsliebe glücklicherweise nicht in eine so unwürdige Bitterkeit übergeschlagen. Dazu war sie allzu tief und echt. Sie hat zu viel von dem Alfe gesehen, um nicht auf seine Macht vertrösten zu können, obgleich er schüchtern und klein ist und die Riesen ungeheuer und rücksichtslos. Sie weiss, dass auch der Geschlechtstrieb so geadelt werden kann, dass das Beste in uns ihn mit Achtung und Freude begrüssen darf. Er kann auf ein höheres Niveau emporgehoben werden, wo wir uns seiner nicht mehr zu schämen brauchen, und wo wir frei und mit klangvoller Stimme von ihm sprechen können.

Viele Leute bekreuzigen sich vor der Offenherzigkeit und der deutlichen Begeisterung, womit Ellen Key immer von der grossen Kraft spricht, über welche die Hände der Lüge und der Prüderie so viele Schleier ziehen. Aber möchte die sittliche Verbitterung dieser Menschen oft nicht entstanden sein eben aus dem schlechten Schamgefühl, das ich oben zu schildern versucht habe? Sie sind so sittlich eben darum, weil sie so unsittlich sind. Meinerseits muss ich unbedingt daran festhalten, dass wir hier einem von den erhabenen Zügen ihrer Ideale begegnet sind. Jenes Ideal führte sie nicht nur an Scylla, sondern auch an Charybdis vorüber, da war es, glaube ich, ein sicherer Leitstern.

Wenn uns nun auch schon hier viel Schönheit entgegenleuchtet, die es zu einer Freude macht, auf ihr Schauen emporzublicken, so werden wir da noch mehr Stoff zur Freude finden.

Für Ellen Key steht es fest, dass der Geschlechtstrieb unsittlich ist, solange seine Sehnsucht nur nach sinnlichem Genuss steht. Aber wann haben wir dann das Recht, ihn sittlich zu nennen? Ihre Antwort lautet: Wenn seine Sehnsucht nach dem Kinde steht. In der Tat betont sie immer diese Rücksicht auf das Kind, und man würde sicherlich nicht irren, wenn man ihre Meinung so deutete, dass kein Liebesakt ganz das Gewissen und das Schönheitsbedürfnis befriedigen kann, der ohne die wirkliche und innige Hoffnung stattfand, durch ihn ein neues Wesen zum Leben zu erwecken. Aus dieser grossen Hoffnung, so scheint sie es zu fühlen, strömt das Heilige über das Zusammenleben aus.

Erich Köhrer: Saisonbeginn.

Die unsägliche Sterilität des letzten Theaterjahres scheint ihre Wirkungen in die neue Saison hinüber zu erstrecken. Denn aus der Tatsache, dass die erste Septemberwoche bereits mehrere richtige Premièren brachte, kann man wohl schliessen, dass jene Sterilität die Theaterdirektoren nun zu besonders eifrigem Suchen nach neuen Kräften treiben wird. Wenn man aus den Anfängen auch auf das Weitere schliessen dürfte, könnte man dem kommenden Winter sogar mit ein wenig Optimismus entgegenblicken.

Das „Neue Theater“ begann mit einer Kritikerpremière. „Ausserhalb der Gesellschaft“ betitelt sich das neue Schauspiel Erich Schlaikjers, der sonst mit unter den Vordersten steht im Kampfe gegen den überhand nehmenden Bühnenschund. Jadwiga, eine elegante Kokotte, hat einen jungen Schauspieler Harald an irgend einer Schmiere aufgegabelt und liebentbrannt in ihr üppiges, von Excellenz unterhaltenes, Heim geführt. Aus dem Rausch von Liebe und Pracht erwacht er, als er erfährt, woher das Geld stammt, das nun auch sein Leben verschönt. Kurz entschlossen geht er zurück ins Ungewisse, ins Elend, weil er nicht ohne Ehre lieben, ohne Ehre geliebt sein will.

Diese Handlung ist nicht ohne theatralische Kraft gestaltet. Ihr Fehler ist wohl der dritte Akt, der nichts Neues mehr bringt und nur alte Themen noch einmal, allerdings stärker, wiederklingen lässt. Der bittere Zorn, der das Stück belebt, fesselt, weil man ihn als ehrlich empfindet. Aber trotz dieser Wucht der natürlichen Charakteristik bleibt ein Rest Roman. Harald ist zweifellos ein wenig mit Marlittfarben pastelliert, der reine Tor an wandernden Schmieren, und die überschwenglichen Romanphrasen, die hier und da in dem sonst knappen Dialog auftauchen, verstärken diesen Eindruck. Christians, der als Liebhaber von jugendlicher Sieghaftigkeit war, vermochte seinerseits nicht, das Romanhafte ins Lebendige zu übertragen. Dafür war Frau Reisenhofer in ihrer bezaubernden Grazie und mit ihrem rassigen Esprit ganz Natürlichkeit und um so echter, je weniger ihr nach ihrer ganzen Veranlagung die Gefühlstöne gelangen. Carl Parow und besonders Schmidthässler bewiesen in zwei nicht leichten Rollen eine feine, unaufdringliche und dadurch höchst wirksame Charakterisierungskunst. Meta Morella übernahm sich an einer ihrem ‚gewiss recht achtbaren, Talent nicht angemessenen Position.

*

Shaws Komödie „Der Liebhaber“, mit der das „Hebbeltheater“ seine erste Première bot, ist ein Jugendwerk. Gut, dass man das weiss. Denn sonst müsste ein Rückschritt in seinem Können zu bedauern sein. Die Komödie weist alle Mängel Shawscher Bühnenkunst auf, ohne doch die Vorzüge, wenigstens in gleicher Stärke, zu zeigen, die andere seiner Werke auf ein höheres Niveau heben. Die Entwicklung der Handlung ist genau so dürftig, die theatralische Technik genau so kindlich, die Charakterisierung der Personen genau so oberflächlich, wie es im allgemeinen heute noch bei ihm der Fall zu sein pflegt. Aber die Witzsauce, die er in seinen neueren Werken über den schwer geniessbaren Braten giesst, ist im „Liebhaber‘ noch ohne rechtes Gewürz, das Raketenfeuer des Dialogs ist noch zu sehr alltägliche Marktware, die Spitzen seiner satirischen Pfeile treffen noch nicht ins Schwarze. Seine Verspottung des Ibsenkultus, des Ibsenismus (übrigens des missverstandenen), mutet uns heute schon durchaus veraltet und furchtbar kläglich an und rückt in der Schärfe des Tons und dem Wert des reellen Hintergrunds den sonst so amusanten Verfasser bedenklich in die Nähe Benedix’ und Mosers.

Dass die Puppen Leben gewannen, dass der Dialog zu sprühen begann, ist restlos das Verdienst einer ungewöhnlich guten Aufführung. Paul Otto, „der Liebhaber“, obwohl in der Maske um ein Dutzend Jahre (mindestens!) zu jung, spritzte die Fontäne Shawscher Beredsamkeit mit einer prachtvoll fixen Behendigkeit von sich, jonglierte förmlich auf dem ganzen Körper die zierlichen Thesen seines Autors und strotzte von Liebenswürdigkeit. Ida Roland, die leider die Unarten ihrer Sprache nicht loswerden zu können scheint, entwickelte sich mit vollendeter Grazie und nicht ohne warmes Gefühl vom „Mannweib“ zum „Weibweib“, während Maria Mayer mit viel Temperament einen Frauentyp von festerer Prägung umriss. Nissen war von einer erdwarmen Natürlichkeit, die Guido Herzfeld nicht erreichte, weil er den Ironiker Shaw durch Karrikatur ergänzen zu können glaubte. Helene Ritscher und Licho füllten ihre Posten aus, ohne besonders aufzufallen. Die Inszenierung verdient für ihren dezenten und künstlerischen Geschmack warme Anerkennung.

*

Das „Neue Schauspielhaus“ gab der Saison einen würdigen Auftakt durch eine „Faust“-Aufführung, bei der mehr als der blosse Wille zu rühmen ist. Ohne dass der Regisseur Ernst Welisch direkt Ueberragendes geleistet hat, ist es ihm doch gelungen, eine durchaus beachtenswerte Vorstellung zu Stande zu bringen. Die Schnelligkeit der Verwandlungen war bewundernswert, ich habe aber das Empfinden, dass darunter die Ausführung der Bühnenbilder hier und da litt. Das schwierige Problem des Osterspazierganges erfuhr keine befriedigende Lösung, und im allgemeinen wurde etwas zuviel in Dunkelheit gemacht. Aber z. B. das Schlussbild des Prologs war von höchster künstlerischer Wirkung, und auch die Scene im Dom war sehr geschickt arrangiert. Der Gewinn des Abends war das Gretchen Charlotte Marens. Frl. Maren war von einer rührenden Schlichtheit und Natürlichkeit des Tones, von einer keusch verborgenen Wärme des Gefühls, die mich an Lotte Medelsky erinnerten, wohl das beste Gretchen der deutschen Bühne. In der Kraft der visionären Ueberzeugung, in der Stärke des tragischen Entsetzens in der Kerkerszene übertraf Frl. Maren vielleicht gar dies Vorbild. Hans Sieberts Faust verblasste neben ihr. Als Greis noch mühsam sein Temperament zügelnd und manche Schwierigkeit des Dialogs mit feinem Verständnis überwindend, war er nach der Verwandlung doch gar zu jünglinghaft. Und das, obwohl in Adolf Klein ein Mephisto ihm zur Seite stand, der seinen Teufel mit viel zu wenig leichtbeschwingter Grazie des Spottes ausstattete und mit zuviel würdigem Ballast beschwerte. Grete Carlsen als Martha Schwertlein erweckte in ihrer eifernden Possenkomik nur die wehmütige Erinnerung an den lebenstrotzenden, saftigen Humor etwa einer Margarete Pix. Mit einfachster Schlichtheit gab Artur Retzbach dem Wagner Leben und Wärme und eine Komik, die nur ein leises, herzliches Lächeln, kein Gelächter hervorrief, und damit Menschenwert. Alles in allem: Eine Vorstellung, die nicht zu hoch gespannten Ansprüchen erfreuliche Anregung geben mag.

*

Das „Neue Theater“ besann sich sehr rasch darauf, dass sein Zweck weniger die Pflege deutscher Kunst, als internationaler künstlerischer Verständigung ist, und löste Schlaikjer mit Henri Lavedans Komödie „Der Prinz d'Aurec“ ab. Man fragt sich vergebens, durch welche Qualitäten dieses langweilige, nutzlose, ungefüge Opus vor wenigen Jahren in Paris Sensation gemacht, bis man erfährt, dass es sich um grobe Schlüsseldramatik handelt. Für uns hat das Dingelchen nicht das mindeste Interesse, und Christians, der einen jüdischen Millionär nur so „hinschmiss“, folgte einem guten Empfinden. Die entzückende Anmut und feine, graziöse Charakterisierung der Reisenhofer halfen ebenso wenig wie Heinrich Schroth's prachtvolles Temperament und nachlässige Liebenswürdigkeit. Selbst Schmidthässler vermochte eine alberne Rolle nur durch Possenkomik wirksam zu machen. Daran trägt allerdings wohl der Regisseur Mitschuld. Das war Paul Linsemann, der die Komödie, ein Beweis seines sicheren Geschmacks, auch übersetzt hat. Ich weiss, dass Herr Linsemann ernste Kritik nicht wünscht. Nach dieser Leistung kann ich es ihm nachfühlen und begnüge mich daher mit der Feststellung, dass sein Deutsch Karlchen Miessnick vor Neid erblassen machen muss, und dass seine Regiekunst in Neutomischl Aufsehen erregen müsste. Wodurch — das ist noch eine besondere Frage.

*

Eine wahre Erholung nach diesem Schreck war am nächsten Abend die Eröffnung des „Berliner Theaters“ durch Meinhard und Bernauer. Freytags „Journalisten“ erschienen in einer Aufführung, die gute Hoffnungen für die neue Aera der Bühne weckte. Die Zeit drängt, und der Drucker wartet. Ich kann für heute nur in Kürze sagen, dass die Regie (Rud. Bernauer) mit einem frischen Wagemut an die Aufgabe ging und durch Auslösung aller nur möglichen Humore dem Lustspiel neues, farbiges Leben in einem sehr geschmackvollen Rahmen gab. Der Bolz Arnold Korffs war in sprühender Laune und wirklich lebendig, bedarf aber noch der zügelnden Führung der Regie. Prachtvoll saftig und natürlich waren Albert Heine als Piepenbrink, Alfred Schmasow und die köstliche Josefine Dora. Meinhards Schmock erreichte das höchste Ziel der Komödie, unter dem Lachen die Tragik zu zeigen, und erweckte das menschliche Mitgefühl, das den Spott verstummen lässt. Ueber die sympathische Lisa Michalek, die begabte und kluge Serda, über Gustav Botz, Josef Klein und andere nach weiteren Proben ihres Könnens.

*

Von den interessanten Premieren des Deutschen Theaters sei das nächste Mal in Musse des Näheren die Rede.

Bücherbesprechungen

Oskar Wilde: „Die Sphinx“; ein Gedicht (im Verlage von J. C. C. Bruns, Minden i. W.) „Eine Florentinische Tragödie; Drama (im Verlage von S. Fischer, Berlin).

Mit dieser Uebertragung des Wilde'schen „Sphinx“-Gedichts, die der bekannte Uebersetzer F. P. Greve besorgt hat, liegt erneut eine des vollen Beachtens werte Arbeit des englischen Dichters vor uns. Ich glaube sagen zu können, dass Greve sein Bestes daran gesetzt hat, um den wunderbaren Glanz, der einigen dieser Verse in ganz besonderem Masse zu eigen ist, mit seiner Uebertragung in das Deutsche hinüberzuretten. Wildes Salome-Tragödie hat uns an seinen Bilderreichtum, an seine farbige — oft bis ins Krampfhafte gesteigerte Sprachkunst zum Genügen gewöhnt. Und trotzdem bietet dieses Gedicht nun wiederum so viel des Wunderbaren und Neuen, dass es überrascht. Carl Hagemann hat in seiner Wilde-Biographie schon damals auf dieses Gedicht hingewiesen, bevor eine deutsche Uebertragung desselben bekannt gegeben war. Hagemann, einer der besten Wilde-Kenner in Deutschland und sein erster Biograph, sprach über dieses Sphinx-Gedicht überaus charakteristische Worte, die ich nur zu unterstreichen vermag: „Allein die „Salome" kommt an Fülle und Masslosigkeit der Empfindung und Betrachtungen und in der glutvollen Ueppigkeit der Bilder an die „Sphinx" bis auf eine gewisse Strecke heran — an diese glanzreiche Apothese des Lebens und seiner Schönheit, seiner Freuden und Genüsse, seiner Laster" . . . „Die „Sphinx" — rein artistisch gewiss die bedeutsamste Leistung von Oskar Wildes Lebenswerk." . . . W. C. S.

Ein Führer durch Altweimar! Das Goethehaus in Weimar ist alljährlich das Ziel von vielen tausend Literaturfreunden. Sie möchten sich dort in des Dichters Eigenart versenken, indem sie die äusseren sichtbaren Spuren seines Lebens zu deuten sich bemühen. Ein anschauliches Hilfsmittel, das sie dabei unterstützt, fehlte bisher. Geigers Buch „Goethe und die Seinen" (Preis geb. 6 M., R. Voigtländer's Verlag in Leipzig) — aus rein literarischem Bedürfnis entstanden — erfüllt in ungezwungener Weise diesen Dienst. Wer sich die Welt, die im Weimarer Goethehaus ihre vornehme Sprache zu uns spricht, verlebendigen will, wer sie sich bevölkern will mit denen, die Goethe einst nahegestanden, wer das intime Leben Goethes kennen lernen will, greife zu diesem Buche. Es ist der beste Führer durch Altweimar und durch das Goethehaus!

Neuerschienene Bücher und Zeitschriften.

Adolf Dressler jun.: Der Lebensgarten. Ein Novellenkranz. Verlag von Bruno Volger, Leipzig. 1 M. 50.

Gustav Hildebrand: Herr mach uns frei! Roman. Verlag von Bruno Volger, Leipzig. 3,50 M.

Poths-Wegner: Ein Teufelsweib. Roman. E. Pierson's Verlag in Dresden. 3 M.

W. Budelli: Frühlingswehen. Roman. Verlag von Bruno Volger, Leipzig. 4 M.

J. Fritz Weber: Die dunklen Pfade der Verbrecherwelt. Erzählungen aus den Erlebnissen eines Gendarmen. 3. Auflage. Verlag von Bruno Volger in Leipzig. 2,50 M.

Bram Stoker: Dracula. Roman. Aus dem Englischen. von Heinz Widtmann. Verlag von Max Altmann in Leipzig. 4 M.

Wilhelm Sodoffsky: Gedichte. Herausgegeben von Dr. Gustav Sodoffsky. 2. Auflage. Verlag von Jonek u. Poliewsky in Riga.

G. A. Friedlieb: Vervollkommnung. Volksphilosophie in Versen. Verlag von Bruno Volger in Leipzig. 1 M.

H. A. Konrad: Sigurd. Sang aus der Piastenzeit. Verlag von Bruno Volger, Leipzig. 2 M.

Grillenfang oder Agonie des Chamäleons. Eine Sammlung gefangener Grillen sowie schillernder Chämäleone, in unschillerischen Stylarten durch Gottfried Niemann künstlich und mit allem Vorbedacht an den Tag gegeben. E. Pierson's Verlag, Dresden. 3,50 M.

M. H. Gareth: Prometheus. Schauspiel. Verlag von Georg C. Bürkner, Breslau. 3,50 M.

Wilhelm Steiner-Osten: Die Toteninsel. Eine transzendentale Vision. E. Pierson's Verlag, Dresden. 2 M.

H. Plümacher: Gissliano. Schauspiel. Selbstverlag von Hans Plümacher, Köln. 4 M.

Lukas Feder: Schönheit Tod. Ein Spiel in Versen. Nach einem sehr alten Volksmärchen. E. Pierson's Verlag, Dresden. 1,50 M.

Rud. Glaser: Griechische und deutsche Lyriker. Verlag von Emil Roth, Giessen. 1 M.

Olof Rosén: Wie Ellen Key die Liebe verkündigt. Eine kritische Studie. Aus dem Schwedischen von K. Torbald. E. Pierson's Verlag, Dresden. 1,50 M.

Georg August Grobe: Der grosse Anfang. Eine aktuelle, populärwissenschaftliche Abhandlung für Freigeister aller Stände. Verlag von Bruno Volger in Leipzig. 2,50 M.

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur, Musik, Kunst und Kultur.

Herausgeber: **Eugen Dreyer.** Schriftleiter: **Erich Köhrer.**
Verlag Otto Dreyer, Berlin W. 57.
Heft 50 Pfg. — Jahrgang 6 Mark. —

Das Magazin beginnt mit dem nächsten Hefte seinen 78. Jahrgang. Wir bitten unsere Abonnenten, umgehend ihre Abonnements zu erneuern, und auch neue Freunde zu werben. Probenummern stehen gern zur Verfügung.

Das Magazin

wird auch im neuen Jahrgang getreulich dem Fortschritt der modernen Kunst- und Kulturbewegungen folgen und von allem geistigen Regen der Zeit Kunde geben. Der Kreis seines Inhalts soll insofern etwas weiter gespannt werden, als Fragen allgemein kultureller Natur stärkere Beachtung finden sollen als bisher. So wird gleich das erste Heft einen Artikel von Oberst Richelmann über „Art und Charakter des Negers" bringen. Daneben wird den Theaterereignissen erhöhtes Interesse zugewandt werden. Im Uebrigen wird das Magazin, getreu den in den letzten Monaten durchgeführten Grundsätzen, Essays, Szenen, Gedichte und Besprechungen aus allen in Frage kommenden Gebieten enthalten und der Inhalt möglichst abwechslungsreich gestaltet werden. Eine wesentliche Bereicherung werden in Zukunft auch Bilder künstlerisch hervorragender Persönlichkeiten, bedeutender Kunstwerke und besonders bemerkenswerter Szenenarrangements bedeuten.

Verantwortlich für die Redaktion: Erich Köhrer, Berlin W. 30 / für Inserate: Carl Malcomes, Gr. Lichterfelde
Druck und Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur/Musik/Kunst und Kultur

77. Jahrgang des Magazins für Literatur

☐ Herausgeber **Eugen Dreyer** ☐

Inhalt

Grosse Kunst-Ausstellung Dresden 1908 / Walter Schöne
Drei Gedichte / Carl Rhan
Lafcadio Hearn, sein Leben und sein Werk / Wilhelm Conrad Gomoll
Neue Lyrik / Paul Friedrich
Ein Talent / Erich Köhrer
Kinder / Ruth Bré
Zwei Gedichte / Ruth Bré
Die Stellung der Lyrik in der Gegenwart / Hermann Kiehne
Zwei Gedichte / Ernst Edgar Reimérdes
Das ist die Einsamkeit / Karl Kraze
Goethes Braut / Dr. Hans Landsberg
Ein interessantes Stück Berliner Theatergeschichte
Ueber Liebe und Ehe / Ellen Key
Saisonbeginn / Erich Köhrer
Bücher-Besprechungen
Neuerschienene Bücher und Zeitschriften

77. Jahrg. / September-Heft 1908 / Nummer 12

Verlag von Otto Dreyer / Berlin W. 57

Das Magazin erscheint Anfangs jedes Monats
Jahresbezug: Mk. 6— / Einzelnummer 50 Pf.

Anzeigenpreis: Die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 30 Pf., bei grösseren Aufträgen nach besonderer Vereinbarung.

Das Magazin ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen.

im Ausland durch nachstehende Verkaufsstellen: **Amsterdam;** Maas & van Suchtelen / Gebr. Schroeder, Rokin 50. **Antwerpen:** J. Mertens-Somers, 26 rue de la station. **Basel:** Bahnhofsbuchhandlung. **Bern;** J. Beck, Lorrainestr. 8. **Brüssel:** Dechenne fils, Galerie du Roi. **Bukarest:** F, Veith Stradia Saturn 19. **Genf:** Librairie universelle rue de Mont Blanc 11. **Haag;** Kioskonderneming. **London:** A. Siegle, 30 Limestreet und Librairie universelle 48 Highstreet **Madrid:** Librairie-Baillière. **New York:** International News Company. **Paris;** Kiosques No. 50 Bld. Montmartre, No. 32 Bld. des Italiens. **Rom:** Chiosco Piazza Spagna. **Shanghai:** Max Noessler & Co., lanking, Road 38. **Tokyo;** (Japan) Nankodo, No. 8, Kiridoshi-Sakamachi. **Wien XIII:** Paul Selinger, Winkelmannstr. 6 **Zürich** di Rascher & Co. Rathaus-Kai 20.

Die nachstehenden Buchhandlungen empfehlen sich zur Lieferung des „Magazin“ und aller darin besprochenen und angezeigten Werke:

Aachen: M. Jacobi's Nachf.
Altona: J. Harder's Sort.
Amsterdam: Meulenhoff & Co.
Augsburg: Schlosser'sche Buchh.

Barmen: Adolf Graeper
Basel: Georg & Co.
Berlin: Nicolai'sche Buchhandlung
Berlin: J. M. Spaeth
Bonn: Herm. Behrendt
Braunschweig: B. Goeritz Sort.
Bremen: J. Morgenbesser
Breslau: Trewendt & Granier
Breslau: Priebatsch's Buchhandlung

Dresden: H. Burdach, Hofbuchhdlg.
Dresden: Just. Naumann
Dresden: v. Zahn & Jaensch

Elberfeld: Höckner'sche Buchhdlg.
Elbing: C. Meissner
Erlangen: Th. Blaesing

Frankfurt a. M.: Benj. Auffarth
Frankfurt a. M.: Alfr. Neumann
Fürth: A. Schmittner.

Görlitz: H. Tzschaschel
Görlitz: Rud. Worbs & Co.
Göttingen: Dieterich'sche Univ.-Buchh.

Haag: v. d. Haar & van Ketel
Halle: Hugo Peter

Hamburg: Gerth, Laeisz & Co.
Hamburg: G. W. Seitz Nachf.
Helmstedt: F. Richter

Kassel: Ernst Hühn
Kassel: J. C. Krieger'sche Buchhdlg.
Köln a. Rh.: M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhdlg.
— C. Roemke & Cie., Kreuzgasse 13
Königsberg i. Pr. C. Th. Nürmberger
Königsberg i. Pr.: W. Koch
Kopenhagen: G. Chr. Ursin's Nfg.
Krefeld: J. Greven

Leipzig: Herm. Beyer
Leipzig: Max Busch
Leipzig: J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg.
Leipzig: Rossberg'sche Buchhdlg.
Leipzig: Friedr. Schneider
Lübeck: Lübcke & Nöhring

Magdeburg: Lichtenberg & Bühling
Magdeburg: Heinrichshofen'sche Bhg.
Mainz: H. Quasthoff
Mannheim: F. Nemnich
Moskau: Alex Lang
München: J. A. Finsterlin Nachf.
München: A. Ackermann's Nachf.
München: Chr. Kaiser
Münster i. W.: H. Schoeningh.

Neu-Ruppin: P. Howe

New-York: Westermann & Co.
New-York: Gust. E. Stechert

Nordhausen: C. Haacke

Oldenburg: Ferd. Schmidt's Bchhdlg.

Petersburg: Industrie u. Handelsges. M. O. Wolff
Potsdam: A. H. Pusch Hofbchhdlg.
Prag: Gust. Neugebauer
Riga: E. Bruhns
Rostock: Stiller'sche Hofbchhdlg.

Schwerin i. M.: Carl Singhol
Sondershausen: Fr. Bertram
Spandau: Neugebauer'sche Buchh.
Stolp: C. Schrader
Strassburg: J. Bensheimer
Strassburg: Agentur v. B. Herder
Stuttgart: Konr. Wittwer Sort.

Tarnowitz: R. Ronge

Weissenfels: O. Giller
Wien: Gerold & Co.
Wien: Wilh. Braumüller & Sohn
Wiesbaden: Feller & Gecks
Wilhelmshaven: Gebr. Ladewig
Wolfenbüttel: Alb. Stichtenoth Nf.
Worms: H. Kraeuter'sche Buchhdlg.
Worms: O. Reiss Nachf.

Zittau: Fiedler's Buchhdlg.
Zürich: Rascher & Co.

Ankauf ganzer Bibliotheken
jeden Umfanges und jeder
Wissenschaft sowie einzelner
Werke von Wert.

Paul Graupe
vorm. Georg Lissa, Antiquariat
Berlin SW. 68. Kochstr. 3.

Schriftstellerbibliothek

1. Auskunftsbuch für Schriftsteller.
2. Absatzquellen für Schriftsteller.
3. Verlegerlisten für Schriftsteller.
4. Hilfsbuch für schriftstellerische Anfänger.
5. Contobuch für Schriftsteller gebunden 1 Mark.

Buch No. 1, 3 u. 4 kost. 1 Mk. gebund. 1.40 Mark, Buch No 2, 1.50 Mk., geb. 2 Mk.

Feder-Verlag, Berlin W.
Elssholzstr. 5.

Physikal. Baukästen

m. Anl. z. Selbstherstellung betriebsfähiger u. praktisch verwendbarer Apparate.

1.	Elektromotor	4,— M.
2.	Dynamo-Maschine	6,— M.
2a.	Dynamo- do. grösser	18,— M.
3.	Schlitten-Induktions-Apparat	6,50 M.
4.	Funkeninduktor	8,— M.
5.	Morse-Schreibtelegraph	6,— M.
6.	Haustelegraph	6,— M.
7.	Telephon (2 Stationen)	26,— M.
8.	Akkumulator	4,— M.
9.	Dampfmaschine	8,— M.
10.	Lehruhr	4,— M.
11.	Funkentelegraph (kpl.)	24,— M.
12.	Influenzmaschine	17,— M.
13.	Experimentierk. daz.	10,— M.
14.	Kompl. Lichtanlage	10,50 M.
14a.	do. (grösser)	17,— M.

Ein hervorragendes Lehr- und Beschäftigungsmittel zur Einführung in die Naturlehre und in die praktischen Arbeiten des Mechanikers, Elektrotechnikers und Monteurs. Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme vom Verlage

Hugo Peter, Halle a. S.

Ausführliche Pr spekte gratis

DAS MAGAZIN

77. Jahrgang
Heft I bis 10 enthielten u. a. folgd. Beiträge:

Ueber czechische Literaturgeschichte (F. Wahrmund) — Der literarische Satyr der deutschen Nationalversammlung (A. Kohut) — Eine Stimme aus der evangelischen Geistlichkeit (Konsistorialrat Aye) - Charles Bonnet und Kant (E. Loewenthal) — Die Lex Cosima und die deutschen Künstler (M. Wundtke) — Acta Sanctorum (M. Kirschstein) — Das Mysterium Jesu (Peter Hille) — Mein enthülltes Herz (Ch. Baudelaire) — Im alten Schloss (P. Baum) — Edward Munch (Inge Maria) — Die Fischerin (Fr. Nietzsche) — Pickwick redivivus (O. Zaretzky) — Das Rätsel des Schönen (R. Dehmel) — Balkanreise (O. A. H. Schmitz). — Ein Wort über Shakespeare (Samuel Lublinski) — Die moderne Lyrik der Amerikaner (E. Schur) — Die Briefe der Pompadour (Dr. H. Landsberg) — Die Madonna (L. Brieger-Wasservogel) — Das Mäzenatentum (L. Berg) — Thalia in der Provinz (P. Bliss) — Goldoni in Deutschland (Dr. H. Landsberg) — Mutter (Ruth Bré) — Kultur der Geselligkeit (W. Leven) — Prinz Schönaich-Carolath (E. Kammerhoff) — Neu-Berlin (E. Edel) — Münchener Ausstellung (F. P. Johannes) — Das Baby (P. Bliss) — Ein Selbsdenker (G Salomon) — Gustave Flaubert (R. Bauer) — Sommertheater u. a., Gedichte, Musikbeilagen, Recensionen, Kritiken etc.

Einzelnummer 50 Pfennig — Jahresbezug Mk. 6—

II. Jahrg.
1908

12 Hefte
kplt. 6 Mk.

MENSCHHEITSZIELE

MONATSRUNDSCHAU
FÜR
WISSENSCHAFTLICH BEGRÜNDETE WELTANSCHAUUNG UND GESELLSCHAFTSREFORM

II. Jahrg.
1908

Einzelheft
60 Pfennig.

Heft 1/2	Heft 7/8	Heft 4/5
Ludwig Feuerbach-Nummer	Friedrich d. Einzige	Ch. Darwin-Nummer

I. Jahrgang 1907: 4 Hefte komplet Mk. 6—. Einzelheft Mk. 1,80.

I. **Wolfgang Kirchbach-Nummer**
II. **Confucius-Nummer**
III. **Lamarck-Nummer**
IV. **Auguste Comte-Nummer**

Prospekte durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag:
Otto Wigand, m. b. H., Leipzig, Rossplatz No. 3

Wichtig für Bibliotheken, Gelehrte, Schriftsteller
zum Katalogisieren grosser und kleiner Bibliotheken, zu Registraturen, Adressensammlungen jeder Art!

Ueberflüssig
Oms · Steglitz

ist langatmige Beschreibung meiner konkurrenzlos billigen Karten-Buchführung. Ich liefere 500 Karten mit Alphabetordnern und Kasten für nur **10** Mark! Jeder Kasten kann über 1000 Karten aufnehmen. Je 500 Karten mit beliebigem Aufdruck kosten ca. 6 Mark.

Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 19
Gegründet 1874 · Fernsprecher: Amt 6 No 8883 u 9395

Niersteiner Domthal

Hervorragend preiswerte Weinmarke. Probekiste von 12 Fl. Mk 15.— franko jeder deutsch. Eisenb.-Stat. gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages.

Gräfl. v. Schweinitz'sche
Weinguts-Verwaltung
Nierstein am Rhein

Im Faße von 30 Liter an bezogen p. Ltr. 1 Mk. Fracht zu Lasten des Empfängers.
Für bessere und Auslese-Weine verlange man Preisliste. Vertretungen werden an gut empfohlene Herren vergeben.

1042

Seit Januar 1808 erscheint in unserem Verlage

◆◆ **Zeitschrift** ◆◆
für
Sexualwissenschaft
unter redaktioneller Mitwirkung von
Dr. Friedrich Krauss, Wien und Dr. Hermann Rohleder, Leipzig
Herausgegeben von
Dr. Magnus Hirschfeld
Preis pro Jahrgang (12 Hefte) M. 8.—.

Diese Zeitschrift, welche die jetzt so viel erörterten Sexualprobleme in ernster, wissenschaftlicher, dabei gemeinverständlicher Weise behandelt, ist nicht allein für den Mediziner bestimmt, sondern vor allem auch für Juristen, Politiker sowie überhaupt für alle gebildeten Laien von grossem Interesse.

Ausführliche Prosekte und Probenummern gratis durch jede Buchhandlung oder direkt von

Georg H. Wigand's Verlag, Leipzig
Querstr. 10-12.

Empfehlenswerte Werke aus dem Verlag von Otto Dreyer, Berlin W. 57, Kurfürstenstrasse 19.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag.

Wanderungen durch die Hochalpen,

nebst Ausflügen nach den
Normannischen Inseln und Sizilien.
Von **Rodrich Gedike.**

24 Bogen 8vo. Hochelegant gebunden Mk. 5, broschiert Mk. 4.

Den Freunden des Alpensports sei warm ein Buch von Rodrich Gedike empfohlen, das interessante »Wanderungen durch die Hochalpen« schildert, daneben nicht minder anziehende »Ausflüge nach den Normannischen Inseln und Sizilien«. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei hervorgehoben, dass der Schwerpunkt des Werkes nicht in der leicht plaudernden feuilletonistischen Behandlung der Reiseerlebnisse liegt, sondern in der tatsächlichen Darstellung der Wirklichkeit der oft nur durch Aufwendung aller Willenskraft besiegbaren Schwierigkeiten und Gefahren. Der Verfasser hat, um die Schönheiten des Hochgebirges voll zu geniessen, manchen wenig gangbaren Pfad betreten, und hierbei zumeist den Führer verschmäht, eine Kühnheit, die nur der ganz zu würdigen weiss, der es ihm einmal gleich getan. Die Belohnung dafür ist freilich nicht ausgeblieben, und der Autor hat manches gewaltig ergreifende Stück Natur gesehen, das dem grossen Schwarm der Touristen ewig unbekannt bleibt. Nach den ursprünglich für das eigene Gedächtnis bestimmten Aufzeichnungen schrieb er hier einen Teil seiner Beobachtungen und Erlebnisse nieder; dass er sie nicht für sich behalten, werden ihm alle mutigen Freunde des Bergsteigens Dank wissen und gern auch weiter von seinen Wanderungen durch die luftigen Höhen vernehmen.

Selbst-Gymnastik.

Von **Andreas Oberst.**
Privat-Turnlehrer für orthopäd. Gymnastik.
Mit zahlreichen Abbildungen.
Preis: 1,50 Mk.

Anerkennungen:

Das kleine Büchlein des Herrn Andreas Oberst ist gut gemeint und können die in demselben enthaltenen Regeln für die Ausübung der Gymnastik wohl empfohlen werden. Wer sich streng an die gegebenen Vorschriften hält, wird den Vorteil an seinem eigenen Körper erfahren. Ich kann nur wünschen, dass rationelle Selbstgymnastik ferner ein Gut des deutschen Volkes werde.

Berlin, den 2. November 1907.

Prof. Dr. HOFFA, Geh. Med.-Rat.

Professor Dr LASSAR schreibt: Mit grossem Anteil habe ich Ihre Druckschrift über Selbstgymnastik gelesen. Reiche Beobachtung und Durchdenkung des an sich spröden Stoffes, markige und gesunde Lebensauffassung, knappe klare Sprache, das sind Eindrücke, wie ich sie gewonnen. Möge Ihre Arbeit vielen Jüngern die Quelle der Selbsterziehung, der Selbstbeherrschung werden. Durch Ihre Dedikation haben Sie mich erfreut und zu aufrichtigem Dank verbunden.

Ex-libris.

Soeben ist erschienen:

Katalog 45: Ex-libris.

Ueber 1000 Nummern enthaltend. — Mit 34 Facsimiles Preis ℳ 2.—.
München, 10 Karlstrasse 10
Jacques Rosenthal, Buch- u. Kunst-Antiquariat.

☛ Ankauf von frühen Handschriften, besonders von Miniaturenmanuskripten, Inkunabeln, illustrierten Büchern des XV. und des beginnenden XVI. Jahrhunderts, sowie einzelner Holzschnitte und Kupferstiche vom XV und vom I. Viertel des XVI. Jahrhunderts

Neuer Verlag

nimmt u. günstigen Bedingungen Werke aller Art in Eigen- und Kommissions-Verlag, Vertrieb, Prüfung, Begutachtung und Bearbeitung v. Theaterstücken.
Anfragen an Verlag
„Reform“, Leipzig.
Brandenburgerstrasse 8.

Falls ihre Gesundheit und Kraft
in irgend einer Form, Art oder Weise nicht zufriedenstellend ist, dann verlangen Sie gefälligst umsonst und portofrei
Die neue indische Natur-Heilweise
Adresse:
„Po-Ho“ Hamburg 23.
genügt!

Romane, Novellen, Gedichte, Dramen etc.

prüft schnellstens u. bringt in wenigen Wochen in geschmackvoll. Ausstattung mit Erfolg heraus **in weitesten Kreisen bekannter Verlag.** Coulante Zahlungsbedingungen. Zuschr. **E. K. 56.** Berlin W. 110.

Alter renommierter Verlag mit eigener Buchdruckerei
übernimmt Herstellung und Verlag literarischer und belletristischer Werke. Derselbe bietet als Herausgeber einer der bedeutendsten
Zeitschriften für Literatur und Kunst
in der die Neuerscheinungen dauernd zur Anzeige gelangen, die Garantie für weiteste Verbreitung und denkbar grössten Absatz. Angebote unter **„Absatz“** an **„Das Magazin“, Berlin W. 57,** Kurfürstenstr. 19.

In unterzeichnet. Verl. erschien:

Zeitgenössische Dichter und Denker

Eine Biographien-Sammlung
von **Dr. Eduard Löwenthal.**
Preis 60 Pf.
Otto Dreyer, Verlagsbuchhdlg.
Berlin W. 57.

Verlag von Scheitlin, Spring & Co in Bern.

Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte.
Herausgegeben von Prof. Dr. L. Stein.
Soeben erscheint als 60. Band:

Die dritte Dimension

Eine philosophische Erörterung v. A. Levy
Preis Mk. 2.— durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

„so stellt diese Schrift im Grunde eine Theorie über das Verhältnis unseres Bewusstseins zu den äusseren Gegenständen dar. Dass Levy diese seine Aufgabe nicht psychologisch-genetisch, sondern philosophisch-erkenntnis theoretisch anfasst, **findet durchaus meinen Beifall.**“ (Prof. Vorländer im „Literaturblatt“ der „Frankfurter Zeitung“).

Demnächst erscheint:

Haschisch

Aegyptische Skizzen.

Von
Ernst Klippel.

Elegante Ausstattung.

Preis ca. 1 Mark.

Vorausbestellungen durch alle Buchhandlungen u. den unterzeichneten Verlag.

Otto Dreyer, Verlagsbuchhandlung
Berlin W. 57.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 079442973